Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

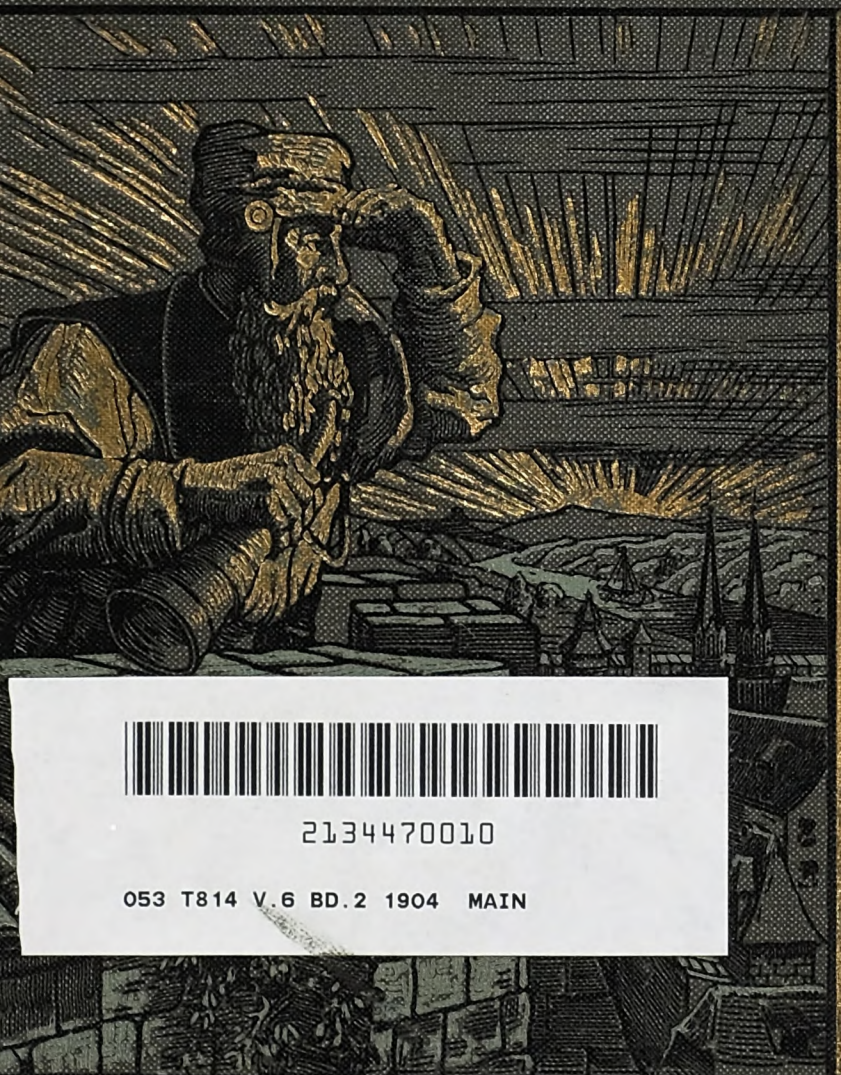
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

N - LIB STORAGE
36641

Türmer

ats schrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:
Hanno Emil Freiherr von Grotthuss



2134470010
053 T814 V.6 BD.2 1904 MAIN

lag von Greiner und Pfeiffer · Stuttgart

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

053
T814
v.6
1904

Digitized by Google

Digitized by Google

053
T814
v.6
1904

Der Türmer

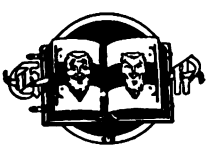
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Sechster Jahrgang • Band II.

(April bis September 1904.)



St. Louis Public Library
P4.12.

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Seite

Antoni, Albert: Herbst 701
Berghof, Paul: Und wenn der Lärm verklungen 387
Dix, Anna: Karfreitag 12
Domansky, Walter: Ein Abend bei Goethe 555
Feesche, M.: Im Herbstgold 647
Finckh, Ludwig: Lenz 167
„ „ Einer Frau 297
Franke, Ilse: Sternlose Nacht 689
Horn, Lutz: Höhenglut 281
Knodt, Ernst: Ein Sommerabend 413
Lankau, Johanna M.: Reifen 524
Malapert, Freifrau von: Das ewige Licht 289
Nikodemus: Mondnacht 542
Plinke, Aug. H.: Frühlingstag 286
Stern, Maurice von: Sommer-Morgenstille 435
Zoozmann, R.: Ostern 44
„ „ Frühlingsgleichnis 262

Novellen und Skizzen.

Busse, Karl: Mutter Pokatschen 162
Greville, Henri: Der Mittag 556
Hartwig, Paul Hermann: Der alte Schulmeister 421
Lienhard, F.: Abendgebet auf dem Nebo 43
Rau-Nürnberg, Olaf: Die Bleß 287
Rosegger, Peter: Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders 13. 135. 263. 388. 525. 648
Tschechow, Anton: Daheim 690

Aufsätze.

A., Dr.: Ein Wort über den Okkultismus 89
Achelis, Th.: Goethes religiöse Welt-Anschauung 543
Berghaus, Walter: Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung 92
Berlepsch, Dr., Freiherr von: Warum betreiben wir soziale Reform 324
Bethge, Dr. Hans: Worpswede 312
Blankenburg, Joh.: Die Offenbarung des Christentums 465
Buhrow, Paul: Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung 212
Dominik, Hans: Radioaktive Substanzen 173
Douglas Story: Die Russen im Felde 463
Engel, Ed.: Was der Deutsche in England lernt 84
„ „ Eine neue Shakespeare-Biographie 168
„ „ Zu Petrarcas 600jährigem Geburtstag 456
Flemming, August: Die Dichter, Denker und ihr Volk 469

Digitized by Google

Seite
Förster, Prof. Wilh.: Soziale Organisation und ihre Verheißungen . 129
Franke, Waldemar: Zur Frage: Was ist der Mensch 213
Friedrichs, Dr. Max: Neue Frauen-Lyrik 558
Gerlach, H. von: Wahrheit 171
Günther, S.: Geschichte der Kolonisation durch fremde Rassen . . . 53
Gurlitt, Prof. Dr. L.: Oberflächenkultur 440
Heineke, R.: Zur Offenbarungsfrage 723
Hesse-Wartegg, Ernst von: Die Weltausstellung in St. Louis . . 572
Hooven, Hans van: Memoirenliteratur über den Krieg in Südafrika 436
Kirchbach, Wolfgang: Deutsche Literatur in Frankreich 591
Klatte, Wilhelm: Die 40. Tonkünstler-Versammlung 632
Knauer, Dr. Friedrich: Der Vogelgesang nach seiner Tendenz und Entwicklung 447
„ „ „ Herbstbilder und Herbstprobleme 713
König, A.: Individualismus und Sozialismus 385
Kötschke, Pfarrer a. D.: Frauenkongreß und Frauenbewegung . . . 566
Krauß, Rudolf: Eduard Mörike und seine Braut Louise 672
Kuhaupt, W.: Das Recht auf Kritik 641
Lienhard, Fritz: Zwei Tote 563
Lindner, Heinr.: Der Emanzipationskampf des deutschen Schauspielers 513
Maier-Pfullingen, Dr.: Erinnerungen an Tobias Beck 154
Marx, Alfred Bernhard: Glucks: „Iphigenia auf Tauris“ 243
Mayne, Harry: Heinrich von Kleist 298
Müller, C. Th.: Was ist der Mensch 1
Müller, Julius: Militärische Reformgedanken 470
Neubauer, Dr. Karl: Nostra maxima culpa 414
Petersdorff, Herman von: Heldenbücher 45
„ „ „ Die Tagebücher Ludwigs von Gerlach . 177
Pfuhl, Prof. Dr.: Der Sonnenschein in Deutschland 462
Poppenberg, Dr. Felix: Hinter dem Schleier 73
„ „ „ Primitive Dramatik 193
„ „ „ Grotesken und Dämonien 319
„ „ „ Russische Temperamente 705
Pruß, Hans: Bismarck und die Bibel 583
Rechert, Dr. Emil: Aus alten Rechtsquellen 204
Reinke, J.: Der Botaniker Schleiden 64
Rieger, Dr. Bernhard: Unsere Jugend 257
Rogge, Chr.: Zeit lassen 68
„ „ Der christliche Gottesglaube 304
„ „ Frommel-Gedenkwerk 441
„ „ Rudolf Kögel 704
„ „ Der religiöse Wert des Alten Testaments 704
„ „ Gelegenheit 721
Rudorff: Vergangenheit und Zukunft der christlichen Religion in Japan 442
S.: Kinderideale 720
Sch., J.: Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung 344
Schlicht, Frhr. v.: Erstklassige Menschen 79
Schreiber, Dr. A.: Was können wir für unsere Kolonien von anderen lernen? 198
Siebert, Dr. Otto: Ludwig Feuerbach 578
Soltau, Wilhelm: Gibt es eine Offenbarung? 593
Stein, Prof. Dr. Ludwig: Die nationale Bedeutung von Wasserstraßen 283
Storck, Dr. Karl: Ludwig-Richterpostkarten 54
„ „ „ Friedrich Preller 55

Digitized by Google

Seite

Storck, Dr. Karl: Die Geschichte der Programm-Musik 116
„ „ „ Musikalische Zeitfragen 121
„ „ „ Neue Bücher und Musikalien . 125. 254. 381. 770
„ „ „ Hans Baldung 125
„ „ „ Zu unserer Notenbeilage 255. 382. 773
„ „ „ Zu unseren Kunstbeilagen . . 255. 382. 511. 637. 773
„ „ „ Die Erstaufführung von Richard Wagners „Lohengrin" 371
„ „ „ Lenbach 427
„ „ „ Richard Wagner und Mathilde Wesendonk . . . 501
„ „ „ Das Janko-Klavier 508
„ „ „ Musikfeste 767
Sydow, Dr. Georg: Die Sozialpolitik in der Gesetzgebung 31
Treu, Max: Vorbestraft 290
W., C. T. von: Gibt es eine Offenbarung 597
Zimmermann, Dr. Waldemar: Der ungarische Eisenbahnerstreik und das Koalitionsrecht der Eisenbahner 305
Zoozmann, Richard: Neue Frauen-Lyrik 561
„ „ Wenn Großeltern dichten 702

Kritik.

Andrejew, Leonid: Novellen 712
Batka, Richard: Gesammelte Blätter über Musik 254
Becques, Henri: Raben 322
Behnisch-Kappstein, Anna: Wanderkameraden 562
Behrend, Alice: Allerhand Poeterei 562
Berlepsch, Dr. Frhr. v.: Warum betreiben wir die soziale Reform? . 324
Berlioz, Hektor: Ideale Freundschaft 125
„ „ Romantische Liebe 125
„ „ Die Musiker und die Musik 125
Berner, Ernst: Der Regierungsanfang des Prinzregenten von Preußen und seiner Gemahlin 52
Bousset: Das Wesen der Religion 68
Bunin, Iwan: Novellen 710
Eck, Miriam: Im Herbst 562
Ey, Adolf: Gedichte eines Großvaters 702
Frommel, Dr. Otto: Frommel-Gedenkwerk 441
Gadow, Dr.: Zehn Jahre im alten Südafrika 436
Gerlach, Jakob von: Die Tagebücher Ludwigs von Gerlach 177
Grazie, M. E. delle: Liebe 562
Haller, Dr.: Der Burenkrieg; seine Ursachen und seine Entstehung . 438
Hedwig-Julia: Stille Lieder 561
Hessen, Robert: Leben Shakespeares 168
Heyermann, Hermann: Ora et labora 193
„ „ Die Hoffnung 193
Hielscher, Paul: Die Konzerttantieme keine Gefahr 770
Johnston, Harry H.: Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen (Deutsch von M. von Haffern) 53
Juhl, Ernst: Camerakunst 383
Kahn, Robert: Kahn-Album 254
Kappstein, Th.: Emil Frommel 441
Klein-Hattingen, Oskar: Bismarck und seine Welt 51
Koch, Luise: Gedichte 562

Digitized by Google

Seite
Kögel, Gottfried: Rudolf Kögel 704
Kohlrausch, Robert: Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit 373
Korolenko: Der Wald rauscht 708
Koser, Reinhold: Friedrich der Große, II. Bd. 46
Köstlin, Therese: Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! 558
Kurth, Otto: Chorlieder 382
Lehmann, Max: Freiherr vom Stein, II. Teil 47
Lenz, Max: Geschichte Bismarcks 49
Levy, Gustav: Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung 381
Lienhard, Fritz: Oberflächen-Kultur 440
Liman, Dr. Paul: Der Burenkrieg; seine Ursachen und seine Entstehung 438
Lorenz, Ottokar: Gegen Bismarcks-Verkleinerer 52
Loescher, Fritz: Bildnis-Photographie 383
Maeterlinck: Schwester Beatrice 197
„ Wunder des heiligen Antonius 197
Mathies-Masuren, F.: Die photographische Kunst im Jahre 1902 und 1903 . . . . . 383. 511
Oldenburg, Nathalie von: Meinen Toten 561
Oettli: Der religiöse Wert des alten Testaments 704
Paap, W. A.: Königsrecht 195
Paul, Adolf: David und Goliath 319
Rahmer, Dr. S.: Das Kleistproblem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists 302
„ „ „ Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte . . 303
Sakolowski, Paul: Parsifal 381
Schlaikjer: Des Pastors Rieke 196
Schlicht, Freiherr von: Erstklassige Menschen 79
Schmidt, Bruno: Lieder 773
Schmidt, Erich: Kleist-Essay 304
Schmidt, Wilhelm: Mutter Landstraße 77
Schneider, Lina: Großmutterlieder 703
Schnitzler, Artur: Der einsame Weg 74
Schowalter, Pfarrer: Lebenserinnerungen des Präsidenten P. Krüger 437
Schubert: Grundzüge der Kirchengeschichte 72
Servaes, Franz: Dichter und Darsteller 301
Shaw, Bernard: Candida 74
Skitaletz: Spießruten 707
Steig, Reinhold: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe 299
Strindberg: Fräulein Julie 322
Stubenberg, Gräfin Mathilde: Eisblumen 562
Tappert, Wilhelm: Richard Wagner im Spiegel der Kritik 254
Tschechow, Anton: Gesammelte Erzählungen 712
Uspensky, Gljeb: Novellen 706
Viljoen, General Ben: Die Transvaaler im Kriege mit England . . 438
Wagner, Richard: Briefe an Mathilde Wesendonk 501
Weinel: Jesus im neunzehnten Jahrhundert 70
Weiß, B.: Die Religion des Neuen Testamentes 72
de Wet, General Christian: Der Kampf zwischen Bur und Brite . . 439
Weressajew, W.: Die Kolossows 705
Wiegand, Georg: Ludwig-Richterpostkarten 54
Wobbermin: Der christliche Gottesglaube 304
Wolf, Marguerite: Frühling 561
Wucadinovic, Spiridion: Kleist-Studien 304
Zola, Emile: Wahrheit 171

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Seite
Berlepsch, Dr. Freiherr von: Warum betreiben wir soziale Reform 324
Douglas Story: Die Russen im Felde 463
Engel, Ed.: Was der Deutsche in England lernt 84
Kirchbach, Wolfgang: Deutsche Literatur und Wissenschaft in Frankreich 591
Lobsien, Marx: Kinderideale 720
Pfuhl, Prof. Dr.: Der Sonnenschein in Deutschland 462
Prutz, Hans: Bismarck und die Bibel 583
R.: Aus unserer südwestafrikanischen Kolonie 340
Rechert, Dr. Emil: Aus alten Rechtsquellen 204
Schlicht, Freiherr von: Erstklassige Menschen 79
Schreiber, Dr. A.: Was können wir für unsere Kolonien von anderen lernen 198
Spalding: Gelegenheit 721

Offene Halle.

Dichter und Denker und ihr Volk 469
Militärische Reformgedanken 470
Moderner Strafvollzug 343
Offenbarungsfrage 92. 212. 344. 465. 593. 597. 723
Okkultismus 89
Was ist der Mensch 213

Türmers Tagebuch.

Wie war es möglich? — Im Klassenstaat. — Illusion und Wirklichkeit 95
Der Hererokrieg und das Nationalgefühl. — Materialisten und Idealisten. — Aus dem Rechtsstaat. — Von allerlei Staub und vom grünen Mai 215
Der Kampf mit den geistigen Waffen. — Wie Brüder beieinander wohnen. — Das finstere Mittelalter und die helle Gegenwart. — Nachtwächter und Ruhestörer 346
Der Umsturz von oben 472
Konto Korruption. — Optimismus oder Pessimismus? — Persönliches Regiment und politische Bildung. — Leben wir in einem Rechtsstaat? — König Mammon. — Ohm Paul 599
Bankbau und Kirchenbruch. — Die Furcht vor der Öffentlichkeit. — Die Bestie im bunten Rock. — Enteigenartung 732

Hausmusik.

Berlioz, Literarische Werke 125
Glucks „Iphigenia auf Tauris“ 243
Janko-Klavier 508
Kurth, Otto 382
Loewe, Karl 255
Musikalien, neue, und Bücher 125. 254. 381. 770
Musikfeste 767
Musiksteuer 121
Programm-Musik, ihre Geschichte 116
Tonkünstler-Versammlung, die 40. 632
Wagners „Lohengrin“, Erstaufführung 371
Wagner und Mathilde Wesendonk 501

Digitized by Google

Seite
Kögel, Gottfried: Rudolf Kögel 704
Kohlrausch, Robert: Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit 373
Korolenko: Der Wald rauscht 708
Koser, Reinhold: Friedrich der Große, II. Bd. 46
Köstlin, Therese: Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! 558
Kurth, Otto: Chorlieder 382
Lehmann, Max: Freiherr vom Stein, II. Teil 47
Lenz, Max: Geschichte Bismarcks 49
Levy, Gustav: Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung 381
Lienhard, Fritz: Oberflächen-Kultur 440
Liman, Dr. Paul: Der Burenkrieg; seine Ursachen und seine Entstehung 438
Lorenz, Ottokar: Gegen Bismarcks-Verkleinerer 52
Loescher, Fritz: Bildnis-Photographie 383
Maeterlinck: Schwester Beatrice 197
„ Wunder des heiligen Antonius 197
Mathies-Masuren, F.: Die photographische Kunst im Jahre 1902 und 1903 . . . . . 383. 511
Oldenburg, Nathalie von: Meinen Toten 561
Oettli: Der religiöse Wert des alten Testaments 704
Paap, W. A.: Königsrecht 195
Paul, Adolf: David und Goliath 319
Rahmer, Dr. S.: Das Kleistproblem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists 302
„ „ „ Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte . . 303
Sakolowski, Paul: Parsifal 381
Schlaikjer: Des Pastors Rieke 196
Schlicht, Freiherr von: Erstklassige Menschen 79
Schmidt, Bruno: Lieder 773
Schmidt, Erich: Kleist-Essay 304
Schmidt, Wilhelm: Mutter Landstraße 77
Schneider, Lina: Großmutterlieder 703
Schnitzler, Artur: Der einsame Weg 74
Schowalter, Pfarrer: Lebenserinnerungen des Präsidenten P. Krüger 437
Schubert: Grundzüge der Kirchengeschichte 72
Servaes, Franz: Dichter und Darsteller 301
Shaw, Bernard: Candida 74
Skitalez: Spießruten 707
Steig, Reinhold: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe 299
Strindberg: Fräulein Julie 322
Stubenberg, Gräfin Mathilde: Eisblumen 562
Tappert, Wilhelm: Richard Wagner im Spiegel der Kritik 254
Tschechow, Anton: Gesammelte Erzählungen 712
Uspensky, Gljeb: Novellen 706
Viljoen, General Ben: Die Transvaaler im Kriege mit England . . 438
Wagner, Richard: Briefe an Mathilde Wesendonk 501
Weinel: Jesus im neunzehnten Jahrhundert 70
Weiß, B.: Die Religion des Neuen Testamentes 72
de Wet, General Christian: Der Kampf zwischen Bur und Brite . . 439
Weressajew, W.: Die Kolossows 705
Wiegand, Georg: Ludwig-Richterpostkarten 54
Wobbermin: Der christliche Gottesglaube 304
Wolf, Marguerite: Frühling 561
Wucadinovic, Spiridion: Kleist-Studien 304
Zola, Emile: Wahrheit 171

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Seite
Berlepsch, Dr. Freiherr von: Warum betreiben wir soziale Reform 324
Douglas Story: Die Russen im Felde 463
Engel, Ed.: Was der Deutsche in England lernt 84
Kirchbach, Wolfgang: Deutsche Literatur und Wissenschaft in Frankreich 591
Lobsien, Marx: Kinderideale 720
Pfuhl, Prof. Dr.: Der Sonnenschein in Deutschland 462
Prutz, Hans: Bismarck und die Bibel 583
R.: Aus unserer südwestafrikanischen Kolonie 340
Rechert, Dr. Emil: Aus alten Rechtsquellen 204
Schlicht, Freiherr von: Erstklassige Menschen 79
Schreiber, Dr. A.: Was können wir für unsere Kolonien von anderen lernen 198
Spalding: Gelegenheit 721

Offene Halle.

Dichter und Denker und ihr Volk 469
Militärische Reformgedanken 470
Moderner Strafvollzug 343
Offenbarungsfrage 92. 212. 344. 465. 593. 597. 723
Okkultismus 89
Was ist der Mensch 213

Türmers Tagebuch.

Wie war es möglich? — Im Klassenstaat. — Illusion und Wirklichkeit 95
Der Hererokrieg und das Nationalgefühl. — Materialisten und Idealisten. — Aus dem Rechtsstaat. — Von allerlei Staub und vom grünen Mai 215
Der Kampf mit den geistigen Waffen. — Wie Brüder beieinander wohnen. — Das finstere Mittelalter und die helle Gegenwart. — Nachtwächter und Ruhestörer 346
Der Umsturz von oben 472
Konto Korruption. — Optimismus oder Pessimismus? — Persönliches Regiment und politische Bildung. — Leben wir in einem Rechtsstaat? — König Mammon. — Ohm Paul 599
Bankbau und Kirchenbruch. — Die Furcht vor der Öffentlichkeit. — Die Bestie im bunten Rock. — Enteigenartung 732

Hausmusik.

Berlioz, Literarische Werke 125
Glucks „Iphigenia auf Tauris“ 243
Janko-Klavier 508
Kurth, Otto 382
Loewe, Karl 255
Musikalien, neue, und Bücher 125. 254. 381. 770
Musikfeste 767
Musiksteuer 121
Programm-Musik, ihre Geschichte 116
Tonkünstler-Versammlung, die 40. 632
Wagners „Lohengrin“, Erstaufführung 371
Wagner und Mathilde Wesendonk 501

Digitized by Google

Briefe.

127. 256. 383. 512. 640. 775.

Photogravüren und Illustrationen.

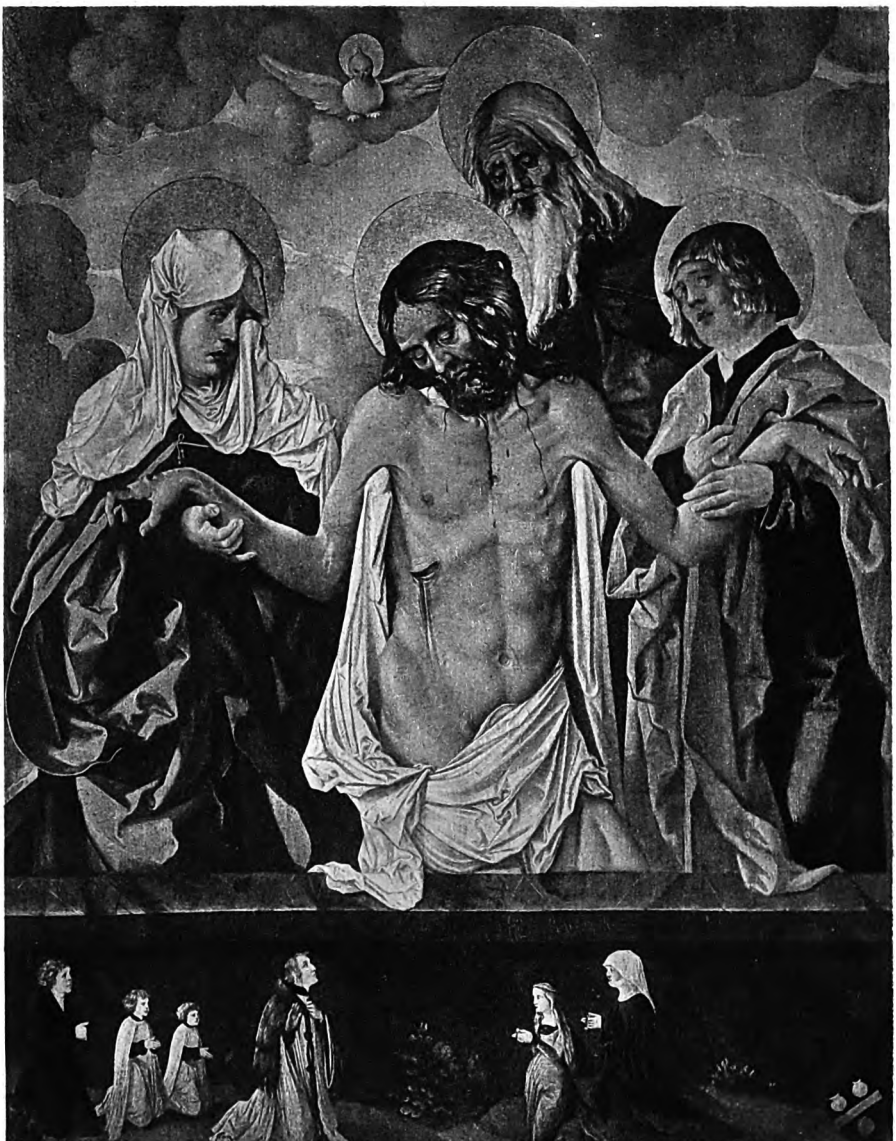
Heft 7: Christus im Grabe. Von Hans Baldung.
Odysseus in der Unterwelt. Von Friedr. Preller.
Odysseus auf der Insel der Kirke. Von Friedr. Preller.
Heft 8: Musizierende Engel am Altarwerk der Brüder van Eyck.
Estnischer Bauer. Von A. v. Wahl.
Estnische Bäuerin. Von A. v. Wahl.
Ruine Tolsburg am estländischen Strande. Von A. Hagen.
Heft 9: Gottesdienst. Von Fritz Mackensen.
Bildnis des Malers Mackensen.
Scheidende Sonne. Kunst-Photographie von Th. und R. Scholz.
Landschaft. Kunst-Photographie von Hans Watzek.
Heft 10: Selbstbildnis mit Töchterchen. Von Lenbach.
Landschaft. Kunst-Photographie von H. Henneberg.
Landschaft. Kunst-Photographie von Otto Scharf.
Heft 11: Miß Haverfield. Von Thomas Gainsborough.
„Vergessen" und „Im Versteck". Von Wereschtschagin.
Heft 12: Orpheus und Eurydike. Von Fred Watts.
G. Fredr. Watts. Kunst-Photographie von Ed. Steichen.
Bildnis. Kunst-Photographie von Fréd. Boissonas.
Bildnis. Kunst-Photographie von Bernh. Troch.

Notenbeilagen.

Heft 7: Vier Lieder. Komp. von Konrad Ramrath. Ged. von K. C. Knodt.
Heft 8: Himmelfahrtsgesang. Komp. von Karl Löwe. Ged. von Friedr. Funcke.
Hinauf zu jenen Bergen. Komp. von Karl Löwe. Ged. von N. Telschow.
Beim Maitrank. Von Karl Löwe.
Heft 9: In tiefer Nacht mutterseelenallein. Komp. von Otto Kurth. Ged. von Gerhart Hauptmann.
Zigeunermusik. Komp. von Otto Kurth. Ged. von Eugenie delle Grazie.
Heft 10: Ein Stern. Komp. von G. Gutheil. Ged. von Paul Quensel.
Heft 11: Vier Lieder von Franz Kugler. 1. Nachgefühl. Ged. von Goethe. 2. Abschiedslied. Ged. von A. Graf Schlippenbach. 3. Ach über die falschen Zungen. Deutsche Volksweise. 4. Waldesnacht. Ged. von Paul Heyse.
Heft 12: Im Herbst. Komp. von Bruno Schmidt. Ged. von Ludwig Bauer.
Das Volkslied. Komp. von Bruno Schmidt. Ged. von Fritz von Ostini.

Digitized by Google

Digitized by Google

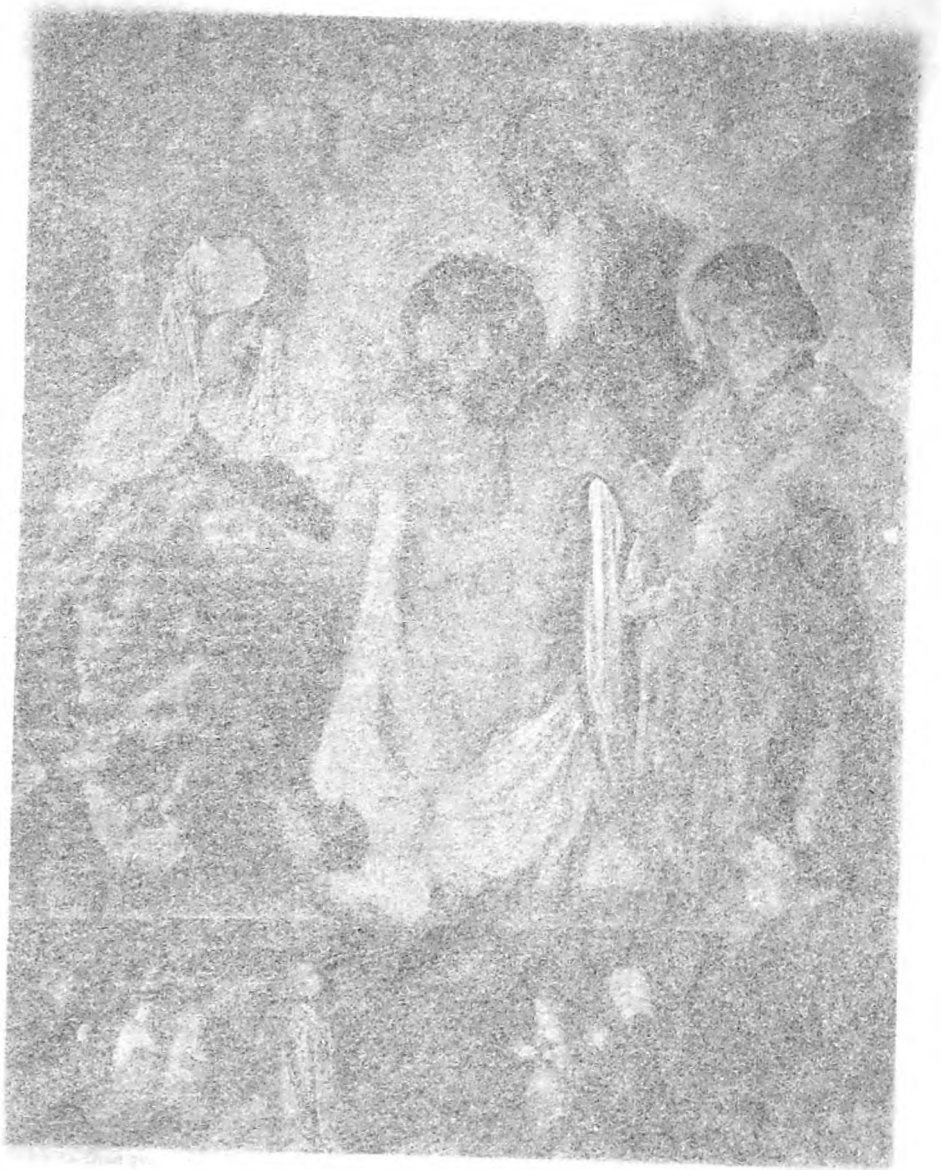


Hans Baldung gen. Grien pinx. Photogravure Bruckmann

CHRISTUS IM GRABE

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

VI. Jahrg. April 1904. Heft 7.

Was ist der Mensch?

Von

L. Th. Müller.

Was ist der Mensch? — Das ist, um mit Heinrich Heine zu reden:

Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter.

Es ist doch seltsam, daß der Mensch sich selbst das größte Rätsel in der Welt ist, er, dem es gelingt, das Schwierigste zu lösen, er, der in die tiefsten Geheimnisse der Natur zu dringen und Millionen Meilen weite Sterne zu wiegen und auf ihren Inhalt zu bestimmen vermag. Die Mahnung: „Erkenne dich selbst", geschrieben vor dreitausend Jahren über dem Eingang des Tempels zu Delphi, ist heute noch ebenso berechtigt, weil unerfüllt, wie damals. Je weiter die Menschheit fortschreitet, um so erhabener werden die Höhen, auf die sie sich wagt, aber um so tiefer auch die Abgründe, in die sie sich erniedrigend verliert, und desto schwerer wird es auch, das Individuum „Mensch" zu bestimmen. Freilich die Schwierig-

Digitized by Google

CHRIST'S IM[illegible]

Digitized by Google

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

VI. Jahrg. April 1904. Heft 7.

Was ist der Mensch?

Von

L. Th. Müller.

Was ist der Mensch? — Das ist, um mit Heinrich Heine zu reden:

Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andre
Arme, schwitzende Menschenhäupter.

Es ist doch seltsam, daß der Mensch sich selbst das größte Rätsel in der Welt ist, er, dem es gelingt, das Schwierigste zu lösen, er, der in die tiefsten Geheimnisse der Natur zu dringen und Millionen Meilen weite Sterne zu wiegen und auf ihren Inhalt zu bestimmen vermag. Die Mahnung: „Erkenne dich selbst", geschrieben vor dreitausend Jahren über dem Eingang des Tempels zu Delphi, ist heute noch ebenso berechtigt, weil unerfüllt, wie damals. Je weiter die Menschheit fortschreitet, um so erhabener werden die Höhen, auf die sie sich wagt, aber um so tiefer auch die Abgründe, in die sie sich erniedrigend verliert, und desto schwerer wird es auch, das Individuum „Mensch" zu bestimmen. Freilich die Schwierig-

Digitized by Google

keit besteht hierbei nicht, die sich für den Naturforscher ergibt, wenn er oft nach einer einzigen getrockneten Pflanze oder nach einem einzigen ausgestopften Tier, welches Reisende aus fernen Gegenden mitgebracht haben, die ganze Spezies beurteilen, ja bestimmen soll. Sind es doch nicht Mumien, sondern lebendige Menschen, 1500 Millionen Zeitgenossen, die dem Forscher zur Beobachtung und Erforschung dienen können. Und wenn auch nicht die Gesamtheit der Erdenbewohner in den Gesichtskreis des einzelnen kommt, so sind es dafür doch auch wieder Tausende aus früheren Zeiten, deren Bild die Geschichte wie lebendig hinstellt und damit reichhaltigen Stoff zum Kapitel „Menschenkunde" liefert. Aber andrerseits, wie erschwert wiederum diese Mannigfaltigkeit und Vielheit die Lösung der Frage: Was ist der Mensch? Nicht zwei Menschen auf Erden sind sich vollkommen gleich, weder an Leib noch an Seele; ein jeder ist ein Original für sich, das zuvor noch nicht da war und in Zukunft nicht wiederkehren wird. Welch ein Unterschied auch zwischen den einzelnen Rassen, zwischen dem gebildeten Europäer und dem blöden Feuerländer, der nur bis drei zu zählen vermag; zwischen einem Menschen wie Nero mit dem Tigerherzen und seinem Zeitgenossen, dem Paulus, mit seinem Herzen voll Liebe, oder auch zwischen dem spanischen Kardinal Torquemada, der 8000 Menschen lebendig verbrannt zu haben sich rühmte, und einer Elisabeth Frey, die den Gefangenen eine Mitgefangene wurde, um ihnen dienen zu können um Christi willen. Welch ein Unterschied, ob wir den Menschen betrachten, der vor sechs Jahrtausenden mit einem Schurz bekleidet in seinem Pfahlbau oder in seiner Höhle hauste, und dem Salonmenschen am Anfang unsres Jahrhunderts! Welch ein Unterschied der Mensch am Anfang des Lebens in der Beschränktheit des Geistes und andrerseits der Mensch auf der Höhe seines Lebens in der Fülle seiner Geisteskraft! Und dazu, welche Veränderlichkeit zeigt ein und derselbe Mensch in körperlicher Beziehung! Die Stoffatome, die vor sieben Jahren unser Herz, unser Blut, unser Knochengerüst, unser Hirn, ja unsern ganzen Körper gebildet haben, sie sind seitdem ausgeschieden und durch neue, wenn auch ähnliche Stoffe ersetzt worden. Wenn aber so der Mensch das Wandelbarste ist „in der Erscheinungen Flucht", wird es sich dann noch lohnen, nach seinem Wesen zu fragen, wird es dann noch möglich sein, sein Wesen auch nur einigermaßen festzustellen? Es wird sich zeigen, daß trotz alledem der Mensch sich gleich bleibt, daß alle Menschen, gleichviel welcher Rasse und welcher Zeit sie angehören mögen, ein Gemeinsames haben: eben das Menschliche.

An knappen und klaren Antworten auf die Frage: Was ist der Mensch? hat es seit den ältesten Zeiten nicht gefehlt. Ist doch schon das deutsche Wort „Mensch" selbst eine Antwort auf unsre Frage. Schon die Einzigartigkeit dieses Wortes, auf das sich in unsrer Sprache bekanntlich kein Reim findet, beweist, daß es sich um etwas Einzigartiges handelt. Ist doch unser Wort „Mensch" nichts anderes als das manusch des Sanskrit, dieser alten heiligen Sprache Asiens, gesprochen vielleicht an der Wiege der

Digitized by Google

Menschheit, manusch zu deutsch: der Denkende, der Redende, der bewußt Handelnde. Welch ein erhabener Gedanke liegt darin ausgesprochen! Es liegt darin einbegriffen eine Parallele zwischen Gott und Mensch, somit der Mensch die eigentlichste Selbstoffenbarung Gottes.

Vielleicht aus demselben Jahrtausend, aus dem das Wort manusch — Mensch, der Redende, stammt, rührt das Wort Homers her:

„Nichts andres ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch von allem, was Leben haucht und sich regt."

Damit sei festgestellt, daß schon das Altertum in seinen Anschauungen über das Menschsein in entgegengesetzte Richtungen auseinanderging, in Pessimismus und Optimismus. Ja selbst aus ein und demselben Munde hören wir die entgegengesetztesten Urteile. Derselbe Sophokles, der pessimistisch ausruft: „O glücklich, nimmer geboren zu sein!" versteigt sich auch zu den optimistischen Worten:

Ob die Welt an Wundern reich,
So ist doch kein Wunder gleich
Dir, o Mensch, dem Wunderbaren.

Und an einer anderen Stelle seiner „Antigone" läßt er den Chor Worte sagen, die zu den schönsten der alten klassischen Poesie gehören:

Unter allem Gewalt'gen ist
Am gewaltigsten doch der Mensch,
Durch die finstere Flut der See
Unter dem stürzenden Wogenkamm
Sucht er bei stürmendem Süd den Pfad,
Die höchste Göttin, die Erde selbst,
Zwingt er, die ewige, nie zu ermüdende;
Zieht mit den Rossen die Furchen, es drehen
Sich von Jahr zu Jahr die Pflüge.

Die Sprache, das luftige Bild
Der Gedanken, die Ordnung des Volkes
Erfann er und weiß des Himmels Pfeilen,
Rat findend überall,
Dem schaurigen Reif zu entfliehn
Und dem düsteren Regen;
Nichts trifft ihn hilflos an;
Dem drohenden Tode nur
Vermag er nicht sich zu entziehn,
Doch unheilvoller Krankheit Not
Weiß er zu heilen."

Prosaischer und trockener klingt es, wenn Aristoteles in seiner „Politik" den Menschen ein zōōn politikon nennt, d. h. ein geselliges Wesen, insofern er den Menschen nur daraufhin ansieht, wie er Staaten begründet, Staaten regiert oder in ihnen als Untertan lebt. Der Mensch ist für ihn mit

Digitized by Google

Recht der Mittelpunkt der irdischen Natur. Man muß es Aristoteles, wie den meisten klassischen Philosophen, lassen, daß sie dem Geiste des Menschen stets eine das Körperliche überragende Stellung angewiesen haben. Und erst die aufgeklärt sein wollenden Geister des 18. christlichen Jahrhunderts haben sich dazu verstiegen oder, deutlicher gesagt, sind dazu herabgestiegen, den Geist im Menschen zu leugnen und die Seele für ein „Gehirnphänomen" zu erklären, welches nach Zerstörung des Gehirns erlösche. Die konkreteste Antwort dieser Art auf unsre Frage war die des französischen Enzyklopädisten Lamettrie. Dieser, Arzt und Philosoph zugleich, gab im Jahre 1748 eine Schrift heraus, die den Titel trug: „L'homme machine", und verkündete damit der Welt als seine Antwort: Der Mensch ist nur eine Maschine. Gott und Geist waren ihm ein törichter Traum, ja ein verderblicher Wahn, was Wunder, wenn ihm das Menschenleben nichts andres war, als eine komplizierte Art der Mechanik. Der Unterschied der Menschenmaschine von der einfacheren Tiermaschine erschien ihm nur als ein gradueller, etwa wie die berühmte astronomische Uhr am Straßburger Münster sich von der Dorfkirchturmsuhr unterscheidet. Als einzigen Vorzug vor dem Tier ließ Lamettrie das feiner organisierte Gehirn des Menschen gelten, das ihn, wie er meinte, in den Stand setzte, ein größerer Schelm zu sein. Es ist charakteristisch für jene Zeit der Tyrannenherrschaft, geistiger und politischer Art, daß als nahezu einzige Antwort auf die absurde Behauptung: „Der Mensch eine Maschine" nur ein Schriftchen erschien mit dem Titel: „Der Mensch mehr als eine Maschine".

Aber, so hat man gesagt: „Des Verfassers dünne Stimme erklang wie eines Mägdleins Klage im Brausen des Eichwaldes der aufgeregten Leidenschaften jener Tage." Der Gedanke, daß der Mensch etwas Maschinelles sei, wurde damit nicht abgetan, er ist vielmehr von vielen seitdem nachgesprochen und erweitert worden. Er ist im Grunde der Gedanke des heutigen Materialismus. Nennt doch einer seiner Hauptvertreter, Karl Vogt, den Menschen einen wandelnden Ofen. Der Magen — so stellt er es dar — sei der Heizungsraum, die Lungen die Luftzüge, die Hautorgane die Transmissionsfläche. Und fragt man: Wie kommt es, daß solch ein Ofen, genannt Mensch, auch denken und dichten kann? so lautet die Antwort: Sehr natürlich, aus dem Heizungsraum steigt die Wärme aufwärts bis in die oberste Kachel, in der Regel Gehirn benannt, und mit dieser Wärme kocht das Gehirn seine Gedanken gar und bereitet sie gerade so wie die Leber ihre Galle.

Man kann sich hiernach nicht wundern, wenn ein andrer Materialist, Ludwig Feuerbach, zu der noch absurderen Behauptung gelangte: „Der Mensch ist, was er isset." Darnach müßte, um ein krasses Beispiel zu bilden, Bismarck geistreich und politisch klug geworden sein infolge der zufällig oder absichtlich gewählten Nahrung, und wir könnten nichts Besseres tun, um ebenso hoch zu steigen und geistesgewaltig zu werden wie er, als nach seinen Küchenzetteln zu leben. Wenn dann ferner in dem Weiter-

Digitized by Google

schreiten auf materialistischen Gedankengängen Büchner erklärte: „Der Mensch ist nur ein glücklich organisiertes Tier", so kann uns das kaum noch überraschen. Dabei klingt diese Behauptung noch schön und erhaben im Vergleich zu der des Jenenser Naturforschers Oken, der den Menschen gar „das grimmigste Raubtier", „den unterwürfigsten Widerkäuer", „die artigste Meerkatze", „den scheußlichsten Pavian" nennt. In manchen Beziehungen schließt sich ja der Mensch gewiß an die Tierreihe an. Tierleib und Menschenleib haben eine gewisse Ähnlichkeit in ihren Grundformen, und auch der äußere Lebensverlauf des Menschen von dem Geborenwerden an bis zum Sterben ist dem der organischen Natur vielfach analog. Durch solche Analogien haben sich von jeher Menschen täuschen lassen über ihr eigenes Wesen und lassen sich auch heute noch viele täuschen. Man meint sich dabei auf die schwarzen Menschenrassen in Afrika und Australien berufen zu können, als seien diese noch auf einer halbtierischen Stufe stehen geblieben und bewiesen so den einstigen ganz tierischen Zustand des Menschen. Aber es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, es dabei mit emporgekommenen Tieren zu tun zu haben; es sind nicht solche, sondern herabgekommene Menschen, denen nur Bildung und wahre Religion gefehlt hat. Körperliche Organe und geistige Fähigkeiten sind genau dieselben wie bei uns, diese schlummern nur. Daß sie geweckt und zur Blüte gebracht werden können, beweisen die Erfolge, welche die Missionare mit ihrem Unterricht erzielen. Ferner beruft man sich zum Beweise der Identität von Tier und Mensch auf tierartige Wilde, die auf einsamen fernen Inseln oder im unbekannten Innern der großen Kontinente hausen sollen. Schon seit Herodots Zeiten spukt diese Idee in der Welt. Viele wissen von solchen Tiermenschen zu erzählen, aber keiner hat sie merkwürdigerweise je gesehen. Die Entdeckung des Gorilla im Jahre 1840, der dem Menschen an Größe und Körperbildung ähnlicher ist als irgend ein andres Tier, erweckte und belebte die Hoffnung, daß man noch irgendwo ein wahres Zwischenglied von Mensch und Tier, wenn auch nur als Skelett finden würde. Man hat seitdem in unzähligen Grabstätten und Höhlen, in Bergwerken und Gletschern eifrig darnach gesucht und man hat auf solche Weise die Knochenreste von mehreren tausend Tierarten gefunden, von Tieren, welche nach Ansicht der betreffenden Gelehrten tausende, ja Millionen Jahre vor dem Menschengeschlechte gelebt haben sollen, aber den Affenmenschen, dieses theoretisch erdachte Mittelglied zwischen Tier und Mensch, hat man nicht gefunden, weil es nie existiert hat. So bleibt der körperliche Unterschied zwischen Mensch und menschenähnlichen Affen unüberbrückbar bestehen, wie er von dem berühmten englischen Anatomen Huxley zusammengefaßt wird: Bei allen menschenähnlichen Affen ist doch die Schädelkapsel kleiner, der Rumpf größer, die Beine kürzer, die Arme länger als beim Menschen. Und was das Eigentümlichste ist, worauf Johannes Ranke aufmerksam macht: es stehen gerade „die niedrigsten Wilden" mit ihrer Körperbildung den Affen nicht am nächsten, sondern am fernsten.

Digitized by Google

Erst recht aber stehen der Menschengeist und die sogenannte Tierseele einander gegenüber wie zwei unvergleichbare Größen, die sich nicht ohne Rest miteinander messen lassen, sie sind unvereinbar wie Vernunft und Vernunftlosigkeit. Das tritt am deutlichsten hervor in dem Fortschritt der Menschheit und dem Stillstand der Tierwelt. Wenn es richtig ist, wie behauptet wird, daß die heutigen Tierarten schon einige Jahrtausende länger auf der Erde leben als die Menschheit, so ist es doch auffallend, daß sie in all den Jahrtausenden nicht in einem Stück fortgeschritten sind. Wie Ameisen und Bienen am Anfang der Welt bauten und sammelten, so bauen und sammeln sie noch heutigen Tages. Die Spinne macht gegenwärtig noch dieselben Gewebe, wie sie sie vor 5000 Jahren in den Pyramidengräbern in Ägypten aufgehängt hat. Der Mensch dagegen, der anfangs in Wäldern und Höhlen lebte, erbaut jetzt prunkhafte Paläste, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten. Dem Menschen ist keine Weltgegend zu ferne, er vermag, ohne die Natur der Fische zu haben, durch die Weltmeere, über Seen und Flüsse dahinzugleiten; er erhebt sich, ohne mit Flügeln ausgerüstet zu sein, in die höchsten Lüfte, wohin der Adler nicht mehr dringt; er wühlt sich tief in die dunklen Eingeweide des Erdbodens, wohin sich kein Wurm verliert, und sucht dort verborgene Schätze auf. Weil ihm die Schnelligkeit des Pferdes nicht genügt, baut er sich Schienenwege und setzt Blitzzüge darauf; als ihm die Brieftaubenpost zu langsam erschien, erfand er die Blitzpost des elektrischen Drahtes. Der Mensch hat kein Auge wie der Adler, aber er ersetzt es durch das Teleskop und Mikroskop; er hat kein Gehör wie der Hund, aber er schafft sich selbst ein noch besseres durch das Telephon und Mikrophon, und so könnte man fortfahren zu sagen, wie tausendfach der Mensch das Tier übertrifft.

Was ist der Mensch? Diese Frage hat etlichen nachdenkenden Köpfen Gelegenheit gegeben, den Menschen auf seine materiellen Bestandteile hin zu betrachten und diese zahlenmäßig festzustellen. So hat ein Pariser Chemiker vor kurzem in der „Internationalen Revue für Medizin und Chirurgie" dargelegt, daß, wenn man den menschlichen Körper im Durchschnittsgewicht von 70 Kilogramm in einen flüssigen Zustand und dann in den der Verdampfung brächte, er 98 Kubikmeter Gas liefern würde, darunter genug Wasserstoff, um einen Luftballon mit einer Hebekraft von 70 Kilogramm zu füllen. Im gewöhnlichen Zustand enthalte der menschliche Körper so viel Eisen, daß man sieben Gramm Nägel daraus verfertigen könnte, sodann so viel Fett, um 6½ Kilogramm Lichte daraus zu gewinnen, so viel Kohlenstoff, um 65 Groß Bleistifte herzustellen, und so viel Phosphor, daß man 82000 Streichhölzer damit versehen könnte.

Ein Ingenieur hat berechnet, daß, wenn man alle 1500 Millionen Menschen mit einem Male in den Bodensee versenkte, der Wasserspiegel des Sees nur um zwei Zentimeter steigen würde. Ja, wenn es auf die Masse ankommt, dann ist der Mensch im Universum ein Nichts.

So hat auch der Göttinger Anatom Blumenbach recht, wenn er in

Digitized by Google

seinem „System der Naturgeschichte" den Menschen charakterisiert als inermis, d. h. als das wehrloseste Geschöpf. Schwächer und hilfloser als ein Mensch wird kein Tier geboren. Keins bedarf so langer Pflege wie das Menschenkind. In den ersten Stunden seines Lebens sucht sich das Hühnchen schon selbständig sein Futter, und das Fischchen nimmt, sobald es aus dem Ei geschlüpft ist, den Kampf mit den Meereswellen auf, während die meisten Menschen ängstlich vor rauher Luft gehütet, sorgsam ernährt aufwachsen und den vierten, ja dritten Teil des Lebens durchwandern, ehe sie menschlicherweise sagen können: „Ich stehe auf eigenen Füßen, ich kann selbst für mich sorgen." Warum hat der Schöpfer es also geordnet? Warum diese Schwachheit und Hilfsbedürftigkeit? Damit es dem Menschen bewußt werde, daß er seiner letzten Bestimmung nach dieser Welt nicht angehört. Darum also wird es ihm so schwer, sich in ihr heimisch zu machen. Der Vogel, der, wenige Wochen alt, in der Luft wie in seiner Heimat sich bewegt, hat auch keine andre Heimat. Er fällt in seiner letzten Stunde herab auf die Erde und wird Staub. Weil alle niederen Kreaturen keine andre Heimat haben als die Erde, läßt sie der Schöpfer sich auch schnell in dieselbe finden. Anders beim Menschen. Seine anfängliche Schwachheit soll ihm zeigen, daß er hier auf Erden nur ein Fremdling ist; in der Fremde kommt man aber nur mühsam fort.

Ein Seitenstück zu der Bezeichnung des Menschen als des wehrlosesten Geschöpfes bildet die Antwort, die Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, auf die in Rede stehende Frage gegeben hat. Er nennt ihn das animal instrumentificum, das einzige Wesen, welches Werkzeuge aller Art verfertigt. In der Tat, wer hätte je in der Klaue oder Pfote eines Tieres ein Instrument gesehen? In all den Jahrtausenden ist niemals ein Tier auf den Einfall gekommen, sich eines Werkzeugs zu bedienen. Auch die klügsten Affen denken nicht daran, Feuersteine aneinander zu schlagen, um sich ein Feuer anzuzünden, wenn sie frieren, und hätten sie es auch hundertmal beim Menschen gesehen. Dagegen zeigen die allerältesten Menschenspuren den Menschen schon im Besitz von Werkzeugen; er mußte sie haben, und sein Geist ließ ihn sie erfinden. Rastlos arbeitet die Industrie auch unserer Tage daran, immer mehr Instrumente und Werkzeuge zu schaffen, die den Menschen zum Herrn der Erde machen.

Wer den fragenden Ausruf: Was ist der Mensch? recht würdigen will, muß einmal mutterseelenallein gestanden haben auf dem Gipfel eines hohen Berges oder mitten auf einsamer Heide, über sich den glitzernden nächtlichen Sternenhimmel, in sich das Wissen des Himmelsforschers, der die Zahl der Sterne auf 500000 Millionen schätzt. Es ergeht ihm dann wie David, daß er spricht: „Wenn ich sehe den Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, was ist *dann* der Mensch, daß du seiner gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner also annimmst!" Ja ein Blick aufwärts zum Firmament ist wohl geeignet, den Stolz des Menschen herabzustimmen und in ihm Demut hervorzurufen.

Digitized by Google

Was ist, wenn wir erst einmal vom Menschen absehen, unsre ganze Erdkugel, die uns so groß erscheint, was ist sie im Vergleich zu den tausendmal größeren Planeten, die in millionenweiter Ferne und in myriadengroßer Anzahl seit Jahrtausenden durch den Weltraum dahineilen? Was ist im Vergleich dazu ein Königreich, eine Provinz, eine Stadt, auf die wir so stolz sind? Was ist dann aber erst ein Mensch? Ist er nicht weniger als eins jener Stäublein, die in der Luft tanzen und unsern Augen nur sichtbar werden, wenn ein Strahl der Sonne auf sie fällt? Eine schauervolle Bangigkeit, ein verzweifelnder Kleinmut könnte und müßte uns ergreifen, wenn wir so unsre Nichtigkeit in dem unermeßlichen Weltall erwägen. Aber es gibt auch eine Kehrseite dieser Betrachtung. Ist denn der Mensch Staub und *nichts* als Staub wie jene zahllosen Welten? Ist der einzelne wirklich nur — wie Nietzsche meint — der Dünger, der die Erde fruchtbar machen soll für den Übermenschen? Fehlt jenen Gestirnen trotz ihrer Größe nicht gerade das, was uns auszeichnet: die Vernunft? Ist nicht der Mensch erhabener denn jene, weil er, mit Vernunft begabt, imstande ist, diese Welten zu erforschen, auf ihren Inhalt zu bestimmen und ihre Bahnen zu berechnen?

Das führt zu der Auffassung der heiligen Schrift, die allen Lebenserscheinungen des Menschen gerecht wird, indem sie ihn als ein *Doppelwesen* hinstellt, als welches er allen vorurteilsfreien Menschen erscheint. Mit Lapidarschrift steht auf dem ersten Blatt der Bibel geschrieben: „Gott bildete den Menschen Staub von der Erde und hauchte in seine Nase den Odem des Lebens. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele." Gellert ist es gewesen unter den Dichtern unsrer Kirche, der diese Worte in seiner einfachen Weise, doch schön und unübertrefflich in Poesie umgesetzt hat:

„Der Mensch, ein *Leib*, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein *Geist*, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet!"

Ein Doppelwesen also nach Leib und Geist. Ein wunderbares Gebilde allein schon der Leib, der Körper, dieser Erdenkloß! Das Gerüst mit seinen Knochen, Gelenken und Muskeln ist die kunstvollste und sinnreichste Vereinigung von Hebeln, Rollen, Keilen und Schrauben. Da verschlingen sich tausend und abertausend feinster Fäserchen zu zahllosen Muskelbündeln und erweisen sich als stark genug, Lasten zu heben, die im Verhältnis zu der Kleinheit jener Fasern ganz enorm erscheinen müssen. Da laufen Millionen feinster Nervenfädchen vom Gehirn zu allen Gliedmaßen des Körpers und umgekehrt, tragen mit Blitzesschnelle die leiseste Berührung zum Sitze des Bewußtseins und bringen mit kaum meßbarer Geschwindigkeit auch dem entferntesten Muskel die Befehle des Willens. „Der menschliche Körper" — sagt Bettex — „ist eine *Welt* aus Gasförmigem, Flüssigem und Festem, enthält fast alle, vielleicht *alle* chemischen

Digitized by Google

Elemente der Erde, hat Meere des Herzens und des halbflüssigen Gehirns, Flüsse, heißer denn der Golfstrom, die an ihren Ufern Lebensstoff ablagern, nämlich die Blutkörperchen, die dann zu Fleisch und Muskeln werden."

Und dabei ist der Mensch trotz seines Wunderbaus bejammernswert angesichts des Sterbenmüssens. Es braucht nur ein Tröpflein seines Blutes sich ins Gehirn zu ergießen, so erstirbt der Körper langsam oder plötzlich. Darum möchte mancher die Kreatur beneiden, den Hecht, der ein paar hundert Jahre alt werden soll, oder den Rosenstock am Dom zu Hildesheim, der nun schon tausend Jahre grünt und blüht. Aber ob wohl ein Mensch wirklich mit ihnen tauschen möchte? Dieselbe Bibel, die durch den Mund Davids den Menschen nach seiner Leiblichkeit also schildert: Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras — dieselbe Bibel fragt auch durch den Mund Jesu: Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie — mehr denn Blume und Tier?

Ja „mehr denn sie", mehr denn alle Kreatur ist der Mensch durch seine Seele, seinen Geist. „Gott hauchte ihm ein eine lebendige Seele", sagt die Schrift, und an vielen Stellen braucht sie die Verbindung „Leib und Seele" statt des Begriffes Mensch. Sie macht der Einfachheit halber meist keinen Unterschied zwischen Seele und Geist und bezeichnet mit dem einen wie mit dem andern das, was den Menschen ausmacht, was ihn himmelhoch über das Tier erhebt.

Sagt's denn nicht auch jedem sein Gefühl, daß etwas in ihm ist, was man mit Brot und Fleisch nicht satt macht und mit dem Spaten des Totengräbers nicht unter die Erde bringen kann? Und wenn die medizinische Wissenschaft behauptet, daß der menschliche Körper aus Billionen Atomen und Zellen besteht, ergibt sich dann nicht von selbst die Notwendigkeit eines einheitlichen, geistigen Bandes, einer Kraft, die alle nach einem Plane zusammenfaßt, genau ebenso wie eine Armee von 500000 Soldaten einen Oberbefehlshaber haben muß, ja nicht existieren würde, wenn sie ihn nicht hätte. Täglich erleben und erfahren wir's, daß zur richtigen Sinneswahrnehmung es nicht genügt, Augen und Ohren weit aufzumachen, daß vielmehr die Aufmerksamkeit der Seele dazu gehört. Unsre Seele besitzt einen Gedächtnisschatz von zahllosen Empfindungen, Gefühlen, Erfahrungen, Vorstellungen, Begriffen, Urteilen, Gedanken, Grundsätzen. Dieser Wissensschatz könnte unmöglich von dem Hirnstoff festgehalten werden, der sich mehrmals seit unsrer Kindheit stofflich erneuert hat, wenn nicht die Seele ein bleibendes Wesen wäre, welches den wechselnden Hirnstoff zu seinem Werkzeug gestaltet. Durch solche und ähnliche Schlüsse kann jeder zu der Gewißheit kommen: ich habe eine Seele, ich habe Geist, ja ich bin nicht nur Leib, sondern vor allem Seele und Geist. Der spanische Eroberer, der die besiegten Indianer von seiner Dogge lebendig fressen ließ, dann, selbst tödlich verwundet, auf die Frage seines Waffengefährten: „Wo tut's dir weh?" finster antwortete: „An der Seele", ist Beweis genug für deren Existenz. Daß die Seele, solange sie im Leibe lebt, gewisse Tätigkeiten

Digitized by Google

nur mittels des Gehirns ausüben kann, beweist nichts dagegen, zumal nicht geleugnet werden soll, daß im Gehirn das Zentralorgan aller Seelentätigkeit zu suchen ist. Wie aber die Wechselwirkung von Leib und Seele zustande kommt, beruht noch immer so sehr auf Vermutungen, daß darauf einzugehen hier zu weit führen würde. Wohl aber läßt sich gleichnisweise das Verhältnis von Leib und Seele annähernd darstellen, wobei nur zu beachten ist, daß jedes Gleichnis hinkt. „Die Seele verhält sich zu ihrem Leibe" — sagt Böhner in seinem Kosmos — „wie inneres Leben und äußeres Leben, wie Kraft und Stoff, wie Ursache und Wirkung, wie die Quelle zum Bach, wie die Triebkraft zur Maschine, wie die Schnecke zu ihrem Hause, wie der Baumeister zu seinem Gebäude, wie die Wärme zur leuchtenden Flamme, wie der Herr zum Diener, wie der Steuermann zum Schiff, wie der Feldherr zur Schlachtordnung seiner Heere — wie ein schöpferischer Gedanke Gottes zu dessen Ausdruck in Fleisch und Blut."

Aber nicht wahr, eine biblische Antwort auf unsere Frage fehlt uns noch, die Antwort, welche in dem Ausdruck gipfelt: Ebenbild Gottes. Jeder Jude und Christ kennt von Jugend an den Vers: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn." Aber dieser im Lapidarstil geschriebene Vers ist für viele wie eine abgegriffene Münze, die sie kaum jemals näher betrachtet haben. Was heißt es denn: Ebenbild Gottes? Kann es sich dabei um das Abbild einer Gestalt handeln? Nein, Gott hat keine Gestalt, die man sehen und fühlen kann. Gott ist Geist, er ist der unendliche Geist. Und der Mensch als sein Ebenbild ist ein geistiges Wesen, seinem Geiste ist das Ebenbild Gottes aufgeprägt. Der menschliche Geist ist nicht nur dem Grade nach, sondern dem Wesen nach von dem der übrigen Kreaturen verschieden; sein Geist ist ein Odem aus Gott. Damit ist dem Menschen Anteil gegeben an Gottes Herrschaft über die Kreatur. In der weiten Welt gibt es außer dem Menschen kein irdisches Wesen, das dem Menschen gebieten oder ihn zur Rechenschaft ziehen und fragen könnte: Warum tust du das? Pflanzen und Tiere sind in des Menschen Hand gegeben. Er kann eine Pflanze versetzen und sie anderswo wachsen lassen; und will uns das, weil wir daran gewöhnt sind, sagt Bettex, als etwas Geringes erscheinen, so müssen wir bedenken, daß das kein einziges Tier je vermocht hat. Und andrerseits ist jedes Gericht Fisch oder Geflügel, das auf unsern Tisch kommt, ein Beweis für die Herrschaft des Menschen über das Tier.

Mehr aber als diese Naturherrschaft sind es Denken und Wollen, Erkenntnis und Wille des Menschen, worin seine Gottebenbildlichkeit zutage tritt. Der Mensch denkt, und daß er es tut, ist etwas Göttliches an ihm, das er nicht mit dem Tiere teilt. Je klarer und ungetrübter sein Geist ist, um so mehr Gedanken macht er sich. Er hungert geradezu nach Erkenntnis. Schon das Kind quält die Großen mit seiner beständigen Frage: Warum? Alles möchte der Mensch wissen; „wir tasten ewig an Problemen", sagt Goethe einmal. Nur dem gesunkenen Menschen genügt es, sich's wie Ochs

Digitized by Google

und Esel an der gefüllten Krippe wohl und genug sein zu lassen, ohne zu denken. In Wahrheit ist des Menschen Geist darauf angelegt, in das Wesen der Dinge einzudringen und nach dem letzten Grunde zu fragen. Mit sich selbst beginnt er und ruht nicht eher, als bis er wenigstens seiner selbst bewußt geworden ist. Ja, er geht über die Grenzen des Sinnlichen hinaus in die Welt der geistigen Ideen und erfaßt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch mehr, er denkt Gott, den höchsten aller Gedanken. Freilich diese Erkenntnis ist durch die Sünde getrübt, aber auch als Stückwerk ist sie noch etwas Wunderbares und bestätigt sich selbst als eine Seite unsrer Gottähnlichkeit.

Die andre Seite ist die, daß der Mensch einen freien Willen hat. Der Wille ist eine unvergleichliche Macht im Menschen, stark genug, eine ganze Welt in Brand zu stecken. Mucius Scävola, der stolze Römer, hielt vor dem König Porsenna, der sein Vaterland bedrohte, seine rechte Hand ins Feuer, um sie verbrennen zu lassen und dem Feinde zu zeigen, welche Willensstärke die Römer besäßen, ihr Vaterland zu verteidigen. „Es ist das Höchste" — meint Luthardt —, „was der Mensch sagen kann: Ich will. Aber wie selten ist es, daß er wirklich will! Er möchte wollen, und doch kommt er nicht zum wirklichen Wollen. Ein kleiner Gott ist der Mensch durch seinen Willen und wiederum ist er ein Knecht aller Dinge und seiner eigenen Natur." Doch überwiegt bei jedem Menschen das Bewußtsein, daß er einen freien Willen hat, „und wär' er in Ketten geboren". Man kann einem Menschen die ganze Welt als Belohnung bieten oder die größte Qual als Strafe ihm androhen, aber den Willen kann man damit nicht zwingen. Und Gott selbst wirkt nur äußerlich oder innerlich ein, aber die letzte freie Entscheidung erzwingt auch er nicht. Damit ist freilich dem Menschen eine ungeheure Verantwortung auferlegt. Was sein Vorzug ist, kann sein Schade werden. Nicht zu wollen, was Gott will, das ist sein Unglück und Verderben. Aber seinen Willen zu binden an Gottes Willen, das ist sein Glück und seine Freiheit. Diese Fähigkeit der Selbstbestimmung bezeichnet man auch als sittliche Anlage. Das Tier besitzt sie nicht. Es kann nie anders handeln, als es handelt, denn es ist völlig abhängig von seinem Instinkt und seinen Naturtrieben. Nicht so der Mensch. Er ist nicht ein Schauspieler, der eine ihm vom Schicksal vorgeschriebene Rolle willenlos abzuspielen genötigt ist. Vielmehr ist er bis zu einem gewissen Grade als Persönlichkeit seiner selbst mächtig.

Persönlichkeit — darin gipfelt eigentlich die Gottebenbildlichkeit des Menschen. Persönlichkeit, das ist der tiefste Kern unsres Gottes, an den wir Christen glauben; aber auch der innerste Kern unsrer selbst, die wir Geschöpfe nach seinem Ebenbild sind. Nur der Mensch kann zu seinem Gott wie zum Menschen „du" sagen, weil er selber ein „ich" ist. Das ist also das Wesentlichste der Gottebenbildlichkeit, daß der Mensch, wie sein Schöpfer, eine „Ichheit" ist. Und leuchtet uns dies nicht entgegen aus Menschenaugen, schlägt es uns nicht entgegen aus zahllosen Menschenherzen? Und wo es

Digitized by Google

uns nicht entgegenblitzt, sind wir da nicht enttäuscht? Ist nicht gerade das, was uns einen Menschen liebenswert erscheinen läßt, seine Persönlichkeit? Und endlich ist das nicht gerade die ewige Bestimmung des Menschen, eine Persönlichkeit zu sein und immer mehr zu werden, den Keim seiner Persönlichkeit zu vollkommener harmonischer Entfaltung zu bringen? Wo aber die Pflege des persönlichen Lebens versäumt wird, da wird der Mensch schließlich „zur Schablone, sein Auge wird zur öden Fensterhöhle, sein Mund zur bloßen Sprechmaschine, sein Herz zum Uhrwerk, er selbst zum wandelnden Automaten."

Unmöglich aber wird es sein, den Begriff Persönlichkeit zu definieren, es ist eine unformulierbare Größe. Es ist zugleich das Unvergängliche, das Unsterbliche am Menschen, dasjenige an uns, was bleibt, nicht nur in der Erinnerung, sondern auch in Wirklichkeit bleibt, wenn die Hütte dieses Leibes zerbrochen wird und in Staub zerfällt. Darum, ob auch die leibliche Seite unsres Wesens immer wieder uns mahnt an unsern Ursprung aus dem Staub, die andre Seite unsres Wesens weist uns ebenso mächtig hin in das Reich des Lichts, dem wir verwandt sind, recht nach den Worten Klopstocks:

Vom Staube Staub, doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen,
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erschütterte Nerve bebt.

Karfreitag.

Von

Anna Dix.

In seiner Qual den Schmerz der Welt betrauernd,
Naht' ich zu seinem Kreuz, in Gram erschauernd.

Den heil'gen Purpur seiner Wundenmale
Empfing ich in der Andacht reiner Schale.

Und als, zum Tod ermattet, nun sich neigte
Die Stirne, die von Dornen scharf umzweigte,

Als er verhaucht das letzte große Flehen,
Kam über mich erlösendes Verstehen,

Daß nur im Schmerz die Liebe sich vollende.
Herr, meinen Geist leg' ich in deine Hände!

Digitized by Google

Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

Auf solche Weise haben sich um den nazarenischen Zimmermann immer mehr Jünger und Freunde gesammelt, die ihn nun begleiten wollen auf seinen Wanderzügen durch das Land. Denn Jesus ist entschlossen. Er hat nichts anderes im Sinne, denn als Wanderer den Menschen seine Botschaft vom himmlischen Vater und vom Gottesreiche zu bringen. Einige aus den Jüngern hat er sich besonders erlesen, daß sie überall für ihn die Aufnahme und die Herberge vorbereiten sollten. Auch sind die Ansammlungen des Volkes zu ordnen; und solchen, die des Meisters eigenartige Worte nicht verstehen können, sollen die Jünger als Erklärer und Ausleger dienen, soweit sie die neue Lehre selbst begreifen. Zu diesen Gesandten gehört auch Johannes der Zimmermann, der unter Jesus einst Lehrling gewesen, ein naher Verwandter des Meisters, wie es geschrieben steht. Andere seiner Jünger haben geheißen Jakobus, es ist der Kahnbauer, dann Simon, Andreas und Thomas, die Fischer, Levy-Matthä der Zöllner, Thaddä der Riemer, ferner — aber mein Gedächtnis ist schwach — Jakob, der kleine Hirte, der Töpfer Nathan und sein Bruder Philipp, der Herbergsvater aus Jericho, Bartholomä, der Schmied, und Judas, der Geldwechsler aus Karioth. Ähnlich wie Simon und Matthä hatten sich alle losgelöst von ihren Geschäften und Ämtern, um mit grenzenloser Hingebung ihm, den sie Herr und Meister nennen, zu folgen.

Wie soll ich es nun wagen, den Meister zu schildern! Seine Persönlichkeit ist nicht zu beschreiben. Sie läßt keinen kalt, dem sie

Digitized by Google

je begegnet ist. Sie ist berückend, nicht bloß in ihrer Demut und Milde, viel mehr noch in ihrer Tatkraft und ihrem Zorne, wie man einen so heilig lodernden anderswo nicht gesehen hat. Die Leute können nicht satt werden, den Mann mit der schlanken, herrlichen Gestalt anzusehen. Da ist sein Haupt mit den leicht gekräuselten, rötlich schimmernden Locken, die seitwärts und rückwärts weich und schwer hinabfluten bis zu den Schultern. Da ist seine breite weiße Stirne, die im Schatten der Mähne kein Sonnenstrahl bräunen kann. Von ihr geht, nicht wie bei den Juden, eher wie bei den Griechen, die Nase gerade und stark nieder, und die vollen roten Lippen sind mit schütterem Barte umschattet. Und da sind die Augen, diese großen, die dämmernden Augen mit dem wundersamen Feuer. Ein Feuer, das feucht und warm leuchtet in den gewöhnlichen Tag hinein, aber zu seiner Stunde in wundervoller Glücksglut strahlt oder in Unmut sprüht, so schauerlich, wie die Hochsommer-Nachtgewitter des Libanon. Dieses Blickes wegen haben ihn viele das „Feuerauge" genannt. Er trägt ein schlichtes langes Kleid, doch weder Hut noch Stab. An den Füßen zumeist Sandalen, die er bisweilen umzubinden vergißt, denn in seiner Vergeistigung nimmt er die Rauheit des Erdenpfades nicht wahr. So wandert er auf den Steinen der Wüste wie auf den Matten der blühenden Täler. Wenn seine Genossen manchmal ächzen unter Stürmen oder Hitze und ihre Glieder zerreißen an den spitzen Steinen und an dem Gedorne — er bleibt ruhig und klaglos. Nicht wie jene Heiligen des Ostens sucht er die Beschwerden, aber er fürchtet sie auch nicht. Aller Äußerlichkeiten ist er ein Feind, weil sie vom Innenleben ablenken und in ihrer gefälligen Form den falschen Schein der Erfüllung wecken können. Recht gerne läßt er sich laden zu den Fröhlichen und ist mit ihnen fröhlich; bei Mahlzeiten ein bereitwilliger Esser und Trinker bis zur Grenze der mäßigen Sättigung. Die Tafelfreuden würzt er mit Erzählen von Parabeln und Legenden, in denen er den Leuten die tiefsten Offenbarungen beizubringen weiß. Seit er das kleine Haus zu Nazareth verlassen, besitzt er nichts mehr von weltlichem Werte. Was er auf seinen Lehrwanderungen für sich und die Seinen bedarf, das fordert er von den Besitzenden. Sein Benehmen ist manchmal scheinbar herbe und mit bitterer Ironie gesalzen, auch dort, wo er mitleidsvoll unterweist und hilft. Selbst gegen seine Jünger, die er innig lieb hat — besonders den zarten Johannes — ist er stets erfüllt von dem Ernste seiner Sendung: aus schwachen Menschen beherzte, gottesstarke Männer zu machen. So scharf, daß es auch der Blinde greifen kann, trennt er, was ihm recht, und was ihm zu-

Digitized by Google

wider ist. Verquickungen zwischen gut und böse kann er nicht leiden. Am widerwärtigsten sind ihm die Wortdeutler, Heuchler und Schleicher, da hält er es weitaus lieber mit offenbaren Sündern. Für seine Person nachgiebig, aber in seiner Lehre unbeugsam, das ist einer der Grundzüge. Alle persönliche Mißgunst, alles Hassen, alles, was das Herz vergiften kann, hält er fern von sich. So hoch preist er die Güte und so schwer verdammt er die Selbstsucht, daß einer seiner Jünger sagen kann, aus Güte sündigen führe näher zu Gott, denn aus Selbstsucht Gutes tun. Die Anfeindungen und Widerwärtigkeiten, die ihm widerfahren, macht er zu einer Quelle der Seligkeit. — Seligkeit! Ist dieses Wort nicht mit Jesus in die Welt gekommen?

„Er spricht immer von Seligsein", sagt einmal einer zu Johannes; „was verstehst du nur unter Seligsein?"

Und Johannes: „Wenn es in dir ganz friedsam ist, so daß kein weltliches Begehren und keine Bitterkeit dich unruhig macht, daß alles in dir Liebe und Vertrauen ist, als ob du in der Ewigkeit Gottes ruhtest und dir nichts mehr widerfahren könnte — so ist es ungefähr das, was er Seligsein nennt. Aber kein Wort kann es sagen, nur wen's ergreift, der weiß es." —

Also ist in Jesus der stolze Mut der Gottgemeinschaft, den er jedem gibt, der mit ihm geht. Nun aber möchte ich gerne sagen: Wo Jesus am göttlichsten ist, dort ist er am menschlichsten. Im frohen Verzicht auf Weltgier, Weltgut und Weltsorge befreit er sich von jener Last, unter der die meisten Menschen unglücklich werden. In der Gottgemeinschaft ist er einfältiges Kind und weiser Lebenskünstler zugleich. Alle Angst vor Zufälligkeiten, Gefahren, Verlust und Sturz ist dahin. Alles geht nach seinem Willen, weil es der Wille Gottes ist, und er genießt das Leben mit Unbefangenheit und reinem Sinn. Ist das nicht die natürlichste Menschlichkeit? Und kommt man nicht gerade mit dieser lebensfrohen Menschlichkeit der Göttlichkeit nahe? —

In solcher Art nun ist er gewandelt unter jenem Himmelsstriche, auf dem altgeschichtlichen Boden, der das Heilige Land genannt wird bis ans Ende der Zeit.

Und nun kommt jener Tag. Jener große Sabbatmorgen.

Lange haben die grauen feuchten Dünste gelagert über den Tälern von Galiläa, am Libanongebirge sind Nebelbänke gehangen mit frostigem Regenschauer. Und nach dieser trüben Zeit geht ein reiner, klarer Frühlingsmorgen auf. Von der steinigen Anhöhe aus gesehen liegt ringsum das blühende Land. In den Tälern frisches Grün, von blinkenden Bächen durchschlängelt. An den Lehnen, auf

Digitized by Google

den Hügeln die Bestände der Pinien, Feigenbäume, Ölbäume und dunklen Zedern. An den Hecken Weinreben und betaute Rosensträucher. In den weichen Lüften vielstimmiger Vogelsang und der frische Hauch vom Meere her. Dort gegen Untergang das blaue Band des mittelländischen Gewässers und im Morgen durch ferne Felsscharten tief herauf schimmernd das Tote Meer. Im Mittag Steppengelände und die gelblichen Wälle, wo die Wüste beginnt. Und in der Abendrichtung das von dunklem Wald und lichten Wänden durchsetzte Libanongebirge mit seinen Schneehäuptern. Über allem ein großer, sonniger Frieden.

Die Felsplatten der sanften Anhöhe sind besetzt mit Menschen, deren so viele diese Flur nie gesehen hat. Und noch immer kommen sie heran von allen Weilern und Gehöften. Anstatt in die Synagoge zu gehen, wie es vorgeschrieben wäre, eilen sie dieser Berghöhe zu; anstatt weicher Ruhe zu pflegen, wie es ihr Behagen verlangte, kommen sie über Stock und Stein daher; anstatt den Freund, den Nachbarn zu besuchen, steigen sie selbander die Höhe heran. Denn alle wissen es, daß dort Jesus ist und sprechen wird. So stehen sie nun da oder lassen sich nieder auf die flachen Steine, Männer und Frauen, alt und jung, arm und reich. Viele sind bloß der Neugier voll und ergehen sich in vorwitzigen Gesprächen; andere scherzen miteinander; noch andere schweigen in Erwartung. Jene, die ihn schon kennen, flüstern erregt miteinander, und Simon sagt zu Jakobus: „So stark hat mein Herz noch niemals geklopft, als heute."

Da steht er auf der Höhe des Berges — Jesus.

Wenn es vorher in der Menge wie das dumpfe Brausen des Meeres gewesen war, so tritt jetzt eine Lautlosigkeit und Ruhe ein, als ob alle Menschen in seinem Anschauen zu Stein geworden wären. Er selbst steht in seinem langen, lichten Kleide in den blauen Himmel hinein wie eine weiße Säule. Die linke Hand gleitet ruhig herab, die rechte liegt an seiner Brust. — Leise aber deutlich hebt er an zu sprechen. Nicht im hochgetragenen Predigerton, sondern rasch und feurig, in manchen Augenblicken kurz stockend, wenn die Gedanken sich sammeln zu einem großen Worte. Es ist nicht, als ob er die Rede sich früher ausgedacht oder aus Büchern gezogen hätte. Was seiner bluteigenen Natur entsprungen, was Ewigkeiten in ihm gezeitigt haben, im Sturme des heiligen Geistes spricht er es heraus.

„— — — Ich bin gesandt, daß ich euch rufe. Ich komme zu allen, aber zu den Armen zuerst. Zu den Betrübten, Gepeinigten komme ich, zu den Kranken, zu den Gefangenen, zu den Geschlagenen. Ich komme mit froher Botschaft vom himmlischen Vater."

Digitized by Google

Nach diesem Eingange schaut er voller Demut weit hin in die große Natur — gleichsam, als trete er ihr das Wort ab, wenn sie Besseres wisse. Aber die Natur schweigt, alle Kreatur hat geschwiegen und aufgehorcht zur selben Stunde.

Dann hebt Jesus seine Augen über die Menge hin und beginnt zu sprechen, wie es vor ihm die Menschen nie gehört haben.

„Brüder! Freuet euch! Und noch einmal sage ich es: Freuet euch! Im Himmel lebt ein gütiger Vater. Seine Gegenwart ist überall, seine Macht ist ohne Grenzen, und wir sind seine Kinder, die er lieb hat. Über alle läßt er seine Sonne scheinen, keinen läßt er aus den Augen. Er sieht jedem ins dunkle Herz, und und ohne seinen Willen wird keinem auch nur ein Haar gekrümmt. In des Menschen Willen legt er das Seligwerden. Höret, was ich euch nun sage in seinem Namen:

„Ihr heilsuchenden Menschenkinder alle, kommet zu mir. Ich preise selig die Armen. Keine Erdenlast stört ihnen das Himmelreich. Ich preise selig die Leidenden, die Betrübten. Von der Welt enttäuscht, verlassen flüchten sie zum Leben in Gott. Ich preise selig die Gutmütigen und Friedliebenden. Ihr Herz wird nicht beunruhigt von Haß und Schuld, sie leben als frohe Kinder Gottes. Ich preise selig, die Gerechtigkeit lieben. Sie sind darin Gottes Bundesgenossen und werden Gerechtigkeit finden. Ich preise selig die Reinen. Keine verwirrenden Begierden trüben ihnen das Angesicht Gottes. Ich preise selig die Barmherzigen. Die mitleidende Liebe gibt Kraft und bringt Mitleid zurück in der Not. Und selig, dreimal selig seid ihr, wenn sie euch verfolgen des Rechten wegen. Die Seligkeit wird groß sein. Ihr alle, freuet euch und jubelt — kein Auge hat noch gesehen und kein Ohr hat gehört die Freuden, die euch bereit sind im Himmel. — Höret nun meine Sendung. Viele sagen, ich wolle die alten Gesetze aufheben. So ist es nicht. Ich bin gekommen, die alten Gesetze recht und ganz zu erfüllen, aber nicht nach den Buchstaben, sondern im Geiste. Nach dem Buchstaben erfüllen es die Schriftlehrer, die in den Tempeln predigen und das Volk führen wollen: aber wenn ihr tut wie die, so werdet ihr nicht gerecht sein und das Reich Gottes nicht finden. Die Schriftlehrer sagen, du sollst nicht töten. Ich sage, du sollst nicht einmal zürnen und schmähen. Wer zürnt und richtet, der wird selbst gerichtet werden. Deine frommen Opfergaben, sie nützen dir nichts, wenn du mit deinem Nächsten in Feindschaft lebest. Im Gesetze der Alten heißt es, du sollst nicht ehebrechen. Ich sage, du sollst nicht einmal daran denken, die Ehe zu brechen. Lieber dich blenden,

Digitized by Google

als daß dein Auge nach dem Weibe des Nächsten begehrt. Besser, dein Licht ist verloren, als deine Reinheit. Lieber haue dir die Hand ab, als daß sie sich nach dem Eigentum des Nächsten ausstreckt. Besser, deine Macht ist hin, als deine Seligkeit. Im Gesetze heißt es, du sollst nicht falsch schwören. Ich sage dir, du sollst überhaupt nicht schwören, nicht bei Gott, nicht bei deiner Seele, nicht bei deinem Kinde. Ja oder Nein, das ist genug. — Nun saget, ob ich diese Gesetze aufhebe? Ich verlange vielmehr ihre strengste Erfüllung. Aber es gibt Gesetze, die ich aufhebe. Höret. Da heißt es: Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ich sage, du sollst dich deinem Widersacher nicht feindlich entgegenstellen. Was du gerechterweise für dich tun kannst, das tue, weiter gehe nicht, es ist tausendmal besser, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun. Mit Sanftmut besiege den Feind. Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, so halte in guter Laune ihm auch die linke hin. Vielleicht bricht das seinen Grimm. Will jemand dir den Oberrock entreißen, so frage freundlich, ob er nicht auch den Unterrock brauchen könne. Vielleicht schämt er sich seiner Habsucht. — Wenn dich jemand um etwas bittet, das du ihm gewähren kannst, von dem wende dich nicht ab, und wenn du zwei Röcke hast, so gib einen davon dem, der keinen hat. — Im Gesetze der Alten heißt es: Liebe deinen Nächsten, hasse deinen Feind. Das ist falsch. Den zu lieben, der mich liebt, und den zu hassen, der mich haßt, das ist leicht. Das tun auch die Gottlosen. Ich sage dir, liebe deinen Nächsten und liebe auch deinen Feind. — Höret, ihr Brüder, und verkündet es auf der ganzen Welt, was ich euch jetzt sage: Liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen." —

Nun schweigt er, und im Volke ist eine stumme Bewegung. Ein Wort ist hier gesprochen, wie es bisher in der Welt nicht vernommen worden. Eine Weihe ist zu dieser Stunde über den Erdball gegangen, wie sie seit der Erschaffung der Welt nicht gewesen.

Jesus fährt fort zu sprechen: „Tuet Gutes denen, die euch hassen; so tut auch Gott den Menschen, selbst wenn sie seiner spotten. Trachtet doch in allem dem Vater im Himmel ähnlich zu werden. — Was ihr Gutes tut, Gottes wegen tut es und nicht der Menschen wegen. Deshalb ist das zweite Gebot so viel wie das erste, wenn es heißt: Liebe Gott mehr als alles und deinen Nahmenschen wie dich selbst. Aber mit deinen guten Werken sollst du nicht prunken. Wenn du Almosen gibst, so tue es heimlich und rede nicht davon, gleichsam als wisse es nicht einmal deine linke Hand, was die rechte tut. Wenn du fastest, so mache dabei kein trauriges Gesicht. Sei

Digitized by Google

heiter, was brauchen die Leute zu wissen, daß du fastest! Wenn du betest, so tue es verborgen in deiner Kammer. In stiller Demut bist du deinem Vater im Himmel am nächsten. Mache aus deinem Gebete nicht viele Worte, wie die Götzenanbeter. Nicht jeder, der seinem Vater beständig Herr, Herr schmeichelt, kommt zu ihm, sondern wer seinen Willen tut. Erhebe dein Herz im Vertrauen und ergib dich in den Willen dessen, der in den Himmeln ist. Ehre seinen Namen, suche sein Reich. Bitte um Verzeihung deiner Schuld und nimm dir vor, auch deinem Beleidiger zu verzeihen. Dann bitte um das Nötige für den Tag, um Stärke gegen Versuchungen und um Befreiung von aller Ungeduld und bösen Begier. — So sollst du beten, dann wirst du erhört werden. Denn wer recht bittet, der erhält, und wer fortwährend anklopft, dem wird aufgemacht. Oder wäre unter euch ein Vater, der seinem um Brot bittenden Kinde einen Stein reichte? Und wenn schon der arme Mensch seines Kindes Bitte erfüllt, um wie mehr das der mächtige, gütige Vater im Himmel! Sorget nur nicht zu sehr nach dem täglichen Bedarf; solche Sorge verdirbt die reinen Freuden. Habt ihr die Lebensmittel aufgehäuft, dann kommt der Tod. Sammelt nicht solche Schätze, die vergänglich sind, sammelt geistige Güter, die euch besser machen und die euch der Vater aufhebt fürs ewige Leben. Das ist ein Vorrat, der auch euren Nachkommen in der Seele zugute kommt. Der Mensch ist so, daß er immer sein Herz an seine Güter hängt. Sind seine Güter bei Gott, dann wird auch sein Herz bei Gott sein. Wer für den Leib ist, der kann nicht für die Seele sein, weil man zweien Herren nicht dienen kann. Erwerbet für den Tag, was der Tag braucht, und machet euch für weitere Tage keine Sorgen. Seid doch nicht bange, was ihr morgen essen, womit ihr euch im kommenden Jahre kleiden werdet. Vertrauet dem, der die Vögel nähret und die Blumen kleidet. Sollte der Vater im Himmel seine Menschenkinder nicht mehr lieben als die Sperlinge und die Lilien? Also vergrämt euch das Leben nicht mit Sorgen, seid fröhlich, fröhlich, fröhlich in Gott, eurem Vater. Trachtet dem Himmelreiche zu — alles andere ist Nebensache und kommt dann von selbst. Ich merke, Brüder, diese Worte gehen euch nahe. Aber sehet erst zu, ob der Lehrer nach seinen Worten auch lebt. Hütet euch vor Predigern, die anders leben, als sie lehren, Wölfe, die den Schafspelz tragen. Wer je einmal vorgibt, in meinem Namen zu euch zu sprechen, dem schauet erst aufs Werk, wie dem Baume auf die Frucht. Nach dem Werke urteilet auf den Menschen, aber richtet nicht! Ehe ihr richtet, denkt, daß auch ihr gerichtet werden könntet! Wir ihr andere messet, so

Digitized by Google

werdet ihr selbst gemessen. Wie oft aber, Freund, siehst du in deines Bruders Auge einen Splitter, während in deinem Auge ein ganzer Balken steckt! Lege erst deine eigenen Fehler ab, ehe du den des Bruders tadelst. — Der Weg, der zum Heile führt, ist freilich schmal, während man dem Abgrunde zur Linken ausweicht, kann man in den zur Rechten fallen. Damit ihr den schmalen Weg sicher einhaltet, so höret, was ich euch noch sage: Alles, was ihr wollt, daß euch getan werde, das tuet auch anderen. — — Nun, ihr Brüder und Schwestern im Lande der Väter, wer heimkehren muß zu seinem Berufe, der kehre heim und gedenke der Botschaft, die ich gebracht habe. Wer sie bloß hören wollte und nicht leben, der wäre wie jener Mann, der ein Haus baut, aber auf Sand. Wer aber diese Lehre lebt, der baut sein Haus auf Felsen, und kein Sturm kann es zerstören. Dieses Wort, ich sage es im Namen des himmlischen Vaters, wird alle Weisheit der Erde überdauern. Wer es hört und nicht befolgt, ist mir verloren, wer es befolgt, der wird ewig leben."

Also endet diese Rede, die das größte aller Weltereignisse geworden ist. Vor dem letzten Satze sind viele erschrocken, denn das Wort haben sie ja gehört, aber sind zu schwach, es zu befolgen. Ihm ist ihre Verzagtheit nicht entgangen, und weil er niemanden ungetröstet ziehen lassen kann, so ist ihnen, als hätten sie noch ein Wort vernommen: „Das Himmelreich gehört dem, der sich unablässig darum bemüht. Selig auch die Schwachen, die guten Willens sind."

* * *

Dieser Sabbat mit der Predigt auf dem Berge ist ein viel entscheidender Tag geworden. Die Leute haben sich nach derselben gar nicht zerstreuen wollen. Man drängt sich an Jesus, um sein Kleid zu küssen. Viele, die bisher zweifelnd gewesen, mögen nicht mehr von ihm weichen. Wohin er auch geht, sie wollen ihm folgen und sein Geschick mit ihm leben. Dieses Geschick muß ein glänzendes werden, denn er kann sagen, was er will, er reißt die Menge von der Scholle los, daß sie ihm Heerbann leisten. Wenn schon seine Worte der harten Buße so begeisternd wirken, wie wird es erst sein, wenn er die Weltmacht des Messias entfaltet! Die Bergrede — so meinen viele — sei eine Kraftprobe gewesen, dazu bestimmt, den Willen stahlhart zu machen für die heiligen Kämpfe ums Messiasreich, das auf Erden nun gegründet werden soll.

Aus Judäa sind Leute herübergekommen, aus dem Jordantale sind sie heraufgeeilt, aus dem Gebirge herabgeströmt. Aus den Seestädten Tyrus und Sidon wandern sie herüber, und selbst aus Län-

Digitized by Google

dern weit hinter dem Meere sind etliche da, um zu sehen, ob es wahr sei, was das Volk allenthalben spricht. Geschenke bringen sie daher auf Eseln und Kameelen, wovon Jesus das für sich und seine Freunde Notwendige annimmt, den Überfluß ablehnt oder an die Menge verteilt. Denn viele sind, die hungernd bei ihm aushalten und von seinem Worte satt werden wollen. Dann heben sie an, Kranke herbeizuschleppen, wovon er einigen Heilung und allen Trost gibt. Aber je mehr sie von Wundern an Kranken und Krüppeln hören, je mehr Wunder begehren sie noch, so daß er unwirsch wird und immer wieder daran erinnern muß, daß er nicht der Leiber wegen gekommen sei, sondern um der Seelen willen. Auch hat er ihnen angedeutet, daß er nicht der Messias sei, von dem man die Befreiung und Erhebung des Judenreiches erwartet. Aber das haben sie für Ausflüchte gehalten, für klugen Vorbehalt, da das Auftreten des Feldherrn wohl noch nicht an der Zeit sei. Bei jeder neuen Rede haben sie ihn mit neuer Begier umlagert und gehofft, er würde den Feldherrnruf aussprechen. Andere halten sich abseits und sinnen nach über den tieferen Geist seiner Worte, und es müsse doch möglich sein, sie aufzufassen und ihnen nachzuleben. Anfangs finden sie es gar leicht und lustig, sorglos und verträglich zu sein. Besonders den Armen kommt es gelegen, aus der Not eine Tugend zu machen, und daß ihre Tätigkeit und Saumseligkeit ein Verdienst sein soll. Aber schon nach etlichen Tagen merken sie, daß des Meisters Worte doch vielleicht anders verstanden werden müssen. Auch die Samariter horchen über die Grenze herüber nach der seltsamen Lehre vom Himmel auf Erden. Hatte die alte Schrift vom Seligwerden gesagt, so spricht dieser Jesus vom Seligsein.

Unter den Jüngern ist ein Geldwechsler aus Karioth. Doch der ist bisher nur an Sabbaten beim Propheten gewesen; in den Wochentagen hat er an seinem Geschäftstische Münzen gezählt und Zinsen berechnet. Aber das tut sich nicht gut, beim Rechnen muß er an den Meister denken und verrechnet sich; und ist er beim Meister, so muß er ans Geld denken und überhört das Wort. Eines muß er lassen, aber er kann sich nicht entschließen. Bei dieser Bergrede jedoch hat es sich entschieden, er geht nicht mehr zurück zum Wechslertisch, er bleibt bei Jesus. Und ist ihm bei diesem Tausche so wonnig ums Herz, als hätte er einem guten Mann Geld auf zweihundert Prozent ausgeliehen. Denn er wird Schatzmeister im Messiasreiche sein. — So felsenfest steht sein Glaube.

Die einzigen, die sich noch mehr oder weniger zurückhalten, sind die Galiläer. Diese haben den Propheten noch als Zimmermann

Digitized by Google

gekannt und so finden sie in ihrer Art, daß er nicht weit her ist. Andererseits sind Galiläer, die nach Jerusalem kommen, oder nach Joppe, stolz, wenn sie dort von ihrem Propheten sprechen hören, und sie spielen sich als seine Bekannten und Freunde aus, um bei der Heimkehr ihm doch wieder mit der alten Nichtachtung zu begegnen. Da sagt er einmal, es treffe wohl auch bei ihm zu, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte. Nach Nazareth ist Jesus um diese Zeit noch oft hinaufgekommen, stets begleitet von seinem wachsenden Anhange, so daß seine Mutter nie mehr ein vertrauliches Wort mit ihm hat reden können. Doch, die Heimat verleugnet ihn. Die Jugendbekannten sind ihm geradezu ausgewichen als einem Sonderling und Landstreicher, „der sich gegen die Schrift vergeht, die Leute aufregt, und von dessen weiterem Lebenslaufe man keine großen Ehren erwarten kann". Der Rabbite hat in der Synagoge öffentlich vor ihm gewarnt, als vor einem offenen Verführer. Mit heftigem Eifer hat er das Verderben geschildert, in das alle jene stürzen, die durch diesen gewissenlosen Menschen verleitet vom Glauben ihrer Väter abfallen. „Es gibt nur einen wahren Glauben!" also hat er ausgerufen, „und nur einen Gott, und das ist nicht der Glaube und Gott dieses Abtrünnigen, sondern der Glaube Moses und der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Und dieser Gott verflucht den falschen Propheten und seinen ganzen Anhang, so daß der Teufel über ihn Gewalt hat. Tief zu beklagen", so setzt er bekümmert bei, „sind nur die Seinigen, besonders die unglückliche Mutter, die zur Schmach der Familie und zum Ärger des ganzen Landes einen solchen Sohn geboren hat." Und dann läßt der Rabbite wieder die Hoffnung durchblicken, daß es vielleicht doch gelingen werde, den Verirrten, der so schwer gegen die Gesetze sündige, zur Vernunft zu bringen, wenn schon nicht mit Liebe, so doch mit Ernst und Macht, auf daß er wiederum zurückkehre zum ehrlichen Handwerk, in dem er einst gottgefällig gelebt hätte.

Und da hat es sich wohl zugetragen, daß Maria, wenn sie aus der Synagoge nach Hause gegangen, von boshaften Nachbarn verhöhnt worden ist und man ihr zu verstehen gegeben hat, sie möge sich aus dem Staube machen, je eher je besser. Sie hat nichts gesagt, hat ihr weinendes Herz still sein geheißen.

Eines Tages ist Jesus am See bei einem Gesinnungsgenossen zu Tische geladen worden. Das Haus ist gefüllt mit Anhängern, die weder Platz noch Schüssel finden können. Sie warten auf Wunder. Jesus ist wohlgemut und spricht davon, wie er sich wundere, daß die Leute kleinen Wundern nachjagten und die großen übersähen; da

Digitized by Google

doch alles, was da lebt und uns täglich umgibt, helles unbegreifliches Wunder ist. Bei den Wundern, die man von ihm verlange, sei nicht das wichtigste, daß Steine zu Brot und Kranke gesund würden, sondern daß sie Vertrauen erweckten. Vertrauen sei der Wunderkräfte größte. — Als er noch redet, wird er hinausgerufen; unter den Zedern stehe jemand, der ihn zu sprechen wünsche. Zwei Verwandte von ihm sind da, und die fragen ihn kurz und geradehin, was er vorhabe, ob er zurückzukehren gedenke nach Nazareth oder nicht. Wenn nicht, dann sei ihm Haus und Werkstatt verfallen — daß er es wisse.

Jesus antwortet ihnen: „Gehet und saget eueren Ältesten in Nazareth: Wer des Hauses bedarf, dem gehört es, wer die Werkstatt brauchen kann, der soll sie benützen. Und lasset in Frieden ziehen den, der ein Haus bauen will, wo viele Wohnungen sind."

Sie bleiben stehen und sagen: „Wenn du für uns taub und störrisch bist, so ist noch jemand da." Und nun tritt die Mutter vor. Sie hat ein blaues Tuch über den Kopf geschlagen, abgehärmt ist sie und kann vor Schluchzen kaum sprechen. Sie nimmt ihn bei der Hand: „Mein Sohn! Wohin soll das führen? Kannst du es denn verantworten? Vom Glauben fällst du ab und nimmst ihn auch so vielen anderen."

Darauf er: „Ich nehme ihnen den Glauben? Siehe, ich gebe ihnen das Vertrauen."

„Aber Kind, ich kann's nicht fassen. Das ganze Land bringst du in Aufruhr. Die Leute verlassen ihre Häuser, ihre Familien, ihre Arbeit und laufen dir nach. Welchen Zauber hast du ihnen denn angetan?"

„Sie folgen der Botschaft", sagt er. „Wie der Hirsch nach der Quelle, so dürsten sie nach Trost."

„Trost nennst du das, wenn sie in der Wüste hungern und frieren?" redet einer der Verwandten drein, „Trost nennst du es, wenn sie verkommen, bis ihnen die Lappen vom Leibe fallen und sie als Verbrecher in die Hände der Söldlinge fallen? Gib acht, es wird noch etwas geschehen, die Herren zu Cäsaria und Jerusalem werden sich das nicht gefallen lassen. Sie werden dem Volksaufwiegler schmachvoll das Handwerk legen — und recht haben sie!"

„Wer ist der Volksaufwiegler?"

„Der Volksaufwiegler bist du!"

Jesus staunt über das Wort und sagt: „Ich? — Ich, der ihnen sagt: Bescheidet euch! Liebet einander, tuet Gutes euren Feinden! Ich ein Volksaufwiegler?"

Digitized by Google

„Sie sagen, du wolleſt der Meſſias ſein, der das Reich erobert."

„Ein Reich, das nicht von dieſer Welt iſt."

Maria fällt ihm in die Arme: „Mein lieber Sohn, laß das gehen. Soll es anders werden, ſo wird's Gott auch machen ohne deiner. Sieh', wie einſam iſt deine Mutter geworden in Nazareth! Komm mit mir in unſer friedſames Heim und ſei wieder mein guter ſüßer Jeſus. Und die da, ſiehe, ſie haben dich lieb, es ſind ja doch auch deine Brüder."

Da ſtreckt Jeſus ſeinen Arm aus und weiſt auf ſeine Anhängerſchaft, die ſich am Hauſe drängt: „Das ſind meine Brüder! Die mit mir den himmliſchen Vater erkennen, das ſind meine Brüder."

Die Verwandten treten zurück und ringen ratlos die Hände. „Er iſt von Sinnen! Von einem Dämon iſt er beſeſſen!"

Dem Volke, das über die Planke von der Straße hereinſchaut, tut das verlaſſene Weib leid, man möchte gerne vermittelnd eingreifen, und da ruft hell eine Stimme: „Glücklich die Mutter, die einen ſolchen Sohn hat! Selig werden ſie die Völker preiſen!"

Ernſt wendet ſich Jeſus um: „Selig ſind, die dem Worte Gottes folgen!"

Der Mutter iſt es bei dieſen Worten, als habe ein Schwert ihr Herz durchbohrt. Die Leute ſchweigen und flüſtern zueinander: „Warum iſt er ſo hart gegen ſeine Mutter?"

Da antwortet ihnen Johannes der Jünger: „Er ſieht das einzige Heil in Gott dem Vater. Viel Volk hat er zu ihm bekehrt, und gerade die er am meiſten liebt, wollen die Botſchaft vom Himmelreich nicht hören. Das ſchmerzt ihn und macht ihn herb."

Jeſus erhebt nochmals ſeine Stimme und ſpricht: „Wer mein Jünger ſein will und ſeine Eltern und Geſchwiſter glauben nicht an mich, der muß Eltern und Geſchwiſter verlaſſen, um mir zu folgen. Wer Weib und Kind hat, die meine Botſchaft verachten, der muß Weib und Kind verlaſſen und *mir* folgen, wenn er will mein Jünger ſein. Wer Gott nicht mehr liebt als Mutter und Kind, als Bruder und Schweſter, ja als ſich und ſein Leben, der iſt Gottes nicht wert."

Viele ſind ob dieſer Rede betrübt und murren untereinander: „Er verlangt zuviel."

Da ſagt Johannes: „Wem es ernſt iſt mit dem Glauben an den himmliſchen Vater, der *kann* nicht anders ſprechen. Er fühlt es wohl ſelbſt, wie ſchwer es iſt, alle Bande zu zerreißen. Merkt ihr es denn nicht, wie er mit ſich ringt und ſein eigenes Herz muß niederſchlagen, daß es nicht über ihn Gewalt erlanget! Er begehrt von ſeinem Jünger alles, weil er ihm alles gibt. Wir beginnen

Digitized by Google

schon es zu erfahren, daß das, so er uns zu geben hat, mehr wert ist als alles, was wir dafür hingegeben."

Seine Verwandten sind fortgegangen. Sie führen heftige Reden gegen Jesus. Das kann die Mutter nicht hören, sie bleibt zurück und steigt allein hinan den steinigen Weg. In ihrem tiefbetrübten Gemüte betet sie: „Gott Vater im Himmel, dein Wille geschehe!" — Und ahnt nicht, daß es das Gebet ihres Sohnes ist, daß sie darin Vertrauen und Trost findet wie er — daß sie eine Jüngerin Jesu geworden.

* * *

Anderwärts ist Jesus Ruf so groß geworden, daß sich alles um ihn bewirbt. Die Armen bedrängen ihn, um an seinem Tische zu speisen, wo das Wort Fleisch geworden ist; die Reichen bitten ihn zu ihren Tafeln. Er lehnt von diesen die meisten ab, doch einige nimmt er an.

Solchen, die demütig im Hintergrunde bleiben und doch Verlangen haben nach ihm, naht er selbst. Da lebt in der Gegend ein Mann, der keinen größeren Wunsch hat, als den Propheten zu sehen. Wie er nun hört, Jesus komme des Weges, hebt er an zu zittern und denkt, was tue ich? Ich möchte ihm ins Gesicht sehen und wage mich nicht vor ihn. Denn als Zollmann stehe ich überall schlecht angeschrieben und bin auch nicht viel wert. Dann ist er immer von vielen Leuten umgeben, ich aber bin klein gewachsen und sehe nicht über die Köpfe. Als nun Jesus naht, klettert er auf einen dürren Feigenbaum und lugt zwischen den Ästen hinab. Jesus sieht ihn und ruft laut: „Zachäus, steig vom Baum herab! Ich will heute bei dir einkehren."

Der Zöllner springt vom Baume, geht hin und sagt gedrückt: „Herr, ich bin nicht wert, daß du in mein Haus trittst. Nur ein Wort von dir, und mir ist wohl."

Die Leute verwundern sich, daß der Prophet gerade diesen zweifelhaften Menschen bevorzugt. Zachäus ist ganz außer sich darüber, daß der Meister ihn kennt und gerufen hat. Alles, was sein Haus nur aufbringen kann, setzt er dem Gaste vor. Jesus jedoch sagt: „Das sind gute Dinge. Aber ich will das Kostbarste, was du hast."

„Was ist das, Herr?" frägt Zachäus erschrocken, denn er glaubt, ihm ja das Beste gegeben zu haben, „alles, was ich habe, ist dein."

Da faßt ihn Jesus bei der Hand, blickt ihn liebevoll an und sagt: „Zachäus, gib mir deine Seele!"

Der Mann ist sein Folger geworden.

Ferner speist er eines Tages am Tische eines Mannes, der sehr

Digitized by Google

gelehrt und ein großer Sittenrichter ist. Nebst vielen anderen Gästen sind auch mehrere der Jünger da, und es werden teils gelehrte, teils leidenschaftliche Gespräche geführt über die Schrift. Jesus ist anfangs schweigsam, es mag ihm zu Sinn gekommen sein, um wie weit lieblicher es wäre, daheim am Herde der Mutter die Worte treuer Einfalt zu hören, als hier mit Geistesprotzen über leere Buchstaben zu streiten. Aber er wird bald ins Gespräch gezogen. Jemand hat das Gebot von der Nächstenliebe angeschlagen, und wie es oft geht, die einfachsten Dinge verwirren sich und werden unverständlich, sobald sie in die verschiedenen Meinungen der Weltweisen geraten. Da sagt nun einer von den Gästen: „Es ist merkwürdig. Gerade über die wichtigsten Dinge denkt man nicht nach, weil sie so klar sind. Und auf einmal, wenn man darüber nachdenkt, versteht man sie nicht. So weiß ich eigentlich auch nicht, wen ich lieben soll, wie mich selbst."

„Deinen Nächsten!" belehrt sein Tischnachbar, der Jünger Matthäus.

„Richtig, Freund! Wenn ich nur auch wüßte, wer der ist, mein Nächster. Es laufen einem im Tag allerhand Leute unter die Füße, und wenn mir einer das Bein stellt, so ist zur Zeit der mein Nächster. In diesem Augenblick habe ich sogar zwei Nächste — dich und den Zacharias. Welcher von beiden ist der, den ich lieben soll wie mich selbst? Es steht doch nur von einem geschrieben. Und wenn du es bist, oder der Zacharias, weshalb soll ich ihn mehr lieben als den Meister, der weit oben an der Tafel sitzt, also nicht mein Nächster ist?"

„Mensch, das ist eine vorwitzige Rede!" verweist der Jünger Bartholomä.

„So unterrichte mich!" sagt der andere.

Der Jünger hebt an und will erklären, wer der Nächste ist, aber er kommt damit nicht recht weiter, es verwirren sich seine Gedanken. Mittlerweile ist die Frage bis zum Meister vorgedrungen. Wer ist — recht verstanden — der Nächste?

Jesus antwortet und erzählt eine Geschichte. „Ist einmal ein Mann gewesen, und der geht von Jerusalem hinab gegen Jericho. Der Weg ist einsam, es überfallen ihn die Straßenräuber, sie ziehen ihn aus, schlagen ihn und lassen ihn als tot liegen. Nach einer Weile wandert des Weges ein Erzpriester, sieht ihn liegen und da er merkt, daß es ein Fremder ist, eilt er weiter. Wieder nach einer Weile geht ein Hilfspriester heran, sieht ihn liegen, denkt: Ein Schwerverwundeter oder ein Toter, ich will eines Fremden wegen keine Ungelegenheiten haben — und geht vorüber. Endlich kommt

Digitized by Google

einer aus dem verachteten Volke der Samariter. Der sieht den Hilflosen, bleibt stehen und hat Erbarmen mit ihm. Er labt ihn mit Wein, gießt in die Wunden Öl, hebt ihn auf und trägt ihn bis zur nächsten Herberge. Dort gibt er dem Wirte Geld, daß er den Leidenden pflege, bis er hergestellt wäre. — Nun, was meint ihr? Die Priester haben in ihm einen Fremden gesehen. Der Samariter aber seinen Nächsten."

Jetzt erklären sie es sich: Dein Nächster, das ist ein Mensch, dem du helfen kannst und der gerade auf deine Hilfe angewiesen ist.

Nun mischt sich der Jünger Thomas ins Gespräch und bezweifelt, ob man es wohl von einem hohen Fürsten verlangen könne, daß er vom Pferde steige und einen elenden Bettler im Straßengraben aufhebe?

Frägt Jesus: „Thomas, wenn du einmal als hoher Fürst heranreitest und findest mich elend im Straßengraben liegen — wirst du mich liegen lassen?"

„Herr!" schreit der Jünger erschrocken auf.

„Siehst du, Thomas. Und was du dem Ärmsten tust, das tust du mir."

Nun frägt einer der übrigen: „Soll man denn nur Armen Gutes tun, nicht auch Reichen und Vornehmen?"

Und Jesus: „Wenn du der Bettler an der Straße bist und es kommt ein Fürst vorübergeritten, so kannst du ihm nichts Gutes tun. Wenn aber sein Pferd strauchelt und er stürzt, so fange ihn auf, damit er sein Haupt nicht an einem Stein zerschlage. Denn er ist in diesem Augenblicke dein Nächster geworden."

Da flüsterten einige zueinander: „Es scheint, daß er verlangt, man müsse alle Menschen lieben. Das ist doch zu schwer."

„Das ist sehr leicht, Bruder", sagt Bartholomä. „Die Millionen Menschen, die du nie siehst, die dich nicht belästigen, zu lieben, kostet nichts. So lieben auch die Heuchler und Worthelden. Doch während sie vorgeben, die ganze Menschheit zu lieben, oder das Volk, sind sie hart gegen den Nächsten."

„Leicht ist es, Ferne zu lieben," sagt nun Jesus, „und leicht ist es, die Gutmütigen und Nachgiebigen zu lieben. Wie aber, wenn dein Bruder dich beleidigt hat und dir immer wieder Übles tut? Nicht siebenmal sollst du ihm vergeben, sondern siebenundsiebzigmal. Gehe hin und weise ihn gütig zurecht. Hört er dich, so hast du ihn gewonnen. Hört er dich nicht, so wiederhole deine Mahnung. Hört er dich noch nicht, so suche einen freundlichen Vermittler. Hört er auch den nicht, dann lasse die Gemeinde entscheiden. Und erst, wenn

Digitized by Google

du deinen Bruder gerettet und in Zufriedenheit siehst, sollst du wieder fröhlich sein."

Als sie noch so reden, drängt sich ein junges Weib in den Saal, eine von solchen, die ihm überallhin folgen und ungeduldig vor der Tür schmachten, während der Meister im Hause auf Besuch ist. Tief geduckt, fast unbemerkt eilt sie herbei, hockt sich nieder vor Jesus und beginnt aus einem Gefäß ihm die Füße zu salben. Er läßt es ruhig geschehen; der Gastherr aber, der ihn geladen, denkt bei sich: Nein, Prophet ist das keiner, sonst müßte er wissen, wer es ist, der ihm jetzt die Füße salbt. Ist es nicht die Sünderin von Magdala? — Jesus errät seine Gedanken und spricht: „Freund, ich will dir etwas sagen. Ein Mann ist, der hat zwei Schuldner. Der eine ist ihm schuldig fünfzig und der andere fünfhundert Groschen. Da sie aber nicht zahlen können, so läßt er beiden die Schuld nach. Sage nun, welcher wird ihm am dankbarsten sein?"

„Natürlich, dem er am meisten nachgelassen hat", antwortet der Gastgeber.

Und Jesus: „Du hast recht. Auch diesem Weibe ist viel nachgelassen worden. — Siehe, du hast mich geladen in dein Haus, deine Diener haben diesen Saal mit Rosenduft erfüllt, da doch die reine Luft zu den Fenstern hereinweht. Sie haben mit Glocken- und Saitenspiel mein Ohr gereizt, da doch der helle Vogelsang hereinklingt. Sie haben mir den Wein in kostbarem Kristall gereicht, da ich doch gewohnt bin, aus irdenen Schalen zu trinken. Daß mich aber von der langen Wanderung über die Steppe her die wunden Füße schmerzen könnten, daran hat niemand gedacht als dieses Weib. Sie hat viel Liebe, darum wird ihr viel verziehen."

Der Sittenrichter muß schweigen. In der Jünger Runde hört man das Wort: Jesus der Christ. Weil Christ heißt der Gesalbte. Sie denken dabei an die Salbung der Füße, noch mehr aber an den verheißenen Gesalbten, den Messias, und sie erinnern sich wieder jener gewaltigen Bergrede, die ihre Seelen verwandelt hat.

Etliche jedoch sind da, die es nicht verwinden können, daß der Prophet mit dieser Gefallenen so gütig gewesen ist. „Wie anders", so deuten sie es, „spricht er doch mit diesem jungen Weibe als mit seiner Mutter!" Und wie sie noch sehen, daß sie in seinem Gefolge ist und ihn begleitet überallhin, ihm die Sandalen anlegt, wenn die Pfade steinig sind, ihm den Mantel trägt, wenn es heiß ist, da sind sie äußerlich unmutig und heimlich gar zufrieden und hegen untereinander manch schalkhafte Rede. Jesus hat es wahrgenommen und dazu nicht geschwiegen.

Digitized by Google

„Seid ihr denn so niedrig und so verderbt!“ ruft er ihnen einmal zu, „daß ihr zwischen Mann und Weib nichts als die Sünde sehet? Seid ihr unfähig, auch nur zu denken, daß der Geist das Fleisch besiegen kann? Er kann es, und wieder sage ich, er kann es. Ja, noch mehr, wo das Leben im Geiste stark ist, da gibt es weder Mann noch Weib. Nicht jeder bedarf es.“

„Der Mensch ist schwach!“ sagen sie.

Darauf einer der Jünger: „So werde er stark. Er stärke seinen Willen, lege allen Wert und alle Kraft auf geistiges Leben, und er wird sehen, wie die Sinne zur Ruhe kommen, wie er allmählich frei wird und Größeres vollbringt, als es Erdenkindern erreichbar scheint.“

Aber ihr Vorwitz ist noch nicht gedämpft, und so frägt einer, weshalb Gott Adam und Eva erschaffen hätte, wenn er nur pure Geister haben wolle?

Darauf antwortet er: „So seid ihr. Zuerst tadelt ihr, daß der Menschensohn es mit Eva hielte, und nun ärgert ihr euch, weil er im Weibe die Schwester sieht. Warum seid ihr denn so wachsam für das? Weil ihr nichts anderes denken könnt als Fleisch, weil ihr nichts anderes liebt als Sünde. Ihr Späher und Sittenschnüffler! Täglich würdet ihr der unnatürlichen Laster begehen, wenn es Gott nicht zurecht gesetzt hätte in Adam und Eva! Ihr Söhne des Lehm, so suchet die Gattin, aber nicht um Lüste zu pflegen, sondern um sie zu dämpfen. Jeder erfülle in seiner Weise die Absichten Gottes und reinige die Schwelle seiner eigenen Tür!“

Von diesem Tage an sind die Nörgler stumm geworden und keiner wagt es mehr, das geschwisterliche Verhältnis des Propheten zum Weibe aus Magdala auch nur mit einem Worte anzutasten. Aber es kommt die Zeit, da sie sagen, es sei schade, daß dieser ganze, herrliche Mann keine Familie hätte. Allenthalben, wo er sich zeige, liefen ihm die Kleinen zu, und ein größerer Kinderfreund sei in Galiläa nicht zu finden. Und es erscheint manchmal vor seiner Seele ein trautsames Bild: die Werkstätte zu Nazareth, und an Feierabenden sitzt er behaglich im Kreise von Mutter, Weib und Kind. Leicht wird er dieser Erscheinung Herr. — Das können Unzählige. Ich muß das tun, was kein anderer kann.

Eines Tages, als der Meister gegen Kapernaum hinabgeht, merkt er, daß die Jünger, die vor ihm hinschreiten, in einem leisen, aber lebhaften Wortwechsel begriffen sind. Sie streiten untereinander, welcher von ihnen wohl der Gottwohlgefälligste sei. Jeder bringt mit vieler Spitzfindigkeit seine Verdienste um den Meister vor, seine

Digitized by Google

Opfer, seine Entbehrungen und Leiden und seine Befolgung der Lehre. Da tritt ihnen Jesus rasch näher und sagt: „Was führt ihr da für ein törichtes Gespräch? Indem ihr euch der Tugenden rühmt, beweist ihr, daß euch die größte mangelt. — Seid ihr die Gerechten, daß ihr so vorlaut dürfet reden?"

Darauf antwortet einer von ihnen zaghaft: „Nein, Herr, die Gerechten sind wir nicht. Doch hast du selber gesagt, daß im Himmel mehr Freude sei über Büßer als über Gerechte."

„Über Büßer ist Freude, wenn sie demütig sind. Aber wisset ihr, über wen noch mehr Freude ist im Himmel?"

Denn mittlerweile hat sich Volk herangedrängt. Frauen führen kleine Kinder an der Hand, tragen noch kleinere auf dem Arm, um ihnen den Wundermann zu zeigen. Andere der Knaben drängen sich zwischen den Beinen der Leute durch nach vorne, um ihn zu sehen und sein Kleid zu küssen. Man will sie zurückscheuchen, daß sie den Meister nicht belästigten. Er steht unter dem Feigenbaum und ruft laut: „So lasset doch die Kleinen zu mir kommen!" Und die Kinder, die rundgesichtigen, krausköpfigen, helläugigen, springen heran, daß die Kleidlein fliegen, und umringen ihn, die einen frohgemut, die anderen scheu und beklommen. Er setzt sich auf den Rasen, er zieht die Kleinen an seine Seite, hebt die Kleinsten auf seinen Schoß. Sie schauen zuerst mit weit aufgerissenen Äuglein in sein freundliches Gesicht; er scherzt mit ihnen, da lächeln sie zart oder lachen hell. Und sie spielen mit seinen Lockenringeln und sie schlingen ihre Ärmchen um seinen Nacken. So vertraulich und vergnügt sind sie und so bewegsam umgaukeln die kleinen Geschöpfe den Propheten, daß die Menge in schweigender Freude dasteht. Aber auch Jesus ist von seliger Freude erfüllt, so daß er laut ausruft: „Diesen ist das Himmelreich!" — Wie Maienhauch weht das Wort hin über die Menge. Aber manchem wird bange, als der Meister beisetzt: „Sehet, wie sie sind: arglos, fromm und fröhlich. Ich sage es euch: Wer nicht wird wie ein Kind, der geht nicht ins Himmelreich ein! Und wehe dem, der eines dieser Kleinen verführt, dem wäre besser, man hätte ihm einen Mühlstein an den Hals gebunden und ihn ins Meer versenkt! Wer aber ein Kind aufnimmt um meinetwillen, der nimmt mich auf."

Nun glauben es die Jünger zu erraten, über wen im Himmel Freude ist, und sie streiten nicht mehr über ihre Verdienste.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Sozialpolitik in der Gesetzgebung der Kulturvölker.

Von

Dr. Georg Bydow.

Die Geschichte der Kulturvölker, ihre Gesetzgebung und ihre wirtschaftliche Entwicklung ist zu allen Zeiten das Produkt großer, allgemeiner Gestaltungstendenzen gewesen, innerhalb deren Rahmen die jeweiligen Regierungen ihre Initiative zwar entfalten konnten, deren Entstehung und deren organischer Verlauf sich jedoch ihrem Einfluß entzog. Die religiöse Bewegung im Mittelalter, die Hunderttausende von Pilgern der großen europäischen Kulturstaaten zum heiligen Grabe nach Jerusalem trieb, die immer wieder neue Heere von Kreuzfahrern zur Bekämpfung der Ungläubigen zusammenscharte, stellt eine solcher Gestaltungstendenzen dar. Viel zu gewaltig, um sich durch Staatskunst meistern zu lassen, gräbt sie sich selbst das Bett, in dem sie dahinströmt, und zwingt durch ihre elementare Gewalt die Gesetzgebung wie die wirtschaftliche Entwicklung, sich ihr anzupassen.

Wie im Mittelalter der religiöse Gedanke der Weltgeschichte ihren Inhalt und ihre Richtung gibt, so stößt man in ihrem weiteren Verlauf immer wieder auf große, grundlegende Ideen, die bald scharf hervortretend, bald mehr im Hintergrunde wirkend, die kulturelle Entwicklung der einzelnen Völker bestimmen. Je mehr im Laufe der Jahrhunderte der Handel die Länder miteinander in Berührung bringt, je mehr durch die Zunahme der Bevölkerung und durch die beginnende Kapitalkonzentration der Kampf ums Dasein an Schärfe zunimmt, desto mehr werden wirtschaftliche Fragen die bestimmenden Faktoren für Gesetzgebung und Politik. Der steigende Umfang des Warenaustausches, die wachsende Bedeutung des überseeischen Verkehrs, die ersten Fortschritte im Produktionsprozeß, die sich bei dem einen Volke schneller, bei dem anderen langsamer vollziehen, und demgemäß seine Konkurrenzfähigkeit bedingen, verweisen das Schwergewicht der Staatskunst auf das Gebiet der Wirtschaftspolitik. So beherrscht der Kampf

Digitized by Google

zwischen Freihandel und Schutzzoll die Interessen in der zweiten Hälfte des 17. und während des ganzen 18. Jahrhunderts.

Aber noch während dieses Kampfes, schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, beginnt ein neuer Faktor seine ersten Wurzeln in den Boden zu senken. Die französische Revolution, die englische Gewerkschaftsbewegung, die um die Wende des 18. Jahrhunderts einsetzt, sind die ersten Vorboten einer neuen Strömung, die aus den untersten lohnarbeitenden Klassen ihren Ausgang nimmt. Der Arbeiter beginnt sich seiner werteschaffenden Stellung im Produktionsprozeß bewußt zu werden, er verlangt einen größeren Anteil am Produktionserfolg. Das 19. Jahrhundert ist noch nicht der Boden, in dem der neu ausgestreute Samen Wurzel fassen kann. Zunächst die Kämpfe um die politische Existenz gegen die Eroberungssucht des großen Korsen, danach das Bestreben der einzelnen Staaten nach innerer Festigung durch große Reformen wirtschaftlicher und politischer Natur, endlich das Ringen nach Schaffung einheitlicher nationaler Staatsformen drängen alle anderen Strömungen in den Hintergrund. Die nationale Idee behält vor der sozialen die Herrschaft.

Gegen das Ende des 19. Jahrhunderts ändert sich das Bild. Je mehr in einer langen Friedenszeit eine ungestörte wirtschaftliche Entwicklung immer neue Kräfte zur Entfaltung bringt, je vollkommener und umfassender der wirtschaftliche Mechanismus wird, desto mehr wächst auch die Armee derer, die Kraft und Geschicklichkeit ihrer Hände in den Dienst dieses Mechanismus stellen. Damit entstehen für den Staat neue, umfassende Pflichten. Die Zeiten des manchesterlichen Liberalismus und Individualismus, der es einem jeden überließ, im Kampf ums Dasein für sich selbst zu sorgen, die Zeiten, da ein Malthus predigen konnte, daß derjenige, der nicht imstande sei, sich selbst zu erhalten, nicht mehr auf die Welt gehöre, sind vorüber. Der Arbeiter, der vereint mit der Intelligenz und dem Kapital die nationale Konkurrenzfähigkeit ermöglicht und den Nationalreichtum schafft, verlangt vom Staate Schutz gegen die Gefahren des Betriebes, Fürsorge für die Zeit der Krankheit, der Invalidität und des Alters, Fürsorge auch für die Fälle, in denen Mangel an Erwerbsgelegenheit ihn hindert, seine Arbeitskraft zu verwerten. Immer ungestümer fordert er einen Platz an der Tafel des Lebens, von der er bisher ausgeschlossen war.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich hier um einen neuen Gestaltungsfaktor in der Geschichte der Kulturvölker handelt, einen Faktor, der sich um so gebieterischer geltend macht, je mehr ein Volk in den wirtschaftlichen Wettbewerb eintritt und seine Anforderungen an seine eigene industrielle Leistungsfähigkeit erhöht. Allen Kulturvölkern gemeinsam, unaufhaltsam wachsend, aus jedem Fortschritt in Wirtschaft, Kultur und Technik neue Kräfte schöpfend, verkörpert die soziale Idee eine der gewaltigsten Bewegungen, die die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Noch befindet sie sich im ersten Stadium ihrer Entwicklung, welche Umwälzungen der menschlichen Gesellschaftsordnung, die seit Jahrtausenden zwischen Besitzenden und

Digitized by Google

Besitzlosen unterschieden hat, sie vollziehen wird, läßt sich noch nicht voraussehen, das darf aber ausgesprochen werden, sie schreibt dem 20. Jahrhundert die Bahn seiner Entwicklung vor.

Aus dieser Gestaltung heraus findet die sozialpolitische Gesetzgebung der Kulturstaaten ihre Erklärung. Sie ist die unmittelbare Frucht der sozialen Bewegung. Kein freiwilliges Geschenk, sondern ein Zwangsprodukt der neuen großen Gestaltungstendenz des 20. Jahrhunderts.

Ist die soziale Idee aus der industriellen Entwicklung geboren worden, so erhält sie ihre Fortbildung auch aus dem Weiterwachsen dieser industriellen Entwicklung. Diese wiederum steht mit der Leistungsfähigkeit des Arbeiters, der seine Kräfte in den Dienst der Industrie stellt, in innigem Zusammenhang. Je geschickter der Arbeiter ist, je leichter ihn seine geistige Schulung den Mechanismus des Produktionsprozesses erfassen läßt, desto rascher wird auch die industrielle Entwicklung und damit die Konkurrenzfähigkeit eines Volkes auf dem Weltmarkte fortschreiten. Je höher aber andererseits die geistige Ausbildung des Arbeiters ist, desto eifriger wird es sein Bestreben sein, seine soziale und wirtschaftliche Lage zu heben, desto mehr Verständnis wird er der sozialen Idee entgegenbringen. Nicht in dem üblen Sinne, als ob er gewaltsam die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung umstürzen wollte, — keineswegs, je aufgeklärter er wird, desto mehr sieht er das Unsinnige eines solchen Beginnens ein — sondern in dem Sinne, mit Hilfe des Staates seine ökonomische Lage zu verbessern und seine Kraft darauf zu richten, den Staat zu immer neuen gesetzgeberischen Maßnahmen zu seinen Gunsten zu veranlassen.

Daher machen wir die Beobachtung, wie die sozialpolitische Gesetzgebung der Kulturvölker in unmittelbarem Zusammenhang steht mit der intellektuellen Stufe der Massen, für die sie geschaffen worden ist. Je höher die Bildungsstufe des Lohnarbeiters, desto umfassender der Bau der sozialpolitischen Gesetzgebung. Das niedere Schulwesen in Deutschland ist das bestorganisierte der Welt, der deutsche Arbeiter an geistiger Bildung denen aller übrigen Nationen überlegen, in der Arbeitergesetzgebung nimmt die deutsche die erste Stelle ein. Der Ausbildung ihrer Arbeitermassen entspricht die sozialpolitische Gesetzgebung bei den übrigen Kulturvölkern.

Überall aber, auch in Deutschland, befindet sich diese sozialpolitische Gesetzgebung noch im Stadium der Entwicklung. Sind auch in einzelnen Staaten bereits anerkennenswerte Fundamente vorhanden, so muß man sich doch darüber klar sein, daß allerorten unermüdlich weitergebaut, rüstig fortgeschritten werden muß. Auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung wie des Arbeiterschutzes ist noch keine Gesetzgebung auch nur entfernt zu einem abschließenden Werke gelangt. Nur die ersten Schritte sind getan, ein weites, unerforschtes Arbeitsfeld, dessen schwierigste Ziele noch im dunklen liegen, breitet sich vor dem Gesetzgeber aus.

Auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung nimmt bisher Deutschland unbestritten die Führerstellung ein. Es verfügt allein über eine staatliche

Digitized by Google

Zwangsversicherung gegen die Fälle der Krankheit, des Unfalls, der Invalidität und des Alters. Aber noch harren auch hier große Probleme ihrer Lösung. Die Krankenversicherung bedarf des Ausbaues, die Hinterbliebenenfürsorge sowie die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sind über die allerersten Anfangsstadien nicht hinausgediehen.

Die organische Reform der Krankenversicherung ist vom Reichstag wiederholt gefordert, von der Regierung wiederholt versprochen worden. Sie steht noch immer aus. Zwar tritt am 1. Januar 1904 eine noch vom alten Reichstage in seiner letzten Session verabschiedete Novelle in Kraft, jedoch stellt diese im wesentlichen nur den Anschluß an die reformierte Invalidenversicherung her, bedeutet, wie Graf Posadowsky ausdrücklich bei der Begründung hervorhob, nicht die versprochene organische Reform. Die Novelle bringt außer einigen Erweiterungen der Leistungen nur die Ausdehnung des Versicherungszwanges auf die Handlungsgehilfen. Aufgabe der Reform muß es sein, die Versicherung auszudehnen auf die landwirtschaftlichen Arbeiter und die Dienstboten, die Verhältnisse der Krankenkassen mit den Ärzten und Apothekern zu regeln und die Verschmelzung zunächst der Kranken- und Invalidenversicherung, in letztem Ziele aller drei Versicherungszweige ins Auge zu fassen. Die Hinterbliebenenfürsorge hat bei der Beratung des Zolltarifs eine Regelung dahin erfahren, daß ein Teil der zu erwartenden Lebensmittelzölle zu einem Fonds angesammelt und mit seiner Hilfe die Versicherung der Witwen und Waisen der Arbeiter vom 1. Januar 1910 ab zur Einführung gelangen soll. Dieser Beschluß fordert nach verschiedener Richtung scharfe Kritik heraus. Er verschiebt einmal die Einführung dieser Versicherung, die zu den berechtigtsten Forderungen der Arbeiter gehört, auf einen noch in weiter Ferne liegenden Zeitpunkt, er stellt sie ferner auf eine unsichere und schwankende finanzielle Basis, deren Ergebnisse sich noch nicht einmal schätzungsweise feststellen lassen. Noch weniger fortgeschritten ist das für den Arbeiter nicht minder wichtige Problem einer Arbeitslosenversicherung, d. h. des staatlichen Eingreifens in denjenigen Fällen, wo der Arbeiter bei vorhandener Erwerbsfähigkeit und dem Willen, zu arbeiten, infolge Mangels an Erwerbsgelegenheit nicht imstande ist, seine Arbeitskraft zu verwerten. Auch hier hat der Reichstag bereits Stellung genommen und in einer Resolution den Reichskanzler um die Bildung einer Kommission zur Prüfung der auf diesem Gebiet bereits vorhandenen Versicherungseinrichtungen ersucht. Der Reichskanzler hat infolge dieser Resolution im Auftrage des Bundesrates die arbeiterstatistische Abteilung des Kaiserlichen Statistischen Amtes angewiesen, „das tatsächliche Material über die im Reichsgebiet bereits getroffenen Einrichtungen zur Versicherung gegen Arbeitslosigkeit zu sammeln und darzustellen". (Soziale Praxis. Jahrg. XII. Sp. 152).

Von den übrigen Kulturstaaten verfügt keiner über ein ähnliches System staatlicher Zwangsversicherung wie Deutschland, wenngleich sich mehrfach das Bestreben bemerkbar macht, eine Gesetzgebung nach deutschem

Digitized by Google

Muster zu schaffen. In Österreich, das eine staatliche Kranken- und Unfallversicherung besitzt, hindern die zerrissenen politischen Verhältnisse den weiteren Fortschritt. Das seit Jahren immer wieder vom österreichischen Abgeordnetenhause verlangte, von der Regierung wiederholt versprochene Gesetz über die Einführung einer obligatorischen Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenfürsorge kann nicht in Angriff genommen werden, weil die innerpolitischen Verhältnisse es nicht zulassen. In Ungarn, das bisher, außer der Krankenversicherung, bei Unfällen nur eine Hilfskasse für landwirtschaftliche Arbeiter besitzt, ist der Entwurf zu einer allgemeinen Unfallversicherung jetzt fertig gestellt worden und wird demnächst das Parlament beschäftigen.

Noch außerordentlich im Rückstande befindet sich die Arbeiterversicherung in Frankreich und England. Ein obligatorisches, staatliches Versicherungssystem wie in Deutschland ist hier nicht vorhanden. Es besteht vielmehr nur für Unfälle eine gewisse Entschädigungspflicht seitens der Unternehmer, zu der in Frankreich noch eine staatliche Garantieleistung tritt. Für England ist damit jedes staatliche Eingreifen bei Kranheit, Unfall oder Invalidität seiner Arbeiter erschöpft. Die manchesterlichen Grundsätze wurzeln hier noch zu tief, um das Gefühl der Verantwortlichkeit des Staates für Leben und Gesundheit seiner Arbeiter zu wecken. Aus diesem Grunde kommt auch der von verschiedenen Seiten angeregte Entwurf einer Altersversicherung, der auch das Parlament bereits mehrfach beschäftigt hat, nicht zu einer brauchbaren Gestaltung. Wenigstens etwas günstiger liegen die Verhältnisse neuerdings in Frankreich. Neben dem Unfallentschädigungsgesetz besteht hier für Bergleute eine obligatorische Kranken- und Altersversicherung, die im Jahre 1903 auf Grund eines Beschlusses der Deputiertenkammer eine nicht unerhebliche Erweiterung erfahren hat. Endlich ist in diesen Wochen ein gewisser Anlauf zu einer allgemeinen staatlichen Altersfürsorge genommen worden, indem allen Franzosen über 70 Jahre, die mittellos und erwerbsunfähig sind, ein Anrecht auf eine monatliche Unterstützung von 10—30 Frcs. zugebilligt wurde.

Italien besitzt bisher nur ein Unfallversicherungsgesetz, ein solches ist auch in den Niederlanden am 1. Februar ds. Js. in Kraft getreten und in Belgien im Juli 1903 einem Entwurf der Regierung entsprechend zur Annahme gelangt. Hier sind auch — namentlich in Gent — bisher die erfolgreichsten Versuche mit einer Arbeitslosenversicherung gemacht worden. In der Schweiz, die auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes sich durch eine einsichtige Gesetzgebung auszeichnet, ist, nachdem der von der Bundesversammlung vorgelegte Entwurf einer obligatorischen Kranken- und Unfallversicherung in der Volksabstimmung im Jahre 1900 mit überwältigender Mehrheit abgelehnt wurde, bisher ein neuer Versuch in dieser Richtung nicht wieder gemacht worden. Von den nordischen Reichen besitzen Norwegen und Dänemark eine Unfallversicherung, außerdem haben beide Staaten der Arbeitslosenfürsorge ihre Aufmerksamkeit zugewendet. In Dänemark steht die Frage

Digitized by Google

der Arbeitslosenversicherung seit längerer Zeit im Vordergrund des öffentlichen Interesses und hat das Parlament bereits mehrfach beschäftigt, in Norwegen hat der Storthing die Regierung aufgefordert, privaten und kommunalen Arbeitslosenkassen Unterstützung angedeihen zu lassen, und beschlossen, freie Fahrt auf allen Staatsbahnen zu gewähren für alle arbeitslosen Arbeiter, die sich nach einem Orte begeben, wo sie Arbeitsgelegenheit zu finden hoffen. Endlich muß noch Rußland kurz erwähnt werden. Das Manifest des Zaren vom 11. März 1903, das den Bauern die Aufhebung der lästigen Haftpflicht verspricht, ist ein Beweis dafür, daß die soziale Idee sich überall durchringt und selbst in einem so autokratisch regierten Lande wie Rußland Boden gefaßt hat. Diese Tatsache wird durch das neuerdings von der Regierung veröffentlichte Unfallversicherungsgesetz, das für Rußland einen wesentlichen Fortschritt bedeutet, noch heller beleuchtet.

Während auf dem Gebiet der Arbeiterversicherung zwar noch vieles zu leisten ist, aber die Aufgaben, die der Gesetzgebung warten, in gewisser Beziehung umgrenzt sind, steht die Arbeiterschutzgesetzgebung einer fließenden Materie gegenüber, die mit jeder Umgestaltung des Produktionsprozesses, mit jedem Fortschritt der Technik Veränderungen erfährt, und innerhalb deren sich zwar bestimmte Richtpunkte für die Gesetzgebung bezeichnen lassen, die aber die Aufstellung eines umgrenzten Planes nicht zuläßt. Es ist daher charakteristisch für das System der Arbeiterschutzmaßregeln, daß es im Gegensatz zu den positiven Vorschriften der Arbeiterversicherungsgesetzgebung ein mehr negatives Wesen besitzt, und überwiegend aus Verneinungen von Schädlichkeiten, also aus Verbotsgesetzen und ständigen Einrichtungen zur Durchführung dieser Verbote besteht. Erst in neuerer Zeit mit dem allmählichen Ausbau des Arbeiterschutzes, mit der fortschreitenden Lösung neuer Aufgaben auf dem Gebiete der sozialen Hygiene, der Wohnungsfürsorge und anderem beginnen auch hier positive Vorschriften Platz zu greifen.

In Deutschland ist das ursprüngliche Arbeiterschutzgesetz die Gewerbeordnung vom 21. Juli 1869 mit ihren zahlreichen Novellen und Ergänzungen, dazu treten eine Anzahl von Bestimmungen im Bürgerlichen Gesetzbuch, namentlich über Arbeits-, Dienst- und Mietsvertrag, über den besonderen Schutz der Ehefrau und der unehelichen Mutter, endlich die Vorschriften der Zivilprozeßordnung, die den Schuldner vor einer übermäßigen Ausbeutung durch den Gläubiger schützen. Da die vorliegende Darstellung nicht im einzelnen das ganze Gebiet der Arbeiterschutzgesetzgebung bei den Kulturvölkern behandeln, sondern eine orientierende Übersicht über ihren gegenwärtigen Stand und über ihre neuesten Fortschritte geben soll, so muß auf ein weiteres Eingehen auf jene Bestimmungen verzichtet werden.

Es darf mit Genugtuung hervorgehoben werden, daß in Deutschland nicht nur bei der Volksvertretung, sondern auch bei der Regierung das ehrliche Bestreben vorhanden ist, die sozialpolitische Gesetzgebung zu fördern und damit die soziale Lage des Arbeiters zu heben. Klar und ohne Um-

Digitized by Google

schweife bringen dies die Worte des Reichskanzlers Grafen Bülow im Deutschen Reichstage im Januar 1903 gelegentlich der Etatsberatungen zum Ausdruck. „Es ist die Ansicht Seiner Majestät — so führte er aus — und die Ansicht der verbündeten Regierungen, daß die Aufgabe unseres Jahrhunderts der Ausbau der sozialen Gesetzgebung ist. Seine Majestät der Kaiser ist auch davon durchdrungen, daß die Arbeiter gleichberechtigt sein sollen mit den anderen Ständen und Klassen und daß diese Gleichberechtigung ihren gesetzgeberischen Ausdruck finden soll ... — das aber will ich ausdrücklich betonen, daß von einem Stillstehen der sozialpolitischen Gesetzgebung in Deutschland nicht die Rede sein kann noch wird. Dazu hat der sozialpolitische Gedanke viel zu feste Wurzeln geschlagen bei den verbündeten Regierungen und bei diesem ganzen Hause." Diese Worte sind nicht nur Worte gewesen, gerade die letzten Jahre haben dank des rührigen Hand- in- Hand-Arbeitens von Regierung und Volksvertretung eine Reihe positiver Fortschritte der sozialpolitischen Gesetzgebung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes gebracht. Am 1. April 1903 ist die nach zehnjähriger Arbeit im Juni 1902 zustande gekommene Seemannsordnung, die dem Seemann durch ihre Bestimmungen über Arbeitszeit, Lohnzahlung, Arbeitsvertrag, Behandlung im Erkrankungsfalle und anderes wesentliche Verbesserungen bringt, in Kraft getreten. Die letzte Session des alten Reichstages hat an die Stelle der lückenhaften Bestimmungen der Gewerbeordnung über die Kinderarbeit ein eigenes Kinderschutzgesetz gestellt und durch Annahme der Bundesvorlage über das Verbot des weißen Phosphors in der Industrie den deutschen Arbeiter von der entsetzlichen Krankheit der Phosphornekrose befreit. Namentlich das Kinderschutzgesetz stellt, obwohl es nur die Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben, nicht auch in der Landwirtschaft und bei häuslichen Dienstleistungen umfaßt, einen hochbedeutsamen Fortschritt dar. Es setzt der Ausbeutung von Hunderttausenden von ihnen im Alter des Wachstums und Lernens eine Grenze, untersagt für eine Reihe von Gebieten ihre Beschäftigung vollkommen und setzt für andere bestimmte Beschränkungen der Arbeitsdauer und der Beschäftigungszeit fest. Gleichzeitig aber läßt es erhoffen, daß nun, nachdem einmal der erste Schritt getan ist, auch weitere folgen und in nicht allzu ferner Zeit eine Ausdehnung des Gesetzes auf die ihm heut noch nicht unterliegenden Kreise der arbeitenden Kinder vorgenommen werden wird.

Zu diesen abgeschlossenen gesetzgeberischen Taten treten eine Reihe von Entwürfen und Erhebungen, die in mehr oder minder absehbarer Zeit ihre Ausprägung in die Form des Gesetzes erhoffen lassen. Ein Gesetzentwurf über die Einführung kaufmännischer Schiedsgerichte hat bereits dem Reichstage in erster Lesung vorgelegen. In den Kommissionsberatungen sind zwar einige bedeutsame Abänderungen angenommen worden, die die Regierung zum Teil für unannehmbar erklärt hat, es ist jedoch zu hoffen, daß sich ein Kompromiß erzielen lassen wird, da man im Prinzip bei Regierung und Volksvertretung über die Grundlinien des Gesetzes einig ist. In An-

Digitized by Google

griff genommen ist ferner eine Reform der Strafprozeßordnung, die eine Vereinfachung des bisher vielfach recht umständlichen Prozeßverfahrens bringen und auch in bezug auf die Sozialpolitik den Anschauungen der Neuzeit Rechnung tragen soll. Eine der gegenwärtig brennendsten Fragen stellt die Verkürzung des gültigen 11stündigen Maximalarbeitstages auf 10 Stunden dar. Die Rücksicht auf die Gesundheit der Fabrikarbeiterin, auf die Lebensfähigkeit der von ihr geborenen nachfolgenden Generation, auf ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin ihrer Kinder fordert gebieterisch die Herabsetzung der täglichen Arbeitszeit. In richtiger Würdigung dieser Faktoren hat die Regierung durch die Gewerbeinspektoren eine Erhebung über die Möglichkeit und Notwendigkeit der Durchführung dieser Forderung vornehmen lassen, die in ihrer überwältigenden Mehrheit eine uneingeschränkte Befürwortung der Arbeitszeitverkürzung ergeben hat. In nicht zu ferner Zeit dürfte auch hier ein dahin gehender Gesetzesentwurf zu erwarten sein.

Besondere Aufmerksamkeit hat, wie schon kurz erwähnt, die Regierung in neuerer Zeit dem Gebiet der sozialen Hygiene und des Wohnungswesens zugewendet. Zur Bekämpfung der Tuberkulose, deren Bedeutung als Volkskrankheit immer mehr erkannt wird, sind entscheidende Schritte getan worden. Ebenso wie zur Bekämpfung des Typhus sind für sie im Reichsetat besondere Mittel bewilligt und besondere Kommissionen hervorragender Fachmänner mit der Untersuchung der Seuchenherde betraut worden. Zur Bekämpfung der Lungentuberkulose sind in den verschiedensten Teilen Deutschlands Heilanstalten geschaffen worden, die im ganzen befriedigende Heilerfolge aufzuweisen haben. Eine Krankheit, die in allerneuester Zeit einen besorgniserregenden Charakter angenommen hat, ist die Wurmkrankheit, die namentlich im Ruhrrevier ganze Belegschaften ergriffen hat und energische Bekämpfung fordert. In Preußen und Sachsen sind bereits eingehende Verordnungen zur Eindämmung und Hebung der Krankheit an die Bergbehörden ergangen.

Zur Steuerung der namentlich in den größeren Städten vorhandenen Wohnungsnot werden seit einer Anzahl von Jahren im Reich wie in den Einzelstaaten besondere Summen in die Haushaltsetats eingestellt. Diese finden namentlich zur Gewährung von Darlehen zu billigem Zinsfuß an gemeinnützige Vereine, die die Herstellung billiger Arbeiterwohnungen bezwecken, Verwendung. In einer Reihe von Einzelstaaten hat man sich mit dieser Art der Förderung nicht begnügt. In Preußen wird dem Abgeordnetenhause voraussichtlich noch in diesem Jahre der Entwurf zu einem Wohnungsgesetz zugehen, das in erster Linie die Herstellung kleiner, in gesundheitlicher, sittlicher und sozialer Beziehung einwandfreier Wohnungen zu kleinen Mietspreisen bezweckt. In Sachsen und Hessen sind besondere Erlasse in ähnlicher Richtung ergangen, in Hamburg ist eine Revision des Wohnungspflegegesetzes erfolgt. In einer Reihe von größeren Städten sind Wohnungsinspektionen geschaffen worden, durch häufigere Enqueten soll der Stand des Wohnungsmarktes festgestellt und eine Beseitigung der hierbei ermittelten Mißstände vorgenommen werden.

Digitized by Google

Von weiteren sozialpolitischen Maßnahmen in Deutschland sind die Erlasse zur Bekämpfung übermäßigen Alkoholgenusses, zur Bekämpfung der Kurpfuscherei und einleitende Schritte zur Neuregelung der Arbeitsverhältnisse in der Tabakindustrie zu erwähnen. Einen sehr dankenswerten Schritt stellt ferner die Begründung des Reichsarbeitsblattes dar, dessen Redigierung und Herausgabe durch die arbeiterstatistische Abteilung des Kaiserlichen Statistischen Amtes erfolgt.

Zu dieser erfreulichen sozialpolitischen Rührigkeit in Deutschland steht das Verhalten des österreichischen Nachbarstaates auf diesem Gebiet in einem scharf hervortretenden Gegensatz. Nicht nur, daß hier in der letzten Zeit eine völlige Stagnation der sozialpolitischen Gesetzgebung eingetreten ist, begünstigt die Regierung, indem sie den großen Industriellen außerordentlich weitgehend entgegenkommt, sogar die Bestrebungen, die geltende Arbeiterschutzgesetzgebung auf administrativem Wege außer Kraft zu setzen. Charakteristisch hierfür ist eine Ministerialverfügung, die den den österreichischen Bergleuten gesetzlich gewährleisteten Neunstundentag unter Umwerfung einer Entscheidung des Oberverwaltungsgerichtshofes in einen zehnstündigen umwandelt, indem sie im Gegensatz zu dem gerichtlichen Erkenntnis die Verlängerung der Schicht um die Ein- und Ausfahrt zuläßt. Über sozialpolitische Fortschritte ist daher auch nur wenig zu berichten. Zur Bekämpfung der Trunksucht ist dem Abgeordnetenhause ein Gesetzentwurf zugegangen, ferner hat der Statthalter für Niederösterreich einen Erlaß gegen die Lungentuberkulose gerichtet, aus dem namentlich zwei Punkte, die Wohnungskontrolle und das Verbot der Beschäftigung von lungenkranken Arbeitern in allen Betrieben der Lebensmittelgewerbe, herauszuheben sind. Zur Begünstigung des Baues gesunder und billiger Arbeiterwohnungen ist ein dahin gehendes Gesetz geschaffen worden.

Zu dem geringen sozialpolitischen Verständnis der Regierung steht das Verhalten der österreichischen Arbeiterschaft in einem ausgeprägten Gegensatz. Von der Regierung eher gehemmt als unterstützt und daher auf Selbsthilfe angewiesen, bauen die Arbeiter ihre Organisationen immer vollkommener aus und ersetzen dadurch die staatliche Hilfe in vielen Punkten. Wie kraftvoll die Selbsthilfe sich gestaltet hat, beweisen die Ziffern über das Anwachsen der Gewerkschaftsmitglieder im letzten Jahrzehnt. Von 1892 bis 1902 steigerte sich die Zahl der Angehörigen der Berufsgewerkschaften um 191 Prozent, die Ausgaben von 650000 auf 1,4 Millionen Kronen. Nicht weniger als 45 Prozent aller Ausgaben wurden für Aufgaben, die das eigenste Arbeitsfeld des Staates bilden sollten, wie Arbeitslosen-, Kranken-, Altersunterstützung verwendet. Auch in anderen Momenten tritt die Tendenz der Selbsthilfe zutage. So schlossen sich im Mai v. J. die 53 verschiedenen Bergarbeiterorganisationen zu einem einheitlichen Zentralverbande zusammen. Eine rege Agitation in Massenversammlungen hält die Frage der Durchführung vollständiger Sonntagsruhe im Handelsgewerbe, die im Parlament einzuschlafen droht, im Fluß und erinnert außerdem die

Digitized by Google

Regierung immer wieder an die versprochene Alters-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung.

In England macht sich das Prinzip des Individualismus auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes insofern geltend, als das Interesse der Industrie an einem geschickten und willigen Arbeiter eine Arbeiterschutzgesetzgebung bis zu einem gewissen Grade begünstigt. Daher ist das Fabrik- und Werkstättengesetz aus dem Jahre 1901, das die Schutzbestimmungen für Arbeiter, Arbeiterinnen und Kinder einheitlich zusammenfaßt, in mancher Beziehung vorbildlich zu nennen. Seine Hauptpunkte erstrecken sich auf eine Begrenzung der Kinderarbeit, Festsetzung des zehnstündigen Maximalarbeitstages in der Textilindustrie, gewisse Verbote zur Ausbeutung der Arbeiter — namentlich des sweating system — sowie Vorschriften zum Schutz der Gesundheit und Erweiterung der Sicherheit der Arbeiter gegen die Gefahren des Betriebes. Für die nicht in Fabriken beschäftigten Kinder ist im August 1903 ein besonderes Schulgesetz erlassen worden, das den Ortsbehörden weitgehende Befugnisse zur Regelung jeglicher Kinderarbeit namentlich in bezug auf Festsetzung des Schutzalters und der täglichen Arbeitszeit überträgt.

Die erwähnten individualistischen Beweggründe, die für die Schaffung der englischen Arbeiterschutzgesetzgebung maßgebend gewesen sind, erklären es, wenn diese mehr aus der Initiative der Arbeitgeber als der der Arbeiter hervorgegangen ist. Für die geringere Mitarbeit der Arbeiter an der Schutzgesetzgebung ist des Fehlen einer eigentlichen Arbeiterpartei, die für solche Gesetze ihre Kraft einsetzen könnte, von Bedeutung. Der englische Arbeiter bringt oder brachte wenigstens bisher der Politik kein Interesse und nur geringes Verständnis entgegen. Eine politische Oppositionspartei, wie sie die Sozialdemokratie in Deutschland darstellt, ist in England unbekannt. Die englischen Gewerkschaften (trade unions) sind unpolitische Berufsvereinigungen gelernter Arbeiter, die ein großartig ausgebautes Unterstützungssystem besitzen und lediglich das Ziel verfolgen, im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung die Lohn- und Arbeitsbedingungen ihrer Angehörigen günstig zu gestalten. Straff diszipliniert und im Besitz großer Mittel, die es ihnen ermöglichen, langwierige Streiks durchzuführen, erzwangen sie sich die Anerkennung der Arbeitgeber als berechtigte Vertreter der Arbeiter und setzten es dank ihrer ökonomischen Machtstellung durch, daß der englische gelernte Arbeiter sowohl in bezug auf Arbeitslohn wie Arbeitszeit allen übrigen Arbeitern — vielleicht mit Ausnahme derjenigen in den Vereinigten Staaten — überlegen war.

In dieser Entwicklung bereitet sich jetzt ein Umschwung vor, der auch auf die staatliche Sozialpolitik nicht ohne Einfluß bleiben wird. Durch eine Entscheidung des höchsten englischen Gerichtshofes, des House of Lords, ist die Entschädigungspflicht der Gewerkschaften für die durch einen Streik den Arbeitgebern zugefügten Schäden ausgesprochen worden. Diese Entscheidung trifft den Lebensnerv der Gewerkschaftsbewegung, denn in der

Digitized by Google

siegreichen Durchführung von Streiks liegt ihre Hauptmacht, sie hat den Anstoß gegeben, daß die englische Arbeiterschaft nunmehr die Entsendung eigener Kandidaten in das Unterhaus beschlossen hat, in erster Linie, um gegen die Gewerkvereinshaftpflicht Stellung zu nehmen, weiterhin aber auch, um bei der Beratung der jetzt in den Vordergrund tretenden Fragen der Zollpolitik, der Kartelle, der Wohnungsfrage und ähnlichem vertreten zu sein. Eine selbständige Arbeiterpartei wird ihre Kraft für eine energische Fortführung der Sozialpolitik einsetzen, ein System von Versicherungsgesetzen fordern und die Behandlung so wichtiger Fragen wie des Arbeiterwohnungswesens, der Tuberkulosebekämpfung den Händen privater Vereinigungen, die sich ihrer jetzt mit mehr Eifer als Erfolg annehmen, entwinden.

In mancher Beziehung anders als in England gestaltet sich das Bild in Frankreich. Die republikanische Verfassung des Landes, seine politische wie wirtschaftliche Entwicklung bringen es mit sich, daß die Sozialpolitik im Vordergrund des öffentlichen Interesses steht. Die Gesamtlage hat mit der in Deutschland manches ähnliche. Das Fortschreiten der Gesetzgebung weicht jedoch insofern ab, als es im Gegensatz zu der stetigen Entwicklung in Deutschland etwas Sprunghaftes aufweist, weil es ihr an einem einheitlichen Plane fehlt, und dem augenblicklichen Volksempfinden ein verhältnismäßig beträchtlicher Einfluß auf die Gesetzgebung eingeräumt wird.

Augenblicklich stehen die Ausdehnung des Kinder- und Frauenschutzes, die Tuberkulosebekämpfung und die Verkürzung der Arbeitszeit vor einer gesetzlichen Regelung. Die Regierung hat in der Mehrzahl ihrer Betriebe, innerhalb der Militär- und Marinewerkstätten, der Post und des Telephons den Achtstundentag mit bestem Erfolge eingeführt. Die Bekämpfung der Tuberkulose ist im letzten Jahre mit großer Energie aufgenommen worden. Durch eine nationale Subskription sind reiche Mittel aufgebracht worden, die Regierung hat weitere Mittel in Aussicht gestellt, nach deutschem Muster soll nunmehr mit der planmäßigen Errichtung von Lungenheilstätten, von Erholungs- und Genesungsheimen vorgegangen werden.

In Italien sucht eine einsichtsvolle Regierung durch einen allmählichen Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung die beispiellos elende Lage der Mehrzahl der gewerblichen und landwirtschaftlichen Arbeiter zu bessern und diese an dem industriellen und wirtschaftlichen Aufschwung der letzten Jahre teilnehmen zu lassen. Nachdem im Juni 1902 ein Gesetz über die Frauen- und Kinderarbeit erlassen worden war, ist hierzu im vorigen Jahre eine ausführliche Durchführungsverordnung ergangen, die die fruchtbare Anwendung des Gesetzes gewährleisten soll. Um die Berufskrankheiten mit Erfolg bekämpfen zu können, hat der Handelsminister an alle hierfür zuständigen Stellen die Aufforderung gerichtet, hierüber Material zusammenzutragen. Über die Regelung des Arbeitsvertrages liegt dem Parlament ein Gesetzentwurf vor, die Durchführung der vollständigen Sonntagsruhe wird in Erwägung gezogen, verschiedene Berufszweige sind zur gutachtlichen Äußerung aufgefordert worden. In bezug auf die Wohnungshygiene

Digitized by Google

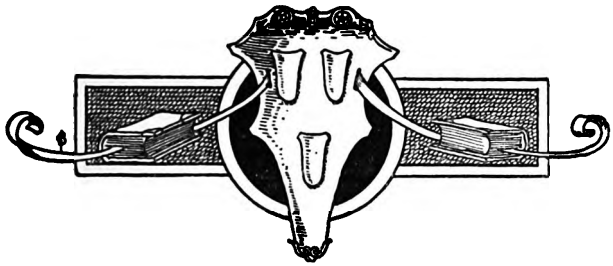
hat der Minister der Kammer einen Entwurf vorgelegt, der alle Besitzer von ungesunden Wohnungen veranlassen soll, die Wohnungen in bewohnbaren Zustand zu setzen, die Gutsbesitzer aber verpflichtet, für ihre auf den Feldern übernachtenden Arbeiter gesunde und wohnliche Schlafstätten zu schaffen. „Die besitzenden Klassen müssen zu der Überzeugung gelangen, daß es ihre Pflicht ist, die Lebensbedingungen der Arbeiterklassen zu verbessern", diese Worte, die der Minister des Innern am 1. April v. J. in der Kammer aussprach, bezeichnen die gegenwärtige Richtung der italienischen Sozialpolitik.

Es genügt, um den Einfluß der Sozialpolitik auf die Gesetzgebung in den kleineren Staaten zu würdigen, der Hinweis, daß hier im wesentlichen derselbe Kurs wie in den großen Industriestaaten eingeschlagen wird. In der Schweiz, in den Niederlanden, in Belgien wie in den nordischen Staaten überall je nach den Fortschritten der Industrie auch ein Fortschreiten der sozialpolitischen Gesetzgebung.

Doch nicht nur auf dem europäischen Kontinent zeigt sich diese Gestaltung. Auch außereuropäische Staaten, die noch im Anfangsstadium ihrer kulturellen und industriellen Entwicklung erst eben beginnen, in den wirtschaftlichen Wettbewerb einzutreten, sehen sich genötigt, der Sozialpolitik ihren Platz in der Gesetzgebung einzuräumen. Die industriellen Erzeugnisse Japans fangen erst an, über die Grenzen des eigenen Landes hinauszugehen, schon aber hat die Regierung dem Parlament einen Gesetzentwurf vorlegen müssen, um der beispiellosen Ausbeutung der Frauen und Kinder ein Ziel zu setzen. Die britische Kolonie Neu-Seeland, die erst $^3/_4$ Millionen Einwohner zählt, sich aber in den letzten Jahrzehnten kommerziell und industriell hervorragend entwickelte, hat sich in gleichem Maße eine Arbeiterschutzgesetzgebung geschaffen, die mit der vieler europäischen Staaten den Vergleich aushält.

Die vorstehenden Ausführungen gaben ein Bild davon, wie die soziale Idee ausnahmslos und unaufhaltsam alle Kulturvölker erfaßt, wie die Sozialpolitik in ihrer Gesetzgebung in immer wachsendem Maße der ausschlaggebende Faktor wird, sie liefern ferner den Beweis für die anfangs aufgestellte Behauptung, daß es sich hier um eine gewaltige Bewegung handelt, die nicht von menschlicher Staatskunst geschaffen ist, nicht von menschlicher Staatskunst gemeistert wird, sondern die, einem Jahrhundert Inhalt und Gestaltung gebend, selbständig sich ihre Bahn bricht und die Gesetzgebung zwingt, ihr zu folgen. „*Der Ausbau der sozialen Gesetzgebung ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts!*" Die Regierung, die sich diese Worte am vollkommensten als Richtschnur ihres Vorwärtsschreitens zu eigen macht, wird sich die wirtschaftliche Herrscherstellung auf dem Weltmarkt erobern.

Digitized by Google



Abendgebet auf dem Nebo.

Von

F. Lienhard.

5. Mos. 34.

Und Mose ging von dem Gefilde der Moabiter auf den Berg Nebo, auf die Spitze des Gebirges Pisga, gegen Jericho über. Und der Herr zeigte ihm das ganze Land . . . Und sprach zu ihm: „Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe. Du hast es mit deinen Augen gesehen, aber du sollst nicht hinüber gehen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . „Meine Hand, die deine Gebote schrieb, hart geworden in des Lebens Mühsal wie diese Felsen des Nebo, hab' ich emporgehalten über ungealterte Augen und habe klar im Abendlichte geschaut das Land deiner Verheißung: Kanaan!

Kanaans Ströme sind Bänder und Seile von Gold, bereit gelegt für deines Volkes Hände, daß wir dies Land ketten an unsre Macht! Auf Kanaans Abendbergen sehe ich Kronen aus zackigen Flammen; sie sind angetan mit Gewändern der Freude! Feurige Arme sehe ich: sie winken uns hinüber in das Land der Wonne!

Nun ist mein Werk erfüllt, gewaltiger Gott! Nun laß auseinanderfallen diesen Leib und nimm heraus meine jubelnde Seele! Hundertundzwanzig Jahre hab' ich gerungen mit diesem halsstarrigen Volke. Aus Feuerhöhen trug ich ihnen hinab deines Hauches ewige Kraft. Hart geworden ist meines Herzens Schale, hart mein Wille wie Knochen und Stein — die Blitze meiner Seele verlangen hinaus aus diesem steinernen Gehäuse, wie sich das Gewitter entlädt an den Bergen der Nacht. Schau her, wie ich stehe mit ausgebreiteten Armen auf diesem Gebirge der Klarheit! Löse deines Knechtes Atem, gewaltiger Gott!

Dein Atem bin ich, siehe, ausgefahren bin ich aus deinem Geiste zu den dunklen Menschen! Dein Feuerwille hat gezwungen diesen Leib, ihm zu dienen hundertundzwanzig Jahre! Siehe, eine Stimme Gottes war ich, eingebaut in diese Hülle von Erde, sprechend zu ihnen mit Schall und Zeichen der Menschen. Nun aber zerbrich dies Haus — deine Stimme aber laß ihnen!

Laß ihnen deine Stimme, allbarmherziger Gott! Siehe, ich will beide Hände legen auf Josua, deinen Knecht, daß hinüberflamme von mir zu ihm deine heilige Macht. Laß nicht von der Erde weichen dein unentbehrlich Licht! Sie alle gehen irre, sie alle fahren dahin wie die Karawane im Sandsturm, wenn deine Feuersäule von ihren Augen weicht. Nicht für

Digitized by Google

mich bet' ich, denn eingehen darf ich in dein Haus: aber für diese bet' ich, die ich zurücklasse in Drangsal und Kämpfen. O bleibe bei ihnen: durch ihre Stimme sei eine Stimme der Welt!

Und da sie schwach sind — damit sie nicht beweinen und lobpreisen den Menschen, der von ihnen geht, siehe, mein Gott, so verbirg ihnen die Stätte meines Todes! Ich will nicht, daß sie meinem Leib und Namen einen Denkstein setzen: dich sollen sie ehren, Unsichtbar-Ewiger, einen Feuerhauch von dir sollen sie dahintragen in ihres Körpers Behausung, wie man Fackeln trägt durch eine nächtliche Stadt! Nicht sollen sie pilgern zu meiner Gruft, noch beten an meinem Grabmal: pilgern sollen sie zu dir, beten sollen sie in ihres Herzens heimlichstem Gelaß! Verbirg ihnen die Stätte meines Todes! ....

Aber der Mensch Mose, der tausendmal seine Sendung vergaß in Jähzorn und Kleinmut — schau her, o mein Herr und Gott, auf beiden Armen lieg' ich gebeugt vor den verzehrenden Flammen deines Angesichtes, hingeweht von Reue auf Sand und Gestein dieses dunkelnden Berges, flehend zu dir: Vergib mir! Streif ab von meiner Seele, was von dieser Erde Unflat hangen blieb, laß mich hindurchgehen durch das enge Tor der Demut, dadurch ich fernher übermächtig lodern sehe deine Herrlichkeit: — vergib mir! Nimm dies letzte Opfer, das dir Mose bringt: nimm diese Träne! Mich hat die Welt verwundet, und ich hinwiederum habe wehgetan der Welt: mit Narben kehr' ich heim zu dir! Mit meinen Narben nimm mich an, ewiger Gott, komm, o komm, zerflamme meinen Leib und laß eingehen meine Seele in deines Reiches Herrlichkeit! Amen." — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So starb Mose, der Knecht des Herrn, im Lande der Mobiter, nach dem Wort des Herrn. Und hat niemand sein Grab erfahren bis auf diesen heutigen Tag.

Ostern.

Von

A. Zoozmann.

Nun zeigen sich am dürren Holz
Schon grüne, zarte Blätterteilchen,
Die Hecke schwillt in Knospen stolz,
Und freundlich lugt das erste Veilchen
Mit Kinderaugen blau und rein
Verwundert in die Welt hinein.

Lobjubelnd tropft der Lerche Lied
Herab aus morgenfrühem Äther —
Und wär es sie nicht, die's verriet,
Gäb's tausend andere Verräter,
Zu melden, daß die Osterzeit
Der traumbefangnen Erde mait.

O Menschenbrust, nun öffne auch
Das Tor den duftgeschwellten Winden,
Daß sich im heiligen Feierhauch
Vertraun und Hoffnung wiederfinden,
Daß Osterluft dein Herz durchzieht
Im Glockenklang, im Vogellied.

Digitized by Google

Heldenbücher.

Im Mittelalter vergegenwärtigten sich unsere Vorfahren die großen Persönlichkeiten im Epos, dem wohl schlechthin die Bezeichnung „Heldenbuch" mit auf den Weg gegeben wurde. Später erschien die dithyrambische und panegyrische Geschichtschreibung auf dem Plan, gemischt mit Servilismus und Byzantinertum. Heute hat sich diese Art der Geschichtschreibung längst überlebt. Was noch Byzantinismus und Panegyrik in den Geschichtswerken zeigt, wird nicht mehr ernst genommen und fristet nur noch als Literatur der Unmündigen, dort allerdings leider ein sehr kräftiges Dasein. So oft ein sonst ernst zu nehmender Forscher einmal eine übertriebene Neigung verspürt, byzantinische Früchte zu kredenzen, ruft er gleich einen Wald von Lanzen unter seinen Fachgenossen ins Gefecht, und er muß über kurz oder lang einsehen, daß er auf Pfade abgeschwenkt ist, die heutzutage nicht mehr zu den gangbaren gehören. Von den Büchern, die jetzt Helden behandeln, wird Kritik und unbefangene Würdigung verlangt.

Immerhin vertritt die heutige kritische Geschichtsforschung zugleich den Standpunkt, daß ohne Wärme für den Gegenstand, ohne verständnisvolles Hineinversenken in die Eigenart der einzelnen Persönlichkeiten diese niemals richtig gezeichnet werden können. Es ist eine Freude, zu sehen, wie unsere deutsche Geschichtsforschung augenblicklich allseitig tätig ist, um die Helden, die unser Volk in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat, zu würdigen. Ungefähr zu gleicher Zeit haben jetzt Friedrich der Große, der Freiherr vom Stein und Bismarck jeder ihren berufenen Biographen gefunden: Reinhold Koser, Max Lehmann und Max Lenz, deren Namen zu den klangvollsten der neueren deutschen Geschichtswissenschaft gehören. Der Friedrich Kosers und der Stein Lehmanns sind schlechthin Monumentalwerke, weil das Bild der Helden, wie es in diesen beiden Werken festgehalten ist, wohl für immer Gültigkeit behalten wird. Aber auch das nicht umfangreiche Buch von Lenz wird stets seine Bedeutung behaupten.

Das ausgereifteste Werk unter diesen drei Heldenbüchern ist ohne Frage der Friedrich von Koser. Der Verfasser hat drei Jahrzehnte intensivsten Studiums auf die Erforschung der Geschichte des größten preußischen Königs ver-

Digitized by Google

wandt. Zahlreiche Aktenpublikationen und noch mehr Einzelaufsätze legen von dem Fortgange seiner Studien beredtes Zeugnis ab. Sein Friedrich ist die überaus knappe Zusammenfassung dessen, was sich ihm aus seinen eigenen Forschungen und denen anderer Gelehrter, so insbesondere Schmollers und der Schüler dieses Nationalökonomen ergab. Zum hundertjährigen Todestage des großen Königs überreichte er uns den ersten Teil seiner zusammenfassenden Arbeit, das kleine Buch: „Friedrich der Große als Kronprinz", das jetzt in zweiter Auflage vorliegt. Vor etwa zehn Jahren kam der erste der beiden wuchtigen Bände, die die Regierung des Königs behandeln, zum Abschluß. Er umfaßt die Zeit bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges. Ohne Frage auf Grund dieses ersten Bandes bestellte der König den damals in Bonn dozierenden Koser zum Generaldirektor seiner Archive. Jetzt liegt der Band auch in zweiter Auflage vor, und dieser zweiten Auflage ist der zweite Band des Werkes gefolgt, der das Leben des Philosophen auf dem Throne bis zu Ende führt (König Friedrich der Große. Von Reinhold Koser. Zweiter Band. Erste und zweite Auflage. Stuttgart und Berlin 1903, Cottasche Buchhandlung. Lexikon-Oktav. 693 Seiten. Preis 10 Mark). Die deutsche Geschichtswissenschaft kann sich zu diesem Abschluß Glück wünschen. Wenige Werke wird es geben, die mit solcher Akribie, solcher umfassenden Sachkenntnis und solchem besonnenen und feinsinnigen Urteil geschrieben sind. Kosers Stil gilt vielfach als kalt. Aber es kann doch nur jene Kälte sein, die auch an den Menzelschen Bildern der friederizianischen Zeit wahrgenommen wird und die für die Zeit durchaus paßt. Jedenfalls kann man auf Schritt und Tritt spüren, daß hinter den kühlen Worten Wärme verborgen ist. Dann und wann bricht sich diese gehaltene Wärme unwillkürlich Bahn, und um so wirksamer ist dann die Schilderung. Namentlich bei der Erzählung des Siebenjährigen Krieges tritt Kosers Darstellungskunst zutage. Einzelne Partien sind von hinreißender Schönheit, so der Abschnitt, der die Tage vor Leuthen behandelt, und der, der von Hochkirch redet. Zweifellos steht überhaupt der Schlußband noch höher als der erste. Freilich lehrt die Erfahrung, daß das große Werk nur von einem gewählteren Kreis vollständig genossen wird, der sich nicht weit über die Fachmänner hinaus erstreckt. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend mag Koser mich vor einigen Jahren angeregt haben, jenes populärer gehaltene Buch über Friedrich zu schreiben, das an dieser Stelle unlängst besprochen wurde. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß mein sich an Kosers Forschungen anlehnendes Buch für manchen die Brücke bilden wird zu Kosers eigenem Werke.

Kein Leser wird Kosers schönes Werk ohne Ergriffenheit aus der Hand legen. Wir kennen kein (? D. T.) anderes Menschenleben, das eine solche Fülle der Gesichte aufzuweisen vermag wie das Friedrichs des Großen, den Goethe den „Polarstern" nennen konnte, „um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien". Einen „hundertarmigen Titanen" hat Koser ihn treffend genannt. Zuguterletzt wird es auch manchen versöhnlich stimmen, wenn er von dem Biographen des Königs die Auffassung vorgetragen hört, daß dem einsamen, menschenverachtenden Manne bis ans Ende ein großes Maß innerer Heiterkeit geblieben sei. Eine Zeugin dafür ist auch Katharina II., die das einleuchtende Wort gesprochen hat: „Sein Frohsinn kam von seiner Überlegenheit." Immerhin bleibt doch die Tragik dieses schaffensmächtigen Lebens bestehen. Jenes „Ringen und Schluchzen", das dem Fürsten Bismarck als In-

Digitized by Google

halt des Menschenlebens vorschwebte, davon hätte König Friedrich auch reden können.

Als fast ebenso ausgereift wie Kosers Werk kann Max Lehmanns Stein gelten, von dem kürzlich der zweite, die Jahre der Reform umfassende Band erschienen ist (Max Lehmann. Freiherr vom Stein. Zweiter Teil. Die Reform [1807—1808]. Leipzig, S. Hirzel, 1903. 8°. XVIII und 607 Seiten. Preis 12 Mark). Der erste, die fünf ersten Jahrzehnte aus dem Leben des Freiherrn behandelnde Teil, der mit dem schrillen Mißton der Entlassung vom 3. Januar 1807 ausklingt, wurde bereits vom Türmer gewürdigt. Beide Bände stellen ebenfalls wie Kosers Friedrich das Produkt jahrzehntelanger Arbeit dar. Lehmanns Sache ist die Akribie und das sorgfältig abwägende gerechte Urteil nicht in dem Maße, wie es von Koser gesagt werden kann; Lehmann ist außerordentlich subjektiv angelegt. Er hat sich einst als ein Schüler Treitschkes gefühlt; ob es noch der Fall ist, weiß ich nicht. In der Subjektivität beruht ohne Frage die geistige Verwandtschaft der beiden Historiker, nur daß sie sich bei Lehmann bisweilen ins Grandiose, um nicht zu sagen ins Groteske verlieren kann. Lehmann besitzt im allgemeinen zwar das beste Augenmaß, und man kann auch gerade aus seinen historischen Wertmessungen unter Umständen viel lernen. Er besitzt auch das ehrlichste Streben nach Unparteilichkeit. Aber nur zu oft bemeistern ihn die Gefühle des Hasses und der Liebe vollständig. Und was die Sorgfalt seiner Arbeiten anbetrifft, so hat sie oft zu wünschen übrig gelassen. Das hat seine Fehde mit dem verewigten Albert Naudé über Friedrich den Großen gezeigt, das zeigt seine vielbändige Publikation über Preußen und die katholische Kirche, und auch sonst wird man vielfach Proben dafür beibringen können, daß er nicht immer sorgfältig arbeitet. Lehmanns Stärke ist die Konzeption und die Kombination. Sein Gedankenreichtum und die Art, wie er die Dinge zu beleuchten weiß, ist bewundernswert. Früher hatte er auch einen glänzenden Stil. Das zeigte sich besonders bei seinem Scharnhorst. Jetzt hat die Darstellungskraft des verdienten Historikers leider nachgelassen. Noch immer kommen große Partien vor, die zu lesen hohen Genuß bereitet. Zu den schönsten Stellen gehört die, wo es sich um die Frage handelt, ob Stein seine Wiederberufung annehmen wird. Da hat Lehmanns Schilderungskunst die alte Schwungkraft in vollem Maße wiedergefunden. Man höre: „Was wird er antworten, wird er kommen oder wird er sich versagen: diese Frage hielt nunmehr die Eingeweihten in atemloser Spannung. Wohl niemals ist die Bedeutung des Mannes klarer geworden als in diesem Moment. Es fehlte nicht ganz an solchen, die seinem Kommen mit Besorgnis entgegensahen, die meisten aber sehnten ihn herbei, und je nach Temperament und Stimmung gaben die einen ihrer Furcht und Hoffnung in schlichten Worten Ausdruck, die andern in Bildern und Gleichnissen, wozu dann der Name des Gewaltigen bequemen und dankbaren Anhalt bot. Er wird das todschwache Kind, den preußischen Staat, mit Zyklopenhänden anfassen und zerdrücken. Nein, riefen die andern, die Aussicht auf sein Kommen wird die Bösen in Schrecken setzen und die Guten stärken. Um die Bahn zu brechen, dazu ist das Öl der Diplomatik (der also Redende hatte Hardenberg im Auge) zu geschmeidig, es gehört in die Mischung mehr Essig und auch eine noch etwas stärkere und bittere Essenz. Er wird ein Pfeiler werden, in das Meer aufgerichtet, der erste Anfang eines festen Gebäudes, das nun, auf ihm beruhend, zustande kommt. Ja wohl, nur der Eck- und

Digitized by Google

Grundstein kann uns retten. Kommt der steinerne Gast nicht, so wird des Frevels so viel werden, daß alles zugrunde geht. Alles kommt darauf an, daß der Don Juan komme. So die Weltkinder, die Frommen aber redeten in der Sprache des Buches der Bücher. ‚Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen': dies Wort des Erlösers rief damals Niebuhr aus." Das Stimmengewirr, das man hier zu vernehmen meint, verdeutlicht die Situation mit poetischer Schönheit. Auch die Klarheit der Zeichnung Lehmanns ist meisterhaft. Aber die Spuren des Erlahmens seiner ehemaligen Gabe feuriger Schilderung, die nicht nur stets anzuziehen, sondern auch zu begeistern vermochte, heben sich doch allzu merkbar hervor.

Dafür ist Lehmanns Stein das Produkt einer geradezu stupend intensiven Durcharbeitung von archivalischem Material. Mir will es scheinen, daß kaum ein anderes Werk unserer Geschichtsliteratur auf so tiefgründigem Aktenstudium beruht wie Lehmanns Stein, zumal dieser zweite Band. Koser durfte doch noch mehr nach gedrucktem Stoff arbeiten; so lag ihm beispielsweise die politische Korrespondenz Friedrichs großenteils in der schönen Ausgabe der Akademie der Wissenschaften vor. Treitschke hat sicherlich noch viel mehr Aktenmassen für seine Deutsche Geschichte durchgearbeitet; aber so bis auf den letzten Tropfen seine Quellen auszubeuten, wie es Lehmann hier getan hat, das hätte bei einem Werke wie die Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert die Kraft eines einzelnen überstiegen. Treitschke hat im wesentlichen nur die leichter zugänglichen Akten verwertet, während Lehmann die dunkelsten Winkel der Archive gleichsam mit der Blendlaterne durchmustert hat. Was er in der Ergründung und Aufspürung von Akten geleistet hat, ist geradezu erstaunlich.

Der vorliegende Band schildert in einem ungemein lehrreichen Kapitel das alte Preußen (vor 1806), gibt dann eine Analyse der berühmten Nassauer Denkschrift Steins und behandelt darauf in großen Abschnitten die gewaltige Arbeit, die Stein leistete, um den Kontributionsforderungen Napoleons nachzukommen, die unermeßlich wichtige Agrarreform, die Reform der Bureaukratie und die glorreiche Schaffung der Selbstverwaltung, um dann mit der zweiten Entlassung des Freiherrn zu schließen. Lehmanns Aversion richtet sich diesmal außer gegen König Friedrich Wilhelm III. insbesondere gegen den alten preußischen Adel. Mit Recht sagt der Verfasser von der Stelle, an der er über den Entschluß Steins, wieder die Geschäfte zu übernehmen, berichtet: „Unleugbar der größte Moment im Leben Steins." Hätte er aber nicht auch dem Könige, der sich doch ebenso überwinden mußte wie Stein, in diesem Zusammenhange ehrende Worte widmen müssen? Hier vermißt man schmerzlich die historische Gerechtigkeit. Orgien feiert Lehmanns Haß gegen das Ostelbiertum. Er überschlägt sich förmlich, so wenn er unter heftigen Ausfällen „die adligen Herren" die Regenten des Staates nennt und sie wenige Zeilen darauf doch durch die Bureaukratie bevormundet werden läßt (S. 277 und 278), oder wenn er von den Gutsherren als den verhätschelten Schoßkindern des friderizianischen Staates spricht (S. 354) und drei Seiten später die geniale Einrichtung der Urbare zu erwähnen genötigt ist, die Friedrich der Große noch am Abend seines Lebens traf, um der Steigerung der bäuerlichen Fronden vorzubeugen. Allzuschlimm kann es also doch nicht mit der Verhätschelung des Adels unter Friedrich gewesen sein. Die in ihrer wuchtigen Kraft unübertrefflichen Angriffe gegen den Adel empfehlen wir den Herren Bebel und Singer als Arsenal für ihren Kampf gegen das Agrariertum. Allerdings ist Lehmann zu sehr

Digitized by Google

Historiker, um seinen Tadel nicht hin und wieder einzuschränken, was dann allemal eine etwas überraschende Wirkung auf den Leser ausübt.

Den Äußerungen der Abneigung entspricht die Erscheinung, daß Lehmann recht geneigt ist, Steins Verdienste ins Ungemessene zu steigern. Was ist das für eine subjektive Beweisführung, wenn er Seite 541/42 schreibt: „Die militärische Reform konnte erst in Gang kommen, wenn dieser Anhänger der alten Ordnungen (Lottum) aus dem Sattel gehoben war. Das ist nun unmittelbar nach Steins Rückkehr aus Berlin bewirkt worden, wie wir annehmen müssen, eben durch Stein. Es war der größte Dienst, den er dem vaterländischen Heere je geleistet hat; denn an Lottums Stelle trat Scharnhorst.“ Lehmann spricht hier wie von einer feststehenden Tatsache, was er in demselben Atemzuge noch lediglich als Kombination hingestellt hat. Noch mehr aber führt er sich selbst ad absurdum, wenn er das, was er bei Friedrich dem Großen, den er gleichsam als eine Verkörperung der Unsittlichkeit in tiefster Seele haßt, verwirft, bei Stein zu rechtfertigen sucht. Steins ganzes Sein war, wie allbekannt, durch und durch von ethischen Grundsätzen erfüllt; und doch kam auch er zu dem Ergebnis, daß in der Politik unter Umständen Vertragsbruch erlaubt sei, wie das der Verfasser des Antimachiavell in der Praxis seines krisenreichen Lebens auch erfuhr. „Soll es dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechtes Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen?“ hat Stein einmal gesagt und damit geradezu Friedrich noch überboten. Lehmann gesteht das selbst zu, indem er meint, Stein hätte die Befugnis, einen geschlossenen Vertrag zu brechen, fast als eine Art Menschenrecht in Anspruch genommen. Wenn er dann aber entschuldigend hinzufügt: „Freilich besteht zwischen Friedrich II. und Stein der grundtiefe Unterschied, daß jener auf Eroberungen ausging, dieser ein unerträgliches Joch abwerfen wollte“, so ist das nichts weiter als eine trügende Wendung (? D. T.), durch die sich kein klar sehender Mann blenden lassen wird. Friedrich fühlte sich bei seinen Abwendungen von alten Verträgen genau in der Zwangslage, in der Stein den preußischen Staat sah; daß er in jenen Fällen von Eroberungssucht getrieben gewesen wäre, ist die Phantasie Lehmanns.

Was man aber auch im einzelnen gegen Lehmanns Stein sagen mag: er ist und bleibt doch ein großartiges Werk durch den Scharfsinn des Verfassers, die Intensität seiner Arbeit und die unübertreffliche Sichtung des Stoffes. Hoffentlich gelingt es dem Göttinger Historiker, den Rest in einem Bande zu bewältigen; dieser zweite Band ist bereits etwas sehr stark angeschwollen. Kosers Knappheit wäre dabei ein gutes Muster.

Das dritte Heldenbuch, das wir letzthin vorgelegt erhalten haben, ist der Bismarck von Max Lenz (Max Lenz. Geschichte Bismarcks. Zweite, unveränderte Auflage. Leipzig, Duncker & Humblot, 1902. 8°. 455 Seiten, Preis 6,40 Mk.). Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Biographie sich nicht an Monumentalität mit den beiden anderen Werken, auf die wir hingewiesen haben, vergleichen läßt. Erstens war Lenz der Rahmen enger gesteckt als den beiden andern Historikern, weil sein Buch sich dem großen Sammelwerke der Allgemeinen Deutschen Biographie einzugliedern hatte; ferner hat Lenz nicht Jahrzehnte daran arbeiten können, wie Koser und Lehmann an ihren Werken; und schließlich ist auch noch nicht annähernd so viel Material über Bismarck zugänglich wie über Friedrich und Stein. Immerhin hat auch Lenz eine glänzende Arbeit vorgelegt, auf die wir Deutschen stolz sein können.

Digitized by Google

Die kritische Schärfe und die Besonnenheit, mit der der verdiente Berliner Historiker Bismarcks Geschichte zu erforschen unternommen hat, und die lichtvolle Art, wie er sie darstellt, sind hocherfreulich. Freilich scheint uns hier und da ein Zeichenfehler vorzuliegen; so ist doch wohl der Kernpunkt im Verfassungskonflikt der sechziger Jahre verwischt: das leitende Motiv ist bei der großen Mehrzahl der Liberalen damals doch die Sucht nach Parlamentsherrschaft und nicht, wie Lenz will, das Streben nach nationaler Macht gewesen. Auch wird Roon nicht mit derjenigen Liebe gezeichnet, wie er es doch wohl verdient. Bismarck kann doch auch nicht geradezu als „Verächter" der Legitimitätsidee hingestellt werden, wie es Lenz tut. Indes das sind Einzelheiten. Der Hauptmangel, den mir das Werk zu haben scheint, ist die abstrakte Behandlung des Helden. Erst schien es, als wenn es Lenz gelingen würde, uns eine Persönlichkeit voll warmen Blutes vorzuführen. Die Jugendzeit läßt den echten Bismarck in die Erscheinung treten. Später wird zwar das Wesen seiner Politik meisterhaft geschildert, oft genug mit sinnfälligen Bildern, aber der Mensch Bismarck verflüchtigt sich etwas. Lenz verzichtet gelegentlich ausdrücklich auf künstlerischen Apparat. Daraus erklärt sich zum Teil auch wohl dieses Zurücktreten des rein Menschlichen in den späteren Partien; zum Teil liegt dieser Mangel aber auch wohl in der ganzen Lenzschen Historik begründet. Schon die eigentümliche Änderung, die dieser ausgesprochenste Schüler Rankes in der Sonderausgabe seiner Biographie traf, indem er ganz anorganisch ein sachlich natürlich ausgezeichnetes Kapitel über Friedrich Wilhelm III. und seinen Staat voranklebte, weist auf diese Neigung zum Schematisieren und Verflüchtigen des Persönlichen hin. So bewunderns- und dankenswert also auch die Arbeitsleistung des trefflichen Berliner Historikers genannt zu werden verdient, der vor zwanzig Jahren, auch im Auftrage, einen andern Heroen deutschen Stammes, Luther, in einem Buche ähnlichen Umfangs biographisch behandelte, so wird man doch zu dem Ergebnis kommen, daß diese Bismarckbiographie zwar wohl dazu geeignet ist, die Politik des Vorkämpfers für die Macht Preußens zu veranschaulichen und viele Belehrung zu geben, daß aber eine ausgedehntere Biographie, die mehr Farbe birgt, wünschenswert ist.

Doch nun gilt es, tief hinunterzusteigen. Ausführlicher als Lenzens Bismarck ist ein anderes Werk, durch das wir neuerdings überrascht worden sind, die Schrift eines Mannes, der bisher noch niemals den Versuch gemacht hat, als Historiker hervorzutreten: Oskar Klein-Hattingens Buch: „Bismarck und seine Welt", von dem bereits zwei, die Zeit bis 1888 behandelnde Bände vorliegen. Ein dritter Band soll noch folgen. Das Werk ist nicht ohne Geist geschrieben, verrät auch vielfach leidliche Beherrschung des Gegenstandes, es läßt jedoch an Tiefe und vorsichtiger Kritik nur allzuviel zu wünschen übrig; dann aber ist es auch ganz Parteiwerk, und vor allem, es fehlt ihm die Hauptbedingung, die an einen Biographen zu stellen ist: verständnisvolles Eingehen in die Persönlichkeit des Helden. Klein-Hattingen ist geradezu von Haß gegen Bismarck erfüllt, der ihn zu ungeheuerlichen Entstellungen verleitet und in die gröblichsten Mißverständnisse drängt. Sein Ideal ist etwa Schulze-Delitzsch, den er zu den „Größten unter den Großen" rechnet, oder Waldeck oder Eugen Richter. Aber auch die Sozialdemokraten haben es ihm etwas angetan. Es kann nur Bedauern erregen, daß man ein solches Buch wie das Kleins dem deutschen Volke überhaupt zu bieten wagt. Wenn der Verfasser in solchen perversen Geschichtsauffassungen befangen ist, so will uns das weniger wunder-

Digitized by Google

nehmen; der Literarhistoriker Richard M. Meyer hat noch kürzlich bei Besprechung einer andern Schrift Kleins hervorgehoben, daß Heinrich Heine der Seelenverwandte Kleins ist. Aber erstaunt ist man doch, daß Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung dergleichen vertreibt und noch dazu die lobende Kritik des Vorwärts und die tadelnde des Militärwochenblatts über den ersten Band als Reklame für ihre Publikation benutzt. Der erste Band des Kleinschen Werkes ließ sich noch einigermaßen an. Dieser zweite (Oskar Klein-Hattingen. Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Zweiter Band, erster Teil: Von 1871—1888. Berlin 1903. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 651 Seiten. Preis geb. 9 Mark) ist einfach ein Monstrum. Da wird gleich zu Anfang die Freundschaft zwischen Wilhelm I. und Bismarck bestritten, wo eben der erste Band des Anhangs zu den Gedanken und Erinnerungen dieser Freundschaft ein so herrliches Denkmal gesetzt hat, daß man seitdem versucht ist, ein neues Paar großer deutscher Freundschaften zu konstatieren, und den Luther und Melanchthon, Schiller und Goethe das Paar Wilhelm und Bismarck anreihen möchte. Seinen Helden beschuldigt Klein hundertfach in der schnödesten Weise der gemeinsten Heuchelei und Unwahrheit, und zwar gerade in Fällen, wo nicht ein Fünkchen Wahrheit daran ist. Auch sonst wird er nicht müde, ihn mit den ärgsten Schimpfworten zu belegen, und zugleich kanzelt er ihn oft genug souverän wie einen Schulbuben ab, der die Situation nicht erfaßt habe, entgleist sei, dem jede Klarheit fehle, der den Kulturkampf als Phantast geführt habe, der sich selbst bankerott erkläre usw. Was ist das für eine nichtswürdige Wendung, wenn Klein behauptet, Bismarck hätte sich die „Lenden vor Lachen" gehalten, als Kaiser Wilhelm in der Sorge darum, daß das Abschiedsgesuch Bismarcks vom 4. Juni 1875 ruchbar werden könnte, den Fürsten in einem rührenden Schreiben bittet, den Abschreiber des Briefes eidlich zum Schweigen zu verpflichten! Seine sonstige Weisheit enthüllt Oskar Klein durch Bemerkungen wie: „Wissenschaftliche Entdeckungen können den Prozeß des Niederganges der Religionen in einer Weise beschleunigen, von welcher das heutige Geschlecht nichts ahnt," oder: „Man hat da einen Beleg dafür, daß die Religion ein Notprodukt ist." Kaiser Wilhelm I. wird er nicht müde „beschränkt" zu nennen. Er behandelt ihn fortgesetzt ironisch. „Vor dem ersten Kanonenschuß zaghaft, von einer ganz unhohenzollernschen Schüchternheit." „Unter der Regie Bismarcks verkörpert dieser edle, aber beschränkte Monarch die gottesgnadentümliche Korporal- und Polizeiwirtschaft eines Vierteljahrhunderts im Dasein Preußens und eines halben Menschenalters im Dasein des neuen Reichs." Und dann empörende Besudelungen des Andenkens eines Mannes, das Millionen mit kindlicher Liebe festhalten: „Er wandelte gern in den mannigfaltigen Wandelgängen der Liebe. Ein Mehrer des Reichs, nicht nur an Land, sondern auch an Landeskindern! Bei aller Frömmigkeit ließ sich der summus episcopus der preußischen Landeskirche in Sachen des ‚gemeinen Eros' vom lieben Herrgott nicht das mindeste hineinreden. Da brauchte er ihn nicht." Heinrich Heine würde Freude an seinem Zögling Klein gehabt haben.

Kleins Werk ist von Anfang bis zu Ende ein gehässiges Parteiwerk, das sich auch nicht die geringste Mühe gibt, seinem Gegenstande, insbesondere seinem Helden gerecht zu werden; ein Heldenbuch, wie es nicht sein soll, eine Schmähschrift. Der Tabak, der hier geboten wird, ist glücklicherweise so stark,

Digitized by Google

daß ihn das deutsche Volk unwillig ablehnen wird, sogar obwohl „Die Woche“ (verlegt bei Scherl) dies Buch empfohlen hat.

Abgelehnt hat das deutsche Volk auch bereits das Gegenstück zu Klein-Hattingen, das vielgenannte Werk von Ottokar Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs, über das Hans Prutz im Türmer gesprochen hat. Die übertriebene dynastische Richtung des allerdings mit überaus wertvollem Material ausgerüsteten Werkes hat auf der ganzen Linie — nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen — schroffe Zurückweisung erfahren. Man kann ruhig behaupten, daß bis in die engsten Familienkreise der beteiligten Höfe das Werk des Jenaer Gelehrten Befremden erregt hat. Das fühlte Lorenz offenbar, und so hat er denn in tragikomischer Verzweiflung eine kleine Schrift erscheinen lassen (Ottokar Lorenz. Gegen Bismarcks Verkleinerer. Nachträge zu „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs“. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1903. 8°. 116 Seiten. Preis 2 Mark), in der er den Spieß umzudrehen und dadurch seine Niederlage zu verdecken sucht. Er macht auch einiges darin gut, was er in seinem Kaiserbuche gefehlt hatte. So läßt er jetzt Erich Marcks einigermaßen Gerechtigkeit zuteil werden, während bisher jedermann annehmen mußte, daß Marcks mit inbegriffen war unter den deutschen Historikern, die Lorenz in seinem Wilhelm mit den heftigsten Angriffen bedacht hatte, und gesteht ein, daß er sich vielfach zu schroff ausgedrückt habe. Dafür wird jetzt der verdiente Herausgeber Bismarckscher Schriften, Horst Kohl, in der kränkendsten Weise angegriffen, und einen Marcks nahestehenden Gelehrten, Erich Brandenburg, der mit Ottokar Lorenz wegen seines Wilhelmbuches in der „Historischen Zeitschrift“ scharf abgerechnet hat, straft der greise Jenaer Professor mit den Worten, er hätte in einem „törichten, unsagbar kindlichen Bericht“ den Lesern der „Historischen Zeitschrift“ etwas „vorgelogen“. Im Verlaufe seiner Schrift stellt Lorenz Kaiser Wilhelm I. als Feldherrn über Alexander, Cäsar, Friedrich und Napoleon. Er sagt ausdrücklich: „Allen diesen Größen des Orients und Occidents zeigt sich Kaiser Wilhelm überlegen.“ Die wertvollste Ausführung in der kleinen, harmlosen Schrift ist wohl das Zugeständnis des Verfassers: „Nach meiner Überzeugung ist es ganz hoffnungslos, daß die Erteilung des Beinamens des Großen an Kaiser Wilhelm in irgend einer näher zu bezeichnenden Zeit auf freudige Zustimmung des deutschen Volkes zu rechnen haben wird.“ Er hält diese Sache für „hoffnungslos verfahren“. Nämlich: „Indem Seine Majestät nur solchen Denkmälern die höchste Aufmerksamkeit zuzuwenden gewillt war, die den Beinamen Wilhelm der Große inschriftlich verewigen, schien eine Geistesbevormundung eingetreten zu sein, der sich der Deutsche bekanntlich heute so wenig in intellektuellen wie seit 400 Jahren in religiösen Dingen zu unterwerfen vermag.“

Damit wird sich nun auch wohl ein anderer Forscher zufrieden geben müssen, den Lorenz als Eideshelfer für sich zitiert, Ernst Berner, der Wilhelm I. gleichfalls den Großen nennt. In diesem Sinne hat er ihn nicht nur in seinem zur Hundertjahrfeier erschienenen, nicht vollendeten biographischen Werke über den erhabenen Monarchen gewürdigt, sondern auch neuerdings in seinem ansprechenden Buche „Der Regierungsanfang des Prinzregenten“ (Ernst Berner, Der Regierungsanfang des Prinzregenten von Preußen und seiner Gemahlin. Berlin 1902. Alex. Duncker. 8°. 191 Seiten. Preis geb. 6 Mark), das sich vor allem in dem vornehmen,

Digitized by Google

ruhigen Tone von Lorenz unterscheidet. Mit großem Fleiße und vielem Scharfsinn sucht Berner für einen kurzen Abschnitt der preußischen Geschichte den geringen Einfluß der Prinzessin von Preußen und die überragende Bedeutung des Prinzregenten unter den gleichzeitigen Staatsmännern zu erhärten. Wir glauben freilich nicht, daß er damit irgendwelches Glück hat. Dergleichen wird unserer Auffassung nach immer vergebene Liebesmüh' bleiben, auch wenn die Akten alle erschlossen sein werden und die Zeit zu einer Biographie der Kaiserin Augusta gekommen sein sollte. Wenn Berner mich als den Biographen der hohen Frau bezeichnet, so greift er doch stark fehl; ich konnte nach Lage der Dinge nur eine bescheidene Skizze liefern.

Doch richten wir unsere Blicke zurück auf die drei Heroen, mit denen wir uns heute vornehmlich beschäftigt haben und von denen wir heute schon genügend wissen, um uns ihr Wesen mit voller Klarheit zu veranschaulichen. Von ihnen gilt, was Goethe dem großen Preußenkönig ins Grab nachrief:

Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot. Der wackre Mann, der beständige,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht und groß dem Zufall gebietet,
Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Zelle des hohen Denkers erscheinet,
Der, wo alle wanken, noch steht —
Der beherrscht sein Volk, er gebietet der Menge der Menschen.

Herman v. Petersdorff.

Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Von Sir Harry H. Johnston, K. C. B. Aus dem Englischen übersetzt von Max von Halfern, Kapitän zur See a. D. Mit einer Karte von Afrika. Heidelberg, 1903, C. Winters Universitätsbuchhandlung. XI und 266 S. 8°.

Ein zusammenfassendes Werk über die afrikanische Kolonisation hat bisher gefehlt, und es wird deshalb diese sehr lesbare deutsche Ausgabe des englischen Originals allseitig begrüßt werden. Der Übersetzer bemerkt in der Vorrede, daß man sich immer die Nationalität des Autors gegenwärtig halten müsse, allein er strebe ernstlich nach einer objektiven Auffassung; dieses Zeugnis muß in der Tat dem Buche ausgestellt werden, wenn man sich auch gegen einzelne Punkte Einsprache zu erheben veranlaßt sieht. Die 16 Kapitel, in welche das Ganze zerfällt, gruppieren sich in der Hauptsache nach dem Anteile, der den einzelnen europäischen Völkern bei der Besitzergreifung des dunklen Erdteiles zugefallen ist. Einer Einleitung, die Altertum und Mittelalter behandelt und zumal die noch jetzt so kräftig nachwirkende Invasion des arabisch-islamitischen Elementes kennzeichnet, folgt je ein Abschnitt über Portugiesen, Spanier und Niederländer; sodann unterbricht ein Exkurs auf den Sklavenhandel, der für die Erschließung des Innern ja wirklich einen Teil von jener Kraft darstellte, die das Böse will und das Gute schafft, die fortlaufende Erzählung. Den Briten in Afrika sind drei, den Franzosen zwei Abschnitte eingeräumt, deren einer sich ganz auf Madagaskar beschränkt und namentlich auch der bis ins 17. Jahrhundert hinaufreichenden Vorgeschichte der französischen Okkupation gerecht wird. Das belgische, italienische und deutsche Afrika erhalten natürlich auch ein jedes sein eigenes Kapitel; dabei sei jedoch erwähnt, daß die kurzen Ausführungen über die kurbrandenburgischen Ansiedelungen an der Guineaküste

Digitized by Google

in dieser Form nicht recht genügen. Sehr dankenswert sind endlich noch je ein besonderer Abschnitt über berühmte Afrikaforscher, der manches weniger Bekannte — wie z. B. über die Timbuktu-Reise des Juden Mardochai — enthält, und über die Mission, die nun einmal, zusammen mit Handel und Wissenschaft, von jeher eines der kräftigsten Vehikel für die Ergründung fremder Länder gebildet hat. Die älteste Zeit ist nicht frei von Mängeln.

Wie sich denken läßt, geht der Verfasser stillschweigend von der Grundvorstellung aus, daß die ganze Welt durch ein natürliches Verhältnis für Großbritanien bestimmt gewesen sei, und da dies selbstverständlich ist, so kann man sich darüber nur freuen, daß er doch auch das Recht anderer Nationen nicht bestreitet, an der reich besetzten Tafel ihren Platz einzunehmen. Gegen das Vorgehen des Herrn Peters in Ostafrika sich zu erklären, ist er vollkommen berechtigt, aber der Vorwurf, bei der Erwerbung Kameruns sei deutscherseits illoyal vorgegangen worden, geht entschieden zu weit. Eine schwierige Aufgabe für einen Engländer war es auch, den Rassen- und Stämmestreit in Südafrika unparteiisch abzuhandeln. Jedenfalls kann man einem Satze, wie dem folgenden, das Prädikat vollster Ehrlichkeit nicht versagen: „Im Laufe dieses Krieges war sich England offenbar darüber klar geworden, daß der Besitz des Kaps der guten Hoffnung ebenso wie der von Trincomalee auf Ceylon eine Notwendigkeit für die Wohlfahrt seiner indischen Besitzungen sei, und es ließ diese Politik nicht außer acht, als sich eine passende Gelegenheit bot, Holland den Krieg zu erklären.“ Möchten doch alle Historiker so aufrichtig sein! Das freilich läßt sich auch nicht leugnen, daß die Kapholländer in allem Schlimmen, das sie von dem neuen Herrn zu erleiden hatten, nur eine gerechte Wiedervergeltung erblicken durften, wenn sie an das dachten, was von ihren Vätern und von ihnen selber an den unglücklichen Urbewohnern dieses Landes gesündigt worden war. **B. Günther.**

Ludwig-Richter-Postkarten. Die Ansichtspostkarte hat unter den Kunstfreunden noch immer viel mehr Gegner als Anhänger. Das ist vollauf berechtigt angesichts dessen, was zumeist geboten wird. Aber man sollte sich doch fragen, ob hier nicht ein vortreffliches Mittel zur Verbreitung guter Kunst geboten wäre, das noch lange nicht genug ausgenützt ist. Die Postkarte bietet ein ausgezeichnetes Papier, wie es in gleich günstiger Form für den Kunstdruck das Buch nur in Ausnahmefällen haben kann. Außerdem erhält man die Möglichkeit einer ganz persönlichen Auswahl. Das gilt natürlich für den Fall, daß man diese Postkarten nicht verschickt, sondern sich als Bildersammlung anlegt. Gerade auf diesen Fall müßten auch die Verleger Rücksicht nehmen. So ist es ganz und gar nicht schön, wenn auf den vorliegenden Karten an hervorstechender Stelle steht: Ludwig-Richter-Postkarten, Serie II, Nr. so und so viel, Verlag von Georg Wigand in Leipzig. Es hätte sich für diese nur buchhändlerisch wichtige Mitteilung sicher eine Art der Anbringung finden lassen, die weniger aufdringlich und geschmackvoller gewesen wäre. Sonst aber bietet sich hier eine prächtige Gelegenheit, zwanzig der köstlichen Bildchen Richters unverkleinert und farbig gedruckt um ein geringes für seine Sammlung erstehen oder auch für fünf Pfennige in ein befreundetes Haus solch' schönen deutschen Gruß senden zu können. Einen Wunsch habe ich freilich auch so noch: den, daß diese Postkartenbilder nicht nach den alten Holzschnitten, sondern nach Richters Originalzeichnungen angefertigt würden. Die Dresdener Ausstellung hat gezeigt, wie viele Schönheiten bei diesen Holzschnitten verloren gegangen sind. **K. St.**

Digitized by Google

Friedrich Preller.

(Geboren am 25. April 1804.)

„Die Kunst treibt man um ihrer selbst willen. Sie erhebt, beglückt uns selbst und alle, denen Gott ein reines, offenes, unverbildetes Herz und Gemüt bewahrt hat."

„Gewinn sowohl als Ruhm sind Dinge, die mir nie ein Interesse abgewonnen. Ich schaffte, weil ich mußte, der Gedanke erlangte die paßliche Form und so war ich glücklich im stillen."

„Darin liegt der eigentliche Segen, daß man der Menschheit Empfänglichkeit für Höheres und Höchstes durch die Künste verschafft, und das kann man überall, wo man auch vom Schicksal hingeschleudert wird. . . . Unsere Aufgabe ist, der höchsten Bildung näher zu kommen und für andere zu tun, was wir können."

Aus Briefen Prellers an Marie Soest.
(Vergl. „Künstlerisches aus Briefen P.s" S. 4, 28, 3.)

Wir wollen die hundertste Wiederkehr des Geburtstages Friedrich Prellers, des Älteren — wie er zum Unterschied von seinem gleichnamigen ebenfalls dem Malerberufe zugewandten, aber nicht gleichbedeutenden Sohne genannt wird — freudigen und dankbaren Herzens begehen. Denn er war ein bedeutender Künstler, der auch uns noch viel zu sagen hat, wenn auch die heutige Kunstauffassung von der seinigen weit abweicht. Er war eine starke und charaktervolle Persönlichkeit, auf die es in der Entwicklungsgeschichte der Künste mehr ankommt, als auf geschickte Könner. Er war ein echter deutscher Mann, wenn er sich auch in jener politisch traurigen Zeit nicht ums öffentliche Leben kümmerte; aber er war von jener innerlich deutschen Art, der auch die leidenschaftlichste Liebe zu seiner künstlerischen Heimat Italien nichts von ihrem wahren Volkstum nehmen konnte. Endlich aber war er durchaus ein Edelmensch, eine der schönsten Früchte am Baume weimarischer Hochkultur, wie sie sich für uns in den Namen des einzigen Goethe zusammenfassen läßt.

Das sind alles Werte, die für die Menschheit unvergänglich sind; mit ihnen tut man den „Besten" seiner Zeit genug und hat also für alle Zeiten gelebt. Daß diese Zeiten sich verwandeln und in ihnen auch die jeweils als unverrückbar angesehenen Ideale der Kunst, das gehört zu den Grenzen der

Digitized by Google

Menschheit. „Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben.“ Aber die Kunst, die der Mensch im höchsten Bemühen um ewige Werte schafft, ist der Gottheit verwandt, von der Goethe in den darauf folgenden Versen spricht: „Viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette.“ Die Kunstgeschichte zeigt dasselbe Wellenspiel, wie das Leben überhaupt. Und auch den Kunstgeschmack einer Zeit „hebt die Welle, verschlingt die Welle“. Eine dritte Welle kann das scheinbar Versunkene wieder emporheben. Oft ist mir, als bereite sich der Wandel schon vor, als sei man auch in der bildenden Kunst einer bloßen Naturwahrheit überdrüssig und verlange nach geistiger Größe, deren Wahrheit nicht auf den Sinnen beruht, sondern im Seelischen ruht. Ich glaube, diese Zeit wird auch den Künstler Preller wieder höher einschätzen und sich nicht getrauen, ihn als einen bereits historisch Gewordenen bloß einzuordnen als hochbegabten Vertreter einer „überwundenen“ Richtung. Die „historische“ Landschaftsmalerei ist keineswegs für immer versunken; eine Zeit, die weniger lyrisch, dafür aber dramatischer fühlt als die unsere, wird zu ihr ein ganz anderes Verhältnis finden. Für mein Gefühl ist die Kluft zwischen Böcklin und Preller nicht so groß, wie man gewöhnlich tut, wie es dem ersteren wohl selber gelegentlich vorkam. Denn der Unterschied liegt mehr im Technischen, als im Geistigen. In der Kunst aber ist alles Technische Buchstabe, und auch bei ihr gilt das Schriftwort, daß nur der Geist belebt. Schon mehren sich die Stimmen, die bei Peter Cornelius nicht immer den Mangel der Farbe, sondern den Vorzug der geistigen Größe betonen, wenn auch wohl nie wieder eine Zeit kommt, die ihn neben Michelangelo rückt, da dieser eben zum Gehalt die Form gewann. Ebenso können wir Preller gegenüber die Wertschätzung finden, die in seinem Verhältnis zur Natur weniger den Mangel der Verehrung für die Allmutter der Kunst spürt, als den Vorzug einer in den höchsten Schöpfungen des Menschengeistes aufgehenden Kultur. Man braucht dann Preller auch noch nicht auf die gleiche Stufe wie Böcklin zu stellen, bei dem sich, wie bei Michelangelo, Inhalt und Form zur höheren Einheit verbinden; aber man wird erkennen, daß in ihm die Kraft stark war, für des Menschen großes Tun und wärmstes Empfinden den gemäßen Ausdruck in der Landschaft zu finden. Denn darauf liefen ihm die Begriffe „stilisierte“ und „historische“ Landschaft hinaus. Durch die neueste Veröffentlichung, die „Künstlerisches aus Briefen Prellers des Älteren“ (Weimar, Hermann Böhlaus Nachf.) bietet, sind wir in der Lage, in des Künstlers eigenen Worten sein Kunstbekenntnis wiedergeben zu können. In zwei Briefen an die hochbegabte Lisztschülerin Marie Soest, eine treue Freundin seines Hauses, gibt Preller eine Darlegung der beiden auch heute noch oft mißverstandenen Begriffe, die zeigt, daß er sich, auch hierin ein echter Jünger Goethes, von seiner Art zu schaffen treue Rechenschaft gegeben hat.

„Sie fragen mich“, heißt es in dem Briefe vom 15. November 1856, „über stilisierte Landschaft. Über das Wort und seine Bedeutung, nämlich Stil in der Kunst, sind schon Folianten geschrieben worden und werden deren noch mehr entstehen. Der Stil steht dem Naturalismus gegenüber und ist, wenn dieser eine treue Nachbildung der in der Natur vorkommenden Gegenstände bedeutet, eigentlich der feinste Extrakt derselben. Der Naturalismus verschmäht nicht Zufälligkeiten und Unwesentliches in der Natur, ja, es ist ihm oft selbst erwünscht: der Stil schließt beides aus, er entsteht erst, wenn das reinste Wesen durch nichts getrübt wird und im höchsten Grade normal ist.

Digitized by Google

Die Antiken zur Zeit des Phidias tragen den höchsten Stil an sich, in den zwei anderen griechischen Epochen geht es schon abwärts, bis sich der hohe Stil ganz und gar verliert. In der Malerei erhebt er sich wieder zur enormen Höhe unter Michelangelo und Raffael, in unserer Zeit mit Carstens. Die Landschaft erscheint zuerst in ausgebildetem Stil unter Tizian, Annibale Carracci und den Poussins. Unsere Zeit brachte Koch und Reinhart. (Die hohe Einschätzung dieser beiden Künstler, der Preller zeitlebens treu blieb, gilt mehr ihrem historischen Verdienst für die stilistische Landschaft, als ihren Werken. D. V.) Mit dem Stil in der Landschaft verbindet sich fast immer ein selbständiger poetischer Gedanke, obgleich in einzelnen Fällen der ältere Poussin es auch in Veduten (also bloßen Naturansichten) versucht. Mir ist es durchaus undenkbar, daß ein hoher poetischer Gedanke sich in ein naturalistisches Kleid stecken lasse. Unter den jüngeren Künstlern habe ich zuerst den Versuch gemacht, den Odysseebildern den paßlichen Stil zu geben; ob es einigermaßen glückt, mögen andere entscheiden. So fern ich in allem von eigentlichem Naturalismus bin, tragen meine Staffeleibilder doch nicht den Stil, der bloß höheren Gedanken und höchsten Gegenständen gehört. Wäre unsere Zeit eine höher gebildete in den Künsten, ich würde meiner eigentlichsten Natur nach nur sogenannte historische Landschaften malen, welche in den Landschaften der Odyssee verständlich angedeutet sind. Die menschliche Figur als höchstes Schöne in der Natur verbindet sich am leichtesten damit und gehört gewissermaßen dazu. Aus alle diesem begreifen Sie wohl, warum dieser Genre, wenn ich so sagen darf, ein so kleines Publikum hat. Es fehlt der Masse der Maßstab dafür, während für den Naturalismus jeder Bauer das Auge besitzt. Höheren Stil zu verstehen, ist eine wirkliche Kunstbildung nötig, die nur von sehr wenigen erwartet werden kann." .... In einem Brief vom 23. November nimmt Preller denselben Stoff nochmals auf. „Das Wort ‚historische Landschaft' bedeutet in der Kunstsprache nichts mehr, nichts minder als Landschaft in höherer Bedeutung, und diese wird ihr durch die Art der Auffassung, vorausgesetzt, daß der Gegenstand eine Seite besitzt, an welche sich Gedanken reihen können, verliehen. Die Landschaft als solche ist spät erst zur Selbständigkeit gelangt; die Historienmaler verwandten sie zuerst als Hintergrund bei ihren historischen Kompositionen, z. B. Tizian, Carracci u. a. Da sie als große Künstler diesen notwendigen Teil ihres Faches vortrefflich ausführten, kamen sie wohl darauf, dieselbe als eigentlichen Vorwurf zu benützen und die Staffage der historischen Handlung darin als Nebensache zu behandeln. Solcher herrlichen Werke gibt es viele..... Neben Tizian finden wir selbst Giorgione, Bassano u. a., welche es freistellen, die Landschaft oder die historische Handlung als Hauptsache zu betrachten. Salvator Rosa, hervorragender Historienmaler, malte unzählige Landschaften mit historischen Staffagen, später Carracci, Dominichino u. a. Alle aber nahmen sie von einer großen Seite, so daß ihre historische Handlung ebenbürtig, aber nicht hervorragend (lies überwiegend D. V.) darin stand. Daraufhin, daß nur Historienmaler sich die Aufgabe stellten, Landschaft zu malen und dieselbe in höherem Stil, wie es zu ihren Figuren paßlich war, ausführten, nannte man sie wohl zuerst historische Landschaften; das Wort aber ist in der Kunstsprache gleichbedeutend mit stilisierter Landschaft. Gänzlich notwendig aber ist in solcher Landschaft die menschliche Figur nicht. Die Auffassung des Gegenstandes, der an sich nicht gewöhnlich sein darf, stempelt die Sache erst und bringt ihn in die Klasse, wohin er gehört.

Digitized by Google

In einer stilisierten oder historischen Landschaft kann ein Tier von derselben Bedeutung sein wie die menschliche Figur, jedoch sind dergleichen Produkte selten zu sehen, weil der Mensch eben das Würdigste in der Schöpfung ist und bleibt."

Preller verkannte keineswegs, daß er mit seiner Kunstauffassung der zeitgenössischen Kunstentwicklung entgegenstand. In einem Briefe vom nächsten Jahr (a. a. O. S. 37) sagt er geradezu: „Mit Cornelius schließt diese Richtung ab. Die realistische Seite wird sich herauskehren." Aber er war auch davon überzeugt, daß dieser Realismus nur ein Übergang sein würde. Darin aber, daß er sein mehr seelisches Erfassen der Landschaft als das eigentlich deutsche im Gegensatz zu dem mehr französischen Realismus empfand, hat ihm die Entwicklung bereits recht gegeben. Denn sollten wir sagen, welcher Maler des 19. Jahrhunderts die Landschaft am deutschesten erfaßt hat, wir würden uns keinen Augenblick besinnen, Böcklin zu nennen. Und gerade ihm war, wie Preller, Goethes Forderung von der „Abbreviatur der Natur" Kunstgesetz; und gerade ihn vermögen die Franzosen bis heute nicht zu verstehen; und gerade er mochte, wie Preller, alle die sogenannten Naturalisten und Realisten der Landschaft nicht leiden, und er hätte sicher in Prellers Kraftwort eingestimmt, wenn dieser, natürlich nur in künstlerischer Hinsicht, sagt: „Fluch den Belgiern und Franzosen und allen, die zu dieser Fahne schwören!" (a. a. O. S. 51).

* * *

Den Lebenslauf Friedrich Prellers, den Otto Roquette eingehend geschildert hat (F. P., Frankf. 1883), wird man geradezu als vorbildlich empfinden für treue Beharrlichkeit im erkorenen Beruf, ideale Hingabe an die Kunst und kraftvolle Entwickelung aller menschlichen Eigenschaften als Gatte, Vater, Lehrer und Bürger.

Wieder können wir über seine Jugendzeit dem Künstler selber das Wort geben, der seiner schon genannten Freundin auf ihre Frage danach in einem Briefe vom 12. Oktober 1857 „gern erzählte, was ihm im allgemeinen davon geblieben" war. „Meine erste Jugend fällt, da ich im Jahre 1804 (am 25. April zu Eisenach) geboren, in die wilden Kriegsjahre, in denen Knaben viel Zeit für sich fanden, indem die Schulen oft lange Zeit geschlossen blieben, öfters wir auch die Militärdurchzüge als hinlängliche Entschuldigung für unser Versäumnis vorbringen zu können glaubten, oft auch lieber eine Bastonade hinnahmen, als irgend etwas auf den Krieg Bezügliches versäumten. Was wir, oder besser, was ich in der Schule versäumt, habe ich später mit Leichtigkeit nachgeholt, oder, was ich wirklich verloren, betrauere ich noch heute nicht, denn ich glaube mit Zuversicht, daß es für mein Leben von keiner Bedeutung gewesen. Was ich hingegen gewonnen, tausche ich noch heute nicht ein für die Philisterei aller Schullehrer im ganzen Lande. Wir lebten gewissermaßen frei wie die Vögel in der Luft. Mein seliger Vater begünstigte uns Jungens gern, weil er oft sagte: Diese Erinnerungen bleiben den Jungens fürs ganze Leben und tragen vielleicht selbst Früchte. Und so ist es: jene Jahre brachten viel Drangsal, viel Unglück und manch schrecklichen Anblick, dagegen auch viel Großes und Erhebendes. Kurz, ich lebte mit meinem älteren Bruder meist unter freiem Himmel und unter Soldaten, habe öfters Scharmützel mit angesehen und bin selbst ins Gedränge mit hineingezogen worden, da wir keinen anderen sicheren Ausweg finden konnten.

Digitized by Google

„Da bei Kindern in diesem Alter die Beobachtung schon sehr rege ist, wurde sie bei solcher Gelegenheit geschärft, da sie Nahrung genug fand. Diese meine Beobachtung, die vielleicht von der Natur schon gut angelegt war, suchte, nachdem diese Jahre verflossen, andere Gegenstände. Ich fand mehr, als ich verloren hatte, in Gottes freier Natur. Von jetzt an wurde ich abgeschlossener, floh alle Gemeinschaft meiner Spielgenossen und trieb mich nur im Freien, am liebsten in Wäldern herum, an welchen die nächste Umgegend ausreichend darbot. Seltener als meine übrigen Kameraden besuchte ich Ball- und andere Knabenspiele. Das Leben der Elemente, Lichterscheinungen, Sturm und Gewitter hatten für mich nur Anziehendes. Einsame Wanderungen in Wind und Wetter, durch Wald und Feld, waren mir lieber als alles, was man mir im Hause bieten konnte. Ich dachte schon sehr früh daran, welchen Lebensberuf ich wählen müßte, um in meiner Liebe für die Natur und ihr organisches Leben fortleben zu können, und kam sehr oft auf den Gedanken, Forstwissenschaft zu erlernen. Besseres konnte ich nicht finden; ich blieb dabei. Jetzt rückte die Zeit immer näher, in der sich der Jüngling entschließt: ich wußte nur das eine: schon seit Jahren hatte ich ohne Unterricht angefangen, zu zeichnen, kannte auch kein anderes Vorbild als die Natur und trieb mich oft im stillen herum, um allerlei Tiere zu zeichnen. In dieser Zeit sah ich zuweilen Kupferstiche von Riedinger, und als Forstmann in dieser Weise auch tätig sein zu können, war mein idealster Gedanke. Eine Bekanntschaft meines seligen Vaters mit einem Forstmann bot mir stets Gelegenheit, Jagden mitzumachen, und ich benutzte sie redlich. Ich war glücklich, ich trieb alles mit Leidenschaft, was in das Fach schlug, und lebte wieder viel in Gottes schöner Natur, in der mir nichts entging.

„So mögen wohl zwei Jahre vergangen sein; es kam die Zeit, wo ich als Jäger in die Lehre treten sollte. Jetzt traten Umstände ein, die alle meine herrlichen Pläne zunichte machten. Mit der Jägerei konnte und sollte es nichts werden. Ich war untröstlich, und nur langsam konnte ich mich wiederfinden. Aber was nun? Mich von allem trennen, was mir zum Leben gehörte, wollte und konnte ich nicht. Jetzt wurde der Gedanke in mir wach, Landschaftsmaler zu werden, und daran hielt ich mit allen meinen Kräften fest. Wie das langwierige Studium durchzusetzen sei, da meine Eltern in den fürchterlichen Kriegsjahren in ihren Vermögensumständen sehr gelitten, wußte ich nicht, blieb aber dabei, es müsse doch gehen, oder ich wollte lieber nicht leben. Ich habe von da an traurige Jahre verlebt. Der einzige Unterricht in dieser Periode, den ich hier genießen konnte, waren die Zeichenstunden in der großherzoglichen Zeichenschule, die damals übel bestellt waren, da man als Vorlagen nur das gewöhnlichste Zeug hatte. Mein seliger Vater (er war Zuckerbäcker), der bei einem reinen, reichen Gemüt die vorzüglichsten Künstlereigenschaften besaß (er modellierte als Dilettant sehr hübsch), begünstigte gern meinen Entschluß, weil er das sich in mir entwickeln sah, was die Verhältnisse bei ihm zurückgehalten hatten. Mit ihm machte ich viele einsame, weite Spaziergänge, und noch jetzt erinnere ich mich mit Freuden jener Zeit, in welcher er sein reines Naturgefühl oft mit großer Klarheit in mir erschließen oder dasselbe auf mich übertragen wollte. Er kannte keine größere und schönere Erholung, als ganz allein in Wäldern sich gegen Abend zu ergehen. Nur die Furcht, ob ich auch etwas Tüchtiges in Zukunft leisten würde, brachte ihm zuweilen Bedenklichkeiten bei meiner Wahl, doch setzte er auch wieder Vertrauen in mich.

Digitized by Google

Der selige Hofrat Meyer (der von Goethe nach Weimar gezogene „Kunschtmeyer"), bei dem ich den erwähnten Unterricht genoß, mochte bald meinen Ernst und Liebe zur Sache wahrnehmen. Er begegnete mir stets mit Zuvorkommenheit und trug mir an, in seinem Hause ein kleines Zimmer des Tags über zu beziehen, worin ich ungestört arbeiten und seinen öfteren Rat haben konnte, soweit er überhaupt solchen erteilte, da er nicht praktischer Maler war. Hier machte ich meine ersten Versuche, in Öl zu malen, bei denen ich gar manche heiße Träne vergossen und gar oft gedacht habe, daß aus mir höchstens ein Zimmermaler werden könnte. Meine Zeit war in dieser Periode geteilt zwischen Ölmalen und Illuminieren von Blättern fürs Bertuchische Bilderbuch, welche Arbeit sogar des Abends oft getrieben wurde, um einige Taler Geld zu verdienen. Nur, wer selbst diese geisttötende Arbeit getrieben, hat ein Urteil über solche Seelenleiden. Trotzdem habe ich jahrelang ausgehalten und doch auch einen Nutzen wenigstens dabei gehabt. Ich lernte nämlich mit Farben umgehen, was mir später zustatten kam. Jene mir unvergeßliche traurige Zeit, die mich in meinem Studium so weit aufhielt, dauerte drei volle Jahre. Mein gefaßter Vorsatz, meinen Eltern keine großen Ausgaben zu verursachen, war die Ursache mit, denn ich verdiente mir durch jene schrecklichen Arbeiten mit unausgesetztem Fleiß immer so viel, um dann den darauffolgenden Sommer kärglich meinem Studium in Dresden obliegen zu können. Gott, welche Seligkeit war mir das, in die Hallen der Galerie eintreten zu dürfen. Ich ging nämlich im Jahre 1821 auf eigene Hand zum erstenmal nach Dresden. Ich hatte 60 Taler und einen Brief an den damaligen chargé d'affaires Verlohren (den weimarischen Konsul in Dresden). Er war es, ein freundlicher alter Mann, der mit mir den ersten Gang nach der Galerie machte. Noch weiß ich wie heute, daß ich kaum die Treppe ersteigen konnte, vor allzu großer Aufregung. Eingetreten verging mir die Sprache und ich erhielt sie nur erst wieder, als meine beklommene Brust sich endlich durch einen fürchterlichen Tränenstrom Luft machen konnte . . . Ich erhielt ein Plätzchen zum Kopieren in einem Eckchen, wo kein anderer wohl sitzen mochte. Ich hätte dem strengen Galerieinspektor trotzdem zu Füßen fallen mögen. In diesem Heiligtum habe ich das erste Jahr selten gesprochen, nie laut, weil ich es zu profanieren glaubte. Fleißiger und zugleich glücklicher war gewiß niemand als ich."

Preller erwähnt zufällig in dieser Erzählung den Namen Goethes nicht, als dessen geistigen Schüler er sich bis ans Lebensende betrachtete. Es ist rührend, wie der Künstler am 1. September 1862, als er sich mit den Odysseebildern auf der Höhe seines Schaffens weiß, des Altmeisters gedenkt (a. a. O. S. 81):

„Ob, wenn Goethe noch lebte, er nicht Freude hätte an dem, was ich jetzt unter seinen Augen schaffte? War er es nicht zuerst, der mich durch seine klassischen Gedichte anzog und begeisterte? War er nicht der erste, der den Knaben anfeuerte und in der Wahl der Gegenstände anwies? War er es nicht, der mich bei meiner Abreise nach Italien an das wies, was meinem Talent fehlte, um nicht einseitig zu werden? Wie wunderbar, daß der herrliche Mensch im Knaben das noch ganz Verborgene erkannte, sich bemühte, es zutage zu fördern, während neben ihm sich niemand für mich interessierte. Noch in Rom schrieb er mir vier Briefe, welche den größten Einfluß auf meine Ausbildung ausübten. Bei meiner Rückkehr sah er nur Vorbereitungen für das, was dreißig Jahre später entsteht. Was gäbe ich wohl darum, jetzt ein einziges

Digitized by Google

Wort der Zufriedenheit von ihm zu hören! — Ob er wohl die Auffassung des Homer als recht und gut anerkannte? Sein Rat, nur ein Wink von ihm würde mir unschätzbar sein. Oft gedenke ich jetzt einzelner Momente, kurzer Erläuterungen von dem und jenem, was mir in der Jugend unklar war und sich mir nun als tief begründet erschließt."

Der junge Künstler hatte an dem greisen Dichter nicht bloß einen geistigen Förderer gehabt. Von seinem Kunstfreunde Meyer auf den jungen Zögling der Zeichenschule aufmerksam gemacht, zog er ihn schon 1821 zu meteorologischen Studien und half ihm bei dem Nachzeichnen von Wolkenbildungen seine Naturbeobachtung schärfen. Dann setzte er beim Herzog Karl August durch, daß dieser am 7. Mai 1824 den jungen Künstler mit nach Antwerpen nahm, wo er bis 1826 blieb und den Herzensbund fürs Leben schloß. „Antwerpen ist auf mein Leben von entschiedener Wirkung gewesen", gesteht Preller dreißig Jahre später. Dabei wandte er sich gerade in dieser Zeit von den niederländischen Landschaftern immer mehr ab und den französischen Klassizisten Poussin und Claude Lorrain zu. Dafür erwachte mit aller Kraft die Liebe zu Rubens, der er fürs Leben treu blieb. „Er gehört in die Reihe der ersten Künstler, welche die Sonne beschienen.... Er ist so groß, daß man sich ihm nie vertraulich nähern, aber stets staunen muß." Mir macht es eine große Freude, aus den Briefen immer wieder zu vernehmen, welches junge Herz sich der alte Preller auch in Kunstdingen bewahrt hat. Michelangelo, Raffael, Tizian, Giorgione, Dürer, aber auch die ältesten Deutschen blieben ihm fürs Leben die Größten. Unter seinen Zeitgenossen stellte er Cornelius und Genelli über alle; dagegen mochte er Kaulbach nicht leiden, dessen „innere Leere" ihn abstieß. Zu seiner hohen Verehrung des Landschafters Jos. Anton Koch trug neben der Gleichartigkeit der künstlerischen Grundsätze auch persönliche Dankbarkeit gegen den liebenswürdigen Menschen bei. — Preller war übrigens auch in den Künsten ein vielseitiger und urteilssicherer Mann. In Liszt, mit dem er eifrigen Umgang pflegte, liebte er nicht nur den Spieler, sondern auch den Komponisten. Sehr hoch schätzte er die Lieder von Cornelius. Unter den „Fachmusikern" waren in den fünfziger Jahren also nur wenige so „fortschrittlich", wie dieser als Klassizist verschriene Maler. Er war eben im Grunde eine durchaus romantische Natur. So fand er sich auch leicht zu Richard Wagner. „Seine geistige Tiefe und innigste Wärme muß sich mit der Zeit immer mehr Verständnis verschaffen, weil ich die Überzeugung habe, daß die Welt nicht rückwärts geht", heißt es in einem Briefe vom Juli 1855. Auch Hebbels Bedeutung erkannte Preller sofort. Im gleichen Briefe berichtet er über den Eindruck, den er von Hebbels „Genovefa" gewonnen. „Das Ganze ist der Legende treu geblieben, hat viel Unschönes, ist aber eine höchst poetische bedeutende Erscheinung, die an allen Ecken und Enden das Gepräge frischen Geistes trägt. Sie wissen, daß ich wirkliche Kunstwerke gern mit ihren Fehlern hinnehme; sie sind, so gut wie die Schönheiten, Eigentümlichkeiten des Dichters oder Künstlers, vor denen ich immer Achtung habe, solange sie die Schönheit nicht geradezu erdrücken. An großer Eigentümlichkeit soll man nicht zu viel makeln und schneiden, man verletzt und beschneidet sie zu leicht. Dieses Gedicht hat keine unbedeutende Zeile, die Charaktere sind groß und scharf, Golo vortrefflich, im Ursprung nicht unedel, Genovefa weiblich und schön. In Summa, man darf sich freuen, bis es besser kommt, und jederzeit den Hut ziehen. W. Genast nennt H. ein versunkenes Talent. Wenn das ist, so versinkt es vermöge seiner

Digitized by Google

Schwere." Das sind schöne Worte, und noch schöner ist die neidlose und freudige Art, mit der dieser Künstler andere Kunstleistungen aufnimmt. Bezeichnend sind da die Worte, mit denen er einen Brief schließt, in dem er seinem Entzücken über ein Werk Palma Vecchios Ausdruck leiht (a. a. O. S. 13): „Daß ich diesem herrlichen Menschen nachempfinden kann, versetzt mich in die glücklichste Stimmung, und nichts ist mir ferner, als eine Trauer, daß ich nicht selbst Ähnliches vermag. Alle, die wir ihn verstehen und mit ihm fühlen können, müssen ihm doch ähnlich sein oder werden, und ist das nicht schon des Glückes genug?"

Doch wir sind den Ereignissen vorgeeilt und reden vom reifen Mann, wo der Jüngling noch in seiner ersten Entwicklung steht. 1825 war Preller nach Weimar zurückgekommen. Und jetzt trat Goethe zum zweiten Male entscheidend in sein Leben. Denn ihm hatte Preller es zu danken, daß er jetzt mit einem Stipendium für mehrere Jahre nach Italien geschickt wurde. Ein längeres Gespräch, das der Dichterfürst mit Eckermann führte (in dessen „Gespr." unterm 5. Juni 1825) zeigt, mit welch großen Hoffnungen Goethe seinen Schützling in das Land entließ, das ihm das „Land der Schönheit" war. Darin erfahren wir, daß Goethe den Scheidenden nachdrücklich auf Poussin und Claude Lorrain hinwies. Und zwar besonders auf den letzteren: „Ich bin gewiß, daß Prellern einst das Ernste, Großartige, vielleicht auch das Wilde ganz vortrefflich gelingen wird. Ob er aber im Heiteren, Anmutigen und Lieblichen gleich glücklich sein werde, ist eine andere Frage, und deshalb habe ich ihm den Claude Lorrain ganz besonders ans Herz gelegt, damit er sich durch Studium dasjenige aneigne, was vielleicht nicht in der eigentlichen Richtung seines Naturells liegt." Es war der bald 80jährige Goethe, der diesen Rat gegeben, der Olympier, dem die Harmonie der Ausgestaltung wichtiger war als die einseitige Pflege einer ausgesprochenen Eigenart. Goethe hatte mit gereifter Menschenkenntnis das Wesen seines Schützlings erkannt. Daß das Ernste, Großartige, „vielleicht auch das Wilde" in des Jünglings Natur lag, fühlte der Greis. Und hinter ihm lag weit der „Sturm und Drang" zurück. Die noch ungedruckten „Tagebücher" Goethes über das Jahr 1831 beweisen — Ludwig Geiger teilt die Auszüge in seiner Ausgabe der Eckermannschen Gespräche mit —, daß Goethe mit Sorge Prellers Neigung zum Wilden und Tristen, seine Lust zur Einsamkeit verfolgte und seine in Italien verstärkte „Deutschhaftigkeit" tadelte.

Goethe hat selbst die tiefsten Worte von den „Grenzen der Menschheit" gesprochen und gesagt, daß nur, wer sich bedingt fühle, frei sei. Auch er, der alle überragte, war „bedingt", haftete bis zu einem gewissen Grade in seiner Zeit. Vielleicht wäre Preller ein ganz anderer und für unsere Kunst *viel bedeutsamer* geworden, wenn er, statt in Italien sich zur heitern klassischen Welt zu erziehen, seine „Deutschhaftigkeit" entwickelt hätte. Denn jener Zug ins Wilde, Düstere, mit einem Wort ins *Nordische*, war der tiefe Kern in Prellers Wesen. Es ist ihm niemals so recht zum Bewußtsein gekommen, obwohl seine Reisen nach Rügen und Skandinavien noch für den reifen Künstler ein Jungbrunnen wurden. Wie anders hätten sie auf den Jüngling wirken müssen. Dreißig Jahre nach jener Italienreise schreibt der Künstler an die Freundin: „Alles das gibt mir nur die Gewißheit, daß mein Instinkt mich recht geführt, als er mich in das öde, aber grandiose reiche Skandinavien führte. Gern übernähme ich es nochmals, Strapazen und Entbehrungen aller Art zu tragen, wenn ich einen mir angenehmen Gefährten fände. Mich zieht es in

Digitized by Google

letzter Zeit wieder unendlich nach dieser großen Einöde. Ich bin schon viel zu lange dem gewaltigen Atem der beiden Elemente so fern. Ich muß Gottes Hauch im Sturme wieder fühlen und darin neues Leben für die übrige Zeit holen, sonst werde ich schlaff, und das ertrage ich selbst nicht." So war also auch in dem 50jährigen die alte wilde Natur noch lebendig. Und selbst die Odysseebilder zeigen die Einflüsse des Nordens in den Lufttönen und Wolkenbildungen, und vielleicht liegt gerade hier der Grund, daß sie uns so gar nicht klassisch kühl lassen. Aber hätte die Zeit Preller die ihm natürlichste Entwicklung zuteil werden lassen, er wäre nicht der Maler der Odyssee, sondern der der Edda geworden, und statt vom Laertiden erführen wir von Thors Abenteuern und den Wolkenfahrten Odins.

Es hat nicht sollen sein. Preller selbst ist dieses Gefühl nie aufgestiegen er hat Italien als seine künstlerische Heimat mit jener Liebe geliebt, „die nur der in dem Maße begreifen wird, dessen ganzes Sein mit der Kunst bis ins Innerste verwachsen ist" (Brief vom 14. April 1860). Freuen wir uns, daß für uns Heutige Italien nicht mehr die einzige Heimstätte aller Kunst bedeutet.

Im Jahre 1830 schon, an den Küsten von Sorrento und Capri, also dort, wo auch Goethe das harmonische Gedicht so lebendig geworden war, erstanden vor Prellers Geist die Odysseebilder. 1831 kam er dann nach Weimar zurück, nachdem er ein Jahr vorher Goethes Sohn in Rom die Augen zum ewigen Schlaf zugedrückt hatte. Hier in Weimar ist nun Preller bis an sein Lebensende, von mehreren Reisen abgesehen, geblieben. Es war noch das kleine Weimar Goethes, jenes Weimar, von dem Adolf Stahr sagte, es sei eigentlich „ein Park, in dem eine Stadt liegt". Als 1832 der Hofrat Meyer starb, wurde Preller sein Nachfolger an der Zeichenschule und kam so in den Besitz eines sicheren Einkommens. War dieses auch nur klein, so ermöglichte es ihm doch, am 19. Januar 1834 nach siebenjährigem Brautstand die geliebte Marie Erichsen aus Antwerpen als Gattin in sein Haus zu holen. Das war eine von jenen Frauen, von denen Ruskin rühmt: „wo sie waltet, da ist Heim". Stets auf sein Wohl bedacht, Hüterin in allen leiblichen Dingen, war sie die vertrauteste Gefährtin und Förderin seines geistigen Schaffens.

Zum jungen Eheglück kam das Glücklichsein in der Kunst. Dr. Härtel aus Leipzig, der mit unserm Künstler in Italien bekannt geworden war, erteilte ihm den Auftrag, das von ihm erbaute „römische Haus" in Leipzig mit Bildern aus der Odyssee zu schmücken. Diese sieben 1834—36 — die aus Roquette überallhin übernommenen Zahlen 1832—34 sind falsch — ausgeführten Gemälde sind die erste Fassung des künstlerischen Vorwurfs, der seine Lebensaufgabe werden sollte. „Jene Zeit war die der eigentlichen selbständigen Entwicklung", schreibt der Künstler 1858. Es dauerte zwanzig Jahre, bis er den Stoff, den er in all der Zeit nie aus den Gedanken verlor, wieder aufnahm. Daß er so immer den großen Plan im Herzen trug, ließ ihn an mancher andern Arbeit nicht die Freude finden, die sie ihm sonst gewährt hätte. Denn wenn auch die Aufgabe, das Oberonzimmer unter den Dichterzimmern im Weimarer Schloß auszuschmücken, weniger seiner Natur entsprach, die Thüringer Landschaften, die er zumeist im Auftrag der großherzoglichen Familie schuf, waren die schönsten Vorwürfe, wenn er eben nicht immer an die Odyssee gedacht hätte. Von dem Alp befreite ihn eine auf ärztliches Geheiß 1837 nach Rügen unternommene Reise. Jetzt erwachte die Liebe zur nordischen Landschaft. Was ihm Skandinavien wurde, haben wir schon oben gehört.

Digitized by Google

Aber dieser Mann blieb auch als Künstler seiner ersten Liebe treu. Die Gattin war es, die dazu half, daß endlich nach langem Liebeswerben der Bund mit der künstlerischen Jugendliebe verwirklicht wurde. Die treffliche Ehefrau, die von des Gatten Sehnsucht so erfaßt war, daß sie selber allmählich die ganze Odyssee auswendig gelernt hatte, erbat sich 1855 als Weihnachtsgabe Tuschzeichnungen nach den Leipziger Odysseegemälden. Nun war der Stein ins Rollen gebracht. Unaufhaltsam schuf der Künstler seine Odyssee aufs neue. Die zwölf Kartons (jetzt in der Berliner Nationalgalerie), zu denen das Werk nun anwuchs, errangen auf verschiedenen Ausstellungen einen so gewaltigen Erfolg, daß der Großherzog Karl Alexander den Auftrag zu ihrer monumentalen Ausführung erteilte. Mit jugendlichem Eifer machte sich der Künstler an die Aufgabe. In einem nochmaligen Aufenthalt in Sizilien (1859), den die Gattin teilte, holte er sich die rechte Stimmung, dann schuf er 1860—63 die Kartons, deren Zahl auf sechzehn angewachsen war, in Originalgröße (jetzt im Leipziger Museum). 1864—68 entstanden dann die eigentlichen Gemälde für die Wand der Museumshalle in Weimar. Diese Bilder sind nicht nur groß im Stil, sie sind auch echte Herzenskunst. Was er 1859 der Freundin schrieb: „Meine Arbeit soll keine Illustration, sondern muß wieder ein Gedicht sein", das hat er auch wirklich erreicht.

Ein Jahrzehnt noch durfte er leben. Er verbrachte es heiter und zufrieden, arbeitskräftig bis ans Ende, das am 23. April 1878 eintrat. Er hätte noch in der letzten Stunde die Worte wiederholen können, die er bereits 1862 an Marie Soest geschrieben hatte: „Ich sehe allem Kommenden ruhig entgegen, weil ich mir in keiner Stunde den Vorwurf machen kann, das Ziel meines ernstesten Strebens aus dem Auge verloren zu haben; was ich vollbracht, ist nur ein Weniges von dem, was ich mit allen Kräften erstrebt. Vieles, was schon in frühester Jugend überwunden werden muß, blieb mir unerreichbar, weil meine ersten Jahre verliefen, wie so vielen anderen, in Bewußtlosigkeit. Dafür kann ich nichts. Meine Umgebung, meine Lehrer, meine Vorbilder waren alle nicht geeignet, das mir geschenkte Talent zur raschen Entwickelung zu bringen. Was ich besitze, habe ich durch schwere Arbeit und harten Kampf errungen. Vielleicht ist es auf diese Art mehr mein Eigentum geworden, als es sonst geschehen wäre, ich habe aber dabei manches auf dem Wege liegen lassen, was, wenn mir früh schon die Augen offen gewesen wären, auch Früchte getragen hätte. Mögen andere begabtere Naturen nach mir die einzelnen angeschlagenen Akkorde verstehen und aus diesen Weisen Lieder singen, die die Welt besser versteht als meine abgerissenen, unverbundenen Töne. Was ich gewollt, halte ich für recht, was ich erreicht, nur für Bruchstücke."

Auch dieses „Bruchstück" ist ein Großes. Und als Erfüllung durfte man ihm auf den Grabstein die Worte setzen, die ihm Goethe fast ein halbes Jahrhundert früher aufgeschrieben hatte:

„Will des Griffels zartes Walten,
Will des Pinsels mutig Schalten
Sich dem reinsten Sinn bequemen,
Darfst getrost den Lorbeer nehmen."

Dr. Karl Storck.

Digitized by Google

Der Botaniker Schleiden.

Am 5. April 1804 wurde Matthias Jakob Schleiden zu Hamburg geboren, ein Mann von glänzenden Gaben des Geistes, der auf die Entwicklung der wissenschaftlichen Botanik von großem und nachhaltigem Einfluß gewesen ist. In rücksichtsloser Bekämpfung des Überlebten, im Hinweis auf die wahren Probleme der Wissenschaft, die er dadurch neuen Zielen entgegenführte, ist er als Bahnbrecher zu bezeichnen, ohne daß es ihm gelungen wäre, selbst vieles von dauerndem Bestande zum Bau seiner Wissenschaft hinzuzufügen. —

Unter den biologischen Großtaten des neunzehnten Jahrhunderts ragen zwei durch ihre Wichtigkeit über alle andern hervor: die Erkenntnis von der Bedeutung der Zelle und die Entdeckung der Bakterien. Mit der ersten dieser Errungenschaften ist Schleidens Name eng verknüpft, obgleich vieles an seiner Zellenlehre von anderen, sorgfältigeren Beobachtern bald als unhaltbar nachgewiesen wurde.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts war die zellige Struktur der Pflanzen durch den englischen Physiker Robert Hooke entdeckt worden, und bald darauf hatten die sogenannten Väter der Pflanzenanatomie, Grew und Malpighi, jene Entdeckung nach allen Richtungen hin sicher gestellt. Die Zellen wurden damals aufgefaßt als Hohlräume in der eigentlichen festen Substanz der Pflanzen, die bald mit Luft, bald mit flüssigem Safte gefüllt wären. Die Arbeit des achtzehnten Jahrhunderts an der Zellenlehre beschränkt sich nahezu auf die Beobachtung des Italieners Corti, daß in den Zellen einiger Pflanzen der „Saft“ eine rotierende Bewegung zeigt.

Im neunzehnten Jahrhundert wurde die Zellenlehre zunächst bereichert durch die Entdeckung des Zellkerns von seiten des englischen Botanikers Robert Brown im Jahre 1831. Daran schlossen sich bald einige wertvolle Beobachtungen Mirbels und Mohls über Teilungsvorgänge an Zellen. Doch erst in den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses wurde die Zellentheorie geworfen durch Schleiden in einem 1838 erschienenen Aufsatze in Johannes Müllers Archiv, und von da ab, kann man sagen, war die Zellenlehre das Fundament der gesamten Biologie und wurde später auch von Virchow als Grundlage der Pathologie anerkannt.

Hierbei ist wiederum charakteristisch für Schleiden, daß sein Hauptverdienst in der Anregung bestand. Er erkannte, daß die Zelle das lebendige Elementarorgan des Pflanzenkörpers sei. Er wohnte damals in Berlin mit dem Belgier Schwann Zimmer an Zimmer und veranlaßte diesen zu seinen Studien über die zellige Struktur der Tiere, so daß Schwann schon ein Jahr später der Zelle dieselbe Bedeutung für das Tierreich zusprechen konnte, die ihr Schleiden für das Pflanzenreich angewiesen hatte.

Schleiden hat bei seinen Untersuchungen in der Zelle neben dem Zellsaft und dem Zellkern, den er in irriger Voraussetzung Cytoblast, d. h. Zellbildner nannte, noch eine schleimige körnige Masse entdeckt, von der er irrtümlich annahm, daß aus ihr der Kern gebildet werde; es war dies die Substanz, welche später von Hugo von Mohl, der sie genauer untersuchte, den Namen Protoplasma erhalten hat. Während Schleiden die wichtigen Untersuchungen Mirbels und Mohls über Zellteilung stillschweigend überging, war seine eigene Zell-

Digitized by Google

bildungstheorie entschieden falsch. Schleiden meinte, aus Schleimkörnchen älterer Zellen entwickelten sich Kerne, diese umkleideten sich mit einer bläschenförmigen Membran, und dadurch wären neue Zellen entstanden; während in Wirklichkeit die Zellen sich nur durch Teilung vermehren, wobei der Zellkern sich gleichfalls in zwei Hälften teilt. Aus späterer Zeit darf Schleiden noch das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, es zuerst ausgesprochen zu haben, daß die Zelle nicht nur als der organische Baustein, als Elementarorgan innerhalb der Pflanze anzusehen sei, sondern daß jede Zelle als ein kleiner Organismus für sich, als ein Elementarorganismus zu gelten habe; eine Auffassung, die gewöhnlich Brücke zugeschrieben wird, obgleich Schleiden die Priorität gebührt.

Während Schleidens richtige Vorstellung von der fundamentalen Bedeutung der Zelle der gesamten Biologie des Tier- und Pflanzenreiches zugute gekommen ist, ist ein zweites Verdienst auf dem Gebiete der Botanik nicht geringer zu achten. Schleiden entrollte mit Enthusiasmus das Banner der entwicklungsgeschichtlichen Forschung für die Botaniker, wie Karl Ernst von Baer es den Zoologen bereits seit einer Reihe von Jahren vorantrug. Auf entwicklungsgeschichtlichem Gebiete liegen auch die bedeutendsten positiven Leistungen Schleidens, unter denen seine Untersuchungen über die Entwicklung der Blüten und Früchte, speziell auch der Samenknospen, hervorragen. Aber auch hier scheiterte er an dem Punkte, auf den er selbst das größte Gewicht legte, an dem Problem der Befruchtung der Blütenpflanzen, über die er irrige, durch Beobachtungsfehler veranlaßte Vorstellungen entwickelte, die bald genug widerlegt wurden. Immerhin darf nicht verkannt werden, daß auch an dies schwierige Gebiet Schleiden zuerst mit einer klaren Fragestellung herangetreten ist.

Schleidens Verdienste um die Fortentwicklung der Botanik reichen aber viel weiter; seine Hauptleistung ist zu erblicken in den zuerst 1842 erschienenen „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik". Hier zeigte sich der ideenreiche, durch eine glänzende Dialektik unterstützte Stürmer und Dränger in der ihm so recht angemessenen Rolle des Hechts im Karpfenteiche. Trotz seiner vielen, immer geistvollen Hypothesen zeigte er in diesem Werke, das auf die Zeitgenossen von geradezu beispiellosem Einfluß gewesen ist, keineswegs bloß Talent zum Einreißen, sondern auch hohe Befähigung zum Aufbauen.

Die offizielle Botanik der dreißiger Jahre, wie sie von den Lehrstühlen der Universitäten vertreten wurde, stand im Zeichen geistigen Verfalls. Ödeste Langeweile atmeten besonders die damaligen botanischen Lehrbücher, vielmehr geeignet, den Anfänger abzuschrecken als anzuregen und für die Wissenschaft zu gewinnen. Da schlug Schleidens Buch ein wie eine Bombe. Vortrefflich schildert Julius Sachs in seiner Geschichte der Botanik diese Leistung Schleidens:

„Noch zur rechten Zeit fand sich der rechte Mann, der es verstand, die träge Behaglichkeit aus ihrem Halbschlaf aufzurütteln, den Zeitgenossen zu zeigen, daß es auf diese Weise nicht fortgehen dürfe. Ausgerüstet mit einer nur zu weit gehenden Kampflust, mit einer Feder, die rücksichtslos verletzen konnte, jeden Augenblick schlagfertig, zu Übertreibungen geneigt, war Schleiden ganz der Mann, wie ihn die damalige Botanik brauchte. Seine wahre historische Bedeutung besteht nicht in dem, was er als Forscher leistete, sondern durch das, was er von der Wissenschaft forderte, durch das Ziel, welches er hinstellte und in seiner Großartigkeit allein gelten ließ, erwarb er sich ein großes Verdienst. Der Unterschied zwischen seinen ‚Grundzügen' und allen vorher-

Digitized by Google

gehenden Lehrbüchern ist wie Tag und Nacht; jener gedankenlosen Trägheit gegenüber hier eine sprudelnde Fülle von Leben und Gedanken, die vor allem gerade auf die Jugend um so mehr wirken mußte, als sie in sich selbst vielfach unfertig und unvergoren war."

In Schleidens Buch steckte aber auch eine Fülle positiver Arbeit, die auch in den für damalige Zeit vortrefflichen Holzschnitten ihren Ausdruck fand. Und noch in anderer Richtung ist Schleidens Buch bemerkenswert: durch die ausgesprochen philosophische Richtung, die das ganze durchdringt, und die schon in dem zweiten Titel: „Die Botanik als induktive Wissenschaft" ihren Ausdruck findet.

Den Grundzügen ist eine lange „methodologische" Einleitung vorausgeschickt. In dieser erklärt Schleiden, daß er zur Kant-Friesschen Schule gehöre. Dadurch trat er in scharfen Gegensatz zu der damals noch mächtig nachwirkenden Schelling-Hegelschen Naturphilosophie.

Die in der Physiologie damals herrschende Lehre von der Lebenskraft wird durch Schleiden zurückgewiesen. Er meint, das Ideal sei, den organischen Gestaltungsprozeß auf Bewegungsvorgänge zurückzuführen; da dies Ideal indessen unerreichbar erscheine, bleibe vorderhand nichts weiter übrig, als die bewegende Kraft, soweit sie zu den Gestalten der Pflanzen und Tiere führt, nach dem Vorgange von Blumenbach als Bildungstrieb zu bezeichnen. Dadurch nimmt Schleiden zu einem der wichtigsten Probleme der Biologie, dem morphologischen, eine ähnliche Stellung ein, wie eine der modernsten biologischen Richtungen, der sogenannte Neovitalismus, es tut. Im Zusammenhange damit definiert Schleiden die Botanik als die Wissenschaft von der Gestaltung der Materie unter der Form der Pflanze.

Das „eigentliche Rätsel des Lebens" zerfällt nach Schleiden in folgende zwei Probleme: 1. die Konstruktion eines in regelmäßiger Periodizität sich erhaltenden Systems von bewegenden Kräften; 2. die Konstruktion des Gestaltungsprozesses. Auch das ist eine Anschauung, die der neuesten biologischen Richtung nahekommt.

So hat Schleiden zahlreiche wissenschaftliche Samenkörner ausgestreut, von denen manche erst in neuerer Zeit aufgegangen, andere aber, wie die Zellenlehre und die Entwicklungsgeschichte, bereits zu mächtigen Bäumen emporgewachsen sind. Darum ist sein Lebenswerk, obwohl man heute nur noch selten eine positive Beobachtung Schleidens angeführt findet, dennoch von hervorragender Bedeutung für den Fortgang der Wissenschaft gewesen. Die Biologie und speziell die Botanik ist großenteils heute zu dem geworden, wozu sie sich nach den Ideen Schleidens entwickeln sollte. Trotz aller Mängel im einzelnen zeigen sich in solcher Voraussicht Merkmale des Genies. —

Über den äußeren Lebensgang des merkwürdigen, vielseitig gebildeten Mannes sei nachstehendes hinzugefügt. Schleiden promovierte 1827 in Heidelberg zum Doktor der Rechte; dann ließ er sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder. Er fand nicht lange Geschmack an der juristischen Praxis. Schon 1831 ging er nach Göttingen und später nach Berlin, um Medizin und Botanik zu studieren; 1839 promovierte er in Jena zum Doktor der Philosophie und wurde unmittelbar darauf zum außerordentlichen Professor für Botanik an der gleichen Universität ernannt; erst 1850 wurde er Ordinarius, und man kann sagen, daß von jenem Zeitpunkt an seine eigentlich wissenschaftliche Tätigkeit aufgehört hat, er war später nur noch mit populärer

Digitized by Google

Schriftstellerei beschäftigt. 1862 verzichtete Schleiden auf die Jenenser Professur und siedelte nach Dresden über, von wo aus er im folgenden Jahre an die Universität Dorpat berufen wurde. Auch diese Stellung legte der unstete Mann schon 1864 wieder nieder, um nach Dresden zurückzukehren. Später lebte er noch in Darmstadt, in Wiesbaden, in Frankfurt, wo er am 23. Juni 1881 starb.

Als Reformator der Botanik in Deutschland wird Schleiden zu allen Zeiten gepriesen werden. Über das Lebenswerk weniger Gelehrter steht das geschichtliche Urteil so fest, wie über das seinige. Schleidens Bedeutung für die Wissenschaft war aber groß genug, um bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages auch an dieser Stelle seiner zu gedenken.

J. Reinke.

Zeit lassen!

In den bayrischen Alpen, so las ich, grüßen sich die Leute mit einem originellen und sinnigen Wort. Ob sie bergab oder bergan einander begegnen, ob leichten Fußes oder beladen mit schwerer Last, so ruft einer dem andern zu: Zeit lassen! Es steckt so viel tiefe Lebensweisheit in diesem schlichten Bauerngruß, könnte man ihn doch hineintragen in die religiösen Kämpfe unserer Tage! Den Stürmern und Drängern, denen alle Entwicklungen nicht schnell und radikal genug sich vollziehen, täte ein beruhigendes: Zeit lassen! wirklich not. Den starren Alten, die jede frische Idee, jeden neuen Lösungsversuch gleich als Abfall brandmarken, wäre es so gut, immer wieder ermahnt zu werden: Zeit lassen! Die Zeit wird es schon an den Tag bringen, ob das Neue Weizen oder Spreu ist.

Zeit lassen! gilt vor allem auch den zahlreichen Versuchen gegenüber, die heute gemacht werden, die rechte Verbindung zwischen dem Kernpunkt der neueren Weltanschauung, dem Entwicklungsgedanken, und der christlichen Betrachtung der Dinge zu finden. Bousſets jüngst erschienenes Werk: „Das Wesen der Religion“ (Halle a. S., Schwetschke, 1903. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—) gehört zu den sehr bedeutsamen Erscheinungen auf diesem Gebiet. Die Eigenart des Buches liegt darin, daß es mit kräftiger Konsequenz den Entwicklungsgedanken auf das religiöse Gebiet überträgt und vom Anfang der Religionen bis auf das Christentum und seine Weiterbildung durchführt. Danach ist in der Religion ein zwar langsamer und im einzelnen oft unterbrochener, auf das Ganze gesehen aber doch stetiger Aufstieg zu bemerken. Er beginnt bei den rohesten Stufen des Fetischismus und Ahnenkultus und erhebt sich über die Zwischenstufe der, Naturkräfte verehrenden, aber auch die Anfänge der Moral aufweisenden Stammesreligionen zunächst zu den polytheistischen Nationalreligionen. Dann setzt etwa von 800—500 v. Chr. eine den ganzen Orient erschütternde prophetische Bewegung ein, die durch Zarathustra, Konfuzius, Äschylus und vor allem durch die israelitischen Propheten eine mächtige religiöse Förderung und Erhebung mit sich bringt. Der Aufschwung hat

Digitized by Google

keinen Bestand, die erwähnten Bewegungen sinken meistens auf die Stufe von moralisierenden Gesetzesreligionen herab, neben die unter dem Einfluß der indischen buddhistischen Gedanken Religionen treten, deren Inhalt Sehnsucht nach Erlösung ist. Im Christentum treffen beide Strömungen zusammen und werden über sich selbst hinausgehoben, indem das Evangelium von der Erlösung sich mit der höchsten Ethik vereinigt. So bleibt das Christentum die Blüte der Religionen, von seiner Entwicklungsfähigkeit hängt die Zukunft der Religion ab.

Glänzende Einzelbilder machen die Lektüre dieser Entwicklung bei Bousset zu einem hohen Genuß, aber gleichzeitig drängt sich dem Leser das starke Empfinden auf, wie verschieden dieses Bild von den früheren Anschauungen ist, die der Bibel entnommen und in ihren Hauptzügen dem Religionsunterricht zugrunde gelegt werden. Da stand am Anfang der Entwicklung eine Uroffenbarung Gottes, die von den Menschen mißachtet wurde und darum verblaßte. Aus ihrem Verlust und dem Versinken in Abgötterei erwuchs die Sehnsucht nach dem Lichte, die das ganze Heidentum durchzittert. Daneben ging ein Geschlecht, danach ein Stamm, zuletzt ein Volk, das unter Gottes eigenster Führung, geleitet von großen erleuchteten religiösen Persönlichkeiten, den Glauben an Gott der Menschheit bewahrte, bis wieder beide Strömungen im Christentum sich vereinen und seit der Fülle der Zeit die Welt durchdringen. Welche von diesen beiden so grundverschiedenen Anschauungen ist nun wissenschaftlich begründet? Die Frage ist kaum einfach mit „diese" oder „jene" zu beantworten. Unsrer heutigen Gesamtanschauung von dem Verlauf der Weltgeschichte und vom Wachstum der Menschheit entspricht ohne Frage in vielen Zügen das Bild, welches Bousset vom Werden der Religion entwirft. Aber seine Darstellung birgt doch auch große Schwierigkeiten in sich. Zunächst kann nicht genug betont werden, daß wir über die wirklichen Anfänge der Religion so gut wie gar keine geschichtlich zuverlässigen Nachrichten haben. Was über jene Zustände gesagt wird, sind fast nur Rückschlüsse aus dem Leben der sogenannten Naturvölker. Man vergleiche aber einmal, was etwa Bousset über Verehrung des Feuers, der Haustiere, über Fetischismus sagt oder andeutet, mit den entsprechenden Partien in der großen „Urgeschichte der Kultur" des zu früh verstorbenen H. Schurtz, der übrigens sonst Bousset grundsätzlich nahesteht, um sofort zu sehen, wie äußerst unsicher jeder Schritt auf diesem Wege ist. Oder wie will Bousset von seinem Standpunkte aus die von ihm selbst gelegentlich (S. 35) erwähnte Tatsache erklären, daß auch bei rohen Naturvölkern sich oft Ahnungen von einem höchsten Gott finden? Und endlich das Wichtigste: Die Geschichte Israels paßt selbst in Wellhausens Zuschnitt nicht in dieses Schema hinein. Schon daß bei ihr die polytheistische Vorstufe des Prophetismus fehlt, ist eigentümlich. Vor allem ist aber der monotheistische Geist der israelitischen Religion mit seiner starken Betonung des persönlichen, heiligen Gottes auch qualitativ grundverschieden von den übrigen, hier ebenfalls als prophetisch bezeichneten Religionen. So muß im ganzen festgestellt werden, daß die Boussetsche Darstellung mehr geschickt kombinierende Geschichtsphilosophie als urkundlich belegbare Geschichte ist, und es wäre zu wünschen gewesen, daß Bousset im Interesse minder sachverständiger, aber lebhaft interessierter Leser die problematischen Punkte seiner Stellung auch als solche gekennzeichnet hätte.

Sollen wir darum aber ohne weiteres an der alten Anschauung festhalten? Sie hat immer noch große Vorzüge, denn sie macht mit dem Gedanken

Digitized by Google

Ernst, daß Religion, Streben nach Gott, stets nur von Gott und irgend einer Offenbarung seines Wesens ausgehen kann. Sie wird ferner mehr der geschichtlichen Erfahrung gerecht, indem sie die Bedeutung der Persönlichkeiten, der religiösen Helden, auch vor dem prophetischen Zeitalter anerkennt und zum Ausdruck bringt. Andrerseits ist aber nicht zu verkennen, daß sie, wenigstens in ihrer landläufigen Form, geistige Prozesse oft mechanisiert und dadurch entleert. Ganz zweifellos enthält Boussets Darstellung dem gegenüber große Wahrheitsmomente. Mir scheint die Zeit für eine Darstellung der Geschichte der Religion noch nicht gekommen zu sein. Es sind noch zu viele Vorfragen zu erledigen. Wie soll über die Anfänge der Religion etwas Sicheres gesagt werden, solange z. B. noch keinerlei Übereinstimmung darüber erzielt ist, ob wir im Fetischismus die ursprünglichste (Bousset S. 31 ff.) oder die späteste (Schurtz S. 556) Religionsform vor uns haben! Für eine Geschichte der Religion müssen die Grundlagen noch viel fester gelegt werden. Zeit lassen!

Boussets Buch, so neu es ist, hat doch schon seine Geschichte. In der Professoren-Debatte der preußischen Generalsynode ist es, wenn Tägliche Rundschau und Christliche Welt recht berichtet haben, besonders erwähnt worden als abschreckendes Beispiel des naturalistischen Geistes, der heute in der neueren Theologie sein Unwesen treibe. Nun haften dem Buche ohne Frage naturalistische Eierschalen an. Ihm fehlt es an Klarheit in der Stellung zu dem ausschlaggebenden Begriffe der Offenbarung; der religiöse Prozeß wird oft als ein rein immanenter, mit Naturnotwendigkeit verlaufender (z. B. S. 98) geschildert. Und doch: wie kann man einen Mann für einen Naturalisten erklären, der an mehr als einer Stelle Töne lebendiger Frömmigkeit findet, dem die ganze Geschichte „ein großes Werk Gottes ist, ein unaufhörliches Emporlocken, ein ständiges Reden Gottes mit den Menschen und der Menschen mit Gott, so wie sie es auf jeder Stufe verstanden", und der diesen Gott durchaus als „geistig persönliche Energie" (S. 203) erfaßt? Boussets Buch hat gerade umgekehrte Bedeutung. Es ist ein energischer Versuch, Gedanken und Anschauungen, die aus einem religiös unfruchtbaren und dem Christentum im besten Falle gleichgültigen Milieu hervorgegangen sind, in den christlichen Kreis hineinzuziehen und sie mit christlichem Geiste zu durchdringen. Daß ein solcher Versuch nicht beim ersten Wurf gelingen kann, daß die Sprödigkeit der Materie dem ersten Guß widersteht, wird den Kundigen nicht überraschen. Was macht das aus? Zeit lassen!

* * *

Ein ähnlicher Versuch auf einem engeren Gebiete liegt vor in Weinels Schrift: Jesus im neunzehnten Jahrhundert (Tübingen und Leipzig, P. Siebeck, 1903. Mk. 3. —, geb. Mk. 4. —). Auch dieses Buch hat in den kirchlichen Streitigkeiten bereits eine Rolle gespielt. Am Anfang des vorigen Jahres, also für die heutigen schnell lebenden und schnell vergessenden Menschen vor langer, langer Zeit hielt der junge Bonner Privatdozent Weinel in Solingen über das obige Thema Vorträge, welche die dortigen religiös und kirchlich interessierten Kreise lebhaft erregten. Im Anschluß daran entspann sich eine höchst unerquickliche Preßfehde, so unerquicklich, wie sie eben nur auf diesem Gebiete möglich ist. Weinel antwortete mit einer heftigen polemischen Flugschrift, in der er die freie, gleich freisinnige Theologie als das Heil der Gegenwart bezeichnete. Nach diesen Vorgängen schrieb ich noch im Türmer-Jahrbuch von den „wie es scheint, stark tendenziösen und im Geiste modernster Theologie

Digitized by Google

gehaltenen Vorträgen". Ich nehme keinen Anstand, zu sagen, daß mir das vorliegende Buch zunächst eine angenehme Enttäuschung war. Wohl vertritt Weinel mehrfach in ziemlich krasser Weise einen theologisch stark liberalen Standpunkt; er streicht den frivolen und seine Phantasie nicht zügelnden Renan über Gebühr heraus, wiewohl er diese Schattenseiten nicht verschweigt; er meint den großen religiösen Gedanken, die in der Weihnachtsgeschichte ihren Ausdruck finden, nach D. F. Strauß' Vorgang mit den billigen Mitteln der Literar-Kritik beizukommen, aber trotz alledem glaube ich, daß das Buch seine Aufgabe hat. Ich wüßte kein anderes, in dem die Fragen und Probleme, die vielen unserer Gebildeten heute arg zu schaffen machen, so eingehend und im ganzen trefflicher, gerecht gegenüber dem Gegner und doch klar die Überlegenheit des Christentums herausarbeitend, dargestellt und behandelt werden. Damit meine ich die Würdigung und Beurteilung der Darstellungen des Lebens Jesu von Strauß und Renan bis zu W. Kirchbach, das Christentum Wagners, Tolstois, Chamberlains, die Angriffe Schopenhauers, v. Hartmanns, Nietzsches, das Verhältnis von Christentum und Buddhismus und ähnliches. Weniger einverstanden als mit dem polemischen bin ich mit dem positiven Teil des Buches. Weinel betrachtet Jesus im wesentlichen unter dem Gesichtspunkt eines Propheten, und sicherlich: Jesus war ein Prophet. Soweit sich Weinel in diesem Rahmen bewegt, ist seine Darstellung lebendig und frisch, begeistert und oft geistreich, wenn er auch seine eigene gärende unabgeschlossene Natur viel zu stark in Christus hineinträgt und ihm der Blick für die ausgereifte und abgeklärte Höhe des Herrn fehlt. Dagegen setzt Weinel ganz aus in dem, worin Jesus mehr ist als ein Prophet. Mit geradezu gewalttätiger Kritik erklärt er Selbstaussagen Jesu und Herrnworte, die ihm nicht passen, für Gemeindeaussagen aus späterer Zeit. So bleibt der Eindruck des Buches ein durchaus geteilter. Es orientiert gut über viele Strömungen unseres geistigen Lebens, aber es versagt, wo es an Jesus kommt. Der unbefangene Leser wird sich unwillkürlich sagen: Jesus war doch größer. War für Weinel, wie er selbst gelegentlich merken läßt, die Aufgabe noch zu groß? Vielleicht wäre es besser gewesen, er hätte auch gegenüber bittern Angriffen den in diesem Falle größeren Mut des Schweigens gehabt und sich Zeit gelassen.

* * *

Die beiden Bücher von Bousset und Weinel sind typisch für eine ganze Gattung unserer heutigen religiösen und theologischen Literatur. Sie sind Erzeugnisse eines gewissen Impressionismus, der auch auf kirchlichem Gebiete Einfluß gewonnen hat. Aus augenblicklichen, oft von außen her an den Verfasser herangetretenen Aufgaben geboren, müssen diese Bücher schnell auf den Markt geworfen werden, da in kurzer Zeit sich die Problemstellungen wieder verändern. Sie sind „das Neueste! Allerneueste!" in der theologischen Literatur, und es ist charakteristisch, daß sie meist schnell fixierte Vorträge zur Grundlage haben. Selbstverständlich brauchen wir solche Schriften, und sie üben oft durch glänzende Sprache, fesselnde Darstellung, anregende Polemik und eingestreute kleine Seitenhiebe einen nicht geringen Reiz auf den Leser, haben auch werbende Wirkung, indem sie abseits stehende Kreise einladen, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Aber nach ihrem ganzen Wesen ist auch die Warnung berechtigt: Laß dich nicht zu schnell von ihnen bezaubern! Darum ist es nötig für die Wissenschaft wie für den gebildeten Leser, der nach eigenem Urteile strebt, daß daneben Werke stehen, deren Verfasser sich Zeit gelassen haben und denen man

Digitized by Google

das Horazische nonum prematur in annum (neun Jahre liegen lassen!) anspürt. Wir brauchen dringend solche abgeklärten und ausgereiften Werke, die Ergebnisse langjähriger unablässiger Studien, sowie männlicher, reifer Lebenserfahrung sind. Zwei derartige Schriften sollen hier erwähnt werden. Die eine: B. Weiß „Die Religion des Neuen Testamentes“ (Stuttgart, Cotta, 1903. Mk. 6.—) behandelt die Urzeit, die andere: von Schubert, „Grundzüge der Kirchengeschichte“ (Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr, 1904. Mk. 5.—) die Fortentwicklung der christlichen Kirche.

Das Buch von Weiß ist gerade heute sehr wertvoll, wo der Kampf um das Wesen des Christentums die Gemüter erhitzt, denn es breitet in ausführlicher und eindringender Darstellung den gesamten Stoff aus, auf Grund dessen über die Frage nach Kern und Eigenart unserer Religion entschieden werden kann. Weiß ist dabei überaus objektiv; das ist seine Kraft. Er läßt sich nicht durch augenblickliche Strömungen und Mode-Theorien fortreißen, sondern legt ruhig und sachlich den gegebenen Stoff dar. Doch möchte ich es, gerade bei einer Besprechung in diesem Blatte, nicht ungesagt sein lassen, daß er zu den Gelehrten gehört, die von jeder Kunst der Darstellung absehen und deren Objektivität leicht an Nüchternheit streift. Daraus folgt auch ein sachlicher Nachteil. Über dem Versenken in die gedanklichen Anschauungen der biblischen Schriftsteller kommt das Stimmungsleben des Neuen Testamentes nicht völlig zur Geltung, und Weiß ist nicht immer der überquellenden Lebenskraft der von ihm geschilderten Persönlichkeiten und ihrer Schriften kongenial. So bietet er in seiner zusammenfassenden, die innere Einheit des Neuen Testamentes herausstellenden Arbeit viel, sehr viel, aber er verlangt, daß der Leser starkes Interesse für den Stoff bereits mitbringe und befähigt sei, das Gebotene mit Leben zu erfüllen.

Schubert dagegen versteht es vortrefflich, durch klare und lichtvolle Darstellung das Interesse für seinen Stoff zu erwecken und selbst da festzuhalten, wo die Eigenart des Gegenstandes dem Verständnis nicht geringe Schwierigkeiten bereitet. Dabei kann man von seinem Buche wirklich sagen, daß es eine oft bemerkte Lücke in unserer Literatur ausfüllt. Es fehlte an einer kurzen, die wesentlichen Momente der Kirchengeschichte heraushebenden Darstellung. Sohms „Abriß der Kirchengeschichte“ ist in gewissem Sinne v. Schuberts Vorgänger. Das war ein geistreich geschriebenes, an Anregungen überreiches Buch, aber der greise und bedeutende Lehrer des Kirchenrechts war doch nicht Fachmann genug, um überall ein sicherer Führer zu sein, und die Kraft der Intuition konnte nicht überall den Mangel eigener kirchengeschichtlicher Studien ersetzen. Darin ist v. Schubert seinem Vorgänger überlegen. Es ist eine Freude, ihm bei seinem Gange durch die Kirchengeschichte zu folgen und ihm zu lauschen, gleichviel, ob er die Entwicklung nach großen Gesichtspunkten beleuchtet oder seine kleinen, feinen Randbemerkungen macht. Dem Leser wird es von Seite zu Seite deutlicher, wie unsere gegenwärtige religiöse Lage in der Vergangenheit wurzelt, und die großen Fragen, um die wir ringen, treten nur um so plastischer hervor. An zwei Punkten der Kirchengeschichte häufen sich naturgemäß die Probleme: in den ersten Jahrhunderten und in der Reformationszeit. Für beide Perioden legt Schubert mit überzeugender Klarheit dar, wie in ihnen das Evangelium danach ringt, als ein Sauerteig seine Zeit zu durchdringen, wie es im Kampfe mit den entgegenstehenden geistigen und politischen Mächten diese einerseits bezwingt und um-

Digitized by Google

wandelt, andrerseits aber auch an seiner Reinheit einbüßt und in seinem innersten Wesen von ihnen umgebogen wird, so daß beide Male das Endergebnis zwar einen bedeutenden Fortschritt, aber doch auch eine Verkümmerung des Christentums bedeutet. In beiden Fällen liegt die Parallele mit der Gegenwart nahe. Es sind Kämpfe und geistige Bewegungen ähnlicher Art, wie wir ihnen im Bousſetschen Buche begegneten. Mit der Aufgabe unseres Glaubens, in innige Verbindung zu den lebendigen Strömungen der Gegenwart zu treten, geht Hand in Hand die Gefahr, daß er dabei sein eigenstes Wesen aufgebe und dadurch an läuternder und emporziehender Kraft verliere. Wir aber sollen versuchen, die Klippen, deren Gefährlichkeit uns die vergangenen Tage deutlich zeigen, zu vermeiden. Viele ähnliche Vergleiche drängen sich dem Leser des Schubertschen Buches ganz von selbst auf. Der Verfasser zieht sie absichtlich nicht. Er begnügt sich, als strenger Historiker in weiser Selbstbeschränkung den geschichtlichen Verlauf zu schildern, und es ist ihm bei den Höhepunkten der Kirchengeschichte gelungen, wahre Kabinettstücke großzügiger und doch fein ausgeführter Geschichtsdarstellung zu liefern. Das Buch wird zahlreiche Leser finden, möchten darunter viele sein, die es nicht nur flüchtig überfliegen — dazu ist es nicht geschrieben — sondern die es verstehen, den leisen Stimmen zu lauschen, die überall zwischen den Zeilen hindurch klingen, Leser, die gewillt sind, das Buch in die Hand zu nehmen mit dem hübschen Gruße der Oberbayern: Zeit lassen!

Chr. Rogge.

Hinter dem Schleier.

Hinter der Welt, in der wir leben, fern im Hintergrund, liegt eine andere Welt, die ungefähr in demselben Verhältnis zu jener steht, wie das Verhältnis der Szene im Theater zur wirklichen Szene. Man sieht durch einen dünnen Schleier wieder eine Welt von Schleiern, leichter, mehr ästhetisch, von einem anderen Wert als die wirklichen Werte. Viele Menschen, die sich körperlich in dieser Welt zeigen, gehören nicht in diese, sondern sind in der anderen Welt zu Hause.“ An diese ahnungweckenden Worte des dänischen Philosophen Kierkegaard denkt man bei manchen modernen Dramen, die es versuchen, äußere Schicksalsabbilder zu geben, Szenen der Gegenwart mit Gesten, Tonfall, all den äußeren Requisiten, wie sie der Brauch des Tages generalisierend fordert, und dabei das transparent hindurchscheinen zu lassen, was hinter den Masken liegt: die vie intérieure der Menschen, die ihnen oft selbst nicht bewußt wird, weil sie sich in die äußere Schablone, wie sie Beruf, Verkehr, Anpassungsgewohnheit herausbildet, völlig eingelebt haben. Es reizt die Dichter, die Menschen so erscheinen zu lassen, wie sie sich einbilden zu sein, und gleichzeitig indirekt — kritische Situationen bewirken das — sie sich verraten zu lassen, wie sie wahrhaft sind. Und diese Enthüllung ist dann für die Betroffenen selbst meist am überraschendsten.

Digitized by Google

Oder es reizt, eine Gruppierung von Menschen in ihren äußeren Beziehungen darzustellen und dann plötzlich (eine Variation der Gefühlschemie in den Wahlverwandtschaften) durch einen Einfluß, durch eine Enthüllung, durch gewisse neue Reaktionen diese Zusammenhänge sich wandeln zu lassen, so daß offenbar wird, wie der wahrhafte Rapport zwischen diesen Wesen ist.

In solchen Sphären bewegen sich zwei Dichtungen, die wir in diesem Monat kennen lernten: Artur Schnitzlers „Einsamer Weg" und Bernard Shaws „Candida".

Der „Einsame Weg" — die Buchausgabe erschien bei S. Fischer, Berlin — wurde mit reifem Verständnis im Deutschen Theater aufgeführt. Für die Bühne ist das Werk freilich nicht dankbar. Ihm fehlt die notwendige geschlossene Architektur. Sein Dichter hat viel zu sagen, aber der letzte kondensierte Ausdruck, der Extrakt des absolut Notwendigen, die Ausschaltung überwuchernder Einzelheiten, das ist seine Sache nicht. Er baut nicht auf, er reiht nur locker aneinander, er verweilt lässig, statt energisch und streng (wie Ibsens stählerne Technik tut) ein Motiv in sich steigernden, aus einander folgernden Situationen zum Austrag zu bringen. Das Stück ist auch weniger in Gestalten gesehen, als aus Reflexionen geboren, aus halb verlangenden, halb melancholisch resignierten Lebensträumen.

Aber es weckt Nachdenken und zieht in seinen Kreis; Erinnerung schwingt nach und bringt uns in viel persönlicheren Kontakt, als es z. B. Rose Berndt vermag.

Schnitzlers Dichten hat organischen Zusammenhang. Fühlfäden schlingen sich vom „Anatol", von den „Lebendigen Stunden", den Sterbe-Novellen, dem „Puppenspieler" zum „Einsamen Weg".

Herbststimmung schwebt, welk und fahl liegt das Laub auf dem Pfad, der zum Abstieg leitet. Vom Ausgang der Lebenshochmütigen klingt es, die in vermessener Eigensucht das Leben zu beherrschen glaubten, und mit ihm und den Menschen ihr Spiel trieben, die nie sich selber gaben, und die nun mit einem Male fröstelnd einsam stehen und erschauern: es ist der Weg des Todes, den wir treten. In zwei Gestalten, Stephan von Sala und Julian Fichtner, verdichtet das Schnitzler, ähnlich ist ihr Schicksal, verschieden ihr Temperament. Stephan von Sala wahrt die überlegene Maske bis zum Ende, er bleibt der Puppenspieler, der alle Fäden der Welt, in der er lebt, übersieht, der die Trümpfe in der Hand behält und das innere Grauen mit kühl-souveräner Haltung deckt. Julian aber verliert am kritischen Wendepunkt die Maske, die er so selbstbewußt und zuversichtlich getragen. Er, der so trotzig sein Persönlichkeitsrecht und seine Persönlichkeitsfreiheit verfochten und mit ihr geprahlt, sieht alternd beschämt ein, wie mit dem Moment, da die andern seiner Rolle nicht mehr huldigen, sein eigener Glaube an sie zunichte wird. Verzweifelt starrt er in den Abgrund der Öde, der sich vor ihm öffnet, und in wilder Angst sucht er seiner ausgebrannten Existenz einen Inhalt zu retten. Seine Kunst kann sie ihm nicht mehr geben, sein Malertum ist verbraucht. Er will das, was er vordem spöttisch verschmäht, Liebe und Zugehörigkeit. Er will aus der Einsamkeit, die ihn umlauert, sich zu einem Menschen retten, und er besinnt sich auf seinen Sohn, den Sohn Felix, an den er kein Anrecht hat. Denn er verließ die Mutter einst skrupellos, und sie ward durch einen gütigen Menschen, den Professor Wegrath, gerettet, als dessen Kind dann Felix gilt.

Schnitzler kommt es nun darauf an, darzustellen, wie durch das allmäh-

Digitized by Google

liche Durchschimmern der Vergangenheit sich die Beziehungen dieser Menschen zueinander gleitend wandeln. Nach dem Tode von Felix' Mutter versucht Julian sich seinen Sohn zu erobern. Felix hat immer an Julian gehangen, als aber jene heimliche Wahrheit ihrer wirklichen Beziehung aufdämmert und zur Gewißheit wird, erscheint dieser Mann, der ohne ein Recht als Gläubiger Liebe fordernd ihm entgegentritt, ihm plötzlich fremd. Die „Wahrheit", die er hört, ist ihm eine „Wahrheit ohne Kraft", „ins Leere gesprochen". Stärker vertieft sich dadurch nur die Erinnerung an die tote Mutter, zur erschütternden Einsicht in ein Frauenschicksal wird sie ihm, und inniger ist sein Gefühl, da er weiß, wie sie geliebt und gelitten. Inniger aber wird auch das Gefühl für den stillen, ertragenden Mann, der ihm Vater gewesen die langen Jahre. Die erworbenen, erwachsenen, erlebten Neigungen erweisen stärkere Existenzkraft, als die „Stimme des Blutes". Julian beansprucht vergebens einen Menschenbesitz an Felix, den er sich nicht verdient hat, Felix bleibt nun bei Wegrath mit einer viel ehrfürchtigeren Liebe, als zuvor. Und Wegrath sagt, als er aus Felix' Worten „Mein Vater, mein Vater" einen nie vernommenen, schmerzlich-zärtlichen Klang herausfühlt: „Müssen solche Dinge geschehn, daß mir dieses Wort klingt, als hörte ich's zum erstenmal." In diesen Szenen spricht die Gefühlsdialektik eines Menschen, der viel vom Leben und seinen Hintergründen weiß, vielleicht mehr weiß, als er gestaltend umsetzen kann.

* * *

Dies Gefühl hat man auch bei Shaw, dessen jeu d'esprit neulich hier an seinem „Schlachtenlenker" exemplifiziert wurde. In einem zweiten Stück, der „Candida", die Frau Sorma im Neuen Theater gestaltete, ward seine geistige Experimentierkunst, unter der diesmal ein lyrischer Grundton schwebt, noch deutlicher zu erkennen.

Hier sieht man gewissermaßen auf eine Doppelbühne, auf der einen Seite vollziehen sich äußere Vorgänge des wirklichen Lebens, auf der andern erkennt man die verborgenen Geschehnisse, die eigentlichen Triebfedern, man sieht in das innere Spiel der seelischen Funktionen. Und der Zuschauer genießt, wenn er hellhörig ist, dabei das Intellektvergnügen, daß er mehr von diesen Personen weiß, daß er sie sicherer in ihren Wesensvoraussetzungen und Bedingungen durchschaut, als sie es selbst können.

Zwischen drei Menschen spielt sich das Drama ab, zwischen einem ganz in seinen sozialen Pflichten aufgehenden englischen Geistlichen, Jakob Morell, seiner Frau Candida und einem jungen Dichter Eugen.

Äußerlich ist die Situation nun so, daß die Ehe zwischen Jakob und Candida die denkbar glücklichste ist. Jakob ist ein vortrefflicher Mann, der seine Frau über alles liebt; Candida hängt an ihm; und beide nehmen sich herzlichst dieses jungen schwärmerischen, unreifen, in seiner inneren Haltlosigkeit gequälten Eugen an. Allmählich tauchen aber aus den Nebeln ganz andere Physiognomien der Situation und gewinnen festere Züge. Hinter den Mienen der Menschen öffnen sich Perspektiven und führen in den Grund ihres inneren Seins. Die Beziehungen zwischen den Gatten stellen sich nun doch etwas anders dar. Diese sehr feinfühlig und differenziert angelegte Frau empfindet es schmerzlich, daß Morell ihre Liebe als etwas ganz Selbstverständliches, zu seinem Leben und Hauswesen Gehörendes ansieht, ohne verständnisvoller auf sie einzugehen, ohne die Flamme zarter und inniger zu hegen.

Digitized by Google

Dieser Mann ist durch seinen Beruf, als glänzender Kanzelredner, als einflußreicher Ratgeber, als verehrter Seelsorger, so an die Vorstellung des Unumstößlichen, des Widerspruchslosen gewöhnt, er rechnet so mit konstanten Größen, mit festen Begriffen und Normen, für die ihm auch nie das gutgeprägte Wort fehlt, daß er die Basis seines äußeren und inneren Lebens für ganz fest gegründet hält. Sein erfolgreiches Wirken illusioniert ihm ein Selbstbewußtsein, das keine Skrupel noch Zweifel in ihm aufkommen läßt an der Richtigkeit seines Lebenssystems. Candida kränkt es in ihrer tieferen persönlichen Menschlichkeit, daß ihr Mann auch sie ohne weiteres, ohne sich die Mühe zu geben, ihre Sonderart zu entdecken, miteinrubriziert in sein Begriffsschema.

In diese Situation bringt Shaw die Krisis durch jenen Jüngling. Die gefährliche Banalität des Motivs der Drei hat er dabei vollkommen umgangen, und er zeichnete einen Typus, der menschlich außerordentlich interessant in der Doppelspiegelung inneren und äußeren Wesens gelang. Shaw war menschlich viel zu herb und künstlerisch zu ehrlich, um aus dem jungen Menschen einen vagen Schwärmer zu machen. Er legte ihn in vielseitiger Mischung an. Dieser Eugen ist innerlich außerordentlich frühreif, in Gefühlsdingen hat er intuitive Ahnungen, er durchschaut den Pastor, er merkt seine Grenzen und er fühlt in seiner an sich durchaus knabenhaft-lyrischen Schwärmerei für Candida, wie sie in ihrem eigentlichen tiefsten Wesen unverstanden bleibt. Das geht ihm in einer gewissen Hellsichtigkeit auf, aber dieser inneren, überreizten Reife ist sein übriges Wesen noch nicht gewachsen. Er findet für diese Vorstellungen keinen eigenen Ausdruck, er vergreift sich in exaltierten Phrasen, komisch und lächerlich wird er, und dann schlägt sein haltloses Wesen in knabenhaft-ohnmächtige Wut und Dumme-Jungen-Ungezogenheit um. Shaw traf dies Durcheinander unausgegorenen Wesens, das mit Verständnisahnung belastet ist, ohne ihr intellektuell gewachsen zu sein, mit scharfer Menschenkenntnis.

Und mit reinem Gefühl stellte er Candida diesem Jüngling gegenüber. Mit unmerklichen Mitteln ließ er ahnen, wie sie in dem verzerrten Bild des bald Verschüchterten, bald fassungslos Sichgehenlassenden alles Edlere und Bessere entdeckt, wie sie mit weicher Hand dies Wesen glättet und seine Schlacken ablöst, wie sie ihn durch seine Schwärmerei läutert und ihn seinem eigenen, in ihm noch schlummernden Zukunftswesen entgegenführt.

In dieser Sphäre wird nun ihr Gefühl durch Morells unbedingte Art, alle Dinge klipp und klar mit präzisen Worten und Begriffen festzulegen, mehr gereizt als sonst. Abrechnungen und Szenen folgen. Sie gipfeln in jener Situation, da Candida überlegen über diesem Mann und diesem ungebärdigen Knaben dasteht, als Morell zum erstenmal erkennt, wie wenig er von dieser Frau weiß, wie wenig Worte bedeuten, und wie er, der sich so selbstbewußt als Schützer und Lebenserhalter Candidas dünkte, der Schwächere ist, der zusammenbrechen würde, wenn sie von ihm geht. Auf neuem, innerlichem Wege finden sich nun Mann und Frau zusammen, aus Krisen erwächst eine neue Gemeinschaft. Und der Knabe, der das miterlebte, ist wissender geworden und geht nun reifer in das Leben.

* * *

Von jener Welt, „fern im Hintergrund", hinter dem Schleier, ahnt auch ein junger Schriftsteller etwas, der mit seinem dramatischen Erstling im Kleinen Theater aufgeführt wurde.

Digitized by Google

Wilhelm Schmidt-Bonn wollte mit seinem Schauspiel „Mutter Landstraße“ auch eine Doppelspiegelung geben: äußere Realität des Vorgangs, transparent hinter ihr aber Verdichtung von Gefühlen und Stimmungen in symbolischen Zeichen.

Man kann sein Drama nach den Bestandteilen analysieren. In dem äußeren Realismus erkennt man etwas von der Art, wie Hans Ostwald in seinen „Vagabunden“ das Leben auf der Walze, die Vogelfreiheit in zerrissenen Stiefeln geschildert, die Landstraßenexistenz der „Fahrenden“. Aber Schmidt-Bonn ist nicht ein so herber Wirklichkeitsbildner wie Ostwald; ihn reizte es nicht wie jenen, sozusagen das Ethnographische einer in sich als Sonder-Existenz bestehenden, ihre eigene Sprache sprechenden Menschenklasse nackt und unerbittlich festzuhalten. Dramatisch wäre das übrigens kaum dankbar gewesen. Schmidt-Bonn ist aber dazu auch zu sehr Romantiker. Nur im Äußeren, im Kostüm gleichen seine Wanderer den Ostwaldschen Genossen, ihrem Wesen nach sind sie Phantasiegeschöpfe. Von den Gorkischen „Barfüßern“ haben sie die Gefühlswelt überkommen. Die Charakteristik des Spielmanns z. B. ist durchaus eine Variation des lyrischen Vagabondismus, wie er in Gorkis „Foma Gordjejew“ verkündigt wird: „Das Bettlerleben ist wahrhaft göttlich . . . es ist das einzige, das von den Fesseln der Welt frei ist. Du wirst alles verstehen, wenn du dich von der Welt lossagst. Geh einmal auf die freie Landstraße hinaus, in die Felder, die Steppen, die Täler, die Berge. Geh hin und sieh dir die Welt in der Freiheit und aus der Ferne an. Man liegt unter einem Strauch und schaut in den Himmel, und der Himmel sinkt immer mehr herab, als wollte er einen umarmen . . . es wird einem warm, still und freudig ums Herz, man wünscht nicht und hat keinen Neid in sich. Und du sorgst dich um nichts, ein Stück Brot gibt man dir überall, und was brauchst du sonst noch in deiner Freiheit. In der Welt legen sich die Sorgen wie Fesseln um die Seele.“

Gleiche weite, entbehrungsfrohe Beschaulichkeit, die Bäume, Himmelsbläue und Wiesenblumen grüßt und trotz Elend und Lumpen den ganzen Anteil an der Schöpfung fühlt, will die erste Szene zwischen dem Spielmann und den Wanderburschen verkünden. Nur daß Schmidt-Bonn, statt nach der kleinrussischen Stimmung, nach der Stimmung des deutschen Volkslieds strebt, wie sie im Wunderhorn klingt und bei Eichendorff in den Weisen von den Gesellen, die durch die Sternennacht wandern, und nach jener altmeisterlich innigen Holzschnittstimmung, wie sie Wilhelm Schulz, der Maler und Poet, in seinen Gassen- und Kreuzwegliedern und -bildern so glücklich erreicht.

Schmidt-Bonn bringt nun leider seine Mischungen nicht so organisch und echt heraus, er vermag es nicht, die Sphären der Wirklichkeit und des träumerisch-lyrischen Zwischenlandes magisch verschweben zu lassen. Das „Poetische“ wirkt bei ihm nur äußerlich aufgesetzt, es zwingt uns nicht suggestiv in seinen Bann. Kein Stimmungschweben fühlt man, sondern Stimmungsmache. Wenn in der letzten Szene, als die Auseinandersetzung zwischen dem Vater und dem verlorenen Sohn auf Tod und Leben geht, der Spielmann draußen in eiskalter Nacht die Szene melodramisch auf der Geige begleitet, und der Sohn, der ausgehungert und erschöpft, am Ende seiner Kräfte, plötzlich einen etwas papiernen Hymnus auf das Glück der Wanderschaft und auf die Herrlichkeit der Landstraße anstimmt, und dann mit munterem Wanderlied über Berg und Tal verschwindet — so erscheint das nicht als echte Gefühlslyrik, sondern als ein lyrisch frisierter Effekt.

Digitized by Google

Diese Schiefheiten des inneren Stils werden auch nicht durch die menschliche Charakteristik in diesem Stück aufgewogen. Das Thema des verlorenen Sohnes spielt hier, wie schon angedeutet wurde. Aber dieser verlorene Sohn und sein Vater werden nicht wahrhaft in dem Schicksalszwang ihres Zerfalls und der Unmöglichkeit, sich zueinander zurück zu finden, dem Begreifen näher gebracht.

Ganz vag und allgemein ist der Sohn gehalten. Das Wort, das der Alte ihm entgegenruft, als er nach langer Zeit des Verschollenseins bei Nacht und Nebel mit Frau und Kind ins Haus fällt, das Wort: „Was bist du denn für einer?“ das könnten wir ihm auch sagen. Von seinem Wesen, von seiner innerlichen Persönlichkeit erfahren wir nichts. Er erscheint nicht als ein Opfer, sondern als ein völlig Lebensunfähiger; wir sehen, daß er hungert, und daß es ihm elend geht; er mag uns leid tun; aber so, wie er da vor uns steht, wird für ihn nicht ein bis in die Wurzeln seines Seins gehendes menschlich-künstlerisches Interesse erweckt, nicht fühlen wir die tragische Erschütterung aus der Einsicht in die unerbittlichen, unheilvollen Bedingungen einer Natur.

Mehr geschah für den Vater. Nicht gerade sehr eigenartig, aber konsequent wird der alte Bauer als der eisenköpfige Rechtsfanatiker, der puritanische Eiferer aufgefaßt, der die aufsteigende Liebe zu seinem Sohn bekämpft und sein eigenes Herz unterdrückt, ein Brutus rusticanus.

Doch ganz verkehrt und ungeschickt wird auch dieser in sich logische Charakter in die Erscheinung gebracht. Man fühlt nicht jenen furchtbaren Zwiespalt im Herzen des Vaters. Schmidt findet nicht den Ausdruck für seelische Doppelseitigkeiten. Er läßt den Alten im zweiten Akt den frierenden und hungernden Bettlern gegenüber sich glatt und unberührt wie ein Theatertyrann benehmen, wie eine Despotenmarionette. Und im letzten muß dieser Wortkarge seinem Sohn und dem Publikum den eigenen Charakter mit dem komplizierten Konflikt zwischen Gerechtigkeit und Liebe ausführlich erklären und begründen.

Dies unkünstlerische Verfahren zeigt kompromittierend, wie wenig dieser Dramatiker sich in seine Personen hineingelebt hat, und seine Stilunsicherheit verrät sich zum Schluß noch dadurch, daß er in den als Volksliedstimmung gedachten Ausgang ein kommentierendes Schlußwort, eine Moral setzt, das dem Alten und den Zuhörern erklärt, die Liebe sei größer als das Recht.

Hier sieht man grobe Striche auf hölzerner Tafel, hier sieht man nicht hinter den Schleier.

Felix Poppenberg.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

„Erstklassige Menschen.“

„Welche Stellung hat man früher eingenommen, wie ist man gefeiert! Von einer Gesellschaft auf die andere, von einem Diner zum andern; man hat uns die besten Sachen vorgesetzt und mit Aufmerksamkeiten überschüttet, um unsere Gunst förmlich gebuhlt und gebettelt. Und wie bon und bene lebten wir im Kasino. Was wir haben wollten, wurde bestellt, und hatten wir kein Geld, dann blieben wir es schuldig. Und nach der fröhlichen Jugend jetzt das traurige Alter. Daß man nichts mehr zu tun hat, daß man sich endlich ausruhen kann von der langen Plackerei, ist noch nicht das schlimmste. Aber zweierlei macht unser Leben unerträglich: die Geldsorgen und die Stellung, die wir einnehmen. Was sind wir jetzt? Gar nichts. Der jüngste dumme Leutnant spielt eine viel größere Rolle als wir, wir sind erledigt, um uns kräht kein Huhn und kein Hahn, wir sind entweder lächerliche Figuren oder allenfalls Menschen, mit denen man noch Mitleid hat. Die meisten begreifen überhaupt nicht, was wir noch auf der Welt wollen. Nachdem wir Jahrzehnte hindurch unsere Pflicht getan haben, können wir uns in ein elendes Nest zurückziehen und uns dort entweder dem Tod entgegenlangweilen oder entgegendarben. Denn du ahnst es ja gar nicht, mein Sohn, wie es in den Familien der verabschiedeten Offiziere aussieht, die hier mit uns zusammen wohnen, und in jedem Pensionopolis ist es dasselbe. Da herrscht ein Heulen und Zähneklappern, von dem nur der Eingeweihte sich einen Begriff machen kann. Wie wenige finden später noch Gelegenheit, sich ein paar Groschen zu verdienen? Mit einem nicht ganz unbegründeten Argwohn geht man an den verabschiedeten Offizier heran, und wenn er sich um eine Stellung bewirbt, was verdient er denn schließlich groß, wenn er wirklich eine Tätigkeit als Agent oder Weinreisender bekommt? Die paar Groschen machen nur in den seltensten Fällen den Kohl fett. Es ist ein Elend, ein Hundeelend. Gieß mir ein, mein Sohn, schenk ein den Wein, den holden, wir wollen uns den grauen Tag vergolden, ja vergolden!“

Vater und Sohn stießen zusammen an, und beide leerten ihr Glas auf einen Zug, dann meinte Fritz: „Du magst ja recht haben, Vater, mit dem, was du sagst, aber wie soll es geändert werden? Es war nun einmal immer so und es wird auch wohl immer so bleiben.“

„Gewiß, wenigstens solange der Offizier in der Gesellschaft dieselbe Rolle spielt wie heute.“

Erstaunt blickte Fritz auf. „Wünschest du als alter Offizier etwa, daß es anders wird?“

„In mancher Weise ja. Verstehe mich recht, nichts liegt mir ferner, als zu wünschen, daß der Offiziersstand jemals in seinem Ansehen sinken möge, er soll und muß nach meiner Auffassung in der öffentlichen Meinung das bleiben, was er heute ist: erstklassige Menschen. Das ist nötig, wenn wir unser Heer auf der Höhe erhalten wollen, auf der es sich auch heute noch befindet, obgleich lange nicht mehr alles so ist, wie es sein sollte, wie es sein müßte und wie es

Digitized by Google

sein könnte: die ewigen Besichtigungen, die Angst vor der Verabschiedung, der Kampf um die eigene Existenz lassen keine ruhige, kriegsgemäße Ausbildung unserer Truppen mehr zu. Doch das gehört auf ein anderes Brett." Er wandte sich an seinen Sohn: „Schenk mir noch einmal ein, mein Sohn, das lange und viele Reden macht mich durstig, aber herunter muß es einmal, was ich auf dem Herzen habe." Abermals leerte er sein Spitzglas auf einen Zug, dann fuhr er fort: „Also, mein Sohn, die erstklassigen Menschen sollen auch fortan die Kaste Eins sein, aber dazu muß sie mehr unter sich bleiben, als sie heute tut. Man spricht beständig von dem Kastengeist der Offiziere, und bei feierlichen Gelegenheiten wird er auch hervorgekehrt, wenn es sich darum handelt, unwillkommene Elemente dem Offizierkorps fernzuhalten, oder wenn jemand mit seinem Säbel einen Zivilisten über den Haufen sticht, oder wenn ein Offizier einen Kameraden oder irgend einen anderen im Duell niederschießt. Wenn sich nun das Geschrei der anderen Klassen erhebt, dann heißt es: ‚Bitte, wir sind Kaste Eins! Wir haben unsere Ehre für uns, ihr könnt uns nicht verstehen, unsre Gedanken sind nicht eure Gedanken und eure Gedanken sind, Gott sei sei Dank, nicht die unserigen.' Aber wie steht es sonst mit der Kaste Eins? Hat sie ihre besonderen Anschauungen, ihre besonderen Eigentümlichkeiten, ihre besonderen Ehrbegriffe, dann soll sie nach außen hin nicht nur als Kaste Eins erscheinen, dann muß sie es auch sein. Dann soll und muß sie des Wortes unseres Kaisers eingedenk sein: ‚Der beste Umgang für den Offizier ist und bleibt der Offizier'. Aber gerade gegen dieses Wort verstoßt ihr, und damit komme ich auf das, was ich sagen wollte. Sieh dir heutzutage den Umgang der Offiziere an, nicht etwa, als ob sie sich in schlechter Gesellschaft bewegten, das nicht, aber sie haben viel zu viel Verkehr, man reißt sich um die Leutnants, jeder, der ein Haus macht, will die Offiziere bei sich sehen, und was tut ihr? Ihr nehmt jede Einladung an, wenn nicht gerade gegen den Wirt etwas vorliegt, das einen Verkehr in seinem Hause zur absoluten Unmöglichkeit macht, und das trifft doch nur in den seltensten Fällen zu. Wo immer ein Diner, ein Souper, irgend ein Fest winkt, wo es gut zu essen und zu trinken gibt, die Herren Offiziere sind dabei, und nur um gut zu essen und zu trinken, besuchen sie Leute, mit denen sie sich ganz sicher nicht an denselben Tisch setzen würden, wenn sie nicht reich wären. Auch in den Augen der Offiziere adelt heutzutage das Geld, das ist traurig. Der stolze Ehrbegriff, den die Kaste Eins haben müßte, sollte gar nicht danach urteilen, ob Herr X. reich oder arm, sondern lediglich, ob er ein Ehrenmann ist. Ich habe es oft genug beobachtet, wie selbst alte Offiziere sich dem Geldsack beugen, wie sie um die Gunst der reichen Leute buhlen, wie sie sich alle Mühe geben, sofort in ein Haus eingeführt zu werden, in dem ein gutes Diner oder eine reiche Tochter winkt. Dadurch, daß der Offizier aber so handelt, setzt er sich in den Augen der andern Menschen selbst herab und setzt sich der Verachtung und dem Gespött vernünftig denkender Leute aus."

„Aber Vater!" warf der Sohn ein.

„Laß mich erst zu Ende sprechen. Wenn du gerecht bist, mußt du mir bis hierher zustimmen. Der Hauptgrund aber, weshalb ich die gesellschaftliche Stellung der Offiziere ändern möchte, ist der, daß die Zustände, wie sie heute herrschen, dem Offizier jede Dienstfreudigkeit nehmen und ihn in eine ganz falsche Lebensweise drängen. Wenn er Abend für Abend auf einen Ball geht, kann er am nächsten Tage nicht frisch im Dienst sein, und wenn er täglich bei andern Leuten Sekt und Austern schlemmt, lebt er im Kasino und zu Hause

Digitized by Google

auch nicht so sparsam, nicht so einfach, wie er müßte, um mit seinen Geldern auszukommen und keine Schulden zu machen, um auch in dieser Hinsicht den andern als leuchtendes Vorbild, als eine wirkliche Kaste Eins zu dienen. Nicht den Leutnants gebe ich allein die Schuld an ihrem Leben, auch nicht einmal so sehr der Gesellschaft, sondern in erster Linie den Vorgesetzten. Die haben nach meiner Ansicht die Pflicht, ihren Offizieren einen solchen übertriebenen Verkehr zu verbieten. Mit bloßen Ermahnungen, nicht über die Verhältnisse zu leben, ist es nicht getan, und allzuviel Nutzen hat es auch nicht, daß den Offizieren von Zeit zu Zeit die Allerhöchste Kabinettsorder vorgelesen wird: ‚Je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen, desto mehr ziemt es sich für den Offizier, durch einen sparsamen, gesitteten Lebenswandel den andern ein leuchtendes Vorbild zu geben.' So ähnlich lauten ja wohl die Worte. Sie mögen dazu beitragen, daß der Offizier im Kasino sparsam ist, aber das Kasinoleben hat wohl nur in den seltensten Fällen dazu die Veranlassung gegeben, daß jemand um die Ecke ging. Die Gesellschaften sind es, die den Leutnant auf dem Gewissen haben, die ihm den Größenwahnsinn, fast hätte ich gesagt, das Gefühl des Gottbegnadetseins, einimpfen, die ihm das Gift einträufeln: ‚Du bist ein ganz besonderes Wesen', die ihn vor allen Dingen auch dahin treiben, Schulden zu machen und darauf los zu leben, um es den Reichen gleich zu tun. Sei erst selbst mal ein alter verabschiedeter Mann wie ich, ohne Geld und ohne Stellung, dann wirst du das einsehen und begreifen, wie die Gesellschaft sich an mir versündigte, indem sie dich derartig verzog. Ach, und daß man so dumm ist, als junger Leutnant zu glauben, die Einladungen gälten der eigenen Persönlichkeit, und sie gelten doch nur dem bunten Rock."

„Doch wohl nicht immer."

„Bei den Leutnants immer, ich möchte meinen Kopf darauf wetten. Es ist dir wohl bekannt, daß der verstorbene Kaiser Friedrich schon eine Kabinettsorder unterzeichnet hatte, nach der seine Offiziere nur im Dienst in Uniform, sonst stets in Zivil zu erscheinen hätten. Ich will mir kein Urteil anmaßen über diese Allerhöchste Verfügung, die ja nicht in Kraft trat, aber wenn sie in Kraft getreten wäre, eins weiß ich: sie hätte den Leutnants mit einem Schlage ihre gesellschaftliche Stellung geraubt. Die kleinen Mädchen wären enttäuscht gewesen und man hätte die Krefelder Husaren nicht mit solcher Sehnsucht begehrt. Aber nach dem, was ich dir sagte, wirst du mir glauben, daß die Einführung dieser Kabinettsorder für die Offiziere auch in vieler Hinsicht ihr sehr Gutes gehabt hätte."

Erstaunt hatte Fritz seinem Vater zugehört, jetzt sagte er: „Aber wie denkst du dir denn sonst unser Leben? Ohne Verkehr, ohne Gesellschaft können wir doch nicht existieren, da versauern und verdummen wir ja."

„Fällt euch gar nicht ein", lachte der alte Major. „Hand aufs Herz, mein Junge, was sprecht ihr denn groß auf den Gesellschaften? Ihr sprecht, das ist eben alles, ihr raspelt Süßholz und erzählt euch Klatsch. Hast du schon irgend ein Fest mitgemacht, auf dem ihr über ein ernstes Thema spracht? Das könnt ihr ja auch gar nicht, dazu seid ihr ja viel zu dumm! Nimm mir das harte Wort nicht übel, aber ich habe recht. Und wer kann euch aus eurer Dummheit einen Vorwurf machen? Der größte Prozentsatz der Offiziere besteht aus Kadetten, na, und was lernt ihr denn viel im Korps? Turnen, Reiten und Zeichnen, Manieren und Anstand, aber was sonst noch? Was an Wissenschaften beigebracht wird, ist nicht der Rede wert, aber für die Leutnants-

Digitized by Google

tätigkeit langt es ja. Ich bin ja selbst im Korps gewesen und kann dir nur sagen, daß ich mir in meinem Leben oft gräßlich dumm vorgekommen bin, dumm insofern, als ich einsah, wieviel ich von dem, was man als gebildeter Mensch eigentlich wissen muß, nicht wußte. Daß ein junger Leutnant sich heutzutage selbst weiter bildet, kommt nur in allerseltensten Fällen vor. Wenn er überhaupt arbeitet, simpelt er Fachwissenschaften, sonst ist er froh, wenn er seinen Dienst hinter sich hat, wenn er sich ausruhen oder sich den Magen voll Alkohol pumpen kann. Na, und die letzte Beschäftigung ist wahrhaftig noch nicht die schlechteste; schenk mal ein, mein Jung'!"

Und wieder klangen die Gläser aneinander.

„Wovon sprachen wir denn eigentlich?" fragte der Major. „Ach so, ja richtig, eure geistige Bildung ist nicht eine derartige, daß ihr euch unbedingt nach Festen und Gesellschaften zu sehnen braucht, im Gegenteil: wäret ihr klüger, als ihr es seid, so würdet ihr einsehen, wie gräßlich langweilig es ist, heute bei Müller und morgen bei Schulze zu essen und mit den jungen Damen herumzuhüpfen. Die Unterhaltung könnt ihr sehr gut entbehren, aber nicht die kleinen Mädchen und das gute Leben."

„Aber was willst du denn, Vater, ich verstehe dich wirklich nicht. Fast jede Woche kannst du in den Zeitungen von irgend einem Skandal lesen, der sich in einer kleinen Garnison abgespielt hat. Entweder haben sich da zwei betrunkene Leutnants gegenseitig geohrfeigt, oder sie haben sich gegenseitig ihre Frauen verführt, oder sonst irgend einen Beitrag zur Chronique scandaleuse geliefert. Und als Entschuldigung heißt es dann immer wieder mit vollem Recht: ‚Die Leute haben dort ja weiter nichts als die Kneipe, die verroht die Sitten; hätten sie Gesellschaften wie die Kameraden in den großen Städten, dann würden solche Geschichten gar nicht vorkommen.' Wir würden einfach verkommen, wenn wir keine Gesellschaften mehr hätten, und du willst sie uns nehmen?"

„Ich denke ja gar nicht daran, ich will sie nur ändern, einfacher gestalten, von Grund auf reorganisieren. Wenn sich heutzutage zwei Leutnants des Morgens beim Dienst treffen und wenn der eine dann dem andern erzählt, daß er gestern bei dem Herrn Geheimrat eingeladen war, dann fragt der andere mit tödlicher Sicherheit zuerst: ‚Gab's was Anständiges zu essen?' Und der erste Kamerad, der sonst stolz darauf ist, wegen allgemeiner Geistesschwäche nichts auswendig lernen zu können, schnurrt das ganze lange Menü mit allen Weinsorten herunter. Wenn ein alter Stabsoffizier das tut, der die guten Weine zu würdigen weiß, so lasse ich mir das gefallen, der Mann hat ein Recht dazu, ja, er hat sogar die heilige Verpflichtung, das, was der liebe Herrgott an schönen Weinen wachsen läßt, dankbarst anzuerkennen. Aber wenn ein Leutnant von zwanzig Jahren das tut, dann ist es nichts als die Sucht, zu prahlen. Die Leute haben in ihren jungen Jahren keine Ahnung von dem, was ihnen vorgesetzt wird, sie können ja auch noch nichts davon verstehen, aber sie werden mit Gewalt zu Gourmands und Feinschmeckern erzogen. Wenn ein paar Leutnants irgendwo zu Tisch geladen sind, dann ringt die Hausfrau die Hände: ‚Dies können wir nicht geben und das nicht, es ist nicht gut genug. Und wenn wir den Herren nichts Gutes zu essen geben, dann kommen sie nicht wieder, sie sind nun mal so verwöhnt.' Nun besteht ja im allgemeinen die Sitte, die Hauptleute und Stabsoffiziere zu Diners, die Leutnants aber nur zum Ball einzuladen, aber ist das Souper auf einem Ball etwas anderes als

Digitized by Google

ein zu später Abendstunde serviertes Diner? Da gibt es Kaviar, Hummer und Gänseleberpastete, was weiß ich alles, und eine Flasche Sekt folgt der andern. Und das ist die Dummheit, nein, nicht die Dummheit, sondern das Unrecht, das die Gesellschaft den jungen Offizieren tut, damit werdet ihr so verwöhnt, daß es bei euch zur felsenfesten Überzeugung wird: es geht nicht anders, leben heißt Wohlleben; ihr seht es ja überall, in jedem Haus, da darf man sich gar nicht wundern, daß ihr falsche Begriffe bekommt."

„Und wie willst du denn die Geselligkeit ändern?"

„Dadurch, daß es sich in Zukunft nicht nur um Essen und Trinken handelt, sondern daß die Leutnants auf den Festen wirklich Geselligkeit finden, nicht nur ein großes Souper. Vor allen Dingen aber soll der junge Leutnant in Zukunft wie ein Mensch, nicht wie ein Halbgott behandelt werden, er soll ganz genau wissen, daß man seinetwegen keine Umstände und keine Unkosten macht, es soll ihm zum Verständnis gebracht werden, daß er weiter nichts ist als ein junger Mensch aus anständiger Familie. Man soll ihm nicht mit Weihrauch die Sinne umnebeln, man soll höflich und freundlich zu ihm sein, wie zu jedem andern Gast, aber man soll ihn nicht bevorzugen. Wenn die Gesellschaft sich dazu endlich entschließt, dann wird der Leutnant wieder das werden, was er sein sollte und was er heute leider nicht mehr ist. Dann wird sein Größenwahnsinn schwinden, dann wird er wieder mit Lust und Liebe seinen Dienst tun, dann wird er wieder einfach und sparsam leben, dann wird er sich nicht mehr schämen, offen und ehrlich einzugestehen: dies oder jenes erlauben mir meine Mittel nicht; dann wird er keine Schulden mehr machen, nicht mehr spielen, und die Zahl derer, die wegen leichtsinnigen Lebens um die Ecke gehen, wird schnell abnehmen. Und wenn er dann später einmal den Rock auszieht, dann wird er sich nicht mehr wie die jetzige verabschiedete Generation zurücksehnen nach den Fleischtöpfen Ägyptens, dann wird er mit seiner Pension auszukommen wissen, und dann, wenn man ihn während seiner Dienstzeit nicht beständig wie ein zweites goldenes Kalb umtanzte, wird er es auch später ertragen, als a. D. keine Rolle mehr zu spielen. Und noch eins: ist ihm, solange er Offizier war, klargemacht worden, daß er nichts Besseres ist als die anderen Menschen, dann wird er sich, wenn er verabschiedet ist, nicht schämen und nicht scheuen, zu arbeiten und zu lernen, seine fehlenden Kenntnisse zu ergänzen, um wirklich eine Anstellung zu bekommen, die es ihm ermöglicht, für sich und für die Seinen zu sorgen. Dann wird er es für anständiger halten, von dem ehrlich erworbenen Gelde zu leben, als nur vom Pump und Schuldenmachen."...

„Wenn der Hansen sein Gewehr falsch trägt, bekommt der Hauptmann einen Anpfiff, daß er nicht genügend Wert auf die Gewehrhaltung in seiner Kompanie legt. Natürlich ist der Vorwurf ungerecht, das weiß der höhere Vorgesetzte auch ganz genau, aber das schadet nichts, die Hauptsache ist doch, daß der Hauptmann in Wut gerät und Dampf aufsetzt. Kein Mensch arbeitet heute mehr an der Ausbildung der Armee, jeder kämpft um seine Existenz, einem jeden droht täglich aus tausend Gründen die Verabschiedung, und lediglich um diese so weit wie möglich hinauszuschieben, werden gegen die Untergebenen aller Grade Ungerechtigkeiten begangen, die zum Himmel schreien. Über Leichen geht heutzutage der Weg zum Avancement, und es wird erst wieder anders werden, wenn man aufhört, im Zeitalter der Besichtigungen zu leben, wenn man nicht mehr für sich selbst, sondern für die ganze Armee arbeitet." ...

Digitized by Google

„In früheren Jahren sprach man von den jungen, wohlerzogenen, ritterlichen Leutnants, den vollendeten Kavalieren. Wo sind die jetzt? Geh mit der Laterne herum und suche sie, ich habe in meiner Dienstzeit kaum einen kennen gelernt, und die wenigen, die frisch und natürlich aus dem Elternhaus kommen, um in die Armee einzutreten, werden nur zu schnell von dem Kastengeist angesteckt, der Hochmutsteufel fährt in sie hinein. Frag' mal die Eltern, die ihre Söhne Offizier werden ließen, ob sie sich nicht oft erschrecken über die Arroganz und über das anspruchsvolle Wesen der jungen Burschen, für die das Beste gerade gut genug ist; ob sie es nicht oft bitter bereuen, ihre Söhne haben einen Beruf wählen zu lassen, der sie innerlich oft den eigenen Eltern entfremdet, der sie in ihnen nur zu oft weiter nichts sehen läßt, als die Geldquelle für ihr leichtsinniges oder kostspieliges Leben." . . .

„Ich kann dir nur sagen, ich habe junge Leutnants kennen gelernt, die sich au fond schämten, daß ihre Väter Oberlehrer oder etwas ähnliches waren, aber die sich trotzdem nicht schämten, sich immer von Hause aus neues Geld schicken zu lassen, um nach außen hin anständig auftreten zu können. Sie wollen, nein, nach ihrer Meinung müssen sie den Schein erwecken, aus vornehmem Hause zu stammen. Ich habe einmal dabei gesessen und es mit eigenen Ohren angehört, wie ein Leutnant seinen Vater für einen verabschiedeten Offizier ausgab, weil er sich genierte zu sagen, daß sein alter Herr Mediziner sei."

Diese Auszüge aus einem Kapitel des Romans „Erstklassige Menschen" von Wolf Graf von Baudissin, alias Freiherrn von Schlicht (Verlag von Otto Janke, Berlin 1904) seien zur Erörterung gestellt. Der Türmer würde sich freuen, wenn eine sachlich begründete Widerlegung der zum Teil niederdrückenden Schilderungen erfolgte.

Was der Deutsche in England lernt.

In Ventnor, dem lieblichen Badeort auf der Insel Wight, erlebte ich einst — es ist noch gar nicht lange her — folgendes. Ein Königlich preußischer ganz Geheimer Regierungsrat — ich nenne natürlich nicht seinen Namen, um nicht etwa seiner Beförderung zu schaden, verschweige zu noch größerer Sicherheit auch seinen Amtssitz — kam mit seiner liebenswürdigen Geheimen Regierungsrätin in dieselbe Pension, in der ich seit einigen Tagen Wohnung genommen. Da ich außer ihm der einzige Deutsche in dem Hause war, so schloß er sich landsmannschaftlich an mich an und würdigte mich bis zu einem gewissen Grade seines Vertrauens, obgleich ich nur ein Regierter, nicht ein Regierender, geschweige denn ein geheim Regierender war. Der Herr Geheimrat war zum ersten Male in seinem Leben auf englischem Boden und machte etwas von dem durch, was jeder Deutsche innerlich und äußerlich an sich erlebt, der zum ersten Male englischen Geist auf sich wirken fühlt. Schon am Morgen nach seiner Ankunft bemerkte ich an ihm eine gewisse Unruhe. Zwar ließ er sich das reiche englische Frühstück mit schneller Angewöhnung an diese segensreiche Einrichtung

Digitized by Google

des Inselandes gut schmecken, aber die innere Unruhe verließ ihn nicht. Auf dem Wege zum Badestrande erschloß er mir sein geheimes Regierungsherz: Kein Mensch hatte ihm in unserer Pension ein Fremdenbuch zum Einzeichnen vorgelegt, ja es war ihm nicht einmal der in Deutschland sogleich nach der Ankunft in einem Gasthause selbstverständliche Meldezettel für die Polizei zur Ausfüllung überreicht worden. Was ich davon dächte? — Ich denke mir eigentlich gar nichts dabei, erwiderte ich. — Der Herr Geheimrat machte ein verdutztes, hilfloses Gesicht, wußte aber nichts weiter zu sagen als: Ja finden Sie denn, daß dies sich mit der öffentlichen Ordnung verträgt? — Ich muß ihm nahezu wie ein Anarchist vorgekommen sein, als ich ihm gelassen antwortete: Ich habe noch nicht gefunden, daß die öffentliche Ordnung in Ventnor durch das fehlende Fremdenbuch des Mister Small, unseres Wirtes, und durch die unterbliebene Anmeldung bei der Polizei bis jetzt gestört worden sei. Verloren gegangen sind Sie und Ihre Frau Gemahlin ja bis jetzt auch noch nicht, es scheint also auch ohne Fremdenbuch und ohne polizeiliche Anmeldung zu gehen.

Leider konnte ich damals noch nicht photographieren, sonst hätte ich den Herrn Geheimrat gebeten, sich vor meine Linse zu stellen, denn sein Gesichtsausdruck sprach beredter als ganze Bände staatswissenschaftlicher und völkerpsychologischer Abhandlungen von der erschütternden Umwälzung seiner geheimrätlichen Weltanschauung durch die bloße Andeutung, daß es auf Erden sich zur Not auch ohne polizeiliche Anmeldung leben lasse.

Mein Geheimrat blieb noch einige Wochen in England, und als ich ihn später in Deutschland wieder sah, machte er mir unter dem bekannten Siegel Enthüllungen einer deutschen Mannes- und Geheimratseele, die ich nicht zu drucken wage, weil ein deutscher Leser sie mir doch nicht glauben würde. Nur so viel zur Andeutung: Der Geheime Regierungsrat, der einer Behörde des Innern, sogar des Allerinnersten, angehört, bei der es sich Tag für Tag um Anmeldepapiere jeglicher Art handelt, und der sich bis dahin die Menschheit überhaupt nur vorstellen konnte als aus zwei Klassen bestehend: aus solchen, die sich anmelden, und aus solchen, die die Anmeldung entgegennehmen — er hatte in kurzen vier Wochen in England gelernt, daß es ohne jede Anmeldung geht, daß es sogar sehr gut geht, ja, daß es wesentlich besser, nämlich ohne alle Schererei für die Menschheit geht durch das gänzliche Fehlen der Melderei.

Ich stelle diese Erfahrung, die jeder in England lebende Deutsche in den ersten Wochen seines Aufenthalts macht, an die Spitze dieser Betrachtungen, weil darin der tiefste Unterschied zwischen englischer und deutscher Anschauung steckt. Ein Deutscher, der als Gast in einer englischen Familie lebt, kann seine Gastfreunde kaum heiterer belustigen, als wenn er ihnen erzählt, was ein gesetzgebender Deutscher daheim zu tun hat, wenn er z. B. daheim ein Dienstmädchen entläßt und bei der Polizei abmeldet, ein anderes annimmt und bei selbiger Polizei anmeldet. Ich habe die Probe wiederholt gemacht: die Engländer sind zu höflich, um jemals einem Gast einen Zweifel an seiner Wahrheitsliebe auszudrücken; aber daß man in Berlin beim Wechsel eines Dienstmädchens sechs Zettel, drei weiße und drei grüne, auszufüllen hat, zusammen 48 Rubriken außer den sonstigen Angaben, das glaubt kein Engländer.

Sagen wir es nur mit klaren, offenen Worten, was hinter der deutschen Melderei und der englischen Nichtmeldung bei der Polizei steckt: die ganze Lehre von der bürgerlichen Unfreiheit und Freiheit. Der Deutsche, der nach

Digitized by Google

England kommt, um dort zu leben, lernt die einfache große Wahrheit, daß man ein guter Bürger sein kann ohne alle Papiere. Es dauert eine Weile, ehe sich der Deutsche an den Zustand der Papierlosigkeit gewöhnt. Es vollzieht sich in den tiefsten Fibern seines Wesens eine Umwälzung und Neubildung, und nicht jeder Deutsche übersteht diese Prüfung mit ganz heiler Haut. Bei meinem letzten Aufenthalt in London traf ich auf einer Bank im Hydepark einen jungen deutschen Handwerker, tief in Gedanken und mit einem so bekümmerten Gesicht, daß ich, unserer Landsmannschaft sicher, ihn geradezu fragte, ob er krank sei. Ach nein, erwiderte er mir, aber mir gefällt's hier gar nicht, ich mache wieder nach Deutschland zurück! — und auf meine erstaunte Frage, warum es ihm denn nicht gefiele, gab er mir die verblüffende, unvergeßliche Antwort: Hier kümmert sich ja kein Mensch um einen; mich haben sie noch nicht mal nach meinen Papieren gefragt! — Dagegen wußte ich allerdings nicht Rat noch Hilfe.

Der unglückliche Handwerksbursche hat das letzte Geheimnis der Völkerpsychologie verraten: es gibt Naturen, und sie sind in Deutschland leider nicht selten, die unfähig sind, Freiheit irgendwelcher Art, also auch die englische Freiheit, zu vertragen, nämlich das Freisein von behördlicher Bevormundung. Der Engländer hält es für selbstverständlich, daß man ihn nach keinen Papieren fragt; manchem Deutschen erscheint dies als offenbare Barbarei und Anarchie. Der Deutsche aber, der diese Art der Freiheit, die einfachste und wahrlich nicht wertloseste Form der Freiheit erfahren und innerlich durchlebt hat, ist für alle Zeit ein Todfeind der polizeilichen Quengelei und Gängelei, wie sie in der deutschen Heimat für die Lebensluft eines anständigen, zumal eines „staatserhaltenden" Menschen angesehen wird. In England verlieren die Deutschen — gottlob die meisten — das Gefühl, daß ein vollkommenes Menschenleben sich nur da führen läßt, wo eine allweise, allmächtige, allwissende oder doch alles wissen wollende Behörde — was sage ich, eine Behörde? zehn Behörden, fünfzig Behörden, hundert Behörden nebeneinander, untereinander, kreuz und quer durcheinander den Menschen überwachen, von der Wiege, nein von der Geburt, wieder nein, schon vor der Geburt — bis zum Grabe und noch lange über das Grab hinaus; ihn aufschreiben, anschreiben, überschreiben, hier auslöschen, da eintragen, kurz ihn an der Kinderleine der Schreiberei das Leben entlang führen.

In den meisten Deutschen regt sich in England der in jedem germanischen Menschen schlummernde urgermanische Freiheitstrieb, und in der freien englischen Luft wird er gar bald zum freien Manne gleich dem Engländer. Er wird sogar der freiere Mensch, denn aus der Heimat hat er etwas mitgebracht, was so vielen Engländern fehlt: die größere geistige Freiheit auch gegenüber den tiefsten und letzten Fragen der Menschheit. Es klingt vermessen, aber warum soll ich es an dieser Stelle nicht einmal aussprechen: der auf englischem Boden zum freien Germanen wieder erwachte Deutsche ist für mich überhaupt der Vollmensch. Bleibt er den Idealen der deutschen Heimat treu und hat er dazu von den Engländern die greifbare, nicht in Redensarten, sondern in wirklichen Dingen bestehende englische Freiheit in sich aufgenommen, dann „kann ihm keiner", dann nimmt er es mit dem Tod und Teufel auf und wird den Deutschen im Reich und den Engländern in England leicht überlegen, vorausgesetzt, daß er auch sonst das Zeug in sich hat. Einige wenige Deutsche gehören allerdings zu der Gattung jenes Handwerksburschen, der es in England

Digitized by Google

nicht aushalten kann, weil ihn kein Mensch nach seinen Papieren fragt. Dies ist aber nicht etwa ein Unterschied in den Grundsätzen, sondern in der angeborenen Persönlichkeit: man kommt eben auf die Welt als geborener Knecht oder geborener Freier.

Aus dem Erstarken des wahren Freiheitsgefühls in jedem frei geborenen Deutschen auf englischem Boden fließen viele gute und für das Staatsleben nützliche Dinge. Mir haben in England lebende Deutsche versichert, daß sie dort, wenn auch nicht mit Lust, aber doch mit geringerer Unlust ihre Steuern bezahlen, als ehedem in Deutschland.

Am deutlichsten aber zeigt sich die tiefe Umwälzung des „politischen Lebewesens", des Bürgers im Deutschen, in seinem Verhältnis zum englischen Schutzmann. In England erst lernt der Deutsche, daß der Schutzmann — welch schönes, treffendes Wort! — zum Schutze des guten Bürgers auf der Straße ist. In Deutschland kennt man zwei Sorten von Schutzleuten: den auf der Straße und den in der Schreibstube; in England nur den auf der Straße. Daß es auch einen in Schreibstuben gibt, erfährt man kaum je im Leben. Der englische Schutzmann erscheint dem Deutschen zu seinem höchsten Erstaunen ungefähr wie in der Heimat ein sehr hoher Hofbeamter oder ein Botschafter: seine Sprechweise mit ihrem leisen Tonfall erinnert nicht an die Straße, sondern an das Zimmer eines vornehmen Hauses. Der Deutsche lernt also, was er besser schon aus der Heimat mitgebracht hätte, daß die Polizei hilf- und liebreich sein soll und in Wirklichkeit ist, daß sie ihres schützenden Amtes walten kann ohne Schnauzen, ohne lautes Schreien, ja fast ganz ohne Schreiben und Aufschreiben. Welch reichliche Quelle politischer Bildung steckt für den Deutschen mit offenen Augen und nachdenklichem Wesen, wie sich's bei einem Deutschen ja von selbst versteht, in der bloßen Beobachtung des englischen Schutzmanns!

Ich erwähnte das höfliche, leise Sprechen des englischen Polizisten. Er steht darin nicht allein: alle im öffentlichen Dienste stehenden, mit dem Publikum unmittelbar verkehrenden englischen Beamten sprechen leiser als ein deutscher Minister. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte: auf den größten Londoner Bahnhöfen, sagen wir in Liverpool Street oder in Victoria, herrscht annähernd solch Menschenstimmgetöse, wie auf den Bahnhöfen Jüterbog oder Wannsee. Der Deutsche lernt in England, daß es ohne alles Geschrei selbst auf der Eisenbahn vortrefflich geht.

England ist das Land, in dem nach meiner Kenntnis am leisesten gesprochen wird, im öffentlichen wie im häuslichen Leben. Kaum irgend etwas fällt dem in England eingewanderten Deutschen, selbst dem von leidlicher Bildung, schwerer, als sich das überlaute Sprechen abzugewöhnen. Er lernt es aber, wie der Deutsche ja so ziemlich alles Gute lernt, und kehrt er dann nach Deutschland zurück, so ist er entsetzt über das Getöse der Menschenstimmen in der geliebten Heimat.

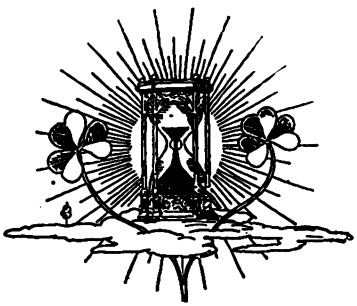
Sodann die Grundregel alles geselligen Verkehrs: „Don't interrupt!" — nicht unterbrechen! In Deutschland ist man ja nicht bloß zum Scherz oft genug genötigt, einem Kreise von sich unterhaltenden Männern zuzurufen: Bitte, aber nicht mehr als drei auf einmal! In England lernt man vor allem, das Recht und die Freiheit des andern zu achten: aus dieser Kernanschauung fließt auch die gute Sitte des ruhigen Anhörens und Nichtunterbrechens.

Am schwersten vielleicht von allen Dingen fällt dem Deutschen in England das Erlernen der Menschenmöglichkeit, sich männlich zu vergnügen und aufs

Digitized by Google

heiterste zu unterhalten, ohne daneben ungeheure Mengen Bieres zu vertilgen. Den Neuankömmlingen wird der Kursus in dieser veränderten Lebensart meist noch schwerer als die richtige Aussprache des englischen th. Jedoch auch das erlernt der Deutsche, der einen tüchtigen Kern in sich birgt, und gar bald hat er es weg, daß man auch ohne Bier, wenigstens ohne allzuviel Bier, ein sehr vergnügtes Leben in England führen kann. Sogar an den englischen Sonntag gewöhnt sich ein gut gearteter Deutscher überraschend schnell; auf den Sonntag in England schimpfen immer nur solche Deutsche, die zu flüchtigem Besuche in England verweilen, und denen kann man es nicht allzusehr verargen.

Es ist begreiflich, daß der sich selbst und seiner Freiheit überlassene Mensch die Welt mit anderen Augen ansehen lernt, als der unfreie und polizeilich erzogene. Was mir bei meinen deutschen Freunden in England am meisten gefallen und aufgefallen, das war ihre von der heimischen Art so gänzlich abweichende Wertung der meisten Dinge. Sie hatten in England gelernt, die kleinen Dinge klein, die großen groß zu nehmen — bis auf den einen Punkt, in dem gerade die Engländer nach der richtigeren deutschen Anschauung wohl auf der falschen Straße sind: in den Fragen des Sports. Bei der schnellen Anpassungsfähigkeit der Deutschen im Auslande lernen unsere jungen Landsleute in England auch sehr bald die abgeschmackte Wichtigtuerei mit Fragen des Tennis, des Fußballs und anderer an sich sehr schöner Dinge, die aber zum Mittelpunkt des Lebens und überhaupt zu Wichtigkeiten zu machen englisch ist und ruhig englisch bleiben mag. **Ed. Engel.**



Digitized by Google

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Ein Wort über den Okkultismus.

Zu dem im Novemberheft des „Türmers“ unter dem Titel „Die Jagd nach dem Wunderbaren“ veröffentlichten Aufsatz über die Stellungnahme des Professors E. Mach zur Frage des Spiritismus möchte ich einige Bemerkungen hinzufügen. Wenn vom Spiritismus die Rede ist, wird in der Regel eine Tatsache übersehen: daß es nämlich auch Spiritisten gibt, die ehrlich davon überzeugt sind, aus dem Studium der sog. spiritistischen Phänomene würden namentlich die Psychologie und die Physiologie reichen Gewinn ziehen. Zum Unterschiede von den leider nur zu zahlreichen kritiklosen Spiritisten mystischer Richtung nennen sich bekanntlich die, welche das Tatsachenmaterial in wissenschaftlichem Sinne prüfen und bearbeiten, insgemein Okkultisten. Ihr Forschungsgebiet erstreckt sich auf alle die merkwürdigen Vorkommnisse, von denen seit Jahrtausenden und bei allen Völkern Berichte vorliegen, die merkwürdigerweise eine große Familienähnlichkeit zeigen. Hierhin gehören u. a: das Quellenfinden mit Hilfe der Wünschelrute, der Somnambulismus, der Mediumismus, die Telepathie und — der Spiritismus. Kein verständiger Okkultist glaubt, daß es sich hierbei um Wunder handle. Er sieht seine Aufgabe vielmehr darin, die Tatsachen als solche mit größter Vorsicht festzustellen und dann eine annehmbare Erklärung dafür zu suchen. Da der Wissensschatz der offiziellen Wissenschaft dazu nicht ausreicht, gilt es, neue Gesetze zu ermitteln. Es wäre höchst unlogisch gehandelt, wenn man die festgestellten Tatsachen nur deswegen für unmöglich halten wollte, weil sie den bereits bekannten Gesetzen zu widersprechen scheinen. Dies gibt ja Mach selbst zu. Leider denkt die Mehrzahl der wissenschaftlichen Autoritäten darüber ganz anders. Sie leugnen die Phänomene a priori, ohne je eins gesehen zu haben, führen alles auf Betrug oder Suggestion zurück und bedenken nicht, daß sie selbst tief im Banne einer bestimmten Suggestion, d. h. vorgefaßten Meinung, stehen. Ein typisches Beispiel hierfür! Als seinerzeit der Däne Hansen seine überraschenden Experimente vorführte, erklärte bekanntlich R. Virchow den hochachtbaren „Magnetiseur“ für einen Schwindler, und die Presse blies daher in dasselbe Horn. Inzwischen sind die „Wunder“ der Hypnose allgemein anerkannt worden, und

Digitized by Google

fast schon jedes Kind kennt den Ausdruck „Suggestion". Läßt es sich hiernach bestreiten, daß durch Hansen und die Okkultisten, die ihm Vertrauen schenkten und der Sache verständnisvoll näher traten, der Wissenschaft wirklich ein Dienst geleistet worden ist? Der Hypnotismus, anfangs ein Forschungsgebiet des Okkultismus, ist „universitätsfähig" geworden. Daß wir allmählich einen tieferen Einblick in die Fähigkeiten des „Unterbewußtseins" gewonnen haben, dazu hat der Okkultismus ebenfalls die Wege bereitet, wenn auch die Wissenschaft es leugnen sollte. So werden die Okkultisten auch fernerhin als Pioniere der Wissenschaft vorangehen und sie zur Anerkennung weiterer Phänomene zwingen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß okkulte Phänomene nicht mit derselben Exaktheit beobachtet werden können wie die alltäglichen. Daher ist jeder denkende Okkultist sich stets wohl bewußt, daß dem einzelnen Falle niemals die gleiche zwingende Beweiskraft eignet wie etwa einem physikalischen Experiment. Aber der Masse gleichartiger Tatsachen wohnt doch sicherlich, wie schon Kant geäußert hat, eine nicht zu unterschätzende Beweiskraft inne. Und von der Fülle und dem Werte des vorliegenden okkultistischen Tatsachenmaterials haben leider die wenigsten eine Vorstellung. Mögen immerhin unter den tausend Zeugnissen und Berichten nur wenige übrig bleiben, die in jeder Hinsicht einwandfrei erscheinen, so braucht sich das wissenschaftlichste Gewissen nicht zu scheuen, der Sache näher zu treten. Dazu gehört heutzutage freilich noch ein gewisser Mut. Ein rühmliches Vorbild in dieser Beziehung hat William Crookes gegeben, der vor Jahrzehnten ohne jede Voreingenommenheit und ohne die geringste Hinneigung zum Okkultismus das fünfzehnjährige „Medium" Florence Cook so gewissenhaft prüfte, wie er es nur vermochte, und sich dabei von der Echtheit der Phänomene überzeugte. Er fand auch den Mut, dies öffentlich zu erklären, und er ist trotz aller Entlarvungen von Pseudomedien bis auf den heutigen Tag — nicht zwar ein Spiritist im landläufigen Sinne, wohl aber ein — überzeugter Spiritualist. Was Fr. Zöllner betrifft, so ist zunächst das von seinen Gegnern erfundene Märchen von einem Selbstmorde in geistiger Umnachtung endgültig widerlegt. Vielleicht aber kann ihm mit Recht eine allzugroße Vertrauensseligkeit zur Last gelegt werden. Allein, an seiner Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Verstandesschärfe darf kein Verständiger zweifeln. Gewiß, er hätte sich von der Beschaffenheit des bei Mach erwähnten Tisches überzeugen müssen. Aber wer kann denn behaupten, daß er dies nicht getan? Wenn an einem Tische, der einige Jahre älter geworden ist, die Platte oder ein Bein nicht mehr ganz fest sitzt, beweist das, daß es zur Zeit des Experiments ebenso war? Ich glaube, die wenigsten, die von Zöllners Experimenten reden, dürften die darauf bezüglichen Abhandlungen gelesen haben. Wer sie kennt, wird zugeben, daß zum mindesten einige darunter sich finden, bei denen nach Lage der Dinge ein Betrug seitens des Mediums oder eine Selbsttäuschung ausgeschlossen werden muß. Neuerdings hat ein Genfer Psychologe, Professor Flournoy, seine mehrjährigen Beobachtungen an einer von den dortigen Spiritisten für ein Medium gehaltenen Somnambule in dem Buche »Des Indes à la planète Mars« niedergelegt. Wer diese durchaus einwandfreien Darlegungen liest, wird begreifen, wie schwer es einem Laien oft werden kann, nicht Spiritist zu werden. An der Hand Flournoys freilich wird es dem nüchternen Leser leicht, die wahrscheinlichen Ursachen jener tatsächlich echten und auf den ersten Blick unerklärlich scheinenden „spiritistischen" Phänomene zu begreifen. Sie sind fast sämtlich animistisch, aus erstaunlichen

Digitized by Google

Fähigkeiten des Unterbewußtseins heraus zu erklären. Flournoy hat sich durch das Studium der so verachteten „spiritistischen" Tatsachen ein großes Verdienst auf dem Gebiete der Psychologie erworben. Es würde zu weit führen, auf alle die Forschungen angesehener Gelehrter in allen Kulturländern einzugehen, die in neuerer Zeit dem Okkultismus ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Eine reiche Fundgrube für okkulte Forschungen bilden die Proceedings der Londoner Society for Psychical Research, deren Vorsitzender u. a. auch Sir William Crookes gewesen ist. Mit peinlichster Vorsicht und nach gewissenhaftester Prüfung jeder einzelnen Tatsache sind darin gleichartige Fälle auf den verschiedenen Gebieten des Okkultismus zusammengestellt, und selbst der entschiedenste Skeptiker dürfte bei der Fülle gesicherten Materials oft zweifelhaft werden. Crookes insbesondere interessiert sich namentlich für die Telepathie; er ist überzeugt davon, daß unter gewissen Bedingungen lebende oder sterbende Personen in die Ferne wirken können, indem sie bei anderen bestimmte Visionen oder Halluzinationen veranlassen. Was die sog. spiritistischen Phänomene betrifft, so lassen sich die meisten ohne Zwang animistisch, d. h. aus besonderen, außergewöhnlichen Fähigkeiten der Psyche heraus, erklären. Andere indes nötigen fast zu der Annahme, daß die Psyche auch nach dem Verfalle des Körpers die Lebenden beeinflussen kann. Ganz vorsichtige Forscher sind noch immer nicht davon überzeugt, daß die Intelligenzen, die sich durch die Medien oft als bestimmte verstorbene Personen kundgeben, mit diesen identisch sind.

Neuerdings hat auch die Wünschelrutenfrage wieder viele Federn in Bewegung gesetzt. Der Okkultismus, der eben die verschiedenen okkulten Gebiete im Zusammenhang betrachtet, ist in der Lage, eine durchaus natürliche Erklärung für das Problem des Quellensuchens mit der Rute zu geben. Zunächst steht es unzweifelhaft fest, daß Somnambule in ihre Nähe gebrachte Mineralien auf Grund bestimmter Empfindungen genau zu unterscheiden vermögen. Hierfür bietet u. a. Kerners „Seherin von Prevorst" eine Fülle von unanfechtbaren Beweisen. Es ist anzunehmen, daß die Ausströmungen der Mineralien vom Unterbewußtsein empfunden werden, wenn das Tagesbewußtsein im Traum- oder im Trancezustande mehr oder minder ausgeschaltet ist. Angesichts der zahlreichen, von den glaubwürdigsten Personen mitgeteilten Fälle glaubt auch Th. Zell die Wünschelrute nicht ohne weiteres ins Reich der Fabel verweisen zu müssen. Er deutet in seiner Schrift „Polyphem ein Gorilla" auf die Tatsache hin, daß man sich in Südafrika zur Ermittelung unterirdischer Wasseradern der Paviane bedient, und bemerkt hierzu, auch der Urmensch dürfte dieselbe Fähigkeit besessen haben. Wir können annehmen, bei den modernen Menschen habe sich jene Gabe ins Unterbewußtsein zurückgezogen und trete nur noch unter bestimmten Bedingungen ans Licht. Weiter ist erwiesen, daß die erstaunlichen, im Unterbewußtsein schlummernden Kräfte durch Selbst- oder Fremdsuggestion ausgelöst werden können. Ist ein Rutengänger durch seine Erfahrungen von der Kraft der Rute überzeugt worden, so wirkt dieser Glaube wie eine Suggestion. Empfindet sein Unterbewußtsein die Nähe des Wassers, so setzt es, ohne daß dies dem Rutengänger bewußt wird, die Muskeln des Armes in Bewegung. Natürlich muß der Quellensucher annehmen, die Rute sei durch eine magische Kraft beeinflußt worden. In Wirklichkeit tut die Rute gar nichts zur Sache; sie ist eben nur ein Mittel, die Suggestion herbeizuführen. Werden doch auch Fälle berichtet, wo ein sensitives Paar, das ohne Rute, nur mit verschränkten Händen Wasser suchte, ebenfalls

Digitized by Google

zum Ziele gelangt ist. Höchst wahrscheinlich also sind es die rätselhaften Fähigkeiten des Unterbewußtseins im Verein mit der Suggestion, die bei der Rutengängerei die Hauptrolle spielen. Wenn die Wissenschaft diese beiden Faktoren nicht gelten lassen oder doch ihre Wichtigkeit nicht in vollem Maße anerkennen will, so sind die Okkultisten nicht schuld daran. Diese wünschen ja gerade, die berufenen Vertreter der Wissenschaft möchten sich mit ihnen vereinigen, um Klarheit in das dunkle Gebiet zu bringen. Und man sollte eigentlich annehmen, das Seltsame und Rätselhafte der okkulten Phänomene, deren Vorkommen nicht mehr zu bestreiten ist, müsse auf die Männer der Wissenschaft einen unwiderstehlichen Reiz ausüben. Merkwürdigerweise ist dies jedoch nicht der Fall, und so muß denn jeder auf eigene Faust sich bemühen, der Sache auf den Grund zu kommen. Freilich ist es nicht ganz ungefährlich, sich auf dies zum Teil noch recht schwankende Gebiet zu begeben, wenn man nicht durch kritischen Blick und Kenntnis der brauchbaren Literatur gegen ein Versinken in den trüben Sumpf des Mystizismus und des Aberglaubens gefeit ist. Empfehlenswerte Werke und Zeitschriften sind in Kürschners Jahrbuch für 1904 unter dem Abschnitt „Okkultismus" aufgezählt.

Meine Absicht war, in kurzen Zügen nachzuweisen, daß es neben dem kritiklosen Spiritismus auch einen wohlberechtigten gibt, der auf hinreichend sicherem Grunde steht und mit dem Mystizismus oder „atavistischem Rückfall" nichts gemein hat, dessen Wurzeln tatsächlich in eben den Motiven zu suchen sind, die Mach *nicht* als Fehler der Gedankenrichtung anführt, „von der der zeitgenössische Spiritismus nur ein hervorragendes Symptom ist".

Dr. M.

Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung?

Es gibt nach den Ausführungen von Prof. Soltau im letzten Türmerheft keine materiell Neues mitteilende Offenbarung, sondern nur eine subjektive Offenbarung, die sich an die Geistes- und Verstandestätigkeit des einzelnen als Erleuchtung oder Eingebung anschließt.

Pythagoras hat also auch bei Lösung seines Lehrsatzes eine Art Offenbarung gehabt. Diese Art ist — auch nach Ansicht des Verfassers — von den Offenbarungen der Künstler, Dichter, der frommen Beter, der duldenden Märtyrer und der Propheten generell nicht verschieden. Alle diese Offenbarungen sind Erleuchtungen, die einem uns dunklen Erkenntnisquell entstammen. Sie bauen sich zwar auf die Verstandestätigkeit auf, können jedoch nicht als deren ureigenes Werk bezeichnet werden, da sie ganz unvermittelt eintreten und deshalb tatsächlich als Eingebungen zu betrachten sind, an denen der Menschengeist nur so viel Anteil besitzt, als er die Vorbereitungen getroffen hat. Da somit alle diese Offenbarungen, sowohl die des Pythagoras, als die der Propheten usw., auf *demselben* Prozeß beruhen, aus *derselben* uns dunklen Erkenntnisquelle stammen, so müssen sie einander verwandt, ja vollkommen gleich sein.

Digitized by Google

Die Offenbarungen der Propheten sollen göttlichen Ursprungs sein. Sind nun aber auch alle anderen göttlich, auch die des Pythagoras. Ist bei allen die Erkenntnisquelle himmlischer Herkunft? Generell sind sie gleich, also müßte auch der Ursprung gleich sein. Oder wo soll die Grenze zwischen Göttlichem und Nichtgöttlichem gezogen werden?

Die Eingebungen im Sinne des Verfassers kennt ja wohl jeder Gebildete. Sie stellen sich bei jeder Verstandestätigkeit ein, sobald es sich darum handelt, ein Problem, eine Aufgabe, ein Rätsel zu lösen. Z. B. der Dichter ist beseelt von dem Plane eines großen, herrlichen Gedichtes. Er sinnt nach, jedoch augenblicklich ohne befriedigenden Erfolg. Plötzlich kommt die Lösung wie eine Erleuchtung über ihn, vielleicht sogar erst später, wenn sein Geist sich mit anderen Sachen beschäftigt.

Ebenso ist es beim Maler, der in sich das dunkle Werden eines großen Gemäldes verspürt; das der Menschheit Nutzen bringen soll — es soll etwas Großes, etwas sittlich Hohes werden. Nach langem, stufenweisem Nachdenken vollendet eine plötzliche Erleuchtung seinen Plan. Er weiß ganz genau, daß nicht seine Gedanken der eigentliche Schöpfer dieser Eingebung sind, sondern er fühlt sie kommen aus verborgener Quelle.

Genau dieselbe Eingebung und dasselbe Gefühl haben aber auch z. B. streitende Parteien, die mit aller Energie darüber nachdenken, wie sie die Gegner übertrumpfen sollen, selbst wenn der Gegenstand ihres Streites nichtiger oder sogar unmoralischer Natur ist, ebenso der Kaufmann, der sich damit beschäftigt, auf welche Art und Weise er Geld verdienen kann. Er sinnt lange vergebens, plötzlich kommt ihm ein erleuchtender Gedanke, der ihn zum Ziele führt. Dem ideal denkenden Menschen würde dieser Gedanke bzw. dessen Ausführung vielleicht nicht einwandsfrei sein, trotzdem ist er unbestreitbar derselben verborgenen Quelle entsprungen, wie alle diese Erleuchtungen.

Dieselbe Eingebung empfindet auch der Verbrecher, der mit aller verbrecherischen Leidenschaft Erwägungen über die Ausführung eines Verbrechens anstellt.

Nach diesen Ausführungen können wohl nicht alle Erleuchtungen, trotzdem sie generell ganz gleich sind, göttlich sein. Wo soll nun die Grenze gezogen werden? Meint der Verfasser, daß die Erleuchtungen bzw. Offenbarungen nur dann göttlich sind, wenn sie auf dem Gebiete der Religion geschehen? Oder will er überhaupt kein Urteil darüber fällen, welche Offenbarungen göttlich sind, und welche nicht? Will er das dem Urteil des einzelnen überlassen?

Das würde viele Irrtümer im Gefolge haben. Je nach der Einbildungskraft würde dieser oder jener eine verhältnismäßig unbedeutende Erleuchtung für eine göttliche Eingebung halten. Der Unterschied wäre schwer zu erkennen. Selbst die Erleuchtungen, die man auf dem Gebiete der Religion empfindet, und von denen man im Augenblick so beseelt ist, daß man sie als unbedingt wahr und hochbedeutsam erachtet, erweisen sich nachher, nach eingetretener Ernüchterung, als unbedeutend, vorübergehend und falsch.

Sobald die Menschen sich vermessen, derartige Eingebungen — und scheinen sie noch so wertvoll — als göttlich zu betrachten, würde meiner Ansicht nach eine große Verwirrung entstehen. Jeder hielte sich für bedeutend genug, von Gott als geeignetes Gefäß zur Aufnahme derartiger Eingebungen erkoren zu sein, und die Folge wäre: krankhafte Phantasie und Frömmelei.

Digitized by Google

Also: Stammen alle Offenbarungen bzw. Erleuchtungen aus derselben Quelle und sind einander vollkommen gleich, so kann nicht ein Teil göttlich sein und der andere nicht, sie müssen entweder alle göttlich oder alle weltlich sein. Wie wir gesehen haben, ist es aber nicht möglich, daß sie alle göttlich sind, deshalb bliebe uns nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß sie alle nicht göttlich sind. Demnach gäbe es also keine göttlichen Offenbarungen.

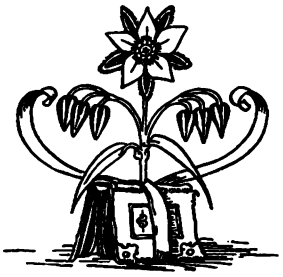
Der Verfasser sagt ferner, daß die Einwirkung eines geistigen Wesens sich nicht im Durchbrechen aller natürlichen Ordnungen zeigt.

Allerdings, aber diese Ordnungen, bzw. die festen Regeln, nach denen die Welt regiert wird, erstrecken sich nicht nur auf das materielle Gebiet, sondern auch auf das geistige. Jenes wird durch höhere Eingriffe — Offenbarungen — nicht durchbrochen, dieses aber auch nicht. Wäre dies der Fall, dann ständen wir vor einem wirklichen Wunder, und Wunder geschehen nicht, weder in materieller noch geistiger Hinsicht.

Wozu brauchen wir denn auch derartige Wunder, wenn wir wissen, daß die Welt materiell wie geistig nach festen Regeln regiert wird, die von Gott eingesetzt sind. Weshalb sollte Gott diese Regeln durchbrechen wollen? Das geschieht nicht. Wir sehen die Allmacht Gottes in diesen Regeln, im Werden und Wachsen der Natur.

Die Erleuchtungen oder Eingebungen haben wir meiner Ansicht nach als natürliche Geistestätigkeit zu betrachten.

Walter Berghaus.



Digitized by Google

Wie war es möglich —? — Im Klassenstaat. — Illusion und Wirklichkeit.

„Wie war es möglich —?" Diese Frage, die jetzt von allen Blättern, auch den militärfrömmsten, mit echtem oder geheucheltem Entsetzen in die Welt gestammelt wird, ist geradezu typisch für einen gewissen Teil unserer öffentlichen Meinung und staatserhaltenden Gesellschaft. Ohne äußersten Zwang geht die wohlerzogene „gutgesinnte" Presse an Schäden und Mißstände in den ihr nahestehenden Kreisen nicht heran, und andere, als diese „gutgesinnten" Blätter liest der deutsche Biedermann nun einmal nicht. Ja, er hält es für Sünde, die andere Partei auch nur anzuhören und seine äußerst beschränkte und bevormundete Kenntnis der Vorgänge und Zustände im lieben Vaterlande durch einen Blick in Blätter anderer Richtung ein wenig zu erweitern. Die Folge ist natürlich eine politische und soziale Unmündigkeit und Selbstzufriedenheit, denen gegenüber man schier verzweifeln möchte. (Vgl. Talbot, „Jungfrau von Orleans" III. Akt, 3. Szene.)

„Wie war es möglich —?" Nur der kann so „naiv" fragen, der keine rechte Vorstellung von den in Wirklichkeit waltenden Mächten hat oder — haben will. Der jeder ehrlichen und nicht bloß einseitigen Belehrung über die wirklichen Zustände geflissentlich aus dem Wege geht; und endlich, der es nicht über sich gewinnen kann, altgewohnte und liebgewordene Vorurteile der besseren Erkenntnis zu opfern, wahr zu sein gegen sich selbst und gegen sein Volk. Es ist das ein Gemütszustand, der sich der sogenannten „Affenliebe" mancher Mütter nähert, die auch von den Unarten und Bosheiten ihrer Lieblinge nichts wissen wollen und jeden mit ihrem Haß verfolgen, der es nur wagt, die Tatsache zu erwähnen.

Wenn dann blitzartig „Fälle" einschlagen, die dem unbefangenen Beobachter so naturgemäß und folgerichtig erscheinen, wie der Ausbruch eines Gewitters, nachdem sich genügende Elektrizität gesammelt, dann hallt ein Schrei des Entsetzens durch die Gaue Kleindeutschlands und alles ist

Digitized by Google

sprachlos vor Bestürzung, bis endlich von ahnungslosen Lippen die Frage sich löst: „Wie war es möglich —?"

Wie war es möglich, daß Se. Durchlaucht, der Prinz von Arenberg Offizier werden, daß Hochdieselben gar als Pionier christlich-deutscher Kultur im Kolonialdienst verwendet und mit Vollmachten über Tod und Leben ausgerüstet werden konnten? Hat doch das Urteil der Sachverständigen und des Kriegsgerichts festgestellt, daß der Prinz zur Zeit, als er den „vornehmsten Rock" trug und in Afrika christliche Kultur verbreiten sollte, geisteskrank war. Und zwar derart geisteskrank, daß er für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden konnte und durfte und darf, ja, daß er wegen eines unsäglich scheußlichen Mordes freigesprochen werden mußte.

Merkwürdig, welche ausgiebige Wissenschaft und Fülle von Material mit einem Male zur Verfügung stehen, während man früher, als es sich um die Einreihung des Irrsinnigen in das deutsche Offizierkorps handelte, keinen, aber auch absolut keinen Schimmer von allen diesen Tatsachen hatte — auch nichts Absonderliches an Durchlaucht bemerken wollte und so die gerichtlich festgestellte Tatsache „stabilierte", daß ein gemeingefährlicher, unzurechnungsfähiger Geisteskranker, nicht nur deutscher Offizier werden, sondern auch, trotz wüster und wahnwitziger Ausschreitungen, geraume Zeit weißen Soldaten und schwarzen Eingeborenen als militärische „Obrigkeit" gesetzt war. Diese Tatsache ist durch keine offiziösen und staatserhaltenden Künste zu verwischen, sie hat sich mit Flammenschrift in die Tafeln der Zeitgeschichte eingebrannt.

Nun mit einem Male wird männiglich bekannt, daß der Prinz schon von Jugend an tief unter dem Tiere stand, da die Bestie wohl mordet, aber nicht, wie Se. Durchlaucht, um sich an den Qualen ihrer Opfer zu weiden. Jetzt erfährt man, daß schon des Knaben höchster Genuß war, die wehrlosen, aber ihm moralisch überlegenen Geschöpfe der Tierwelt auf die entsetzlichste Weise zu peinigen. Gefangenen Fischen pflegte er die Augen auszustechen. Katzen hackte er die Pfoten ab und warf sie dann Hunden vor. Kleine Hunde ließ er von größeren Kötern zerfleischen. Einem Seidenspitz, der ihm von einem großen Köter nicht übel genug zugerichtet zu werden schien, biß er den Schwanz ab. Als er heranwuchs, verübte er seine Scheußlichkeiten namentlich auf der Jagd. „Und die Eltern und Vormünder", bemerkt — diesmal wohl in Übereinstimmung mit allen anständigen Leuten — der „Vorwärts", „sperrten diesen gebornen Verbrecher nicht etwa in eine Heilanstalt, sie hielten ihn just für geeignet, ihn als „Volkserzieher" auf die Rekruten loszulassen. Wie er sich als Leutnant in der Heimat aufgeführt, davon drang leider infolge Ausschlusses der Öffentlichkeit während der Vernehmung seiner Vorgesetzten nichts an die Öffentlichkeit. Durch anderweitige Zeugen

Digitized by Google

wurde nur festgestellt, daß er während seiner Leutnantszeit wüstesten alkoholischen Genüssen frönte. Auch wurde er wegen Soldatenmißhandlung bestraft. Diese Vorstrafe bildete aber kein Hindernis, ihn auf die bemitleidenswerten Eingeborenen Deutsch-Südwestafrikas loszulassen.

„Ganz unbegreiflich ist freilich, wie man den tollwütigen Menschen überhaupt im Kolonialdienst verwenden konnte. Denn schon während der Überfahrt nach der Kolonie erregte er durch Saufszenen und erbarmungswürdige Feigheit das Kopfschütteln der Passagiere. Während des Kolonialdienstes selbst brachte er sich bei seinen Untergebenen durch Vernachlässigung seines Äußeren, durch Vertilgung unmenschlicher Mengen Kognaks, durch schauerliche Tierquälereien, durch Anfälle kompletten Verfolgungswahns, durch frivole Gefährdung von Menschenleben und durch barbarische Mißhandlungen von Eingeborenen bald in den Ruf des ‚verrückten Prinzen'. Unbegreiflich, daß von alledem die Vorgesetzten auch so gar nichts erfuhren!

„So kam denn, was kommen mußte — der schauerliche, viehisch rohe Lustmord an dem eingeborenen Polizisten Cain!

„Daß Arenberg, dieser typische geborene Mörder, Offizier werden, daß er in den Kolonialdienst eintreten konnte, wird ewig ein Rätsel bleiben!! . . .

„Würde man in der Vergangenheit jedes Mörders derart nach Symptomen einer frühzeitigen Entartung und psychischen Erkrankung spüren — kaum ein Todesurteil würde vollstreckt werden, kaum ein Mörder würde ins Zuchthaus gesperrt werden!

„Und noch ein auffallendes Moment! Bei den beiden ersten Verhandlungen gegen Arenberg war von dem Irrsinn des Mörders nicht die Rede. Warum wurden damals nicht alle die Dinge entdeckt, die man jetzt zu Tage gefördert hat?"

Auffallen muß es, daß verschiedene Blätter den Lauf der Dinge schon vor den Gerichtsverhandlungen ganz genau voraussagen konnten:

„Arenberg war bekanntlich in Windhuk wegen seines bestialischen Mordes zunächst zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt worden. Das Urteil wurde nicht bestätigt. Der Mörder wurde nach Deutschland transportiert, um hier nochmals prozessiert zu werden. Die Art des Transportes des prinzlichen Mordbuben, der 1. Klasse fuhr und von einem Bedienten begleitet war, erregte einen Sturm der Entrüstung. Das zweite Urteil lautete auf Todesstrafe. Der Kaiser verwandelte das Todesurteil in 15jährige Zuchthausstrafe, bald darauf in 15jährige Gefängnisstrafe. Wenig später beunruhigten die Öffentlichkeit allerhand Nachrichten über die außergewöhnlich glimpfliche Behandlung des Mörders. Schließlich kursierten die unglaublichsten Gerüchte über unerhörte Freiheiten, die man dem prinzlichen Mordgesellen einräume. Daß in der

Digitized by Google

Tat nicht alles in der Ordnung war, bewiesen die Verurteilungen mehrerer Aufseher des Gefängnisses in Hannover, in dem Arenberg seine Strafe verbüßte. Arenberg wurde dann nach Tegel gebracht. Und wiederum meldeten die Blätter, daß diese Überführung nur die Vorstufe der völligen Strafbefreiung sei, da man ein Wiederaufnahme-Verfahren betreibe, durch das Arenbergs Irrsinn zur Zeit der Begehung der Tat nachgewiesen werden solle. Die Gerüchte fanden ihre Bestätigung: heute fand bereits die neue Verhandlung statt, deren Ausgang uns zum Teil noch nicht bekannt ist, deren Ergebnis aber schon nach dem vorliegenden Bericht über den Gang der Verhandlung nicht zweifellos sein kann. Trügt nicht alles, so wird die geistige Unzurechnungsfähigkeit Arenbergs für festgestellt erachtet und damit das Urteil aufgehoben werden. Der prinzliche Mörder wird alsdann in einer Nervenheilanstalt Aufnahme finden und — schließlich als geheilt entlassen werden."

Es bestätigt sich alles. Der glücklich Freigesprochene ist, trotzdem er laut amtlicher Erklärung gemeingefährlich, aus der Irrenanstalt Herzberge in die Privat-Irrenanstalt Ahrweiler übergeführt worden. Sie soll in wunderschöner Gegend gelegen, mit allem Komfort ausgestattet sein, nur eine kleine Stunde von einem Schlosse der Familie Arenberg entfernt. In dieser idyllischen Umgebung wird Se. Durchlaucht bleiben, — „bis er gesund ist".

„Die Aufregungen des Prozesses", schreibt die freikonservative „Post", „scheinen den Prinzen nicht allzusehr mitgenommen zu haben, denn er sah recht frisch aus und rauchte, behaglich in den Fauteuil seines Waggons erster Klasse zurückgelehnt, eine Zigarre. Auf die Frage, wie lange der Prinz wohl dort zu bleiben gedenke, erwiderte der Justizrat (und Zentrumsabgeordnete am Zehnhoff, sein Vormund): ‚Nun, bis er gesund ist'.

„Die Anstalt in Ahrweiler ist eine Privatanstalt, in welcher die Behandlung und Verpflegung des Prinzen ganz nach den Wünschen seiner Familie geschieht, die somit wieder allein über das Schicksal des Prinzen verfügt und ihn jederzeit wieder aus der Anstalt nehmen kann. Die Antwort des Vormundes läßt deutlich genug ahnen, daß der Zeitpunkt, wo der Prinz wieder „gesund" ist, nicht allzu fern sein wird. Der Aufenthalt in Ahrweiler ist also weiter nichts als eine vorübergehende Episode, bald genug wird der Prinz sich wieder unbeschränkter Bewegungsfreiheit erfreuen, ohne etwas anderes zu tun zu haben, als darauf zu sinnen, wie er seinen grausamen Neigungen und Gelüsten weiter Befriedigung verschaffen kann. Soll das Rechtsgefühl nicht gröblich verletzt werden, dann muß der Prinz unter allen Umständen in eine staatliche Anstalt, wo er unter steter scharfer Kontrolle steht und nicht lediglich vom Willen seiner Familie abhängig ist."

Auch die „Tägl. Rundschau" meint, die Antwort des Justizrats am Zehnhoff „bis er gesund ist" ließe ahnen, daß Ahrweiler nicht als End-

Digitized by Google

station für den des bestialischen Mordes Schuldigen gedacht ist. Nun dürfe auch die Bestie Dippold hoffen, aus dem Ebracher Zuchthause bald in die Obhut seiner Familie zurückzukehren.

So eröffne sich die Aussicht, „dem Herrn, dessen gesellschaftliche Formen mehrfach von den Sachverständigen anerkannt worden sind, nach einiger Zeit als elegantem Flaneur Unter den Linden zu begegnen; nervenstärkende Bäder und Luftkurorte wirken ja manchmal Wunder, und noch nützlicher erweist sich gelegentlich eine konsequente Alkoholentziehungskur. Aber man muß dem ‚Vorwärts' doch nicht ganz unrecht geben, wenn er die Frage aufwirft, wieviele Verbrecher wohl vor dem Gang zum Schafott bewahrt blieben, wenn auch ihrer sich Sachverständige und wissenschaftliche Senate annähmen und den geistigen Zustand sorgfältig bis in die scheinbar unbeträchtlichsten Einzelheiten erforschten. Wer den Papst zum Vetter hat — das steht mit Flammenschrift über diesem Verfahren gegen Prosper Arenberg, das den Mörder von Begnadigung zu Begnadigung bis an die Schwellen der Nervenheilanstalt geleitet hat. Der nämliche, für unser Staatswesen nicht gerade rühmliche Spruch steht aber auch schon vor diesem Verfahren. Schon vor Jahren haben wir darauf hingewiesen, daß Prosper Arenberg in seiner früheren Garnison Münster allgemein für geistig anormal gehalten wurde. Und diesen Mann sandte man in den verantwortungsvollen Tropendienst hinaus; diesen jungenhaften Schwachsinnigen — wir zitieren nur die Worte der Sachverständigen — ‚dem jedes Verständnis für das, was sittlich ist, fehlt', erkor man zum Repräsentanten der ‚höheren Rasse' und setzte ihn in der Wildnis, wo der Mensch mehr als sonst noch die Begriffe von gut und böse in der eigenen Brust tragen muß, zum Herrn über Leben und Tod! Wir können nur nochmals betonen: uns wird es unheimlich bei der Verfolgung dieser Gedankenreihe, und es ist uns ein schlechter Trost, daß die Regierung offenbar nur deshalb den wegen Mißhandlung von Untergebenen Vorbestraften, durch Weiber und Champagner frühzeitig Entnervten in den Kolonialdienst übernommen hat, weil er gewichtige Fürsprecher hatte und in specie der Prinz Franz Maria Assisi von Arenberg, der Kolonialexperte des machtgebietenden Zentrums, sein Vetter war."

So löst sich spielend das „Rätsel"; mehr wie müßig erscheint die Frage: „Wie war es möglich?" — War man denn wirklich so ahnungslos? Was soll man zu folgenden Mitteilungen des „Vorwärs" sagen, die bisher nur tiefem Schweigen, aber keinem noch so leisen Versuch einer Widerlegung begegnet sind:

„Herr v. Einem behauptete im Reichstage, daß die Vorgesetzten des Prinzen Arenberg von dessen gemeingefährlicher Verrücktheit keine Ahnung gehabt hätten. Zum Beweise für diese unglaubhafte Behauptung berief er sich nicht auf das Zeugnis der Kameraden und Vorgesetzten

Digitized by Google

des prinzlichen Verbrechers, sondern — auf das Gutachten eines Mitgliedes jenes medizinischen Kollegiums, das ein ärztliches Gutachten über den Geisteszustand des Prinzen abgegeben hatte. Wir haben bereits gestern nachgewiesen, daß das Privatgutachten des betreffenden Herrn sich mit dem vor Gericht abgegebenen schriftlichen Gutachten des Gesamtkollegiums im schroffsten Widerspruch befand. Das konstatierte in der heutigen Verhandlung unser Genosse Ledebour, und Herr v. Einem schwieg auf diese Entgegnung.

„Nun ist es aber um so wunderbarer, daß der Kriegsminister sich dieses indirekten Zeugnisses für die Ahnungslosigkeit der Kameraden und Vorgesetzten des tollen Prinzen bediente, da Herr v. Einem zu dem Regiment, das der entartete Prinzensproß zierte, in außerordentlich intimen Beziehungen stand. Prinz Arenberg trat nämlich am 12. März 1895 als Sekonde-Leutnant in das 4. westfälische Kürassierregiment ein, dessen Kommandeur damals ein gewisser v. Einem war, kein andrer als der jetzige Herr Kriegsminister! Kurze Zeit darauf wurde Herr v. Einem allerdings versetzt, aber zweifellos blieb er doch in enger Fühlung mit seinem ehemaligen Regiment. Trotzdem war es ihm nicht möglich, bei den Offizieren des Regiments selbst Erkundigungen über deren Eindrücke von dem Auftreten und dem Geisteszustande Arenbergs einzuziehen!

„Oder sollte er als vorsichtiger Mann den geraden Weg nicht benutzt haben? Das erscheint mehr als wahrscheinlich nach Mitteilungen, die ein Nervenarzt der ‚Breslauer Zeitung' über den Fall Arenberg macht. Dieser Nervenarzt scheint das Material, das den in dem Prozeß fungierenden ärztlichen Sachverständigen als Unterlage für ihre Gutachten vorlag, sehr genau zu kennen, denn er erwähnt Umstände, die durch die Prozeßberichte nicht bekannt geworden sind. In seinen Glossen über den Prozeß Arenberg sagt er nun aber wörtlich:

„‚Solche Neigungen (zu bestialischer Grausamkeit. Red.) waren den Kameraden vom Kürassierregiment des Prinzen wohl bekannt gewesen; als seine Kommandierung zur südwestafrikanischen Schutztruppe verfügt war, war im Regiment nur eine Stimme: Das kann nicht gut gehen und wird mit einem furchtbaren Krach endigen.

„‚Der Prozeß von Arenberg gewinnt aber sein volles Relief erst durch die heute in Südwestafrika so erfolgreich vordringende Rebellion der Eingeborenen; es war ebenso verkehrt, das ‚enfant terrible' des Hauses Arenberg zu einem selbständigen Konquistador zu machen, der nur aus mangelhafter Gelegenheit nicht ein ganzer Pizarro geworden ist; wie es verkehrt war, den durch eine akute Psychose direktionslos gemachten Sadisten zum Tode zu verurteilen; mußte doch die Militärverwaltung vom Kommandeur der 4. Kürassiere wissen, mit was für einer Sorte von Degeneristen sie zu tun hatte.'"

Digitized by Google

Die Angelegenheit rollt aber noch eine andre Frage von größter Tragweite auf. Ist der Standpunkt, auf den sich das freisprechende Gericht gestellt hat, überhaupt grundsätzlich anzuerkennen?

„Die früheren Gerichte", schreibt der „Reichsbote" „haben sich wohl auch gesagt, wenn die Behörden einen solchen Menschen in solchen Stellungen halten, dann muß er auch für sein Verhalten verantwortlich sein. Sie hielten sich dabei offenbar an den augenblicklichen Zustand, in welchem Prinz Arenberg das Verbrechen an dem Cain beging und waren der Meinung, daß er da nicht den Eindruck eines Wahnsinnigen, Unzurechnungsfähigen, wenn auch brutalen, rohen Menschen gemacht habe. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch dieses Urteil um so begreiflicher, als heutzutage die Neigung, alle Verbrechen als Ausflüsse von Geisteskrankheit anzusehen, eine sehr große ist, so daß die sittliche Beurteilung fast abhanden kommt, und man es deshalb nur loben kann, wenn ein Militärgericht einen ernsten, sittlichen Standpunkt wahrt. Man kann deshalb wohl die Frage aufwerfen, welcher Gesichtspunkt der juristisch richtige ist: der, welcher den Prinzen überhaupt für geisteskrank hält und also auch diesen Mord als Ausfluß der Geisteskrankheit beurteilt, oder der andere, der in ihm einen zwar rohen und unsittlichen Menschen sieht, aber bei dem Morde keine Zeichen von Geisteskrankheit wahrzunehmen glaubte . . ."

Eines dürfen wir uns nicht verhehlen: würde das Verfahren, das dem Prinzen Arenberg gegenüber angewandt wurde, auch allen anderen ähnlichen Fällen zugrunde gelegt, so müßte folgerichtigerweise deren Strafbarkeit aufgehoben werden. Das aber würde nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als daß die Mehrzahl aller schweren Verbrechen straflos ausginge. Denn wenn über Vorleben, Abstammung, Verwandtschaft, Milieu und die jeweiligen psychischen Zustände des Angeklagten so gründliche und wohlwollende Untersuchungen angestellt würden, wie hier, so wäre das Ergebnis in den meisten Fällen, daß man es, wie's im Freispruche des Kriegsgerichts heißt, mit einem „minderwertigen Menschen" zu tun hätte, der „in krankhaftem Zustande gehandelt", „in einem Zustand, für den er nicht verantwortlich gemacht werden kann". Ererbte oder erworbene moralische Perversität liegt wohl allen derartigen Fällen zugrunde. Auch lehrt ja die moderne kriminalistische Schule (Lombroso u. a.), auf deren Boden sich das Kriegsgericht im Prinzip gestellt hat, daß jedes Verbrechen einem anormalen psychischen Zustande entspringt. Das ist, wie es so dasteht, zweifellos richtig, fragt sich nur, inwieweit eine Rechtspflege, die mehr sein will, als bloß eine Fabrik abstrakter Begriffe, solchen Theorien Rechnung tragen kann und darf, ohne die Sicherheit, das Eigentum und das Leben der nicht „perversen" und nicht „minderwertigen" Bürger, also doch nicht der schlechtesten, auf das äußerste zu gefährden. Betritt die staatliche Rechtspflege erst einmal diesen Weg, so ist nicht abzusehen, wo sie Halt machen soll. Sie muß dann mit Notwendigkeit immer weiter

Digitized by Google

schreiten, zur Verneinung des freien Willens und der persönlichen Verantwortlichkeit gelangen. Und am Ende steht sie vor dem unerbittlichen Gesetz der Kausalität, jenseits von Gut und Böse.

Daß eine unabsehbare, Millionen und Aber-Abermillionen Jahre lange Entwicklung der Menschheit eine tiefere Erkenntnis aller dieser Fragen, insbesondere eine vollkommenere Anschauung und Betätigung des Sittengesetzes, insbesondere der Rechtspflege, verheißt, mag mit Bestimmtheit angenommen werden. Dann wird aber die Menschheit vielleicht eine sittliche und geistige Höhe erreicht haben, die mit dem Verbrecher im heutigen Sinne nichts mehr zu schaffen hat. Wir aber, die wir erst am Anfange der Entwicklung unserer Art stehen, ein ganz kleines Stücklein Weges erst zurückgelegt haben, wir dürfen der Zeit nicht vorgreifen und unserer staatlichen politischen und sozialen Tätigkeit nicht Zustände und Einsichten zugrunde legen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden, nur von einer fernen, fernen Zukunft, die wir nicht erleben werden, zu erhoffen sind. Wenden wir diese Erkenntnis auf die uns hier beschäftigende Frage an, so meine ich, wir tun am besten, alle abstrakten Theorien möglichst beiseite zu lassen und von Fall zu Fall nach den gründlich untersuchten Tatsachen, der eigenen Beobachtung und dem gesunden Rechts- und Sittlichkeitsgefühl zu urteilen. Keinesfalls dürften bloße „Minderwertigkeit" und „abnorme" oder „krankhaft erregte" Zustände vor Strafe schützen. Diese werden häufig von den Tätern geflissentlich oder fahrlässig herbeigeführt, und eine „Minderwertigkeit", die nicht gerade fortgeschrittene geistige Zerrüttung ist, weiß doch immer noch zwischen gut und böse, recht und unrecht zu unterscheiden. Hat sie dafür vielleicht auch kein Empfinden mehr, so ist sie sich doch mindestens der Strafbarkeit ihres Handelns bewußt.

Ist es Tatsache, daß der Prinz schon von Geburt an, derart erblich belastet und bei Verübung des Verbrechens derart geistig zerrüttet war, daß er für seine Handlungen überhaupt nicht verantwortlich gemacht werden konnte noch kann, so belastet das zwar das Schuldkonto derer, die ihm die Möglichkeit zur Stillung seiner wahnsinnigen Gelüste gaben, nur um so mehr. Dem Kranken aber könnten wir dann nur unser tiefstes Mitleid widmen. Er wäre dann nur das letzte Glied einer langen unheilzeugenden Entwicklung, der unglückselige Erbe von Generationen. Ist schon ererbte körperliche Entartung ein schwer zu tragendes Geschick, so die sittliche ein schauriges Verhängnis, das die Schuld heimsucht am Schuldlosen, am dritten und vierten Gliede. In unser enges, räumlich und zeitlich beschränktes Sittensystem geht solch unfaßbares Walten der Vorsehung nicht hinein. Nur tiefe Erschütterung, nur Schauer der Ehrfurcht vor der uns unerforschlichen Allweisheit und Allgewalt kann es in uns auslösen.

Nach der Aussage eines Zeugen soll der Großvater des Prinzen geisteskrank gewesen sein. Die Mutter des Angeklagten sei „hochgradig nervös", ein Vetter wahnsinnig. Vater und Mutter waren verwandt, beide gehörten dem Hause Arenberg an. „Und schon hier", bemerkt das

Digitized by Google

„Leipziger Tageblatt", „muß die Betrachtung innehalten, die dem Prozesse, der vor dem Kriegsgericht der 1. Gardedivision verhandelt wurde, mehr abgewinnen will als den Kitzel schauriger Sensation. Der Prinz, den vielleicht jauchzendes Elternglück mit dem zukunftsfrohen Namen taufte, erscheint von seinem ersten Atemzuge an als das Opfer unnatürlicher sozialer Verhältnisse. Die Eheschließungen des hohen Adels sind auf einen engen Kreis beschränkt; jede Abweichung von dem Kanon, der sie regelt, zieht die Unfähigkeit zur Erbfolge nach sich; so fügen sich die Angehörigen dieser Geschlechter dem selbstgeschaffenen Despotismus, und nun entstehen die Verwandtenehen, und die Rasse, die doch gerade rein und lebenskräftig erhalten werden sollte, entartet. Aber die in Vorurteilen Befangenen wollen die furchtbare Mahnung nicht vernehmen, sie verharren in der Selbstzerstörung ihrer standesgemäßen Isolierung. Der herkulische Körperbau, das feine Profil zeigen in dem Prinzen den Abkömmling des vornehmen, einst rüstigen und fähigen Geschlechts; hätte sein Vater eine Bürgerliche, ein simples „Fräulein von" heimgeführt, der Sohn wäre vielleicht eine Zierde des Vaterlandes geworden."

Um dieses Ergebnis zu erzielen, hätte wohl schon früher eine vorsichtige Blutmischung mit entsprechender Erziehung stattfinden müssen. Keine gute Rasse ohne Zucht, auch nicht ohne Inzucht im weiteren Sinne. Seltene, durch längere Zwischenräume wieder ausgeglichene Heiraten zwischen näheren Verwandten, wie Base und Vetter, können vortreffliche Individuen zeitigen; öftere führen unerbittlich zur Entartung und zum Wahnsinn!

* * *

Daß wir im Klassenstaate leben, wäre an sich noch kein Unglück. Da die Menschen ungleich sind, so wird es auch immer gesellschaftliche Ungleichheiten geben. Ordnung ohne Unterordnung und Überordnung ist kein denkbarer Begriff. Müssen aber Recht und Gesetz darunter leiden, daß wir im Klassenstaate leben? Kann und soll der Klassenstaat nicht auch allen seinen Bürgern das Recht mit gleichem Maße messen, so ungleich auch die gesellschaftliche Stufe ist, auf der sie stehen? Nimmt nicht der bürgerliche Staat für sich in Anspruch, daß gerade er berufen sei, die höchste, die wahre Gerechtigkeit zu üben; indem er dem gleichen Rechte doch die Ungleichheit der verschiedenen Individuen zugrunde lege?

Vergleicht man den gewaltigen Apparat, der aufgeboten wurde, um den Prinzen von Arenberg von der Verurteilung zum Tode, durch Zuchthaus, Gefängnis und staatliches Irrenhaus hindurch, der goldenen Freiheit entgegenzuführen, mit einem ähnlichen Fall, dessen Opfer aber nur ein armer Schächer war, der keinen „Papst zum Vetter" hatte, so drängt sich uns die ungeheure Kluft, die sich zwischen dem Bürger der oberen und dem der unteren Klassen in unserem Rechtsstaate immer noch auftut, wahrhaft erschütternd vor die Seele. Und dabei fällt noch erschwerend ins Gewicht, daß der Prinz vom Kriegsgericht wegen Mordes zum Tode ver-

Digitized by Google

urteilt war, während gegen den armen Schächer nur die von ihm bestrittene Beschuldigung, bei Bekannten eine Uhr gestohlen zu haben, und eine Gefängnisstrafe von einem Jahre vorlag. Dabei konnte der geistige und psychische Zustand des Proletariers dem Beobachter weit weniger Rätsel aufgeben, als es der Zustand der Durchlaucht, trotz aller „wissenschaftlichen" Gutachten, auch heute noch tut. Denn es handelt sich dabei keineswegs um wissenschaftliche Tatsachen, sondern um subjektive Meinungsäußerungen, die nicht viel höheren Wert haben, als das Urteil eines geistig geklärten und erfahrenen Privatmannes. Die sichere Erwartung des Vormundes Sr. Durchlaucht, daß der Prinz gesund werden wird, stellt einerseits die Tatsache fest, daß dessen Krankheit nicht zu den unheilbaren geistigen Krankheiten, wie z. B. progressive Paralyse, gezählt wird. Es wird sich wohl mehr um moralische Entartungserscheinungen handeln, die aber bei deutschen Gerichten kaum jemals Strafl osigkeit bedingt haben. Man müßte sich sonst über die geringe Zahl oder vielmehr das völlige Fehlen von Freisprüchen wegen moralischer Minderwertigkeit wundern, während doch die Zahl der Verbrechen, die von moralisch Entarteten verübt werden, gewiß eine sehr große ist. Geht man der Sache auf den Grund, so gelangt man zu der Erkenntnis, daß jede verbrecherische Handlung, sofern sie nicht etwa im Affekt verübt, oder durch ganz besondere Umstände bis zu einem gewissen Grade auch dem Verständnisse des normalen Menschen sich erschließt, von moralisch entarteten Individuen, jedenfalls aber in einem Zustande moralischer Entartung verübt wird. —

Wer sollte sich nun aber die Mühe geben, einen hergelaufenen armen Teufel auf seinen geistigen oder moralischen Zustand zu beobachten oder gar zu untersuchen?

Die „Zeit am Montag" erzählt die fast unglaubliche Geschichte. Es ist geraume Zeit verstrichen seit der Veröffentlichung, irgendwelche Berichtigung aber erfolgte nicht, trotzdem doch sofort Anklage erhoben worden wäre, wenn die mitgeteilten, schwer belastenden Tatsachen nicht erweislich wahr gewesen wären. Überdies ist der Bericht „amtlichen Akten entnommen".

Mitte März 1900, so berichtet das Blatt, ward ein gewisser Skläroff alias Habermann, ein russischer Jude, nach Plötzensee eingeliefert. Der kleine, schmächtige Mann war Tabakschneider. Als Familienvater war er durch lange Arbeitslosigkeit in größte Not geraten und dadurch halb um den Verstand gekommen. Er war beschuldigt, bei Bekannten eine Uhr gestohlen zu haben. Er bestritt das, so gut er konnte, wurde aber, obwohl bis dahin unbescholten, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Während der Untersuchungshaft vollends verrückt geworden, kam er in einem jammervollen Zustande nach Plötzensee. Verängstigt, halbverhungert, das flackernde Feuer der Irrsinnigen in den Augen, stand der Unglückliche da. Als man ihn fragte: „Heißen Sie Skläroff alias Habermann?" antwortete er: „Ich heiße nicht Elias." Diese Worte wiederholte er bei jeder weiteren Frage.

Digitized by Google

Schließlich beteuerte er weinend, daß er nicht Elias heiße. Ihm klar zu machen, was alias auf deutsch heißt, war unmöglich. Der Anstaltsarzt muß nichts Auffälliges an ihm gefunden haben; er schickte ihn auf einen Arbeitsplatz. Der Stationsaufseher versuchte nun, dem Manne die Hausordnung klar zu machen und ermahnte ihn, nicht vor sich hin zu stieren, sondern zu arbeiten. Skläroff antwortete nicht und arbeitete nicht; er saß da und stierte ununterbrochen auf denselben Fleck. Der Aufseher sah sich das ein paar Tage mit an, dann meldete er: „Der Strafgefangene Skläroff verweigert die Arbeit!"

Noch an demselben Tage befaßte sich Polizeiinspektor Binding mit Skläroff. Das Ergebnis seiner Bemühungen war die Eintragung: „Skläroff will krank sein" und die Überweisung des Falles an den Anstaltsarzt. Dieser entschied: Skläroff ist gesund und arbeitsfähig. gez. Dr. Pfleger. Von da ab geht das Verhängnis seinen Gang. In den Personalakten stehen folgende Eintragungen:

Plötzensee, 24. 3. 00. Weil er ungehorsam war, 5 Tage Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor.
Unbedenklich. gez. Dr. Pfleger.

Plötzensee, 31. 3. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. Ernstlich ermahnt und verwarnt.
gez. Binding, Polizeiinspektor.

Plötzensee, 3. 4. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 8 Tage Arrest bei Wasser und Brot. gez. Binding, Polizeiinspektor.
Unbedenklich. gez. Dr. Pfleger.

Plötzensee, 12. 4. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 12 Tage Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor.
Unbedenklich. gez. Dr. Pfleger.

Plötzensee, 25. 4. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 3 Wochen Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor.

Unbedenklich; Vollstreckung ist einige Tage aufzuschieben. gez. Dr. Pfleger.

Vollstreckt vom 29. 4. — 20. 5. 00. gez. Lehmann, Oberaufseher.

Pl., 24. 5. 00. Skläroff verweigert die Arbeit. 4 Wochen Arrest und Entziehung der Mittagssuppe. gez. Binding, Polizeiinspektor.

Unbedenklich. Skläroff muß mir nach 14 Tagen vorgeführt werden. gez. Dr. Pfleger.

Pl., 9. 6. 00. Skläroff kommt zur Beobachtung ins Lazarett.

Als man Skläroff am 9. Juni ins Lazarett überführen wollte, lag er auf dem Asphaltboden der Zelle und vermochte sich nicht mehr aufzurichten. Der Aufseher, welcher die Überführung des Mannes zu bewerkstelligen hatte, holte sich hierzu zwei Kalefaktoren herbei. Diese richteten Skläroff auf, und einer von ihnen steckte seinen Kopf zwischen dessen Beinen hindurch. Skläroff aber war bereits zu entkräftet, um auf

Digitized by Google

den Schultern des Kalefaktors reiten zu können. Als er hintenüberschlug, packte der zweite Kalefaktor ihn im Genick und brachte ihn dadurch in eine horizontale Lage. Dann zogen sie in Begleitung des Beamten mit dem armen Menschen, der nur noch ein Gerippe war und dessen Kopf und Arme kraftlos hin und her baumelten, über mehrere Höfe hinweg ins Lazarett.

Am 17. August 1900 wurde Skläroff der Irrenanstalt in Eberswalde überwiesen. Endlich hatte man erkannt, daß er geisteskrank und für seine Handlungsweise nicht verantwortlich war. Und diesen armseligen, kranken Menschen hatte der Polizeiinspektor vom 22. März bis zum 24. Mai, also innerhalb wenig mehr als 60 Tagen, zu 74 Tagen mehr oder minder strengen Arrestes verurteilt, von denen während dieser Zeit 60 volle Tage von ihm verbüßt werden mußten.

„Die Reaktionäre klagen über den Niedergang des Parlamentarismus, weil man im Reichstag viel Zeit verbraucht mit der Erörterung von Skandalosa, die sich bei uns häufen wie der Sand am Meer", bemerkt zu diesem Bericht die „Berliner Zeitung". „Mögen sie noch weiter jammernd die Augen verdrehen. Aber zur Erörterung des neuesten ‚Einzelfalles' Skläroff muß sich im Reichstag Zeit finden."

Dann wird des Falles sich anzunehmen, auch jene wahrheitscheue Presse genötigt sein, die ihn, soweit ich sehe, bis jetzt beharrlich — verschwiegen hat. Und viele ihrer Leser sind ihr noch dankbar dafür. Nicht an dem Bösen nimmt der heutige deutsche Patriot Anstoß. Beileibe nicht! Milde zieht er in christlicher Nächstenliebe die Zipfelmütze über die langen Ohren und die verschlafenen Äuglein, um ja nichts von dem Lärm, dem Argen und Bösen in der Welt zu hören und zu sehen, das ihm etwa die Unbequemlichkeit auferlegen könnte, selbst nachzudenken oder gar mit Hand anzulegen. Was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß. Wenn ihm aber jemand solch Selbsterkennen und gar solche Arbeit zumutet, so fühlt er sich in seinen heiligsten Menschenrechten und patriotischen Gefühlen verletzt. Wie? Er sollte zugeben, in dieser besten aller Gesellschaftsordnungen, in diesem patentierten und privilegierten Musterstaate könne irgend etwas faul sein? Würde er dadurch nicht in den Geruch sozialdemokratischer Gesinnung kommen? Ja, hätten dann die „roten Borstentiere" nicht am Ende in gewissem Sinne recht? Kein Zweifel, wer ihm solches zu bekennen zumutet, muß selbst heimlicher Sozi sein.

Kaum in einem anderen Staate trübt das Kasteninteresse und das ererbte oder anerzogene Standesvorurteil so sehr den freien Blick für die Persönlichkeit des Einzelnen und die großen Lebensinteressen der Nation, wie bei uns. Die Kreise von „Besitz und Bildung" oder wie man sie sonst nennen will, bilden den unteren Schichten gegenüber so eine Art von unausgesprochener Freimaurerei. Jedenfalls hat es noch niemand geschadet, vorsichtig in der Wahl seiner Eltern gewesen zu sein. Man kann auch Glück haben, und

Digitized by Google

je mehr man solches in Gestalt von grauen Lappen besitzt, um so weniger allerdings wird nach den Eltern gefragt, wenn die Frage irgend genieren könnte. Ein ganz anderes Gesicht als dem verhärmten Proleten zeigt auch der Staat dem durch Besitz oder gesellschaftliche Stellung Bevorzugten. Exempla docent.

„Unter der Anklage des Diebstahls", so berichtet das „Lahnsteiner Tageblatt" vom 8. März, „war am vorigen Donnerstag die etwa 30 Jahre alte Tochter eines in Wiesbaden lebenden pensionierten Generalleutnants vor das Wiesbadener Schöffengericht zitiert. Zur Zeit des Andreasmarktes hatte die Dame unter anderem dem Geschirrmarkte auf dem Luisenplatz einen Besuch abgestattet. Während sie sich dort in der Nähe eines Verkaufsstandes aufhielt, trat plötzlich eine der Händlerinnen auf sie zu und behauptete, bemerkt zu haben, wie sie Waren von einem Verkaufstisch weggenommen habe. Die Dame bestritt mit aller Entschiedenheit diese Behauptung und ein in diesem Moment passierender Herr sah sich, weil er an die Wahrheit derselben nicht glauben konnte, veranlaßt, entschieden Partei für die Dame zu ergreifen. Als die Hökerin sich damit nicht beruhigte, riet er der des Diebstahls Bezichtigten, ihre Tasche zu entleeren, und dadurch die andere von der Grundlosigkeit ihres Verdachtes zu überzeugen. Man griff in ihre Tasche und — zog von dort nicht nur eine nicht allzu wertvolle Vase hervor, sondern noch eine zweite aus ihrem Muff und eine dritte hielt sie eben in der Hand. Nichtsdestoweniger stellte sie vor dem Schöffengericht die Absicht, sich widerrechtlich zu bereichern, mit aller Entschiedenheit in Abrede. Ihr selbst — so versicherte sie — sei an dem Tage ihr Portemonnaie mitsamt ihrer ganzen Barschaft entwendet worden, und die Vasen habe sie lediglich um deswillen weggenommen, um sie daheim einer näheren Besichtigung zu unterwerfen. So sehr die Situation denn auch gegen die Angeklagte sprach, nahm das Gericht mit Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Vermögensverhältnisse doch Abstand, sie des Diebstahls schuldig zu sprechen und erließ einen Freispruch unter gleichzeitiger Belastung der Staatskasse mit den Prozeßkosten."

Personen von „gesellschaftlicher Stellung" und entsprechenden „Vermögensverhältnissen" dürften also nach dieser Rechtsprechung ruhig Waren von den Verkaufstischen der Läden ohne Wissen des Verkäufers in die Tasche stecken und ohne Bezahlung nach Hause mitnehmen. Sie brauchten, wenn sie bei diesem Tun abgefaßt und unter Anklage gestellt werden, nur die biedere Versicherung abzugeben, daß sie die Waren „zu näherer Besichtigung" mitgenommen haben, und es wird ihnen aufs Wort geglaubt. Freigesprochen werden sie, die Kosten des Verfahrens der Staatskasse aufgebürdet. Die braven Steuerzahler haben ja einen so breiten Rücken!

So will es die Göttin, die ohne Ansehen der Person, der gesellschaftlichen Stellung, der Vermögensverhältnisse ihres Amtes waltet; die Göttin, deren Augen eine Binde vor der Versuchung schützt.

Digitized by Google

Ist das Urteil wirklich gefallen? Erfunden kann es doch nicht sein, also müssen wir schon daran glauben, wenn's noch so schwer fällt. Um so schwerer, als mit den Prozeßkosten die Staatskasse belastet worden ist. Wie kommt wohl der völlig unbeteiligte Bürger dazu, die Kosten dafür zu bezahlen, daß eine Dame von Stande den ungewöhnlichen Einfall hat, Sachen aus einem Geschäft ohne Bezahlung heimlich sich anzueignen und das nur zur „näheren Besichtigung". Man entschuldige die schüchterne Frage: Wäre es nicht vielleicht doch angemessener gewesen, wenn die Dame wenigstens die Kosten für ihr Privatvergnügen *selbst* bezahlt hätte? Auch scheint dem Herrn Richter nicht bekannt zu sein, daß in den großen Warenhäusern Berlins, und gewiß auch anderer Großstädte, die Fälle durchaus nicht selten sind, wo Frauen der „guten" und „besten" Gesellschaft bei solchen Besichtigungsversuchen ertappt werden. Die wenigsten dringen an die Öffentlichkeit, da meist der Gatte rechtzeitig mit dem Portemonnaie einspringt, und die Geschäftsinhaber schon im eigenen Interesse den Skandal zu vermeiden, die Sache möglichst diskret zu regeln suchen. Da sich eben diese Sache in den vornehmen Kreisen abspielt, so hat sie dort auch einen vornehmen Namen. Die Dame von Stand und Vermögen, deren kindische Lüsternheit nach allerlei nichtigem Putz und Tand der Versuchung nicht widerstehen kann, leidet an „Kleptomanie", ist tief zu bedauern und von Autoritäten der Psychiatrie zu behandeln. Die Frau aus dem Volke, die ein paar Kartoffeln aus einem Felde gräbt oder etwas Holz im Walde auflieſt, hat gestohlen und kommt wegen ganz gemeinen Diebstahls unwiderruflich ins Gefängnis. Und wie oft war bitterste Not, nicht weibisch-kindisches Gelüst, die Ursache!

Ich könnte den Richter wohl verstehen, wenn er das Urteil vom reinmenschlichen Standpunkte, vom Standpunkte des Gemütes gefällt hat. Es könnte ihm wider die Natur gegangen sein, wider sein ganzes angeborenes und anerzogenes Empfinden, einer Dame aus den höheren Kreisen wegen eines mehr triebartigen als sittlich überlegten und bewußten Delikts durch Verurteilung wegen Diebstahls einen Makel für das ganze Leben anzuhängen. Ich könnte diese Beweggründe sogar billigen, dann aber müßten sie nicht nur den Angehörigen der höheren Stände, sondern gerade auch *den Armen und Ärmsten* zugute kommen. Zu der heute geschwungenen Rechtslehre und Rechtsprechung passen aber solche Erwägungen wie die Faust aufs Auge. Heute liest jeder aus einem solchen Urteil schlechterdings nur Klassenjustiz heraus. Eine Frau aus dem Volke, gegen die ein solches Tatsachenmaterial vorläge und die sich noch dazu auf solche Weise herausreden wollte, würde unbedingt wegen Diebstahls zu längerer Gefängnisstrafe verurteilt werden. Ein anderer Ausgang vor Gericht wäre bei gleichen Umständen einfach unmöglich. Oder will sich jemand anheischig machen, gleichliegende Fälle mit gleichem Ausgang auch für Angehörige der unteren Schichten abzuwarten? Die Zeit würde ihm etwas lang werden. —

Ein ander Bild: Während des Beuthener *Maurerstreiks* im Juni vorigen Jahres wurde der Maurer Joseph Sch. beim Vorüberfahren

Digitized by Google

an einem Bau von dem Bauunternehmer B. gezwungen, vom Rade zu steigen und erhielt nach einem Wortwechsel von diesem mehrere Schläge mit dessen dickem Stocke. Der Fleischermeister N., der auch bauen ließ, kam dazu und nahm B.s Stock, um die Mißhandlung gegen Sch. fortzusetzen; dieser ergriff aber die Flucht, da eine ganze Anzahl Arbeitswilliger (!) von den nahegelegenen Bauten mit Knüppeln und Steinen auf ihn losging. Von den Verfolgern war N. der erste, er schlug nach der Bekundung eines Zeugen nach Sch. mit dem Stock, worauf dieser sich umdrehte und N. den Stock entwand, wobei N. hinfiel. Als er wieder aufgestanden war, schlug Sch. nach seiner eigenen Angabe mehreremal mit dem Stock den N. so, daß dieser blutete. Das Schöffengericht nahm seinerzeit an, daß Sch. sich nicht im Stande der Notwehr befand, als er N. schlug, und verurteilte ihn deshalb zu zwei Monaten Gefängnis, während der gleichfalls angeklagte N. — freigesprochen, B. aber zu 21 Mark Geldstrafe verurteilt wurde.

Vor dem Landgericht wurde dann die Strafe des Sch. allerdings von zwei Monaten auf drei Wochen Gefängnis herabgesetzt; sein freigesprochener Verfolger aber noch — nachträglich zu 21 Mark Geldstrafe verurteilt. Dieser Spruch des Landgerichts ändert aber das Verhältnis zwischen dem Urteil gegen den in der Notwehr handelnden Arbeiter und dem gegen die angreifenden Unternehmer nur stufenweise.

Der verfolgte Arbeiter erhält zwei Monate bzw. drei Wochen Gefängnis.

Die verfolgenden Unternehmer erhalten je 21 Mark Geldstrafe.

Dabei ist der Unternehmer B. schon zwölfmal, darunter fünfmal wegen Körperverletzung, zweimal wegen Unterschlagung, weiter wegen Bedrohung, Hausfriedensbruch, Beleidigung und Freiheitsberaubung bestraft!

Was kommt's darauf an! Er ist doch eine Zierde des Vaterlandes und ein heldischer Patriot, wenn er nur gegen die Sozis tüchtig den Knüppel schwingt!

Kein staatserhaltendes Blatt hat sich bemüßigt gefühlt, diesen Fall der öffentlichen Kritik zu unterbreiten. Dergleichen wird feste unterschlagen; anders kann man das Verfahren nicht bezeichnen. Wenn man sich immer nur über den Terrorismus der Arbeiter aufregt, sämtliche Fälle, in denen Arbeiter in berechtigter Empörung sich zu Ausschreitungen haben hinreißen lassen, gewissenhaft aufzeichnet, dagegen die vielleicht noch zahlreicheren und schwereren Fälle von Unternehmer- und Arbeitswilligen-Terrorismus grundsätzlich verschweigt, so ist das nichts anderes als Fälschung der öffentlichen Meinung.

Ich will die sozialdemokratische Presse, auch den „Vorwärts", von dem umgekehrten Verfahren keineswegs freisprechen. Sie hätte allen Grund, auch vor der eigenen Parteitür tüchtig zu kehren und manchem werten Genossen gründlich den Pelz zu waschen, auch manche Zustände in der Partei scharf

Digitized by Google

zu beleuchten. Aber da versagt der kühne Mut und das trutzige Demokratentum. Denn mit den „Genossen" ist nicht zu spaßen. Sie könnten die Sache falsch verstehen und einen Scheiterhaufen für das ketzerische Parteiorgan oder dessen Redakteure anzünden. Geben der unfehlbare Parteipapst, August I., und das Kollegium der orthodoxen Parteibonzen ihren Segen dazu, so ist kein Genosse sicher vor dem Ketzergericht. Die Orthodoxie des offiziellen sozialdemokratischen Bekenntnisses ist weniger duldsam als die christliche, und Verstöße gegen die Dogmen der sozialdemokratischen Partei werden von dieser schwerer gesühnt und verziehen als Verstöße gegen die christlichen Dogmen durch die christlichen Kirchen. Es fehlt der Partei noch viel zu einer Partei der Freiheit.

Daß aber im anderen Lager auch gesündigt wird, ist keine Entschuldigung für die eigenen Sünden und darf unter keinen Umständen den bequemen Vorwand zu träger Selbstzufriedenheit geben. In dieser aber dämmert noch immer ein großer Teil der bürgerlichen Gesellschaft und der ihr dienstbaren staatlichen Gewalten dahin, die aus dem alten, ausgefahrenen Geleise auch nicht heraus können. Welche einseitigen und ungerechten Vorstellungen sind z. B. noch immer über das Koalitionsrecht der Arbeiter und das Wesen des Streiks verbreitet. Haben doch sogar evangelische Geistliche, sämtliche Pfarrer von Crimmitschau, in ihrer Kundgebung gegen den dortigen Streik Begriffe und Anschauungen von Rechten und Pflichten der Arbeiter gegenüber ihren „Brotherren" durchblicken lassen, die ebenso entfernt von Vernunft und Gerechtigkeit waren, wie vom Geiste des Christentums, wie es allezeit von den Besten nicht nur unserer Nation empfunden wurde. Da ist es dann ein tröstliches Labsal, eine andere Tonart aus den Kreisen der evangelischen Geistlichkeit zu hören. In der „Meeraner Zeitung" hat sich vor einigen Wochen der dortige Pfarrer Sammler über die Frage des Streiks geäußert:

„Um was handelt sich's in einem Streik? Um Güter verschiedener Art: bei den Angriffsstreiks um besseren Lohn, Verkürzung der Arbeitszeit oder um die Forderung der Arbeiter, in gewissen Fabrikverwaltungsfragen mitsprechen zu dürfen; bei den Abwehrstreiks handelt sich's darum, eine Minderung des Lohnes oder eine Verlängerung der Arbeitszeit zu hindern oder das Koalitionsrecht der Arbeiter und die Arbeiter zu schützen. Möglich sind Streiks aus andren Anlässen, die ich nicht kenne.

„Was läßt sich vom christlichen Standpunkt zu diesen Forderungen sagen? Erstlich: eine Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage ist jedem zu gönnen. Jeder sucht sein Einkommen zu erhöhen, der Fürst sowohl wie der Minister, der Beamte und der Geschäftsmann. Sollte beim Industriearbeiter dieses Streben allein zn tadeln sein? Aber man sagt: Ja, eben dieses Streben nach Geld ist zu verwerfen. Aber *dann verurteile man dies Streben bei allen.* Aber kann dies Streben nach höherem Einkommen nicht auch andern Gründen entspringen? Z. B. der Fürsorge für die Familie, dem Streben nach besserer Bildung und anderm? Dann

Digitized by Google

wäre dieses Streben sittliche Pflicht, und ein Unterlassen dieser Pflicht wäre sittlich zu tadeln.

„Auch das Streben nach Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht ohne weiteres zu verwerfen. Neben den Arbeitern, die doch am besten wissen müssen, wo sie der Schuh drückt, dürfen wir doch auch den Hygienikern einigen Glauben schenken, die behaupten, daß in gewissen Betrieben überlange Arbeitszeit an der Maschine gesundheitsschädliche Folgen hat. Die Ethiker aber weisen uns darauf hin, wie durch die Industrie vielfach das Familienleben geschädigt worden ist. Was für Hausfrauen können aus Mädchen werden, die vom 14. Lebensjahre ab in die Fabrik gehen? Was wird aus den Kindern, deren Mütter in die Fabrik gehen müssen?

„Ferner, wenn bei manchen Streiks Forderungen nach Mitbeteiligung an gewissen Fabrikverwaltungsfragen erhoben werden, so ist das vom Standpunkt vieler Arbeitgeber eine Unverschämtheit, nach dem Satze vom Herr bleiben wollen im eignen Hause. Aber manche Fabrikanten haben ein gewissermaßen konstitutionelles System in ihren Betrieben eingeführt, in Deutschland sowohl als besonders in Amerika, und haben meist keine schlechten Erfahrungen dabei gemacht. Und wenn Fürsten herabsteigen mußten von der Höhe ihres Absolutismus und Parlamente neben sich haben, wenn Pastoren Kirchenvorstände neben sich erstehen sehen, warum soll allein in der Industrie das absolute Regiment dauern?

„Über die Gründe des Abwehrstreiks kann ich mich kürzer fassen. Ist das Streben nach höherem Lohn und nach Verkürzung der Arbeitszeit unter gewissen Voraussetzungen sittlich zu rechtfertigen, so ist es natürlich umgekehrt auch, wenn Arbeiter sich einer Verminderung des Lohnes und einer Heraufsetzung der Arbeitszeit zu widersetzen suchen.

„Was aber das Eintreten der Arbeiter für ihr Koalitionsrecht und für ihre Führer betrifft, so muß ich sagen: Christlich ist es, dem Bruder in der Not beizustehen. Wenn Arbeiter das einsehen und zusammenstehen, so ist das christlich, sie mögen es eingestehen oder nicht. Und wenn sie einstehen für ihre Führer, so ist solches Benehmen zu achten. Unsittlich wäre es, wenn sie ihre Führer in der Not verlassen wollten; es wäre so ehrlos, wie der Soldat, der im Kampfe seinen Offizier verläßt, gleichviel ob dieser Offizier ein Ehrenmann ist oder das Gegenteil. Im Kampfe gilt allein Treue.

„Wir kommen zur zweiten Frage: Ist der Streik das richtige Mittel, um im allgemeinen richtige Forderungen durchzusetzen?

„Streik ist offener Kampf. Unterbrechung des friedlichen Zusammenarbeitens zusammengehöriger Teile eines Ganzen. Christliche Sittlichkeit aber hat nur ein Ideal: Friedliches Zusammenarbeiten aller Kräfte im Organismus der Menschheit. Von diesem letzten Ziele aus betrachtet ist der Streik ein Übel, das überwunden werden muß. Solange wir aber noch unvollkommene und werdende Menschen sind, werden Streiks so gut wie Kriege dauern. Aber hinarbeiten müssen wir auf dieses Ziel friedlichen Zusammenarbeitens.

Digitized by Google

„Und hier muß die Tätigkeit der Kirche vor allem einsetzen. Denn sie ist die Gemeinschaft, die über den Parteien steht und der Arbeitgeber wie Arbeitnehmer angehören.

„Die Vorschläge, Streiks zu verhüten, sind die bekannten: Mahnung zum Nachgeben bei den Unternehmern und zum Maßhalten in den Forderungen bei den Arbeitern."

Möchten doch diese ebenso ruhigen wie verständigen, von echt christlichem Geiste getragenen Worte in weitesten Kreisen, namentlich in denen der christlichen Geistlichkeit, Beherzigung und Widerhall finden. Viel Unrecht könnte vermieden, mancher Friede gestiftet werden.

* * *

Manch tapferer deutscher Mann, aber auch deutsche Frauen und Kinder haben im fernen Südwestafrika ihr Leben lassen müssen. Und viele trauern ihnen nach in der alten Heimat. Groß sind die Opfer des deutschen Volkes an Blut und Geld, größere werden folgen. Und was uns dabei vollends niederdrückt: es ist eigene Schuld, es hat nicht müssen so kommen, es konnte vorgebeugt werden. Aber es ist nichts geschehen.

Die eigentlichen Ursachen des Hereroaufstandes habe ich im Februar-Tagebuch dargelegt: Es war die ruchlose Ausbeutungspolitik christlicher Europäer, in erster Reihe deutscher Händler, denen man ruhig zusah, wie sie auf den völligen wirtschaftlichen Ruin der Eingeborenen losarbeiteten, sie ihres Landes und ihres Viehs systematisch beraubten und damit in den Verzweiflungskampf trieben, den die Aufständischen nun mit der Grausamkeit und Rachsucht führen, wie man sie von wilden Völkerschaften, wie dem Niggerstamm der Hereros, nicht anders erwarten kann. Viel glühender Haß war aufgehäuft. So schreibt z. B. der Missionsinspektor Spieker über seine letzte Visitationsreise: „Ich nahm schon hier (in Swakopmund) wahr, daß die Weißen die Eingeborenen vielfach schlecht behandeln. Die meisten von ihnen sehen sie offenbar nicht als Mitmenschen an, sondern die Schwarzen sind in ihren Augen nur dazu da, um ihnen als Diener und Arbeiter, je nach Wunsch, zur Hand zu sein. Zur Arbeit müssen sie, wenn es nötig ist, durch Schläge gezwungen werden. Mich hat es hin und wieder geradezu entrüstet, wenn ich sah, eine wie rohe Behandlung die Eingeborenen sogar von seiten einfacher deutscher Arbeiter erfuhren ... Dagegen schien es mir, daß wenigstens unter den Beamten das Streben herrscht, die Eingeborenen gerecht zu behandeln und sie gegen Vergewaltigung zu schützen."

Das ist den Beamten aber von den ausbeutungssüchtigen patriotischen Kraftmeiern sehr verübelt worden, ebenso wie den Missionaren deren christliche und menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen. Welche Früchte hätten erzielt werden können, wenn die Erziehung der Wilden durchweg eine solche gewesen und nicht von den Händlern und anderen Abenteuern zuschanden gemacht worden wäre, darf man füglich aus manchem Bericht schließen. So schreibt Missionar Meyer aus Okahandja:

Digitized by Google

„Am 14., Donnerstag, ... kam in der Frühe des Freitags (15. Januar) ein Bote von Ouhandja, dem Häuptling von Otjikurume, und übergab Missionar Diehl einen Brief zur Übermittelung an den Distriktschef Zürn, etwa des Inhalts, er, Ouhandja würde noch sehr kämpfen, der Oberleutnant möge aber die Frauen und Kinder aus der Feste schicken, damit sie nach Deutschland gingen; denn gegen diese zu kämpfen hielten die Herero nicht für schön."

Der Missionar erzählt dann, daß der Kommandeur von Okahandja erklärt hatte, die Frauen und Kinder in der Station behalten zu wollen:

„Die Leute waren wie verblendet. Man konnte, nachdem der Brief vorgelesen war, trotzdem es Diehl an den ernstesten Ermahnungen und Vorstellungen nicht fehlen ließ, auch nicht die geringste Spur bei ihnen wahrnehmen, daß ihnen ihr böses Tun und Treiben etwa leid getan hätte. Im Gegenteil, feste Entschlossenheit lag auf allen Gesichtern, das Schreckliche, das sie sich vorgenommen, auch hinauszuführen. Nur eins war zu verwundern. Die Weißen auf der Militärstation hatten uns um Milch, Eier und andre Erfrischungen für die Kinder und Frauen gebeten. Die Eingeborenen ließen es ruhig zu, daß wir sie ihnen brachten."

Ein Sprecher erklärte dem Missionar:

„Muhonge, Ihr habt nichts zu befürchten. Wer sterben soll, darüber haben wir uns schon früher beraten. Das sind die Händler und die Soldaten, aber alle. Auch über den jungen Omuhonge (Diehl jun. ist gemeint) ist verhandelt worden. Aber da haben wir gesagt: Nein, der hat uns die Kirche (als Architekt) so schön gemacht; zudem gehört er zu den Ovahonges (Plural von Omuhonge); die bilden miteinander einen Leib. Gehe nur, Muhonge, Ihr habt nichts zu befürchten, Euch geschieht nichts usw."

Daß die Hereros ihre rachsüchtigen und blutdürstigen Instinkte nicht immer werden gezügelt haben, ist leider zu befürchten. Entsetzliche Grausamkeiten, viehische Rasereien werden berichtet, und manches davon beruht vielleicht auf Wahrheit. Es sind eben Wilde, die man in den Verzweiflungskampf gehetzt, und man hat wenig Grund, sich jetzt darüber entrüstet zu stellen, daß Wilde sich als Wilde gebärden.

Das schließt aber nicht aus, daß von interessierter Seite auch manches übertrieben oder erfunden wird. So erzählt z. B. Missionar Olpp in einem Briefe aus Otjimbingue unter dem 9. Februar:

„Kein Wagen, kein Zugvieh war mehr da. Und doch mußte Brockmann mit seinen ihm noch verbliebenen Schützlingen fort. Denn sie waren jetzt den herumziehenden fremden Hererohorden hilflos preisgegeben. So nahm er dann mit schwerem Herzen Abschied von seiner ihm liebgewordenen Arbeitsstätte und langte mit seinen Schutzbefohlenen nach achtstündiger, beschwerlicher Fußwanderung bei Anbruch der Nacht in Okahandja an, ohne unterwegs auch nur einem einzigen Herero zu begegnen. Auf der Militär-

Digitized by Google

station erregten sie allgemeines Aufsehen, da man sie schon für tot gehalten hatte. Frau Pilet und Schwester sollten sogar in vier Teile auseinandergeschnitten und ihr Fleisch auf die Büsche gehängt worden sein. So hatte man erzählt . . ."

Von derselben interessierten Seite sind die Missionare in geradezu schändlicher Weise beschimpft und verleumdet worden. Hat man sich doch nicht entblödet, zu behaupten, sie machten gemeinsame Sache mit den Hereros und das, weil die Missionare aus Dankbarkeit von den Hereros geschont wurden. Das hat nun den „Reichsboten" bewogen, den bewußten „Kulturträgern" und „Patrioten" etliche peinliche Wahrheiten ins Stammbuch zu schreiben, weitere Sprüchlein sich vorbehaltend:

„Man hat in missionarischen Kreisen bisher zurückgehalten, was man über das Treiben der Weißen weiß, wodurch sie die Erbitterung, den Haß und die Rachsucht der Hereros hervorgerufen haben, das wüste Leben der Männer gegenüber den Hererofrauen, die brutale Behandlung der Hereros, ihre Ausbeutung durch die Händler, die als „Kulturträger" Schnaps und Putzwaren brachten —, aber wenn man fortfährt, die Missionare in dieser Weise zu verdächtigen, als hätten sie den Hereros ihre Häuser und Kirchen zur Verfügung gestellt, um aus ihnen die Weißen zu beschießen, dann wird es Zeit, daß die Missionare ihre Zurückhaltung aufgeben und die Haltung dieser gerühmten Kulturträger schildern. Es wird das nötig werden, damit man klar sieht über die Ursachen des Aufstandes, der dem Reiche so viel Geld und Soldaten kostet, und weil auch noch Millionen Mark Entschädigungen für die Verwüstungen der Hereros auf den Farmen verlangt werden. Die deutsche Nation will nicht, daß eine Handvoll Abenteurer in den Kolonien wüste Brutalitäten üben, die Eingeborenen zur Racheübung erbittern und das Reich dann alles ausbaden soll! Wir wollen wirkliche Kultur in diese Länder bringen — das Beste, was wir haben — und das ist das Christentum, deutsche Arbeit und Sittlichkeit. Sonst lasse man lieber Kolonien Kolonien sein."

Sehr wahr und sehr wacker. Nur meine ich, hätten die Missionare ihre Zurückhaltung schon aufgeben sollen, bevor sie selbst angegriffen wurden. Denn gerade hier hätte rückhaltlose Wahrheit unsägliches Unheil verhüten können. Nur die, wie es scheint, zur Lebensnotdurft des modernen Deutschen gehörige Schönfärberei, die liebe Selbstzufriedenheit, kurz ein frevler Selbstbetrug hat die notwendigen rechtzeitigen Maßnahmen verhindert, die dem ganzen Unglück vorbeugen konnten und vorgebeugt hätten. Teuer zu stehen gekommen ist dem deutschen Volke diese moderne nationale „Liebhaberei"!

Man braucht nur die Denkschrift, die der Reichskanzler Graf Bülow unter dem 3. Dezember 1903, also kurz vor dem Aufstande der Hereros, dem Reichstage überreichte, mit den inzwischen festgestellten und neu eingetretenen Tatsachen zu vergleichen, und man wird staunen über die

Digitized by Google

in Rosa und Gold getauchten Illusionen, denen sich unsere maßgebenden Kreise dicht vor dem grausigen Ausbruche im Gefühle absoluter Vollkommenheit hingaben.

„Die wichtigste Voraussetzung für eine wirtschaftliche Erschließungspolitik großen Stils, Friede und Ordnung, erscheint nach den Erfahrungen des Berichtsjahres in den Schutzgebieten in ausreichendem Maße gesichert", so wortwörtlich zu lesen in dieser denkwürdigen Denkschrift. „Freilich zeigen Vorkommnisse, wie der nach Abschluß des Berichtsjahres zum Ausbruch gekommene Aufstand der Bondelzwarts in dem seit Jahren pazifizierten südwestafrikanischen Schutzgebiet, daß Vorsicht und Wachsamkeit noch für lange hinaus am Platze sein werden. Vereinzelte Fälle dieser Art bleiben auch beträchtlich älteren Kolonialgebieten nicht erspart. Die Leichtigkeit jedoch, mit der diese Unruhen von vornherein auf einen kleinen Herd beschränkt worden sind, und die Unterstützung, welche die deutsche Verwaltung in der Niederkämpfung derselben bei den übrigen Eingeborenenstämmen (also auch bei den Herero! D. Red.) gefunden hat, sind — namentlich im Vergleich zu den noch vor einem Jahrzehnt in Südwestafrika bestehenden Verhältnissen — ein deutlicher Beweis dafür, auf welcher sicheren Grundlage die deutsche Herrschaft im Schutzgebiet heute steht."

Über „Eingeborenenkulturen" teilt die Denkschrift folgendes mit:

„Die Entwicklung aller Schutzgebiete weist im Berichtsjahre in verstärktem Maße den bereits in den Vorberichten festgestellten gemeinsamen Zug auf, daß die Kulturen der Eingeborenen unter der belehrenden Einwirkung der Verwaltung, der Missionen, der europäischen Firmen und der Expeditionen des kolonialwirtschaftlichen Komites eine fortschreitende Ausdehnung und Verbesserung erfahren, so daß die einzelnen Schutzgebiete in dem geordneten Wirtschaftsbetrieb der Eingeborenen immer mehr eine gesicherte ökonomische Grundlage erhalten."

In dem Abschnitt der Denkschrift, der sich speziell auf Deutsch-Südwestafrika bezieht, umfaßt der Bericht über die „eingeborene Bevölkerung" ganze anderthalb Zeilen: „Bei der eingeborenen Bevölkerung sind merkliche Veränderungen nicht eingetreten."

An einer anderen Stelle wird noch kurz bemerkt:

„Entsprechend der friedlichen Entwicklung des Schutzgebietes war auch das Verhältnis zu den Eingeborenen im Berichtsjahre ein gutes."

Eine blutige Satyre, diese Denkschrift, auf die wirklichen Zustände und Ereignisse. Eine Denkschrift —:

„Darinnen liegt begraben so manicher Soldat,
So mancher, so schöner, auch tapferer Soldat."

Digitized by Google

Die Geschichte der Programmusik.

Von

Dr. Karl Storck.

III. Was heißt „symphonische Dichtung“?

Von Richard Wagner haben wir das Wort: „Musik sagt niemals ‚das bedeutet‘, sondern immer ‚das ist‘; sie redet nicht von dem, was sie uns mitteilen will, sondern gibt uns die Sache selbst.“ Gerade der Programmusik gegenüber stehen aber, ich fürchte fast, ich muß sagen, die meisten Hörer auf dem Standpunkt, daß sie immer fragen: was bedeutet das? daß sie in allem gewissermaßen die Übersetzung eines dichterischen oder sonstwie künstlerischen Stoffes in die Musiksprache sehen, nicht etwas durchaus und rein Musikalisches. Wenn ich Leute so eifrig die sogenannten Programmbücher und Konzertführer nachlesen sehe, bis sie glücklich ein bestimmtes Motiv gefunden haben, habe ich immer ein Gefühl, als schlügen sie ein unbekanntes Wort im Lexikon nach. Wäre ein solches Verhältnis des Hörers zur „symphonischen Dichtung“ durch deren Art gerechtfertigt, ich wäre der erste, der die ganze Gattung für minderwertig erklärte. Aber die „symphonische Dichtung“ ist etwas ganz anderes, als es nach dem Verhalten vieler Liebhaber und Fachmänner ihr gegenüber aussieht. Freilich nur die wirklich künstlerische symphonische Dichtung. Es gibt deren ebenso viele wertlose und schlechte, wie früher schlechte Symphonien geschrieben worden sind. Nur daß hier die Wertlosigkeit leichter in die Augen springt, weil sie sich nicht nur in einer bloß musikalischen Armut, sondern obendrein im Mißverstehen des ganzen Wesens der Gattung äußern kann. Auf dieses Wesen aber kommt es uns zunächst an.

Was ist eine „symphonische Dichtung“?

Die symphonische Dichtung ist die bis jetzt höchste Stufe der „Musik als Ausdruck“. In den Symphonien Mozarts war die höchste Stufe der „Musik als tönend bewegter Form“ erreicht. Es ist bekannt, daß Eduard

Digitized by Google

Hanslick, der erfolgreichste theoretische Bekämpfer der Richtung Wagner-Liszt die Musik als „tönend bewegte Formen" definierte. Nach seiner Anschauung wäre also die Form das Wesentliche der Musik. Wir setzen mit Wagner-Liszt, die darin durchaus eins sind mit Beethoven, dagegen die Behauptung, daß der Inhalt, die Idee, der Gefühlsgehalt das Wesentliche der Musik ist und immer gewesen ist; daß die Form nie etwas anderes war, als das Gefäß, in das dieser Inhalt gegossen wurde.

Nun haben wir oben selber gesagt, daß Mozarts Symphonien unter den Begriff der Musik als tönend bewegter Formen fallen. Wollten wir damit sagen, daß in Mozarts Musik der Gefühlsgehalt gegenüber der Form zurücktritt? Nein! Aber der Gefühlsgehalt, die Idee der Symphonien Mozarts ist von jener mehr elementaren Art, daß zu ihrer Aussprache die vorhandenen Formen ausreichten. Mozarts Überlegenheit über die andern beruht nicht darin, daß er etwas anderes sagt, als sie, sondern daß er alles unendlich schöner sagt, als seine Vorgänger. Als dann jener eine kam, der größte Musiker aller Zeiten, Beethoven, der ganz Neues in der Musik sagen wollte, sagen mußte, da barsten ihm die vorhandenen Formen. Es genügte ihm nicht mehr, bestehende Formen in tönende Bewegung zu bringen, er mußte zum Urmaterial der Musik selber zurückgreifen und dichtete in Tönen sein urpersönliches Fühlen und Denken. Beethoven ist der Angelpunkt der musikalischen Entwicklung; in ihm mündet alles, was die Zeiten vorher geschaffen; in ihm gründet alles, was seither geschaffen worden ist.

Also nicht eine Verleugnung der Form an sich lehrt die neue Musik; sie heischt nur ein gutes Recht, indem sie für den Künstler den Anspruch erhebt, daß er selber auch Schöpfer dieser Form ist und nicht Gegebenes übernimmt. Die neue Musik stellt den Grundsatz auf, daß zu jedem Inhalt naturgemäß eine Gestaltung gesucht werden müsse, die diesem Inhalt und eigentlich nur diesem Inhalt entspricht. Es gibt also so viele Formen, als es Inhalte gibt. Das ist nicht Fesselosigkeit, nicht Verachtung aller ordnenden Regel. Aber das Verhältnis ist so, wie Hans Sachs es in der Antwort darstellt, die er Walter Stolzing auf die Frage: „Wie fang' ich nach der Regel an?" gibt:

Ihr stellt sie selbst
Und folgt ihr dann. —

Wir sprechen hier immer von „Form", von „Gestalten", und von einem „Dichten in Tönen". Das sind alles Worte, die ihrem sprachlichen Wesen nach mit Musik nichts zu tun haben. Bei den Formen der Architektur, dem Gestalten des Bildhauers oder Malers stellt das Wort sich von selber ein. Bei der Musik spüren wir, daß es einen übertragenen Sinn hat. Denn jene Worte erwecken durchaus die Vorstellung von etwas Körperlichem; die Musik ist ja so durchaus immateriell, etwas so ganz Geistiges, Seelisches. Auch wer die tiefdringenden Darlegungen Schopenhauers nicht kennt, fühlt, daß das Wesen der Musik etwas anderes sein muß, als das

Digitized by Google

der andern Künste. Da kündet ein Mensch seine Liebe, sein Leid in wundersamen Klängen. Dieser Klang schwebt unsichtbar, unfaßbar auf den Wellen der vom Schall bewegten Luft zu dir her und dringt durch dein Gehör zu deiner Seele, so daß in ihr die gleichen Empfindungen in einer Stärke erregt werden, wie sie nichts anderes zu erzielen vermag. Das Ganze geschieht so ohne alle körperliche Mitwirkung, es entsteht aus einem Unfaßbaren und verschwindet wieder ohne alle körperlichen Reste, daß es ist, als hätte Seele mit Seele gesprochen, als spielte sich der ganze Vorgang in einer ganz andern Welt ab. (Schopenhauer faßt den Unterschied zwischen der Musik und den andern Künsten dahin, daß diese Abbilder der „Idee" seien, die Musik dagegen die „Idee" selber.) Um nun den Weg aus der Seele des Komponisten zur Seele des Menschen zu finden, bedarf die Musik der Form, d. h. Raum und Zeit müssen sich ihrer bemächtigen. Durch das rhythmische (Zeit) und harmonische (Raum) Element tritt die Musik in Erscheinung.

Für denjenigen nun, der an eine Seele, einen wirkenden Geist der Sprache glaubt, ist es bezeichnend, daß die Sprache für dieses „In-Erscheinung-treten" der Musik kein Wort geschaffen hat, sondern die Bezeichnungen von den andern, der körperlichen Welt näheren Künsten genommen hat. Und damit sagt uns die Sprache eine Wahrheit, von der wir uns in der Geschichte der Musik überzeugen können. Diese Wahrheit aber ist, daß es keine Formen gibt, die der Musik als solcher ihre Entstehung verdanken, die absolut und nur musikalisch sind. Sondern wo sich die Musik in einer Form kundgibt, zeigt uns diese (mehr körperliche) Seite die Herkunft, die Verbindung mit einer andern Kunst. Auch die Formen der sogenannten „absoluten" Musik, wie man die Instrumentalmusik oft genannt hat, lassen diese Herkunft von andern Künsten deutlich erkennen. Zur Instrumentalmusik sind wir zuletzt gelangt: Tanzmusik und Vokalmusik sind viel, viel älter. Als Tanzmusik bezeichnen wir jene Musik, die mit Körperbewegungen verbunden erscheint; in der Vokalmusik ist die Musik verbunden mit der Sprache, mit dichterischen Formgebilden. Die geschichtliche Entwicklung der Instrumentalmusik ist nun auf zwei Wegen so zustande gekommen, daß man Tanzmusik spielte, ohne zu tanzen, und Gesangsmusik nicht sang, sondern spielte. Das geschieht heute noch täglich. Man spielt einen Walzer, ohne zu tanzen, man spielt etwa den vierstimmigen Satz eines Chores, ohne zu singen. Nun beachte man zweierlei. Der Reiz der verschiedenen Tänze gegeneinander beruht auf der Verschiedenheit ihrer Bewegung. Es gab im 16. Jahrhundert eine große Zahl sehr verschiedenartig bewegter Tänze. Da die Musik sich der Bewegung der Tänze anschloß, hatte auch sie für sich allein den Reiz der Bewegung. Dieser Reiz ließ sich ungemein erhöhen, wenn man mehrere verschiedenartig bewegte Tänze hintereinander spielte. Man stellte also eine Folge verschiedener Tanzmusiken zusammen und erhielt so die musikalische Form der „Suite". Auf der andern Seite erhielt man dadurch, daß man ein Lied auf dem Instrument, z. B. einem Streich- oder Blas-

Digitized by Google

instrument spielte, wiederum instrumentale Musikformen, zumal wenn man dabei nun ruhig zu diesem die Singstimme vertretenden Instrument das oder die begleitenden Instrumente beibehielt. Dadurch, daß man nun diese beiden von verschiedener Seite herkommenden Musikformen gegeneinander stellte, erhöhte man noch den Reiz des Wechsels.

Als die Instrumentalmusik so aus ihrer ursprünglichen Verbindung mit Körperbewegung oder Gesang losgelöst war, wurde sie ganz von selber selbständiger. Sie brauchte keine Rücksichten mehr zu nehmen. Sie konnte sich in einer Schnelligkeit bewegen, wie sie dem Körper nie möglich war; sie konnte einen Umfang, eine Kolorierung usw. annehmen, die für die Menschenstimme unerreichbar sind.

Die sogenannten Musikformen, als da sind Suite, Sonate, Quartett, Symphonie u. a., sind nun nichts weiter als Schemata für die Art, wie man die verschiedenen Stücke aufeinander folgen ließ. Die häufigste Vierteilung besteht darin, daß die beiden Außensätze (1 und 4) die instrumentale Bewegtheit zeigen; der 3. Satz (Scherzo) ist noch ein richtiges Tänzlein geblieben, der 2. Satz dagegen bringt das vom Instrument gesungene Lied.

Es ist ganz selbstverständlich, daß im Lauf der Zeit sich das Gefühl für diese Herkunft der einzelnen Formen verlor. Es ist das Verdienst Richard Wagners in seiner wundervollen Studie über Beethoven, diese Herkunft der großen Form der Symphonie aus dem bescheidenen Wechselspiel von Tanz- und Liedformen nachgewiesen zu haben. Wenn man bedenkt, daß die Menschheit zweitausend Jahre einer künstlerischen Musikpflege brauchte, um sich die Mehrstimmigkeit der Gesangsmusik zu gewinnen, erkennt man, wie schnell die Instrumentalmusik sich entwickelt hat, wo zwischen den ersten Anfängen und Mozart gerade zweihundert Jahre liegen. Man muß dabei bedenken, daß diese aus dem Wechsel der Tanzbewegung herausgewachsene Form doch dem Komponisten auch sehr viel bot. Er konnte in den beiden Eckſätzen sich an dem in der Möglichkeit der Abwechslung unbegrenzten Spiel mit Tönen ergötzen; der Tanzsatz bot die Gelegenheit, die Tanzstimmung einzubeziehen; im arioſen Satz aber konnte sich die Empfindung in einem Liede ergießen.

Daß dieses anmutige und überaus reizvolle Spiel, in dem der Riesengeist Johann Sebastian Bachs bis an die Ewigkeitsprobleme drang, in dem der musikalischste aller Menschen, Mozart, überirdische Schönheit gab, der Menschheit zu einer gewissen Zeit nicht mehr genügte, — das war nicht die Folge der ungeheuren Großtaten des musikalischen Genies Beethoven. Er ist darin bloß der höchste Ausdruck seiner Zeit. Aber diese selber hatte sich gewandelt und mit ihr die Menschheit. Ein Meer von Blut trennt die Welt Mozarts von der Beethovens. Das Blutmeer der Revolution, durch das die Menschheit zur Freiheit des einzelnen gewatet war. Das Blutmeer, durch das ein Napoleon von einem Ende Europas zum andern schritt, in dem er so unendlich viel begrub, was Jahrtausenden als unantastbar geschienen hatte.

Digitized by Google

Mögen nachher die alten Zustände vielfach wiederhergestellt worden sein, mag für die Millionen der Menschen diese ganze Zeit nichts gewesen sein, als eine schreckliche Unglückszeit — für die größten Menschensöhne war sie mehr gewesen. Und was diese größten Menschen schaffen, das wird Menschheitsgut!

In dieser Zeit hat auch die Kunst einen neuen Inhalt gewonnen. Es ist der Mensch. Das ist die Zeit, wo die alte Faustsage aus einer Zauber- und Liebesgeschichte zur tiefsten Ergründung des Problems der Menschheit wird. Und in dieser Zeit trat ebenbürtig neben den Faustdichter der Musiker Beethoven.

Er ist der Verkünder des Subjektivismus in der Musik. Was er fühlte, was er dachte und ersehnte, das sagte er uns; seine Persönlichkeit ist der Inhalt seiner Kunst. Um zu sagen, was er sagen wollte, nahm er die Sprache, die alle redeten: er benutzte die vorhandenen musikalischen Formen. Er dehnte, er streckte sie. Kaum eines seiner Werke zeigt genau das alte Schema. Ohne ausgesprochenen Grundsatz, unbewußt aus innerem Zwang wird das Alte unter seinen Händen ein Neues, bis schließlich die aufgestauten Wogen seines Empfindungsmeeres alle Dämme brechen.

Was Beethoven begann, das wurde in der „symphonischen Dichtung" vollendet. Diese Vollendung ist das Werk Liszts. Er gab den Versuch auf, in die überkommenen Allgemein-Formen, in die Schemata einen durchaus unschematischen, persönlichen Einfluß zu zwängen. Er erkannte, daß an die Stelle eines Wechsels von Bewegungen die Entwicklung von Gefühlen getreten war. Jede dieser Entwicklungen ist ein Ding für sich, ist ein besonderer Fall. Dieser Entwicklungsinhalt muß demnach auch die jeweilige Form schaffen.

Aber symphonische Dichtung! Woher das Wort Dichtung? Nun, weil dieses Gestalten einer geistigen und seelischen Entwicklung eben dem Schaffen des Dichters verwandt ist. Für das „Dichten in Tönen", wie Beethoven es nannte, fehlt wieder der sprachliche Ausdruck, fehlt das Wort. Genau so wie das eigentliche musikalische Wort für die frühere Art des Spielens mit Formen gefehlt hat.

Bei der wirklich vollendeten symphonischen Dichtung kennzeichnet das Wort „Dichtung" nur die Art der rein musikalischen Schaffensweise. Das „Dichten" besteht darin, daß der Komponist einen geistigen und seelischen Inhalt schafft, den er dann musikalisch kündet. Wie der Komponist diesen Inhalt gewinnt, ob er dazu durch ein anderes Kunstwerk, eine Dichtung, ein Bild oder eine Naturerscheinung oder ein persönliches Erlebnis gelangt, ist an sich gleichgültig. Genau wie es gleichgültig ist, ob Goethe die Faustsage selber erfunden hat, oder den Stoff vorfand, ob Böcklin die „Toteninsel" bloß in seiner Seele sah oder durch die Felsen von Capri dazu angeregt wurde. Es kommt nur darauf an, daß der Musiker in seinem Werke, ebenso wie Dichter und Maler in den ihrigen, etwas durchaus Persönliches und durchaus Musikalisches sagt.

Digitized by Google

Musikalische Zeitfragen.

Die Musiksteuer.

Das Wort klingt böse und wird in der letzten Zeit wohl noch mehr, als es bereits in den letzten Wochen geschehen ist, als Schreckgespenst benutzt werden. Da damit vor allem auf die Kreise der Musikliebhaber gewirkt werden soll, halte ich es für meine Pflicht, diese in weiterem Maße darüber aufzuklären, was denn hinter diesem bösen Worte steckt, als die Sache es eigentlich erheischt. Denn — das sei gleich vorausgeschickt — der Musikliebhaber gehört nicht zu den „Steuerzahlern". Alle private Musikveranstaltung wird von dieser Neuerung nicht berührt, sondern nur die öffentliche. Hier aber wird etwas angestrebt, was jedem gerecht und billig Denkenden als ganz natürlich erscheinen muß. — Die Schöpfer musikalischer Werke sollen in Zukunft von ihrem Schaffen pekuniären Nutzen haben, indem, wie es für Theater und Oper längst der Fall ist, in Zukunft auch für Konzertwerke ein Tantiemesystem eingeführt wird. Der „Verband deutscher Tonsetzer" hat das Unternehmen in die Hand genommen und eine „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht" begründet. Diese Anstalt erfährt von manchen Musikverlegern und — das ist so recht bezeichnend für die deutsche Nörgelsucht und unverbesserliche Zwiespältigkeit — bei vielen Musikern eine so heftige Befehdung, daß ich es für das Beste halte, das Gerechtigkeitsgefühl des deutschen Volkes anzurufen, das sich hier sicher auf die Seite der Schaffenden stellt.

Doch zunächst ist es wichtig, daß man Art und Einrichtung dieser „Musiksteuer" kennt. In einer vom Verband deutscher Tonsetzer in Karl Heymanns Verlag zu Berlin herausgegebenen Broschüre werden Einrichtung und Aufgaben der „Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht" dargestellt. Das Wichtigste dieser Darlegungen sei hier mitgeteilt.

Das musikalische Urheberrecht wurde innerhalb des Deutschen Reiches zum ersten Male einheitlich festgelegt durch das Gesetz vom 11. Juni 1870. Die Reform dieses Gesetzes durch das Gesetz vom 19. Juni 1901 (das am 1. Januar 1902 in Kraft trat) hat die Rechtsverhältnisse der öffentlichen Musikpflege sehr erheblich verändert. Grundsätzlich darf seit dem 1. Januar 1902 kein musikalisches Werk öffentlich aufgeführt werden, wenn nicht der Urheber oder sein Rechtsnachfolger die Genehmigung dazu erteilt hat. Da nun aber einerseits ein Komponist ganz unmöglich verfolgen kann, wo etwas von seinen Werken unberechtigt aufgeführt wird, und anderseits die Veranstalter musikalischer Aufführungen ebensowenig in der Lage sind, zu ermitteln, von wem sie die Aufführungsgenehmigung aller einzelnen Werke einzuholen haben, so würde der neue Rechtszustand eine bedenkliche Verwirrung und Belästigung der öffentlichen Musikpflege nach sich ziehen, wenn nicht der Verkehr zwischen den Inhabern von Aufführungsrechten und den Veranstaltern öffentlicher Aufführungen durch eine Zentralstelle geleitet würde. Es bestehen ähnliche Anstalten schon in Frankreich (seit 1851!), Italien und Österreich, und daß mit dem neuen Rechtszustand auch in Deutschland eine solche Zentralstelle notwendig geworden ist, hat die Reichsregierung mehrfach ausgesprochen (so in den Motiven zu dem neuen Gesetz und bei Gelegenheit der Reichstagsverhand-

Digitized by Google

lungen), dabei auch auf die von der Genossenschaft deutscher Tonsetzer geplante Anstalt Bezug genommen.

Seit dem 1. Juli 1903 befindet sich nun diese Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht — nach jahrelangen, sorgfältigen Vorarbeiten — in Tätigkeit. Innerhalb des ersten halben Jahres ihres Bestehens sind ihr etwa 60 000 Werke übertragen worden, sowie auch die Vertretung der österreichischen Autorengesellschaft. Die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht ist durch Übertragung der Aufführungsrechte Nachfolgerin der mit ihr vertragsmäßig verbundenen Komponisten und Musikverleger geworden und damit befugt, diejenigen Rechte wahrzunehmen, die ursprünglich dem Komponisten allein zustanden. Komponisten und Verleger, welche mit der Anstalt abgeschlossen haben, sind verpflichtet, ihre sämtlichen vorhandenen und die ihnen in Zukunft zufallenden Aufführungsrechte der Anstalt zu übertragen. Infolgedessen stehen der Anstalt zu: 1. die Aufführungsrechte an allen Werken, welche die mit der Anstalt verbundenen Tonsetzer nach ihrem Beitritt komponieren; 2. alle älteren Aufführungsrechte der mit der Anstalt verbundenen Komponisten, mit Ausnahme der Rechte, welche die Komponisten vor ihrem Beitritt zur Anstalt an solche Verleger übertragen hatten, die der Anstalt nicht angehören und die betreffenden Werke vom ersten Erscheinen an mit dem Vorbehalt versehen hatten; 3. alle Aufführungsrechte, welche die mit der Anstalt verbundenen Verleger vom Komponisten erworben haben; darunter naturgemäß auch für Werke solcher Komponisten, welche selbst der Anstalt nicht angehören. So ist es möglich geworden, daß Komponisten, welche bisher gezögert haben, der Anstalt beizutreten, ihren Namen auf der Liste der von der Anstalt vertretenen Komponisten finden. 4. Schließlich gehört zu dem Bestande der Anstalt noch jene Gruppe von Werken der mit der Anstalt verbundenen Komponisten, die vor 1902 schutzlos waren, nunmehr aber unter dem Schutz des Gesetzes stehen. Werden nämlich solche Werke, welche bis 1902 mangels eines Aufführungsvorbehaltes nicht geschützt waren, nachträglich mit einem Vorbehalte versehen, so steht die ausschließliche Befugnis zur öffentlichen Aufführung dieser Werke dem Urheber allein, d. h. nur dem Komponisten und nicht dem Verleger zu. Demnach begehen Verleger, welche erklären, daß sie die Aufführungsrechte an älteren, früher nicht mit Aufführungsvorbehalt versehen gewesenen Werken freigeben, einen unzulässigen Eingriff in die Rechte der Komponisten. 5. Außerdem ist die Genehmigung der Anstalt erforderlich für die Aufführung der Werke derjenigen ausländischen Tantiemengesellschaften, die ihre Vertretung für Deutschland unserer Anstalt übertragen haben.

Als das geeignetste Mittel zur Durchführung ihrer Aufgabe hat die Anstalt das Abschließen von Pauschverträgen erkannt. Der Pauschvertrag gibt dem Veranstalter von Aufführungen gegen Entrichtung einer jährlichen Pauschgebühr die Befugnis, alle dem Bestande der Anstalt angehörigen Werke in beliebiger Wahl und Wiederholung aufzuführen. Für die Entwicklung der deutschen Musik, für die Anstalt und endlich auch für die Konzertveranstalter kann es nur der einzig erstrebenswerte Zustand sein, daß nicht wegen jedes einzelnen Werkes angefragt und korrespondiert wird. Im Interesse der Pflege der zeitgenössischen Musik ist es wünschenswert, daß ein Veranstalter nicht in jedem einzelnen Falle ängstlich abwäge, ob die Vorführung eines neuen Werkes auch die Kosten einer Genehmigung lohnt. Die Pauschgenehmigung läßt für solche Zweifel keinen Raum, sie kann sogar einen An-

Digitized by Google

reiz bilden, von dem durch die Anstalt vertretenen Bestande zeitgenössischer Werke einen möglichst ergiebigen Gebrauch zu machen. Des weiteren ist zu bedenken, daß zahlreiche Vereine und Institute ehrenamtlich von Personen geleitet werden, denen man ihre mühevolle Aufgabe nicht durch Aufbürdung einer dauernden Korrespondenz wegen aller einzelnen Werke erschweren soll. Im letzten Augenblick notwendig werdende Programmänderungen würden überdies häufig eine Verhandlung mit der Anstalt unmöglich machen. Wollte endlich die Anstalt Einzelgenehmigungen erteilen, so müßte sie ein Heer von Kontrolleuren unterhalten zur Feststellung etwaiger unberechtigter Aufführungen. Die Kosten eines solchen Verwaltungsapparates würden aber die Anteile der Komponisten und Verleger erheblich verringern und die Gebühren der Veranstalter ganz unverhältnismäßig erhöhen. Bei Abschließung von Pauschverträgen ist weder zu einer Kontrolle noch zu weiterer Korrespondenz Anlaß.

Für die Höhe der Pauschgebühr ist der wirtschaftliche Charakter eines Instituts, das Werke aufführt, maßgegend; sie wird grundsätzlich mit 1 v. H. der Ausgaben oder Einnahmen berechnet, ohne daß an diesem Satz starr festgehalten würde. Vielfach wird eine Ermäßigung selbst dieses geringen Satzes eintreten. Wo ein nachweisbar wesentlicher Gewinn der Konzertveranstalter eine Erhöhung der Gebühr rechtfertigt, wird selbst im äußersten Falle ein Satz von 2 v. H. nicht überschritten. Kleine und mit Verlust arbeitende Veranstalter werden so durch die Pauschgebühr erheblich entlastet, ohne daß größeren, mit Gewinn arbeitenden Veranstaltern im Verhältnis zu ihren sonstigen Ausgaben eine nennenswerte Belastung erwächst.

Zur Ermittelung der für die Bemessung der Gebühr maßgebenden Umstände gibt die Anstalt Fragebogen aus. Diese bezwecken lediglich, den Veranstaltern von Aufführungen die Darlegung der in Betracht kommenden Verhältnisse zu erleichtern und sie auf diejenigen Punkte aufmerksam zu machen, die im wesentlichen für den Abschluß eines Vertrages maßgebend sind. Daß dabei alle Angaben streng vertraulich behandelt und ausschließlich in den Verhandlungen mit den betreffenden Veranstaltern benutzt werden, ist selbstverständlich.

So viel über Art und Einrichtung dieser Anstalt. Der zweite Teil der Broschüre weist die Angriffe zurück, die von verschiedenen Seiten gegen den Verband gerichtet werden. Ich möchte darauf im einzelnen nicht eingehen. Es ist so schon genug Bitterkeit auf beiden Seiten, und es ist nicht zu verkennen, daß nur zu viel Persönliches bereits in diesem Streit mit untergelaufen ist. Wer sich für Einzelheiten interessiert, mag zur Broschüre greifen.

Für mein Empfinden sind die Bestrebungen der Anstalt durchaus natürlich, billig und gerecht. Mit gerührten Augen versichert jeder, wie gut Schiller es heute haben würde, wenn er für die Aufführungen seiner Werke Tantiemen erhalten würde, statt der kärglichen Almosen, mit denen er seinerzeit abgefunden wurde. Lortzing wäre nicht verhungert, wenn wir schon damals die Einrichtung gehabt hätten, daß von jeder Aufführung seiner Werke dem Komponisten ein Prozentsatz der Einnahme gehöre. Ist auch nur ein Theater durch diese Einrichtung zugrunde gegangen? Wird deshalb auch nur eine Neuaufführung unterlassen? Hat man sich nicht allgemein daran gewöhnt, in dieser Einrichtung einen durchaus gerechten Schutz der Interessen des Dichters zu sehen? Daß auch hier die leichte Ware eines Blumenthal hundertmal mehr

Digitized by Google

abwirft, als viele echten Kunstwerke zusammen, ist freilich ein Unglück, das auf diesem Gebiete ebenso wütet, wie auf allen andern. Aber das liegt nicht an dieser Schutzeinrichtung, sondern am schlechten Geschmack des Publikums. Wenn dieses nicht die schlechte Ware der guten vorzöge, würde sie ihm nicht geboten werden. Wenn ihr also das Publikum zu einer gesunden künstlerischen Anschauung erzieht, so kommen ganz von selbst die Tantiemen in die richtigen Taschen.

Ich vermag nun nicht einzusehen, weshalb den Komponisten von Symphonien, Oratorien usw. die Tantiemen nicht ebenso rechtmäßig zustehen sollen, wie dem Opernkomponisten. Ich verstehe nicht, wieso diese Verpflichtung der Konzertveranstalter zur Tantiemezahlung eine Gefahr für eine gesunde Musikentwickelung sein soll. Wohl verstanden, ich will durchaus nicht behaupten, daß die „Genossenschaft der deutschen Tonsetzer" die Frage in allen Einzelheiten richtig gelöst hat. Ich meine nur, der Grundsatz, daß dem Komponisten aus der öffentlichen Aufführung seiner Werke ein dem Erfolg dieser Aufführungen entsprechender Gewinn zufließen soll, sei natürlich und gerecht. Man ruft den deutschen Idealismus dagegen auf. Warum sollen gerade nur die Komponisten die Kosten dieses Idealismus tragen; warum sollen nicht die Konzertinstitute einen ganz bescheidenen Anteil daran haben? Da klagt man, den deutschen Kapellmeistern werde die Bewegungsfreiheit unterbunden, der ideale Unternehmungsgeist geraubt. Schlimm genug, wenn eine große Aufführung deshalb unterbleiben sollte, weil die Veranstalter sich sagen: Von der Einnahme mußt du 1 oder 2 v. H. an den Komponisten abführen. In Frankreich ist man seit Jahrzehnten so „ideal", daß man dem schöpferischen Musiker auch die materielle Möglichkeit gönnt, von seinen Kompositionen zu leben. Ich meine, dieses Verhältnis sei idealer als das deutsche, wo gerade der Komponist ernster und großer Werke (von Opern abgesehen) sich damit abfinden mußte, daß er mit seinen Kompositionen auch den bescheidensten Lebensunterhalt nicht erwerben konnte. — Ich meine, unsere ersten Konzertinstitute, wie gerade die Berliner Philharmonie, für deren Konzerte jedes Risiko von vornherein ausgeschlossen ist, auch wenn 1 bis 2 v. H. der Einnahme abgegeben würden, sollten einmal so ideal sein, dem Komponisten zu geben, was ihm gehört. Statt dessen aber werden Trutzverbände gegründet, in denen man sich zum Gesetz macht, nur tantiemefreie Werke aufzuführen. Man hat die Macht der Zahl für sich, die Macht der Gewohnheit, und bei den Kurzsichtigen auch den Schein idealer Auffassung. Hoffentlich besinnt man sich noch und erkennt durch die Tat an, daß von den Tonschöpfungen nicht nur Agenten, Konzertinstitute, Dirigenten und reproduzierende Künstler leben sollen, sondern daß auch der Urheber des Werkes materielle Rechte hat.

Es handelt sich hier um einen Kampf gegen die materialistische Gewinnsucht des musikalischen Unternehmertums, um einen Kampf wider die Anmaßung des reproduzierenden Virtuosentums, um einen Kampf endlich für die Rechte des schaffenden Künstlers. Ich denke, das deutsche Volk wird sich nicht lange zu besinnen brauchen, auf welche Seite es gehört. Bt.

Digitized by Google

Neue Bücher und Musikalien.

Von der auf zehn Bände berechneten Ausgabe der „Literarischen Werke" des Hektor Berlioz, die der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig herausgibt, sind nach dem bereits angezeigten ersten Band nun auch die Bände 5 und 9 erschienen. (Preis je 5 Mk.) Der erstere enthält zwei für Berlioz ungemein charakteristische Briefwechsel, die die Übersetzerin Gertrud Savié mit Recht unter „ideale Freundschaft" und „romantische Liebe" zusammenfaßt. Freilich so recht ideal war die Freundschaft zwischen dem Komponisten und der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein nur auf der Seite der letzteren. Berlioz selbst war viel zu selbstsüchtig, um ein idealer Freund sein zu können. Er konnte nicht geben, sondern nur empfangen. Ich muß oft an ein ungezogenes Kind denken. Denn etwas kindlich Naives haftet ihm überall an, trotz des sarkastischen, ja boshaften Witzes. Die Briefe sind auch dadurch wichtig, weil wir in ihnen gewissermaßen die Entstehung der großen Oper „Die Trojaner" miterleben und den großen Anteil, den die Fürstin Wittgenstein am Zustandekommen dieses Werkes hat, kennen lernen. — „Romantische Liebe" ist der zweite Briefwechsel betitelt. Diese Liebe ist wirklich die romantischste in Berlioz' an Seltsamkeiten reichem Liebesleben. Aber sie ist es in versöhnendem Sinne. Am Ende seines Lebens (1864) verliebt sich Berlioz aufs neue in jene Estelle Gautier, in die der Knabe sich verliebt hatte, deren Bild am Himmel seines Herzens durch sein ganzes Leben als „Stern der Berge" geglänzt hatte. Das alles ist, wie wenn an einem Sommerabend nach wüstem Gewittersturm die Wolken verfliegen und ein schönes Abendrot den Himmel so friedevoll vergoldet, als hätte er niemals mit Donnern und Blitzen die Menschen geschreckt.

Der 9. Band erweckt mit dem Titel „Die Musiker und die Musik" Hoffnungen, die er nicht erfüllt. Aus Hektor Berlioz' umfangreicher Tätigkeit als Musikkritiker des „Journal des Débats" sind einige zwanzig bislang ungedruckte zusammengestellt, die, von zwei Artikeln über Mozart abgesehen, Zeitgenossen gelten. Berlioz ist eine so starke Persönlichkeit, daß er immer gelesen zu werden verdient, und er ist so interessant, daß man auch bei weniger Bedeutendem auf seine Kosten kommt. Den wichtigeren Studien über Beethoven, Spontini, Weber werden wir in anderen Bänden begegnen. Der Franzose Hallays hat diesem Band eine wertvolle Einleitung vorausgeschickt. Die bei dem fragmentarischen Stil sehr schwierige Aufgabe der Übersetzung ist von Gertrud Savié gut gelöst worden. H. St.

Hans Baldung.

Es ist das erstemal, daß ein Bild dieses Künstlers ein Türmerheft ziert, aber wohl nicht das letztemal. Denn dieses Werk zeigt nur eine Seite der vielfachen Tätigkeit des Meisters Hans Baldung, genannt Grien. Er war ein Elsässer, um 1480 zu Wegerstein bei Straßburg geboren, seit 1509 Bürger dieser Stadt. Als Gehilfe und Mitarbeiter Albrecht Dürers ist er bezeugt; ebenso sicher sind seine Beziehungen zu Matthias Grünewald. So

Digitized by Google

sehen wir ihn also in Verbindung mit den zwei größten deutschen Malern seiner Zeit. Wollen wir scheiden, was er jedem von ihnen verdankt, so hatte er die Farbe vom Meister des Isenheimer Altars, die Art der Bildkomposition von Dürer. Seinem ganzen Wesen nach steht aber Baldung Grünewald näher, mit dem er ja auch die Stammesgenossenschaft teilt. Eine wilde Phantasie eignet beiden. Bei Grünewald ist sie gebändigt durch den festen Anschluß an die überlieferte Gestaltungsweise, bei Baldung durch einen in der damaligen deutschen Kunst allein dastehenden Schönheitssinn. Aber Baldung steht tiefer im Leben als Grünewald, der wohl eine einsiedlerische Natur war und ganz in der kirchlichen Malerei aufging. Auch Baldung war eifriger Kirchenmaler. Zwischen Frankfurt und Basel rühmen sich manche Kirchen des Schmuckes durch Werke seiner Hand. Am herrlichsten ist der Besitz des Münsters in Freiburg, dessen vielteiliger Hochaltar eine ganze Reihe der besten Werke des Meisters birgt.

Aber Baldung war doch ein Weltkind, der mit durstigen Augen die Schönheit ihrer Geschöpfe trank. So hat kein anderer Künstler der Zeit Kinder gemalt wie er; und kein anderer Deutscher des 16. Jahrhunderts kommt ihm gleich in der Darstellung des nackten weiblichen Körpers. Man denkt an schönheitsselige Italiener, oft noch mehr an die berauschende Formenfreudigkeit des Rubens, der ja auch am Rhein daheim war. Aber die damalige Welt zeigte einen tiefen Gegensatz, der Baldungs Künstlergeist mächtig ergriff. In den Städten ein üppiges Leben, das reiche Bürgertum voll derber Genußsucht und leidenschaftlicher Lebensfreude; alles ohne Nervosität, Überschuß lang zurückgedämmter Kräfte. Diese Welt voll Kraft, Gesundheit und strotzender Lebensfülle aber erregte den Zorn des gierigen Todes. Mit solcher Wut ist er nie wieder auf die Menschen niedergefahren, so rasend hat er nie wieder gewürgt wie damals, wo der „schwarze Tod" durch blühendes Land ging und in der Menschen Scharen hauste wie ein Hagelschlag in dichten Blumenbeeten. Leben und Tod ist das Problem zahlreicher Gemälde Baldungs. Ein blühendes Weib, dessen straffe Brust, dessen breiter Schoß wie Symbole lebenspendender Kraft wirken, fällt dem Knochenmann zum Opfer. Höhnisch reißt er seiner Beute den schützenden Mantel ab. Mit grinsendem Behagen drückt er die kalten Zähne auf ihre roten Lippen.

Nicht nur der Kampf ums Leben, auch geistige Kämpfe erschütterten die Zeit. Die ob des verheerenden Tuns der Unglücksmächte entsetzte Menschheit suchte die Erklärung im Wirken teuflischer Kraft. Der Hexenwahn raste in den Gemütern; wer wußte, ob nicht die durch die Renaissance zu neuem Leben erweckten altheidnischen Götter die Menschheit, die sich von ihnen gewandt hatte, zu verderben suchten? Auch diese Stimmungen leben in Baldungs Werken. Am stärksten freilich in den Zeichnungen und Holzschnitten, in denen er von einer Größe ist, die ihn nah an den unvergleichlichen Dürer rückt.

Unter Baldungs Gemälden steht die in der Londoner Nationalgalerie aufbewahrte Darstellung Christi im Grabe, nach der unsere heutige Photogravüre gearbeitet ist, in der allerersten Reihe. Denn sie zeigt in hoher Vollkommenheit das, was Baldungs Größe vor allem ausmacht: die Vereinigung italienischer Schönheit in den Gestalten, klassischer Ruhe in ihrer Anordnung mit deutscher Gemütstiefe. **H. St.**

Digitized by Google

Briefe.

M. H., H. — O. B., H. — J. W., D. — M. W., K. — H. J. M., Basel. — E. G., B. — A. K., E. a. d. R. — W. B., Barmen. — Kl. Kl. 13. — W. Fl., B. — G. H., T. — F. J. Sch., H. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

J. K., Kesselbach-G. „Vorfrühling" enthält viel Schönes. Aber gerade so umfangreichen Gedichten gegenüber müssen wir die strengsten Ansprüche stellen, und die vermag das Gedicht leider nicht ganz zu befriedigen.

F. E., H. Gelegenheitsgedichte können wir nur in Ausnahmefällen bringen; ein solcher liegt hier nicht vor. Besten Dank!

R. H. Daß „Das schwerste Gebet" der unverfälschte Notschrei eines hart ringenden Herzens ist, fühlt man. Aber diese Wahrheit allein macht noch nicht die künstlerische Gestaltung. Noch ist das Ganze zuviel Chaos. Ihr Freund wird vielleicht, wenn er erst ruhiger ist, den ergreifenden Stoff noch künstlerisch meistern. Dann soll uns die Dichtung willkommen sein.

E. E., K. Auch wir erkennen mit Freuden in Ihren Gedichten echte Begabung, können uns aber für keines der eingeschickten entscheiden; vielleicht schicken Sie uns gelegentlich Neues. Aber nicht mehr als drei Gedichte auf einmal.

M.-L. v. B., B. Von den eingesandten Satiren konnten wir trotz manches Zutreffenden keine aufnehmen, weil die Fassung nicht straff und nicht scharf genug war.

M. N., K. (Pfalz). Das erste der Gedichte gefällt auch uns am besten, doch beeinträchtigt die Länge die Wirkung. Vielleicht senden Sie gelegentlich Neues.

Th. W., K. i. B. Wenn der Osterpsalm auch nicht ganz unsern Anforderungen entspricht, so wollen wir Ihnen doch den Mut zu neuen Versuchen nicht benehmen. Frdl. Dank für treue Leserschaft!

A. J., T. Sie dürfen uns gern neue Gedichte senden, denn wenn auch die beiden eingeschickten leider für uns nicht geeignet sind, verraten sie doch Begabung. Ihren Wunsch wegen der Heftung der Notenbeilagen haben wir an den Verlag übermittelt.

K. E., Z. b. St. In den Gedichten ist Innigkeit des Empfindens, an der Formgebung aber wäre noch mancherlei auszusetzen. „So kommt die Nacht" behalten wir zur engeren Auswahl zurück.

W. B., G. (Rh.). Ihre Ausführungen stellen wir zur Erörterung und hoffen, daß auch Prof. S. dazu Stellung nehmen wird.

C. W., E. Vielen Dank für Ihr Vertrauen! Das übersandte Schriftstück ist wirklich ein wertvolles Dokument für unsere sozialen Zustände. So weit also geht die Gesinnungsriecherei, daß die Arbeitgeber einander Fragebogen vorlegen, in denen sie in erster Linie darüber Auskunft wünschen, ob von einem Arbeitsuchenden „aufrührerische bzw. gegen die Interessen der Arbeitgeber gerichtete Umtriebe oder Gesinnungen bekannt" sind.

W. D., P. Ihr Erlebnis beweist eigentlich nur, was keines Beweises bedarf und auch vom Verfasser des Aufsatzes wohl nicht angezweifelt wird: daß inbrünstiges Gebet bei Gott stets eine gute Statt hat.

W. cand. theol., S., L. cand. min., E. Dr. phil., G. B., M., H. B., W., Z., W. Den Türmerfreunden in K. herzlichen Dank für den Kartengruß!

B. M., W. B. Besten Dank für die beiden Blätter und das frdl. Schreiben.

Dr. K., M. G. Auch Ihnen verbindl. Dank für die Zusendung der Zeitungsnummer. Es wird sich ja wohl bald die Gelegenheit ergeben, auf diese Art von Geschäftsbyzantinismus zurückzukommen.

H. N., N. — Fr. W., C. Ihre freundlichen Worte haben den T. sehr erfreut. Herzlichen Dank und Gruß!

Dr. E., B. Eine Zeitung, wie Sie sie wünschen — und wir auch! — wüßten wir Ihnen in der Tat nicht zu empfehlen, sie sollte noch geschaffen werden. Daß die von Ihnen genannte zu den „relativ besten" gehörte — zugegeben; aber — es war einmal . . . Halten Sie das P.sche Gedicht wirklich für den Ausfluß echten Empfindens? Nicht gegen den darin zum Ausdruck gebrachten Wunsch haben wir etwas einzuwenden, sondern gegen die Art, wie hier ein Mann mit dem fatalen Pathos des schlimmsten Komödiantentums den Mund vollnimmt, um sich in Szene zu setzen. Zu dem kleinen Druck der „Briefe" zwingt uns der leidige Raummangel. Vielleicht läßt sich da einmal Abhilfe schaffen.

F., K. b. B. Das von Ihnen mitgeteilte „Sittenbild unseres Ostens" ist in der Tat so charakteristisch für eine gewisse bäuerliche Art, daß wir es gern hier wiedergeben:

„In einem nahen Dorfe J. verheiratete ein Besitzer seine Tochter. Der Hochzeitsvater macht mit dem Hoteldesitzer in B. ab, daß die Hochzeitsfeier in dessen Hause stattfindet. Er

Digitized by Google

zahlt für die Bewirtung der Gäste, aber nur für Speisen, nicht für Getränke, die vom Bräutigam bezahlt werden, pro Gedeck 6,50 Mk. 80 Gäste sind erschienen. Nach der kirchlichen Trauung fährt der Hochzeitsvater mit seiner Familie vor. Seine Frau, Töchter und Söhne steigen ab. Er bleibt sitzen. Da eilt der Wirt, ein Verwandter, dazu und sagt: ‚Na, steigst du denn nicht ab?' Darauf ertönt die Antwort: ‚Nee, ich habe keinen großen Magen. Ich würde höchstens für eine Mark aufessen und soll dafür 6,50 Mk. bezahlen. Hü!' — Die Pferde ziehen an und der Hochzeitsvater braucht statt 81 × 6,50 Mk. nur 80 × 6,50 Mk. zu bezahlen und freut sich seines Ersparnisses." — Frdl. Dank und Gruß!

Th., Gr. L. Verbindl. Dank für die Mitteilung der beiden Fälle, die in der Tat die Zusammenfassung unter dem Titel „Übereifrige Staatsanwälte" verdienen:

„I. In einem preußischen Städtchen wollte der Hauswirt die Fenster eines einer Näherin vermieteten Zimmers streichen lassen. Die Maler, die eines Vormittags mit der Arbeit beginnen wollten, fanden das Zimmer verschlossen, stiegen aber durch ein offenes Fenster ein und arbeiteten darauf los, ließen sich auch durch die Näherin nicht stören, die von 12 bis 1 Uhr zu Hause war und beim Weggehen hinter sich zuschloß.

Sie wurden wegen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruches angeklagt, vom Schöffengericht freigesprochen, vom Berufungsgericht aber zur Mindeststrafe von einer Woche Gefängnis verurteilt. Bei der Verhandlung vor dem Schöffengericht erklärte die Näherin als einzige Zeugin, daß sie vom Schöffengericht des Landgerichtssitzes wegen Freiheitsberaubung zu 20 Mk. Geldstrafe verurteilt sei, wo die Maler gegen sie gezeugt hatten. Aus einer Mücke zwei Elefanten!

II. Am Baume eines gutsherrlichen heckenumfriedeten Parkes hatte sich ein polnischer Arbeiter aufgehängt. Ein vorbeikommendes Sachsengängerpaar kroch durch die Hecke, und der Mann schnitt den Erhängten ab und nahm sich dessen Leibriemen mit.

Er wurde der Unterschlagung angeklagt, nämlich weil er den den unbekannten Erben des Erhängten gehörigen Leibriemen, den er in Gewahrsam hatte, sich rechtswidrig zugeeignet habe, saß vierzehn Tage in Untersuchungshaft, wurde mit einem Tage Gefängnis bestraft und darauf sofort entlassen. Daß die beiden Sachsengänger wegen Betretens eines befriedeten Grundstückes polizeilich in Geldstrafe genommen wurden, versteht sich von selbst."

E. Schr., St. Senden Sie den Aufsatz nur immer ein, wir werden ihn gern auf seine Aufnahmefähigkeit hin prüfen.

W. F., B. (W.). Ihr Brief hat den T. recht gefreut. Von Ihrer bemerkenswerten Mitteilung sei auch den Lesern Kenntnis gegeben. Sie schreiben: „Hier in der Oberamtsstadt Vaihingen a. E. (Württ.) besteht eine zweiklassige Realschule. An der Unterklasse derselben wirkt seit etwa 1½ Jahren ein katholischer Lehrer, obwohl Vaihingen eine ganz evangelische Stadt und in manchen Schülerklassen kein einziges katholisches Kind zu finden ist. Dieser katholische Lehrer erteilt nun schon seit 1½ Jahren den evangelischen Schülern den Religionsunterricht (Biblische Geschichte, Memorieren von Bibelsprüchen und Liederversen und Chorgesang). Trotzdem ist es noch niemand eingefallen, auch den beiden evangelischen Geistlichen nicht, daran Anstoß zu nehmen. Ob man freilich katholischerseits nicht ernstlich um das Seelenheil des Lehrers besorgt ist, entzieht sich leider meiner Kenntnis." Nun, so wenig es bisher geschehen, wird es hoffentlich auch in Zukunft geschehen. Wäre es nur überall und auf beiden Seiten so gut bestellt! Frdl. Dank und Gruß!

L. D., M. Auch Ihnen frdl. Dank und Gruß!

E. H., G. Sie meinen, das Seite 510 erwähnte „Seminarsprüchlein": „Alles, was du sagst, sei wahr; sag aber nicht alles, was wahr ist", sei am Ende auf Rechnung der Kantschen Moral zu setzen. Denn: „Kant bemerkt in dem berühmten Briefe an Moses Mendelssohn vom 8. April 1766 u. a.: ‚Zwar denke ich vieles mit der allerklarsten Überzeugung, was ich niemals den Mut haben werde zu sagen! Niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke.'" Etwas stark an Sophistik erinnert dieser Ausspruch freilich, zu dem das freie Burschenwort: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!" in erfreulichem Gegensatz steht. Leider fristet das „freie Burschenwort" meist nur im Rundgesang auf der Studentenkneipe ein bescheidenes Scheindasein.

W. B., B. i. B. Sie werden das gewünschte Probeheft inzwischen vom Verlage zugesandt erhalten haben.

B. St., B. Den strengen Anforderungen des T.s gerade an dieses Genre der Lyrik genügt das frdl. gesandte Gedicht noch nicht recht; gleichwohl soll anerkannt werden, daß sich Talent darin kundgibt. Frdl. Gruß!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Beilage zum Türmer
VI. Jahrg. April 1904. Heft 7.

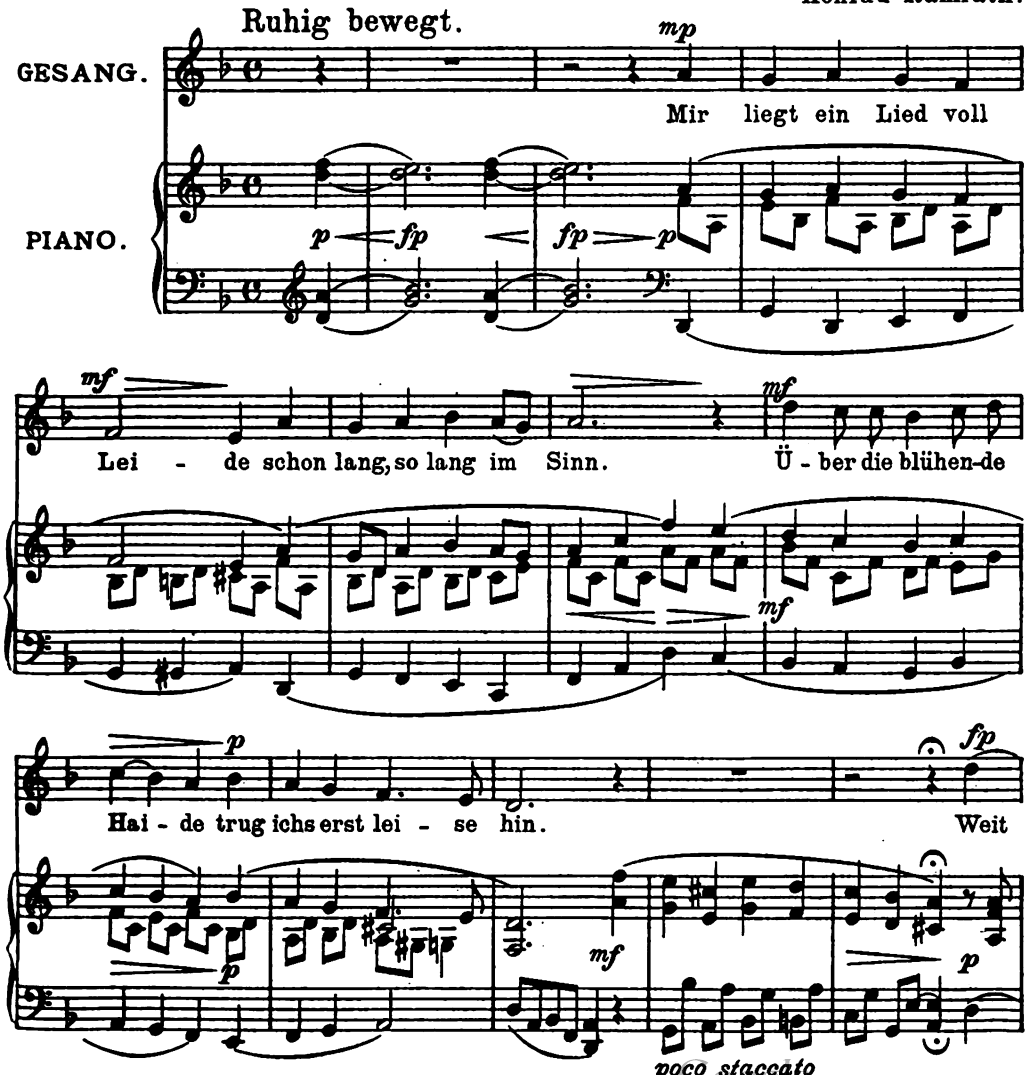
Vier Lieder.

K. E. Knodt.

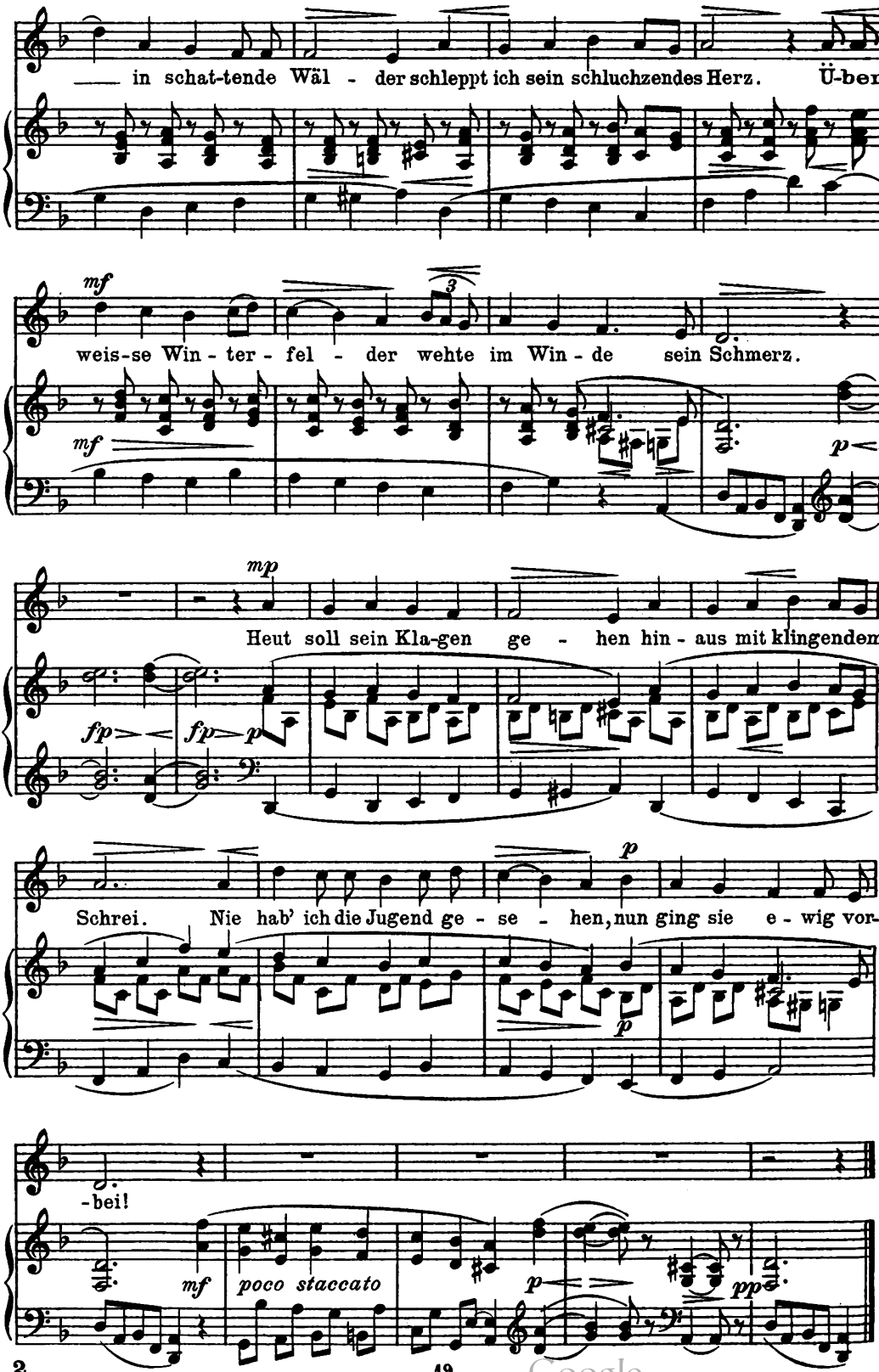
1. Verträumte Jugend.

(Volkslied.)

Konrad Ramrath.

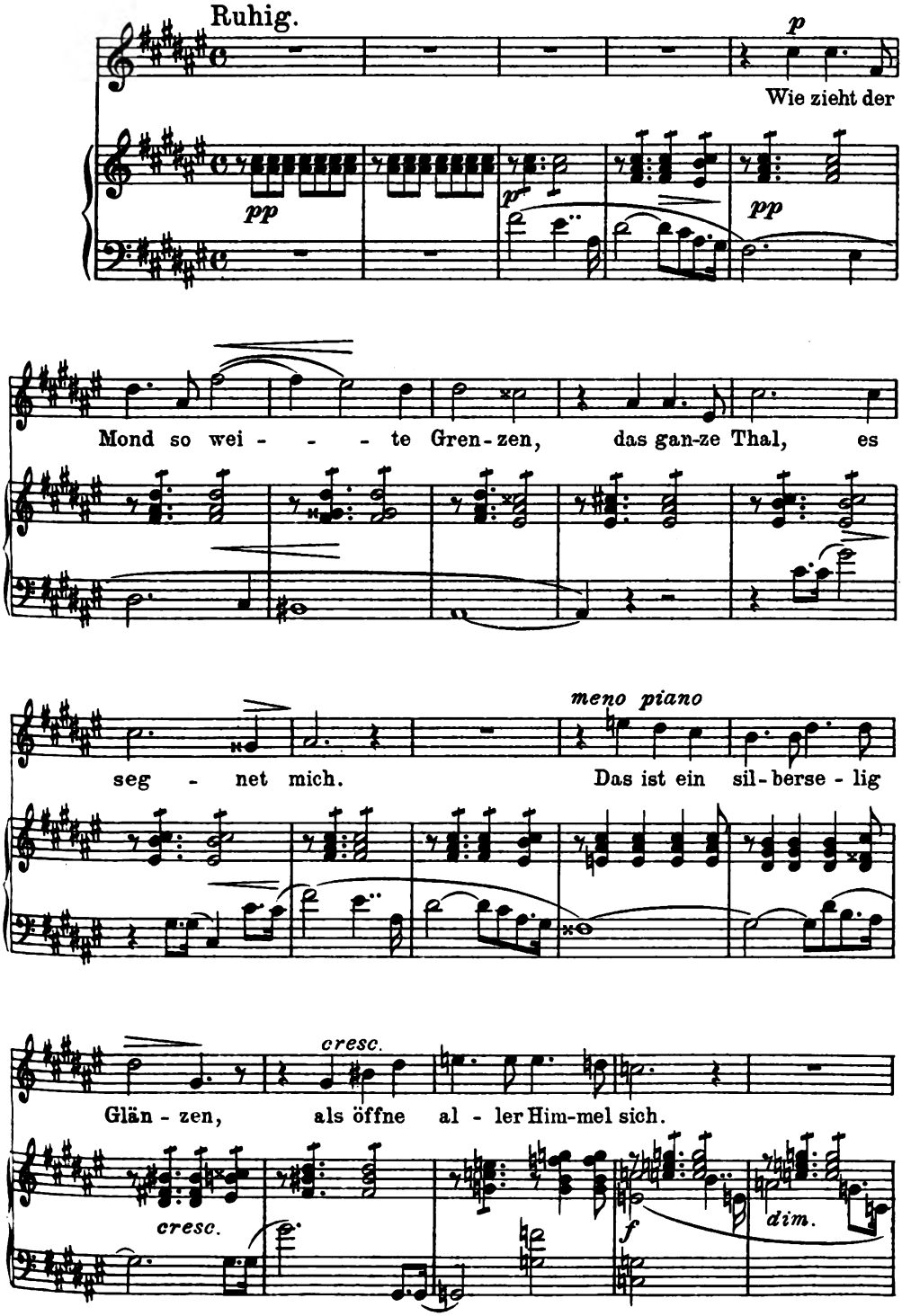


Digitized by Google

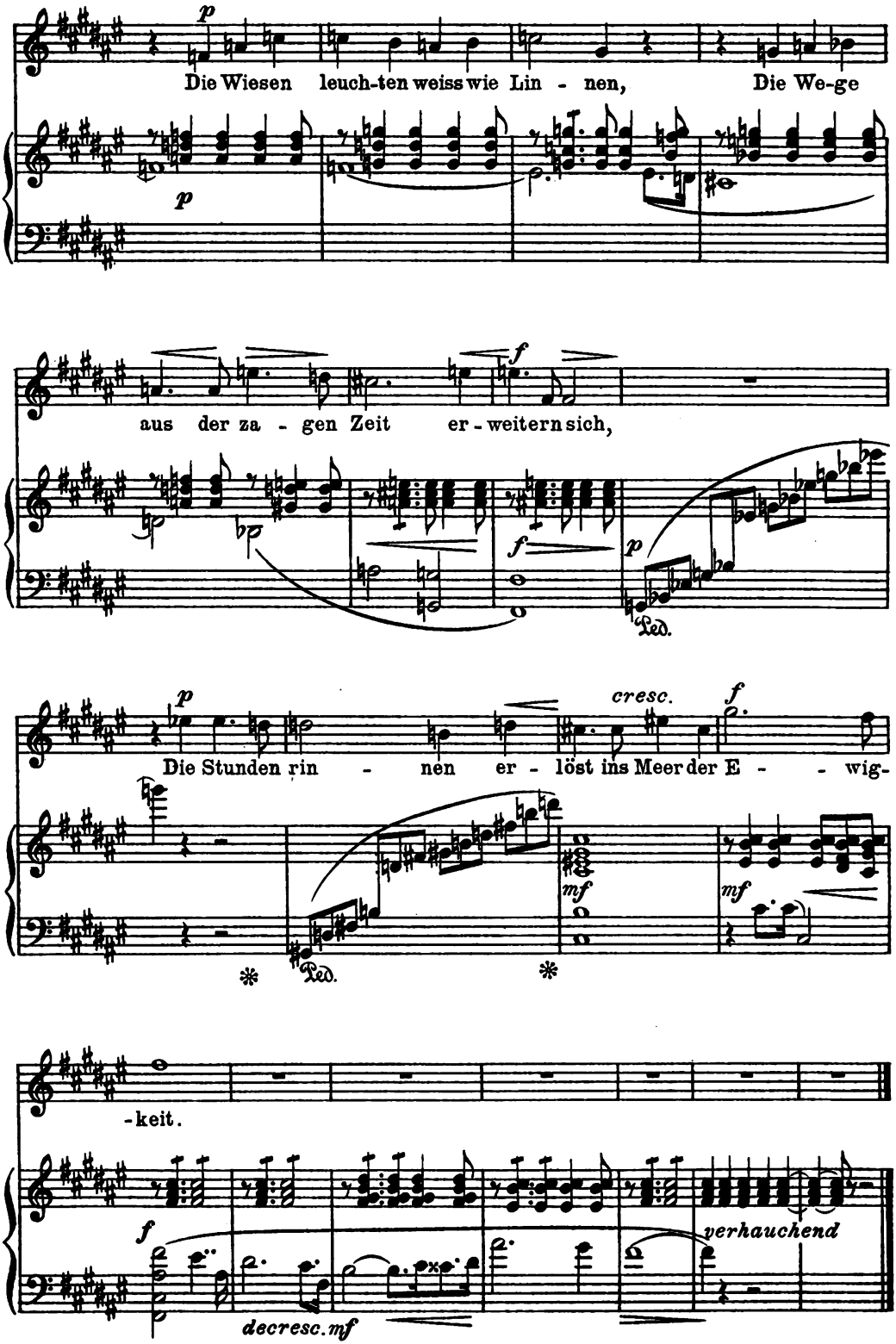


Digitized by Google

2. Notturno.

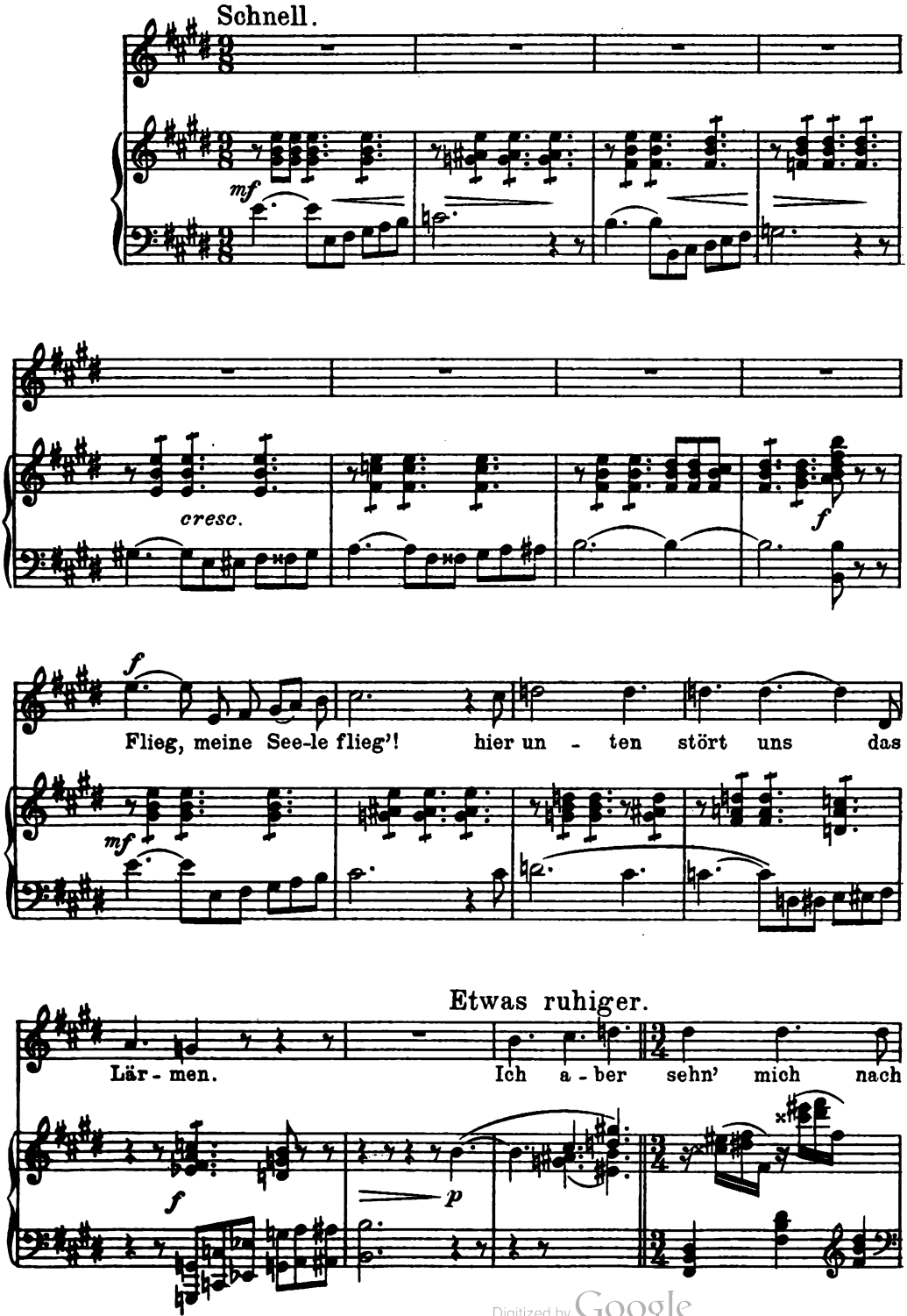


Digitized by Google

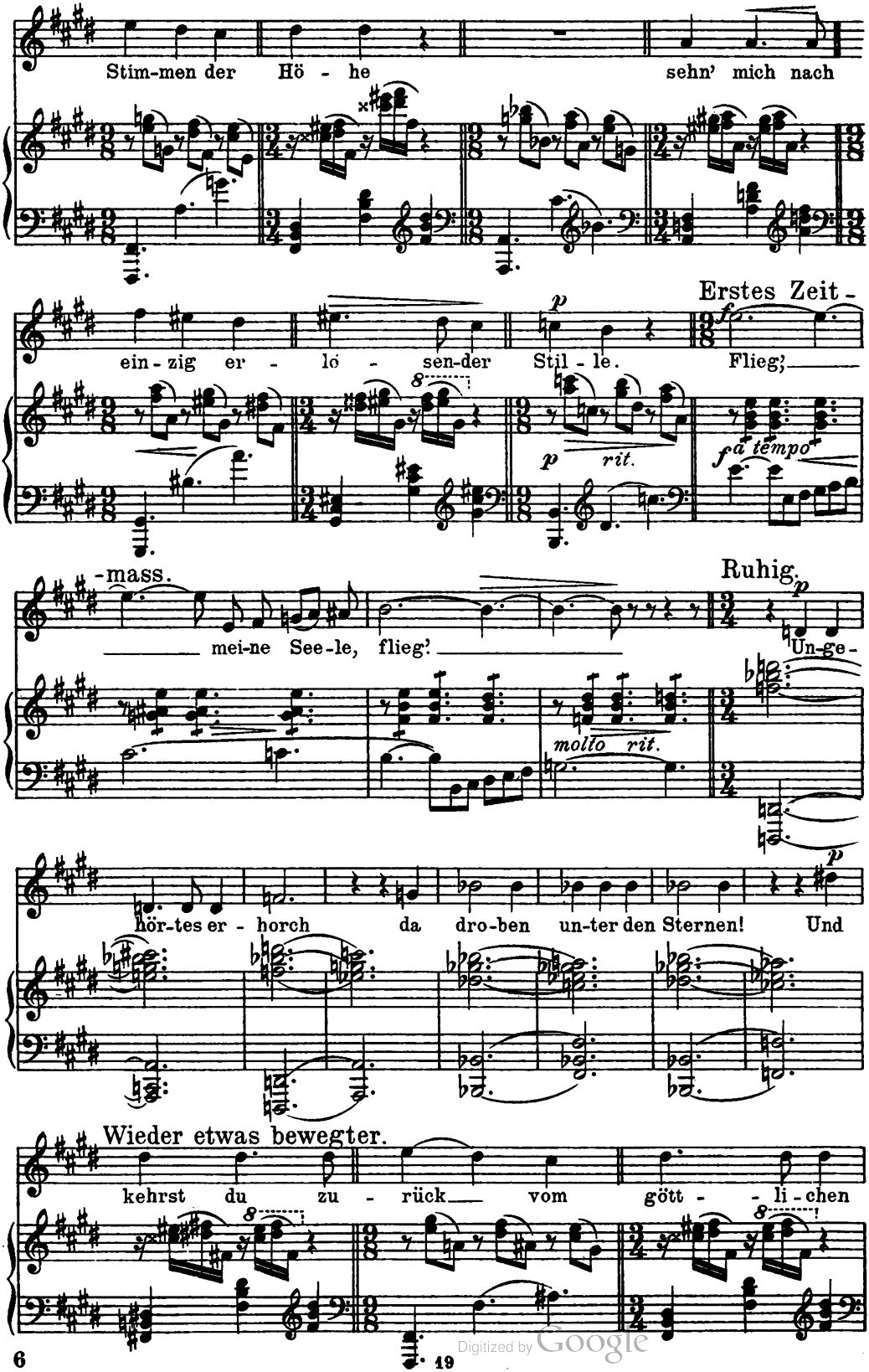


Digitized by Google

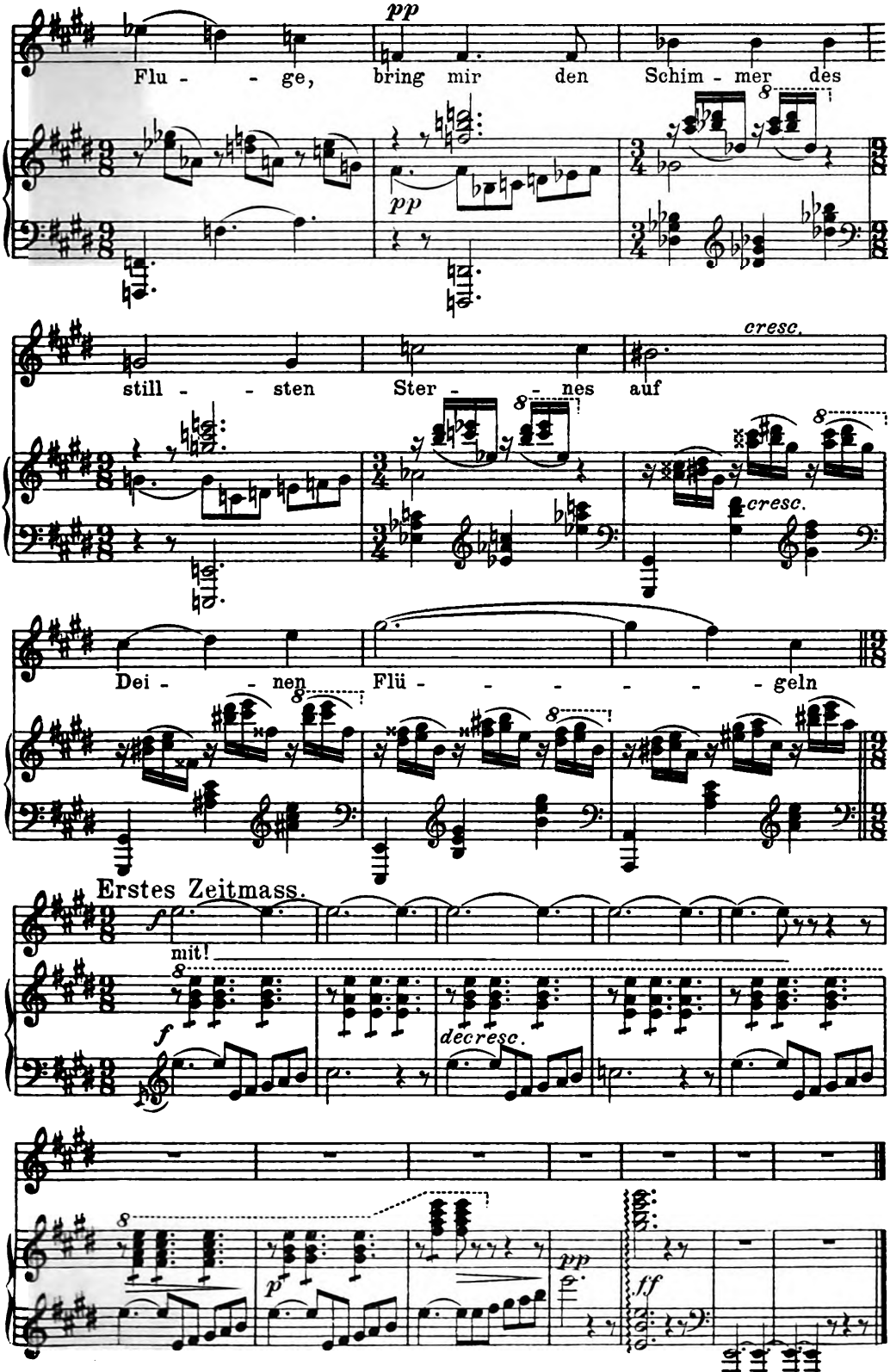
3. Flieg, meine Seele!



Digitized by Google

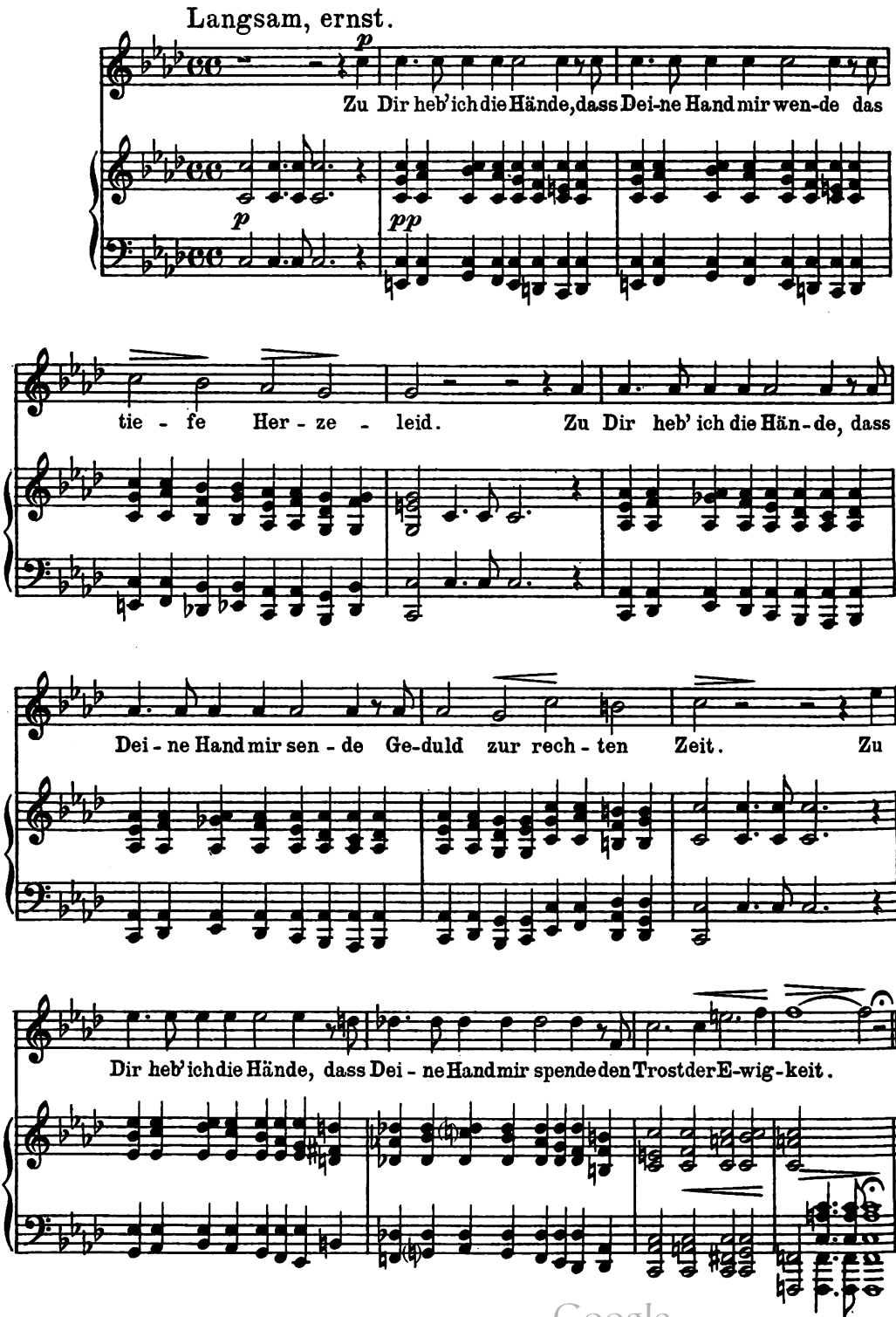


Digitized by Google



Digitized by Google

4. Zu Dir.



Digitized by Google

Stich und Druck der Röder'schen Officin in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Photogravure Bruckmann

MUSIZIRENDE ENGEL
am Altarwerk der Brüder van Eyck.

Digitized by Google

Mai 1904. Heft 8.

...e Organisation und ihre Verheißungen.

Von

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

...n den launischen Kleinmut, mit welchem viele schon in dem Beginn von umfassenderen Organisationen der wirtschaftlichen Arbeit Hemmungen der sittlichen Freiheit und Gefährdungen der individuellen Kraftentwicklung erblicken wollen, gibt es kaum ein wohltuenderes Heilmittel als den Hinblick auf die Organisation, welche ... auf geistigem Gebiete, in der wissenschaftlichen Arbeit, trotz vieler auch dort noch vorhandener ... Inkonsequenzen, schon eine gewisse Höhe erreicht hat.

Diese Organisation verhindert es natürlich keineswegs, daß ... und Spannkraft einzelner „Pioniere" des Fortschrittes ... wie innerhalb der sogenannten „freien" Konkurrenz, betätigt. Aber deutlicher tritt es zugleich hervor, daß das Beste und Tiefste im ... wirken, das wesentlich Neue und wahrhaft Produktive, dem jene ... wesentlich nur als Verkünder und Bahnbrecher dienen, überwiegend von solchen Individuen geleistet wird, denen in echt sozialem Geiste die Sicherheit der Lebenslage von der Gesamtheit gewährleistet ... denen hierdurch frei von jeder niederen Stachelung durch unreine Zwecke und Erfolge das höchste Pflichtgefühl, der reinste Idea-

Digitized by Google

Digitized by Google

VI. Jahrg. Mai 1904. Heft 8.

Soziale Organisation und ihre Verheißungen.

Von

Prof. Wilhelm Foerster (Berlin).

Gegen den launischen Kleinmut, mit welchem viele schon in dem Beginn von umfassenderen Organisationen der wirtschaftlichen Arbeit Einschränkungen der sittlichen Freiheit und Gefährdungen der individuellen Spannkraftsentwicklung erblicken wollen, gibt es kaum eine wirksamere Beruhigung als den Hinblick auf die Organisation, welche in der wissenschaftlichen Arbeit, trotz vieler auch dort noch vorhandenen Mängel und Inkonsequenzen, schon eine gewisse Höhe erreicht hat.

Diese Organisation verhindert es nämlich keineswegs, daß die Kühnheit und Spannkraft einzelner „Pioniere" des Fortschrittes sich ebenso eifrig, wie innerhalb der sogenannten „freien" Konkurrenz, betätigt. Aber immer deutlicher tritt es zugleich hervor, daß das Beste und Tiefste im Zusammenwirken, das wesentlich Neue und wahrhaft Produktive, dem jene „Pioniere" wesentlich nur als Verkünder und Bahnbrecher dienen, überwiegend von solchen Individuen geleistet wird, denen in echt sozialem Geiste eine schlichte Sicherheit der Lebenslage von der Gesamtheit gewährleistet ist, und bei denen hierdurch frei von jeder niederen Stachelung durch unmittelbare Zwecke und Erfolge das höchste Pflichtgefühl, der reinste Idea-

Digitized by Google

lismus in die Erscheinung tritt, welcher die eigentliche Quelle schöpferischer Kraft und edlen Gemeinschaftsgeistes bildet. —

Die sogenannten besitzenden Klassen und noch mehr ihre Vertreter und Organe in den öffentlichen Körperschaften und in der Presse erheben mit großer Lebhaftigkeit die Klage, daß ein Teil der Gebildeten, insbesondere auch die Wissenschaft, sogar das Beamtentum und die Geistlichkeit, welche sonst so streng konservativ sei, sich doch in gewissem Grade auf die Seite des Sozialismus neige. Viel merkwürdiger ist es noch, daß auch in den Organen der Landwirte vor einiger Zeit ganz offen von einer neuen Wirtschaftsordnung als einer letzten Zuflucht für die Rettung des Wohlstandes und der Kultur zu lesen war.

Die Sachlage ist einfach die folgende: Ein ansehnlicher Teil der Gebildeten und Besitzenden — möge er fröhlich wachsen an Zahl und Einfluß — will sich angesichts der zunehmenden sittlichen und wirtschaftlichen Bedrängnisse nicht länger dabei beruhigen, daß die gegenwärtigen Formen des Besitzes und der Produktion, sowie des Austausches und der Verwertung der in immer größerer Fülle von dem Bunde des Geistes mit der Natur gelieferten Güter wirklich alleinseligmachende und in keiner Weise untastbare seien.

Wenn man den Lehren des Sozialismus über eine bessere Organisation des menschlichen Zusammenwirkens mit einigem Recht entgegenwirft, daß sie lediglich Hirngespinste seien, und daß alles, was von Erfahrungen und Erprobungen über die Verwirklichung derselben aus alter und neuer Vergangenheit vorliege, gegen eine vernünftige und gedeihliche Durchführbarkeit jener Lehren spreche, so macht uns das gar keinen entscheidenden Eindruck, sondern wir verlangen dann erst recht, daß nicht deklamiert wird — wie es übrigens auch vielfach zugunsten des Sozialismus geschieht — sondern daß noch viel gründlicher als bisher auf diesem Gebiete gedacht und gearbeitet werde. Ordentlich, ohne jegliche Leidenschaft der Autorität und des Interesses, soll geprüft werden, welche Formen der Organisation des geistigen und wirtschaftlichen Zusammenwirkens sich überlebt haben, und welche dieser Formen den seit einem halben Jahrhundert so stark veränderten Lebens-, Arbeits- und Kulturbedingungen der Menschheit nicht mehr gehörig entsprechen. Und es soll dann erwogen werden, welche neuen Organisationsformen einer unparteiischen, vorsichtigen und sachverständigen Erprobung zu unterwerfen sind, womöglich an der Hand schon vorhandener verwandter Erfahrungen.

Das ist noch lange nicht Sozialismus, sondern es bedeutet nichts anderes als unbedingte Geistesfreiheit und unbefangene Gerechtigkeit auch auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Entwickelung. Wenn übrigens der Sozialismus in manchen seiner Annahmen und Hoffnungen der Grundlagen solider Erfahrung, ja sogar solider Gedankenentwicklung entbehrt, so muß man es doch andererseits auch offen sagen, daß gegenüber jener Erfahrungslosigkeit des Sozialismus der gegenwärtige Zustand des Wirtschaftslebens

Digitized by Google

(den man noch einen individualistischen nennt, obwohl er immer mehr zur systemlosen und brutalen Kameraderie geworden ist) allerdings erfahrungsreich ist, aber reich an Erfahrungen, welche erkennen lassen, daß, trotz großartiger, im Bunde mit der Wissenschaft erlangter Erfolge des freien Wetteifers vieler tüchtigen Männer, doch die Gesamtleistung der jetzigen Formen des Wirtschaftsbetriebes weder im Handel und Gewerbe, noch in der Landwirtschaft, den immer schwieriger gewordenen Bedingungen und Forderungen zu genügen vermag.

Hierin liegt doch Grund genug für uns alle, einschließlich der eifrigsten Anhänger der Vergangenheit, keinerlei Hilfe abzuweisen, die von einer gründlichen und unabhängigen Erforschung und Prüfung der Tatsachen und der Theorien zu erwarten ist. Die extremen Theorien sind wie die gärungerregenden Fermente in der Entwickelung zu zweckentsprechenderen Erscheinungsformen, aber noch lange nicht der Wein reiferer Erkenntnis.

Es lassen sich übrigens die weitgehendsten sozialen Reformen, es lassen sich ganz neue Entwickelungen wirtschaftlichen Zusammenwirkens, edelster und sittlich förderlichster Besitz- und Arbeitsgemeinschaften, belebt durch freiesten Spielraum individueller Spannkraft und Findigkeit, denken, ohne daß irgend etwas, was vielen sonst lieb und wert ist, im politischen und sozialen Leben, irgendwie angetastet wird.

Alle Herrlichkeiten der Kunst und Wissenschaft, alle Feinheiten individuellsten Geisteslebens, alle Gestalten und Gestaltungen im Gemeinschaftsleben, an denen die Seelen der Menschen aus tiefen sittlichen Beweggründen oder aus treuer Pietät für die Vergangenheit oder für reiches Verdienst in der Gegenwart hängen, Alles das kann sich mit den weitesten und breitesten Veränderungen des Wirtschaftslebens vertragen.

Eine solide und wahrhaft heilsame Entwickelung der Kultur wird überhaupt nur einem stetigen Hervorwachsen des Neuen aus dem Bestehenden, mit sorglichster Erhaltung aller in letzterem bereits errungenen edlen Güter, entsprießen.

Wahrhaft reformatorisches Wirken wird auch die unbedingteste Gerechtigkeit der Würdigung des Gegners, die vollste Treue und Genauigkeit des Urteils im kleinen und großen auf seine Fahnen schreiben.

Vollkommen sicher ist es aber, daß ungenaues Denken, frivoles und sophistisches Nachgeben an Augenblicks- und Interessenpolitik sich früher oder später bitterlich rächen. Nur der Redlichkeit und der Menschenfreundlichkeit sind dauernde und reine Erfolge zu verheißen. Wenn man nur die Augen weit öffnen wollte für alle gesetzmäßigen Verkettungen des Geschehens.

Es gibt nichts Zielbewußteres und Berechenbareres als das Wirken ethischer Momente, und nichts Unberechenbareres als die bloße politische Entwickelung mit ihren Sophismen und Gewaltakten.

Mitunter werden große Läuterungswirkungen gerade durch das kleinste Beginnen mit scheinbar nebensächlichen Milderungen am sichersten eingeleitet. Es soll sich deshalb niemand mit der Erwägung beruhigen: Was kann ich

Digitized by Google

einzelner bei Schwierigkeiten von so großen Dimensionen als Reformator leisten. Ich kann mich bloß verbrauchen, ohne irgend etwas zu bessern. Nein, die Sache liegt anders. Es ist überall neben Übelständen und Befangenheiten schwerster Art so viel Verstand, Energie und guter Wille vorhanden, daß die kleinste vernünftige Aktion eines einzelnen oder sehr weniger klarer und wohlmeinender Leute gewissermaßen auslösende Wirkungen im Sinne umfassender ethischer Erneuerung und wohltätigster Umbildung ausüben kann.

Wer jetzt nicht Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, daß die Menschheit nach einer höheren Sicherheit ihrer Kultur, nach einer volleren Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit ihrer Einrichtungen unwiderstehlich drängt, und wer nicht zur Verwirklichung dieses berechtigten Sehnens, nach Maßgabe seiner Kräfte, hilft, der vermag sich auch des Mitgenusses an allen den bisher schon von menschlicher Kulturarbeit erworbenen Wohltaten nicht in tiefster Seele zu erfreuen; denn sein Herz ist träge und sein Geist ist stumpf.

Reichstes Glück dagegen, tiefste Beseligung wird demjenigen zuteil, welcher sich treuer Mitarbeit zu diesen Zielen hingibt.

Eure Leisetreterei, sagen aber die offenen und auch die mehr oder minder verschämten Anhänger der Gewaltpolitik, eure Forderung eines redlichen und friedlichen Vorgehens auch in der großen Politik führt nur dahin, die Übelstände zu verkleistern und „Elend zu hohen Jahren kommen zu lassen".

„Eure Gerechtigkeitsliebe", so heißt es, „ist einseitig und abstrakt, sie übersieht und duldet zahllose Ungerechtigkeiten und bekämpft allzu peinlich bloß die leidenschaftlichen Ungerechtigkeiten, die aus höchster Gerechtigkeitsliebe hervorgehen. Gewalt gegen Fäulnis und Gemeinheit hat etwas wahrhaft Heilendes und Befreiendes, wie ein wohltätiger radikaler Eingriff des ärztlichen Operateurs. Der Mensch soll sich auch nicht vermessen, der Gegenwirkung von Haß gegen Haß, der naturgesetzlichen Gegenwirkung eines Übels gegen das andere, die pedantische Pfuscherei seiner Schulmeistermoral entgegenstellen zu wollen. Unter dem Blitz und Donner der Entladungen politisch-sozialer Leidenschaft verhülle sich die zarte Seele, aber sie maße sich nicht an, dergleichen durch ihre kleinlichen Organisationen, durch ihre Ausgleichungs- und Harmoniegedanken verhindern und ersetzen zu können."

Das hört sich so hinreißend an und so vernichtend gegen alles, was Friedensbewegung und ethische Bewegung heißt. Und doch ist es so grundfalsch und verkehrt. Ist es nicht ganz und gar übereinstimmend mit dem Programm der „Anarchisten der Tat"? Aber es klingt doch so heroisch und so einleuchtend, wenn es von den oberen Schichten ausgeht. Weg, sagen wir aber, mit der Bewunderung des Getöses und Glanzes der Effekte, mit denen von jeher die Gewaltpolitik von oben die Unterjochung der Völker durch den Bund der ethischen Leidenschaften mit den niederen Elementen der Menschennatur in Szene gesetzt hat. — Jede ernste Seele, welche die höchsten Kräfte und Beseligungen des Menschen im kleinen wie im großen erkannt hat, weiß, welche elende Schwäche, im Punkte der Ausdauer und

Digitized by Google

der wahren schöpferischen Energie, hinter jenen Aufwallungen und hinter jenem Getöse der leidenschaftlichen Aktionen liegt, ob sie nun von den Höhen oder aus den Tiefen des Gemeinschaftslebens kommen. Alle ihre scheinbaren Erfolge sind doch nur Augenblickserfolge, wenn sie auch mitunter durch eine ganze Generation von Menschen und darüber hinaus sich zu bewähren schienen. Es wird aber immer dringlicher, daß eine größere Zahl der Menschen sich von dem Eindruck jener äußerlichen und vergänglichen Erfolge befreit, daß sie weiter blickt in Vergangenheit und Zukunft, und daß sie die geschichtlichen Erfahrungen würdigen lernt, welche den klaren Nachweis erbringen, daß die Unwahrhaftigkeit, Gemeinheit und Beschränktheit, in die jede Gewaltpolitik zuletzt verfällt, die sogenannten Erfolge derselben immer und immer wieder in ihr Gegenteil verkehren. Wenn sich Ariel mit Kaliban verbündet, so siegt schließlich immer der letztere.

Die frühesten Stürme der Gemeinschafts-Selbstsucht entwickelten sich aus der Begeisterung und der Hingebung des einzelnen in den kleinsten Gemeinschaften, zunächst aus der Aufopferung für die Familie und den Stamm. Die gewaltigste Form rücksichtsloser Hingebung dieser Art war die Blutrache; und aus solchen und ähnlichen Erscheinungen des vollendetsten Familien- und Stammes-Patriotismus, dem sich der einzelne weihte, ist dann in Schmerz und Not die Begeisterung und Hingebung auch für größere Gemeinschaften entstanden. Und diese größeren Gemeinschaften begannen dann im Interesse ihres eigenen geordneten und gedeihlichen Zustandes gegen die Überhitzungen des engeren Gemeinschaftsgefühls, z. B. gegen die Blutrache, zu kämpfen und mit aller Wucht eines umfassenderen Rechtssinnes Ausschreitungen solcher Art zu rügen und zu strafen.

Stehen denn nun die Gemeinschaften, die wir Nationen, selbst „große" Nationen nennen, in ihren Ausschreitungen gegen die Existenz- und Glücksbedingungen der noch umfassenderen Gemeinschaft, nämlich der ganzen Menschheit, wesentlich und entscheidend anders da als die kleineren Gemeinschaften innerhalb einer Nation zu der letzteren? Und werden sich nicht endlich die leidenschaftlichen und selbstischen Betätigungen der Nationen gegeneinander dem Rechts- und Machtspruch der ganzen Menschheit ganz ebenso, wenn auch unter etwas verschiedenen äußeren Bedingungen und Formen, fügen müssen, wie innerhalb jeder einzelnen Nation die brutalen Betätigungen engeren Gemeinschaftsgefühls es tun müssen? Es ist etwas ganz besonders Herrliches um das Gemeinschaftsgefühl einer durch gemeinsame Schicksale und Ideale verbundenen Nation, aber, wenn diese Ideale nicht schließlich jämmerlich untergehen sollen, bleibt doch nichs anders auch für die Nationen übrig, als Selbstbescheidung und Pflege der Gerechtigkeit in allen, auch den nationalsten Dingen, denn „die Gerechtigkeit erhöhet ein Volk". Aber wie soll man gegen die nationalistischen Leidenschaften ankämpfen? Unmittelbar mit Worten und Ideen kommt man gegen Leidenschaften nicht sofort auf. Wir können mit ernsten Gegenwirkungen nur klein anfangen; also wollen wir doch zunächst im kleinen überall jede Ausschreitung des Übermuts,

Digitized by Google

jegliche Trübung des Rechts- und Wahrheitssinnes, wie sie so leicht aus überragender Gemeinschaftsbegeisterung hervorgeht, unablässig bekämpfen.

Da sind vor allem die Gefahren einer Steigerung der Selbstgerechtigkeit, darin bestehend, daß auch das schnödeste Urteilen und Handeln gerechtfertigt wird, sobald es dem Interesse der Gemeinschaft entspricht, und daß dies alsdann von der letzteren mit allen von ihr zu gewährenden Ehren anerkannt wird. Plattester Egoismus und aufopferndste Hingebung für ein Ganzes können hier ohne Konflikt zusammenwirken und sich gegenseitig steigern, wenn die Gemeinschaft selber den gemeinsamen Vorteil als höchstes Gesetz aufstellt. Die aufopfernde Hingebung verhüllt oder weiht dann den Egoismus, und der gemeinsame Vorteil vergoldet und unterstützt wieder die Hingebung.

In Gemeinschaften von solchen niedrigen Zielen, d. h. von Zielen, die sich nötigenfalls auch gegen das Gewissen, gegen Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit durchsetzen, kann dann auch die wirklich ideal gesinnte Aufopferung des einzelnen für die Gemeinschaft nicht wahrhaft erhebend und sittigend wirken, denn auch sie begegnet dann in den Tiefen der Seelen den verflachenden und verzerrenden Wirkungen jenes brutalen Gemeinschaftsgefühls, welches durch launische Behandlung des Wahrheits- und Gerechtigkeitssinnes die höchsten Glücksempfindungen und die höchsten Begeisterungen aus den Seelen verbannt.

Der kulturgeschichtliche Rückblick auf den stufenmäßigen Aufbau der Gesellschaftsorganisation von der Einheit der Familie bis zur Nation zeigt auch, wie jede Gemeinschaft durch ihre Einordnung in die höhere Einheit nicht nur keine Einbuße erlitten, sondern vielmehr eine Verfeinerung und sittliche Steigerung erfahren hat. So wird es auch mit den Nationen innerhalb einer höheren und feineren Organisation der ganzen Menschenwelt geschehen.

Jede besondere Art der Geistestätigkeit, jedes besondere Arbeitsgebiet entwickelt in dem Geiste des Menschen, selbst des vielseitigsten und scharfsinnigsten, auch ganz besondere Benommenheiten, Grenzen und Hemmungen; und selbst das Zusammenwirken vieler, welches schon die Wohltat der Ausgleichung und Unschädlichmachung rein individueller Irrungen gewährt, erfährt auch noch gemeinsame Einschränkungen seiner intellektuellen und sittlichen Leistungskraft durch die gemeinsamen Bedingtheiten, unter denen es sich vollzieht. Erst das höher organisierte Zusammenwirken der ganzen Menschheit wird diese Nöte und Unvollkommenheiten auf das geringste Maß einschränken, aber auch dann wird das Vollkommenste auf Erden erst dadurch erreicht werden, daß man zugleich die vergangenen Zeitalter, ohne sie zu überschätzen, in allen großen Fragen mit zu Worte kommen läßt. —

Digitized by Google

Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

Das Land Galiläa ist reich an Armen und arm an Reichen gewesen. Man hätte also meinen sollen, Jesus, der Armenfreund, wäre hier der rechte Mann. Und doch hat seine Lehre nicht Boden fassen können gerade in diesem Lande. Unter den vielen Armen sind die wenigen Reichen um so mächtiger, und diese haben ihren ganzen Einfluß auf das Volk aufgeboten, den Propheten von seiner Höhe zu stürzen und seine Tätigkeit zu untergraben. Die besten Werkzeuge der Hochgestellten sind die Rabbiten gewesen, und von diesen ist der Trugschluß verbreitet worden, daß ein Volk, welches dieses Mannes Grundsätzen nachlebe, in kurzer Zeit zugrunde gehen müsse. Denn die Armen, die freiwillig auf ihr Letztes verzichten, müßten noch ärmer, und die Reichen, die den Vorteil ausnützen, noch reicher werden. Dabei ist nämlich vorausgesetzt, daß nicht die Reichen, nur die Armen des Propheten Lehre annehmen, während wir wissen, daß sich Jesus besonders an die Reichen wendet, sie zur Umkehr ruft, und zwar auch zum Vorteile der Armen. Sie aber sagen: Die Reichen kehren nicht um, sondern verzehren den sanftmütigen Jesusjünger, wie der Wolf das Schaf. Das leuchtet vielen ein, und sie werden mutlos: Der Prophet meint es zwar gut, aber es kommt doch nichts dabei heraus.

Dazu wird bekannt, daß Jesus sich habe salben lassen. Sich salben lassen, das heißt der Gottgesandte, der Messias sein wollen! Und das geht wider die bestehende Ordnung, wider den König. —

Digitized by Google

So deuten es die Prediger in den Synagogen, in den Häusern und auf den Straßen, verschweigen aber, daß die Salbung nur von einer niedrigen Person geschehen sei, um ihm die wunden Füße zu heilen. In Wahrheit ist es diesen Warnern nicht um das Volk und nicht um den König zu tun, sondern um ihren Buchstaben.

Als das Weib, das ihm die Füße gesalbt, merkt, daß er um sie Verdächtigung leidet, geht sie schweigend ihre gesonderten Wege. Kein Mensch hängt so heiß an ihm wie sie, und keiner geht so still davon. Sie geht nicht mehr hinab nach Magdala zu dem alten Manne, den sie aus Mitleid geheiratet und aus Liebe — vergessen hat, sie geht zu Verwandten nach Bethanien. Seit der Prophet sie aufgehoben und vor allem Volke gerechtfertigt hat, verschließt man ihr dort das Haus nicht mehr, sondern hat sie freundlich aufgenommen.

Jesus nimmt wahr, wie unter ihm der heimatliche Boden wankt, wie die Leute anheben, sich immer mehr von ihm zurückzuziehen, wie sie ihm die Herbergen versagen und Fallen legen. So zieht er nun mit denen, die ihm treu geblieben, hinaus in die Steinberge von Judäa. Unterwegs gewinnt er neuen Anhang, und in der Wüste kommen Leute aus allerhand Völkerschaften herbei, mit Bündel und Stab, um den seltsamen Prediger zu hören. Die einen sind übersättigt von der dürren Pharitenweisheit, die anderen sind enttäuscht von der schlechten Verwaltung des Landes, von den hohlen Versprechungen der Römer, sind zerschlagen von dem wirtschaftlichen Niedergange der Arbeit, von der Erlahmung der Geister, von der Verrohung der Menschen. Etliche sind vor den Räuberbanden eines Barab geflohen, die in der Wüste ihr Unwesen treiben. — Nun sind sie da und hungern nach lebendigem Worte, um ihre verschmachtenden Seelen zu nähren. Johannes ruft ihnen entgegen: „Seine Lehre ist Nahrung. Das Wort wird Fleisch. Wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt, der wird nicht sterben!“

Sie wundern sich darüber. Wie soll man das nur verstehen, wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt?

Hierauf Johannes: „Das Wort wird wie Fleisch, es nährt die Seele. Unseren Vätern ist Manna vom Himmel gefallen, und sie sind dennoch gestorben. In seinem Worte fällt uns ein Brot vom Himmel, das unsterblich macht.“ Sie erinnern sich auch an einen anderen Ausspruch: Sein Fleisch ist wahrhaft eine Speise! Und erklären sich es so, daß der Menschenleib bestimmt sei, vom Geiste aufgezehrt zu werden, wie Docht und Talg von der Flamme. — Also muß der Mensch, um göttlich zu werden, das Göttliche menschlich nehmen.

Digitized by Google

Nun bleiben sie Tag und Nacht bei ihm, ihrer Tausende, und werden satt. Und viele bitten ihn, daß er Wasser über ihr Haupt gieße, zum Zeichen, daß sie seine Anhänger geworden sind und rein sein wollen.

Da ist es in einer Sternennacht der Wüste. In einer jener Sternennächte, da die Gestirne in funkelnder Klarheit niederleuchten und aus den Steinen ein bläuliches Schimmern und Qualmen hervorlocken — so daß es ist wie ein Auferstehen verklärter Seelen. Einer der Jünger betrachtet diesen in heiliger Stille so gewaltig lodernden Sternenhimmel und sagt: „Brüder, mich schauert vor dieser Unermeßlichkeit!"

Der andere Jünger: „Und ich freue mich über diese Unermeßlichkeit."

„Ich flüchte vor meiner Bangigkeit zum himmlischen Vater."

„Und ich bringe dem himmlischen Vater meine Freude."

Alles hat sich in weitem Kreise um Jesus gelagert. Man will ruhen, aber man kann nicht schlafen. Die Nacht ist zu feierlich.

Und nun beginnt einer leise zu reden: „Hier ist's wie im Reiche Gottes."

Da hebt ein anderer sein Haupt, das auf dem unterstellten Arm gelegen ist, und sagt: „Weißt du denn, wie es im Reiche Gottes ist?"

Jetzt schweigt jener, aber nach einem Weilchen antwortet er: „Zwar weiß ich das nicht, denke aber gerne darüber nach. Er spricht so oft vom Himmelreich. Ich möchte wohl doch Näheres davon wissen."

„Fragen wir ihn."

„Frage du ihn."

„Ich wage es nicht."

„Fragen wir den Johannes. Der kennt ihn am besten, der wird es schon wissen."

Johannes ruht auf dem Sand und legt sein Haupt auf einen Stein. Die weichen Locken sind seine Kissen. Aber auch er schläft nicht. Sie schleichen hin und fragen ihn dreist, wo das Himmelreich sei, von dem der Meister so oft spricht. Ob unter der Erde oder über der Sonne? Oder wann es anhebe, bald oder in tausend Jahren?

Sagt Johannes: „Wie lange seid ihr schon mit ihm?"

„Der Wochen sieben."

„Und ihr wisset noch nicht, wo das Himmelreich ist? Dann versteht ihr seine Sprache nicht."

Digitized by Google

„Er spricht doch die Sprache unserer Väter."

„Er spricht die Sprache des Reiches Gottes. Erinnert euch doch: Das Himmelreich ist, wo Gott ist. Gott ist, wo die Liebe ist. Wo die vertrauende, opferstarke, freudvolle Liebe ist."

„Und wo ist diese?"

„Was denket ihr?"

„Die Liebe, denke ich, muß wohl im Herzen sein."

Und darauf Johannes: „So wisset ihr auch, wo das Himmelreich ist."

Die zwei schauen einander an, scheinen es immer noch nicht genau zu wissen. Da geht Johannes zu Jesus, der auf dem Felsen sitzt und lange hinausgeblickt hat in die weite Nacht, als wäre sie voller Gesichte. Sein Antlitz ist so hell, als hätte sich in ihm der Sterne Schein vereinigt.

„Meister," sagt Johannes, „wir finden keinen Schlaf. Erzähle uns vom Himmelreich."

Jesus wendet sich und auf seine nächsten Jünger weisend spricht er: „Euch ist es gegeben, das Geheimnis vom Himmelreich zu wissen. Den anderen dort kann es nur durch Gleichnisse erklärt werden. Denn das Reich Gottes kann nicht aufgebaut werden aus Holz oder Stein wie ein Tempel, es kann nicht erobert werden wie ein Königreich, es kann nicht mit leiblichem Auge geschaut werden wie ein blühender Garten, und man kann nicht sagen, da ist es oder dort ist es. Das Reich Gottes muß erstürmt werden mit der Gewalt des Willens, und wer stark und beständig ist, der reißt es an sich. Sein Auge und seine Hand muß ununterbrochen gerichtet sein auf diesen Pflug, der das Erdreich furchet für die große Ernte. Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut auf anderes, der ist fürs Reich Gottes nicht geeignet. Aber dem, der es ernstlich sucht, kommt es über Nacht. Der Same, gestern auf den Acker geworfen, ist aufgegangen — der Mensch weiß nicht wie. Der Same ist das Wort von Gott, das ausgestreut wird hin nach allen Seiten. Ein Teil fällt auf den Weg, ihn fressen die Vögel. Ein Teil fällt in die Dornen, er wird erstickt. Ein Teil fällt auf seichte Erde, er geht auf, aber verdorrt in der heißen Sonne. Nur der kleinste Teil fällt auf gutes Erdreich und trägt große Frucht. So ist es mit der Gottesbotschaft. Die bösen Neigungen verzehren sie, die irdischen Sorgen ersticken sie, die glühenden Sinne verdorren sie, aber das nach Gott verlangende Menschenherz nimmt sie auf, und in ihm wird das Wort zum Himmelreich."

Digitized by Google

In der ruhenden Menge haben sich immer mehr Köpfe aufgerichtet. Er spricht! Da regt es sich und alles lauscht.

Jesus erhebt seine Stimme und fährt fort, also zu reden: „Etliche von denen, die mich jetzt hören, haben das Himmelreich in sich. Aber seid wachsam! In der Nacht kommt der Feind und säet Unkraut. Das Wort ist wie ein Senfkorn. Das ist unter allen Samenkörnern das kleinste und wird doch der größte Baum daraus. Vielleicht ganz unversehens ist dir ein Wort ins Herz gefallen. Du achtest seiner kaum, gehst darüber hinweg, aber es keimt heimlich, auf einmal ist die Erleuchtung da, und du hast das Himmelreich. Und dann ist es wie ein Sauerteig, der dein ganzes Wesen erregt und ändert. Und wie ein auf dem Acker verborgener Schatz ist das Himmelreich, der Mensch findet ihn, verkauft mit Freuden alles, was er hat, und kauft diesen Acker. Und wie eine Perle ist es, für die ein Kaufmann alle Reichtümer hingibt. Aber es ist auch wie ein Lampenlicht, an das man immer Öl gießen muß, wenn es nicht verlöschen soll. Verlischt es, so hast du kein Licht, wenn plötzlich der Überfall kommt. — Und vernehmt auch das: Der Herr des Himmelreiches ist wie ein König, der dem Knecht auf vieles Bitten alle Schuld nachläßt. Nun hat auch der Knecht einen Schuldner, der ihn um Geduld bittet, aber mit dem hat er keine Barmherzigkeit und läßt ihn ins Gefängnis werfen. So ruft ihn der König vor seinem Richterstuhl und spricht: Ich habe mich über dich erbarmt und du hast dich über deinen Mitknecht nicht erbarmt. So werfe ich dich jetzt auf die Folterbank, bis du mir von deiner Schuld den letzten Heller bezahlt hast. Wer nicht nachläßt, dem wird nicht nachgelassen werden."

Jesus schweigt, und durch die Menge geht ein banges Zittern. Johannes kommt zu dem Manne, der ihn vorher gefragt hat, und sagt: „Weißt du es nun, was er mit dem Reiche Gottes meint?"

„Ich ahne es."

„Das ist einstweilen genug. Es ist die Gnade, die Seligkeit und das Gericht. Denke, er hat, um das Himmelreich zu zeigen, die Nacht gewählt. Denn es ist nicht eine Ausschau, es ist eine Einkehr. Mensch, wenn du das Himmelreich hast, so hast du's in deiner Seele. Ist es da nicht, so suchest du es anderswo vergeblich."

„Aber", wagt jetzt jemand zögernd zu sagen, „es muß doch auch noch anderswo sein. Der Meister sagt ja selbst: Vater im Himmel! Und wenn wir gestorben sind, wollen wir erst recht in den Himmel kommen. Es muß also auch außerhalb von uns sein."

Digitized by Google

Dem antwortet Johannes: „Das Himmelreich ist überall, wo du bist, wohin du kommst mit deinem Vertrauen und mit deiner Liebe. Denke nur nicht, daß du solche Geheimnisse mit deinem Verstand fassen müssest.“

Da hat jener nicht mehr gefragt.

Nun kommt ein Greis gewankt, und der wagt sich an Jesus mit der Frage, was er tun solle? Er sei ein weltlicher Mensch, habe immer nur der Erde gelebt, und jetzt höre er, für ihn sei es zur Umkehr zu spät. „Wie komme nun ich zum Himmelreich?“

Hierauf hat Jesus das folgende gesagt: „Ein Mann nimmt Arbeiter auf für seinen Weinberg. Den einen nimmt er am Morgen auf, den andern um Mittag und den letzten gegen Abend, als das Tagewerk schon beinahe zu Ende geht. Und als es zur Auszahlung kommt, gibt er jedem gleich viel Lohn. Da beklagen sich die am Morgen und Mittag Aufgenommenen, sie hätten doch viel länger gearbeitet in des Tages Last und Sonnenhitze und sollten nicht mehr Lohn haben als der, so erst am Abend eingetreten ist und kaum eine Stunde gearbeitet hat? Darauf spricht der Herr des Weinberges: ‚Ich habe mit euch doch vorher den Lohn besprochen, und er ist euch recht gewesen. Was geht es euch an, wenn ich dem andern etwas schenke!‘ — — Wer spät zu mir kommt, der kommt gerade so zu mir, als der schon am Morgen da ist. Hauptsache ist, daß er zu mir kommt.“

Da hebt der Greis vor Freude an zu weinen darüber, daß er aufgenommen ist, so spät am Tage er auch in den Weinberg Jesus gekommen.

Weil der Meister jedem so willig zur Rede steht, so kommen in dieser Zeit noch andere zu ihm, bittend, daß er ihnen Unfaßbares deuten möchte. Da hätte er einmal eine Geschichte erzählt vom König, der, nachdem die bestellten Gäste abgesagt haben, die Leute der Straße laden läßt zu seinem Hochzeitsmahl. Diese erscheinen, aber einer hat kein Hochzeitsgewand an. Den läßt der König in die Finsternis werfen. Der Meister hätte damit wohl ein Gleichnis sagen wollen, aber sie könnten es nicht verstehen. Der König ist zu hart, muß doch im voraus wissen, daß Leute von der Straße kein Hochzeitsgewand am Leibe tragen.

Jesus schweigt, Jakobus redet: „Und die Geladenen müssen wissen, daß man zu einer Königshochzeit nicht in zerrissenen und beschmutzten Kleidern kommt. Geladen sind freilich alle, aber wer unrein und ohne Demut kommt, der wird wieder hinausgewiesen ins Dunkle. Unvorbereitet trete keiner ein.“

Digitized by Google

Auch noch ein anderes seiner Himmelreichgleichnisse beunruhigt sie. Das vom ungerechten Haushalter, den sein Herr lobt, weil er so klug für sich selbst gesorgt hat mit dem ihm anvertrauten Gelde. Dieser Verwalter weiß nämlich, daß er entlassen werden soll, und läßt den Schuldnern seines Herrn heimlich einen Teil der Schuld nach, damit er dann bei ihnen gute Aufnahme finde. Und er hätte klug getan. — „Ja, kann man sich denn das Himmelreich erkaufen mit Gütern, die nicht unser Eigentum sind?"

Spricht ein Maultiertreiber drein: „Ich denke mir bei dieser Geschichte gerade so: Keiner von uns hat auf dieser Erde ein Eigentum. Wir alle sind nur Verwalter der Güter, und wenn wir davon den Dürftigen hingeben, so sind wir zwar ungerechte Verwalter, weil wir etwas geben, das nicht uns gehört, und doch tun wir recht."

Über diese Auslegung haben etliche die Köpfe geschüttelt, besonders Reiche und Schriftweise wollen sie nicht begreifen. Jesus aber sagt im Gebete: „Ich preise dich, Vater, daß du vieles, was dem Weltweisen verborgen ist, dem Einfältigen enthüllest. Selig, die nicht an meiner Lehre Anstoß nehmen!"

Aber noch immer kommen die Jünger, um einander zu fragen, wenn ihnen etwas dunkel ist. So weiß Thomas auf einmal nicht, was der Meister unter dem Worte Wahrheit versteht. Er sei die Wahrheit. Man müsse Gott anbeten in der Wahrheit, und wer aus der Wahrheit sei, der verstehe Gottes Wort.

Was sagt Johannes, der jüngste unter ihnen? „Die Kinder der Welt nennen es Wahrheit, wenn sie mit dem Hammer einen Stein zerschlagen und finden, daß er aus Kalk ist. Sie nennen es Wahrheit, zu wissen, wie die Fische im Meer und die Würmer in der Erde sich unterscheiden und wie sie die Räume des Himmels mit Ziffern messen können. Sie nennen es Wahrheit, wenn festgestellt ist, daß ein Samenkorn keimt und des Menschen Leib nach dem Tode in Staub zerfällt. Wahrlich, das sieht jeder mit eigenen Augen. Aber ist denn das irdische Auge die Wahrheit?"

Und sagt er denn: „Ihr sollet die Wahrheit *wissen*? Nein, er sagt, ihr sollet die Wahrheit sein."

Die Wahrheit *sein*. Ohne Hehl und Falsch sein, treu und wahrhaftig in der Gesinnung sein. — So suchen sie einander zu fördern in dem Begreifen des Himmelreiches, und mancher jubelt Tag und Stunde, weil er das — was die Weisen aller Zeiten vergeblich gesucht — gefunden hat.

Der Armen, Verachteten und Unglücklichen versammeln sich immer mehr um ihn. Oft ist das wunderliche Wüstenlager gefüllt

Digitized by Google

mit Kranken, Mühseligen und Verzagten. Viele sind mit schweren Bekümmernissen, aber von Hoffnung getragen, aus weiter Ferne gekommen; und nun, da sie ihn schlank und ernst dort stehen und in tiefen Worten lehren sehen, verläßt sie der Mut und sie getrauen sich nicht zu ihm. Sie sind voller Zagen. Da breitet er die Hände aus und ruft: „Kommt doch heran! Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch laben. Ich bin nicht gekommen, zu richten und zu strafen. Ich bin gekommen, zu suchen, was verloren, zu heilen, was krank, und lebendig zu machen, was tot war. Ich bin gekommen zu den Traurigen, daß sie getröstet, zu den Gefallenen, daß sie erhoben werden. Ich gebe mich selbst für viele zur Erlösung. Von dieser Welt ist meine Macht nicht, ich bin Herr im Reiche Gottes, wo alle selig sind in vertrauender, freudiger Liebe. In dieser bin ich der Weg, die Wahrheit und das Leben. Kommet zu mir, ihr Irrenden und Vergehenden!“

Die Jünger blicken einander erstaunt an. In solch erhabener Sanftmut hat er noch nie gesprochen. Das Volk hat sich schluchzend um ihn gedrängt, seine Worte sind vielen Öl auf die Wunden. Die wenigsten denken daran, wie es denn möglich sei, daß ein Mensch spricht, so stolz, so liebreich und so göttlich. Gepackt von Begeisterung und Vertrauen, geben sie sich ihm hin, in seiner Nähe werden Hungernde satt, Blinde sehend, Zweifelnde glaubend, Lahme gehend, Verzagte gestärkt, tote Seelen lebendig.

Simon ist hoch erfreut, so oft neue Wanderer herbeikommen, und wenn abziehende das Gelöbnis tun, des Meisters Lehren zu befolgen. Hingegen derb aufgebracht ist er, wenn sie sich abweisend verhalten, weil es ja nicht möglich sei, seine Forderungen zu vollbringen. Auf derlei müßige Erregungen des Petrus erzählt Jesus wieder einmal eine Geschichte: „Ein Mann hat zwei Söhne, wovon er jedem befiehlt, auf seinen Acker zu gehen, um zu arbeiten. Der eine sagt: Ja, Vater, ich will sogleich hingehen. Nachher überlegt er, daß die Arbeit schwer sei, und geht nicht hin. Der andere Sohn sagt dem Mann ins Gesicht, er wolle nicht auf den Acker gehen, die Plage sei zu groß. Wie er allein ist, denkt er: Ich will doch trachten, den Willen des Vaters zu tun, geht auf den Acker und arbeitet. Was dünkt euch, welcher von beiden hat recht getan?“

Ein Schriftforscher antwortet: „Der ihm zugesagt, hinzugehen. Denn es steht geschrieben: Wer sich bereit erklärt, das Gesetz zu befolgen.“

Jesus ist über diesen Beweis verblüfft. Mit Wehmut sagt er: „Es ist erstaunlich, wie falsch sie die Schrift auslegen. Wahr-

Digitized by Google

lich, eher werden öffentliche Sünder in das Himmelreich finden als diese Schriftlehrer!"

Von dieser Stunde an hat Simon sich nicht mehr gefreut an leeren Zusagen und sich nicht mehr geärgert über die Ablehnung derer, die später vielleicht in Demut kommen, um die schwere Arbeit aufzunehmen. Geduldig, wie er einst am See mit dem Netze gewartet, wartet er auch jetzt, ob sie kommen wollen. Und so deutet er sich ein dunkles Wort des Meisters: Alle sind gerufen, viele kommen, wenige bleiben.

* * *

In Jerusalem, der Königsstadt, hat zu jener Zeit ein glücklicher Mann gelebt. Der hat alles gehabt, was das Leben fein macht: große Reichtümer, mächtige Freunde und schöne Freundinnen, die ihm täglich das Haupt mit Rosen bekränzen. Sein Leben ist noch jung, von seinen Wünschen ist ihm jeder erfüllt, bis auf den einen, bis auf den, daß es immer so bleiben möchte. Und wenn zwischen den lauten Freuden bisweilen ein stilles Stündlein ist, da er zu sich selbst kommt und sein Glück betrachten und messen kann, da wird ihm bange. Ja, da ist ihm hart wehe geworden, denn täglich sieht man es an allen Orten, wie die Güter vergehen und die Bahren derer, die gestern noch vergnügt gewesen, hinausschwanken zu den Gräbern.

Nun hört dieser glückliche und bange Mensch, daß draußen in der Wüste ein Prophet sei, der das ewige Leben habe. Er wisse von unzerstörbaren Reichtümern und Glückseligkeiten, und die halbe Welt liefe ihm zu, um deren teilhaftig zu werden. Also entschließt sich auch Simeon — das ist sein Name — diesen Mann aufzusuchen. Er verwahrt seine Edelsteine in eisernen Truhen, übergibt seine Paläste, Weingärten und Schiffe samt allen Knechten dem Verwalter, befiehlt seine Lieben dem Schutze der Götter und versammelt um sich seine Sklaven. Im weichen, hellen Gewande, das mit Gold und Kleinodien reich geschmückt ist, an der Seite das krumme Schwert, an dem Hute die flatternden Federn seltener Vögel, so reitet er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertroß begleitet ihn; an seiner Seite auf afrikanischen Lasttieren bewegsame Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Fächern Kühlung ihm ins Gesicht fächelnd. In goldenen Behältern bringen sie Früchte des Ostens und Südens, schmackhafte Tiere des Meeres und der Lüfte mit, köstlichen Wein und Räucherwerk und Kissen zum Schlummern. An einem Flecken begegnet dieser Zug schwarzen Gestalten, die einen Toten tragen. Auf hohem Brette, in weißes

Digitized by Google

Linnen gewickelt, liegt er, und darüber in den Lüften kreist ein Rabe. Simeon wendet sich unwillig ab, seine Natur erschauert vor allem, was tot ist. Münzen läßt er streuen in den Trauerzug, wie er am liebsten über alles Leid und alle Trauer eine bunte, mit Edelsteinen besetzte Hülle werfen möchte.

Als er ans Steingebirge kommt, beginnen die fremdländischen Tiere zu straucheln und bleiben zurück. Der Rappen setzt seine Hufe unsicher auf die klingenden Platten, sein Kopf bäumt sich schnaubend auf und er will nicht voran. Simeon hält Rat, wie er weiter kommen könne. Landleute führen Maultiere herbei und bieten sie an, er lehnt sie ab. Auf so verächtlichen Tieren will er nicht zum Propheten kommen, der den Schlüssel zu den unzerstörbaren Gütern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sklaven müssen eine Sänfte bauen, er legt sich unter glitzerndem Zelt auf weiche Kissen und so tragen sechs Mohren den Herrn in der Wüste dahin. Wo auf der Oase Rast gehalten wird, da ist es wie ein königliches Lager; in Kristallbechern reichen Diener ihm den Trunk der Quelle, flinke Köche bereiten ihm das Mahl, schöne Frauen, deren Haut zart wie Samt ist und braun wie Kupfer, strählen ihm das schwarze Haar, ergötzen ihn mit Harfenspiel, und bewaffnete Knechte halten Wacht gegen den Wüstenhäuptling Barab.

Weil die Landschaft immer noch unwirtlicher wird, so daß trotz aller Mittel manche Beschwerde nicht ganz zu vermeiden ist, so erinnert Simeon sich an die Behaglichkeit in seinem Palaste zu Jerusalem, und er denkt an Umkehr. Und doch zieht's ihn fort, dem Weisen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über kahle Höhen her kommen Leute, die wissen schon zu erzählen von dem Lehrer, der am anderen Rande der Wüste sei, zeitweise allerlei Volk um sich versammelt habe und vom ewigen Gottesreiche spreche. Also schwankt die Sänfte weiter und kommt am nächsten Tag durch dürre Felsschluchten hinab in das Tal, das von wenigen Öl- und Feigenbäumen beschattet ist. Um einen solchen Feigenbaum stehen und hocken Leute beisammen, zumeist armselige, kummervolle Gestalten, Elende, wie sie heimlos und von Liebe verlassen umherirren. In schlechte Lappen gehüllt und gebeugt, so wenden sie ihre Gesichter dem Baume zu — denn dort steht er und redet.

„Seid nicht traurig und nicht verzagt. Ihr versäumt nichts an der lockenden Welt. Der Vater und sein Reich ist euer. Vertraut ihm, ihr seid sein. Erfreuet euch durch Liebe, es geschieht euch leichter, wenn ihr liebet, als wenn ihr hasset. Und bei allem, was euch zustößt, haltet euere Seele fest, sonst habt ihr nichts zu verlieren."

Digitized by Google

Simeon hat die sonderbaren Worte deutlich gehört und bei sich gedacht: Sollte es dieser sein? Nein, unter eine Rotte von Gesindel setzt sich der Weise nicht. — Und doch sagen sie, er sei es. Simeon steigt aus seiner Sänfte, das wie ein Halbreifen gekrümmte Schwert zieht er mit einer Hand heran, daß es nicht rassele auf den Steinen. So drängt er sich sachte vor. Moderstaub der alten Gewänder, Schweiß der Menge — wie widerlich ist Armeleutgeruch! Die Versammelten weichen scheu zurück vor dieser lichten Herrengestalt, wie sie eine ähnliche in der Nähe des Meisters noch nicht gesehen haben. Jesus steht ruhig unter dem Feigenbaum und sieht den Fremdling kommen. Drei Schritte vor ihm bleibt dieser stehen, neigt sein Haupt, legt die Hand an die Stirn, also wie ein König den andern grüßt.

„Herr," spricht der Fremdling und seine Stimme ist nicht scharf und grell wie sonst, wenn er seinem Gefolge Befehle gibt, vielmehr gedämpft und beklommen: „Herr, ich komme einen weiten Weg zu dir. Ich habe dich lange gesucht."

Jesus streckt schweigend die Hand nach ihm aus.

Simeon ist erregt, er möchte sein Anliegen sogleich vorbringen, um bald wieder gen Jerusalem ziehen zu können, aber die Rede will nicht fließen. Stammelnd sagt er es: „Herr! Ich höre, daß du vom ewigen Leben weißt. Ich komme deshalb zu dir. Sage mir doch, wo ist es zu finden? Was soll ich tun, um das ewige Leben zu haben?"

Jesus tritt einen Schritt vor, blickt den Mann ernst an und sagt: „Willst du leben, so halte die Gebote des Moses."

„Des Moses?" antwortet der Fremdling verblüfft. „Aber das tue ich ja. Obschon ich von den Heiden stamme, so habe ich mich doch in diesen Dingen dem Volke angeschlossen, unter dem ich wohne. Indes, es ist nicht um das. Sie sterben. Aber ich möchte immer leben."

Da spricht Jesus: „Willst du immer leben, so halte dich an den, der immer lebt. Liebe Gott mehr als alles und deinen Nahemenschen als dich."

„O Herr!" sagt Simeon, „das bestrebe ich mich ja zu tun. Und doch ist mir bange."

Darauf Jesus: „Dir ist bange, weil du es tun solltest und tun möchtest und doch nicht tust. Du besitzest Paläste in der Stadt, Fruchtboden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, beladen mit Kostbarkeiten aus aller Welt. Du besitzest tausend Sklaven. Bücher füllen deine Verwalter, wenn sie es aufschreiben, was du besitzest."

Digitized by Google

„Herr, du weißt das alles?“

„Freund, dein Aufzug steht im Abglanz der Reichtümer. — Siehe diese Leute, die mir folgen. Sie haben ein schlechtes Kleid und eine frohe Seele, sie haben das Gottesreich in sich. Wenn es dir ernst ist, so mußt du alles, was du hast, hingeben.“

„Hingeben? Alles was ich habe?“

„Das mußt du hingeben und werden wie diese. Dann komm mit mir, ich führe dich zum ewigen Leben.“

Als Jesus solches und noch anderes gesprochen hat, senkt der Fremdling das Haupt und tritt langsam zurück. — Wie? Diesen niedrigen, bettelhaften Leuten soll ich gleich werden? Freiwillig aus meinem gewohnten Kreise niedersteigen in dieses grenzenlose Elend? Nein, das kann kein Mensch. Das kann kein Mensch. — — Er tritt in sein Gefolge zurück und ist sehr betrübt.

Jesus hat ihm sinnend, mit gütigem Auge nachgeblickt.

„Wer ist er denn?“ fragen die Jünger. „Er trägt nachgerade einen Königsmantel. Solche Seiden hat man noch nicht gesehen. Ist es ein Fürst aus dem Morgenlande? Wenn er gekommen ist, uns zu beschenken, so vergißt er jetzt seines Vorhabens.“

Ohne die vorwitzigen Reden zu beachten, spricht nachdenklich der Meister: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das ist schwer. Der Menschen Wille ist allzu schwach. Ihre Sinne schwelgen im Überfluß, und ihre Seelen lassen sie verschmachten in Bangigkeit. Ja, meine Freunde, eher geht das Kamel durch ein Nadelöhr, als der Reiche in unseren Himmel.“

Nicht in Bitterkeit, in Trauer vielmehr ist dieses Wort gesprochen. Und da tut jemand den Ausspruch: „Ja, wenn die Gebote zu schwer sind, dann werden Sünden daraus. Weil man sie übertreten muß.“

Blickt Jesus den Jagenden an und spricht: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich euch denn, wie leicht die Last ist? Sehet ihr es nicht schon an euch selbst, wie befreit man ist, wenn das große Sorgen und Jagen aufgehört hat? Aber das werdet ihr erst recht erkennen, wenn die Gnade des Vaters kommt.“

Ihre Ohren hören es kaum. Der Glanz hat sie schon zerstreut und mit verlangendem Auge blicken sie dem Zuge nach, der langsam davongeht. Mit seinen Pferden, Kamelen, Reisigen, Mohren und schönen Frauen. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock kauert, murmelt mit einiger Bosheit: „Mich dünkt, die möchten auch lieber mit dem Heiden ziehen, als hier auf die Gnade des himmlischen Vaters warten.“

Digitized by Google

Simeon liegt wieder auf seiner schwankenden Sänfte und sinnt. Er trachtet die unverrichtete Sache mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen. — 's ist ein Phantast, dieser Prophet. Das Gottesreich in uns, was soll das heißen? Einbildungen und Träumereien! nur geeignet, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtse und Vagabunden. So sieht es aus sein: Ewig leben! Solange er lebt, glaubt er recht zu haben, und ist er tot, so kann er's nicht mehr wissen, daß er unrecht hat. Und dabei die gesellschaftliche Gefahr. Der Besitzende nicht Eigentümer seiner Güter? Er müßte sie hingeben, an Arme verteilen? Dieses Gleichvielhaben oder Nichtshaben aller, das jeden Aufschwung ausschließt und alles in die jämmerliche Alltäglichkeit niederdrückt. Nein, das ist mein Heil nicht. Übrigens, einen Vorteil wird dieser Wüstenweise für mich haben; jetzt wird mir wieder wohler sein in meinem behaglichen Hause.

Doch hat sich für ihn Gelegenheit ergeben, noch einen Blick in das Bereich zurückzuwerfen, dem er eben wieder den Rücken kehrt. Mehrere, von dem Glanze seines Zuges gelockt, sind ihm von weitem gefolgt. Und auch drei der Jünger sind ihm nachgegangen, denen darum zu tun ist, ein Mißverständnis zu schlichten. An einer Quelle, die aus einer Felsenkluft rinnt und um sich grünen Rasen hat, haben sie den vornehmen Fremdling eingeholt. Mohren wollen ihnen die Annäherung wehren, aber Simeon erkennt sie als ganz ungefährlich und läßt sie vor sich.

Jakobus, der ein Jünger ist, sagt: „Hoher Herr, es ist schade! Ihr seid einer von den wenigen, die unseren Meister unverrichteter Sache verlassen. Ganz so hart wäre es nicht, wie ihr etwa glaubt. Er selber sagt es, wer nur den rechten Willen hat, der ist nimmer verloren. Schon der Wille, ewig zu leben, führt dahin."

„Wozu das?" ruft Simeon aus, „es ist ja nicht möglich, was er verlangt!"

„Muß man denn alles so gar wörtlich nehmen?" sagt Jakobus. „Der Meister meint immer das allerhöchste Ziel und spricht in großen Worten, damit es besser im Gedächtnis bleibe."

Simeon wehrt mit der goldbereiften Hand ab: „Alles hingeben, was man hat, alles hingeben! Bitter arm werden . . .!"

Darauf tritt der andere Jünger vor, stellt sich in seinem fahlen Gewande her und sagt: „Seht einmal uns an! Haben denn wir alles hingegeben? Wir haben nie viel mehr gehabt als heute, und was wir gehabt haben, das haben wir auch jetzt noch. Unser Bruder Thomas hat nur einen Rock, weil er vollblütig ist, ich habe zwei

Digitized by Google

Röcke, weil ich leicht friere. Hätte ich schlechte Beine, so würde mir der Meister gerne einen Esel gestatten, wie dem Thaddä. Jedem, was er bedarf. Ihr seid ein vornehmer Herr und bedürfet mehr als unsereiner, weil Ihr mehr gewohnt worden seid. Aber das, was Ihr habt, könnt Ihr lange nicht alles selber aufbrauchen. Und doch bedürfet Ihr es, weil es die vielen hundert Menschen brauchen, die Ihr beschäftigt, die für das Wohl des Landes arbeiten und die von Euch leben. Ich sage, daß Euch die Güter geradeso zu Recht gehören, wie mir der zweite Rock, und daß Ihr recht gut sein Jünger werden könnet."

„Vielleicht schwatzest du zuviel, Philipp," verweist Jakobus. „Wenn jemand eine Bußfahrt tun will nach dem ewigen Leben, da reist man nicht wie der Kaiser von Indien. Oder man weiß nicht, was man will. Glaubet mir, hoher Herr, Reichtum ist immer gefährlich, auch für das Leben. Der sicherste Schutz gegen Neid, Haß und Überfall ist die Armut."

Ein dritter Jünger, Matthäus, ist noch da, der wendet sich mit seinem Worte zuerst nicht an den Fremdling, sondern an die Genossen und sagt: „Brüder! Es ist doch wohl so zu verstehen: Wer das Himmelreich haben will, der muß alles hingeben, was ihn mit Unruhe erfüllt. Sonst kann er nicht ganz beim Vater sein. — Ihr aber" — das sagt er zu dem Herrn aus Jerusalem — „Ihr wollt mit der Welt nicht brechen. Gut, dann tuet das eine und habet Euere Nebenmenschen lieb. Behaltet Euer seidenes Gewand, aber bekleidet auch die Nackenden. Behaltet Euer Pferd zum Ritte, aber schenket dem Lahmen eine Krücke. Behaltet Euere Würde, aber befreiet auch die Sklaven. Gebet den Knechten, was sie verdienen. Wenn Ihr aber glaubt, was sie aus den Äckern, aus den Bergruben, aus den Werkstätten hervorholen, das sei Euer, dann wehe Euch!"

„Ein übriges wollte ich gerne tun", meint Simeon.

„Gut, so saget jetzt den Sklaven, die Euch umgeben: Ihr seid frei. Wollt ihr mir noch weiter dienen, so will ich gut mit euch sein. Wollt ihr euerer Wege ziehen, so nehmet an Nahrung, an Gewand, an Lasttieren, was ihr bedürft. — Wollt Ihr das, Fremdling?"

„Schwärmer! Schwärmer!" schreit Simeon heftig auf. „Wie seht ihr nur die Menschen! So sind sie nicht, so ist es nicht."

„Aber es wird einmal so sein", sagt Matthäus.

„Das ist ein Messias, der das Reich zerstört, anstatt es aufzubauen!" ruft Simeon, springt auf sein Traglager und winkt zum Aufbruch.

Digitized by Google

Der Herrenzug bewegt sich langsam und mit zuckendem Glitzern dahin über die dunklen Steinheiden. Die Jünger blicken ihm schweigend nach.

Im gelben Sande liegt ein greises Männlein. Wie ein Berggeist, so zwergig und grau ist es. Dieser Greis ist daheim in dem weiten, öden Gestein. Er liebt die Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er liebt die Wüste, wo er das Tor in das Nichts zu finden hofft. Jetzt, da auf der Rückkehr zum Meister die Jünger in seine Nähe kommen, windet er langsam seinen Oberkörper aus dem Sande und frägt: „Was sucht dieser Mann, mit dem ihr gesprochen habt?"

„Er sucht die Kraft, ewig zu leben."

„Ewig zu leben?" ruft hierauf der Greis verwundert. „Und deshalb läßt sich der Mann in der Wüste so herumschleppen? Was es doch für wunderliche Menschen gibt. Ich wollte gehen, weiß nicht wie weit, um mein Nirwana zu finden. Das ewige Leben wünsche ich nur meinen Feinden. Schon lange ist es her, daß man gesagt hat, ich wäre hundert Jahre alt. Seid ihr weise Männer, so belehret mich und saget, was muß ich tun, um das Nichtsein zu erlangen?"

Sie sind erstaunt. Das ist eine märchenhafte Erscheinung. Ein Seiender, der nicht sein will! Aber Matthäus weiß ihm zu antworten.

„Freund, dein Begehren ist bescheiden, doch in Erfüllung gehen kann es nimmer. Zum Nichtsein wirst du es nie bringen. Stirbst du, so verlierst du nur deinen Leib, aber nicht dich. Du wirst vielleicht nicht leben, aber du wirst sein, so wie du heute nicht lebst und doch bist. Atmen und warten ist nicht leben. Leben heißt Erfüllung, heißt Liebe — heißt Himmelreich."

„Mein Himmelreich heißt Nirwana", sagt das Greislein und gräbt sich wieder in den Sand.

Als sie weitergehen, spricht Matthäus: „Er fürchtet das immerwährende Sein, weil er keinen Gott weiß. Aber er ist nicht so weit von uns, wie der reiche Mann mit seinem Weltdurst."

Simeon ist weiter gezogen und hat gegen Abend die Oase Kaba erreicht. Dort läßt er für die nächtliche Rast ein Lager aufschlagen. Ringsum die Diener, die Lastträger, die Tiere, in der Mitte das Zelt, in dem er sein Mahl einnimmt, sich auf die Kissen streckt und von den Mädchen sich in den Schlummer fächeln läßt. Aber gut hat er nicht geschlafen. Schwere Träume: In Jerusalem brennt sein Haus, auf stürmischem Meere ist Schiffbruch, treulose Wächter

Digitized by Google

erbrechen seine Kästen. Und dazwischen immer wieder der Ruf: Gib alles hin! — — Um Mitternacht wird er geweckt. Aber das ist kein Traum mehr, das ist gräßliche Wahrheit. Mit gedämpftem Lärm drudert's und fludert's ums Lager herum, schwarze Gestalten mit glitzernden Waffen huschen, im Lager selbst rührt sich's nur kriechend am Boden. Vor Simeon steht, begleitet von Beduinen, die Fackeln und Messer tragen, ein schlanker, finsterer Mann.

„Erschrick nicht, schöner Herr", so redet er den aufspringenden Simeon an, und man weiß es nicht, ist's Hochmut oder Würde, Güte oder Hohn. „Wir stören zwar deine Nachtruhe, kommen aber in keiner schlimmen Absicht, vorausgesetzt, daß du keine Umstände machst. — Gib alles, was du hast!"

In der ersten Bestürzung glaubt der Angefallene, er höre den Propheten — aber den Unterschied merkt er bald. Der Prophet und seine Jünger geben alles hin, was sie haben. Dieser Mensch nimmt alles hin, was andere haben.

„Dich kenne ich schon, stolzer Bürger von Jerusalem. Und ich bin Barab, der Wüstenkönig genannt. Du wirst keinen Widerstand versuchen. Dreihundert Mann halten in diesem Augenblicke Ehrenwache um dein Lager. Mit deiner Dienerschaft sind wir schon einig, ebenso mit deinen Schildknechten, sie haben nichts dawider."

Also spricht der Häuptling, und dem armen reichen Manne wird nun klar, was das bedeutet. Seine Knechte sind erschlagen, er steht vor der gleichen Gefahr. Wie hat jener Jünger des Propheten gesagt? Der Reichtum gefährde das Leben und die Armut beschütze es! Hätte er seinen Troß freigegeben mit dem, was sie bedürfen, und sich als schlichter Wanderer auf die Beine gestellt, so wären die Dolche der Räuber jetzt nicht gegen seine Brust gerichtet. In jäher Wut einen knirschenden Fluch stößt er aus: „So nimm, was du findest, und höhne mich nicht, du verruchte Wüstenbestie!"

„Gelassen, gelassen, lieber Herr!" sagt der Häuptling, während die braunen Männer Teppiche, Gewänder, Waffen, Geschmeide und die goldenen Becher zusammenraffen und in große Säcke werfen. „Siehe, wir helfen dir aufräumen."

„Fort mit dem Trödel," ruft Simeon, „mich lasset zufrieden!"

Der Häuptling Barab grinst. „Mich dünkt, Freund, wir sind schon zu vertraut geworden mitsammen, als daß ich dich nach Jerusalem heimkehren lassen möchte. Du würdest dort allzu großes Verlangen nach mir haben und die Römer ausschicken, um mich aufzusuchen und in die schöne Königsstadt zu geleiten. Nach meinem Geschmack lebt es sich in der Wüste angenehmer. Sage mir bloß

Digitized by Google

noch, wo meine Geldrollen verborgen sind, deren ein Herr wie du doch wohl immer mit sich führt. Nicht? Dann magst du schlafen gehen."

Der ausgezogen ist, um das ewige Leben zu suchen, soll nun auch das zeitliche verlieren. In Todesangst, auf der Stirne kalten Schweiß, beginnt er mit dem Wüstenkönig zu feilschen um sein Leben. Er gebe dafür nicht bloß alles das, was sie hier fänden. Seltene Spezereien und Rauchwerk brächten ihm aus dem Osten die nächsten Karawanen, Gold in Barren, Diamanten und Perlen kämen mit den indischen Schiffen an, alles wolle er herausenden in die Wüste und auch schöne Sklavinnen dazu, um mit den Geschmeiden ihren Busen zu schmücken. Nur das nackte Leben solle man ihm lassen.

Mit grinsendem Gesichte, die Stumpfnase runzelnd, gibt der Häuptling zu verstehen, daß man den Barab nicht mit Weibern und Versprechungen locke, dafür sei er nicht mehr jung genug; daß er aber auch keinen ziehen lasse, um den Henker auf ihn zu hetzen, dazu sei er noch nicht alt genug. Hingegen habe er andere Schwächen. Der schlanke, weiße Hals des edlen Bürgers, man wisse nicht, schmücke ihn besser Metall oder Seide. — Eine Seidenschnur zieht er aus der Manteltasche, dieweilen zwei Beduinen Simeon mürrisch festhalten.

Draußen im Lager ist mittlerweile der zweite Häuptling beschäftigt, unter Fackelschein die erbeuteten Schätze auf Kamele zu packen. So oft er dabei über einen Toten stolpert, tut er einen Fluch, und als seine Arbeit verrichtet ist, sucht er den Genossen. Gefesselte Weiber jammern laut, aber nicht so sehr ihrer Gefangenschaft wegen — die versteht sich bei ihnen immer von selbst —, als vielmehr, weil im Zelte drinnen ihr Herr ermordet werden soll. So entreißt dieser zweite Häuptling einem Knechte die Fackel, eilt in das Zelt und kommt gerade zurecht.

„Barab!" ruft er, den Henker zurückschleudernd, „weißt du nicht mehr, was wir beschlossen haben? Wir töten nur Kämpfende, aber keine Wehrlosen!"

Barab zieht seine dürren Arme vom Opfer zurück, und mit weinerlicher Stimme beschwert er sich: „Dismas, du bist grausam! Soll ich alter Mann denn gar kein Vergnügen mehr haben?"

Sagt Dismas mit Bedeutung: „Wenn der Alte seine Zusage nicht hält, so wird die Mannschaft ihr Vergnügen haben wollen und zur Abwechslung einmal den baumeln sehen, der sich so gerne den Wüstenkönig nennt!"

Digitized by Google

Das hat gewirkt. Bei der größeren Neigung der Bandenmannschaft für Dismas hat es Barab nicht darauf ankommen lassen mögen.

Als es lichtet, wird dem Simeon ein Maultier vorgeführt. Einer seiner Sklaven, den verwundeten Arm in der Schlinge, wird ihm beigegeben, daß er zwei Brote und einen Mantel trage und das Tier leite. Und so tritt der Bürger von Jerusalem als beraubter und geschlagener Mann den Heimritt an in die Stadt, von der er eine Woche früher so glänzend ausgezogen war.

In der Königsstadt hat dieser Überfall großes Aufsehen erregt. Stürmisch verlangt man von der Wehrmacht Streifungen in der Wüste zwischen Jerusalem und dem Jordangebiete, aus welcher eine Freveltat um die andere gemeldet wird. Selbst die Rabbiten und Phariten predigen einen Feldzug, um die Steingebirge und Steppen einmal zu reinigen von den gefährlichen und verderblichen Horden, die sich dort herumtrieben. Die berüchtigte Bande der Häuptlinge Barab und Dismas — so sagen sie — sei lange noch nicht das Schlimmste. Viel bedenklicher gestalteten sich die Zusammenrottungen von allerlei Volk um den sogenannten Messias aus Nazareth, der im Wüstenland, wo er sich sicher fühlt, aufrührerische Reden und Umtriebe hält. So wird beschlossen, daß große Abteilungen von Söldlingen hinausziehen, geführt von dem leidenschaftlichen Phariten Saul, einem Weber, der im Eifer für das Gesetz sein Gewerbe verlassen hat, um das Land von räuberischem und ketzerischem Gesindel zu befreien.

Zur Zeit ist es, daß der alte Räuberhäuptling Dismas in eine seltsame Zerknirschung fällt. Am verläßlichsten war es um seine verbrecherische Heldenhaftigkeit nie gestanden. Vor allem ist ihm das Abschlachten zuwider gewesen und hat er bei seinem Freigewerbe das Morden immer zu verhindern gesucht. Nun ist ihm aber auch das Beuten und Rauben zuwider geworden. In den Nächten sieht er den furchtbaren Jehovah. Er denkt an den Wüstenrufer Joanis und meint, es sei Zeit zur Buße. So sagt er eines Tages zu Barab: „Weißt du es, Genosse, daß zurzeit auf der Oase Silam ein Fürst ruht, der noch viel größere Reichtümer mit sich führt, als jener Bürger aus Jerusalem? Ich kenne die Zugänge, kenne seine Leute und weiß Bescheid. Fassen wir diesen Herrn!“

„Man müßte dich ja den Geiern vorwerfen, Dismas, wenn du gar immer und ewig unnütz wärest.“ Mit diesen Worten dankt ihm Barab, und der Überfall ist beschlossen. Dismas führt die Horde gegen die Oase Silam. Auch Barab reitet mit, das Roß geschmückt

Digitized by Google

mit bunten Federn, die Stirn gekrönt mit dem eisernen Reife. Denn, wenn es ein Fürst ist, bei dem er Besuch macht! — Dismas lagert die Bande unter einen Felsenabhang. Und als nächtlicherweile alles der Ruhe pflegt, um morgens früh mit frischer Kraft den Angriff auf das fürstliche Gefolge zu unternehmen, da steigt Dismas auf den Felsen und gibt das Zeichen. Die hinter den Wänden verborgene römische Söldnerschaft bricht hervor, metzelt nieder, was sich widersetzt, alles andere nimmt sie gefangen. Unter den Gefangenen Dismas und Barab. Als dieser sieht, daß er verraten ist, beginnt er in seinen Ketten zu rasen wie ein wildes Tier.

„Was willst du nur, Bruder?“ sagt Dismas zu Barab, der ihn so oft bitter verhöhnt hat. „Bin ich doch selbst gefangen. Hast du nicht immer gepredigt, daß der Stärkere recht habe? Siehe, diesmal haben die Römischen recht. Mich hast du einst verführt und gezwungen zu den räuberischen Beduinen, trefflicher Barab. Und jetzt habe ich dich verführt zu den starken Römern. Und die werden uns wahrscheinlich pfählen!“ Als ob das eine rechte Ergötzlichkeit wäre, so lustig schlägt er dem Gefährten die Hand auf die Schulter, daß hart die Ketten klirren: „Ja, Bruderherz! Pfählen werden sie uns!“

Dann sind sie in Banden nach Jerusalem gebracht worden. Dort in den Kerkergewölben liegen sie lange Monde, den Tod erwartend. Dismas hat eine Bitte frei, der Selbstauslieferung wegen. Er erbittet sich Einzelhaft, um ungestört Rückschau halten zu können auf das verlorene Leben. Eine unabsehbare Reihe von dunklen, blutigen Gestalten ist in dieser Zeit an ihm vorübergezogen. Aber auch ein Lichtbild. Ein einziges Lichtbild. Vor vielen Jahren ist es gewesen, er erinnert sich noch wunderbar klar an jene ferne Stunde. Auf dem Lasttiere sitzt eine junge Mutter mit dem Kinde. Das Knäblein breitet die kleinen Arme, aus seinem Auge trifft ihn ein Blick. Nie in seinem Leben hat ein Mensch ihn so angeblickt, so glühend liebreich, wie dieses Kind. Noch einmal, wenn er einen solchen Lichtstrahl sehen könnte vor dem Sterben!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erinnerungen an Tobias Beck

Doktor und Professor der Theologie in Tübingen
(1804—1878).

Von

Dr. Maier-Pfullingen.

Da stehen sie vor mir, die dicken Quartbände, in die ich einst die Weisheit meiner Tübinger Professoren mit größtem Eifer niedergeschrieben habe, eine stattliche Reihe, entstanden in einer ungeheuren Menge von Stunden. Ich gäbe viel darum, wenn ich das lebendige Wort der geliebten Lehrer wieder hören könnte; heute würde ich bloß scharf aufmerken, aber wenig schreiben. Aber dem jungen Studenten war jedes Wort aus dem gefeierten Munde wichtig, keine Silbe sollte verloren gehen. Der älter werdende Mann, der sich selbst vom Strome der Zeit fortgetragen fühlt, sieht im Flusse der Dinge die Menschen mit ihren Formen und Formeln kommen und gehen und weiß auch, daß die Menschen, was sie Neues und Wichtiges entdeckt zu haben glauben, schon selbst für Gegenwart und Zukunft zu retten, zu verewigen suchen. Aber — heute soll es besser sein — damals schien die Buchdruckerkunst den meisten unserer Professoren eine unbekannte Sache. Wichtig erschien ihnen ihr Vortrag, sehr wichtig, denn sie sprachen so langsam, daß man nachschreiben konnte und sollte, und der geduldige Student hielt's gemeinhin immer noch mit dem Wort:

Denn was du schwarz auf weiß besitzt,
Kannst du getrost nach Hause tragen.

Da hat doch ein Kant den Wert der Zeit besser erkannt, mit Diktieren schlug er sie nicht tot; drucken lassen mochte er freilich nicht für jedes Kolleg einen Leitfaden, aber der große Denker benützte ruhig die Leitfäden kleinerer Geister, sie gaben doch ein Gerippe, und er umkleidete es mit lebendigem, frischem, warmem Fleisch und Blut; er regte an, riß hin, begeisterte.

Digitized by Google

Treffliche Männer waren, wie sie oft schon in Tübingen, so auch vor einem Menschenalter die Zierde der theologischen Fakultät. Ihrer Person kann ich nur mit innigster Verehrung gedenken. Da war, um mit dem Alten Testament zu beginnen, Öhler, seit rund zwanzig Jahren (seit 1852) Professor (zuvor sieben Jahre in Breslau) und zugleich Ephorus des alten theologischen Stiftes, der mit dem Brustton innerer Überzeugung die Bücher und Gestalten des Alten Bundes als die Offenbarung supranaturalen, göttlichen Lebens darstellte und das Walten Gottes im ganzen Volk Israel und in seinen großen Persönlichkeiten in markigen Zügen eindrucksvoll vorführte. Da war seit rund dreißig Jahren der neutestamentliche Theologe und Dogmatiker Landerer, der in seiner Dogmatik eine ungeheure Gelehrsamkeit mit wahrem Bienenfleiß zusammengetragen hatte, die selbst die Aufnahmefähigkeit der weisheitsdurstigen Jünger des Stifts, so viel sie in dieser Hinsicht vertragen konnten, überstieg; auch zeitlich: nicht einmal in acht Semestern, auf die das gewöhnliche Studium berechnet war, wurde nämlich Landerer mit seiner Glaubenslehre fertig, wiewohl die Vorlesung der Dogmatik auf nur zwei Semester offiziell sich verteilte. Aber in zweien kam Landerer über die Vorhalle, seine sogenannte Metaphysik und Apologetik des Christentums nicht hinaus, die der Lehre von Gott und der Hl. Schrift gewidmet war. In einer ganzen Anzahl von Nachträgen, sogenannten „Schwänzen" wurde sodann gelesen Ponerologie (die Lehre von der Sünde), Christologie (die Lehre von Christus), Soteriologie (die Lehre von Christus als dem Erlöser), mit der Lehre von der Kirche und ihren Gnadenmitteln und endlich Eschatologie (die Lehre von den letzten Dingen), Sachen, die nicht alle in jedem Quadrivium der vier Jahre dran kamen und teilweise nur einzelnen Auserwählten, die das Manuskript abschreiben durften, zugänglich wurden. Wie atmete man auf, wenn beim betreffenden Lehrstück nach mühseliger Durchwanderung der biblischen Lehre nach den einzelnen Büchern und der dogmengeschichtlichen Entwicklung bis auf die Negation von David Friedrich Strauß herab endlich, endlich das erlösende Wort vom Katheder erscholl: Schlußkritik und positives Resultat. Aber unsere volle und herzliche persönliche Sympathie hatte der bescheidene, liebenswürdige Mann, dessen Rede so oft mit attischem Salz gewürzt war. — Ebenfalls seit etwa zwanzig Jahren dozierte in Tübingen Palmer, Homilet und Katechetiker, nachdem er schon zuvor fast zehn Jahre Stadtgeistlicher am Orte gewesen war, der beredte Kanzelredner, drastische Darsteller der Sektengeschichte und hervorragende Musiker. Der Wissensdünkel der vulgären Stiftlersart unterschätzte den Mann, der nicht einherging in der gewaltigen Saulsrüstung einer imponierenden Gelehrsamkeit, der aber gewandt und geschickt reiche Winke erteilte fürs praktische Amt. Weizsäcker, seit etwa zehn Jahren da, der spätere Kanzler, Vater des gegenwärtigen württembergischen Kultusministers, der Professor der Kirchen- und Dogmengeschichte, der Verfasser des Apostolischen Zeitalters, galt für das bedeutendste Mitglied der Fakultät neben Beck, wissenschaftlich ihr König, während dieser als ihr

Digitized by Google

Prophet verehrt wurde. Dem geistreichen Vortrage Weizsäckers zu lauschen war ein Genuß, namentlich in der neuesten Kirchengeschichte mit ihren scharfen Streiflichtern in die Gegenwart herein, und wie manches heitere Bonmot kursierte von dem witzigen, schlagfertigen Herrn. Und wenn der Kandidat gar schüchtern die hübsche Villa des bedeutenden Mannes draußen in der Neckarhalde betrat, wie liebenswürdig, wie kordial wurde er empfangen und durfte da sich wie daheim fühlen; ganz ähnlich sein Bruder Julius Weizsäcker, der Meister der weltlichen Geschichte, früh verstorben zu Straßburg, damals noch in Tübingen. Nun, alle die Genannten sind längst nicht mehr, aber ihr Andenken bleibt unverlöschlich in dankbaren Herzen.

Eine ganz eigenartige Stellung wissenschaftlich, kirchlich, gesellschaftlich nahm Beck ein, ein schwäbisches Original. Theoretisch stand er völlig abseits; so sehr er vertraut war mit der wissenschaftlichen Bewegung auch auf dem Gebiete der Philosophie, wie er denn über einen Eduard von Hartmann eingehend Bescheid wußte, als dessen Philosophie des Unbewußten glänzend wie ein Meteor am Himmel der Spekulation erschien, er ignorierte doch im Kolleg den Gang der theologischen Wissenschaft völlig. Er setzte die biblische Theologie der Schwaben Bengel und Ötinger fort. Als die alte orthodoxe, protestantische Bekenntnis-, Schul- und Streittheologie vor zweihundert Jahren ihre Rolle ausgespielt hatte, da war doch der schlichte Bibelglaube geblieben, die Professoren Tübingens sahen ihre Aufgabe darin, die Beweise für die Wahrheit der biblischen Offenbarung zu sammeln, und die frommen Kreise Schwabens nahmen die Lehre begierig auf, daß in der Bibel nichts umsonst, sie vielmehr auch im Kleinsten uns wichtig sein müsse und in allen ihren so verschiedenen Teilen ein zusammenhängendes System göttlicher Wahrheiten darstelle. Ötinger schuf eine einheitliche Theologie des „Lebens" aus der Fülle der biblischen Gedanken. In diesem Geiste baute auch Beck ganz selbständig ein System christlicher Lehrwissenschaft aus all den Bausteinen auf, die er aus den verschiedenen biblischen Büchern ohne Rücksicht auf zeitliche Entstehung zusammenlas.

Was war es nun, was uns Studenten so mächtig zu ihm hinzog? Es war nicht die strenge Wissenschaft, im Gegenteil. Man wußte zwar, daß er als theologischer Examinator viele Bibelkenntnis streng verlangte, aber auch, wie wenig er auf das historische Wissen, auf Gedächtniswerk hielt, da es ihm vor allem darauf ankam, durch Nährung mit dem kräftigen Brote des Wortes Gottes Persönlichkeiten zu bilden. Und im theologischen Stift, in dem sich stets über die theologischen Lehrer eine öffentliche, feststehende Meinung bildet, die mit der Macht eines Kontagiums sich von Promotion zu Promotion fortpflanzt, standen die meisten ihm kühl bis ans Herz hinan gegenüber; so war es seit seiner Berufung, seit den Tagen der kritischen neuen Tübinger Schule gewesen. Nur einzelne gehörten zu seinen regelmäßigen Hörern, so daß der größte Hörsaal, den Beck brauchte, fast nur von Nichtwürttembergern, Deutschen und Ausländern, worunter auch manch ergrautes Haupt, gefüllt war. Auf sein „Gütle" (Weinberg und

Digitized by Google

Garten), wohin ihn seine Getreuesten, die persönlichen Anhänger, Jünger, Freunde unter den Schülern zu freundschaftlichem Gedankenaustausch begleiteten, kam höchst selten ein Schwabe. Weil Beck hier von Norddeutschen so gar umdrängt war, hielten jene sich nach ihrer ganzen Eigenart zurück.

Was an Beck anzog, war gewiß nicht sein eigentliches Lehrsystem, dessen geist-leiblichen Realismus, z. B. vom künftigen Gottesreich, wenige selbst unter den „Beckianern" völlig annahmen. Seine Gesamtposition, der strenge Glaube an die Inspiration der Hl. Schrift, war und ist überhaupt nicht Sache einer einzelnen Schule, sondern der Positiven überhaupt. Die besondere wissenschaftliche Ausprägung dieses Glaubens aber in Becks „Christlichem Lehrsystem" war doch mehr ein persönliches Kunstwerk, ein prächtiger Beweis seiner begrifflichen Schärfe und architektonischen Kraft, einer gewissen genialen Intuition und originalen Kombination, aber doch nicht so ohne weiteres die natürliche Folge und der selbstverständliche wissenschaftliche Ausdruck des Bibelwortes, das doch eigentlich eine Fülle eigenartiger Glaubenszeugnisse einer Menge der verschiedensten Verfasser enthält, einen reichen Chor herrlicher Stimmen aus dem persönlichen Glaubensleben, laut geworden bei mannigfaltigen Gelegenheiten, aber kein planmäßiges, festgeschlossenes System begrifflicher Wahrheiten, die nur der einheitlichen Prägung in wissenschaftlichem Gewande harren würden. Bei der Mannigfaltigkeit des Stoffes war dessen Systematisierung so schwierig, daß es dabei nicht ohne einen starken Einschlag eigener Gedanken abgehen konnte und dabei doch die durchschlagende Einheit fehlte, die Schule macht. Tatsächlich fühlten sich auch die Schüler, nicht wie etwa bei einem Kant, einem Hegel unter den Philosophen oder bei einem Schleiermacher und Ritschl unter den Theologen, zu einer wissenschaftlich geschlossenen Gesamtanschauung hingezogen, sondern vom Bibeltheologen im allgemeinen hingenommen, von der aufrichtigen, vollen Hingabe an das Bibelwort, das eine charaktervolle, ethisch entschiedenste Persönlichkeit nach zwei Seiten geltend machte, sowohl in seiner positiven, reinen, lauteren Kraft, als in seiner negativen kritischen Schärfe. Beck war nicht bloß Lehrer, sondern Vater und Erzieher seiner Schüler, dem es ein heiliges Anliegen war, für den hohen Beruf der Prediger des Evangeliums die rechte volle Hingabe des Herzens und die rechte gesunde Richtung des Willens zu gewinnen. So schuf er keine besondere Beckische Schule, aber alle Verehrer des Bibelwortes mußten auch ihn verehren, zugleich hatte er eine tiefe anziehende Art der Auslegung.

Die Jugend will begeistert sein, die theologische Jugend will Ideale sehen, und Beck war wie geschaffen, das Bibelwort, dessen Wahrheit schon den Gymnasiasten so problematisch geworden war, wieder lieb zu machen. Er begeisterte für die edlen Gestalten, für die großen auftretenden Persönlichkeiten, vor allem für Jesum. In einer weichen, schlaffen Zeit machte er mit großen Charakteren bekannt und stellte dem Gewissen eine Bildergalerie der herrlichsten Gottesmänner vor Augen. Ja mehr als das, er verstand in die Worte den tiefsten Sinn hineinzulegen und wieder eine Ahnung,

Digitized by Google

eine Achtung, eine Verehrung für das Geheimnisvolle, Göttliche der Schrift, eine Überzeugung ihres supranaturalen Charakters zu pflanzen. Begriffe wie Licht und Finsternis, Geist und Leben, Reich Gottes und Himmel waren ihm nicht bloße Bilder, nicht leere Begriffe, sondern wahrhafte Realität. Die Bibel redete ihm nicht eine Denker- oder Maler-, sondern reine, lautere Natursprache; in unsere schwindsüchtige Zeit brachte sie ihm wieder volles Leben, volle Kraft; für Beck leibten und lebten die Bibelworte. Der Geist Gottes strömte für ihn als unsichtbarer, aber lebendigster Stoff ein in die Herzen, und er konnte im Kolleg ausrufen: Gott ist ein Mann! Ein Professor mit solch kraftvollen Überzeugungen war etwas Neues, Großes, Imponierendes, und da hinter den Worten der ganze Mann stand, so konnte er in weiten Kreisen wieder den Glauben pflanzen: in dem Bibelwort steckt mehr, als unsere Weisheit sich träumen läßt. Der Kleinkram der philologischen Exegese wich einer geistgesalbten, pneumatischen Schriftauslegung, dem Sinn für die großen, großen religiös-ethischen Wirklichkeiten.

Vielleicht noch weiteren Einfluß als durch seine positiven Anschauungen gewann Beck mit der scharfen, ätzenden Kritik, die er an Theologie, Kirche, Frömmigkeit der Zeit, wie an der modernen Welt überhaupt und namentlich in den sogenannten „Expauken", freien Zwischenreden im Kolleg, übte. In der Jugend, die noch gehorchen muß, die still zu den Füßen der Professoren sitzt, die zur Kirche und zu christlichen Versammlungen kommen soll, regt sich eben auch ein stark kritischer Zug. Vom kritischen Geist der Zeit werden ganz besonders leicht die noch ungefestigten Jahre angesteckt. Beck hat nun diesen kritischen Zug von der Bibel ab- und auf ihre verkehrten Jünger gelenkt. Aller Unwahrheit, allem bloßen christlichen Schein, allen bloßen Formen und Formeln, allem nur künstlich Gemachten trat er scharf entgegen; handwerks- und gewohnheitsmäßigen Betrieb des Christentums haßte diese starke Persönlichkeit, und aller menschlichen Macherei in den Reichsgotteswerken war der völlig abgeneigt, der an Gottes schlichtes, aber starkes Walten so entschieden glaubte. Was er nun in das Gewissen aufrichtig die Wahrheit suchender Schüler hineinlegte, das bewies sich auch wohl an den Gewissen. Noch höre ich ihn donnern gegen die mißbräuchliche Ausbeutung der lutherischen Rechtfertigungslehre aus dem Glauben allein durch das Verdienst Christi, drastisch: Man macht die Gnade zum Faulpolster, auf dem der träge Wille ausruht, Christum zum Ofenschirm gegen die Höllenhitze, man schwelgt in den süßen Gefühlen seines Jesulein, statt durch seinen Geist sich heiligen und erneuern zu lassen; denn das Himmelreich ist ein Reich, nicht ein Zustand des Genusses, sondern eine neue Ordnung der Dinge, nicht ein Reich in erster Linie der Seligkeit, sondern der Gerechtigkeit und Wahrheit, das Jesus real aufrichten will und wird. Wie konnte Beck gegen das Gezierte oder Gemachte in Ton und Aktion der Prediger eifern, das den Mangel an innerem Gehalt, an wahrer Überzeugungskraft verberge und gerade der großen Welt zum Gespött werde.

Digitized by Google

Und wie er hier für das Einfache, rein Natürliche eintrat, so war er auch gegen das forciert Geistliche in der privaten Seelsorge und im Umgang mit den Leuten, wie denn auch Jesus nicht die Pistole auf die Brust gesetzt habe, man solle sich bekehren; ein Feind insbesondere der sogenannten Sprache Kanaans und der salbungsvollen Reden der frommen Kreise, ebenso wie der künstlichen Macherei, Aufdringlichkeit, Großtuerei und Eitelkeit des modernen christlichen Vereinswesens, der Missionen und Evangelisationen, da sich die Leute wie die alten Apostel gebärden; all dieser frommen Kunst hielt er seinen festen Glauben an den Sieg des Gottesreichs durch Gottes einfache, kräftige Mittel entgegen, eine Überzeugung, die doch wohl auch die Notwendigkeit menschlicher Werkzeuge übersah, freilich eine Frucht persönlich unliebsamer Erfahrungen, die er in der Zusammenarbeit mit dem Missionswerk einst in Basel gewonnen hatte.

Manchen von uns hat Beck für Christentum und Kirche wiedergewonnen durch die ethische Grundrichtung seines Wesens, vermöge der er nicht sofort den vollen Glauben forderte und überhaupt auf das Bekenntnis zu Formeln weniger Wert legte. Mit Berufung auf Evang. Joh. 7, 17 (So jemand will des Willen tun, der wird innewerden, ob diese Lehre von Gott sei) lud er ein, zunächst mit der praktischen Erfüllung der Gebote Gottes Ernst zu machen und von den theoretischen Wahrheiten nur anzunehmen, was sich dann als gefestigte Überzeugung ergebe, aber das auch treu zu bewahren. Daher konnte er auch mit Männern ganz anderer theologischer Richtung auf bestem Fuße verkehren, wenn er sie nur ihre Überzeugung getreu vertreten sah, so mit De Wette in Basel, den zu bekämpfen er in seiner Jugend berufen worden war, mit Ferdinand Christian Baur und Karl Weizsäcker in Tübingen. Er ist darin ein Vorbild der weisen Leiter des württembergischen evangelischen Kirchenregiments geworden, das von seinem Dienst die freier gerichteten jungen Theologen nicht zurückweist, wenn sie nur in aufrichtiger, redlicher Arbeit an sich und der Kirche betätigen, daß sie nicht ferne vom Reiche Gottes sind, und der Hoffnung Raum geben, daß sie mit den Jahren in starken christlichen Überzeugungen immer tiefer wurzeln, eine Hoffnung, die zum Segen der Kirche schon oft sich erfüllt hat. Charaktervolle Diener der Kirche, die die Sache des Christentums auf Grund eigener, selbstgewonnener Überzeugung vertreten, sind doch ein wertvollerer Schatz, als bloße blinde Nachbeter von Dogmen. Die Schätzung der gemeinsamen hochwichtigen ethischen Positionen hat denn auch die württembergische Kirche vor den konfessionellen Kämpfen, in die man anderwärts schon oft versetzt wurde, bewahrt.

Anmutend für alle, die sich nicht in gesellschaftliche Kasten eingeschworen hatten, war auch Becks soziale Stellung. Als Kind des Volkes, eines gut situierten Handwerkers in einem schwäbischen Landstädtchen, war er ein Freund des Mittelstandes, dessen Rückgang er beklagte, und besonders der Armen und Geringen. Wie oft geißelte der Feind aller Heuchelei die Unaufrichtigkeit der oberen Stände, die Lügenhaftigkeit des

Digitized by Google

geselligen Verkehrs, die Eitelkeit und Nichtigkeit ihres Treibens, die Hohlheit und Blasiertheit ihrer Anschauungen, aber auch die Neigung mancher Geistlichen, ihnen zu Gefallen zu reden und zu handeln. Wie Jesus seine Jünger aus den empfänglichen, unvoreingenommenen Seelen der Fischer gewählt, so finde man auch heute das entgegenkommendste, dankbarste und größte Publikum in der breiten Schichte des Volkes, das nach einem Neueren durch Anschauungen und Gewohnheiten noch nicht die tiefen Furchen des Vorurteils in seinem Gemüt gezogen hat (Chamberlain, Grundlagen des 19. Jahrhunderts). Dabei warnte Beck vor jeder Beteiligung am Parteitreiben, auch an konfessionellen Bestrebungen; denn man erzeuge damit nur irgend eine Schärfe und erweitere die Kluft.

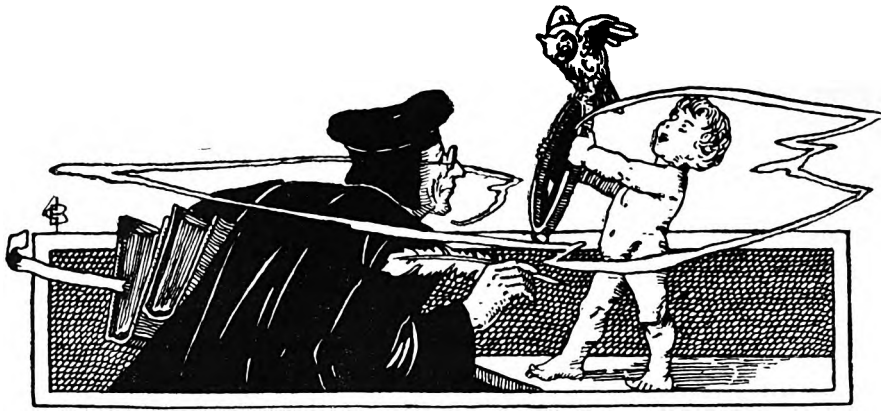
Nun noch ein kurzer Überblick über Becks Lebensgang. Tobias Beck ist geboren am 22. Februar 1804 als Sohn des gleichnamigen Seifensieders in dem württembergischen Oberamtsstädtchen Balingen und seiner Ehefrau, Anna, einer geborenen Roller; vom Vater hatte er den ernsten ethischen Zug, von der Mutter die frühe fromme Gewöhnung an die Bibel nach Art des altwürttembergischen Pietismus. Nach alter Sitte bestand er dreimal die Konkurrenz des sogenannten Landexamens, kam 1818 in die Klosterschule in Urach, 1822 in das Stift in Tübingen. Er war ein Kompromotionale Schneckenburgers, des späteren Professors in Bern, des früh verstorbenen reformierten Symbolikers, Bruders des Dichters der Wacht am Rhein. Durch häufige Kränklichkeit am geregelten Stiftsstudiengang oft gehindert, konzentrierte er seine Kraft auf die Bibel mit ihrem Trost und Licht und gewann schon damals die Grundlagen der späteren theologischen Richtung. Mit 23 Jahren Pfarrer in Waldthann bei Crailsheim an der bayerischen Grenze, zeichnete er sich durch ungewöhnliche Entschiedenheit gegen manche Schäden aus, von der die Bauern bis in unsere Tage zu erzählen wußten, z. B. seinen Ausruf: Eure Kirchenstühle werden eher in den Himmel kommen denn ihr. In Mergentheim (Herbst 1829 bis 1836) hatte er neben seinem Hof- und weitverzweigten Diasporapfarramt 27, später noch 21 Wochenstunden Unterricht zu erteilen und fand außerdem Kraft zu theologisch-wissenschaftlichen Arbeiten, auf Grund deren er einen Ruf zu einer Privatprofessur nach Basel erhielt, mit dem ausdrücklichen Auftrag, gegen den kritischen Professor De Wette ein positives Gegengewicht zu bilden, und von Anfang an zugleich zum Berater der prononciert christlichen Kreise bestimmt, denen er seine Stellung verdankte. Allein wie er den aufrichtigen und bescheidenen gelehrten Gegner schätzen lernte, so fand er sich bald veranlaßt, gegen allerlei „christliche Fähnlein" mit ihrem künstlichen, menschlichen Treiben in Reichsgottessachen Front zu machen, und da er sich insbesondere mit der Missionsgesellschaft völlig überwarf, bedeutete für den an allerlei Erfahrungen reich Gewordenen der 1842 auf eine ordentliche Professur für Dogmatik und Moral in Tübingen ergangene Ruf eine Art Erlösung. Ausgegangen war dieser vom freisinnigen Baur. Nahezu drei Jahrzehnte war er hier auch Frühprediger, und 36 Jahre lang

Digitized by Google

hielt er die besuchtesten Vorlesungen, noch im Wintersemester 1878, in dessen Mitte er am 28. Dezember im Alter von 74 Jahren rasch abgerufen wurde. Von früh an kränklich, hat er sich durch eine sorgfältige mäßige Lebensweise und geeignete Bewegung im Garten und mit Zimmergymnastik, die er auch in den Vorlesungen zu empfehlen pflegte, lange rüstig erhalten; in einem bei Fues erschienenen Stich strömt uns aus dem hellen, freundlichen Auge und dem kraftvollen, vom Vollbart umrahmten Antlitz des Greises Geist und Leben entgegen. Er war zweimal verheiratet, 1827 mit Luise Fischer, Tochter des Amtsschreibers in Rottweil, und 1839 mit Mathilde Märklin, Tochter eines Apothekers in Tübingen. Söhne und Töchter entsproßten diesen Ehen. Am 22. Februar 1904 wurde der hundertjährige Geburtstag des großen Bibeltheologen in weiten Kreisen begangen, insbesondere erwähnen wir die Feier in der Tübinger Aula, bei der in Anwesenheit der württembergischen evangelischen Oberkirchenbehörde, vieler ergrauter Anhänger, auch der vollzähligen katholisch-theologischen Fakultät, sein Schüler Professor D. Schlatter die gehaltreiche Gedächtnisrede hielt.

Noch erübrigt uns, die gedruckten Hauptwerke Becks zu nennen. Sein biblisches System faßte er zusammen in der Christlichen Lehrwissenschaft nach den biblischen Urkunden (erster Teil 1841), die vorbereitet wurde in einer Einleitung in das System christlicher Lehre (1838) und ergänzt durch eine Christliche Liebeslehre. Die einheitliche Anschauung der biblischen Schriftsteller über die menschliche Psyche versuchte darzustellen der Umriß der biblischen Seelenlehre. Daneben erschienen für das weitere Publikum ein Leitfaden der christlichen Glaubenslehre, Gedanken aus und nach der Schrift, und vor allem sechs Bände Christlicher Reden, nicht gewöhnliche Predigten, sondern Zeugnisse tiefsten christlichen Wissens und Gewissens. Nach seinem Tode gaben seine Schüler nach Manuskripten und Vorlesungen heraus: Christliche Glaubenslehre, Ethik, Pastoraltheologie, Briefe und Kernworte, Erklärungen einzelner neutestamentlicher Schriften. Bernhard Riggenbach beschrieb gar schön das Leben Becks, dessen biblisch klaren Blick nun das nach seinem Tode verflossene Vierteljahrhundert in so manchen Erscheinungen nur um so heller geoffenbart hat und uns überzeugt ausrufen läßt: Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich (Daniel 12, 3).

Digitized by Google



Mutter Pokatschen.

Von

Carl Bulle.

Wenn der Zeiger der Uhr, der großen Zeitenuhr, gar zu schnell vorwärts hastet, häng' deine Träume daran und sieh zu, wie sie ihn rückwärts drehen. Dann blick' hinab auf die Stadt, da du geboren bist. Wo sind die großen, neuen Häuser? Wo ist alles, was in den letzten Jahrzehnten gemauert und gerichtet, geputzt und gestrichen ward? Die Straßen sind kleiner, die Stadt grüner. Zwischen den Steinen bleibt immer noch ein Plätzchen für grüne Grasspitzen und feinen Rasen. Er tut keinem was zuleide, und wenn ein Wägelchen am Marktplatz hält, zupft der Gaul hier ein wenig und da ein wenig, und die Kreatur hat ihre Freude dran, wie drinnen der Herr am kühlen Schoppen. Wer weiß, wie bald ein neues Regiment einsetzt, das sich wunder was drauf einbildet, wenn es Ordnung schafft und die grünen Halme und Hälmchen herauskratzen läßt.

Und über Gras und Steine wandelt noch nicht die heutige Generation, sondern die längst entschlafene, die schon gebückt ging, als ich ein Knabe war. Da geht noch, ehrbar und bedachtsam, der alte Kögel, der meine Mutter getauft, konfirmiert und getraut hat, und dessen berühmter Sohn nun auch schon eine selige Urstätte fand. Da geht, breitbeinig und etwas angesäuselt, mit flatterndem Band am Hut, der „Wimpel-Krischan", Steward, Leichtmatrose, Ostindienfahrer, ein Lügenmaul und Lümpchen, aber sonst eine Seele von Mensch. Und gleich hinterdrein kommt Mutter Pokatschen. Sie kommt mit dem trippelnden Gang, sie kommt mit dem schwarzen Häubchen, das über dem dünnen, weißen Haar liegt. Sie grüßt jeden, und jeder grüßt sie. Denn die Mutter Pokatschen hat die Liebe und das Lächeln der ganzen Stadt. Man liebt sie und lächelt über sie, man fühlt, daß sie zu dem Ort gehört ..., ein grünes Hälmchen mehr zwischen den Steinen.

Digitized by Google

Von ihrer Mädchenzeit wußten selbst die Gleichaltrigen nichts Rechtes zu sagen. Sie ward gleichsam erst entdeckt, als sie den Stadtpolizisten Pokatsch heiratete. Damit wurde sie in ihrer Art eine gewichtige Person, eine Person von Einfluß. Und nach einer merkwürdigen Richtung machte sie diesen Einfluß geltend. Wo sie konnte, schob sie nämlich schleunigst die „armen Handwerksburschen", die „fechten" gingen, ab, das heißt: sie stopfte ihnen die Taschen voll, hielt ihnen währenddessen eine grimmige Rede und teilte ihnen darin mit, daß sie des Stadtpolizisten eheliches Weib sei. Sie sollten also schleunigst verschwinden, wenn sie nicht ihres Mannes Bekanntschaft zu machen gedächten. Keiner trug danach Verlangen, und manchem zuckte es sonderlich um Mund und Bart, wenn er mit kurzem Dank den Wanderstab hob. Ja, geschah es, daß ihr Mann einen abfaßte, und es war gerad' kein gar zu schmieriger Landstreicher, so sagte sie: „Pokatsch, ich kann nicht verlangen, daß du meine Cousins kennst, aber ins Kittchen brauchst du sie nicht gleich zu stecken." Dann kratzte sich Pokatsch den Kopf, und es passierte nicht selten, daß der Cousin eine Mahlzeit und einen Groschen auf den Weg bekam mit einem schönen Gruß „für Muttern". In einem strengen Winter, wo es den Handwerksburschen gar zu schlimm erging, ward es dem Manne jedoch zu viel. „Luise," sagte er, „deine Verwandtschaft ist zu ausgebreitet. Wieviel Vettern hast du eigentlich?" — „Zähl sie, Pokatsch", erwiderte sie; „vom Vater selig hab' ich alles, was arm und ehrlich ist! Er hat mir erzählt, wie er selbst gewandert ist ohne Pfennig, tagelang keinen warmen Löffelstiel im Mund — was blieb ihm übrig? Er focht halt, wenn's keine Arbeit gab. Steckt ihr jeden gleich ein, so gewöhnt er sich ans Kittchen, und von da geht der Weg direktemang ins Gefängnis. Was hat man dann?"

So war von der Stadtpolizistin eines Tages auch der „Wimpel-Krischan" aufgefangen worden. Er war blutjung. Als Lehrling war er fortgelaufen aufs Schiff, hatte ein paar Fahrten mitgemacht, der Himmel mochte wissen als was, und war dann, weil die strenge Zucht ihm nicht behagte, auch da ausgekniffen. Nun focht er durchs Land und lief der Pokatschen in die Arme. Dafür, daß er satt zu essen bekam und seinen Hunger mal los ward, ließ er sich gern ins Gewissen reden. Es sei dahingestellt, ob ihn die Mahlzeit oder die Worte mehr rührten — genug, er wollt' ein neues Leben anfangen und am liebsten hier in der Stadt. Man versuchte dies und das. Zum Schreiber taugte er nicht; als Magistratsbote machte er sich schon besser. Aber eines Tages packte ihn die alte Freiheitssehnsucht — weg war er! Ein halbes Jahr darauf kam er etwas verlumpt wieder. Wie ein Hund, der Prügel verdient und darauf gefaßt ist, trat er, als er keine bekam, von einem Fuß auf den andern. „Kap'tän und Stüermann," sagte er, „das war auf dem Schiff besser. Wenn man was ausgefressen hatte, bekam man die Quittung dafür, blau auf weiß. Damit war die Sache erledigt. Hier schleppt man's immer mit."

Noch ein paarmal brannte der Wimpel-Krischan durch. Aber stets

Digitized by Google

von neuem kehrte er zurück. Er arbeitete hier im Garten, besorgte dort Botengänge, angelte sich ein Gericht Fische, fütterte Zeisige, Dompfaffen und andre Vögel auf, die er später verkaufte, kurz, er half sich so durch, daß für den „Branntewein" auch noch ein Groschen springen konnte. Hatte er mal gar nichts, ging er zur Pokatschen. Und jeden Tag verschwor er sich in der Schenke bei der neunschwänzigen Katze, daß sie die bravste Landratte sei, die jemals in Unterröcken durch die Welt gelaufen wär'. Solch eine Frau hätt' er finden sollen! Dann würde er jetzt kein Saufaus sein, sondern mindestens schon Kapitän des Ostindienfahrers, mit dem er die große Reise gemacht. Zwar hegte die ganze Stadt begründete Zweifel, daß er je auf einem Ostindienfahrer gewesen sei, aber er erzählte von Stürmen und Abenteuern und spielte sich auf den vollendeten Seemann heraus. An seinem Hut mußten die Bänder flattern — daher „Wimpel-Krischan" —, er schimpfte über die Landratten, er kaute Tabak und war besonders in einer Fertigkeit imponierend. Nämlich, saß eine Fliege an der Wand, so kniff er das Auge zu und spuckte so geschickt im Bogen, daß er sie unfehlbar traf. Das brachte ihm manches Glas Bier ein.

Die Gräser zwischen den Steinen starben und grünten aufs neue. So ruhig und bedachtsam die Tage gingen — gleich den Menschen, die sie durchwandelten —, sie gingen eben doch und machten anderen Platz, bis Jahr an Jahr sich fügte. Da starb der Stadtpolizist eines Abends sanft und friedlich. Er hinterließ seiner Wittib wenig mehr als die paar Möbel. Auch die Dienstwohnung mußte sie räumen. Da war guter Rat teuer. Die Pokatschen jedoch verzagte nicht. Sie nahm ihr geblümtes Tuch um die Schulter und ging in die Häuser, wo sie sich zum Waschen anbot. So ward aus der Stadtpolizistin eine Waschfrau, die schon in aller Herrgottsfrühe am Troge stand und drauf los scheuerte, daß es eine Freude war. Das Leben hatte sich früher leichter angelassen, aber es mußte halt auch so gehen. Ein bißchen Pension gab es jeden Monat noch dazu, eins aufs andre gelegt ergab ein Sümmchen, wovon für das Alter noch etwas zurückgelegt werden konnte.

Und das Alter kam. Es kündigte sich lange an. Die Pokatschen wollt' es erst nicht glauben und nicht wahr haben. Einmal jedoch, vor dem Waschfaß, ward sie plötzlich ruhig, stand still da, als ob sie etwas erwarte, und setzte sich dann nieder. Die Beine zitterten, eine Schwäche überkam sie. An den Händen, die rot und vom warmen Wasser gedunsen waren, hing noch der Seifenschaum. Aber sie kehrte sich nicht dran und legte beide Hände aufs Herz, als müßte sie es halten.

Der Anfall ging vorüber, doch er kehrte nicht lange darauf wieder. Ein halbes Jahr versuchte sie noch, sich hinzuschleppen. Dann mußte sie endgültig auch auf das Waschen verzichten. Was war zu tun? Die erst gewaschen, nähte und flickte jetzt für ein billiges. Kinderreiche Familien vertrauten ihr Reparaturen an. Der Spargroschen war auch noch da, die Pension desgleichen.

Digitized by Google

Und merkwürdig: erst jetzt wurde die Pokatschen so recht eigentlich stadtbekannt. Viele haben erzählt, wie Kaiser Wilhelm I. und Bismarck um so schöner wurden, je älter sie wurden. Und ähnlich geschah es auch der Witwe des seligen Stadtpolizisten. Sie ward nicht äußerlich schöner, aber es prägte sich vieles einzelne kräftiger und merkwürdiger bei ihr aus. Und die Wunderlichkeiten des Alters taten ihr Bestes dazu, um das alte Weibchen in ihrem Kreise populär zu machen.

„Mutter Pokatschen" hieß sie jetzt, wohin sie kam. „Mutter" sagte zu ihr der Wimpel-Krischan, „Mutter" die ganze Stadt. Sie, die Kinderlose, hatte plötzlich so viele, die ihr den Namen gaben, den sie einst sich gesehnt hatte zu hören. Und als sie öfter dann den leichten Anfall bekam, hieß sie bald „Mutter Pokatschen mit der Schwäche". Die Schwäche gehörte so zu ihr, wie das schwarze Häubchen zu ihrem dünnen, weißen Haar, wie die Hände zu ihr gehörten, die noch immer nicht verleugnen konnten, daß sie in Arbeit und Ehren krumm und grob geworden.

Den Handwerksburschen, die durch das Städtchen kamen, stand sie auch jetzt noch bei. Jeden einzelnen führte sie in ihre Stube. Da lag eine dicke Bibel, schön in Schweinsleder gebunden und mit prächtigen, silbern glänzenden Beschlägen versehen. Wie das Prachtstück in ihre arme Häuslichkeit gekommen, erzählte sie gern. Es war das Geschenk eines Meisters aus ferner Stadt, der es in Dankbarkeit seiner „Cousine" gestiftet hatte. In einem langen Briefe stand geschrieben, wie ein Handwerksbursch durch sie vor dem Kittchen bewahrt geblieben, wie er ein ordentlicher Mensch und Meister geworden und zu Wohlstand und Ansehen gelangt war. Dankbar erinnere er sich derer, die so gütig an ihm gehandelt ...

Ein einziger von Hunderten war es nur, der so zu ihr gekommen war, aber aus dem einen schöpfte Mutter Pokatschen Kraft und Hoffnung für alle andern. Jede Woche besuchte sie den alten Kögel und erzählte von ihm, an dessen Aussehen sie sich überhaupt nicht mehr erinnern konnte. Sie war dann stets gerührt und zum Weinen aufgelegt, und der alte Pastor sprach zu ihr und gab ihr die Hand und seufzte wohl auch in Geduld, wenn sie ihn zu lange von der Sonntagspredigt abhielt.

Über alle Maßen wunderlich war aber an der Mutter Pokatschen etwas anderes, was im ganzen Kirchspiel bekannt und berühmt war. Sie war mit der Zeit nämlich etwas schwerhörig geworden und sprach daher lauter als früher. Wenn sie nun Sonntags in die Kirche kam, mußte ihr die Nachbarin die Nummern der gewählten Lieder von den weißen Täflein ablesen, und wenn Mutter Pokatschen sah, daß die andren die Lippen regten, setzte auch sie kräftig ein. Besonders gerne sang sie: „Befiehl du deine Wege". Ihre Stimme war hoch und zittrig, sie brach und schwankte in den oberen Tönen, aber laut und ungekränkt sang sie zu eigener Erbauung mit. Oft hatte sie falsch eingesetzt, dann kam sie immer ein paar Takte zu spät, aber sie merkte es nicht. Und wenn „Befiehl du deine Wege" gesungen wurde, ereignete sich etwas, worauf die Gemeinde mit Spannung

Digitized by Google

wartete. Dann sang sich Mutter Pokatschen in weinende Inbrunst hinein; sie sang lauter, zittriger; immer falscher wurden die Töne, immer öfter brachen sie, aber jeden Widerstand überwindend stiegen sie allen hörbar empor, klangen durch die kräftigsten Tenöre und zartesten Soprane hindurch, bis es nach und nach auf den andern Bänken stiller ward und alles horchte und lächelte, sich ansah und sich umdrehte. Mutter Pokatschen allein merkte nichts. So tief packte sie das Lied, daß sie alles vergaß. Und wenn die letzte Strophe verklungen war, sang nur sie allein fort, und weinerlich, zitternd, durchdringend stieg ihre Stimme wie ein flügelschlagend Vöglein, das gen Himmel will, über die Gemeinde, und getreu dem Gesangbuch sang sie neben dem letzten Wort des Liedes in Begeisterung und Inbrunst auch das „Paul Ge . . erhardt" mit.

Dann erschrak sie wohl plötzlich, wenn sie das verhaltene Lächeln der andern oder gar einen strafenden Blick sah, kroch in sich zusammen und bekam ihre „Schwäche", daß sie mit beiden Händen das Herz wieder festhalten mußte. Der Kantor beklagte sich oft bei dem alten Kögel, daß sie den ganzen Kirchengesang störe und verschimpfiere. Der Pastor beruhigte ihn, doch erschrak er selber, als sich der Generalsuperintendent anmeldete. Was war zu tun? Das alte Weiblein ließ sich vom Gottesdienst nicht fernhalten, und die Kirche konnte man doch einer treuen Christenseel' nicht verbieten. Da fand der Kantor einen gangbaren Ausweg. Und als Mutter Pokatschen zur Andacht kam, erstaunte sie nicht schlecht, daß sie heut neben zwei Mannsleuten sitzen sollte. Aber sie fragte wie sonst nach den Nummern und wollt' eben loslegen, als es links und rechts gewaltig erscholl. Man hatte ihr die beiden stimmkräftigsten Chorsänger an die Seite gegeben, die ihren Lungen Ehre machen wollten. Die Alte stutzte, horchte, schüttelte den Kopf. Dann sang auch sie. Aber es war nichts Rechtes, so lagen ihr die beiden mächtigen Stimmen im Ohre. „Alles in Ehren, Herr Pastoor," sprach sie tags darauf zum alten Kögel, „aber es war nicht die rechte Andacht im Gesang. Er klang sonst schöner." Und seitdem vergewisserte sie sich stets erst, ob die Nachbarinnen von früher neben ihr saßen oder die stimmgewaltigen Mannsleute.

Zu Anfang der siebziger Jahre ward sie müder und wackliger. Ihre „Schwäche" verließ sie oft tagelang nicht. Sie trug sich mit Todesgedanken und bereitete alles vor. In einem bestimmten Kleid, einem schwarzseidnen, das ihr die Frau Kreisrichter geschenkt hatte, wollt' sie begraben sein. Nicht lange darauf erschien ein Komet am Himmel, und die Leute redeten viel von Krieg und Weltuntergang. „An den Weltuntergang", sagte Mutter Pokatschen, „glaub' ich nicht; 's sind noch zu viel Sünder, die sich bessern können. Für mich aber ist es ein Zeichen, ich soll mich bereit machen."

So konnte man eines Vormittags die Alte in einem schwarzen Seidenkleid durch die Straßen gehen sehen. Sie trat in viele Häuser, denn sie machte Abschieds- und Sterbevisiten. Auch zu uns kam sie.

„Reden Sie nicht, meine gute Frau Kanzleidirektor'n," sagte sie zu

Digitized by Google

meiner Mutter, „ich bin alt genug, und lange dauert's nicht mehr. Vorher muß aber alles seine Ordnung haben, und so möcht' ich mich noch mal schön bedanken und Adieu sagen."

Doch sie hatte noch etwas andres auf dem Herzen. Halb verlegen kam sie damit heraus. „Wenn ich ein Begräbnis seh'," sprach sie, „wo mit dem Herrn Pastoor noch drei, vier, fünf Menschen mitgehen, das ist gar zu traurig. Und wollt' ich doch bitten, wenn Sie mir die letzte Ehre erweisen wollten ... Damit's nicht so schlecht aussieht."

Und sie ließ nicht locker, bis sie das Versprechen hatte. Drei Tage dauerten die Besuche; am dritten Tage war sie schon ganz schwach. Aber ihre Augen leuchteten. „Über achtzig werden mitgehen", sprach sie. „Was ein schönes Begräbnis, ein schönes Begräbnis!"

An diesem dritten Tage kam der Wimpel-Krischan merkwürdig gedrückt in die Schenke. „Jungens," sagte er, „Mutter Pokatschen setzt Heimatswimpel ..." Dann brummelte er immerfort vor sich hin.

Aber es dauerte noch länger mit der Greisin, als jeder und sie selber es geglaubt. Der Komet war längst nicht mehr sichtbar, als über all die kleinen „Schwächen" die große Schwäche kam, in der sie einschlief.

Das Versprechen, das man ihr gegeben, ward gehalten. Ihrem Sarge folgten so viel Leute aus den besten Familien der Stadt, daß der Wimpel-Krischan ziemlich verloren und fern vom Grabe stehen mußte. Er konnt' den Pastor kaum hören. „Engel werden ihr entgegenkommen und diese Pilgerin einführen in die Herrlichkeit des Himmels." War es so? Hatte er die Worte recht verstanden. „Ja," sagte der Wimpel-Krischan laut, daß die Umstehenden verwundert sich wandten, — „ja, Herr Pastor."

Und zwei schwere Tränen liefen ihm langsam, als hätten sie Zeit, über die Backen ...

Lenz.

Von

Ludwig Finckh.

Brauner Erde warmer Hauch,
Der du junge Sproßkraft trägst
Und den armen, stummen Strauch
Wunderbar mit Flaum beschlägst,
Hauch mich an mit deinem Bluft,
Daß ich neu gesegnet werde
Und aus lautrer, klarer Bruft
Singe von dem Glanz der Erde!

Digitized by Google

Eine neue Shakespeare-Biographie.

Es nützt nichts, daß Goethe einst in heller Verzweiflung den Satz niedergeschrieben: „Man kann über Shakespeare gar nicht reden, es ist alles unzulänglich.“ Es bleibt eben auch bei einem andern Satze Goethes über Shakespeare, der besonders für Deutschland gilt: „Es ist über Shakespeare schon so viel gesagt, daß es scheinen möchte, als wäre nichts mehr zu wünschen übrig; und doch ist dies die Eigenschaft des Geistes, daß er den Geist ewig anregt.“ Das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft verzeichnet jahrein jahraus noch immer Hunderte von neuen Nummern zur Literatur über den einen Allgewaltigen, und dem Schreiber dieser Zeilen stände es besonders übel an, wollte er sich etwa über die höher schwellende Flut der Shakespeare-Literatur beklagen, während er selbst soeben erst eine Nummer zu den Hunderten hinzugefügt hat. Von dem bisher unter dem Namen „Avonianus“ ehrenvoll bekannten Verfasser einer dramatischen Kunstlehre, von Robert Hessen, der schon durch seinen Federnamen seine Verehrung für den süßen Singeschwan vom Avon bekundet hatte, erscheint bei Spemann in Stuttgart in prächtiger, aber nicht überladener Ausstattung ein neues „Leben Shakespeares“, das fortan unter den zusammenfassenden Werken über den größten Dramatiker in der ersten Reihe mitzählen wird. Es bringt eine Anzahl wertvoller Bilder, meist von Shakespearischen Reliquien, enthält auch eine Wiedergabe des Shakespeare-Bildnisses in der berühmten ersten Folioausgabe von 1623, und läßt leider nur das wertvollste Bild vermissen: das vor zehn Jahren aufgefundene Ölbild Shakespeares aus dem Jahre 1609, das zweifellos die Vorlage hergegeben zu dem recht mittelmäßigen Stich des holländischen Anfängers Droeshout in der Folioausgabe. Jenes Ölbild befindet sich als kostbarstes Besitztum zurzeit in dem Shakespeare-Museum zu Stratford. Ich darf wohl bemerken, daß eine Wiedergabe nach photographischer Aufnahme sich in meinem soeben erschienenen Buche „Shakespeare-Rätsel“ findet.

Robert Hessens Shakespeare-Biographie ist eine merkwürdige Mischung von ängstlicher Vorsicht und übergroßer Kühnheit. Vorsichtig folgt er bei der Schwierigkeit der Auswahl unter unzähligen unbeglaubigten Vermutungen

Digitized by Google

solchen vergleichsweise zuverlässigen Quellen wie der Überlieferung, besonders der Ortsüberlieferung, und ich stimme ihm darin durchaus bei. Die Überlieferung von Mund zu Mund hat ja in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine ganz andere Rolle gespielt als heute, wo sie so gut wie ganz von dem tausendstimmigen Chor der Presse und der biographischen Literatur abgelöst ist. Natürlich ist nicht alles, was die Ortsüberlieferung von Shakespeares Jugend, aber auch von seinen letzten Lebensjahren in Stratford zu erzählen weiß, lautere geschichtliche Wahrheit; aber immerhin steckt ein Kern, wenn auch oft nur ein Kernchen oder ein Körnchen der Wahrheit darin, und die Ortsüberlieferung ganz zu verwerfen, wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht auf eine der wichtigsten Shakespeare-Quellen. Hierfür nur ein Beispiel. Wären wir für unsere Vermutung, daß Shakespeare bei seinen boshaften Anspielungen auf die Familie des Gutsherrn Lucy in den Lustigen Weibern einem persönlichen Rachegefühl habe Luft machen wollen, nur auf dieses Drama angewiesen, so würde unsere Vermutung in der Luft schweben und beweislos bleiben müssen. Da aber bekanntlich eine ganz klare Ortsüberlieferung uns von Shakespeares des Jünglings Wilddieberei in den Jagdgründen des Parlamentsmitgliedes Lucy berichtet, so unterstützen sich diese beiden Quellen bis zu völliger Überzeugung. Schade nur, daß uns nicht viel mehr solcher Überlieferungen des Stratforder Klatsches übrig geblieben sind.

Je vorsichtiger nun Robert Heffen bei der Prüfung jedes Punktes in den urkundlichen wie in den Überlieferungsquellen zu Shakespeares Leben verfährt, desto befremdender wirken einige seiner ganz aus dem persönlichen Gefühl geschöpften Vermutungen. Gewiß wird man bei der Darstellung des Lebensganges Shakespeares niemals ganz ohne feinfühlige Vermutungen auskommen. Diese Vermutungen aber müssen dann auch in der Form ganz und gar als solche auftreten, und der Schriftsteller muß ängstlich vermeiden, auf dem Sandboden eines solchen Unterbaus irgendwelche zur Festigkeit bestimmte Gebäudeteile aufzurichten. Man kann zwar, ohne der geschichtlichen Wahrheit Zwang anzutun, aus der Aufeinanderfolge der Dramen Shakespeares im fortschreitenden Gange seines Lebens gewisse Schlüsse auf die innere Entwicklung des Dichters, auf die Wandelungen in seiner Welt- und Menschenauffassung ziehen; dazu wäre doch aber unbedingt notwendig, daß die Reihenfolge der Entstehung von Shakespeares größten Dramen einigermaßen feststände. Wie wenig das der Fall ist, lehrt uns jedes neue ernste Werk über Shakespeare: gerade im Punkte der zeitlichen Folge seiner Dramen weichen sie alle untereinander ab. Mit völliger Sicherheit kann man nicht einmal von der in neuester Zeit, namentlich durch das Werk von Georg Brandes aufgekommenen „düsteren Periode Shakespeares“ sprechen, wie sie uns durch so erschütternde, scheinbar auf eine Gemütsverfinsterung hinweisende Stücke von der Art des Othello und des Lear allerdings wahrscheinlich gemacht wird. Ich wenigstens habe mich beim Lesen aller solcher Stücke niemals der Empfindung erwehren können: vielleicht war alles auch ganz anders.

Ziemlich lange verweilt Robert Heffen bei der Behandlung der Sonettenfrage. Jeder neue Erörterer dieses Gegenstandes redet sich natürlich ein, die richtige Lösung gefunden zu haben; die Tatsache bleibt aber bestehen, daß es selbst Männern wie Georg Brandes und Sidney Lee oder Professor Hermann Conrad nicht einmal gelungen ist, die Shakespeare-Forscher zu einer

Digitized by Google

gemeinsamen festen Ansicht zu bringen, geschweige denn die Shakespeare-Liebhaber. Ich glaube, auch Robert Heffen wird die Sonettenfrage ungefähr da lassen, wo er sie gefunden hat. Nur ganz allgemein kann man sagen: ein Dichter wie Shakespeare, der 154 Gedichte schreibt mit einem wenigstens der Form nach überwiegend persönlichen Ausdruck, wird wohl auch einiges, vielleicht auch vieles aus seinem eigenen Leben dazu geschöpft haben. Besäßen wir auch nur so viel zeitgeschichtliche Überlieferung, wie in dem Falle der Wilddieberei und der Anspielungen darauf in den Lustigen Weibern, so wüßten wir mehr über den in Shakespeares Sonetten besungenen jungen Freund, über die berühmte, aber ganz zweifelhafte „Dunkle Dame", als wir aus dem vereinigten Scharfsinn der größten Shakespeare-Forscher je gewinnen können.

Ein nicht geringes Verdienst um die Klarstellung gewisser Grundfragen der Shakespeare-Kunde hat sich Robert Heffen dadurch erworben, daß er zwei in unzähligen Büchern über den Gegenstand wiederkehrende Irrtümer vernichtend bekämpft hat, die meist nur auf oberflächlichem Nachsprechen beruhen. Mit einem feinen Verständnis für wahrhafte Dichtergröße macht er dem Gerede von dem „großen Dichter" Marlowe ein Ende, indem er ganz richtig hervorhebt, daß Marlowes Größe so gut wie ganz in seiner allerdings hervorragenden Begabung für eine mächtig ins Ohr fallende Dichtersprache, für das klangvolle Wort ohne entsprechend tiefen Gehalt bestanden hat. Ebenso stimme ich Heffen freudig zu, wenn er der langweiligen Rederei von dem ungeheuren Einfluß der Königin Elisabeth auf die Entwicklung des englischen Dramas während ihrer Regierungszeit oder gar auf Shakespeare ein Ende macht. Alles in allem hat Elisabeth in dichterischen Fragen sich sogar unter dem Höhenstand ihrer Zeit befunden. Ob wahr, oder nicht wahr, jedenfalls ist für ihre literarische Bildung die auf Überlieferung beruhende Anekdote bezeichnend, daß sie Shakespeare zur Abfassung der Lustigen Weiber sanft gezwungen haben soll, bloß um den dicken Falstaff in einer verliebten Rolle zu sehen, und daß aus dieser Anregung jedenfalls eines der schwächeren unter Shakespeares bekanntesten Stücken entstanden ist. Das einzige, was man mit Recht Elisabeth in ihrer Stellung zu dem englischen Drama ihrer Zeit nachrühmen mag, ist, daß sie es nicht gewaltsam zu beeinflussen gesucht hat.

Robert Heffen wohnt in seinem badischen Heimatstädtchen Lahr zu weit von den großen Quellen der Shakespeare-Kunde, und hierauf sind manche bedauerliche Lücken seiner Darstellung zurückzuführen. Hierzu gehört z. B. seine Behandlung der für Shakespeares Leben und dichterische Entwicklung so überaus wichtigen Frage, ob er in Italien gewesen. In Heffens Buch heißt es hierüber schlankweg: „Die Annahme, daß Shakespeare seine Kameraden (während der Schließung der Londoner Theater infolge der Pest) nicht begleitet (nämlich auf Gastspielreisen nach Provinzstädten), sondern die Frist zu einem Ausfluge nach dem Kontinent, insonderheit einer Durchreisung Oberitaliens benutzt habe, ist ganz willkürlich." — Sie ist durchaus nicht willkürlich, sondern sie ist von so ernsten Forschern wie Karl Elze und Hermann Conrad mit den gewichtigsten Gründen unterstützt und in neuester Zeit von mir in meinem Abschnitt „War Shakespeare in Italien?" (in meinen „Shakespeare-Rätseln"), noch einmal untersucht und, wie ich glaube, bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit bewiesen worden. Robert Heffen hat diese Untersuchungen nicht gekannt, sonst würde er, wie ich aus persönlicher Mitteilung erfahre, seine Ansicht gründlich nachgeprüft und berichtigt haben.

Digitized by Google

Diese Lücke wie andere lassen sich in einer hoffentlich bald folgenden zweiten Auflage ausfüllen, und dann werden wir in Robert Hessens schönem Werke ein gutes deutsches Hausbuch über Shakespeare besitzen.

Eduard Engel.

Wahrheit. Roman von Emile Zola. 2 Bände. Geheftet Mk. 6.—, gebunden Mk. 8.—. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Die „Affäre“ spukt ja wieder einmal in Frankreich. Als ich die ersten Nachrichten von dem Wiederauftauchen der Angelegenheit in der französischen Kammer las, fiel mir eine journalistische Unterlassungssünde schwer aufs Gewissen. Seit vielen Monaten hatte ich Zolas „Wahrheit“ unter den unerledigten Büchern liegen. Der „Türmer“ hatte mir das Buch zur Besprechung gesandt. Ich hatte es auch ganz brav alsbald zu lesen begonnen. Aber noch 50 Seiten hatte ich mir gesagt: Nein, was zuviel ist, ist zuviel. Ich bin ein alter Bewunderer von Zola, und seinen „Germinal“ nehme ich mir noch jetzt manchmal vor, wenn ich das Wehen einer neuen Zeit spüren will, wie es ein realistischer Ideologe schildert. Aber seine letzten Bücher zu lesen, war schon mehr Arbeit als Genuß. Und an der „Wahrheit“ verzagte sogar ich, der ich doch sonst die Arbeit nicht scheue. Aber durch mehr als 700 Seiten Ödland — was sage ich Ödland, Unland muß es heißen — zu wandern, das schien mir ein unbilliges Verlangen.

Und ich hab' es doch getan. Das Pflichtgefühl siegte. Und weil ich eine so schreckliche Wanderschaft hinter mir habe, will ich hier etwas über das Buch berichten. Das spart vielleicht manchem die Mühe derselben unfruchtbaren Wanderung.

Für Zola bedeutet der Fall Dreyfus den Entscheidungskampf zwischen der katholischen Kirche, die er für die Verderberin Frankreichs hält, und der Aufklärung. Aus seiner intimen Verbindung mit der Dreyfussache leitete er die moralische Verpflichtung für sich her, die Lehren dieses Prozesses seinem Volke dauernd nutzbar zu machen. Dafür schien ihm der geeignetste Weg eine romanhafte Umdichtung. Aus dem militärischen Milieu machte er ein pädagogisches, aus dem Verrat einen Lustmord, aus dem unschuldig verdächtigten Dreyfus den zu Unrecht des Knabenmordes beschuldigten jüdischen Lehrer Simon, aus dem Verräter Esterhazy den Mörder Frater Gorgias. Der ganze Roman ist eigentlich nichts weiter als eine Maskerade. So getreu wie möglich wird alles, bis auf die Einzelheiten in den Gerichtsverhandlungen hinab, kopiert. Da man Seite für Seite dies krampfhafte Bemühen merkt, die Dreyfussache in allen ihren Hauptpersonen und allen ihren sachlichen Einzelheiten wieder aufleben zu lassen, so fragt man sich, warum denn Zola nicht lieber einfach eine wirkliche Darstellung dieses Falles niedergeschrieben hat. Dann hätten wir vielleicht eine gute, wenn auch tendenziöse Tatsachensammlung erhalten, während wir so bloß einen schlechten Roman bekommen haben.

Der Wille ist das einzig Gute an diesem Roman, d. h. auch der natürlich nur für den, der auf dem Standpunkt Gambettas steht: Le cléricalisme, c'est l'ennemi. Die Tendenz schlägt über alle Schranken, sickert durch alle Poren. Zola will beweisen, daß die katholische Kirche die Menschen schlecht und dumm macht, während der religionslose Unterricht aus ihnen Idealgestalten

Digitized by Google

in jeder Hinsicht bildet. Zu dem Behufe werden fast sämtliche Vertreter des katholischen Glaubens als wahre Greuel und Scheuel hingestellt, als Leute, bei denen man sich in einem beständigen Zweifel befindet, ob ihre Niedertracht oder ihre Beschränktheit größer sei. Die Kirche selbst erscheint in einem Lichte, als wenn sie etwa ihren Ehrgeiz darein setzte, ausschließlich eine Zufluchtsstätte für arme Geisteskranke oder für innerafrikanische Götzenanbeter zu sein. Es wird z. B. allen Ernstes erzählt, es seien Hypothekarobligationen auf das Paradies zu 5 Franken das Stück ausgegeben worden, und als das nicht mehr zog, habe man Anweisungen auf gewisse Gärten im Paradies verkauft. Wörtlich heißt es: „Dank der Vermittlung des heiligen Antonius von Padua konnte man sich diese Gärten im voraus reservieren lassen und sich ihres ewigen Genusses versichern; aber das war natürlich teuer, besonders wenn man einen recht großen, schönen Garten haben wollte; denn es gab deren zu allen Preisen, je nach der Schönheit der Lage und der Nähe Gottes und der Engel. Zwei alte Damen hatten bereits ihr Vermögen den Kapuzinern vermacht, damit der wundertätige Heilige ihnen zwei der besten der noch verfügbaren Gärten reserviere, den einen im Stile der alten französischen Parks, den andern von etwas romantischerer Art, mit Labyrinthen und Kaskaden."

Wenn es das Ergebnis der von Zola propagierten „Aufklärung" ist, daß man seinen Gegnern solchen Blödsinn unterschiebt, dann müssen selbst die eifrigsten Feinde der kirchlichen „Verdummung" stutzig werden. Ich verwerfe es durchaus nicht, daß die Tendenz auch in dem Dichterwerk ihre Statt habe. Aber wenn die Tendenz in sinnlosen Haß umschlägt, dann wendet sie sich nicht nur gegen ihren Urheber, sondern wirkt auch direkt unkünstlerisch. Unkünstlerisch ist freilich alles in dem letzten Zolaschen Roman. Außer dem sog. „guten Willen" habe ich nicht einen Vorzug daran entdecken können. Obwohl es sich um einen Kriminalroman handelt, ist er sterbenslangweilig. Ungefähr jede Tatsache wird doppelt, dreifach, ja noch häufiger berichtet. Daß Luise Froment die hohe Stirn von ihrem Vater geerbt hat, daß der Unterlehrer Mignot Sonntags zu angeln pflegt, daß Frau Savin ihren Mann mit einem Geistlichen betrogen hat, solche und ähnliche Dinge mögen im Rahmen des Romans noch so wichtig sein. Aber warum man sie mit denselben Worten immer wieder erzählt bekommt, das vermag ich mir nicht zu erklären. Man hat fast den Eindruck, Zola habe seinen Roman in Fortsetzungen für eine Zeitung geschrieben, und da es ihm zu langweilig gewesen sei, selbst die früheren Teile noch einmal durchzublättern, habe er unbedenklich alles niedergeschrieben, was ihm in die Feder kam, selbst wenn dasselbe schon dreimal vorher gesagt war. Die Öde der Darstellung, die an sich schon groß genug ist, wird durch diese ständigen Wiederholungen noch unerträglicher.

Ich kenne fast alles, was Zola geschrieben hat, und kann nur sagen: Wer den verdienten, ja in einzelnen seiner Werke eminenten Schriftsteller in seiner schwächsten Produktion kennen lernen will, der lese „Wahrheit".

H. v. Gerlach.

Digitized by Google

Radioaktive Substanzen.

Als man einem französischen Gelehrten einmal nachwies, daß die Tatsache sich mit seinen Theorien nicht vollkommen deckte, erwiderte er: „Desto trauriger für die Tatsache". Ein ganz klein wenig ähnlich hat sich die moderne Forschung einige Zeitlang gegenüber den wunderbaren Entdeckungen der Franzosen Becquerel und Curie verhalten. Die unbequemen Tatsachen, welche diese Forscher fanden, paßten so gar nicht in den Rahmen des Überlieferten und für unumstößlich Erachteten. Jene neuen radioaktiven Körper, welche stetig allerlei rätselhafte Strahlen aussandten, schienen in direktem Widerspruch mit dem Gesetz von der Erhaltung der Energie zu stehen. Inzwischen aber wurden die neu entdeckten Tatsachen derartig bedeutend, daß man sich ihrer Wichtigkeit nicht mehr verschließen konnte und an eine Überprüfung der anerkannten naturwissenschaftlichen Grundsätze gehen mußte, auf die Gefahr hin, daß der ganze wohlgefügte Bau dabei am Ende zum Einsturz kommen könnte. Zur Zeit ist diese Prüfung so ziemlich beendet, und man darf wohl sagen, daß unser naturwissenschaftliches Lehrgebäude in der Art, wie die Dalton, Robert Mayer, Joule, Helmholtz und andere mehr es aufstellen, diese Prüfung nicht nur glänzend bestanden hat, sondern im Gegenteil durch neu erkannte Tatsachen sehr wahrscheinlich eine weitere Stütze und einen weiteren Ausbau erfahren dürfte.

Bereits zu Ende der neunziger Jahre entdeckte der Franzose Becquerel, daß ein Mineral, die Uranpechblende, Strahlen aussendet, die eine gewisse Ähnlichkeit mit Röntgenstrahlen hatten. Sie schwärzten die in einer Kassette eingeschlossene photographische Platte und machten die Luft für Elektrizität leitend, so daß ein elektrisch geladener und der Bestrahlung ausgesetzter Körper nach verhältnismäßig kurzer Zeit seine Ladung verlor. Diese Strahlung war ganz außerordentlich schwach und nur mit den hochempfindlichen Hilfsmitteln, welche dem französischen Forscher in seinem Laboratorium zur Verfügung standen, nachzuweisen. Nur wenige Physiker hatten Gelegenheit, die Becquerelschen Versuche nachzuprüfen, und in den Physikbüchern wurden sie an jener dunklen Stelle erwähnt, wo die exakte Forschung sich allmählich in mystisches

Digitized by Google

Dunkel verliert, wo von den wunderbaren Erscheinungen der strahlenden Materie, wie sie sich dem Engländer Crookes darbot, die Rede ist und wo, gelegentlich der Besprechung der altbekannten Radiometer oder Lichtmühlen, auch die schüchterne Andeutung steht, daß eine Technik kommender besserer Tage wahrscheinlich die Stoßkraft des bewegten Lichtäthers direkt in Maschinen und im großen Stile nutzbar machen werde. Dort, wie gesagt, nannte man die Becquerelstrahlen, aber man kannte sie nicht.

Es ist das große und unbestrittene Verdienst eines französischen Forscherpaares, des Herrn und der Frau Curie, hier in langjähriger, systematischer, streng wissenschaftlicher Arbeit Klarheit geschaffen und ein bis dahin unbekanntes Gebiet wohl durchforscht zu haben. Bei den früheren Arbeiten Becquerels hatte man als radioaktive Substanz ein Metall, das Baryum benutzt, welches aus der bereits erwähnten Uranpechblende gewonnen worden war und die Eigenschaft, Strahlen auszusenden, in erheblich stärkerem Maße besaß, als diese Blende selbst. Die Curies begannen nun mit anderweitig gewonnenem Baryum zu arbeiten und entdeckten, daß dieses Metall gar nicht radioaktiv war. Sie folgerten daher sehr logisch, daß die Radioaktivität nicht eine Eigenschaft des Baryums sei, sondern dem aus der Uranpechblende gewonnenen Baryum durch Verunreinigungen oder Beimengungen irgend welcher Art anhaften müsse, welche eben auch aus dieser Blende stammten. So gingen sie denn daran, die Uranblende ganz systematisch auf das strahlende rätselhafte Etwas hin zu durchsuchen. Es wurde ihnen das verhältnismäßig einfach, weil sie ein Mittel gefunden hatten, eine der Eigenschaften dieser Strahlen, nämlich die Eigenschaft, die Luft zu ionisieren, auch zahlenmäßig festzustellen. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die hierzu gebrauchten Mittel und Methoden auch nur andeutungsweise wiederzugeben, und Interessenten mögen daher auf das vorzügliche Werk der Mme. Curie selbst hingewiesen sein, von welchem eine deutsche Übersetzung im Verlage von Friedrich Vieweg in Braunschweig erschienen ist. Wie gesagt, waren die Curies im Besitze einer zuverlässigen Meßmethode für die Radioaktivität, welche durch ihre geniale und doch wiederum überraschend einfache Komposition allein genügt hätte, dem Forscherpaar einen guten Platz in der Geschichte der Physik zu sichern.

Sie gingen nun weiter von der Überlegung aus, daß die Radioaktivität durch chemische Operationen offenbar nicht zerstört werde und daß daher die Summe der einzelnen Radioaktivitäten in den Zerlegungsprodukten der Uranpechblende konstant bleiben müsse. Also zerlegten sie die Blende in ihre mannigfachen Bestandteile, suchten aus diesen die am meisten radioaktiven heraus, zerlegten weiter und fuhren so fort, bis die höchste Konzentration erreicht war.

Bei diesen Experimenten schied man nun aus tausend Kilogramm Uranpechblende zunächst etwa 30 Kilogramm Baryum aus, welches so ziemlich die gesamte, ursprünglich in der ganzen Blendenmasse vorhanden gewesene Radioaktivität in sich vereinigte, die also bereits 30 bis 35 mal stärker strahlte, als das ursprüngliche Mineral. Weiter zeigte sich nun bei der Behandlung der Brom- und Chlorsalze des Radiums eine bemerkenswerte Erscheinung. Wenn man eine wässerige Lösung von Radiumbromid kristallisieren ließ, so fielen zuerst mehr radioaktive Substanzen aus der Lösung, während die später gebildeten Kristalle weniger aktiv waren. Eine Untersuchung durch das Spektrum zeigte nun bereits, daß dieses besonders aktive Baryum einige Linien enthielt, die dem gemeinen Baryum nicht zukommen. Nun setzten die Curies die Kristalli-

Digitized by Google

sationen unermüdlich fort, und indem sie immer mehr unwirksames Baryumbromid beiseite taten und nur die hochwirksame Masse weiter behandelten, gewannen sie schließlich aus den 30 Kilogrammen Baryum einige Dezigramm einer neuen Materie, die ein ungefähr sechsmillionenmal so starkes Strahlungsvermögen besaß, wie die ursprüngliche Blende. Dieser Stoff stellte sich als das Bromid eines bis dahin unbekannten Metalles heraus, das dem Baryum offenbar verwandt ist und wegen seiner Strahlungsfähigkeit den Namen Radium (vom lateinischen Radius, der Strahl) erhielt.

Das Radium sendet ständig beträchtliche Mengen von Energie aus und zwar in derartigen Quantitäten, daß alles, was man bisher an chemischen Energiespeichern kannte, dagegen als null und nichtig verschwindet.

Das Radium sendet zunächst ständig Wärme aus, denn es ist stets $1^1/_2$ Grad wärmer als seine Umgebung. Die Anzahl der Wärmeeinheiten, welche ein Gramm Radium hierbei produziert, erreicht im Laufe der Zeiten ganz ungeheuerliche Größen. Bereits in hundert Stunden strahlt eine Radiummenge dieselbe Wärme aus, die eine gleichgroße Kohlenmenge bei ihrer vollständigen Verbrennung liefern würde. Da nun die Radiumstrahlung scheinbar unendlich lange dauert, so kann man annehmen, daß Radium das Milliardenfache der Kohle an gebundener Wärme in sich trägt.

Außer der Wärmearbeit kann das Radium erhebliche chemische Arbeit leisten. In einer wässerigen Radiumlösung wird das Wasser scheinbar unaufhörlich in seine beiden Bestandteile, in Wasserstoff und in Sauerstoff zerlegt, wozu bekanntlich eine sehr bedeutende chemische Arbeit gehört. Auch diese Zersetzung scheint keine merkliche Verminderung durch die Zeit zu erfahren.

An dritter Stelle endlich seien die wunderbaren und geheimnisvollen Strahlen erwähnt, die das Radium aussendet. Sie zwingen durch ihre physikalischen und chemischen Eigenschaften beinahe mit eiserner Notwendigkeit zu der Annahme, daß die kleinsten Teile des Radiums sich aus dem hypothetischen Urstoff, dem Lichtäther, aufbauen und in ständigem Zerfall, gewissermaßen im Einsturz begriffen sind. Wenn ein großes Gebäude, das aus einzelnen Mauersteinen aufgemauert ist, niederstürzt, so werden die einzelnen Steine jedenfalls bei der Wucht des Sturzes auseinanderfliegen und mit mehr oder minder großer Gewalt auseinandergeschleudert werden. Ähnlich geht es nun beim Einsturz der Radiummoleküle, die wir uns aus dem Lichtäther aufgebaut denken müssen. Zum Teil spritzt der Äther der zerschmetterten Moleküle direkt geradlinig fort, wie etwa das Wasser aus einem Spritzenschlauch. So kommt ein Teil der Radiumstrahlung, so kommen die mit positiver Elektrizität geladenen Alphastrahlen und die mit negativer Elektrizität geladenen Betastrahlen zuwege. Diese beiden Strahlungsarten müssen wir uns also als geradlinig fortbewegten Äther vorstellen. Dabei geben uns elektrische und magnetische Beobachtungen die Möglichkeit, die Geschwindigkeit des Äthers genau festzustellen, und es zeigt sich, daß die Äthermoleküle vom strahlenden Radium mit einer Geschwindigkeit von 160 000 Kilometer pro Sekunde geradlinig fortgeschleudert werden. Es leuchtet am Ende ein, daß solch ein Bombardement dort, wo es trifft, allerlei Schrammen und Risse hervorbringen muß. Daher darf es nicht Wunder nehmen, daß die Radiumstrahlen lebende Pflanzen töten und tierisches Gewebe schwer verbrennen. Bereits mit wenigen Milligrammen Radiumbromid kann man äußerst unangenehme, schwer heilende Hautverbrennungen

Digitized by Google

hervorrufen, die merkwürdigerweise unter Umständen erst Monate nach der Bestrahlung zum Ausbruch kommen.

Wie nun aber ein einstürzendes Haus die Umgebung erdröhnen macht, so bringen die zerfallenden Radiumteile auch die Umgebung ins Schwanken, der freie Lichtäther, der sie durchdringt, ohne direkt ihnen zu gehören, der sogenannte intramolekulare Äther, gerät ebenfalls in äußerst kurze, wellenförmige Bewegung, und so entsteht die dritte Art der Radiumstrahlen, die äußerst kurzwellige, den Röntgenstrahlen sehr nahe verwandte Gammastrahlung.

Sämtliche Strahlen schwärzen nun die photographische Platte, wobei sie Hindernisse in Form von Holzdeckeln oder schwachen Metallblechen anstandslos durchdringen. Ferner bringen die Radiumstrahlen gewisse Substanzen zum Leuchten. Zu diesen Substanzen gehört das Baryumplatincyanür, aus welchem auch die bekannten Röntgenschirme hergestellt werden. Ferner gerät auch der Kristallkörper des menschlichen Auges unter dem Einfluß der Radiumstrahlen ins Fluoreszieren, und so kommt es, daß man auch bei geschlossenem Auge das Radium leuchtend wahrnimmt, weil eben das ganze Augeninnere fluoresziert und das Fluoreszenzlicht auf der Netzhaut wahrgenommen wird.

Es ließe sich nun noch vielerlei Wundersames vom Radium berichten. Man könnte in allererster Linie von der Eigenschaft des Radiums, Gegenstände seiner Nachbarschaft ebenfalls aktiv zu machen, berichten. Auf diese Eigenschaft ist es zurückzuführen, daß man zuerst irrtümlicherweise auch noch andere radioaktive neue Substanzen gefunden zu haben wähnte, für welche bereits die Namen Aktinium (vom griechischen Aktos, der Strahl) und Polonium (zu Ehren der Frau Curie, einer geborenen Polin) gewählt wurden. Die spätere Forschung hat gezeigt, daß man es hier nur mit den bekannten Metallen Wismut, Tellur und Blei zu tun hatte, die eben durch die Nachbarschaft des Radiums, durch Influenz, aktiv geworden waren.

Sehr viel wichtiger als alles das erscheint es, daß uns das Radium der Lösung mancher Welträtsel näher bringen wird. In der theoretischen Chemie wird es sehr wahrscheinlich zur Proklamierung der Einheit der Materie führen, wie ja die Physik schon längst die Einheit der Energie anerkennt. Wie wir in der Physik heute jede Energieform als ein Bewegungsphänomen, als irgendwelche bewegte Masse ansprechen, so werden wir in der Chemie voraussichtlich die verschiedenen chemischen Elemente als Schichtungsphänomene, als verschiedenartige Gruppierungen ein und desselben Urstoffes, nämlich des Lichtäthers, erkennen lernen.

Hiermit aber wird die revolutionierende Eigenschaft des neuen Elementes noch keineswegs erledigt sein. Man wird weiter dazu kommen, auch mancherlei Fragen der Astrophysik durch das Radium zu erklären. Es ist wohl sehr wahrscheinlich, daß das Radium, wenn es lange Zeit gestrahlt hat, sich in ein auch erst vor kurzem entdecktes Gas, das Helium, verwandelt. Wir wissen ferner, daß von diesem Helium ganz ungeheure Mengen auf der Sonne vorkommen, und so liegt die Vermutung nur allzu nahe, den scheinbar nimmer versiegenden Energiequell der Sonne in gewaltigen Radiummengen zu suchen. Bei dieser Annahme würden auch die rätselhaften Koronarstrahlen der Sonne, welche wir bei jeder Sonnenfinsternis beobachten können, eine ungezwungene Erklärung finden. Es würde ferner der stets von der Sonne abgewandte Schweif der Kometen durch die elektrische Ladung der Radiumstrahlen begreiflich werden, und ebenso fänden die leuchtenden Wolken und das Zodiakal-

Digitized by Google

licht, sowie der bis jetzt völlig rätselhafte, aber nichtsdestoweniger unleugbare Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und magnetischen Gewittern auf der Erde eine einleuchtende Deutung.

Wir dürfen es uns ja nicht verhehlen, daß unsere Naturwissenschaft noch manches dunkle Gebiet aufweist. Das Radium ist scheinbar berufen, mehr als einen dieser unerforschten Gründe dauernd zu erhellen. Trügen nicht alle Zeichen, so leiten die Arbeiten Becquerels und der Curies, denen übrigens bereits viele deutsche Gelehrte von Ruf und Namen gefolgt sind, eine neue Periode der Naturforschung und der Technik ein, etwa ähnlich derjenigen, welche vor hundert Jahren durch die Galvani und Volta eröffnet wurde.

Hans Dominik.

Die Tagebücher Ludwigs v. Gerlach.

Zwölf Jahre sind verstrichen, seitdem die Tochter des Generals Leopold v. Gerlach, die inzwischen am 15. Juni 1901 hochbetagt verstorben ist, ihres Vaters Tagebücher, eine der unvergleichlichsten Geschichtsquellen, die jemals erschlossen wurden, zusammen mit ihrer freilich nicht als Herausgeberin genannten, nun auch verstorbenen Freundin, der Fürstin Eleonore Reuß, veröffentlichte. Jetzt halten die Hinterbliebenen der Gebrüder Gerlach auch die Zeit zur Veröffentlichung der Tagebücher der ihrerzeit bekanntesten dieser vier eigenartigen Persönlichkeiten, des am 18. Februar 1877 verstorbenen ersten Präsidenten am Magdeburger Apellationsgericht Ludwig v. Gerlach für gekommen. Wiederum sind es zwei starke, allerdings nicht an den Umfang der Denkwürdigkeiten des Generals heranreichende Bände, die uns vorgelegt werden (Ernst Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877. Herausgegeben von Jakob von Gerlach. Schwerin i. M., Verlag von Fr. Bahn, 1903. Erster Band 1795 bis 1848. 543 Seiten. Zweiter Band 1848—1877. 526 u. XVII Seiten. Preis Mk. 17. 50.) Diesmal steht Friedrich Wilhelms IV. Persönlichkeit nicht so sehr im Mittelpunkt des Interesses. Über sie erfahren wir nicht mehr allzuviel des Neuen. In dieser Beziehung war das, was die Gerlachs mitteilen wollten, durch die Denkwürdigkeiten des Generals, dessen Briefwechsel mit Bismarck, die zerstreut veröffentlichten Briefe des Präsidenten, ferner durch mein Buch über König Friedrich Wilhelm IV. (Stuttgart, J. G. Cotta 1900), zu dem mir Fräulein Agnes v. Gerlach Material zur Verfügung gestellt hatte, sowie durch den Aufsatz der „Deutschen Revue“ vom Februar und März 1900 „Neues über Leopold v. Gerlach und ungedruckte Briefe desselben“ so ziemlich erschöpft. Immerhin wird man manches von dem, was jetzt aus der Regierungszeit des unglücklichen Monarchen mitgeteilt wird, als willkommene Bereicherung unseres Wissens begrüßen. Der Schwerpunkt der Publikation, die im allgemeinen nicht jenen Reiz der Intimität besitzt, den die Denkwürdigkeiten

Digitized by Google

des Generals haben, schon weil die Tagebücher Ludwigs von vornherein mehr als die Denkwürdigkeiten Leopolds auf Leser berechnet sind, ist aber außer in der Veranschaulichung der Persönlichkeit und der Tätigkeit des Präsidenten in den unschätzbaren Mitteilungen über Bismarck zu sehen.

Die Kenntnis der Gebrüder Gerlach ist bis heute eine recht ungenügende geblieben. Wußte doch anscheinend der ausgezeichnetste Kenner der Deutschen Geschichte ihrer Zeit, Heinrich v. Treitschke, nichts von dem ältesten der vier Brüder, Wilhelm (vgl. Treitschke, Deutsche Geschichte, Band V, S. 25), der zwar schon 1834 starb, aber auch eine beachtenswerte Persönlichkeit ist und wohl am meisten die Annäherung der Brüder an Radowitz herbeigeführt hat. Leopold und Ludwig, der zweite und der dritte Sohn des Kammerpräsidenten und ersten Oberbürgermeisters von Berlin, Leopold v. Gerlach, sind zu ihren Lebzeiten und später oft genug miteinander verwechselt worden. Glichen sich doch überhaupt alle vier in ihrem Wesen derartig, daß Graf Leopold Stolberg meinte, die Brüder hätten nicht allein einerlei Sprache, sondern sprächen auch dieselben Dinge. Die Parteileidenschaft hat ihnen wenig Gerechtigkeit zuteil werden lassen. Erst neuerdings beginnt man Leopold Gerlach unbefangen zu würdigen. Sie waren als Dunkelmänner, Höflinge und hochmütige Junker verschrien; Ludwig Tieck konnte z. B. den General gegen Theodor Bernhardi geradezu als einen Dummkopf bezeichnen; und dabei ist die geistige Bedeutung und der männliche Freimut gerade auch den Fürsten gegenüber bei diesen Brüdern über allen Zweifel erhaben, und den Junkern gegenüber befanden sich die beiden vielfach geradezu im Gegensatz. An der Aufrichtigkeit und Innigkeit ihrer Frömmigkeit ist ebenfalls nicht der geringste Zweifel. Ihr Charakter ist ein durchaus vornehmer zu nennen. Die sympathischste Figur ist wohl die des ältesten der Brüder, Wilhelm, gewesen, der am ruhigsten war und am wenigsten zu Paradoxen neigte. Das hebt schon der obenerwähnte Aufsatz der „Deutschen Revue", der von einer der Familie Gerlach nahestehenden Seite veranlaßt worden ist, hervor. Aus Ludwigs Tagebüchern erfahren wir jetzt, daß Wilhelm, der zuletzt Präsident des Kriminalsenats in Frankfurt a. O. war, zweimal in Konflikte mit der Staatsregierung kam, weil er die Demagogenverfolgung unseligen Angedenkens nicht mitmachen wollte, und daß eine ungnädige Kabinettsorder, die aus diesem Anlaß an ihn erging, seinen Tod beschleunigte. Neben Wilhelm hinterläßt der Hofprediger Otto, der 1849 starb, den wohltuendsten Eindruck. Wie Leopold und Ludwig stand er in einem überaus vertrauten Verhältnis zu Friedrich Wilhelm IV.; in Berührung ist Wilhelm wohl auch mit dem König während dessen Kronprinzenzeit gekommen, aber anscheinend nicht in nähere Beziehungen. Der Vertrauteste wurde dem Könige unter den vieren sein Generaladjutant Leopold, der zugleich der bedeutendste der Brüder genannt werden muß. Auch er ist eine liebenswerte Persönlichkeit. Aber sein starrer Doktrinarismus und sein politischer und religiöser Parteigeist stößt doch vielfach ab. Immerhin weiß man, nachdem man seine Tagebücher und seine Briefe an Bismarck kennen gelernt hat, es wohl zu würdigen, daß ihm Bismarck bis in sein hohes Alter hinein eine gewisse Anhänglichkeit und große Achtung bewahrt hat. Und wenn man die Unfruchtbarkeit der Politik schilt, für die Leopold Gerlach gewissermaßen mit verantwortlich war, so soll man doch auch nicht vergessen, daß er es vornehmlich war, der die Berufung des Grafen Brandenburg zum Minister und Otto Bismarcks zum Bundestagsgesandten durchsetzte.

Digitized by Google

Die unerfreulichste Erscheinung unter den Brüdern ist ohne Frage der Rundschauer der Kreuzzeitung und konservative Parlamentarier Ludwig Ernst v. Gerlach, der als Hospitant der Zentrumspartei endete. Er hat am meisten dazu beigetragen, den Namen der Gerlachs in Verruf zu bringen. Die Starrheit seiner Anschauungen und das Paradoxe seines Wesens sucht seinesgleichen in der Geschichte. Es ist wohl nicht zufällig, daß der Herausgeber seiner Tagebücher, ein Sohn Wilhelms v. Gerlach, sie von einem wenig bekannten mecklenburgischen Buchhändler hat verlegen lassen, während doch Leopolds Denkwürdigkeiten noch bei einem der angesehensten preußischen Verleger erscheinen konnten. In Preußen und den meisten übrigen deutschen Ländern findet sich aber nicht so leicht ein Verleger für solche Blätter, aus denen der Hauch ödester Abstraktion und krassester Verleugnung der lebendigen Wirklichkeit weht.

Aber man darf, wie schon angedeutet, nicht ohne weiteres den Stab brechen über den Mann, den wir in den Tagebuchblättern durchs Leben begleiten. Vor allem die vornehme, fein empfindende, idealistische Natur, der nichts widerwärtiger war, als wenn man ihn für den „Zuschauer" der Kreuzzeitung, dessen Ton er pöbelhaft, gemein und boshaft fand, verantwortlich machte, wie das zuweilen vorkam, ist in dem Rundschauer der Kreuzzeitung zu würdigen. Er war ganz auf der Seite seines Bruders Wilhelm, als dieser sich nicht zu einem Werkzeug der Demagogenverfolgung hergeben wollte. Die Kabinettspolitik Friedrich Wilhelms III. und die Zensur war ihm von Anfang an ein Greuel. Darum erkannte er gleich im Jahre 1848 Errungenschaften an. Von seinem großen Wahrheitssinn legt jede Seite seiner Tagebücher Zeugnis ab. Stets räumte er ein, daß im Liberalismus große Wahrheiten wären. Kurz vor dem Tode Friedrich Wilhelms III. meinte er: „Was (die sehr rechts stehenden) Voß und Alvensleben für Leute sein würden, wenn ihnen, sowie sie vor ihre Haustür träten, die scharfe Luft des Liberalismus und der Preßfreiheit um die Nase wehte, wie dann Voß sein Stottern und Alvensleben seine Pomade vergehen würden." Er hat dem Könige Friedrich Wilhelm IV. auch hin und wieder guten Rat gegeben, so, indem er ihm vorstellte, daß ein noch so guter Herrscher nichts sei, wenn er sich nicht der richtigen Organe zu bedienen verstehe, und ihn zur Veranschaulichung dieses Gedankens an die „wunderschöne" Szene des Besuchs von Talbot bei der Gräfin von Auvergne im Shakespeare (Heinrich VI., Teil 1, 2. Aufzug, 3. Szene) erinnerte. Ein andermal erwiderte er dem Könige, als dieser ihn fragte, was er mit der evangelischen Kirche tun sollte, „mit liebenswürdigem Freimut", wie Friedrich Wilhelm sich ausdrückte, „die Kirche hätte keine weitere Bitte, als daß der König sich nicht um sie bekümmere". Auch die preußischen Junker bekämpfte er zuweilen so nachdrücklich, daß Bismarck sich ihrer (1851) anzunehmen für nötig fand. Er war sehr stolz auf das geflügelte Wort, das er prägte, um den Egoismus der Junker auf das berechtigte Maß zurückzuführen. „Den Rücken gegen den Mist, die Front gegen den Feind — das ist adelig!" mahnte er sie. Ein andermal kleidete er denselben Gedanken in die Losungsworte: „In der einen Hand die Zuckerrübe, in der andern den Degen!"

Doch dem Guten, was an dem Manne ist, steht recht viel gegenüber, was abschreckend wirkt. Vor allem sein Fanatismus! Ferner ist für einen Evangelischen die katholisierende Richtung dieses von Haus aus leidenschaftlichen Reformierten in hohem Grade unerquicklich. Diese Richtung in ihm

Digitized by Google

mißfiel bereits dem Generaladjutanten, der sechzehn Jahre vor Ludwig starb. Wir können die fortschreitende Annäherung des Präsidenten an die katholische Kirche an der Hand der Tagebücher sehr genau verfolgen. Am 28. März 1847 prüfte er sich bereits selbst, ob er für den Übertritt zur römischen Kirche reif sei, kam aber zu dem Schluß: „Ich könnte zu einem selbst öffentlichen Bruch mit der Landeskirche getrieben werden, aber nicht zum Papismus". Im März 1853 erklärte ihm der Hofprediger Hengstenberg, es sei ihm heilige Pflicht und Bedürfnis, ihm in ganzem Ernst und mit Schärfe auszusprechen, was er sage, führe recta ins Papsttum. Im Januar 1854 ließ ihm Bismarck, mit dem er noch in engem Verhältnis stand, aus Frankfurt sagen: wenn er wieder Protestant würde, sollte er es ihn wissen lassen. Zwei Jahre darauf gestand Ludwig dem ihm näher tretenden August Reichensperger, daß er gern römisch werden möchte, fügte aber paradox hinzu: „wenn ich nur katholisch bleiben könnte". Im Jahre 1866 ging er mit fliegender Fahne ins katholische Lager. Die schroffsten Ultramontanen, wie der Historiker Janssen, Majunke, der ihn um „Winke" bat, Windthorst, Mallinckrodt wurden ihm der liebste Umgang. Aber zum formellen Übertritt zur römischen Kirche entschloß er sich nicht. Daß er bei diesem Umgang nicht auch seine abweichende Stellung betonte, erregte bei seinen nächsten Verwandten Ärgernis. Er fühlte selbst, daß er nicht mehr in die Gemeinschaft der Evangelischen hineingehörte. Zwar besuchte er noch 1868 seine reformierten Glaubensgenossen in den Niederlanden und fand bei einem ihrer Hauptvertreter in einer Galerie von Bildnissen berühmter Vorkämpfer des reformierten Bekenntnisses wie Calvins und Wilhelms von Oranien auch sein eigenes Konterfei; schließlich bemerkte er jedoch selbst: „Der Eindruck, den ich machte, doch vielleicht etwas erkältelnd als römelnd." Bald übertrumpfte er die Katholiken. So meinte er von Döllinger, als er ihn 1869 aufgesucht hatte, daß er bei ihm das spezifisch-katholische Bewußtsein vermißt hätte. Peter Reichenspergers Patriotismus nannte er (1870) Pseudonationalismus (II 336). Der unglückliche kirchenpolitische Streit gab ihm den Anlaß, sich auch formell dem Zentrum anzuschließen, von dem er demonstrativ gefeiert wurde. Doch fühlte er sich oft recht unbehaglich bei ihm. „Es tritt mir mehr und mehr entgegen als eine Hemmung meines Gehens mit dem Zentrum, daß in ihm doch so viel constitutionalismus vulgaris ist", bemerkt er am 11. Dezember 1873. Als 1876 der Justizetat beraten wurde, meinte er: „Für mich jetzt in Debatten ein schwer zugängliches Gebiet, da ich im Zentrum in Beziehung auf die obersten Ideen von Recht und Staat ziemlich allein und sogar Peter Reichensperger schroff gegenüberstehe." Doch weigerte er sich, obwohl einer der beiden Neffen, die ihm am nächsten standen, ihn dazu zu bewegen suchte, gegen die Opposition des Zentrums, die dieses der dreijährigen Dienstzeit machte, aufzutreten; und als im Mai 1876 die Städteordnung beraten wurde, vermied er, der sonst ein so mutiger und streitbarer Bekenner war, seine Anschauungen zu entwickeln, weil er sich sonst mit dem Zentrum hätte überwerfen können. Man begriff es vielfach nicht, daß er nicht seinen Übertritt zum Katholizismus vollzog. Eine Dame drang gelegentlich in ihn, die heilige Jungfrau anzurufen. Und er hat wohl innerlich sehr geschwankt. Im Januar 1872 bemerkt er: „In dem theologischen Denken meiner katholischen Freunde vermisse ich die freie Strömung von Wort und Geist, welche die Reformation so mächtig in Bewegung gesetzt hat". Wenige Monate darauf (am 5. Mai 1872) gesteht er: „Es ist doch recht schwer, mit unserer

Digitized by Google

Landeskirche in Verbindung zu bleiben." Geängstigt rief er wohl: „Herr, gib Licht für den schmalen Weg!"

Neben der Hinneigung zur römischen Kirche hat besonders eine Handlung früherer Zeit den Namen des Rundschauers unpopulär gemacht, die bekannte Angelegenheit der Veröffentlichung von Stellen aus dem Kolleg der rationalistischen Professoren Wegscheider und Gesenius in Halle. Indem Gerlach als hoher richterlicher Beamter — er war eben Landgerichtsdirektor in Halle geworden — im Jahre 1830 Äußerungen jener Professoren, die sie im Kolleg getan hatten, an die große Glocke hing, entfesselte er einen ganz ungeheuren Sturm der Entrüstung im Lande. Man empfand seinen Schritt als einen empörenden Angriff auf die Lehrfreiheit. Nach den Mitteilungen der Tagebücher hat Gerlach noch weniger schön gehandelt, als es bisher den Anschein hatte. Sein Aufsatz erschien anonym, und Gerlach wurde nicht sofort als der Verfasser erkannt, vielmehr sah man anfangs den trefflichen Tholuck dafür an. Ein Anschlag der Studenten an der Universität richtete sich daher direkt gegen diesen. Gerlach berichtet selbst: „Er trug schwer an der Sache". Da wäre es offenbar Pflicht des Landgerichtsdirektors gewesen, sich sofort öffentlich als den Verfasser zu bekennen. Er hat es aber nur privatim getan. Sein ganzes damaliges Verhalten stellt eine schlimme Entgleisung des sonst so vornehmen Mannes dar, an der sein Fanatismus schuld war. Über die Aufnahme, die Ludwigs Aufsatz fand, erfahren wir mancherlei Interessantes. Zunächst muß ein Irrtum Treitschkes festgestellt werden, der in seiner „Deutschen Geschichte" angibt, daß der Kronprinz Gerlachs Tat gebilligt habe; das ist denn doch nicht so der Fall gewesen; wie Leopold an Ludwig mitteilte, hat sich der Kronprinz „zwar anerkennend, aber doch nicht mit gewohnter Bestimmtheit ausgesprochen". Das heißt, kritisch gelesen: dem Kronprinzen behagte das Auftreten doch nicht ganz, zum mindesten hat er sich unbestimmt geäußert. Ebenso war der Bruder Gerlachs, Wilhelm, „bedenklich, ob ich", so lauten die Worte des Tagebuchs, „auch wohl Beruf gehabt, so aufzutreten, auch hätte ich wohl zunächst nicht an die öffentliche Meinung, sondern an die Obrigkeit mich wenden sollen". Desgleichen sprachen sich der Oheim Ludwigs, der Historiker Wilhelm v. Raumer, und der so sehr rechtsstehende Graf Voß gegen ihn aus. Man wird im Hinblick auf die ganze Begebenheit sich aufs neue die schönen Worte Treitschkes ins Gedächtnis zu rufen haben: „Die Freiheit des Lehrstuhles ist nur dann ungefährdet, wenn man ihm die Stille und Sammlung gönnt, deren die Wissenschaft bedarf, wenn der Lehrer mit unbefangener Sicherheit, unbestrittenem Ansehen seinen Schülern gegenübertritt".

Auf derselben Linie wie dieser Angriff auf die Lehrfreiheit steht die Tätigkeit der Gebrüder Leopold und Ludwig gegen die Veröffentlichung der Werke Friedrichs des Großen. König Friedrich Wilhelm IV. blieb aber, wie man weiß, fest und setzte dadurch der Unbefangenheit seiner Gesinnung ein schönes Denkmal. Leopold schrieb damals an Ludwig zornig: „Der Abdruck der Werke Friedrichs II. ist Antinomismus; ich habe allerorten auf das schärfste dagegen gesprochen." Ludwig versuchte es auch, den König zu beunruhigen. Dieser wies jedoch seinen Übereifer zurück, indem er ihm milde entgegnete, er und seine Brüder seien wichtige Werkzeuge seiner Regierung und er müsse es bedauern, wenn ein solches Werkzeug sich durch Schroffheit „selbst zerbräche".

Das Wesen Ludwigs spiegelt sich in den mannigfachen Urteilen, die die Tagebücher selbst über ihn mitteilen. Sein Bruder Leopold warf ihm vor,

Digitized by Google

daß er die Gedanken zu Tode hetze. Clemens Brentano, der den Brüdern nahe trat, hat über ihn geäußert: „Ludwig war mir vom ersten Augenblicke an eine bange Erscheinung". Friedrich Wilhelm IV. konnte, so sehr er ihm wohlwollte, eine gewisse Unbehaglichkeit nicht los werden, wenn er mit dem scharfzüngigen Manne zusammen war. Er meinte einmal: „Poltens (des Generals Leopold v. Gerlach) Sirenengesicht hätte Ludwig nicht, seine scharfen Lippen und stechenden Augen seien ihm schwer zu ertragen". Dieser Zeichnung seines Äußeren entspricht das dem zweiten Bande beigegebene Titelbild und der Rat, den die Zeitungen dem Präsidenten erteilten, er solle sich seinen Bart wachsen lassen, damit man seinen scharfen und ironischen Mund nicht sähe. Der geistreiche liberale Minister Heinrich v. Arnim (der lahme Arnim) faßte den konservativen Eiferer mehr mit Humor auf, indem er ihn einen Pater Abraham a Santa Clara nannte, der zugleich erbaue und erheitere. Spaß machte dem Präsidenten selbst ein Witzwort über ihn: „Er badet sich im Gegensatz seiner selbst und trocknet sich dann mit einem Paradoxon ab". Diesen Ausspruch führt er nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit wiederholt an; man darf wohl annehmen, daß er sein Wesen darin einigermaßen treffend gekennzeichnet fand. Ähnlich hat Bismarck, wie Gerlach selbst berichtet, schon frühzeitig über den Präsidenten geurteilt, indem er sagte, mit Ludwig Gerlach disputiere es sich gut; wenn man ihm nicht weiter widerspräche, so käme Gerlach einem zu Hilfe und widerspräche sich selbst. Auch in der Charakteristik, die Bismarck von Ludwig Gerlach in einem Briefe an seine Frau am 1. Mai 1852 entwarf und die die beginnende Loslösung des großen Staatsmannes aus dem engen Verhältnis mit den Gerlachs zeigt, erkannte sich der Präsident wieder. An jener Stelle nennt Bismarck ihn liebenswürdig, geistreich und theoretisch, „er hat schon Anlage, die Welt und ihr Regiment über seine eigene Anschauung davon zu vergessen, aber diese Kammerluft hat diese unpraktische Richtung in ihm gefördert, und über diesem Turn- und Exerzierplatz von Geist und Zunge vergißt er oder schätzt gering, was zu tun notwendig ist". Zwar meint Gerlach, er habe die Tribüne immer nur von Pflicht und Gewissen bedrängt bestiegen und im übrigen nur gestümpert. Das Tagebuch beweist jedoch zur Genüge, wieviel er von seinen eigenen Reden hielt. Am 24. September 1849 bemerkt er: „Ich hielt meine bisher glänzendste Rede", und kurz darauf, am 17. Oktober 1849, verdroß es ihn sehr, daß er keinen Beifall mit einer andern Rede fand. Als er sie nach Jahrzehnten wieder durchlas, meinte er, er könne sie noch jetzt so übel nicht finden. Doch seine von Bismarck behauptete Geringschätzung der Wirklichkeit gab er zu. „Das ist wahr," sagt er, „daß der hohe Genuß des idealen Anschauens der wesentlichen Wahrheit bis in ihre zartesten Details hinein mich leicht berauscht und mich darüber die Misere der nächsten handgreiflichen Praxis zu gering zu achten verleitet." Alle Welt kennt die Abfertigung, die der Fürst Bismarck am 17. Dezember 1873 seinem ehemaligen Freunde im Reichstage hat zu teil werden lassen; jene Abfertigung, in der er behauptete, daß es dem Präsidenten stets ein unbehagliches Gefühl gewesen sei, mit irgend jemand dieselbe Ansicht zu hegen, und in der er Ludwig Gerlach schließlich mit einem Säulenheiligen verglich. Man wird zugeben müssen, daß diese Charakteristik, wenn auch hart, so doch durchaus richtig ist. Der greise Mann, dem sie galt, hatte, wie aus seinem Tagebuch (I, 458) hervorgeht, ein ähnliches Gefühl.

Er hätte gern eine politische Rolle an leitender Stelle gespielt. Namentlich dachte er mehrmals, daß ihm der Justizminister sicher sei, so im Oktober

Digitized by Google

1848. Da winkten aber doch selbst ihm so nahestehende Männer wie sein Bruder Leopold, Graf Brandenburg und der Generaladjutant Rauch ab. Sie erklärten die Verwirklichung eines solchen Gedankens wegen seiner Unpopularität für unmöglich. Und im Jahr darauf sagte ihm ein hoher Ministerialbeamter ins Gesicht: „Zehn Prozent würden die Papiere fallen, wenn Sie Minister würden." Schließlich endete seine Beamtenlaufbahn damit, daß er wegen einer heftigen Kampfschrift wider die Zivilehe, an deren Einführung doch bereits König Friedrich Wilhelm IV. gedacht hatte, (im September 1874) zu 200 Taler Strafe verurteilt wurde und im Zusammenhang damit um seinen Abschied einkam. Einen romantischen Schimmer verleiht seiner Persönlichkeit die Tatsache, daß die Dichterin Luise Hensel eine unerkannte Neigung für ihn gehegt hat.

Die Tagebücher können vielen etwas bieten, nicht nur weil die Brüder Gerlach selbst bedeutende Menschen waren, sondern auch weil sie von Anfang an stets in Beziehungen zu hervorragenden und merkwürdigen Menschen standen. Sie waren nahe verwandt mit der Familie v. Raumer, der zu ihrer Zeit eine ganze Reihe namhafter Menschen angehörten, mit dem interessanten Kammerdirektor v. Bassewitz, mit dem General v. Grolman, dessen erste Frau die einzige Schwester der vier Brüder war. So sehr abweichend Leopold Gerlachs politische Stellung von der Karls v. Grolman war, so fesselte ihn doch dessen „imposante Heldenhaftigkeit", wie er sich über ihn ausdrückt. Der aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. bekannte Geheimrat Schmalz und dessen Familie, die im Gerlachschen, hinter der katholischen Kirche gelegenen Hause wohnte, knüpften dauernde Beziehungen mit den Gerlachs. Ebenso trat ihnen Schleiermacher nahe. Alexander v. d. Marwitz, der Bruder des Vorkämpfers der feudalen Partei, war ein inniger Freund Leopolds, ebenso der spätere geistreiche Minister Freiherr v. Canitz. Man sieht, es war ein höchst interessantes Milieu, das sie schon in ihren jüngeren Jahren umgab. Die Befreiungskriege führten die drei ältesten besonders mit dem Hauptquartier Blüchers zusammen. Dann kamen die Jahre der „Maikäferei", wo die Freundschaft mit Radowitz geschlossen wurde. Über diese bringen die Tagebücher freilich wenig. Später gingen die Brüder im Thaddenschen Kreise auf, der eine so weittragende Bedeutung in der Geschichte der neueren geistigen Strömungen Deutschlands gewinnen sollte, da in ihm Männer wie Bismarck und Roon bestimmende Anregungen für die Bildung ihrer Weltanschauung empfingen, ganz abgesehen von Persönlichkeiten, die eine geringere, wenn auch sehr bemerkenswerte Rolle gespielt haben, wie Ludwig Gerlach selbst, der ausdrücklich angibt, daß Adolf Thadden sein Leben entscheidend bestimmt habe, Kleist-Retzow, Senfft-Pilsach, Moritz von Blanckenburg, Johanna Bismarck und andere. „Der Puritaner dumpfe Predigtstube" im stillen pommerschen Dörflein Trieglaff wird in der Geschichte des deutschen Geistes und des deutschen Gemütes ihren Platz behaupten. Sie wird zudem dazu beitragen, die landläufige geringe Meinung vom pommerschen geistigen Leben zu modifizieren. Denn nicht nur die Kräfte des Gemüts haben hier weitwirkende Anregungen empfangen, auch das rein geistige Leben dieser Menschen verdient Beachtung. Wie seltsam mußte es Leopold Gerlach anmuten, als eine junge russische Fürstin, mit der er einmal Pommern durchreiste, ihn in der Hoffnung auf tolle Histörchen aufforderte, Geschichten von „pommerschen Fräuleins" zu erzählen, wo in dem Kreise junger pommerschen Mädchen, aus dem sich Leopold und Ludwig Gerlach

Digitized by Google

ihre Frauen holten, das Neue Testament griechisch gelesen und regelmäßige Shakespeareabende veranstaltet wurden.

So sind die Tagebücher eine reiche Fundgrube für alle möglichen Dinge. Aber vieles, was mitgeteilt wird, ist auch ungenießbar und wertlos, namentlich für einen größeren Kreis. Man muß manchmal aufpassen, um nicht Goldkörner zu übersehen. Die klassische Unwissenheit der Engländer in Dingen, die nicht England selbst betreffen, kennzeichnen einige Fragen des Mr. Waddington, eines Vetters der Frau des preußischen Gesandten in London, des Ritters Bunsen: What is Prussia? Is Silesia part of Prussia? Was Frederic the Great a Protestant? (Was ist Preußen? Ist Schlesien ein Teil von Preußen? War Friedrich d. Gr. ein Protestant?) Ein Brief der Witwe Schleiermachers schildert die letzten Stunden des großen Theologen. Der Eindruck von Straußens Leben Jesu bei den Professoren in Halle spiegelt sich in den Aussprüchen der Gelehrten, die Gerlach mitteilt. Ein feines Wort des Ministers v. Canitz lautet: „Friedrich Wilhelm I. habe mit dem Krückstock, Friedrich II. mit dem Schwerte regiert, Friedrich Wilhelm IV. wolle mit dem Zauberstabe regieren, das geht aber nicht; um Kohlen aus dem Feuer zu holen, braucht man Zangen". Am 5. November 1849 hat Radowitz prophezeit: „So gewiß sich etwas vorhersagen lasse, sage er — Radowitz — vorher, daß 1850 Krieg sein würde." Danach hat der kriegerische Mönch, wie es scheint, auf den Krieg hingesteuert, der im November 1850 wirklich beinahe ausbrach. Seit Jahren weiß man, daß der Nachlaß von Radowitz einem Historiker von Fach zur Herausgabe anvertraut ist; allmählich wird der Wunsch, diesen Nachlaß des merkwürdigen Mannes kennen zu lernen, immer dringender. Sybels Nachweis, daß Graf Brandenburg nicht, wie die Legende es will, im Herbst 1850 zum Kriege gedrängt habe, sondern der Träger der Friedenspolitik war, erfährt eine neue Bestätigung. „Brandenburg", schreibt Leopold Gerlach am 3. November 1850, „allein hat Radowitz' (des Hauptvertreters der kriegerischen Politik) Entlassung bewirkt und durchgesetzt. Brandenburg, der sich glänzend benommen, ist nach dem Buchstaben an diesem Siege gestorben. In der Bellevuesitzung (wo der entscheidende Kronrat stattfand) wurde er weiß wie ein Tuch."

Über die Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. erfahren wir mancherlei, das sie, wenn auch weniger in neuer, so doch in schärferer Beleuchtung zeigt. So hat er schon 1838 als Triebfeder zu seiner phantastischen Kirchenpolitik, die im Kern auf eine Loslösung des Staats von der Kirche ausging, angegeben: „Ich will nicht, daß mein Bruder Wilhelm die Kirche wieder als Feldmarschall regiert." Als eine neue Version, weswegen der König Bismarcks Ernennung zum Minister 1848 ablehnte, kann man es vielleicht ansehen, wenn es in dem Tagebuche heißt: „Gegen Bismarck und Canitz als Minister machte er Einwendungen; auf Bodelschwingh den Exminister werde er zurückkommen, der habe sein Lehrgeld bezahlt"; danach könnte man annehmen, daß ihm Bismarck noch zu unerfahren vorkam. Wie sehr der König selbst die unverantwortlichen Ratgeber heranzog, beweist seine Äußerung zu Ludwig (Oktober 1848): er solle das Ministerium Brandenburg „stimmen als Stimmhammer, der nicht zum Orchester gehöre". Zu dem Gagernschen Besuche im Dezember 1848, über den wir schon früher so mancherlei erfahren haben, sind die Worte des Königs zu notieren: er habe die ihm von Gagern angebotene Kaiserkrone abgelehnt, „die habe er und seinesgleichen zu vergeben". Am Morgen jenes Tages habe er in den Losungen der Brüdergemeinde die Worte gefunden „Und der Versucher

Digitized by Google

trat zu ihm", das habe ihn gestärkt. Man denkt dabei unwillkürlich an die schlagfertige Antwort des Königs auf Gagerns Zitat der Worte von Mephistopheles: „Fluch vor allem der Geduld". Am 24. März äußerte sich Friedrich Wilhelm gegen Otto Gerlach wegwerfend über die Kaiserkrone, sie sei eine „Hanswurstbrezel"; daß er sie ausschlage, sei so wenig sein Verdienst, als daß er nicht stehle. In denselben Tagen äußerte er sich zu jedermann, mit dem Zusatze, er möge es weiter sagen: Wenn er genötigt würde, die Kaiserkrone anzunehmen, so danke er ab. Dieser Schritt wurde in der Tat von denen, die ihm am nächsten standen, wie die Königin Elisabeth, befürchtet. Am 1. April, also kurz vor der bedingten Ablehnung, erklärte er: „Noch einmal darf mir das nicht kommen, es reibt mich körperlich auf, ich kann es nicht ertragen." Anklingend an Äußerungen, die wir schon von Leopold Gerlach her kennen, ist ein Wort des Königs, sein Regierungsideal sei es, in aller Ruhe einige geistreiche Gedanken fallen zu lassen, welche dann begeisterte Diener auszuführen sich drängten; aber solche Diener fehlten eben, opponierende Diener wären die Regel. Eine solche Regierung konnte in der Tat nicht viele positive Schöpfungen hinterlassen.

Wie so anders als das Wesen des geistreichen Monarchen war das seines Nachfolgers, des ersten Hohenzollernkaisers. Auch edel und weich, aber so gerade heraus und so bestimmt. Einige Proben dafür finden sich auch in diesen Tagebüchern. Im Jahre 1841, in dem der damalige Prinz von Preußen mit Unruhe die liberalen Maßnahmen seines Bruders beobachtete, erklärte er: „Wir müssen uns wie Bleigewichte an des Königs Füße hängen." Im November 1842 fand er die auf Ehebruch festgesetzte Strafe von sechs Wochen bis ein Jahr Gefängnis zu gering: Ehebruch sei ja Meineid. Thaddens tapferes Auftreten im Vereinigten Landtage begrüßte er lebhaft, indem er den liebenswürdigen Puritaner anredete: „Ich habe mich sehr gefreut, Sie haben ihnen doch einigemal tüchtig die Wahrheit gesagt." Sonst betrachtete er die Gerlachs und deren nächste Gesinnungsgenossen, wie bekannt, mit unverhohlener Abneigung. Auch die Tagebücher Ludwigs geben dafür eine ganze Anzahl Beispiele. Jenes vielberufene Gespräch des Prinzen mit Bismarck über den Pietismus, von dem Bismarck in seinen Gedanken und Erinnerungen spricht, wird auch von Gerlach wiedergegeben; danach hat der Prinz aber seine Ansicht über die Gerlachs gegen Bismarck sehr energisch behauptet. Trotz dieser Abneigung gegen die Brüder bezeugte Wilhelm auch ihnen seine bewundernswerte Milde und Güte. Als er bei seiner Rückkehr aus England im Juni 1848 Magdeburg passierte, da drückte er besonders Ludwig vor allen andern Personen mit vor Rührung zuckendem Gesicht krampfhaft die Hand. Es war der Dank, den er dem konservativen Wortführer für das tapfere Verhalten in der Krisis bezeugte. Ludwig konnte sich dem Eindruck seiner liebenswürdigen Persönlichkeit nicht entziehen. „Er macht den Eindruck eines edlen Fürstenkindes mit einem Zug von Leiden", notierte er am 17. Oktober 1848. In einem Gespräch mit König Wilhelm über die Todesstrafe klagte Ludwig über Verzögerung und Ungewißheit über Tod und Leben der Mörder. Darauf bemerkte Wilhelm I. gutmütig, „das sei seine Schuld, er könne sich so schwer entschließen, ‚da muß ich mich selbst anklagen'". In einem Berichte über die Kaiserproklamation im Versailler Schloß heißt es: „In diesen Hallen die anspruchslose freundliche Erscheinung unseres alten Königs, dem die Tränen immer stromweis über die Backen liefen."

Digitized by Google

Die wertvollsten Aufschlüsse geben die Tagebücher, wie schon bemerkt, über das Werden Bismarcks; alles was wir sonst aus ihnen erfahren, kann sich nicht vergleichen mit den Mitteilungen Gerlachs über sein Verhältnis zu dem Einiger der deutschen Stämme. Man durfte darauf gespannt sein, was der alte Rundschauer hierüber zu sagen haben würde, und die Erwartungen auf belehrendes Material sind denn auch nicht getäuscht, in mancher Beziehung sogar übertroffen worden. Es ist wohl nur wenigen bekannt gewesen, daß die engen Beziehungen zwischen den beiden Männern bis zum Ausbruch des Krieges von 1866 fortbestanden haben. Bis dahin fließt vom Bekanntwerden der beiden an das frische Quellwasser reichlich. Aber auch später sickert noch manches durch, und selbst in die früheste Zeit Bismarcks fällt hier und da noch ein Lichtstrahl; so teilte Bismarck dem Präsidenten am 25. März 1865 mit, daß er nur sechsmal in Schleiermachers Konfirmations-Unterricht gewesen sei und darin nichts gelernt habe. Bekannt wurde Ludwig Gerlach mit Bismarck zuerst im Mai 1845 in Trieglaff. Damals begann der Junker von Kniephof gerade die größten inneren Kämpfe durchzukämpfen. Gott und Welt erschienen ihm im Lichte des Pantheismus, des Spinozismus, wenn er überhaupt einer Weltanschauung Platz in seinem Innern einräumte. Das Dasein hatte ihn angewidert. Er suchte bei den Philosophen Beruhigung und fand sie auch dort nicht. Da war er in den Trieglaffer Kreis gekommen, und der dialektisch so gewandte, felsenfest in seinem Glauben stehende Ludwig Gerlach, der jetzt seine Schritte wieder dorthin gelenkt hatte, war so recht ein Mann, mit dem er diskutieren konnte. Die beiden führten denn auch in Trieglaff eifrige Unterhaltungen, die in Cardemin bei Blanckenburgs und Schwirsen bei Wartensleben und wohl auch noch anderweitig fortgesetzt wurden. Gerlach hat nachträglich (wohl im Jahre 1872) zu seinen Notizen aus dieser Zeit glaubhaft bemerkt: „Ich habe die Erinnerung von den damaligen Gesprächen mit Bismarck, daß er immer *gegen* den christlichen Glauben sprach, aber wie einer, der die eigenen Gedanken los werden will und sich freuen würde, widerlegt zu werden.“ Einen Helfer in den Gefechten gegen Gerlach fand Bismarck in Graf Wartensleben auf Schwirsen. Am 9. August 1846 (in Berlin) hat auch Leopold Gerlach den späteren großen Staatsmann kennen gelernt. Schärferen Auges als Ludwig merkte dieser damals gleich, daß Bismarck um Johanna Puttkamer warb, und neckte seinen ahnungslosen Bruder deswegen. Moritz Blanckenburg, Bismarcks nächster Freund, hatte, wie wir es auch schon aus dem schönen Buche Robert Keudells wissen, schließlich den Hauptanteil an Bismarcks Bekehrung zum Glauben. Der Brief, in dem er dem Präsidenten Gerlach von dem schließlichen Gelingen seiner Bemühungen Kunde gab, bald nach dem Tode seiner Frau aus Zimmerhausen am 17. Dezember 1846 geschrieben, gehört zu den köstlichsten und bedeutsamsten Dokumenten, die Ludwig Gerlachs Tagebücher enthalten: „Ich möchte stets Gott loben für seine Barmherzigkeit, daß er mir Otto Bismarcks Herz so recht geschenkt hat in diesen Trauertagen als Frucht, als erste Freudenernte der Tränensaat. Ich habe einen Brief bekommen, daß gerade Mariechens Tod ihn eigentlich herumgeholt hat. Der Herr ist ihm darin zu mächtig geworden. Er ist niedergestürzt, hat seine Sünde bekannt und spricht nun: Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“

Indem er sich zum christlichen Glauben bekannte, hatte sich der streitbare Herr auf Schönhausen aber nicht seinen glaubenseifrigen Freunden auf Gnade und Ungnade verkauft. Bereits im Juni 1847, als sie die ersten Schritte zur

Digitized by Google

Gründung einer konservativen Zeitung unternahmen, die ein Jahr darauf zur Schaffung der Kreuzzeitung führten — über diese Angelegenheit erfahren wir mancherlei Neues — erklärte er staatsmännisch, daß jeder Schein und Ruf des Pietismus vermieden werden müsse. Das war ein erster Tropfen der Bitternis für den Präsidenten, der sich soeben noch an den Landtagsreden seines jungen Freundes begeistert hatte (darüber vergleiche man das liebenswürdige Buch der Fürstin Eleonore Reuß, geb. Gräfin Stolberg: Adolf v. Thadden-Trieglaff, 2. Aufl., Berlin 1894). Immerhin war das Ansehen, das sich Bismarck mit einem Schlage in der Thadden-Gerlachschen Partei erworben hatte, groß. Thadden meinte selbst bescheiden, daß er sich nicht mit Bismarck messen könne. Ludwig Gerlach erklärte am 23. März 1848 geradezu, daß Bismarck das Haupt der zu organisierenden konservativen Partei werden müßte. Aber ein neuer Wermutstropfen war es, als Bismarck verlangte, daß in dem zu erlassenden Parteiaufruf hinzugesetzt würde: „Keine Reaktion". „Gerade auf Reaktion kam es an", bemerkt Gerlach nachträglich dazu. Solche Auffassungen mochten Bismarck abkühlen. Zwei Tage darauf fand Gerlach, daß sein junger Freund (Bismarck war zwanzig Jahre jünger als Ludwig) „etwas spröde und nicht sehr mutig sei". Wohlmeinend schaltete er aber ein: „Ich gebe aber die Hoffnung auf ihn noch nicht auf"; und ein Brief Bismarcks aus Reinfeld vom 7. Juli 1848, der die größte Ergebenheit und den regsten Eifer des streitbaren Junkers verriet, durfte ihn in dieser Hoffnung bestärken.

Als alle Ministerien, die vom König berufen waren, versagt hatten, im Oktober 1848, zeigte Bismarck noch Mut zur Übernahme eines Ministerpostens; ja er bot sich, wie der Präsident am 9. Oktober berichtet, gleichsam geradezu zum Minister an, während er von einem der kräftigsten Männer des Gerlachschen Kreises, dem Grafen Alvensleben, zu erzählen wußte, Alvensleben habe erklärt, nur dann ins Ministerium eintreten zu können, wenn der König abdanke. Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm IV. Bismarck damals noch ablehnte, dessen kecke Selbständigkeit schon die Freunde zu beunruhigen begann. Als Ludwig in jenen Tagen Moritz Blanckenburg fragte, wem er mehr traue als Minister, dem damaligen Landrat Kleist-Retzow oder Bismarck, antwortete der vertrauteste Freund Bismarcks, ohne sich zu besinnen: Hans Kleist. Als schließlich Brandenburg das Ministerium übernahm, stellte sich Bismarck der Kamarilla, die damals unter Brandenburgs Patronat zusammentrat, völlig zur Verfügung; trägt Ludwig doch am 11. November 1848 ein: „Bismarck, der jetzt den sehr tätigen und intelligenten Adjutanten unseres Kamarilla-Hauptquartiers spielt".

Der ganze Schalk Bismarck tritt zutage in folgendem kleinen Zuge, den er selbst erzählt hat: „Auf dem Ordensfest (Januar 1850) habe ihn ein Abgeordneter gefragt, was das für ein Orden sei, den der General (Leopold Gerlach) trage — ein gelbes, vermutlich sächsisches Band. Er habe geantwortet: Das ist der Jesuitenorden und der General der Jesuitengeneral." Leider wird ein Brief Bismarcks an den Präsidenten aus Reinfeld vom 6. September 1850 nur im Auszuge mitgeteilt. Darin erklärte er sich bereit, auf diplomatischem Wege im Sinne der Gerlachschen deutschen Politik (vereint mit Österreich) tätig zu sein. „Mir würde", bekannte er, „die Übernahme einer solchen Mission ein Vergnügen sein und meinen vagabondierenden Neigungen entsprechen." Man wird darin unschwer seinen Wunsch erkennen, einen diplomatischen Posten zu übernehmen, und darin einen neuen Beweis für den sich

Digitized by Google

bei Bismarck früh regenden Ehrgeiz sehen. Daß auch Johanna Bismarck mit einer solchen Mission einverstanden war, verraten die weiteren Zeilen jenes Briefes: „Diplomatische Intrigen haben immer Reize für ein weibliches Gemüt, verwebt mit Anklängen an Romane aus den englischen Bürgerkriegen. Sie ist leichtsinnig genug, mir zuzureden." Der ungewöhnlich interessante Brief schließt: „Wer uns aus reichen Rentiers wieder Fürsten, Freiherren und Edelleute machen könnte, der wäre ein Arzt unserer Zeit. Aber die Patienten halten sich für gesund."

Bald darauf kam es zu der ersten ernsteren Meinungsverschiedenheit zwischen den Gerlachs und Bismarck. Wir haben darüber bereits aus anderen Quellen einiges erfahren. Es handelte sich um die Frage, ob Preußen durch das kaudinische Joch von Olmütz gehen sollte, wozu es durch die fehlerhafte Politik Friedrich Wilhelms IV. und seines Ratgebers Radowitz genötigt war. In Ludwigs Tagebüchern ist Leopolds Tochter Agnes, die spätere Herausgeberin der Denkwürdigkeiten ihres Vaters, damals noch ein jüngeres Mädchen, das aber doch, wie sich hier zeigt, schon mit Verständnis der hohen Politik folgte, die Quelle für die lehrreiche Differenz im Lager der „kleinen, aber mächtigen Partei" (der Name kam zuerst auf in einem Artikel der Kölnischen Zeitung aus dem August 1849). Fräulein Agnes v. Gerlach erzählt: Bismarck und Kleist-Retzow hätten sich am 21. November 1850 mit dem General v. Gerlach gezankt, Hessen dürfe durchaus nicht aufgegeben werden, und Bismarck hätte endlich ausgerufen: „Er erkenne in der äußeren Politik kein Recht an, sondern nur Konvenienz, Friedrich II. 1740 sei sein Muster." (II. 116.) — Ein Geständnis von unermeßlicher Bedeutung, das weitgehende Perspektiven zur Beurteilung Bismarcks eröffnet. Daß Fräulein v. Gerlach die Meinung Bismarcks richtig wiedergegeben hat, geht aus der Tatsache hervor, daß Ludwig Gerlach seinen Freund seitdem stets von diesem Gesichtspunkte aus beurteilte und examinierte (II. 209). Auch Bismarcks Rede vom 3. Dezember 1850 enthält Anklänge an jenen Ausspruch. Damals gelang es der Dialektik der Gerlachschen Gebrüder und der Macht der Tatsachen, Bismarck zu der Erkenntnis zu bringen, daß Olmütz unvermeidbar war, und wenige Monate darauf, am Geburtstage Ludwigs, am 7. März 1851, trug Bismarck in ein Stammbuch, das dem Präsidenten von seinen Freunden verehrt wurde, die bedeutungsvollen Worte ein: „Ihren Rat befolgt zu haben, hat mich noch niemals, das Gegenteil sehr oft gereut."

Aber Ludwigs Augen sahen seitdem mißtrauisch auf den so kühn von Preußens Berufe denkenden jungen Freund. Als Leopold kurze Zeit danach Bismarcks Ernennung zum Bundestagsgesandten durchsetzte, hatte Ludwig Bedenken gegen diese gewaltsame Beförderung, zumal da Bismarcks amtliche Lebensstellung bis dahin nur die eines „verdorbenen Regierungsreferendars" gewesen wäre. Sehr wohl tat es ihm wieder, als Bismarck ihn vor seinem Abgange nach Frankfurt aufsuchte und ihn bat, zu seiner Instruktion eine Konferenz der Parteigenossen einzuberufen. Bismarck scheint in der Tat doch etwas zagend in die neue Stellung getreten zu sein. Denn am 10. Mai 1851 buchte der Präsident: „Bismarck nahm Abschied, liebenswürdig gedämpft, ein Beleg zu meinem Predigtthema, daß Ehrgeiz der rechte Weg zur Demut sei — wenn nur die rechte Ehre, die höchste Ehre das letzte Ziel des Geizes ist." Die Erkenntnis, zu der der neue Bundestagsgesandte in Frankfurt sehr bald gelangte, daß Österreich Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken wollte,

Digitized by Google

änderte in der Folge sein Verhältnis zu den Gerlachs von Grund aus. Das Wort, das auch Beust gebraucht haben soll, Preußen habe einmal das große Los gewonnen, wird im Dezember 1851 von Bismarck auch vom österreichischen Präsidialgesandten Graf Thun berichtet. Bismarcks schlagfertige und inhaltsschwere, weil anscheinend schon mit einigem Ernst gegebene Antwort lautete: „Nun dann müssen wir noch einmal in die Lotterie setzen." Bereits im November 1850 beschlich ihn gleichsam eine Ahnung, daß er das Werk Friedrichs des Großen fortzusetzen berufen sei. Jetzt regte sich schon ein bestimmteres Gefühl dafür in ihm.

Über den bekannten Zweikampf Bismarcks mit Georg v. Vincke am 25. März 1852 in der Gegend von Tegel teilt Ludwig nähere Einzelheiten mit. Während Leopold ganz auf seiten Bismarcks war, stellte Ludwig die Frage, ob nicht doch Bismarck mit seinen Stachelreden viel Schuld habe? Am Tage vor dem Duell suchte Bismarck den Präsidenten auf. Dieser fand ihn „sehr gedämpft, fast gedrückt; früher habe er oft dergleichen gehabt; jetzt im Glauben und als Ehemann und Vater fühle er doch anders". Zum Schluß bemerkt Ludwig über den Ausgang: „Es liegt in dieser unserer Zeit der Gedanke nahe, daß sie absichtlich gefehlt."

Das Fortbestehen des Mißtrauens der Gerlachs gegen ihren jungen Freund verrät ein Brief Leopolds vom 26. Juli 1853: „Ich kann Bismarck nach genauer Prüfung nur für treu erklären, wenn auch ambitiös und manchmal leichtsinnig. Hans Kleist bat mich dringend, mich von Bismarck nicht irre machen zu lassen; er sei sehr begabt und doch ganz zuverlässig." Und tags darauf wiederholte sich der General Kleists Wort: „Bismarck ist doch sehr begabt zum Staatsmann — und noch nicht 40 Jahre alt." Sehr merkwürdig ist Bismarcks Erzählung über ein Gespräch, das er im Sommer 1853 mit Friedrich Wilhelm IV. auf einer Reise in Westfalen gehabt hat. Damals habe ihm der König beiläufig das auswärtige Ministerium angeboten, er sei aber nicht hierauf eingegangen, bisher sei er ungesucht, durch Notwendigkeiten avanciert, so müsse es auch ferner gehen; Minister müsse er doch werden." So felsenfest war er schon damals von seinem Berufe zum Staatsmann durchdrungen. Die Auseinandersetzungen über das Legitimitätsprinzip, die er in den nächsten Jahren mit den Gerlachs hatte, trennten ihn innerlich bereits von jenen. Die Brüder konnten sich nicht in seine preußische Großmachtspolitik finden. Trotzdem blieb noch ein enger Zusammenhang zwischen ihnen bestehen. Als der Prinz von Preußen im Oktober 1858 die Regentschaft übernahm, hat Bismarck offenbar den Gerlachs klarzumachen gesucht, daß man dem Liberalismus Konzessionen machen müsse. Es gelang ihm nicht, die Brüder davon abzubringen, Olmütz, das ja in gewissem Sinne ein Sieg der Gerlachschen Partei gewesen war, zu preisen, obwohl sie dadurch den Regenten, dem nichts einen verhaßteren Klang hatte, als jenes Wort, vor den Kopf stießen. Doch hatte Bismarck die Genugtuung, während er sich immer weiter von den Gerlachs entfernte, Männer wie Below-Hohendorf und Blanckenburg mit sich zu ziehen. Die Gerlachs merkten allmählich, wie sehr ihr Einfluß sank; am 14. Mai 1859 schrieb Leopold: „Manchmal kommt es mir so vor, als seien wir veraltet." Am 10. Januar 1861 verlor die kleine, aber mächtige Partei in Leopold v. Gerlach eins ihrer Häupter. Ludwig stand seitdem recht einsam da. Die kühne Entschlossenheit Bismarcks riß auch die nächsten Freunde des Präsidenten mit sich. So schrieb Kleist-Retzow am 22. September 1862, also an dem Tage, an dem

Digitized by Google

Bismarck Ministerpräsident wurde: „Bismarck ist frisch und gutes Muts. Ich denke, wir tun ihm am Ende doch wohl unrecht, wenn wir meinen, er zweifle an den Katechismus-Wahrheiten. Nach meinem Vermögen will ich daran erinnern."

Der eigentliche Katechet aber wurde Ludwig Gerlach selbst. Fünf Jahre hat er den nun zur leitenden Stelle emporgestiegenen jüngeren Freund, mit dem er im Grunde innerlich schon gebrochen hatte, mit allen Kräften zu beeinflussen gesucht und ihm gegenüber die Rolle eines Moralpredigers eingenommen. Aus diesen fünf Jahren werden eine ganze Anzahl von Unterredungen der beiden mitgeteilt, die zu dem Bemerkenswertesten gehören, was wir bisher über Bismarck erfahren haben. Gerlach hat seine Notizen regelmäßig unter dem frischen Eindruck der Gespräche gemacht. Es ist hier nicht der Ort, sie eingehend zu behandeln; aber einiges muß daraus hervorgehoben werden. Man erstaunt immer wieder über die großartige Offenheit, mit der Bismarck dem alten Freunde, der sich schon als sein Widersacher fühlte, gegenübertrat. Gerlach selbst war überrascht davon. Der Präsident dachte sich, daß es Pflicht des leitenden preußischen Staatsmannes sei, gleichsam im Gewande des Hohenpriesters daherzuschreiten. Ein über das andere Mal klagt er: „Ihm fehlt die priesterliche Haltung". Für den Hauptfehler der Politik Bismarcks sah er an, daß sie „unbußfertig" wäre. Bismarck wies ihn damit zurück; er trüge die Dogmatik in die Politik, das wäre falsch. Aber er bekannte sich doch noch im Oktober 1863 zu einer gewissen Abhängigkeit von Gerlach, indem er bei Gerlachs Ausführung, die Details verstünde Bismarck besser, er möge ihn in solchen Dingen „aufs Maul schlagen", höflich einwarf: „Da würde ich ja meinen Vater schlagen". Damals im Oktober 1863, warf ihm Gerlach auch sein Hinweisen auf ein Parlament aus direkten Wahlen des ganzen deutschen Volkes vor. „Dies letztere verteidigte er; alle indirekte Wahl, meinte er, sei vom Übel; er wolle eine erste Kammer mit hohem Zensus wie die unsrige vor 1849." Noch am 10. Februar 1864 fand der Präsident, daß Bismarck sichtlich Verständigung und Einigung mit ihm suchte. Diese suchte auch Blanckenburg aufrecht zu erhalten, der damals mit Bismarck die Nächte durcharbeitete. Ein Schreiben Blanckenburgs an Gerlach vom 4. Dezember 1863 ist ein schönes Zeugnis für die Freundschaft, die er dem leitenden Staatsmanne bewahrt hatte. Auch Gerlach fühlte sich immer wieder zu diesem hingezogen. Am Weihnachtstage 1864 fand er Bismarck „frisch, heiter, vergnügt, nicht aufgeblasen, vor allem ein Mensch, ein Mann (dieselben Worte brauchte er schon am 10. Februar 1863), so daß man sich erfrischend berührt fühlte". „Vor allen Anwesenden erzählte er rückhaltlos, wie es seine Art war, haarklein die durch den von Österreich nach Frankfurt berufenen Fürstentag veranlaßte Krise. Die Rücksichtslosigkeit der Erzählung aller dieser Details am Teetisch ging über alles Maß hinaus. Unser König sei, bei allen seinen Schwächen, ein Phönix unter den europäischen Fürsten."

Am 18. Mai 1866 kam es schließlich zum Bruche zwischen den alten Freunden. Es heißt darüber bei Gerlach: „Er war sichtlich sehr erzürnt auf mich und behandelte es als wichtig und schwer für ihn, daß ich für Österreich aufgetreten sei. Mit einer Dreistigkeit, die mich in Erstaunen setzte, leugnete er alles aggressive Verhalten gegen Österreich, beteuerte, daß er kein Tollkopf sei, der das Land in Krieg verwickeln wolle; er müsse aber selbständig nach eigener Einsicht ohne Einfluß anderer handeln. Er war schroff, blaß, leidenschaftlich erregt, freundliche Worte kamen nicht vor. Ich hatte auch die Buhle-

Digitized by Google

reien mit der Linken berührt; er erwiderte, er könne sich Umstände denken, unter denen er liberale Minister empfehle. Er sagte, ihm wäre es recht gewesen, wenn der Mörder (Cohen-Blind, der am 7. Mai auf Bismarck geschossen hatte) ihn getötet hätte. Es war aber etwas unruhig Desperates in seiner Haltung. Er sprach auch von Gott, vom Gebet — etwa so, er mache seine Sache mit Gott ab, wohl so gemeint: mit Gott allein, nicht mit Freunden oder Parteigenossen."

Seit diesem Gespräch haben sich die beiden Männer nicht mehr gesprochen. Nicht Bismarck vollzog den Bruch, sondern der starre Fanatiker, der den Legitimitätsgedanken zu Tode hetzte, der vom Staatsmann die Tugend des Mönches geübt wissen wollte und der, weil er die sittliche Notwendigkeit der Großmachtspolitik Preußens nicht begriff, nicht zuletzt aber auch aus dem psychologisch verständlichen Grunde, weil es ihn, wie später auch den Fürsten Gortschakoff kränkte, daß sein ehemaliger politischer Zögling ihm so ganz die Gefolgschaft kündigte, nunmehr fortan der leidenschaftlichste Bekämpfer Bismarcks wurde. Wenn je, so darf man hier an Treitschkes Wort erinnern: „Der Staatsmann hat nicht das Recht, sich die Hände zu wärmen an den rauchenden Trümmern seines Vaterlandes mit dem behaglichen Selbstlob: ‚Ich habe nie gelogen'; das ist die Tugend des Mönches." Der unbelehrbare Hallerianer, der sich seitdem nicht erschöpfen konnte im Schelten auf Bismarcks „Untaten", bedachte nicht, daß der Staat, dem er und seine Familie angehörte, wie alle andern Staaten auch, einem Rechtsbruch sein Dasein verdankte, der Säkularisation des deutschen Ordenslandes, und daß die Befreiung seines Preußens von der Zwingherrschaft, an der er selbst freudig, ja begeistert mitgewirkt, für die er geblutet hatte, auch nur durch den Bruch des Tilsiter Friedens möglich geworden war. Und wenn Gerlach die Annexionspolitik Bismarcks angriff, so wußte er nicht, daß König Wilhelm I. in dieser Sache zum Teil weiter ging als sein Staatsmann. Er bewegte sich hier ebenso in einem geschichtlichen Irrtum wie bei der Beurteilung der Erwerbung Schlesiens. Die Triebfeder Friedrichs des Großen zur Besetzung der schlesischen Fürstentümer war nicht sowohl das vermeintliche Recht auf diese, als seine Kompensationsforderung für das ihm in Jülich und Berg nicht gewordene Recht. Der Vorwurf der Jesuitenmoral, den Gerlach gegen Friedrich wegen seiner Okkupation Schlesiens zu erheben pflegte, ist durchaus hinfällig. Und wenn Gerlach Bismarck die Verantwortung für die Annexion zuschob, so ahnte er nicht, daß gerade Bismarck maßvoller als der König war und daß, veranlaßt durch die Hineinreden Napoleons III., möglicherweise gerade Wilhelm I. die treibende Kraft bei der Annexionspolitik wurde, die Bismarck so geschickt durchführte und durch die sich König und Staatsmann so dauernde Verdienste um die Gesundung der deutschen Nation erwarben. Ein neuerer Historiker, der mit einer Geschichte des Königreichs Hannover beschäftigte Friedrich Thimme, hat kürzlich erst die Umstände zusammengestellt, die dafür sprechen, daß König Wilhelm die Annexionspolitik herbeiführte. Und der Präsident Gerlach, der so leidenschaftlich den Legitimitätsgedanken verfocht, hatte doch einmal (im Jahre 1856) selbst gesagt: „Die starren Konsequenzen des Rechts führen uns alle in die ewige Verdammnis."

In jener Unterredung vom 18. Mai 1866 tritt die Tragik im Leben Bismarcks, die er mit den meisten großen Staatsmännern teilt, greifbar hervor. Ganz frei fühlte sich der preußische Ministerpräsident auch nicht, als er sich

Digitized by Google

anschickte, zum entscheidenden Schlage auszuholen, weil er, der im ehrlichen Christentum seinen Halt fand, wußte, daß sein Beginnen nicht ohne Ungerechtigkeiten ablaufen könne. Es wurde ihm schwer, mit dem alten Gefährten zu brechen. Damals stand er fast ganz allein; kaum daß er noch den König an sich fesselte, und da warf sich ihm dieser alte Kampfgenosse leidenschaftlich in den Weg. Er aber schritt weiter auf der Bahn, auf der er das Heil seiner Nation zu finden hoffte.

Noch wiederholt suchte Gerlach dem kühnen Manne in den Weg zu treten oder ihn festzuhalten, durch Briefe an Bismarcks Frau, auf deren Art sehr willkommene Streiflichter fallen — wie wenig hatte der Präsident diese Gattin begreifen gelernt —, sowie durch Briefe an Roon und durch Beeinflussung anderer einflußreicher Männer wie des Ministers v. Bodelschwingh und des Staatssekretärs v. Thile. Roon wies ihn am 18. Mai 1866 durch einen Brief ab, der sich wieder durch jene machtvolle Sprache auszeichnet, die wir aus seinen sonstigen Briefen kennen; und auch Thile, der Gerlach nahe stand, versagte sich ihm in seiner vornehmen und besonnenen Weise, obwohl er zuweilen unter Bismarcks Heftigkeit schwer zu leiden hatte. Mehr geneigt, Bismarck Schwierigkeiten zu bereiten, zeigte sich der Finanzminister Bodelschwingh. Aber andere der nächsten Freunde Gerlachs wandten sich doch empört von seiner Haltung ab. Thadden war, „schmerzlich und unwillig" bewegt, als Gerlach Bismarck mit Napoleon I. zusammenstellte. Der hochkonservative Ranke belehrte ihn zu seinem Verdruß: „66 war notwendig". Selbst Heinrich Leo kapitulierte, wie Gerlach schon 1868 zornig bemerkte, vor Bismarcks Titanengröße. Uns, die wir die konspirierende und schürende Tätigkeit Ludwigs v. Gerlach seit 1866 jetzt in ihrem vollen Umfange übersehen können, will es scheinen, daß es kaum einen unerfreulicheren Anblick für einen Patrioten gibt. Der vornehme und edle Kern des Charakters dieses Mannes zeigt sich dabei vom Wurm des Fanatismus angefressen.

Die Ausgabe der Tagebücher ist im ganzen zu loben. Der greise Herausgeber verfügt über die nötige Literaturkenntnis und hat sich bemüht, ein sorgfältiges Register beizugeben, das bei den Denkwürdigkeiten des Generals Leopold v. Gerlach so schmerzlich vermißt wurde; freilich haben einige Stichproben, so bei den Namen Bismarck, Kleist-Retzow, Wilhelm I., mir ergeben, daß noch sehr viel Lücken bestehen. Am meisten Dank verdient die Offenheit, mit der alles aufgedeckt worden ist. Selbst in der Familie der Gerlachs werden die Mitteilungen der Tagebücher gemischte Empfindungen wecken. Ist doch der bismarckbegeisterte Parlamentarier Jordan v. Kröcher der leibliche Großneffe des Präsidenten Ludwig v. Gerlach. Vielleicht dachte der Herausgeber Bismarck zu schaden. Doch der gewinnt nur, je mehr die Wahrheit aufgedeckt wird. Auch die Ausstattung der beiden Bände und die Beigabe guter Bildnisse ist zu loben. Nur sind die Bogen skandalös schlecht geheftet; beim Aufschneiden fallen die einzelnen Blätter alle auseinander. Bei einer Neuauflage wird es sich empfehlen, die Jahreszahlen allgemein oben in der innern Ecke anzubringen. Angenehm empfindet man es, daß die späteren Zusätze Gerlachs im allgemeinen, auch zeitlich, gleich bemerklich sind. Ebenso sind die Zusätze des Herausgebers im Text sofort zu erkennen und meist sachkundig. Etwas seltsam mutet die Wendung an: „Der Name Gerlach kommt von dem heiligen Gerlach, welcher als ein wilder und grausamer Rittersmann in Belgien im 12. Jahrhundert lebte." Diese Pseudowissenschaft beruht auf einer vielleicht

Digitized by Google

mißverstandenen Erzählung August Reichenspergers. Der Name Gerlach ist natürlich viel älter. Er findet sich nachweislich schon im 7. und 9. Jahrhundert bei Personen und in Ortschaften verschiedener Gegenden Deutschlands (vgl. Foerstemann, Namenbuch). Die Familie, der die Brüder Gerlach angehörten, erhielt am 10. August 1433 von Kaiser Siegmund einen Adelsbrief und ließ sich den Adel 1735 von König Friedrich Wilhelm I. erneuern. Sie führt im Wappen ein weißes, aus Flammen wachsendes Pferd. Zu unterscheiden ist sie von der von Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840, wie zu vermuten steht, zum Teil aus Vorliebe für den Namen Gerlach geadelten Familie, der der Reichstagsabgeordnete Hellmut v. Gerlach angehört. Diese führt im Wappen ein schwarzes, aus Wellen wachsendes Pferd. Der Präsident Gerlach sprach daher von der Feuer- und der Wasserlinie der Gerlachs.

Herman v. Petersdorff.

Primitive Dramatik.

Zum Kehraus schließt die Reihn ... Die Theater rücken nun mit den Restbeständen vor, die letzten Treffen der Winterkampagne zu liefern. Aber es sind keine beaux restes, die Treffen bedeuten keine Treffer, und die dramatischen Triarier, an die zuletzt die Reihe kommt, entpuppen sich meistens als Schwächlinge. Vor allen Dingen ist es immer eine buntscheckige, ziemlich physiognomielose Gesellschaft, gemeinsam aber gilt von ihr „das Unzulängliche, es wird Ereignis“ ...

* * *

Ein Name, der Besseres versprach, ist dabei, Hermann Heyermanns. Vordem sahen wir von ihm auf der gleichen Bühne, dem Deutschen Theater, das jetzt sein „Ora et labora“ aufführte, das Schauspiel „Die Hoffnung“. Einseitig, tendenziös gefärbt war hier freilich die Gegenüberstellung der Armen und Besitzenden, der Sklaven und der Herren des Lebens, etwas Schematisches haftete auch der naturalistischen Wirklichkeitsschilderung an. Aber der Jammer unterdrückter Existenz hatte in manchen Szenen Erschütterndes, und die Verzweiflung aufgewühlter Menschen, die dem Untergang entgegentaumeln, fand stark packenden Ausdruck.

In diesem neuen Stück aber ist von seelischer Wirkung wenig zu spüren. Nur das Schema der Arme-Leute-Malerei ist übrig geblieben. An das äußerliche Mitleid, das Bettler- und Almosen-Mitleid wird appelliert, kein Schicksalszusammenhang voll schauernden Miterlebens gestaltet sich. Der Kontakt zwischen den Geschehnissen auf der Bühne und dem Zuschauerraum ist ein loser, seine Temperatur eine kühle. Die Teilnahme beschränkt sich auf ein Bedauern, daß es diesen Leuten so schlecht geht, und das Interesse daran, wenn man von einem solchen reden kann, ist gewissermaßen ein ethnographisches. Heyermanns gibt eine Reihe Bilder aus dem Leben der friesischen Landbevölkerung. Pedantisch und genau trägt er eine Menge gewiß gut beobachteter Züge des Treibens, der Sitten und Gewohnheiten zusammen. Er liefert ein kleines kultu-

Digitized by Google

relles Panorama, eine Anschauungsdemonstration, wie es in solcher friesischen Torfhütte im Winter zugeht, was die Menschen abends an der Feuerstätte, über der der Kessel hängt, sprechen, wie sie sich räuspern und spucken, wie sie betrunken sind, wie sie die tote Kuh nachträglich schlachten, um sie zu verkaufen, wie sie nachts in die engen Bettverschläge kriechen, wie sie gierig Leichenschmaus halten, wie die Jüngeren schon ketzerisch blasphemisch daher reden, während die Alten nur verstohlen murren, dumpf erbittert grübeln und schließlich doch ein geistliches Lied singen. Und wie über das Interieur, so werden wir auch darüber unterrichtet, wie es draußen zugeht. Vor der Hütte fließt der Kanal. Mühselig müssen die Schiffe an Seilen vom Ufer aus gezogen werden. Wer in Holland war, kennt diese traurigen Prozessionen, die, ins Joch der Stricke gespannt, mit gekrümmten Rücken an den flachen Ufern der düsteren Grachten dahin sich schleppen und die schweren, unförmigen Lastkähne, die „Treckschuyten", durch die grün überwucherte, träg lagernde Wasserbahn dahinziehen.

Solch Anblick begibt sich — wie eine wohlfeile Symbolik sieht es aus — zu Beginn des Stückes und zum Ausgang. Und es wird gezeigt, wie viel schlimmer es noch ist, wenn die Schiffsleute ihre schwere Last nicht ziehen können, wenn der Fluß vereist ist, sie mit dem Kahn feststecken, und nun arme Fischerleute bei armen Torfbauern in niedriger Hütte unterkauern und gegenseitig ihr böses Los beklagen.

Heyermanns setzt diese Bilder mosaikartig zusammen, er verfährt dabei ziemlich deutlich und absichtlich nach dem naturalistischen Rezept, und er pinselt nach dem Schema. Es fehlt nicht an der grämelnden, lallenden Alten, die den andern zur Last fällt, und deren Tod eine Erlösung bedeutet, und unterstrichen wird das Motiv gebracht, daß in dieser Welt ein Tier, die nährende Kuh, viel mehr bedeutet als ein nutzloser alter Mensch. Es fehlt nicht an der idiotischen Tochter, deren blödes Grinsen bequem grobe Gegensatzwirkung in tragischen Szenen hergibt. Die Temperamente werden bewußt verteilt. Einer ist gottergeben demütig, der andere hadernd rebellisch, ein dritter — damit in den trüben lehmigen Teig ein leichtes Ingrediens komme — ist ein unbekümmerter Bursch, ein Kehr-mich-nicht-dran, der singt und Harmonika spielt und Leben in das Jammertal bringt.

Künstlerisch aber scheint das alles außerordentlich eng und kümmerlich gesehen. Man merkt, wie absichtlich, wie rechnerisch, wie überlegt disponiert es ist, man durchschaut, wie zurechtgeschnitten und plump geklebt die Gruppenbilder des Schauplatzes sind.

Der Vorwurf richtet sich nicht gegen den Stoff an sich. Auch aus enger Sphäre kann Tragik erwachsen. Auch aus Not und Elend kann zermalmender Schicksalsschrei an die Herzen gellen. Aber die ungeheure Übermacht furchtbarer Gewalten muß man fühlen, das Apokalyptische der Würgeengel, die den Menschen mähen.

Die Atmosphäre des Unentrinnbaren muß uns umweben, daß wir uns mitbeugen und erschauern. Wenn es sich um Schäden handelt, die mit hundert Mark repariert werden können, so werden wir als Zuschauer doch nur bedauern können, daß die Pechvögel leider keinen Wohltäter gefunden haben; wir werden sie beklagen, wenn wir gutmütig sind, aber nachhaltende Erschütterungen werden wir kaum durch die Affäre erleben.

Heyermanns hat wohl gewußt, wie die Zustandsmalerei und die ethnographische Abschilderung bedrückten Kleinlebens nicht weit trägt, er versuchte

Digitized by Google

daher, die äußere Situation der Not und der Bedrängnis sozusagen innerlich umzuschalten, sie auf das Gebiet des Innerlichen zu projizieren. Aber ihm fiel dabei nicht viel Eigenes ein. Er sieht immer nur durchschnittsmäßig, schematisch, er hat immer erprobte Erfahrungstatsachen und Allgemein-Sprüchlein bereit. Hier lag für ihn nahe, das Thema zu behandeln, daß Armut und Sorgen die Herzen verhärten, gefühllos und roh machen. Mit der begrenzten Einseitigkeit, die Heyermanns eigen, führte er das in allen Gangarten aus. Man hat immer das Gefühl, er ist froh, daß er etwas glücklich herausbekommen, daß er einen dankbaren Behandlungsweg gefunden, und nun graft er ihn mit einer nervösmachenden Umständlichkeit und Gründlichkeit ab. Etwas anderes existiert nun nicht mehr für ihn, er kuriert alles aus dem einen Punkt und unterstreicht und nimmt den Mund voll. Er glaubt dabei äußerst natürlich zu sein, aber seine Wirklichkeitsspiegelung ist im Grunde eine recht künstliche. Nur die groben Worte und Gebärden, das äußerlich Requisitenmäßige ist echt, die Beleuchtung aber, die Einstellung auf eine Tendenz, ist durchaus gemacht, es ist beschränkte Kunstübung, und zwar mehr Übung als Kunst. Lebensblicke ergeben sich für den Betrachter dabei kaum, es wirkt nur ermüdend, wie der Verfasser mit großer innerer Befriedigung seine spärlichen Menschenerkenntnisse geschwätzig ausbreitet und dabei zu sagen scheint: So ist es in Friesland, liebes Publikum, so ist es wahrhaftig und nicht anders.

Die Umsetzung äußeren Zustands in innere Vorgänge bringt Heyermanns durch das Motiv, daß der Torfbauernsohn sich freiwillig für den Todesdienst in den Kolonien anwerben läßt. Er tut es, um mit dem Werbegeld seine Eltern vor der Austreibung zu schützen, und einen kleinen Teil des Geldes hat er für die Schifferleute bestimmt, deren Tochter (unser Dramatiker hat einen sympathischen Sinn für das Naheliegende) er liebt. Als das Geld nun geteilt werden soll, kommt es natürlich zu den schlimmsten Zänkereien und Eifersüchteleien. Und der, der das schwerste Opfer gebracht, sieht es entwürdigt und sich mit Undank belohnt. Und das einzige, was die Mutter zu dem Entschluß des Sohnes sagt, ist nur das Wort der Enttäuschung, daß er nicht für die Kolonien, die noch ein höheres Handgeld bringen, genommen ist. Solche Trümpfe liebt Heyermanns. Er gehört zum Stamme derer, die es dreimal sagen. Die Kunst hört auf und die Kollekte fängt an.

* * *

Noch ein dramatisches Gewächs kam aus Holland. Eine bombastische papierene Klatschrose mit dem Etikett „Königsrecht“ von W. A. Paap. Und sie machte sich merkwürdig breit auf den Brettern des „Neuen Theaters“, auf denen man solch Genre nicht gewöhnt ist. Schauspieler-Kreation war schuld an der Aufführung. Emanuel Reicher wollte den alten Fritzen spielen. Der Königs-Monomanie galt es gleich, welch künstlerisch-traurige Rolle der große König hier agiert. Und so begab's sich schauervoll, höchst schauervoll.

Der Rechtsfall des Müllers Arnold, dem Friedrich gegen den Gerichtsspruch zu seinem natürlichen Recht verhalf, ist hier dramatisiert worden. Vom Standpunkt der patriotischen Bilderfibel aus, in der die Könige mit dem Stern unter dem Mantel durch ihr Reich gehen und fürchterliche Musterung unter den „bösen Räten“ und den grausam-habgierigen Großen halten, dem unterdrückten „kleinen Mann“ aber huldreich unter die Arme greifen: „Solche und ähnliche Geschichten erzählt man sich von der Leutseligkeit Friedrichs des Großen.“

Digitized by Google

Ein Naiver ist dieser friderizianische Kinderstuben-Fabulist. Er betont sehr ernsthaft in der Vorrede (auch als Buch erschien das Opus), daß „bis in die geringsten Kleinigkeiten" alles „streng historisch und oft wörtlich historisch ist". Das erinnert an die Technik der guten, ihre vaterländischen Romane strickstrümpfelnden Luise Mühlbach, die auch bei besonders fulminanten Stellen ein feierliches Kreuz setzte und unten vermerkte: „Historisch".

Bei solchen Begriffen von Kunst wäre es abgeschmackt, mit seriösen Maßstäben an diese kindliche Königsdramatik heranzugehen, die zudem heut schon der Staub der Vergessenheit deckt.

Nur ein Sekundäres hat bei diesem Stück und seinem Verfasser ein gewisses psychologisches Interesse.

In dem Stück wütet ein fanatischer Haß gegen Juristen und Juristerei, eine Wut geifert und tobt sich aus, Genußsucht des Schimpfens kann sich nicht genugtun, Karikaturen und Grimassen werden geschnitten:

„Er ist verkehrt geboren" (schreit der König den Präsidenten Neumann an). Ein Buckel hätte ihm gehört, wie seine Seele den juridischen Buckel hat. Und seine Augen hätten verkehrt im Kopf stehen müssen, und seine Hände hätten verdreht an seinen Armen sitzen müssen und seine Beine schief unter dem Korpus, auf daß jeder, der ihn in den Straßen ankommen sah, seinem Nachbar zurufen konnte: „Nehmt schnell Reißaus, da kommt der Jurist an" ...

Ein Überschuß von Temperament rast, der in possierlichem Gegensatz steht zu der sonst lauen und ledernen Tonart des Ganzen, und dieser Aufwand findet eine menschlich-nachdenkliche Erklärung darin, daß W. A. Paap selbst Jurist war. Hoffentlich hat er seinen Groll hier so gründlich „abreagiert", daß man vor weiteren dramatischen Rechtsbelehrungen von ihm sicher sein kann.

* * *

Mit Lachen die Wahrheit sagen wollte wohl Schlaikjer mit seinem Spiel von „des Pastors Rieke", das im „Kleinen Theater" frisch und drall aufgeführt wurde.

Das Stück ist monodramatische Spezialitäten-Gattung. Alles geschieht nur deswegen, damit eine Figur zum Reden Gelegenheit bekommt. Ein Räsonneurstück ist's, in dem die alte Type des Hofnarren, des lustigen Rates, der seinen Herrn am Ohr zupft, eine neue Variierung gefunden hat als Berliner Dienstmädchen.

Mutterwitz und gesunder Menschenverstand, praktische Lebenserfahrung eines gutmütigen, humorvollen, nicht unterzukriegenden Menschenkindes wollte Schlaikjer charakterisieren, und durch die gesunde, lebenskräftige Luft der Niederung sollte einem Mürbgewordenen aus der höheren Schicht neuer Mut gegeben werden. So etwas wie intellektuelle Aufbesserung durch primitive Nahrung schwebte dem Dramatiker vor. Er ließ einen Pastor, der aus einer Patrizierfamilie stammt und aus Neigung der Prediger der Armen und Bedrückten geworden ist, schwere Enttäuschung und bitteren Undank erleben. Er will fahnenflüchtig werden. Da setzt ihm seine Köchin den Kopf zurecht. Ihrer Beweisführung gelingt es, ihn seine eigensüchtige Empfindlichkeit überwinden zu lassen und ihn seiner Aufgabe zu erhalten trotz Verkennung und Untreue.

Die Absicht in diesem Stück ist gut, aber sie kommt künstlerisch nicht voll zum Ausdruck. Die Welt des Pastors, die Kabalen, sein inneres Ringen, all das wird zu nebensächlich behandelt. So nebensächlich, daß es wirklich nur dazu da zu sein scheint, um Rieken Gelegenheit und Möglichkeit zum Reden

Digitized by Google

zu geben. Dadurch kommt in ihre Rolle allerdings etwas fatal Spezialitätenhaftes.

Ihr Mund hat dauernd „Ausgehtag". Und Schlaikjer hält in dieser Charakterisierung nicht einmal immer Balance und Takt. Ne sit ancillae tibi amor pudori — aber er dürfte dabei nicht aus der Rolle fallen. Das passiert ihm aber leider. Er läßt seine Nieke, wenn sie auch den „richtigen Berliner in Wörtern und Redensarten" mit Nutzen studiert hat, doch manchmal wie ein Buch reden. Sie baut logische Folgerungen und spricht sogar von „Luxusgefühlen".

Und sie steht, wenn man sie auf Herz und Nieren prüft, papiernen Züchtungen in Imitationsverpackung, wie sie die „Buchholzen" und die „Berliner Range" ist, bedenklich nahe.

* * *

Ein Satyrspiel zum Schluß. Der weiche lyrische Maeterlinck hat es geschrieben, und es bildet einen seltsamen Gegensatz zu seiner vor kurzem hier besprochenen „Schwester Beatrice". Hier eine Legende als dramatisches Mysterium paraphrasiert, und jetzt im „Wunder des heiligen Antonius" eine Legende ironisch-satirisch gewendet. Ironisch-satirisch, natürlich nicht gegen das Heilige, sondern gegen die Menschen.

Von einem fruchtbaren Gedanken ging Maeterlinck aus, vom Gedanken der Wiederkunft legendarer Gestalten in unsere Gegenwart. Wie würde es den Heiligen ergehen, wenn sie plötzlich unter uns erschienen? Diese Vorstellung schwebte ihm vor.

Mit einer gewissen Kühnheit der Idee, aber unzulänglicher Kunst, hat einmal Kretzer gewagt (in seinem Roman „Das Gesicht Christi"), Jesus in die Welt von heute treten zu lassen. Maeterlinck beschwört den heiligen Antonius von Padua. Er läßt ihn in dem Haus eines eben verstorbenen reichen alten Fräuleins unter den lachenden Erben aufgehen und seine Absicht aussprechen, die Tote zu erwecken.

Die Satire spiegelt das Entsetzen der Hinterbliebenen über diese Möglichkeit, gemischt mit der würdigen Anstandstrauer und dem ungemütlichen Befremden, das man vor dem ungebetenen Gast empfindet.

Und die Ironie steigert sich zu der Pointe, daß die Tante Hortense, als sie wirklich erwacht, als erstes (nachdem sie fürsorglich-sparsam die Lichter um ihr Paradelager ausgeblasen) dem ärmlich aussehenden Heiligen als schmutzigem Bettler die Tür weist.

Die einzige, die an ihn glaubt, ist die Magd, sie reicht ihm ihre Schuhe, und sie schützt ihn gegen den Regen, als man ihn gefesselt auf die Polizei führt.

In den Gestalten des Heiligen und der Magd gelangen dem Dichter Züge voll einfältig-heiterer Innigkeit, gewisse wehmütig-komische Lieblichkeiten, wie sie in den Kinder- und Hausmärchen vom St. Peter so herzlich-anmutvoll blühen. Aber das Satirische ist nicht groß-überlegen gefaßt, es löst sich in burleske Einzelheiten auf.

Im anspruchsvollen Rahmen ein kleinliches Bild. Vom Dichter des Trésor des humbles hätte man eine verfeinertere Primitivität erwartet.

Felix Poppenberg.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Was können wir für unsre Kolonien von andern lernen?

Seitdem wir selbst Kolonien bekommen haben, ist natürlich für uns die Geschichte andrer Kolonien ganz ungleich viel wichtiger geworden. Wir können unbedingt sehr viel von dem Erfolge oder Mißerfolge der andern Kolonialmächte lernen, sowohl wie man es machen muß, als auch vor welchen Fehlern wir uns zu hüten haben. Als unsre koloniale Ära anfing, da begegnete man auch wohl der Mahnung, man sollte doch auch auf die Meinung und den Rat der Missionsleute hören, da diese schon seit so langer Zeit in lebendiger Beziehung zu den überseeischen Ländern gestanden seien; einmal hat auch unser Kolonialamt einen Vertreter zu der Missionskonferenz in Bremen gesandt, um dort Informationen in dieser Richtung zu holen. Aber im allgemeinen läßt man uns jetzt sehr wenig zu Worte kommen, nur der erste deutsche Kolonialkongreß hat in dieser Beziehung eine Ausnahme gemacht. Wenn wir uns zum Worte melden und, wie das gar nicht anders sein kann, dabei auch als Anwälte der Rechte der Eingebornen auftreten, dann werden wir mit dem Bemerken abgewiesen: „Wir Deutsche haben die Kolonien nicht für die Schwarzen angelegt, sondern für uns selbst.“ Die Kurzsichtigkeit und Verkehrtheit eines solchen Standpunktes darzutun, und zwar auf Grund der historischen Tatsachen, das ist der eigentliche Zweck dieses Aufsatzes. In unsren kolonialen Blättern treten nicht selten Leute als Beurteiler und Ratgeber auf, die als Reisende, Jäger, Kaufleute oder auch als Beamte vielleicht nur eine ganz kurze Zeit sich in unsren Kolonien aufgehalten haben, von der Landessprache natürlich gar keine Ahnung haben, und auch im übrigen gar nicht in der Lage gewesen sind, die Verhältnisse wirklich auch nur irgendwie gründlich kennen zu lernen. Da habe ich gemeint, es dürfe sich auch schon einmal ein Mann mit seiner Meinung hören lassen, der fast 40 Jahre seines Lebens durch seinen Beruf in der innigsten Beziehung zu holländischen, englischen und deutschen Kolonien gestanden, selbst 7 Jahre in einer holländischen Kolonie gelebt und ziemlich viel von andern Kolonien gesehen hat.

Also was können wir von den andern Kolonien und deren Geschichte lernen? Über die spanischen und portugiesischen Kolonien kann ich kurz hinweggehen. Die Geschichte hat über diese beiden einst die Welt beherrschenden Kolonialmächte ihr vernichtendes Urteil gesprochen. Erst vor kurzem haben wir den Untergang des letzten Restes der spanischen Kolonien erlebt, und was den traurigen Rest der portugiesischen Kolonien betrifft, so wäre zu wünschen, daß diese je eher desto besser von demselben Schicksal ereilt würden. Sie stehen für uns da als warnende Beispiele, daß wir nicht in denselben Fehler verfallen sollen, daß wir nicht eine ähnliche schmählich egoistische, das Wohl der Eingebornen mit Füßen tretende Politik treiben sollen, durch welche sie für die Eingebornen zu einem Fluch geworden sind und sich selbst den Fluch verdient haben. Was diese Art der Kolonisation für

Digitized by Google

Früchte hinterlassen hat, das zeigen uns die trostlosen Zustände der südamerikanischen Staaten nicht minder, als die von den Portugiesen beeinflußten Länder Afrikas, von denen kompetente Zeugen gesagt haben, daß die Kunst, Branntwein zu brennen, der Sklavenhandel und das Vorkommen geschlechtlicher Perversitäten die einzigen aber sichern Kennzeichen der ehemaligen portugiesischen Herrschaft seien. Erst unlängst haben wir ja gehört von einer schlimmen Erhebung in den westafrikanischen portugiesischen Besitzungen, hervorgerufen durch den noch immer schwunghaft betriebenen Sklavenhandel, der nur unter einem andern Namen geht.

Frankreich ist ja auch in neuer Zeit wieder in hervorragender Weise Kolonialmacht geworden und hat in Afrika und Hinterindien riesige Gebiete erworben. Eine wunderbare Erscheinung und eine rätselhafte Politik für ein Land, das kaum daheim seinen Bevölkerungsstand aufrecht zu erhalten vermag! So viel ist gewiß, daß Frankreich bisher aus seinen Kolonien noch wenig Nutzen gezogen hat. Frankreich scheint aber überhaupt keinen Beruf zur Kolonisation zu haben, u. a. auch deswegen nicht, weil alle Franzosen stets mit dem Verlangen hinausziehen, sobald als möglich ins Vaterland zurückkehren zu können.

Italien hat ja nun auch angefangen, auf den Erwerb von Kolonien bedacht zu sein, hat aber bisher noch sehr wenig erreicht. Einmal ist es ein großes Unglück für die italienische Kolonisation, daß der sehr bedeutende Auswandererstrom aus Italien in ganz andre Gebiete und nicht in die eignen Kolonien geht. Auch scheinen die italienischen Auswanderer wohl meist die gleiche Sehnsucht zurück ins Vaterland mit hinauszunehmen, wie die Franzosen, und die Länder, wo man nun eingesetzt hat, machen einen wenig verheißungsvollen Eindruck, nicht am wenigsten deswegen, weil man überall dem Islam, dem unversöhnlichsten Feinde aller europäischen Kolonisation, begegnet. Der italienische Graf, den ich auf einer Reise nach Norwegen kennen lernte, scheint mir nicht so ganz unrecht zu haben mit seiner Behauptung, es sei die ganze italienische Kolonisation ein Wahnsinn. „Sie in Deutschland", sagte er, „dürfen sich so etwas schon erlauben, aber uns erlauben das unsre Finanzen nicht."

Rußland mit seinen riesigen Eroberungen in Asien hat offenbar auch keine glückliche Hand und scheint den Aufgaben, die solcher Besitz mit sich bringt, keineswegs gewachsen zu sein, teils aus Mangel an Mitteln, vor allen Dingen aber aus Mangel an zuverlässigen Beamten.

Die traurigste Rolle in der neueren Kolonialgeschichte spielt unbedingt das wunderbare Gebilde, genannt Kongostaat, das mit seiner Geschichte den größten Schandfleck unsrer gegenwärtigen europäischen Kolonisation bildet. Sehr zu beachten ist dabei, daß er von dem halb-romanischen Belgien ausgeht und daß die ganze Sache wesentlich in den Händen von Handelsgesellschaften liegt.

Auch englisch und holländisch Ostindien können uns, solange die Sache in den Händen der alten ostindischen Kompanien lag, nicht zum Vorbilde dienen. In beiden Ländern ist es wesentlich anders und besser geworden, erst seitdem die Verwaltung in die Hände des Staates gekommen ist. Diese Wendung zum Bessern in Niederländisch-Indien und weiterhin die ganze Kolonialpolitik der Holländer etwas näher darzulegen, dazu möchte ich nun übergehen.

Als die alten holländischen Handelskompanien anfingen, ihre großen Eroberungen in Ostindien zu machen, da fehlte es keineswegs bei den Leitern der Bewegung an dem Gefühle, daß sie gegenüber den Bewohnern jener Länder,

Digitized by Google

die nun allmählich von ihnen abhängig wurden, auch heilige Verpflichtungen hatten. Wiederholt findet man in damaligen offiziellen Schriftstücken es ausgesprochen, daß Gott der Herr diese Völker zu dem Zwecke in ihre Macht gegeben habe, damit sie ihnen das Evangelium und christliche Sitte und Kultur brächten. So hat man auch wirklich einen schönen Anfang damit gemacht, diese Aufgabe durch Sendung von Predigern und Lehrern, sowie von sogenannten „ziekentroosters“ (Krankentröster) zu erfüllen. Allein die Sache kam allmählich ins Stocken, einesteils durch die große Schwerfälligkeit der niederländischen reformierten Kirche, die über jahrhundertlanger Beratung, wie doch die Sache am besten anzugreifen sei, nicht dazu kam, wirklich etwas Ordentliches zu tun; andrerseits, und dies ist doch wohl der Hauptgrund, weil allmählich die Sucht, Geld zu verdienen, alles beherrschte. Um den ganzen Geist zu charakterisieren, der die „Herren Siebzehner“, das leitende Organ in Holland, beseelte, genügt es, die Weisung zu zitieren, die es an den Generalgouverneur sandte: „Könnten Sie nicht die Bevölkerung von Ambon (Molukken) dazu bringen, etwas mehr Opium zu rauchen, damit die Leute etwas weniger arbeiteten und weniger Gewürznägelchen pflanzten; denn der Markt in Amsterdam ist damit überfüllt.“ Oder man braucht nur an die berüchtigten sogenannten „hongi-tochten“ zu erinnern, d. s. richtig organisierte Kreuzzüge der holländischen Schiffe in den Molukken zu dem Zwecke, um allenthalben alle Gewürznägelchen und Muskatblumen, welche außerhalb der Gärten der Kompanie gezogen waren, zu verbrennen oder in die See zu werfen. Denselben ganz einseitigen Krämergeist atmen eigentlich alle obrigkeitlichen Verordnungen und Berichte aus jener alten „guten“ Zeit, wie sie uns jetzt durch neuerdings geschehene Veröffentlichungen zugänglich gemacht worden sind.

Natürlich konnte und wollte die Regierung der „Bataafschen Republiek“ auf diesem Wege nicht fortgehen. Aber sie hatte ja nicht lange Zeit, irgend etwas Wesentliches auszuführen, da infolge der politischen Veränderungen in Europa Niederländisch-Indien in die Hände der Engländer kam. So ist es denn auch ein Engländer, genauer gesagt ein Schotte, Sir Thomas Stamford Raffles, gewesen, der als Leutnant-Gouverneur von Java in den Jahren 1811—1816 einen wesentlichen Umschwung in der Kolonialpolitik in Niederl.-Indien zuwege gebracht hat. Dieser Mann sah den furchtbaren Druck, unter welchem bis dahin die armen Javanen bei dem sog. „Kontingenten-System“, d. h. Lieferungen an die Regierung durch Vermittlung der Regenten, geseufzt hatten, und er begriff, daß darin eine Besserung nur auf dem Wege erzielt werden konnte, daß man eine Landpacht an deren Stelle treten ließ, die entweder durch Produkte oder durch Geld bezahlt werden konnte. Zuerst ließ er jedes Dorf dazu einschätzen. Aber schon im zweiten Jahr sah er ein, daß er damit nur an die Stelle der früheren Regenten eine Unzahl kleinerer, aber ebenso schlimmer Tyrannen in den Dorfhäuptlingen (dessahoofden) eingesetzt hatte. Darum wurde die Landpacht von nun an direkt von den einzelnen erhoben. So blieb es auch, als das Land wieder holländische Besitzung wurde.

Aber damit war den armen Javanen doch noch wenig geholfen, da viel zu viel von den Bestimmungen resp. der Willkür der einzelnen Residenten (oberster Beamter in einer Provinz) abhing. Diese konnten nämlich nach Belieben ein Drittel oder zwei Fünftel oder gar die Hälfte des Ertrages als Landpacht fordern. Daß dabei die Javanen nur noch mehr verarmen mußten, liegt auf der Hand.

Digitized by Google

Eine sehr wesentliche Neuerung brachte der General-Gouverneur van den Bosch, indem er im Jahre 1830 das sog. „Kultursystem" einführte. Durch dieses wurden alle Familien der Eingebornen auf Java und auch auf einem Teile der „Buitenbezittingen", d. h. der übrigen Inseln verpflichtet, gewisse Kulturen, meistens Kaffee, in gemeinsamen Gärten zu bauen und den Ertrag an die Regierung zu einem festgesetzten Preise zu verkaufen. Dies System hat ohne Zweifel viel Gutes gewirkt. Als ich in den 60er Jahren in dem Bataklande auf Sumatra lebte, wo dies System auch durchgeführt war, und wo die Leute für den Pikul, d. h. 60 Kilo guten Kaffee, in den Kaffeepackhäusern der Regierung, in denen sie den Kaffee abliefern mußten, 14 fl. bekamen, während die Regierung hernach den Kaffee in Padang versteigerte und dort 50—60 fl. für den Pikul erhielt, da mußte man ja freilich sagen, daß die Eingeborenen auf diese Weise eine enorm hohe Steuer bezahlten. Und doch befanden sie sich wohl dabei. Man brauchte damals nur diejenigen Gegenden, die noch unabhängig waren, mit denjenigen unter der holländischen Regierung, wo also dies System galt, zu vergleichen, so war der Unterschied ein sehr auffallender. Auf unabhängigem Gebiete nichts als Armut und Elend, dort dagegen ein ganz erheblicher Wohlstand, trotz dieses geringen Preises für den Kaffee. Ich habe es damals erlebt, daß aus solchen noch unabhängigen Gebieten die Leute kamen und darum baten, „daß sie doch auch Kaffee bauen dürften", d. h. daß das Gouvernement seine Herrschaft auch über sie ausdehnen, Wege bauen, Kaffeepackhäuser und Kaffeegärten anlegen möchte. So ist es auch keine Frage, daß dies System auf Java viel dazu beigetragen hat, um Lust und Liebe zur Arbeit zu wecken und zu mehren.

Dennoch ließen die Zustände grade auf Java noch sehr viel zu wünschen übrig. Erstlich brachte die Durchführung des Kultursystems selbst sehr viel Härten mit sich. Es kam nicht selten vor, daß Javanen, weil sie ihr Stück im Kaffeegarten nicht gut in Ordnung gehalten hatten, mit den so sehr verhaßten Rottangschlägen gestraft wurden, ja zuweilen so arg, daß sie darüber das Leben verloren. Daneben bestand die alte Willkür betreffs der Höhe der Landpacht. Ferner wurde arger Mißbrauch getrieben mit dem sog. „roddi", d. h. den Herrendiensten. Ursprünglich sollten nur die Grundbesitzer zum roddi verpflichtet sein, und es sollte niemals mehr als ein Tag in der Woche roddi verlangt werden dürfen. Aber bald zog man auch Leute, die keine Grundbesitzer waren, dazu heran und begnügte sich nicht mit einem Tag in der Woche, so daß diese Maßregel viel dazu beitrug, die Armut zu steigern. Dazu kam die ärgste Willkür und gewissenlose Aussaugung durch die Dorfhäuptlinge, welche namens der holl. Regierung das schreiendste Unrecht begingen. Max Havelaar (Dowes Dekker, „Multatuli") hat davon in seinem berühmten Buche „De koffijveilingen" ein ergreifendes Bild gezeichnet.

Aber wenn auch diese schlimmen Zustände in Holland keineswegs unbekannt waren, so blieb doch lange alles beim alten. Man war lange Zeit, von 1830—1848, von dem Grundsatz ausgegangen: „Wir können unsre Kolonien doch nicht auf die Dauer behalten, darum wollen wir so viel wie möglich aus ihnen herausholen." Das war die Zeit des sog. „batig saldo", d. h. der festen Summe von 10 Millionen fl., welche Indien alle Jahre liefern mußte. Mit diesem Gelde hat man u. a. in Holland einen Teil der Eisenbahnen gebaut. Seitdem Holland im Jahre 1873 den unglücklichen Krieg gegen Atjeh angefangen hat, ist es nun freilich mit diesem batig saldo nichts mehr. Doch

Digitized by Google

zieht Holland indirekt aus seinen Kolonien noch enormen Gewinn, namentlich durch die vielen Privatunternehmungen auf Java, Sumatras Ostküste und anderwärts, sowie durch die zahlreichen gut besoldeten und pensionierten Beamten.

Inzwischen ist aber in der Behandlung der Eingebornen ein großer Umschwung eingetreten, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß eines Mannes, der als der dritte neben Sir Stamford Raffles und van den Bosch genannt werden muß als Bahnbrecher für die holländische Kolonialpolitik, das ist J. D. Fransen van de Putte. Nachdem er als Administrator einer Zuckerfabrik und später als Grundbesitzer auf Java die dortigen Verhältnisse gründlich kennen gelernt hatte, wurde er im Jahre 1862 Kolonialminister in Holland, und durch ihn kam die liberale Partei ans Ruder. Während bis dahin in den 50 Jahren seit Stamford Raffles trotz aller Veränderungen die Zustände auf Java unter dem konservativen Regimente kaum viel besser geworden waren, brach jetzt wirklich eine neue Zeit an.

Fransen van de Puttes Stellung kennzeichnet folgender Ausspruch von ihm: „Es ist ganz verkehrt, Java als eine Domäne anzusehen, welche Niederland exploitieren kann. Dies Recht besitzt der niederländische Staat nicht und hat es niemals gehabt." Das Wohl der Javanen stand ihm so sehr obenan, daß er einmal in der Kammer sagte: „Ich will mit allem zufrieden sein, wenn nur der Javane Sicherheit bekommt betreffs seines Grundbesitzes." Darum suchte er alle Mißstände so viel wie möglich abzuschaffen, z. B. alle Härten bei der Durchführung des Kultursystems, das man vielfach fallen ließ. Er brachte ein Gesetz durch, durch welches die Javanen Freizügigkeit erlangten, machte einen Anfang mit dem Bau der Eisenbahn auf Java u. a. mehr.

Durch den Einfluß seiner edlen Persönlichkeit brachte er es fertig, daß während seiner ersten dreijährigen Amtsführung die Minderheit, die anfänglich hinter ihm stand, zur Mehrheit wurde, und wenn er auch im Jahre 1866 mit seinem ganzen System, das darauf zielte, die Rechte der Regierung, der Plantagenbesitzer und der Eingebornen genau zu begrenzen und allen dreien gerecht zu werden, nicht durchdringen konnte und darüber seinen Posten verlor, so wurde er doch 1872 wieder zum Kolonialminister ernannt und hat als solcher, sowie später als Glied der ersten Kammer allmählich seine edlen Grundanschauungen so völlig den Sieg davontragen sehen, daß mit vollem Recht an seinem Grabe behauptet werden konnte, es sei sein Verdienst, daß jetzt in der holländischen Kolonialpolitik das Wohl der Eingebornen unbestritten als oberster Grundsatz ein für allemal angenommen sei. Sollte das nun für uns nicht hochbedeutsam sein, daß die Holländer, die unbedingt die besten Resultate in ihren indischen Kolonien erzielt haben, zu diesem Grundsatz gekommen sind? Dürfen wir Missionare darum nicht mit gutem Gewissen für das Wohl der Eingebornen in unsren Kolonien eintreten und dabei die feste Überzeugung haben, daß wir eben damit unsren Kolonien den allerbesten Dienst leisten!

Ich möchte wohl wissen, ob es noch andre Kolonien gibt, wo ähnliche Dinge passieren, wie in Niederl.-Indien, daß nämlich angrenzende Landschaften um Annektierung bitten. Das ist nämlich nicht nur vor 30 Jahren auf Sumatra passiert, nein es passiert dort noch fortwährend, auch jetzt noch in der neusten Zeit. Ist das nicht ein glänzendes Zeugnis für das holländische Regiment?

Und doch hat Holland keineswegs in Indien lauter zufriedene und loyale Untertanen. Im Gegenteil, es besteht dort eine schlimme, sehr weit verbreitete

Digitized by Google

Feindschaft gegen die holländische Herrschaft. Das hat aber seinen ganz besondren Grund, und auch davon noch ein Wort zu reden, erscheint mir sehr wichtig, auch im Hinblick auf unsre eigenen Kolonien. Die weit verbreitete Feindschaft in Indien gegen die Holländer wurzelt, wenn nicht einzig und allein, so doch vornehmlich, im Islam. Als die Holländer diese Länder eroberten, da war der Islam in Java schon herrschend, auf den übrigen Inseln dagegen hatte er erst an einigen Punkten größere Strecken für sich gewonnen, z. B. in Südostborneo und in den Padangschen Bovenlanden. Das holländische Gouvernement hat dem Islam gegenüber immer die größte Toleranz walten lassen, aber nicht nur das; ohne es zu wissen und zu wollen, hat es dadurch, daß es die malaiische Sprache auf den Außenbesitzungen als Regierungssprache beibehielt, der Ausbreitung des Islams großen Vorschub geleistet, ja sie geradezu selbst betrieben.

Im Frühjahre 1874 hatte ich Gelegenheit, über diesen letzteren Punkt dem Minister Fransen van de Putte im Haag selbst Vortrag zu halten. Die Sache war ihm offenbar neu und sehr bedeutsam. Ob ich mit diesen meinen Auseinandersetzungen den Anstoß gegeben habe, das weiß ich nicht, aber so viel ist gewiß, daß seitdem die holländische Regierung der Frage, welche Bedeutung der Islam für den Bestand der holländischen Herrschaft in Indien habe, ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet hat. Sie hat einen hierfür ausgezeichnet geeigneten Mann, den Dr. C. Snouck Hurgronje nach Indien gesandt, und dieser hat auf Java und anderwärts, später auch in Mekka selbst, die Frage sehr gründlich studiert. Das Resultat, zu welchem er gekommen ist, faßt er selbst kurz und drastisch dahin zusammen: „Wir sitzen in Indien auf einem Pulverfaß — der Islam —, und es braucht nur der Funken — der Fanatismus — hineinzufallen, so fliegen wir in die Luft."

Von dieser sehr ernsten Wahrheit hat der Mann offenbar auch die leitenden Männer in Holland überzeugt, und daher erklärt sich die überaus wohlwollende Stellung der holländischen Regierung zur Mission. Es hat ja freilich ein sehr bekannter deutscher Weltreisender uns erzählt, die holländische Regierung sei, im Unterschied von der englischen, so vernünftig, daß sie in ihren Besitzungen überhaupt keine Missionare zulasse, eine Behauptung, die jedem, der die Verhältnisse kennt, einfach lächerlich erscheinen muß. Im Gegenteil, die holländische Regierung hat in dieser Beziehung sogar viel mehr getan, als die englische in Indien. Seit den 70er Jahren werden die aus alten Zeiten stammenden und ebenso die während des letzten Jahrhunderts durch die Missionare neu gesammelten inländischen Gemeinden, soweit diese sich der „Protestantischen Kirche von Niederl.-Indien" angeschlossen haben, von der Regierung unterhalten. Sie hat nicht nur holländische, sondern auch deutsche Missionare in ihre Besitzungen zugelassen, sogar auf dem ganz mohammedanischen Java, unsre Rheinische Mission hat nicht weniger als 80 Missionare in Niederl.-Indien. Aber mehr noch als das, sie gewährt den Missionsschulen sehr bedeutende Subsidien; wir, in der Rhein. Mission, bekommen für unsre 270 Schulen auf Borneo, Sumatra und Nias mehr als 30000 fl. jährliche Subsidien und außerdem Unterstützung für unsre ärztliche Mission. Es ist aber um so höher anzuschlagen, daß die holländische Regierung sich der Missionsschulen für den allgemeinen Volksunterricht bedient, wenn man bedenkt, daß bekanntlich in Holland lange sehr erbittert gegen den Gebrauch der Bibel in den Staatsschulen gekämpft worden ist.

Digitized by Google

Aber die holländische Regierung weiß sehr gut, warum sie so handelt, sie weiß, daß der Islam ihr allergefährlichster Feind und daß eben darum die Mission ihr bester Bundesgenosse ist. Vor einigen Jahren hat es der Kolonialminister Cremer in der Kammer bei Gelegenheit einer Diskussion über die Missionssache ausgesprochen: „Meine Herren, lassen Sie sich sagen, wenn die Arbeit der Rhein. Mission auf Sumatra nicht so erfolgreich gewesen wäre, so würde sich der Atjinesische Krieg über ganz Sumatra ausgebreitet haben."

Am allerbezeichnendsten für die Stellung der holländischen Regierung zur Mission dürfte aber vielleicht folgende Tatsache sein. Westlich von der Südspitze Sumatras liegt eine kleine Insel, Engano. Dort ist durch nähere Berührung mit den Europäern eine Krankheit eingeschleppt worden, durch welche die Bevölkerung im Zeitraum von 20—25 Jahren von 6000 auf 500 Seelen herabgesunken ist. Die holländische Regierung, welche diese Vorgänge seit Jahren aufmerksam verfolgt hat, ist nun zu der Erkenntnis gekommen, daß hier vielleicht nur noch die Mission helfen könne, und hat zuerst die holländ. Missionsgesellschaften, und als diese sich für außer Stande dazu erklärten, unsre Gesellschaft aufgefordert, dort mit der Missionsarbeit zu beginnen, natürlich auf ihre Kosten. Grade jetzt ist damit ein Anfang gemacht. Übrigens sind die Erfolge der evangelischen Mission in holländisch Indien recht ansehnlich. Es gibt in den ganzen Besitzungen bereits ca. 350 000 evangelische Christen, was im Verhältnis zu den etwa 36 Millionen Einwohnern ein bedeutend höherer Prozentsatz ist, als z. B. in englich Indien. Auch das ist interessant, daß nirgendwo sonst so viele Mohammedaner Christen geworden sind, wie in holländisch Indien.

Es gibt ja, Gott Lob, unter unsren Kolonialbeamten, Militärs und Reisenden Männer, welche in bezug auf richtige Behandlung der Eingebornen und Wertschätzung der Mission ähnliche Meinungen vertreten, wie die holländische Regierung, aber ihre Zahl ist noch gering, und sie haben gegenüber der allgemeinen Strömung in unsren kolonialen Kreisen, besonders in der Handelswelt, einen harten Stand. Möchte dieser Aufsatz ein wenig dazu beitragen, auch in Deutschland etwas aufklärend zu wirken!

Dr. K. Schreiber, Missionsinspektor.

Aus alten Rechtsquellen.

Dem Juristen sind die Rechtsquellen nicht trocken; er lauscht ihnen mit kaum geringerem Vergnügen als der Dichter dem Quell, der von den Bergen kommt. Im Corpus juris rauscht es dem Eingeweihten wie aus tiefen Gründen; mit Olearius, beider Rechte Doktor — aus „Götz von Berlichingen" —, möchte er's ein Buch aller Bücher nennen und den Kaiser Justinianus einen trefflichen Herrn.

Das Volk, der Laie ist für dieses Quellenrauschen taub. Nur zu den Wissenden spricht das römische Recht. Daraus ist die alte, volkstümliche Abneigung gegen das „gelehrte Recht" zu erklären. Selbst heute wird sie noch laut.

Digitized by Google

Weit nähere Bande zu den Herzen der Volksgenossen hat das alte deutsche Recht geknüpft. Hier fanden sie ihre eigene urwüchsige Sprache wieder. Hier sprach man in den konkretesten Gleichnissen zu ihnen. Die freie Natur, Feld und Wald hatten dieses Recht mit ihrem Duft getränkt. Der Friedlose wurde verflucht, „soweit Feuer brennt und Erde grünt, Schild blinket, Sonne den Schnee schmilzt, Föhre wächst, Habicht fliegt den langen Frühlingstag und der Wind stehet unter beiden seinen Flügeln, Himmel sich wölbt, Welt gebaut ist, Winde brausen, Wasser zur See strömt und die Männer Korn säen".

In den „Weistümern" hat Jakob Grimm die alten Rechtssatzungen zu sammeln begonnen. Auf österreichischen Boden ist dasselbe im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften geschehen. In einer Reihe stattlicher Bände sind (bei Wilhelm Braumüller in Wien) die „Taidinge" oder Gesetze erschienen, die in Österreich einst gehandhabt wurden. Die Baumwipfel des Wienerwaldes scheinen aus ihnen, zumal den beiden Bänden, die den niederösterreichischen Weistümern gewidmet sind, zu winken, und vertraute Namen, wie Dornbach, Grinzing, Nußdorf, Weidling, klingen ins Ohr. Wir vernehmen, wie einst die „Leute zu Salmannsdorf" das Recht „wiesen".

* * *

Wie der Friede im Hause, so soll auf der Straße Ruhe und Ordnung gehalten werden. Dem raufluftigen Charakter der Bevölkerung entsprechen zahlreiche Strafdrohungen gegen Rumor oder Fechthandel. Das Tragen gewisser Waffen wie Dolche, Bleikugeln, manchenorts auch von Armbrüsten ist verboten — Wilhelm Tell wäre hier nicht aufgekommen. Andere Weistümer, wie jene von Perchtoldsdorf, verbieten jegliche Waffe, mit Ausnahme eines spannenlangen Messers, die ganz Klugen aber untersagen bloß, „zum wein" in Waffen zu gehen. Nach dem Taidinge von Mauer darf, wer nur um eines Pfennigs Wert trinkt, seine Hacke behalten; wer aber länger sitzen bleibt, soll sie dem Wirt zum Aufheben geben. Man sieht, daß die Taidinge keine Narren-Taidinge waren, sondern mit praktischem Blick den Nagel auf den Kopf zu treffen wußten. Sehr weit geht das Recht von Liesing, welches jeden Nachbar bei Strafe verpflichtet, Raufhändel nach Kräften zu verhindern. Nur steigt uns die Befürchtung auf, daß dieses „Friedbieten" oft erst recht zur Rauferei geführt haben möge. Wird jemand im Raufhandel beschädigt, so soll ihm dafür „genugsamer Abtrag und Ergötzlichkeit" geleistet werden, was an die mittelhochdeutsche Bedeutung von ergetzen (vergessenmachen, entschädigen) erinnert. Wer nicht zahlen kann, wird am Leibe gestraft, „damit andere sich hieran spiegeln können".

Bei den Maßregeln gegen Scheltworte — manchmal findet sich dafür der charakteristische Ausdruck „wörteln" — wird das schöne Geschlecht besonders berücksichtigt, da leider oft genug „ein unbescheidenes Weib einen Mann oder anders Weib mit verboten ehrenrührigen Worten antastet und verletzt". Regelmäßig wird dafür die Strafe der „Fiedel", eine Art von Block, angedroht.

Es ist ungewiß — doch möchte ich es immerhin behaupten —, daß der Mensch von Natur dazu neigt, seine Mitmenschen zu beleidigen. Eine altbekannte Tatsache jedoch ist, daß der Nachtwächterstand solchen Ausschreitungen am leichtesten zum Opfer fällt. Dieser Erkenntnis haben sich auch die Weistümer nicht verschlossen, und jenes von Grillenberg bei Pottenstein verfügt eine gelungene Abhilfe, eine originelle Anwendung des Grundsatzes der Talion, der Wiedervergeltung. „Wer seinen Gmeindiener, Nachtwachter, Hueter oder Halter

Digitized by Google

unbilliger Weis beleidiget und vertreibet", verwirkt außer der Geldbuße, daß er selbst so lange Wacht halten und dienen muß, bis ein anderer an die Reihe kommt. Dasselbe „Bannbuch" nennt unter den Ordnungswidrigkeiten auch das „ungebührend in Häuser einsteigen". Ob dies mit dem bekannten „Fensterln" zusammenhängt, mögen uns die Gelehrten sagen.

Nicht nur die Schlechtigkeit der Menschen, auch die Tücke der Elemente muß der Gesetzgeber bedenken. Alte Gebräuche, in denen sich Erinnerungen an das Heidentum erhalten haben, werden wegen der damit verbundenen Feuersgefahr verboten, wie das Schießen in den Rauhnächten und die Sonnwendfeuer. Sollte trotz der zahlreichen Präventivmaßregeln eine Feuersbrunst entstehen — nie wird davon gesprochen ohne die fromme Floskel „da Gott vor sei" oder „das Gott gnädiglich verhieten wolle" —, so ist jedermann bei Strafe zur Hilfe verpflichtet. Wie nach dem gegenwärtigen Strafgesetze wurde schon ehedem ein während eines solchen gemeinen Bedrängnisses verübter Diebstahl besonders streng geahndet.

In einem einzigen Weistum finden wir recht vernünftige Maßregeln für eine Seuchenpolizei. „Im Fall Gott der Allmächtige das Land mit einer abscheulichen Krankheit strafen möchte (welches er uns gnädiglich verschonen wolle)", soll kein Untertan Fremde beherbergen; ebenso dürfen diese keine Wirtshäuser betreten, sondern sollen auf einem freien Platz abladen.

Während man dem heutigen bürgerlichen Recht den Vorwurf macht, daß es den besitzlosen Volksklassen fremd, ja feindlich gegenüberstehe, gedenken die alten Satzungen oft genug der Armen. Mit patriarchalischem Wohlwollen ordnet jene von Götzendorf an, „wann ein armer, durftiger Mann zur Zeit der Ernte nichts zu essen hat", möge er den Richter bitten, „daß er ihm einen Schober oder zwen abzuschneiden erlaub'". Nicht minder bezeichnend ist die Freigebigkeit, mit welcher das sonst so genaue Recht dem landfahrenden Manne gestattet, drei Trauben zu brechen, der kranken Frau, die danach gelüstet, drei Fische zu fangen, was rechtssprichwörtlich durch den Satz „Drei sind frei" bezeichnet wird. Das Bergtaiding von Froschdorf bestimmt mit gemütlicher Ausführlichkeit, daß, wer „Weinper" essen will, zunächst dem Hüter dreimal rufen soll. „Kumbt er nit, so soll er drei Weinper nehmen, in jede Hand eins und in das Maul das dritt Weinper und nit mehr. Nimbt er aber mehr, so soll man ihn anfallen als ain schädlichen Mann." Dieses Froschdorf hieß einst Krotendorf und heißt heute Frohsdorf: eine im Reiche der Amphibien einzig bestehende Metamorphose — aus Anstandsrücksichten.

Die Verhältnisse der Geselligkeit und Gefälligkeit — wie Ihering sich ausdrückt — gehören nicht der Rechtssphäre an. Aber das deutsche Recht zieht mit Vorliebe auch Familienereignisse und Feste, Trinkgelage, Schmausereien, Spiel und Tanz in seinen Kreis. Jeder Gerichtstag endet mit Schmaus und Umtrunk: wir werden an die doppelte Bedeutung des Wortes „Gericht" erinnert. Die Bußen werden vertrunken. Zubereitung der Speisen, Helligkeit des Feuers, die freundliche Miene, die Beistellung der Musik wird mit unfreiwilligem und darum liebenswürdigem Humor bis ins kleinste geregelt. In einem der deutschen Weistümer, deren Sammlung Jakob Grimm unternommen hat und als deren Fortsetzung das Werk der Wiener Akademie erscheint, wird sogar das Abgeben des Dritten beim Kartenspiel zu einer Rechtsverbindlichkeit gestempelt. Ein Seitenstück ist die Anordnung des Rechtes von Saubersdorf auf dem Steinfelde über die Behandlung eines Gastes, der beim Spiel

Digitized by Google

verloren hat und „wollte anfangen zu murren und zu greinen". So kommt etwas von der Schalkhaftigkeit unseres Volksschlages auch in seinem Rechte zum Vorschein.

* * *

Die Tierfabel ist das liebste Kind des deutschen Waldes. Unsere Vorfahren betrachteten die Tiere nicht mit demselben überlegenen Blick wie wir. Sie sahen in ihnen eher brüderliche Wesen, deren Sprache einem begabten Menschenkinde sogar verständlich werden konnte, wie das Märchen erzählt. Drum ward den Tieren auch im Rechte ihre Stellung eingeräumt, rechtliche Persönlichkeit ihnen zugestanden, während sie heutzutage höchstens als Rechtsobjekte hervorgehoben werden. In den Weistümern, in denen der Volksglaube so frisch hervorklingt wie in den Märchen, ist von den Freiheiten und Rechten der Haustiere die Rede. Einzelne davon haben das Vorrecht, ungestraft Schaden zu tun, andere werden bestraft. Seltsame Zeit, welche einem Menschen unter bestimmten Voraussetzungen alles Recht absprach, den Hengst und den Stier aber dieses kostbarsten Gutes teilhaftig machte. Die höheren Haustiere sollen, auch wenn sie auswärts Schaden anrichten, nicht gepfändet noch getötet werden; der Stier darf frei bis ins neunte Gericht oder die neunte Pfarre gehen, eine schneeweiße Sau mit ihren schneeweißen Jungen soll sogar „Recht haben, wohin sie kommt".

Nach dem Simmeringer Banntaiding darf man einen Stier, der einer Kuh ins fremde Haus folgt, nicht einmal austreiben. Das Geflügel erfährt dagegen minder wohlwollende Behandlung. „Gänse, Enten, Hühner auf jemandes Gras haben keinen Frieden", nach deutschen Bauernrechten erleiden sie in der Regel die Todesstrafe. Gerade in Niederösterreich, wo man so raffiniert in der Behandlung des toten Geflügels ist, wo das „Backhendel" (wenn man älteren Satirikern glauben will) gewissermaßen zum Nationalcharakter gehört — gerade hier soll nach den Weistümern frevelndes Federvolk nicht allzu streng behandelt werden. Will einer durch fremde Hennen keinen Schaden leiden, heißt es in Breitenau bei Neunkirchen, so soll er sie „nit erschlagen, sondern durch den Rauchfang hinein treiben". Nur in Hochwolkersdorf scheint solch zarter Sinn nicht einheimisch gewesen zu sein. Hier darf der Bauer ein fremdes, über seinen Zaun geflogenes Huhn grausam ermorden und ist weiter nichts schuldig als „seinen Nachbarn zu Gast zu laden".

Der Friede des Landbaues, mit dem sich die Bevölkerung hauptsächlich beschäftigt, weht auch aus den Weistümern entgegen. Zahllos sind ihre Anordnungen über Ackerwerkzeuge, Baumfrevel, Erhaltung und Ausbesserung der Wege und Brücken, über Grenzen und Gräben, über Kauf und Verkauf der liegenden Güter. Und weil wir in einem gesegneten Weinlande sind, ist auch an Bestimmungen über Weingärten und Lese, Weinhüter und Weinzeiger kein Mangel. Zu Weinzeigern — gemeint sind offenbar die heute „Buschen" genannten Naturwirtshausschilder aus Laub — sollen die Wirte, heißt es im Taiding von Mauer, keine Wipfel von jungen Bäumen nehmen, „als wodurch den Wäldern sehr geschadet wird", sondern bloß Gräser oder Äste. Man ermesse, was es heißt, wenn die Wirtshaustechnik der Forstkultur schädlich zu werden beginnt. Ein alter Weinbeißer mag sich den Gedanken weiter ausmalen und darin schwelgen: ein dichter Wald von stolzen Bäumen und jeder Wipfel zu einem künftigen „Buschen" bestimmt. Übrigens wird die Sperrstunde für die Wirtshäuser nach heutigen Begriffen sehr früh angesetzt, meist „soll zu

Digitized by Google

Winterszeit bis neun Uhr, Sommer aber bis zehn Uhr alle Unruhe abgeschaffet werden". Wegen nicht bezahlter Zechschuld wird der Wirt oder „Leitgeb" mit dem Pfändungsrecht ausgestattet. „Herrenlos schweifende und sonsten berüchtigte Personen" dürfen nicht beherbergt werden. Unter diesen zählt das Banntaiding zu Ober-Döbling Bettler, Wahrsager, Lanzknechte, Spieler und — Winkelschreiber auf. Unter den Bergtaidingen, wie die Rechte der weinbautreibenden Gegenden genannt werden, ist das von Gumpoldskirchen besonders interessant. Dieser glückliche Ort gehörte ebenso wie Pfaffstätten dem Kloster Mauerbach. Statt, wie es heute öfter geschieht, die einfältigen Reime herauszugeben, welche die Fremdenbücher und Wände alter Gasthäuser verunzieren, sollte man wirklich das Bergrecht von Gumpoldskirchen allen Liebhabern seines Tropfens zu Ehren in einer würdigen Separatausgabe erscheinen lassen. Es ist ein weinseliges Zwölftafelgesetz, und wirklich, an den lapidaren Ton der zwölf Tafeln erinnert die Bestimmung über die Weinhüter: „Item, wann die Hueter in die Huet treten, so sulln sie darnach stetlich hueten Tag und Nacht, ob es in der Nachthuet ist, und in der Taghuet pei dem Tag. Und sulln auch nicht hauen weder in selbs (sich selbst) noch andere Leute." Wenn nach dem Dichterworte das ewig Weibliche uns hinanzieht, so mußten doch die Nachthüter von Gumpoldskirchen einer strengeren Regel folgen, welche ihnen nachdrücklich verbot, sich während der Dienstzeit „hinanziehen" zu lassen.

Nach einer vielleicht verwerflichen, aber jedenfalls landläufigen Ansicht ist der Bauer grob. Noch gröber wird er, wenn ihm jemand in seinen Acker hineintritt, am gröbsten aber beim Versuch einer Grenzverrückung zu seinen Ungunsten. In diesem Falle waren die Bauern der früheren Zeiten nicht nur grob, sondern auch grausam. Von einer wilden, schier unbegreiflichen Grausamkeit. Wir begreifen sie nur, wenn wir bedenken, daß das liegende Gut das Heiligtum des Bauern ist, welches er selbst nur betritt, um es zu kultivieren. Grenz- und Markfrevel ist das bäuerliche Majestätsverbrechen. Dann verwildert das sanftmütige Lamm zum blutgierigen Tiger und die kuhwarme Milch frommer Denkungsart zum Drachengift. Mit einem gewissen grausamen Humor sind die Strafen für jene Delikte in den Weistümern gestaltet, und so über alles Maß, das ein weiser Richter auch in der Strafe beobachtet, daß man geneigt ist, sie für bloße Androhungen zu halten, welche nicht vollzogen, sondern stets durch Geld abgelöst wurden. Darauf deutet auch der häufige Zusatz: Wer das und das tut, „dem wäre Gnade besser denn Recht". Ein schauerliches Beispiel, das wir nur für die Ausheckung einer wilden Phantasie halten wollen, stammt aus deutschen Satzungen. Wer einem Baum die Rinde abschält, dem wird dafür der Darm herausgeschält, um den Baum geschlungen und angenagelt. Eine seltsame schreckliche Anwendung des strafrechtlichen Gedankens der Talion, wofür sich auch in österreichischen Weistümern merkwürdige Belege finden. Wer einen Grenzstein auspflügt, soll nach dem Recht von Hochwolkersdorf — demselben, das die Hühner so grausam behandelt — selbst an dessen Statt bis unter die Achseln eingegraben und dreimal überpflügt werden. Dazu die grausame Bemerkung: „Kombt er davon, so ist's guet, wo aber nit, so ist er mit billichen Recht bezahlt." Das Volksrecht der Sachsen wurde als lex crudelissima, als grausamstes Gesetz, bezeichnet. Das Recht von Hochwolkersdorf ist wenigstens unter den niederösterreichischen Bauernrechten das grausamste. Der Waldbrenner, heißt es weiter darin, soll dreimal mit Stroh umwickelt und angezündet werden.

Digitized by Google

Der Bauer beschäftigt zahlreiches Gesinde, und reichliche Bestimmungen regeln den Arbeitslohn. Als eine Vorahnung der modernen Koalitionsgesetze erscheinen Strafsätze gegen solche, die dem andern seine Arbeiter und Dienstleute abreden oder sonst den „allgemeinen Lohn ohne Not mehren". Überhaupt begegnet man manchem Vorläufer von ganz neuen Rechtsgedanken. Erst in der neuesten Gesetzgebung hat man die Untreue bei Erfüllung von vertragsmäßigen Leistungen unter Strafe gestellt, während schon das Liesinger Weistum aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts den Verrichter von „untreuer falscher Arbeit" bedroht. Auffallend durch ihre Frömmigkeit sind die Statuten von Bockenhaus, einem Marktflecken bereits auf ungarischem Boden. Sie beginnen gleich mit ausführlichen durch Strafandrohungen gewürzten Vorschriften über Kirchenbesuch und Beichtgang, verpönen das gotteslästerliche Fluchen, befehlen Ehrfurcht gegen das Alter und unterlassen nichts, „damit die gemain Leut auf gottseeliges Leben und alles Gutes gerichtet werden mögen". Allein wie reimt es sich, daß dieses frömmste Weistum zugleich bemüßigt ist, die umfassendsten Anordnungen gegen liederlichen Lebenswandel zu treffen?

* * *

Aber auch die Wälder bedeckten einen guten Teil des Landes, einen weit größeren als heute, und noch hauste in den Wäldern Niederösterreichs der Wolf und der Bär. Item, wird zu Rohr und Schwarzau im Gebirge geboten, „von dem freien gejaid, das ist der bär, so man den fället, so ist er des jägers der ihn gefält hat — wohlverstanden, gefällt und nicht etwa gefehlt —, aber die rechte branken und den kopf soll man gegen hof überantworten, auch füchs, hasen und wölf sind ganz frei." So trefflich beschaffen war die Jagd noch im Jahre 1597.

Ein schöner Zug ist es, daß auch der Wald seine „Freiung" hat, wie wir der Ordnung und dem Banntaiding des Wienerwaldes, dem sogenannten Waldbuch, von 1511 entnehmen, und „wer des walds freiung freventlich zerpräch, der sollt auch auf andern freiungen nit freiung haben".

Auch der Berg, das ist der Weinberg, hat seinen „frieden", er soll „fridsam sein in allen sachen, das kainer mit werhafter hant in den berg gen soll und auch niemant darinn laidigen". Bergrecht ist in Weingegenden immer Weinbergrecht. Weinbergarbeiten wie alle anderen Feldarbeiten sind „nach ave Maria-zeit" verboten. Auch Vorläufer einer Regelung der Sonntagsruhe sind zu verzeichnen. So heißt es im Banntaiding zu Stockerau: „Die metzger und die pecken alhie sollen ihre fleischbank und brodtläden unter der predig zuthuen und kain fleisch noch brodt biß zu ausgang der predig nit hingeben bei der straff." Das soziale Moment ist dem altdeutschen Recht überhaupt nicht fremd.

Strenge und Nachsicht paaren sich oft genug in den Weistümern und geben zusammen einen trefflichen Klang, der uns lehrt, daß die „burger und haußgesessenen" nicht von egoistischen Motiven allein bewegt werden.

Die alten Gesetze, so grausam sie sonst sein konnten, waren in einem Punkte voll nachsichtiger Duldung: bloß ein einziges Mal, im Banntaiding zu Zwölfaxing, wird Trunkenheit für strafbar erklärt. Nach allen anderen Rechten konnte man sich betrinken, soviel man wollte.

Einige Male begegnen wir dem Verbot, „Pfäffinen" — Pfaffenweiber — zu halten. Daß die Trunkenheit nicht gestraft wurde, darf uns um so minder wundern, da doch einige Gesetze anordnen, die Geldstrafen (Wändel) zu ver-

Digitized by Google

trinken. Diese Bestimmung, die allerdings wie keine andere geeignet ist, selbst Geldstrafen beim Volke beliebt zu machen, kommt auch in den übrigen deutschen Weistümern oft genug vor.

Vom Tabakrauchen — weil wir schon bei den Lastern halten — ist natürlich nur in den jüngeren Weistümern die Rede. „Denen kutschi und knechten ist das tobbackrauchen in denen Ställen unter prigl und abschaffung alles ernsts verbotten" — heißt es zu Siechenals am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Dieses Siechenals ist nichts anderes als der später sogenannte Thury, vom Oberen Werd durch den Alsbach geschieden. Und da es in der „neuzeitlichen" Stadt Wien vielleicht auch schon Leute gibt, die den Thury nicht mehr kennen und diesen seligen Grund am Ende gar mit — Thule verwechseln, setzen wir noch die moderne Bezeichnung hinzu: ein Teil des heutigen Wiener Gemeindebezirkes Alsergrund. Schon im Jahre 1298 stand dort ein Siechenhaus, später das „Sündersiechenhaus" — ein Lazarett für Aussätzige. Man sieht, der Alsergrund hatte schon in den ältesten Zeiten etwas Medizinisches an sich.

Auch „die fast bei iedermann im schwang gehente unzimbliche fressereien wann etwann ainer irgent ain schwein schlachtet, so man sautänz nennet" — werden zu Rohr bei Gutenstein verboten. Das Recht kümmerte sich vordem ungemein um das Privatleben und zog mit Vorliebe auch Familienereignisse und Feste, Trinkgelage, Schmausereien, Spiel und Tanz in seinen Kreis. Es war ein fröhliches Recht. Wir finden Bestimmungen über die Tage, wo die Tanzgärten offen sein dürfen, über Kirchtage, Raufhändel — diese gehörten doch sicher zu den Vergnügungen. In Ravelsbach, das zum Stift Melk gehörte, sind „diejenigen Professionisten zur Verantwortung zu ziehen, welche ihren Gesellen die sogenannten blauen Montage gestatten und dadurch Müßiggang und lüderlichen Wandel begünstigen". So wurde dort am 1. Jänner 1791 hinausgegeben.

In Tattendorf an der Triesting galt zufolge des Banntaidings ein Gebot, das — es stammt aus dem Jahre 1450 — wohl viele Staatsmänner der folgenden Jahrhunderte unterschrieben hätten; kurz und vieles umfassend lautete es: „Es soll auch niemant kain newung aufbringen." Ein Staatssystem in einer Nußschale! Ihr Männer von Tattendorf an der Triesting, ihr waret einfache Leute, aber mancher berühmte Staatenlenker hätte euch im Geiste die biedere Rechte gern geschüttelt, mancher Minister, den „aufgebrachte Neuerungen" sehr aufgebracht haben.

Daß die Gemeindegenossen einander beistehen sollen, ist recht und billig. Ein seltsames Ziel aber hat die Nachbarhilfe, wenn sie, wie in Zillingsdorf, zur Aufrichtung des — Galgens dient: „Wann ains galgennot geschiecht zu zimern, so soll die ganz gemain darzu helfen." Nach demselben Recht ist auf Fischdiebstahl das Ertränken gesetzt; doch soll der arme Teufel, dem es gelingt, sich aus der Leitha zu retten, „ledig sein".

Auch Blendung ist eine häufig wiederkehrende Strafe. Ins höchste germanische Altertum weist folgende Buße, die auf Tötung eines Hundes steht: „Man soll den hunt aufhahen bei dem schwanz oder fueßen und soll den anschitten mit waiz oder magen — so bestimmt zu Kirchberg am Wechsel. Diese Bemessung der Buße hat Jakob Grimm auch in sächsischen Bauernweistümern gefunden. Dort heißt es: Den getöteten Hund soll man bei dem Schwanze aufhangen, daß ihm die Nase auf die Erde stehet, und soll mit rotem Weizen begossen werden, bis er bedeckt ist. Dies ist eine Art Wehrgeld für Tiere.

Digitized by Google

Zu den todeswürdigen Verbrechen gehören oft nur „die drei Fälle“: Mord, Diebstahl und Notzucht. „Item, so melden wir auch“ — hieß es zu Markgraf-Neusiedl im Marchfeld —, „das für das Gericht gen Marchegkh gehören prant diebstall todtschlagen nottnunft und auch nit mehr.“ Hier kam also die Brandlegung hinzu und anderwärts, wie schon erwähnt, noch auf Grenzfrevel die grausame Strafe des Lebendigbegrabens. Zahlreich sind die Gebote über gerechtes und falsches Maß und Gewicht; unter den Lokalmaßen finden wir das Wiener-Neustädter, Dachensteiner, Eggenburger, Klosterneuburger, Korneuburger, Laaer, Langenloiser, Krummbacher. „Es soll alhie ain ieder leitgeb die rechte Khrunpeckherische maß geben auß dem hauß“ — ob noch ein Altertumsfreund dieses Maß kennt? Kaum glaublich.

Eine gar merkwürdige Satzung galt zu Traiskirchen. Die Bürger sollten dafür sorgen, „das ein fleißiger uhrrichter gehalten werde, dieweil da ein große und gemaine landstraß, auch täglich und fast stintlich hoch und niedere zue- und abreisen, und in ansehung das es der ganzen gmain daselbst zu allem gueten gereicht iederzeit ihr aufmerken haben auf das ihr gemaine marktuhr fleißig gericht, aufgezogen und bei tag und naht recht gehe, schlag und zaige, sich meniglich darnach zu richten hab“.

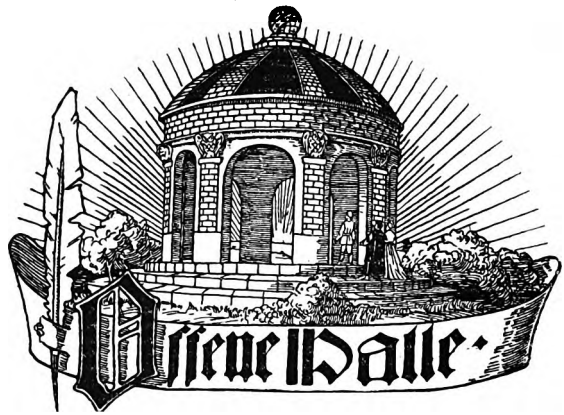
Dieses Amt eines öffentlichen „Uhrrichters“ gefällt uns sehr; es verdiente, auch in Städten mit geringerem Verkehr, als er in Traiskirchen einst „täglich und fast stintlich“ so mächtig gewesen sein muß, wieder aufgerichtet zu werden — gar in Wien, wo die öffentlichen Uhren nach Rekorden streben und in das einförmige Geschäft des Zeitansagens so unendliche Mannigfaltigkeit bringen, wäre dies ein glücklicher Gedanke und seine Ausführung würde „zu allem gueten gereichen“.

In jedem Ort sind alle Lebensverhältnisse wenigstens in den Einzelheiten verschieden geregelt — dreihundertunddreizehn niederösterreichische Rechte sind in den beiden Bänden der Weistümer enthalten: welch verwirrende Mannigfaltigkeit! Selbst wenn das Radfahren damals schon existiert hätte, wäre es dennoch unmöglich gewesen, denn jeder „Gau“ hätte andere Gesetze für das Radfahren erlassen . . .

So abwechslungsvoll und farbenreich das Bild gesunden Lebens ist, das wir aus den Weistümern gewinnen — ein dunkler Schatten fällt doch darauf. Dieser wackere Bauernstamm, dessen tüchtiger Sinn noch heute aus seinen Rechtssatzungen zu uns spricht, lebte in Unfreiheit. Wenn auch sein Los nur Abhängigkeit, nicht Knechtschaft sein mochte, so nehmen die Vorschriften über die Robot dennoch breiten Raum in den Weistümern ein. Mannigfach waren die Abgaben, mannigfach die Dienste. Die freudigen Feste des Jahres erinnerten zugleich an den Tribut, welcher der Herrschaft gesteuert werden mußte, an Fastnachtshühner, Pfingsthühner, Martinshühner und des andern noch viel. Wir müssen an des römischen Dichters Virgilius schönes Wort denken: So baut ihr Nester, Vögel, nicht für euch; so tragt ihr Wolle, Schafe, nicht für euch; so macht ihr Honig, Bienen, nicht für euch; so zieht ihr Pflüge, Rinder, nicht für euch!

Dr. Emil Reichert.

Digitized by Google



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung?

Herr Walter Berghaus kommt in seiner Behandlung dieser Frage zu dem Schluß (Heft 7, p. 92), daß alle Offenbarungen oder Erleuchtungen, da sie einander vollkommen gleich seien, nicht göttlich sein können. Man sei zu diesem Schluß gezwungen, wenn man nicht zu der ungeheuerlichen Schlußfolgerung gelangen wolle, daß auch die sittlich nicht einwandfreien Erleuchtungen (Kaufmann usw.) aus göttlicher Quelle herfließen.

Mir scheint, der verehrte Herr Verfasser hat, indem er uns in dies Dilemma hineinführte — alle Offenbarungen entweder göttlich oder nichtgöttlich — folgendes übersehen: erstlich zugegeben, daß alle sogenannten Erleuchtungen auf geistige Kausalität zurückzuführen sind, wo in aller Welt steht denn geschrieben, daß es nur eine oder eindeutige geistige Kausalität geben könne? Basiert doch unsere gesamte Sittenlehre vielmehr auf der grundlegenden Erfahrung, daß es gute und böse geistige Kausalität gibt. Wie es Ausstrahlungen guter geistiger Kausalitäten (im letzten Grunde „Gott") gibt, so auch Ausstrahlungen böser widergöttlicher Kausalitäten, mag man sie sich nun im letzten Grunde personifiziert (Teufel) oder unpersönlich vorstellen. Gibt man aber diese Grundtatsache einmal zu, daß es sittlich verschieden geartete geistige Kausalität gibt, dann löst sich jenes vermeintliche Dilemma sehr einfach auf. Es gibt dann eben auch gute und böse Offenbarungen, mit ihren unendlichen Abstufungen in sich und Mischungen untereinander. Die Grenze zwischen beiden kann von jedem sittlich Empfindenden gezogen werden, der überhaupt ein Organ für die Unterscheidung von sittlich Gutem und sittlich Bösem besitzt, von den aus der menschlichen Unvollkommenheit entspringenden, aber gottlob im Laufe der Entwicklung immer wieder sich korrigierenden Irrungen abgesehen.

Zum anderen aber scheinen mir auch die vom Verfasser am Eingang aufgestellten Prämissen nicht einwandfrei zu sein, daß alle Offenbarungen, da sie auf demselben Prozeß beruhen, auch aus derselben dunklen Erkenntnisquelle stammen. Weil die gleiche oder analoge Wirkung eintritt, muß auch die Ursache die gleiche sein?! Also, wenn zwei dieselbe Empfindung haben, muß auch der Quell der Empfindung der gleiche sein? Wenn zwei die gleiche Licht-

Digitized by Google

empfindung haben, muß auch die Ursache dieselbe sein? Weiß Verfasser denn nicht, daß z. B. enorme Hitze- und enorme Kältegrade die gleichen Reizerscheinungen an der menschlichen Haut hervorbringen? Gewiß, das geben wir gern zu, daß alle Erleuchtungen insofern verwandt oder gleichartig sind, als sie Vorgänge geistiger Art darstellen, auf geistige Kausalität zurückgehen. Aber müssen darum alle geistigen Vorgänge auch derselben Quelle entspringen?!

Was den Begriff der Eingebung selbst nun anbetrifft, so geben wir natürlich zu, daß dabei eine gewisse Mitwirkung des empfangenden Objekts stattfindet, insofern eine Empfänglichkeit für eine solche Eingebung vorhanden sein muß, sei sie nun angeboren oder erworben, oder beides miteinander vermischt.

Läßt sich die Sache nicht sehr einfach durch einen Vergleich anschaulich darstellen? Ähnlich wie das aus den Wolken strömende himmlische Naß nur da gesammelt und aufgefangen werden kann, wo empfangende Gefäße da sind — sonst läuft freilich alles nutzlos ab —, so kann auch die von oben (oder unten) kommende Offenbarung nur da aufgenommen werden, wo eine Empfänglichkeit dafür vorhanden ist. Oder, um einen anderen Vergleich heranzuziehen, wie bei einer allgemeinen elektrischen Spannung der Atmosphäre der zündende Strahl doch nur da einschlägt und niederfährt, wo die Spannung am intensivsten, so fährt der Blitz der Offenbarung doch auch nur da nieder, wo eine intensivste geistige Spannung vorhanden. Gott ist immer bereit, Licht zu spenden, aber nur da, wo Augen sind zu sehen, kommt es zur Lichtempfindung ... kommt es zu klaren Lichtstrahlen der Offenbarung. Und da wir einmal beim Licht angelangt sind, so sehe ich nicht ein, warum wir uns nicht die verschiedenen Arten der Offenbarung — künstlerische, dichterische, wissenschaftliche, religiöse — als verschiedenfarbige Strahlenbrechung desselben Urlichts vorstellen sollen, so daß die religiöse Offenbarung allerdings nur eine, wenn auch die intensivste, unmittelbarste und am wenigsten gebrochene Form desselben darstellte. Ebenso gewiß freilich gibt es dann auch Ausstrahlungen der bösen Potenz oder Kausalität, ebenso wie es positive und negative elektrische, magnetische usw. Strahlen gibt. Ich meine also, der Begriff der Offenbarung widerspricht in keiner Weise unseren sonstigen Begriffen und Vorstellungen von menschlicher und göttlicher Potenzialität, sondern läßt sich wohl auch mit den modernen Vorstellungen menschlicher und göttlicher Geistesaktualität in Einklang bringen.

Paul Buhrow.

Zur Frage: Was ist der Mensch?

Wenn auch in dem ersten Artikel des letzten Türmerheftes die Herrscherstellung des Menschen wohl richtig beleuchtet ist, so erscheint es mir doch als zu gewagt, eine so unüberbrückbare Grenze zwischen Menschen und anderen Geschöpfen aufzustellen, wie es in der Abhandlung geschah. Gewiß ist der Abstand zwischen Mensch und Tier ein unendlich großer. Darf sich aber der Mensch zu einer völligen Wesenseinzigartigkeit gegenüber anderen Wesen selbst bestimmen?

Digitized by Google

Der Verfasser sagt: „Mehr denn alle Kreatur ist der Mensch durch seine Seele“ . . . Sie (die Hl. Schrift) bezeichne damit das, was den Menschen himmelhoch über das Tier erhebt. Demgegenüber ist darauf hinzuweisen, daß die Bibel sowohl Menschen als auch Tieren eine Seele (hebräisch naefaesch) zuerkennt, — 1 Mos. 1, 20: alle lebendige Seele (Luther: alles was lebt und webt) — Spr. 12, 10: der Gerechte erkennt die Seele seines Viehes (Luther: erbarmt sich . . .). So gründet das Altertum seine Warnung vor Tierquälerei auf seine so hohe Schätzung der Tierwelt.

Ferner sagt der Verfasser: „Der Mensch denkt, und daß er es tut, ist etwas Göttliches an ihm, das er nicht mit dem Tiere teilt.“ Nach vielen maßgeblichen Urteilen erheben aber auch höherstehende Tiere ihre elementaren Vorstellungen durch geringe Denktätigkeit zu Allgemeinvorstellungen. Ein Hund erhält zum Beispiel durch allmähliche Erfahrung, nicht durch angeborenen Instinkt die Allgemeinvorstellung von einem Stock.

Verfasser stellt dann die Fortschritte der Menschheit dem vermeintlichen Stillstand der Tierwelt gegenüber. Wer aber die Erweiterung des menschlichen Wissens in den uns bekannten fünftausend Jahren überblickt, muß im Grunde nicht über große, sondern über geringe Erfolge erstaunt sein. Noch heute sind unsere Wunderbauten nicht großartiger als die der Alten, noch heute ist unsere Wissenschaft nur eine Anwendung der Naturgesetze und keine Erklärung derselben. Ja die mathematische Erkenntnis war schon im Altertum erstaunlich hoch entwickelt, und ein wie unendlich kleiner Schritt ist auf dem philosophischen Gebiet von Plato bis Kant getan!

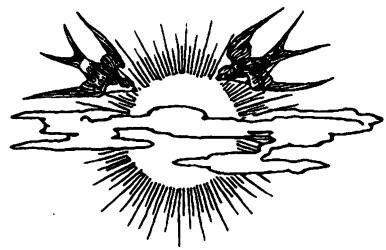
Andererseits sind Beobachtungen zur Genüge gemacht, welche die Möglichkeit einer Vervollkommnung der Arbeitsweisen der Tiere dartun.

Ich muß mich auf einen Standpunkt stellen, der nicht eine völlige Wesensverschiedenheit des Menschen gegenüber anderen Geschöpfen, sondern eine stufenmäßige Überordnung unseres Geschlechts über andere Kreaturen annimmt.

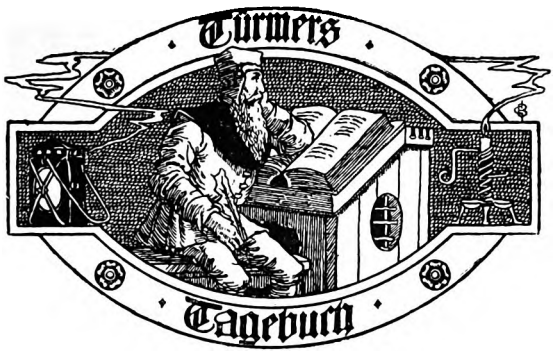
Dieser Standpunkt darf keinesfalls als Materialismus angesprochen werden. Er stimmt vielmehr überein mit dem Sinn jenes unendlich erhabenen Vergleichs, den der Herr in der Bergpredigt anwendet, und den der Verfasser selbst anführt mit den Worten: Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie (die Geschöpfe)? Es heißt also nicht: Ihr seid etwas dem Wesen nach ganz anderes als sie. Der Ausdruck „viel mehr“ ist eine Bezeichnung des Grades.

Nur in diesem Sinne gewinnt auch das Wort des Apostels Paulus Bedeutung, daß auch die anderen Kreaturen der Erlösung harren.

Waldemar Franke.



Digitized by Google



Der Hererokrieg und das Nationalgefühl. — Materialisten und Idealisten. — Aus dem Rechtsstaat. — Von allerlei Staub und vom grünen Mai.

Immer größere Opfer an blühender Jugend und heldenmütiger Mannes-kraft heischt der unselige Krieg in „unserem" Südwestafrika. Und dabei ist es für eine Kultur- und Großmacht vom Range der deutschen nur eine zweifelhafte Ehre, in einem regelrechten „Kriege" mit halbwilden Völkerschaften sich *messen* zu müssen, die doch angeblich der Kultur und dem Christentum gewonnen werden sollten. Um so peinlicher muß diese Betrachtung sich uns aufdrängen, als wir über jene Volksstämme ein unumschränktes Herrenrecht glaubten ausüben zu dürfen.

Je größere Opfer aber an Gut und Blut Schuldlose nun tragen müssen, um so schwerer muß die Verantwortung diejenigen treffen, die das ganze Unheil über uns und das unserer Erziehung und Pflege anbefohlene unmündige Volk heraufbeschworen haben. Ist auch jetzt, wo so viel edles deutsches Blut geflossen, mit wohlfeilen humanitären Phrasen nichts mehr getan, müssen wir den Kampf, um künftigen Katastrophen vorzubeugen, bis zum bitteren Ende ausfechten, so sollten wir uns doch diese blutige Lehre in ihrer ganzen Tragweite in die so festfrohen und selbstzufriedenen Herzen schreiben. Denn was der Herrgott anderen Völkern nachsieht, sieht er uns vielleicht nicht nach, weil er mehr von uns verlangen darf. Oder fühlen wir uns nicht zu Führern und Lehrern der Völker berufen? Wollen wir aber anderen Völkern vorangehen, so müssen wir auch von uns selbst mehr verlangen. Wenigstens wüßte ich keine andere sittliche Begründung des nationalen Gedankens, und es kann auch kaum ein stolzeres Nationalgefühl geben, als das, welches diesem Grunde entspringt, in ihm wurzelt, aus ihm seine Lebenskraft schöpft.

* * *

An Versuchen von interessierter Seite, die klar zutage liegende eigene Verschuldung wenigstens nach Möglichkeit zu vertuschen, da sie sich

Digitized by Google

von den Tafeln der Geschichte ja doch nicht löschen läßt, ist menschlicherweise kein Mangel gewesen. Hat uns aber dieses System der Schönfärberei und „Wurschtigkeit" schon um die Früchte der gesamten deutschen Kultur- und Missionsarbeit im deutschen Südwestafrika gebracht, so wäre es ebenso verkehrt wie frevelhaft, wenn wir uns dadurch auch noch um den einzigen Gewinn bringen wollten, den wir aus der unseligen Geschichte nur ziehen können. Nämlich um die Lehre daraus, die, recht beherzigt und nicht nur auf unsere Kolonialpolitik, sondern auf unsere gesamten öffentlichen Zustände angewandt, in der Tat ein nicht zu unterschätzender Gewinn wäre. Dazu aber gehört, daß wir die Dinge so sehen, wie sie sind, und nicht, wie wir sie zu sehen wünschten.

„Ein Weckruf an das deutsche Gewissen", der aus Missionarkreisen stammt und vollständig im „Lokalanzeiger für Elberfeld" vorliegt, bestätigt zwar, was schon in früheren Tagebüchern über die Ursachen des Herero-Aufstandes ausgeführt wurde, ergänzt diese Ausführungen aber durch Begründung im einzelnen so, daß die Verzweiflungstat des europäisch verseuchten Niggerstammes erst recht verständlich und glaubwürdig erscheint und jeder etwa noch übrig gebliebene Zweifel schwinden muß. Auch der Verfasser des Weckrufes erklärt unumwunden die weißen Händler für „die Verderber des Volkes, die eigentliche Ursache des jetzigen Aufstandes":

„Sie überziehen das Land mit Ausschankstellen für Branntwein, der seine demoralisierende Wirkung auf das Naturvolk in noch weit stärkerem Maße ausübt, als bei uns. Sie spekulieren auf die Lüsternheit und den Leichtsinn der Farbigen. Was wird diesen unmündigen Menschen nicht alles zum Kauf angeboten! Nicht nur Genußmittel, Tabak, Zucker, Kaffee, auch Armspangen, seidene Kopftücher, Stehkragen, Faltenhemden! Der Sohn des Oberhäuptlings Maharero erschien zu seiner Hochzeit in — Frack, Zylinder und weißen Handschuhen, seine Braut in weißseidenem Kleide. Es sind meistens mehr als überflüssige Sachen, um die es sich handelt, aber die Hereros kaufen und kaufen; arm und reich kauft und kauft! Viel Geld haben sie nicht, aber sie haben Kredit beim Händler, unbegrenzt. Wenn dann aber die Schulden sich aufgehäuft haben und nicht bezahlt werden können, so werden sie rücksichtslos eingeklagt und — müssen in Landabtretungen beglichen werden. So war es auch jetzt wieder geschehen. Mit aller wünschenswerten Deutlichkeit sagten die ersten Zeitungsnachrichten, der Aufstand sei ausgebrochen im Zusammenhang mit rücksichtsloser Eintreibung von Schulden durch die Händler. Die Herero sahen es vor Augen, wie sie durch das Gebaren der weißen Händler um ihr Land und um ihre Habe gebracht wurden, wie sie, da ihr Land, der Weidegrund, nachdem die Herden ihnen bereits verkauft waren, ihr letzter Besitz war, dem vollkommenen Pauperismus in die Arme getrieben wurden. Die lange Dürre machte die Not noch größer, hinzu kamen vielleicht Aufreizungen vom benachbarten englischen Gebiet. Und dieser Groll gegen die Peiniger, der

Digitized by Google

Haß gegen die Händler machte sich Luft im blutigen Aufstand, den die mit den Verhältnissen aufs beste bekannten Missionare der „Rheinischen Missionsgesellschaft" schon seit vorigem Jahre befürchtet haben. Die Verzweiflungstat eines Volkes, das sich vis-à-vis de rien sieht und gegen das Äußerste einen aussichtslosen Kampf versucht, nichts anderes ist dieser Aufstand!

„Will man einen offenkundigen Beweis dafür? — Bei gefangenen Hereros fand man folgenden Aufruf des Oberhäuptlings Maharero an sein Volk, der beim Beginn der Feindseligkeiten erlassen war: ‚Ich der Großkapitän, Samuel, schwöre und befehle, daß keinem Bastard, Hottentotten, Bergdamara, Engländer, Bur und Missionar ein Leid geschehen soll. Samuel Maharero.' Kann man einen deutlicheren Beweis dafür verlangen, daß der Haß des Hererovolkes und der jetzt ausgebrochene Kampf nicht allen Weißen, sondern nur denen gilt, die in diesem Aufruf nicht mit erwähnt sind, d. h. aber den weißen Händlern und der deutschen Regierung, unter deren Augen jene ihre volksverderbende Tätigkeit begannen, deren Gerichte das Volk zur Hergabe ihres Landes verurteilen, deren Beamte dasselbe aber offenbar nicht hinreichend vor den weißen Vampyren geschützt haben?! Wahrlich, es ist eine saubere Gesellschaft, diese ländergierigen, gewissenlosen Händler, und kein Ruhm für unsere Kolonialregierung, von den Farbigen mit diesen gleichgestellt zu werden. —

„Der Aufstand wird niedergeworfen werden — wie sollte ein undisziplinierten Naturvolk den disziplinierten Truppen eines Kulturvolkes widerstehen können! Aber soll mit der Niederwerfung desselben die Episode für alle Zukunft erledigt sein?! — Das wäre eine Schande für unser deutsches Volk! Aufwecken soll uns die Verzweiflungstat eines um sein Dasein kämpfenden Volkes, das unserer Schutzherrschaft anvertraut ist, aus der Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit, mit der wir die Dinge draußen in unseren Kolonien haben ihren Lauf gehen lassen, ohne uns des näheren um dieselben zu kümmern! Aufwecken soll uns die Tat der Herero, daß wir der allmählichen Aussaugung unserer Schutzbefohlenen nicht länger stillschweigend zusehen! Erste Aufgabe einer jeden Regierung ist, die Schwachen im Lande gegen Vergewaltigung durch Stärkere in Schutz zu nehmen. Hier steht ein auf der Stufe unmündiger Kinder stehendes Naturvolk der gewissenlosen Ausbeutung der weißen Händler gegenüber. So muß unsere Kolonialregierung den letzteren ihr besonderes Augenmerk widmen. Allerdings könnte man dem Gouverneur den Vorwurf zu großer Milde machen, aber nicht gegenüber den Schwarzen, sondern gegenüber den weißen Händlern! Diesen gilt es nach Niederwerfung des Aufstandes ihr völkerverderbendes Handwerk zu legen.

„Was ist das überhaupt für eine Zivilisation, die die Schwarzen an so manchem Vertreter unserer hochgepriesenen Kultur kennen lernen? — Man hat das Schlagwort vom ‚Tropenkoller' erfunden, um damit

Digitized by Google

den Mangel an Selbstzucht, die Zügellosigkeit und Brutalität mancher weißen ‚Kulturvertreter' zu beschönigen, die inmitten der unmündigen Farbigen sich als ‚Übermenschen' vorkommen, denen alles erlaubt ist. Ist's vielleicht ein Ruhm, wenn von einer Herero-Ansiedlung, in der Weiße wohnen, berichtet werden muß: ‚Es ist manchmal geradezu entsetzlich dort, und man möchte sich am liebsten mit Abscheu von dem Orte fortwenden. Unter den Kindern sind nur wenige, die noch den wirklichen Hererotypus zeigen, die meisten sind Mischlinge mit einer schmutzig weißgelben Hautfarbe'!? — Ist es recht, die Einfuhr von Branntwein zu gestatten, wenn man klar sieht, wie die sich regenden Anfänge zum Guten durch das Teufelswasser wieder erstickt, das Volk demoralisiert und vernichtet wird? . . .

„Beweise in Menge liegen vor, daß das Volk bildungsfähig, daß es nicht eine solch stumpfsinnige, fast viehische Masse ist, wie dies egoistische Kolonialrealpolitiker glauben machen wollen. So bilde denn dies Volk heran, suche deine Ehre darin, es zu heben, seinen Wohlstand zu kräftigen und es für deine Kultur zu gewinnen, nicht aber darin, dasselbe heimatlos zu machen und zu Sklaven herabzudrücken! . . .

„Millionen sind für unsere Kolonien ausgegeben. Zu welchem Zweck? — Damit wir in unseren Kolonien Absatzgebiete für die Produkte unseres Handels und unserer Industrie erwerben wollten. Gegenwärtig läßt es die Kolonialregierung geschehen, daß die Händler durch Überlistung der Eingeborenen, die großen Handelsgesellschaften durch Kauf sich in den Besitz weiter Länderstrecken unserer Schutzgebiete setzen. Das bringt für den Augenblick wohl Profit, wenn die Schutzgebiete so wirtschaftlich rentabel gemacht werden; die Zukunft derselben aber wird dadurch vernichtet. Die Eingeborenen werden durch dieses Vorgehen zu Plantagenarbeitern herabgedrückt in Armut und Unselbständigkeit. Bedürfnislos, wie es seiner ganzen Rassenanlage nach ist, wird das Volk, wenn es nur noch aus armen Arbeitern besteht, niemals als Konsument europäischer Produkte in Frage kommen. Nicht einzelne Besitzer großer Territorien, nur eine dichte bäuerliche Bevölkerung der Kolonien kann aber das Land zum Aufblühen bringen, kann einen regen Austausch der Erzeugnisse unseres Mutterlandes mit unseren Schutzgebieten herbeiführen. Nicht zu bildungsunfähigen Plantagenarbeitern, sondern zu freien Bauern die Eingeborenen heranziehen, muß das Ziel einer weisen Kolonialverwaltung sein. (Es handelt sich in der Tat nicht um die Interessen von ein paar Hundert Händlern, sondern um das Ansehen und die Wohlfahrt des deutschen Volkes. D. T.) Sie heranzubilden ist aber sehr wohl möglich, ja darin, sie zum Anbau exportfähiger Früchte heranzubilden, hat man bereits erfreuliche Erfolge erzielt. In Senegambien ist die Ausfuhr an Erdnüssen, welche schwarze Bauern gezogen haben, bedeutend. Auf der Goldküste haben die Engländer den Schwarzen unentgeltlich Kakaobohnen

Digitized by Google

zur Aussaat gegeben. Seit sich die Leute an die Zucht der Pflanzen gewöhnt haben, hat sich der exportfähige Ertrag fast mit jedem Jahr verdoppelt. Auch der Afrikaner ist für die Tatsache, daß er durch Fleiß und Sparsamkeit zu Wohlstand, Bildung und Achtung emporsteigen kann, nicht unempfindlich, und wenn ihn etwas zum arbeitsamen Menschen machen kann, so ist es nicht, ihn zum Sklaven zu pressen, sondern eigenen wirtschaftlichen Vorteil in Aussicht zu stellen. Was will es besagen, wenn einmal die unmündigen Kinder, die die Eingeborenen noch sind, das ihnen gegebene Saatkorn auffessen, statt es zu säen!? Haben es nicht die märkischen Bauern mit den ihnen von der Landesregierung gelieferten Saatkartoffeln ebenso gemacht?

„Der Herero-Aufstand ist ausgebrochen, weil man dem Volke jede Möglichkeit, sich heraufzuarbeiten, durch Wegnahme des Landes abschneiden wollte. Wach auf, deutsches Volk! Besinne dich auf deine Aufgabe gegenüber deinen Schutzbefohlenen. Hebe sie hinauf zu freien Bauern, aber laß sie nicht gänzlich entrechtet und enterbt werden. Zum mindesten aber sichere ihm große Reservate in dem Lande seiner Väter, die der Geldgier und Habsucht der Weißen entzogen sind. Eine Schande wäre es, wenn, wie unsere liberalen Kolonialschwärmer möchten, die Niederschlagung des Aufstandes dazu dienen sollte, das Volk nun ganz rechtlos zu machen und seines Letzten zu berauben. Mag es uns gelingen, im Lande wieder Ruhe und Ordnung herzustellen, etwaige Greueltaten auch streng zu ahnden. Dann aber gilt's, die Mißstände, die der Aufstand zeitigte, zu beseitigen, den gewissenlosen Weißen streng auf die Finger zu sehen, die Eingeborenen selbst aber zu freien Bauern zu erziehen und zu heben. Wir schämen uns der Weißen, die einst die in hoher Kultur stehenden Völker der Inka und Azteken in Peru und Mexiko, die die begabten Indianerstämme der nordamerikanischen Steppen ihrer Habsucht opferten und ausrotteten. Möchten unsere Nachkommen sich unserer einst nicht zu schämen brauchen, weil wir es geschehen ließen, daß an unseren Schutzbefohlenen ein Gleiches verübt wurde. Auch den Schwachen ihr Recht werden zu lassen, das ist des deutschen Namens würdig!"

In der Zeitschrift „Die deutschen Kolonien" (Herausgeber: Pastor Gustav Müller und Dr. E. Th. Foerster) heißt es in einem Briefe aus Ontjo vom 27. d. J.:

„Die meisten Händler sollen im Felde ermordet sein, und man kann hierin nur einen nicht unberechtigten Racheakt der Eingeborenen sehen, die sich den unerhörten Vergewaltigungen und Brandschatzungen der Händler widersetzen. — Die meisten dieser Händler, frühere Kellner, Maurer 2c. 2c., meist tief verschuldetes, bankrottes Gesindel, eine Okahandja-Firma beschäftigt 142 solcher ‚Gesellen (??), plündern den Eingeborenen systematisch aus, nehmen ihm das Vieh aus dem Kral zu Preisen, die der Händler vorschreibt. — Ein Händler in Karibib, früherer Kellner, namens B., erzählte vor Zeugen, daß

Digitized by Google

er einem Kapitän einen Sack Mehl gegen Barzahlung zu 120 Mark liefere, wolle derselbe aber auf Pump kaufen, dann verkaufe er dasselbe Mehl zu 60 Mark, weiß er doch, daß er hernach das Vieh zu Preisen nimmt, die er selbst angibt. (Wird eine Aufschneiderei sein.) — Das im Juli vorigen Jahres herausgegebene Gesetz über den Handel mit Eingeborenen hat dem Faß den Boden eingeschlagen (mit diesen selben Worten kennzeichnete Dr. Förster-Berlin beim Erhalt der Nachricht vom Aufstand in der „Deutschen Tageszeitung" dies Gesetz, gegeben im Juli zu Norderney), und jeder Händler hat genommen, was er hat kriegen können, so hat z. B. ein Händler im November von einer Werft für 28000 Mark an Vieh weggetrieben und ein anderer, der 15 Mark zu fordern hatte, aber einige Tage warten mußte, bis daß das Vieh herangeholt wurde, hat sich seine Wartezeit dergestalt berechnet, daß er mit 4 Ochsen abzog. — Jeder Ochse hatte doch einen Wert von mindestens 90—110 Mark. (Tatsachen vielleicht übertrieben, Kern der Sache zutreffend.)"

Es spricht für die Objektivität der Herausgeber, daß sie den Abdruck dieses Briefes nicht ohne die eingeschalteten, von ihnen herrührenden Bemerkungen gestatten. Indessen können auch sie nicht umhin, den „Kern der Sache zutreffend" zu finden, und auf den kommt es doch wohl an.

Alles noch so gewissenhafte Streben nach subjektiver Objektivität scheitert eben an der Objektivität der Tatsachen. Ein solcher Widerspruch tritt uns auch aus dem Briefe des Vorsitzenden der rheinischen Herero-Mission, Missionars Diehl I, vom 12. Februar d. J. entgegen. Darin lesen wir:

„Ich bin nach dem Aufstande öfter von Offizieren und anderen höher gestellten Beamten gefragt worden, was ich für die Ursache des Aufstandes halte. Ich habe geantwortet: Zunächst Mißstimmung und allgemeiner Haß gegen das Hereinkommen und Besitzergreifung des Landes durch die Deutschen. (Warum nur gegen die Deutschen? Vgl. den „Weckruf" oben. D. T.) Dann aber auch die vielfach ungerechte Behandlungsweise, die sich namentlich Farmer und Fellhändler gegen die Eingeborenen zuschulden kommen ließen. Auch habe die Reservatangelegenheit wohl zum Teil mit dazu beigetragen. Das ihnen als Reservat zugedachte Stück Land sei zu klein und ungelegen gewesen, eine fast wertlose Wüste in den Augen der Hereros. Dazu kam der Verdacht, sie sollten dort eingepfercht werden und ihres übrigen Landes für immer verlustig gehen. Es wurden schon bald nach den Reservatsverhandlungen im Volke Stimmen laut: Nun machen wir keine Gärten mehr u. s. w., wir werden ja doch von den Deutschen weggejagt. Wer die Verhältnisse genauer kennt und unparteiisch urteilen will, muß zugestehen, daß auf beiden Seiten gefehlt worden ist. Die Leute werden bedrückt in mancherlei Weise. Aber an vielem trugen sie selbst Schuld. Ihre Lage war noch keineswegs verzweifelt(?), wenn sie nur hätten Lehre annehmen und durch Schaden klug werden wollen. Niemand konnte

Digitized by Google

sie zwingen, ihr Land zu verkaufen oder auf Borg zu nehmen(!) und damit den Wucherhändlern eine Handhabe zu geben, sie zu übervorteilen. Wir Missionare haben sie genug ermahnt und verwarnt und sind ihnen mit besserem Beispiel vorangegangen."

Eigentümlich berührt hier die Bemerkung, die Hereros seien an ihrer Auswucherung selbst schuld: sie brauchten ja die Waren nicht zu kaufen. Hätten sie nur auf die väterlichen Ratschläge und Warnungen ihrer treuen Hirten gehört, so wär' alles schön und gut. Aber so ernsthaft wird Herr Missionar Diehl den Hereros die überlegene Vernunft und sittliche Kraft doch wohl selbst nicht zugetraut haben, deren diese armen Instinktmenschen bedurft hätten, um den raffinierten Listen der Händler und — ihren eigenen Instinkten zu widerstehen. Wo so geriebene, zum Teil in ihrer Heimat schon mit allen Hunden gehetzte Macher einem eiteln und lüsternen Naturvolke gegenüber alle Künste spielen lassen, da kann — wenigstens in den meisten Fällen — von einem freien Willen ernstlich nicht die Rede sein. Man braucht nur an gewisse analoge oder ähnliche Fälle in unserem hochentwickelten Kulturleben zu denken, und man wird gerne darauf verzichten, von einem afrikanischen Niggerstamme mehr Vernunft und sittliche Widerstandsfähigkeit zu fordern, als von so manchem „guten Europäer".

Auch die wirtschaftlichen Zustände im deutschen Südafrika scheint Herr Missionar Diehl zu überschätzen, wenn er der Meinung Ausdruck gibt, die Lage der Hereros sei „noch keineswegs verzweifelt" gewesen. Wie sie es verstanden, doch gewiß. Sogar die amtlichen Denkschriften über die Entwicklung des Schutzgebiets im letzten Jahrzehnt mußten zu Bedenken Anlaß geben, trotzdem sie nichts von Ausbeutung und Knechtung, destomehr aber von stetig wachsendem Blühen und Gedeihen des Herero-Volkes unter dem glorreichen Zepter des Neuen Deutschen Reiches zu melden wissen. Im Bericht vom Jahre 1894/95 findet sich folgendes zum Nachdenken:

„Den Hereros ist eine feste Süd- und auf dem Nordzuge auch eine Nordgrenze gegen das Konzessionsgebiet der South-West-Africa-Company (!) gesetzt worden. Gerade in den letzten Jahren haben sich die Hereros instinktiv oder absichtlich (!) über ihr eigentliches Stammgebiet ausgedehnt und zwar besonders nach Norden und Süden. Es wird daher den Kapitänen (Häuptlingen) nicht leicht werden, ihr Wasser und Weide für die zahlreichen Rinder begehrendes Volk in die neuen Grenzen hineinzubringen. Dies ist für die Häuptlinge sowohl wie für die Regierung zurzeit um so schwieriger, als das diesseits der Grenze liegende Gebiet noch nicht mit Weißen besetzt ist und die Hereros es daher nicht verstehen können, warum sie nicht, wie bisher, ihre Herden auf unbesetztem Land weiden lassen dürfen. Es ist daher sehr wohl möglich, daß sie an einzelnen Stellen bei weiterem unbefugtem (!) Vordringen mit Gewalt über die Grenze zurückgetrieben werden müssen."

Digitized by Google

Hat der „Vorwärts“ in der Sache unrecht, wenn er dieses „Kolonialdeutsch“, wie folgt, übersetzt — wir brauchen uns ja seine Sprache nicht zu eigen zu machen: „Wir deutschen Eindringlinge haben auf Grund des Rechts des Stärkeren zugunsten konzessionierter Territorialgesellschaften die Hereros aus ihrem bisherigen natürlichen Landbesitz hinausgedrängt und ihr Weidegebiet willkürlich beschränkt. Falls sie diese deutsche Rechts- und Kulturmaßregel nicht verstehen sollten, werden sie einfach über den Haufen geschossen.“

Auch die von dem Blatte weiter aufgeführten Zahlen und Tatsachen verlieren darum nicht an Interesse und Bedeutung, weil sie „zufällig“ im Vorwärts gestanden haben und nicht — in anderen Blättern. Der wirtschaftliche Wohlstand der Hereros beruhte bekanntlich auf der Größe ihrer Herden; darum drehte sich bei ihnen in der Tat alles um den Viehbestand einschließlich natürlich des dazu gehörigen Weidelandes:

„Die Zahl der Herero-Rinder wurde damals auf 3—400000 angegeben. Daß es unter sochen Umständen bei den Hereros etwas zu verdienen gab, hatten die deutschen Kulturpioniere bald herausgefunden; sie legten sich denn auch mit Vorliebe auf den Handel. Der Bericht sagt darüber, daß sich besonders die ausgedienten Mannschaften der Schutztruppe erfahrungsgemäß gerne dem Handel zuwenden, um dann später, wenn sie ein kleines Vermögen erworben haben, Landbau zu treiben. Auf welche Art sie ihre Handelsgeschäfte betreiben und wie sie ihr kleines Vermögen nebst dem zum Landbetrieb gehörigen Vieh ‚erwerben‘, darüber verrät der Bericht allerdings nichts. Immerhin müssen die Händlergeschäfte ganz lukrativ gewesen sein, denn die Denkschrift von 1896/97 zählt auf die damals 530 weißen Ansiedler, Arbeiter und Handwerker, die außer der Schutztruppe, den Missionaren und Beamten dort ansässig waren, nicht weniger als 112 Händler, darunter 80 Deutsche. Nebenbei erwähnt der Bericht auch gleichzeitig eine ‚Lektion‘, die den Eingeborenen wegen Auflehnung gegen die Grenzabsperrung zuteil geworden ist, und bei der die Haupträdelsführer erschossen wurden.

„Die folgenden Berichte melden dann einen rapiden Rückgang des Viehbestandes der Hereros infolge der Rinderpest und des Regenmangels. Hunger, Not und Elend sind die Folge. Doch auch diese furchtbaren Schicksalsschläge haben nach Ansicht der Landeshauptmannschaft ihr Gutes gewirkt, denn die ‚an reichliche Kost gewöhnten‘ Hereros wandten sich nunmehr notgedrungen dem Landbau zu. Der Feldhandel aber, durch den die Händler ‚rasch reich zu werden hofften‘, hatte erheblich abgenommen. Im Bericht von 1899/1900 wird dann wieder vom wachsenden Wohlstand der Eingeborenen und Bastards gesprochen, deren Viehzucht ihnen einen reichlichen Lebensunterhalt gewähre. Wie es jedoch mit diesem wachsenden Wohlstand bestellt sein muß, ersieht man aus der Denkschrift von 1902/03. Es hatten dort laut amtlicher Zählung die gesamten Eingeborenen nur noch 45899 Stück Rindvieh im Besitz, während die weißen

Digitized by Google

Ansiedler über 44487 Stück verfügten. Demnach muß die Rinderpest, die den Schwarzen einen so enormen Viehverlust brachte, für die Weißen einen Viehsegen im Gefolge gehabt haben. Beim Kleinvieh ist der Kontrast noch auffallender, davon besaßen die Weißen 210803, die Schwarzen aber nur 136557 Stück. Bedenkt man nun, daß der Viehbestand der Schwarzen in früheren Jahren nach Hunderttausenden, der der Ansiedler aber nur nach Hunderten zählte; zieht man ferner in Betracht, daß die Kopfzahl der Schwarzen rund 200000, die der Weißen einschließlich der Schutztruppe und Beamten aber nur 4682 beträgt — dann muß man sagen: Die weißen Kolonisten haben es wirklich aus dem ff verstanden, den Hereros das Fell über die Ohren zu ziehen. Es ist dann auch verständlich, daß die Zahl der Händler auf 277, darunter 253 Deutsche, angewachsen ist . . ."

Zum Schluß seiner Betrachtungen wirft das Blatt die Frage auf: „Ist die ganze südafrikanische Kolonie denn überhaupt wert, daß dieser Krieg um sie geführt wird?" Diese Frage müsse unbedingt verneint werden:

„Zwar leuchtet aus allen amtlichen Berichten stets die Prophezeiung von der großen Entwicklungsfähigkeit der Kolonie hervor. Verlockend wurde die Fruchtbarkeit des Bodens, der Viehreichtum und vor allem die Fülle der noch ungehobenen metallischen Schätze der Erde geschildert. Aber trotzdem sich eine ganze Anzahl von Territorial- und Minengesellschaften auf die Ausbeute des Landes geworfen haben, ist deren Resultat ein völlig negatives. Der Bergbau rentiert sich, wie in den Denkschriften jetzt zugegeben wird, absolut nicht. Das Land leidet unter großem Wassermangel. Gibt es doch Distrikte, in denen drei Jahre lang kein Tropfen Regen gefallen ist. Ein Blick auf die Berichte der meteorologischen Stationen daselbst zeigt uns, welche trostlose Öde dort herrschen muß. Dieser natürlichen Unfruchtbarkeit des Landes entspricht denn auch die Ausfuhr an Produkten. An Tieren und tierischen Erzeugnissen wurden im Berichtsjahre 1902/03 insgesamt ausgeführt: 5199 Rinder (die den Eingeborenen von den Händlern meistens für einen Schundpreis abgekauft und dann mit großem Nutzen wieder verkauft wurden), 17333 Stück Kleinvieh, 250 sonstige Haustiere und 22 Stück Wild. An Erzeugnissen des Landbaues und der Forstwirtschaft wurden ausgeführt ganze 237 lebende Pflanzen und 25529 Kilogramm Gummiarabikum. An Getreide, Holz usw. konnte nichts ausgeführt werden.

„Zieht man demgegenüber in Betracht, daß diese Wüste dem Deutschen Reich bis jetzt bereits ca. 60 Millionen Mark kostet und infolge des Aufstandes in diesem Jahre wahrscheinlich noch weitere 60 Millionen kosten wird, so ergibt sich der völlige Unwert der Kolonie von selbst. Von der gesamten 4682 Köpfe zählenden weißen Bevölkerung leben dort 2998 Deutsche. Zieht man davon die 1015 Schutztruppen, Geistlichen, Ärzte und Beamten ab, so bleiben an Ansiedlern, Händlern,

Digitized by Google

Handwerkern und Arbeitern deutscher Nation mit Familien nur 1983 Köpfe übrig, und diese kosten dem Reich pro Kopf rund 60000 Mark! Wirklich, eine ‚teure' Kolonie. Deutschland könnte sich gratulieren, wenn es sich aus dieser Wüstenei so bald wie möglich zurückzöge!"

Mag man sich nun zu diesen Betrachtungen und Berechnungen stellen, wie man will, so ist doch für jeden, dem nicht alles Gefühl für nationale Ehre abhanden gekommen, so viel klar, daß das Reich heute weniger denn je zurückweichen darf. Wie man das bei ihm ja leider gewohnt ist, hat es auch hier mit viel zu kleinlichen Mitteln eingegriffen. Große Begeisterung freilich kann unsere ganze Kolonialpolitik kaum mehr erwecken. Seit jenen verhängnisvollen Tagen, in denen wir mit maßlosem Staunen und ehrlichem Ingrimm die überraschende Kunde vernahmen, daß Sansibar für Helgoland eingetauscht worden sei, — für einen „Hosenknopf", wie Bismarck sich mit der ihm eigenen Plastik ausdrückte, — seit jenen Tagen hat sich die Begeisterung gerade der wärmsten Kolonialfreunde merklich abgekühlt, und ist das Vertrauen zu unserer Kolonialpolitik erheblich geschwunden. Und wenn wir jetzt für ein minderwertiges und wenig aussichtsvolles Objekt unverhältnismäßig große Opfer tragen müssen, so tun wir's doch nur, wie wenn wir in einen sauren Apfel beißen. Daß dies leider die Stimmung ist, die auch diejenigen Kreise beherrscht, die zu solchen Opfern ehrlich bereit wären, darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Auch die Begeisterung für eine deutsche Machtstellung zur See wäre größer, wenn das Vertrauen zu der Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten größer wäre. Wer da geben soll, und sei er noch so opferfreudig, will doch wissen, wem und wofür er gibt. Und das weiß heute, außer etwa dem Grafen Bülow, kein Mensch. Und ob der's auch wirklich weiß — wer weiß? —

Mit der eingepökelten Begeisterung unserer Geschäftspatrioten kann man nationale Weltpolitik nicht machen. Ihre kraftmeiernden Trompetenstöße erwecken kein Echo im Volke. Sie haben einen zu persönlich-metallischen Beigeschmack. Dieser Art Patrioten ist denn auch das menschenfreundliche und selbstlose Wirken der Missionare ein Dorn im Auge. Die und der allzu gerechte Gouverneur Leutwein hätten die Hereros verwöhnt und zu einer Abschüttelung der schwächlichen deutschen Herrschaft ermutigt. Ganz richtig nennt D. Warneck in seiner „Allgemeinen Missions-Zeitschrift" dieses Verfahren eine armselige Sophisterei. „Eine Widerlegung dieser Verlegenheits-Sophisterei", fährt D. Warneck a. a. O. fort, „ist überflüssig, weil sie gegen den gesunden Menschenverstand geht; Menschenfreundlichkeit macht keine Rebellen. Aber das ist richtig, daß dem Übermenschentum, welches in einem gewissen Kreise unserer Kolonialpolitiker, besonders in der ‚Kolonialen Zeitschrift', das große Wort führt, die menschenfreundliche Behandlung der Eingebornen ein Greuel ist, den es als kolonialpolitische Sünde nicht schroff genug bekämpfen zu müssen meint. Diesem Übermenschentum ist nicht bloß die Mission, sonderlich die evangelische, verhaßt, es macht auch die schärfste Opposition gegen jede humane Kolonialregierung und speziell gegen den trefflichen Oberst Leutwein, weil er kein ‚harter' Gouverneur, sondern auch ein gegen die Eingeborenen wohlwollender und gerechter ist.

Digitized by Google

„Die Politik dieses Übermenschentums ist diese: Ist der Farbige nicht willig, so brauchen wir Weiße eben Gewalt. Er hat sich den modernen Anforderungen zu fügen oder von der Bildfläche dauernd zu verschwinden. Der Mittel, welche der Kongostaat bei seiner Neger-Erziehung zur Anwendung bringt, haben wir uns deshalb noch nicht zu bedienen. Aber eiserne Strenge als Charaktereigenschaft ist bei der Besetzung unserer Gouverneursposten die conditio sine qua non.' (K. Ztschr. 04, 79.)

„Nicht für die Missionierung der Farbigen, nicht für ihr Wohlergehen in erster Linie haben wir die Kolonien erworben, sondern für uns Weiße. Wer uns in dieser Absicht entgegentritt, den müssen wir aus dem Wege räumen.' (Ebd. 97.)

„Hier liegt der Hauptgrund der Feindschaft dieses kolonialen Übermenschentums wider die Mission: ihm sind die Eingeborenen Gegenstände der Ausbeutung, der Mission sind sie Gegenstände der Rettung."

„Ohne die Pionierarbeit der Missonare," hier beruft sich D. Warneck auf einen klassischen Zeugen, den bekannten früheren Oberleutnant von François in seinem Buche über Deutsch-Südwestafrika, „die eine über das Durchschnittsmaß der Phrase weit hinausgehende Anerkennung und Bewunderung verdient, wäre die Besitzergreifung des Landes ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen ... Und diese Arbeit will um so mehr bedeuten, als alle egoistischen Motive, die den Händler oder Forscher immer beseelen werden, die schließlich auch dem Kriegsmann nicht abgesprochen werden können, bei diesen Männern fortfallen. Es muß eine erhabene Triebfeder sein, nur um der Verwirklichung der Idee vom Zusammenschluß der Menschheit zum Gottesreiche, zur Gotteskindschaft in die Hände zu arbeiten, Bequemlichkeit, Erwerbsmöglichkeit, Ehre, Ruhm ... alles preiszugeben. Und das alles um einen Jahressold von 2400 Mk. Das eigene Interesse wird zurückgestellt; der Missionar wird Nama- oder Hereroman, er muß unermüdlich bald Handwerker, bald Ackerbauer, bald Baumeister spielen, immer geben, niemals nehmen, kaum ein Verständnis für seine Opferfreudigkeit — alles das jahrzehntelang, dazu gehört in der Tat mehr als Menschenkraft; das Durchschnittsgemüt des in Selbstverherrlichung und Selbstsucht verhärteten europäischen Strebers begreift das nicht. Ich hätte es früher auch nicht begriffen; man muß gesehen haben, um hier verstehen und bewundern zu können."

Hätten die weißen Ausbeuter die Hereros nicht bis zum Weißbluten zur Ader gelassen, und die Verzweifelten sich nicht zum blutigen Aufstande erhoben, so wäre im deutschen Südwestafrika, wie schlimm die Dinge auch dann noch dort gelegen hätten, alles hübsch beim alten geblieben. Kein Hahn hätte in der alten Heimat darnach gekräht, weder die offiziösen Regierungshähne, noch die „nationalen" Preßhähne. Müssen denn aber erst Katastrophen einbrechen, müssen sich die Dinge bis zum

Digitized by Google

Äußersten zuspitzen, damit sich der deutsche Michel die Zipfelmütze vom Haupte reißt und sich, daß verwundert, die schlaftrunkenen Äuglein reibt?

* * *

Die blutige Lehre, die uns der Hereroaufstand erteilt, beschränkt ihre Tragweite keineswegs auf unsere Kolonial- oder nur äußere Politik. Sie ließe sich mit ebenso gutem, wenn nicht noch besserem Erfolge auch auf unsere inneren Zustände anwenden. Genügt denn wirklich das beruhigende Bewußtsein, daß wir von unseren Sozialdemokraten einen Aufstand à la Herero nicht zu befürchten haben? Oder, wenn sie je sich dergleichen beikommen ließen, der tröstliche Gedanke an Polizei und Militär? Ist für die bürgerliche Gesellschaft, für die geschichtlich gewordenen Stände und Klassen die Gefahr nicht schon groß genug, daß auf ganz friedlichem Wege die Massen einen Einfluß auf die Gestaltung unseres nationalen Lebens gewinnen, der über eine berechtigte Teilnahme hinausgeht? Dem, neben manchem Überlebten und Morschen, auch vieles Gute, das sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und bewährt hat, zum Opfer fallen würde?

Dahin aber treibt die Entwicklung, wenn große und zum Teil einflußreiche Kreise der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer stumpfen Apathie gegen alles verharren, was nicht die persönlichen oder die engeren und engsten Kasteninteressen berührt, und der drohenden Gefahr der Massenherrschaft keinen anderen rettenden Gedanken gegenüberzustellen wissen, als die ganz brutale Staatsgewalt. Dabei wird der Begriff des Staates und der Staatsgewalt völlig verkannt, wenn man ihn für den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, für ein unveränderliches Gebilde hält. Auch der Staat ist ein lebendiger Organismus mit ganz bedeutendem Stoffwechsel, ein Baum, der morsche Zweige abstößt und neue treibt, seine gestaltende Kraft aber aus der jeweiligen, veränderlichen Zusammensetzung des Volksbodens schöpft. Wird dieser Staat, der dann vielleicht nicht mehr „dieser" ist, weil andere Faktoren, mit denen er rechnen muß, inzwischen mächtig geworden sind, — wird er immer bereit sein, Kanonen und Soldaten für die bürgerlichen Interessen, für die Herrschaft der historischen Stände aufmarschieren zu lassen, wenn diese Stände in der Tat schon — „historisch" geworden sind? Selbst eine kluge Monarchie müßte und würde mit den veränderten Machtfaktoren rechnen und, bevor sie sich selbst preisgäbe, die „historischen" Stände opfern.

Es gibt für diese Stände und Klassen schlechterdings kein anderes Mittel, ihre Stellung im Staate zu behaupten, als tatkräftig an der Gestaltung seiner Geschicke mitzuarbeiten, auch dort und gerade dort, wo keine persönlichen oder Kasteninteressen im Spiele sind. Eine solche Mitarbeit kann aber nur dann aus dem Bereich der patriotischen Phrase heraustreten und praktische Erfolge erzielen, wenn sie auch an der Kritik und Abstellung von öffentlichen Mißständen ehrlich und tatkräftig teilnimmt. Wird dadurch einerseits der Staat in seinen Grundlagen gestützt, so auch das Ansehen derer, die freudig an diesem Werke arbeiten, im Volke

Digitized by Google

gefestigt. Nun aber ist es eine von allen ehrlichen Deutschen anerkannte Tatsache, daß diese Art Kritik und Arbeit, die im wahren Sinne eine positive sein könnte, fast ausschließlich der Sozialdemokratie überlassen wird.

Wie soll denn das Gute gedeihen, wenn nicht zuvor das Schlechte fortgeräumt wird? Und wie ist alle Entwicklung fortgeschritten, wenn nicht vom Minderwertigen zum Höherwertigen? Wer Unkraut ausreißt, um Raum zu schaffen für edles, fruchtbringendes Wachstum, der leistet doch wahrlich im höchsten Sinne positive Arbeit. Daß die Sozialdemokratie, sei es nun aus eigensüchtigen oder anderen Zwecken, diese Arbeit mit Eifer, ja mit einer gewissen Opferfreudigkeit verrichtet, das und nicht ihre Bilder vom Zukunftsstaate, hat das meiste zu ihrem Ansehen und ihrer Verbreitung im Volke beigetragen. Darüber kann kein Zweifel walten.

Nun haben alle Staaten eine Grundlage, deren Unterwühlung geradezu den Bestand des Staates gefährdet. Es ist die Gerechtigkeit. Das Wort justitia fundamentum regnorum ist keine leere Redensart, ist eine vitale Wahrheit, die garnicht genug beherzigt werden kann. Nichts erhebt den Staat höher in der Achtung seiner Bürger, als eine unparteiische und unabhängige Rechtspflege; nichts erniedrigt ihn tiefer, als das Gegenteil. Der Staat, der um augenblicklicher, ihm noch so wichtig erscheinender Vorteile und Erfolge willen das Recht beugt, untergräbt sich selbst.

Auf diesem Gebiet hat die bürgerliche Kritik und redliche Mitarbeit noch große Aufgaben. Wer die Anklagen liest, die nicht nur von der Presse der Sozialdemokraten, sondern auch von deren Abgeordneten im Reichstage vor dem ganzen Lande erhoben werden, ohne daß sie in der Hauptsache von der Regierung oder den bürgerlichen Parteien und Blättern widerlegt werden können, der wird, wenn er bisher noch nicht überzeugt worden ist, zu der Einsicht gelangen müssen, daß es doch wohl besser wäre, die bürgerliche Gesellschaft entrisse diese wuchtige Waffe der Sozialdemokratie und nähme das Schwert in die eigene Hand, nicht um damit zu töten, sondern um damit zu heilen.

Zur Veranschaulichung seien hier mit Fortlassung aller parteitendenziösen Ausfälle, soweit sie sich eben vom Ganzen abtrennen ließen, Auszüge aus den Reden zweier sozialdemokratischen Abgeordneten mitgeteilt, die beide in einer Reichstagssitzung gehalten wurden.

Aus der ersten:

„Es sind im vergangenen Jahre insgesamt 512000 Urteile gefällt worden. Von den erstinstanzlichen Urteilen gelangten rund 10 Prozent zur Berufung. In der Berufungsinstanz wurden im fünfjährigen Durchschnitt (1896—1900) nicht weniger als 397 vom Tausend erstinstanzlicher Urteile aufgehoben. Im vorigen Jahre sind sogar über 500 vom Tausend erstinstanzlicher Urteile in der Berufungsinstanz aufgehoben worden. Ähnlich liegt es in der Revisionsinstanz. Redner führt auch hierfür statistischen Nachweis. Dabei müssen die allermeisten Verurteilten von der Verfolgung des weiteren Rechts-

Digitized by Google

weges absehen, weil er zu teuer ist. Von tausend Wiederaufnahmeverfahren haben in den Jahren 1896 bis 1900 durchschnittlich 571 mit sofortiger Freisprechung geendet; nur in 59 Fällen wurde das frühere Urteil aufrecht erhalten. Aus alledem ist zu schließen, daß auch von den Urteilen, bei denen keine Berufung eingelegt ist, keine Revision beantragt worden ist, ein ungeheurer Prozentsatz zu Unrecht gefällt ist, und zwar zu Unrecht nicht nur nach dem Rechtsbewußtsein des Volkes, sondern sogar nach juristischer Anschauung. Nun gibt es ja im Strafprozeßbuche einige sehr schöne Paragraphen, die den Staatsbürger vor fahrlässigen und böswilligen Urteilen schützen sollen. Aber von diesen Paragraphen gegen den Mißbrauch der richterlichen Amtsgewalt wird nur in verschwindend wenig Fällen Gebrauch gemacht. Und dabei kommt es doch z. B. so ungeheuer häufig vor, daß die Gendarmen auf dem Lande ihre Befugnisse mißbrauchen und die gesetzlich vorgeschriebenen Formen in keiner Weise innehalten! Jedenfalls geht aus der amtlichen Statistik hervor, daß ein Meer von Unrecht alljährlich im Namen der Könige, Großherzöge und Fürsten Deutschlands ausgegossen wird, vielleicht ohne daß die Richter es wissen. Die zahlreichen Petitionen über Rechtsverweigerung und Rechtsverletzung durch Richter oder richterliche Beamte, die an die Petitionskommission kommen, weisen ja darauf hin . . . Es ist unmöglich, daß alle diese Petitionen nur von Querulanten herrühren. Herr Dove wies ja gestern auf einen interessanten Fall hin, wo dieselbe Anzeige zweimal bei Gericht einlief und das einemal die Eröffnung des Hauptverfahrens beschlossen, das anderemal abgelehnt wurde. . . Einer meiner Kollegen hatte zu einer Preßnotiz, wonach ein Leutnant wegen Mißhandlung seines Burschen zu 14 Tagen Arrest verurteilt war, geschrieben: ‚Wo soll die Lust zum Dienst bleiben, wenn ein Offizier nicht einmal mehr seinen Burschen soll schlagen dürfen.‘ Wegen dieser Notiz beantragte der Staatsanwalt drei Monate Gefängnis, erkannt wurde auf sechs Wochen. Strafantrag war gestellt vom Herrn Kriegsminister in Berlin. Die Urteile der verschiedenen Gerichte widersprechen sich häufig diametral. Was jetzt beim Streikpostenstehen erlaubt ist, weiß kein Mensch. Ebensowenig, welche Verpflichtungen Vereinsvorstände haben in bezug auf die Einreichung der Mitgliederlisten. Verschiedene Senate desselben Gerichts widersprechen sich in ihren Urteilen. Das ist eine unhaltbare Rechtsunsicherheit . . .“

Aus der zweiten:

„. . . Die Strafsenate des Reichsgerichts könnten alle dadurch entlastet werden, wenn die Staatsanwälte angewiesen würden, nicht unnütze Anklagen zu erheben und nicht ganz überflüssigerweise Revisionen einzulegen. Wir haben ja dasselbe beim Landgericht und Kammergericht. Dutzende von Malen ist bereits entschieden, daß Flugblätter am Sonntag verteilt werden dürfen, aber immer wieder

Digitized by Google

kommen neue Anklagen deswegen. Notwendig für eine gute Rechtsprechung ist in erster Linie absolute Unabhängigkeit des Richters, Unabhängigkeit nach oben und nach unten. . . In einer Privatbeleidigungssache wurde der Redakteur der Frankfurter ‚Volksstimme' mit 300 Mark Geldstrafe belegt. Unter den Gründen dafür, daß nicht auf Gefängnis, sondern auf Geldstrafe erkannt sei, heißt es folgendermaßen: ‚Jedoch ist von einer Freiheitsstrafe mit Rücksicht auf die bisherige Unbescholtenheit des Angeklagten und die Leichtfertigkeit, die in der von ihm vertretenen Partei in bezug auf die Ehre der Mitmenschen üblich und hergebracht ist, abgesehen worden.' Wie soll man zu einem Richter, der so urteilt, noch das Vertrauen haben, daß er unbefangen ist!

„Solche politischen Voreingenommenheiten sind nicht anders zu bannen, als durch eine bessere Vorbildung der Richter, die dazu führt, daß die Urteile als wissenschaftliche Leistungen angesprochen werden können. In früheren Jahren war das auch der Fall. Heute dagegen steht das Reichsgericht auf dem Standpunkt, daß gerichtliche Beschlüsse durchaus keine wissenschaftlichen Leistungen seien. In der Tat wird diese Auffassung durch viele Urteile gerechtfertigt.

„Am 4. November v. J. wurde ein Schlosser von einem Schöffengericht wegen groben Unfugs zu vier Wochen Haft verurteilt, weil er in einem Lokal behauptet hatte, Bismarck habe die Emser Depesche gefälscht. Auf 30 Seiten wird dargelegt, daß der Mann habe bestraft werden müssen. Er war aus zwei Lokalen, in denen Mitglieder des Bundes der Landwirte disputierten, hinausgewiesen worden. Nach dem Urteil hätten derartige ‚wüste und gemeine Schimpfreden gegen den Fürsten Bismarck bei jedem, den die politische, insbesondere sozialdemokratische Parteileidenschaft noch nicht verblendet und vergiftet habe, bei jedem, der nur noch einen Funken anständiger, patriotischer Gesinnung habe, die tiefste Empörung hervorrufen müssen' (Abg. Gamp ruft: Sehr richtig!). So sagt dieser Richter, ein Gesinnungsgenosse des durch seine Parteileidenschaft bekannten Abg. Gamp!

„Daß auch das Publikum zu diesem anständigen Teile der deutschen Bevölkerung gehöre, hätte der Angeklagte sich sagen müssen, meint das Urteil. Dann stellt es fest, daß die Emser Depesche nicht gefälscht sei, auf Grund des zweiten Bandes, 22. Kapitel von ‚Bismarcks Gedanken und Erinnerungen' und der Reichstagsrede Caprivis vom 23. November 1892. Über diese verkündet es die voraussetzungslose wissenschaftliche Wahrheit, daß sie nur die ‚unumstößlichen geschichtlichen Tatsachen' enthalte. Der Angeklagte habe mit sozialdemokratischem Geschmack und Ehrlosigkeit, mit Torheit und Verblendung diese Wahrheiten gefälscht. Als Gewährsmann marschiert Hans Blum auf.

„Ich bitte den Herrn Staatssekretär, darüber nachzudenken, ob ich nicht recht habe, daß dieser Mangel an juristischer Begründung, dieses kindische ‚Es steht unzweifelhaft fest' darauf beruht, daß nach der Strafprozeßordnung zulässig ist, nicht die einzelnen Elemente der Beur-

Digitized by Google

teilung anzuführen, sondern eine allgemeine Kennzeichnung des Tatbestandes zu geben.

„Ich komme zu den Verletzungen des Reichsrechts durch die Partikular-Gesetzgebung. Wir haben um so mehr Veranlassung, uns dagegen zu wenden, daß durch Landesgesetze das Reichsrecht lädiert wird, weil jüngst das Reichsgericht in einem Erkenntnis erklärt hat, ihm sei die Möglichkeit entzogen, zu prüfen, ob ein preußisches Gesetz rechtsgültig sei oder nicht; es habe auch ein rechtsungültiges Gesetz anzuwenden (!). Ein solches Gesetz ist die preußische Gesindeordnung, die entgegen unsrem Verlangen von den herrschenden Parteien immer noch aufrecht erhalten wird. Der Staatssekretär sagte gestern, das Züchtigungsrecht sei zwar aufgehoben, die Prügel könne er aber nicht aus der Welt schaffen; Prügel berechtigten auch das Gesinde nicht zum Verlassen des Dienstes ... In den glücklichen Gefilden Ostelbiens, im ostpreußischen Kreise Fischhausen, zwang ein konservativer Gutsbesitzer ein 18jähriges Mädchen, Kleider und Hosen auszuziehen, damit er es bequemer schlagen könne. Als das Mädchen sich weigerte, holte der Mann zwei andre Mädchen und befahl ihnen, dem Mädchen die Kleider einschließlich der Hosen auszuziehen. Er schlug das Mädchen mit Gerten grausam auf den nackten Körper und rief dann seiner Frau zu: ‚So, jetzt schlag du zu!' Als das Mädchen blutend hinauswankte, gab der Gutsbesitzer ihm noch ein paar Faustschläge auf den Kopf! Das Mädchen floh aus dem Dienst und bekam dafür einen Strafbefehl von 3 Mark! Zugleich erklärte der Amtsvorsteher, der Dienstherr habe das Recht gehabt, sie zu züchtigen. Bald darauf wurde das Mädchen abermals mißhandelt und verließ wieder den Dienst. Da suchte man ihm einzureden, es dürfe jetzt bei keiner andern Herrschaft vor Ablauf des Quartals Dienst nehmen. Auf den Rat eines Sozialdemokraten, den der Vater des Mädchens befragte, wurde Strafantrag gegen den Gutsbesitzer gestellt und dieser vom Schöffengericht zu — 6 Mark Geldstrafe verurteilt ... Jener ... schuldigte das Mädchen des Diebstahls an. Das Mädchen sollte einer armen Frau Heringe, Salz und Milch gegeben haben. Es wurde auf diese Anschuldigung hin zunächst zu drei Tagen Gefängnis verurteilt, in zweiter Instanz aber freigesprochen."

Als Kommentar hiezu, ebenfalls im Auszuge, folgende kleine Reichstags-Episode:

Abg. v. Gerlach (frs. Vgg.) gibt seiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß einzelne Gerichte noch immer ein Züchtigungsrecht der Dienstherrschaften gegenüber den Dienstboten als bestehend anerkennen. Das Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch habe doch dieses in den Gesindeordnungen statuierte Recht beseitigt. Ein Landarbeiter sei zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt worden, weil er den Dienst verließ. Der Mann hatte das aber nur deshalb getan, weil ihm seitens der Dienstherrschaft Peitschen-

Digitized by Google

hiebe angedroht worden waren. Die Frage sei aktuell geworden, was die Regierungen zu tun gedenken, um die Mißhandlungen von Dienstboten und Landarbeitern aus der Welt zu schaffen. In einem Falle habe jemand seinem Dienstmädchen vier Ohrfeigen gegeben, ohne dafür bestraft zu werden. Wieviel Ohrfeigen seien eigentlich gestattet?

Staatssekretär Nieberding: In Deutschland darf überhaupt nicht geprügelt werden, weder nach dem neuen, noch nach dem alten Recht; wer prügelt, macht sich strafbar. Das alte preußische Recht hat auch nicht das Prügeln, sondern nur eine Züchtigung gestattet (!) ...

Die sozialdemokratische Presse läßt sich ihre Kritik — mag sie nun berechtigt sein oder nicht — jedenfalls etwas kosten, sowohl an Geld-, noch mehr an Freiheitsstrafen. Nachdem der „Vorwärts" soeben erst mehrere Verurteilungen von Redakteuren seiner Partei zu 5, 4, 3 Monaten Gefängnis gemeldet hat, ist er einige Tage darauf in der Lage, ein weiteres Bündel solcher Nachrichten dazubieten.

Zu 1000 Mark Geldstrafe verurteilt die Breslauer Strafkammer den verantwortlichen Redakteur der „Volkswacht" wegen Beleidigung sämtlicher (!) deutscher Unteroffiziere. Der Kriegsminister hatte den Strafantrag gestellt, weil in einer Notiz die Unteroffiziere als die geeigneten Vollstrecker der Prügelstrafe in der Fortbildungsschule zu Ratibor hingestellt wurden. Der Staatsanwalt behauptete, damit seien alle Unteroffiziere gemeint, während der Angeklagte aus der Fassung der Notiz bewies, daß nur die bekannte Art von Vorgesetzten, die öfter vor dem Kriegsgericht erscheint, getroffen sein könnte. Das Gericht kam mit Hilfe des Dolus eventualis zu einer Verurteilung und erkannte auf obige Strafe. Als erschwerend führte der Staatsanwalt gegen den Angeklagten seine Eigenschaft als ehemaliger Soldat und jetziger Landwehrmann ins Feld. Ferner gab er als mildernden Umstand das „niedrige journalistische Niveau" der „Volkswacht", das zu solchen Beleidigungen führe, in Erwägung. Der Angeklagte diente ihm darauf mit einem Ausspruch seines Amtsvorgängers, des Staatsanwalts Keil auf dem deutschen Sittlichkeitskongreß, in welchem dieser anerkannte, daß die sozialdemokratische Presse sittlich auf einem höheren Niveau stehe als die bürgerliche. Darauf wußte der öffentliche Ankläger, der drei Monate Gefängnis beantragte, keine Antwort. In derselben Zeit wird der Redakteur des „Volksblattes" zu Halle zu drei Monaten, der Redakteur des „Volksblattes" zu Kassel zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Wegen Beleidigung des „Anhaltischen Staatsanzeigers" bekommt der Redakteur des dortigen „Volksblattes" zwei Wochen Gefängnis. Der „Anhaltische Staatsanzeiger" hatte nach einem Berliner Blatte mit entsprechenden Glossen von einer Versammlung berichtet, in der Heine gegen Bebel aufgetreten sein sollte. Tatsächlich war der Bericht nur die Aufwärmung der bekannten Versammlung, die längst vorher stattgefunden hatte.

Digitized by Google

Eine zweite solche Versammlung ist nicht abgehalten worden. Das „Volksblatt" machte sofort auf die Unrichtigkeit der Meldung aufmerksam, der „Staatsanzeiger" bequemte sich aber nicht dazu, den Reinfall einzugestehen, und zog sich dann darauf zurück, daß es gleichgültig sei, ob die Versammlung zweimal stattgefunden habe; es komme nur darauf an, daß sie überhaupt stattgefunden habe.

Das „Volksblatt" diente darauf mit kräftigen Worten, und schließlich, als sich die Polemik herüber und hinüber bewegte, klagte der Redakteur des „Staatsanzeigers" wegen Beleidigung, aber *nicht* wegen des Vorwurfs der *Lüge*, sondern wegen formeller Beleidigung.

Der sozialdemokratische Redakteur erhob die Widerklage. Der „Staatsanzeiger" hatte in Beziehung auf die Sozialdemokraten geschrieben, daß „*mit der Röte der Scham diesen Ehrenmännern nicht beizukommen sei*".

Die Folge war, daß der sozialdemokratische Redakteur zu *zwei Wochen Gefängnis* verurteilt und ihm *der Schutz des § 193 ausdrücklich versagt* wurde; der staatserhaltende Redakteur aber wurde *freigesprochen, weil er nicht beleidigt und überdies in Wahrung berechtigter Interessen gehandelt habe*. —

Wegen Beleidigung der Reichspostverwaltung wurde der verantwortliche Redakteur des „Volkswillens" in *Hannover* zu *zwei Wochen Gefängnis* verurteilt. Er hatte die bekannte Verleihung der *Achselschnüre* an die Postunterbeamten, *die diese selbst bezahlen müssen, kritisiert* und war dafür zunächst nur zu 20 Mk. Geldstrafe verurteilt worden. Das Landgericht hatte damals berücksichtigt, daß die Bezahlung der Auszeichnung durch die Ausgezeichneten in der Tat ungewöhnlich ist und daß der Angeklagte nur mit dem Ausdrucke „geradezu verwerflich" die Grenzen berechtigter Kritik überschritten habe. Die Bezeichnung der Schnüre als „Kainszeichen" wurde nur als Wiedergabe des Urteils der mit der Auszeichnung Bedachten angesehen. Auf die Revision des Staatsanwalts hob das Reichsgericht das Urteil insoweit auf, als das „Kainszeichen" nicht als Beleidigung aufgefaßt worden sei. Der als Zeuge vernommene Oberpostdirektor mußte zugeben, daß unter den Beamten Unzufriedenheit über die merkwürdige Auszeichnung geherrscht habe. —

Erhebliches Aufsehen machte seinerzeit ein Prozeß, in dem der „Genosse" Bredenbeck *zu vier Monaten Gefängnis* verurteilt worden ist. Es handelte sich um einen Krawall in Eving, wo die Polizisten bei einem Vergnügen von der Waffe Gebrauch gemacht haben sollten. Bredenbeck hatte die Vorgänge in der Dortmunder „Arbeiterzeitung" geschildert und wurde darauf wegen Beleidigung der Polizei zu der genannten Strafe verurteilt. Die *Verurteilung* stützte sich *einzig auf das Zeugnis des Gendarmen Batschick*. Dieser wurde im weiteren Verlaufe der Sache *unter der Anklage des Meineides vor das Kriegsgericht* gestellt, aber *freigesprochen*. Bredenbeck behielt seine Strafe,

Digitized by Google

Batschick wurde nach einiger Zeit versetzt und ist vor kurzer Zeit plötzlich eines gewaltsamen Todes gestorben. Es wurde erst Mord angenommen, und deshalb beschäftigte sich die Staatsanwaltschaft mit der Angelegenheit. Diese hat jetzt, wie die „Tremonia", das Dortmunder Zentrumsblatt, berichtet, die Akten geschlossen, weil keine Anhaltspunkte für einen Mord vorliegen. Weiter sagt das genannte Blatt:

„Dahingegen treten die Motive, welche darauf hindeuten, daß Batschick freiwillig aus dem Leben geschieden ist, immer mehr in den Vordergrund. Schwerwiegend sollen die Anschuldigungen gewesen sein, die ein früherer Dienstkollege Batschicks, mit dem er sich entzweit hatte, bei der vorgesetzten Behörde einreichte, nachdem ersterer von B. wegen eines weit zurückliegenden Vorkommnisses angeschuldigt worden war. Bezüglich Batschicks handelte es sich um die bekannten Vorgänge in Eving. Batschick ist bekanntlich wegen jener Sache vom Kriegsgerichte rechtskräftig freigesprochen, aber die Militärbehörde hätte der Angelegenheit doch noch eine andere Wendung geben können, nachdem die von seinem früheren Dienstkollegen gemachten Angaben näher geprüft worden wären. Jetzt gebietet der Tod allem Schweigen." —

Eine besondere Errungenschaft der modernen Rechtspflege sind die unzähligen Prozesse, in denen eine gewisse Art von „Arbeitswilligen" eine hervorragende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle spielt. Zwei solcher „schutzbedürftigen Arbeitswilligen" standen als Zeugen vor der Breslauer Strafkammer. Es handelte sich um dieselben Gebrüder K., auf deren Aussagen hin ein Maurer Machate auf 1½ Jahre ins Gefängnis kam, und nun zeugten sie wider den vom Militär vorläufig entlassenen „Terroristen" N., der das Brüderpaar gleich Machate beschimpft, bedroht und auf die Füße getreten haben sollte. Der Verteidiger des angeklagten organisierten Maurers unternahm einen energischen Versuch, den Charakter und die Glaubwürdigkeit der armen Arbeitswilligen ins Licht zu rücken. Er machte das Gericht darauf aufmerksam, daß sie unter ihrem Eide ausgesagt hatten, sie seien der eine nur einmal, der andere nur zweimal bestraft. Aus den Gerichtsakten wurde festgestellt, daß sie achtmal und zwölfmal vorbestraft waren, darunter vier- und sechsmal wegen Körperverletzung. Der Verteidiger kennzeichnete dieses Verhalten kurz und bündig als wissentlichen Meineid! Trotzdem vernahm das Gericht sämtliche organisierten Maurer nichteidlich, die Gebrüder K. dagegen eidlich, weil ihre obige Aussage vielleicht (!) aus Unachtsamkeit (!) gemacht worden sei und im übrigen ihre Glaubwürdigkeit nicht angezweifelt werde. Die organisierten Maurer, fünf an der Zahl, wurden wegen Verdachts der Mittäterschaft an dem terroristischen Akt nicht unterm Eid vernommen. Dagegen trat noch ein weiterer Belastungszeuge auf, der sich bei seiner Aussage wild ge-

Digitized by Google

bärdete, den Verband in die Hölle verwünschte und vom Gerichtsvorsitzenden noch vor seiner Aussage entschieden verlangte, daß der Maurerverband verboten und aufgehoben werde. Der Gerichtsvorsitzende meinte begütigend zu diesem Zeugen: Ihr Vorschlag ist vielleicht ganz gut, aber wir können hier darüber nicht beschließen. Der erregte Zeuge, ein „Bautechniker", hatte sich den Gebrüdern K. als Zeuge angeboten, er sagte dem Maurerverband alle Untaten nach und wurde ebenfalls vereidigt.

Auf Grund dieser Zeugenaussagen hielt das Gericht für erwiesen, daß der Angeklagte N. am 18. August v. J. die Brüder K. in terroristischer Absicht beschimpft, bedroht und mit den Füßen getreten habe und sie dadurch aus der Arbeit hat bringen helfen. Der Einfluß der Organisierten muß besonders gröblich gewesen sein, wenn sich Leute haben einschüchtern lassen, die schon wegen Körperverletzung vorbestraft waren! Deshalb wurde gegen den unbestraften N. auf sechs Wochen Gefängnis erkannt.

Im Anschluß an die Urteilsverkündigung führte der Richter aus: Über den Fall Machate sind entstellte Berichte in gewissen Zeitungen veröffentlicht worden. Ihr Vorgänger Machate hat bei der ersten Belästigung 6 Wochen Gefängnis erhalten, als er in seiner fanatischen Weise fortfuhr, wurde er zu 6 Monaten verurteilt, und als er zum dritten Male das Gesetz in grober Weise verletzte, erhielt er 1½ Jahr Gefängnis. Wenn Sie (zu dem Angeklagten) Ihrem Vorbild Machate nachfolgen, werden Sie ebenso schwer bestraft.

Nachdem die Terroristen-Prozesse in Breslau bis auf weiteres ihr Ende genommen hatten, kam eine neue, gleich interessante Serie zur Verhandlung: die Strafverfahren gegen die „Arbeitswilligen". In dem Prozeß gegen die Arbeitswilligen Gebrüder K., deren Zeugnis dem Machate zu 1½ Jahren, dem N. zu 6 Wochen Gefängnis verhalf, war die acht- und zwölfmalige Vorbestrafung der Brüder festgestellt worden, ein erklecklicher Teil dieser Strafen entfiel auf Körperverletzung. Der dritte Schutzbedürftige, Maurer K., Hauptzeuge gegen die Führer des Verbandes in Breslau, hatte wegen Diebstahls fünf Monate Gefängnis erhalten. Bald darauf mußte sich der vierte dieser „Arbeitswilligen", Tischler Z., verantworten, ein Mann, der einen Arbeitskollegen, P., auf drei Monate ins Gefängnis gebracht hatte. Durch die Anklageschrift und das Eingeständnis des Z. wurde folgender Vorgang gerichtlich erwiesen: Z. kam aus dem Gefängnis, wo er ein Jahr wegen verschiedener gemeiner Vergehen gesessen hatte, und nahm sofort Streikarbeit an. Der Organisationsleiter, der von dieser Vergangenheit natürlich nichts wußte, traf ihn auf der Straße, gab ihm die Hand, begleitete ihn ein Stück Weges und sagte zu ihm: „Du verrichtest Streikarbeit". Sofort fing Z. laut zu toben und schimpfen an, worauf auch P. heftiger wurde und zu ihm sagte: „Dann bist Du ein Streikbrecher!" (Hierfür

Digitized by Google

erhielt P. drei Monate.) Z. faßte nun P. mit der einen Hand am Halse und schlug mit der andern ihm ins Gesicht, stürzte dabei, wie er selbst zugibt, infolge der Kraftanstrengung auf das glatte Trottoir. So der Vorgang, wegen dessen auch P. Strafantrag stellte. Er wurde abgewiesen und auf den Weg der Privatklage verwiesen. Und nun das Urteil. Der Arbeitswillige Z., der den P. geschlagen, wird für schuldig, aber straffrei erklärt und der Privatkläger mit den Kosten des Verfahrens belastet. Da P. den Schlagenden von sich abgewehrt hat, seien die beiderseitigen Mißhandlungen kompensiert!

Diese „Arbeitswilligen", hieß es so schön in den Motiven zur sogenannten „Zuchthausvorlage", „sind für den Staat besonders nützliche Elemente, welche in ihren mit den Staatsinteressen zusammenfallenden persönlichen Interessen wirksam zu schützen, eine wichtige und dringliche Aufgabe der Staaatsgewalt ist."

Es ist das alles schließlich nicht verwunderlich, wenn selbst das Reichsgericht den Grundsatz aufstellt, daß die politische Gesinnung der Angeklagten bei Abmessung der Strafe berücksichtigt werden müsse. In einer jener Gerichtsverhandlungen in Breslau ist ein solcher Ausspruch des Reichsgerichts bekannt geworden. Das Breslauer Gericht hatte einen Schneidermeister verurteilt, der am Abend des 16. Juni 1903, als viele Leute gedrängt auf der Straße das Wahlergebnis erwarteten, sich der Schutzmannsbeleidigung schuldig gemacht haben sollte. Bei Abmessung der Strafe wurde u. a. auch auf die Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei Gewicht gelegt. Das Reichsgericht, welches aus andern Gründen das Urteil zurückverwies, hat diese parteipolitische Beeinflussung des Urteils dadurch gebilligt, daß es den Satz aufstellte: „Es ist nicht rechtsirrtümlich, wenn bei dem Strafmaß auf die politische Anschauung des Angeklagten Rücksicht genommen wird."

„Daß diese ‚Rücksicht' in politischen Prozessen sehr häufig von den Richtern unbewußt geübt wird," bemerkt der „Vorwärts", „ist bekannt. Die offene Proklamation aber des zweierlei Rechts durch einen Senat des höchsten Gerichtshofes ist eine Bereicherung der deutschen Rechtsprechung."

Aber auch christliche Milde ist der deutschen Rechtsprechung kein unbekannter Begriff. Nur übt sie leider häufig ihre Wohltaten bei Vergehen, bei denen sie unser natürliches Empfinden ganz zuletzt walten sehen möchte.

Vor dem Berliner Schöffengericht hatte sich der vielfach vorbestrafte „Arbeiter" Albert L. wieder einmal zu verantworten. Und das wegen einer Handlung bemerkenswerter Roheit. Am 2. Februar war L. vom Schöffengericht wegen Körperletzung, Hausfriedensbruchs und Sachbeschädigung zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt worden. Zur Feier dieses Ereignisses trank er sich an demselben Tage einen tüchtigen Rausch an. In diesem Zustande begab er sich nach der Wohnung seiner Eltern, obgleich ihm sein Vater, der 62jährige Maurer L., wiederholt die Woh-

Digitized by Google

nung verboten hatte. Seine Mutter nahm ihn gastlich auf und bewirtete ihn mit Kaffee. Plötzlich fing der Angeklagte ohne jede Veranlassung mit seinen Eltern Skandal an und rief wiederholt: „Heute muß noch Blut fließen!" Der Vater, empört und erschreckt über das Verhalten seines Sohnes, wies ihn aus der Wohnung. Hierüber steigerte sich dessen Wut bis ins Maßlose. Er ging seinen Eltern tätlich zu Leibe, versetzte seiner Mutter mehrere Faustschläge ins Gesicht, so daß sie aus mehreren Wunden blutete, mißhandelte dann auch den Vater, warf mit einem eisernen Kochtopf nach ihm und zertrümmerte eine brennende Lampe. Ein zur Hilfe gerufener Schwiegersohn vermochte nur mit Mühe die alten Leute vor weiteren Mißhandlungen zu schützen und den Tobenden hinauszuschaffen. Im Termine legte der Vater gegen den ungeratenen Sohn Zeugnis ab, während die Mutter ihr Zeugnis verweigerte. Das Gericht verurteilte den Unhold zu drei Monaten und drei Tagen Gefängnis.

„Daß diese paar Monate für den Burschen eine Strafe bedeuten, hat das Gericht wohl selbst nicht angenommen. Der ‚vielfach vorbestrafte' Mensch empfindet sie nicht als solche, und auch an sich erscheint sie für die empörende Mißhandlung der Eltern zu gering. Das höchstzulässige Strafmaß wäre nach allgemeinem Empfinden das richtige gewesen."

So die „Berliner Zeitung". Drei Monate bekommt der Streikposten schon, wenn er einen „Arbeitswilligen" nur anfaßt, und hier hätte einer bald Vater und Mutter erschlagen. —

Eine Anklage wegen Nahrungsmittelverfälschung führte das Gärtner Friedrich G.'sche Ehepaar vor die zweite Berliner Strafkammer des Landgerichts II. Beide Angeklagten wurden beschuldigt, den bei ihnen beschäftigten Lehrlingen Fleischabfälle, die sonst im allgemeinen als Hundefutter benutzt werden, als Mittagskost vorgesetzt zu haben. Einer der Lehrlinge mußte jeden Vormittag aus der Speisewagen-Gesellschaft Kromrey in Charlottenburg in einem Eimer Küchenabfälle und Speisenreste holen, die als Futter für Hunde und andres Vieh angeblich benutzt werden sollten. Den Lehrlingen fiel es nun wiederholt auf, daß ihr Mittagsfleisch einen eklen, fauligen Geschmack hatte, zu weich war und unappetitlich aussah. Sie kamen auf den Verdacht, daß ihnen Mittagskost aus dem Viehfutter-Eimer aufgetischt würde, und so wurde dieser eines schönen Tages nicht den Angeklagten, sondern dem kgl. Kreistierarzt Dr. Jeß übergeben. Dieser konstatierte, daß das zwischen Brotbrocken, Rüben und allerlei sonstigem Abfall liegende Fleisch völlig in Fäulnis übergegangen war und förmliche Bakterienherde sich gebildet hatten. Eine aus dem Fleisch gebildete Flüssigkeit wurde Ratten und Mäusen eingeimpft, die bald schwere Vergiftungserscheinungen zeigten.

Im Termin gab die Angeklagte zu, daß sie aus dem Eimer wiederholt Fleisch entnommen und für die Lehrlinge verwendet habe. Der Staatsanwalt hielt die ekelerregende Handlungsweise der Angeklagten für so abscheulich, daß er je einen Monat Gefängnis beantragte. Rechts-

Digitized by Google

anwalt Chodziesner plädierte dagegen für Freisprechung. Er hielt nicht für erwiesen, daß das Fleisch, welches vor der Untersuchung durch den Kreistierarzt geholt und teilweise genossen worden war, dieselben schlechten Eigenschaften besessen habe, wie das untersuchte. Zudem hätten die Lehrlinge eingeräumt, daß sie sich einige Male, wenn sie Hunger gehabt(!), selbst Fleisch aus dem Eimer herausgesucht und verzehrt hatten. Wenn ihnen dabei verdorbenes Fleisch in die Finger gefallen sein sollte, so würden die Angeklagten hierfür nicht verantwortlich sein. Auch eine Fahrlässigkeit lasse sich nicht nachweisen. So unappetitlich das Verfahren auch sei, so seien die Angeklagten doch strafrechtlich nicht zu fassen. — Der Gerichtshof kam zu demselben Ergebnis und erkannte auf Freisprechung, ließ aber die Angeklagten auch seinerseits nicht im Zweifel darüber, daß ihre Handlungsweise verwerflich und ekelerregend sei.

Die Hauptsache durch einen königlichen Tierarzt erwiesen, „verwerflich und ekelerregend", und doch — freigesprochen?

Auch die brutalen Roheiten eines Lehrlingsschinders wurden kürzlich von einem Berliner Gericht mit außerordentlicher Milde gesühnt. Die Lehrlingsbildungsmethode des Bäckermeisters Paul D. unterlag der Prüfung des Schöffengerichts. Der Meister hatte sich wegen Überschreitung des ihm zustehenden Züchtigungsrechts zu verantworten. Er hat bis dahin mit drei Lehrlingen gearbeitet, von denen der eine noch bei ihm lernt, der andre kürzlich Geselle geworden und der dritte aus der Lehre gelaufen ist. Die beiden ersten traten als Belastungszeugen gegen ihn auf. Der eine Zeuge erzählte von Maulschellen und Schlägen ins Gesicht, durch welche die Nase ins Bluten gekommen sei. Diese und ähnliche Roheiten hatten mehrfach zu Beschwerden der Eltern, bis dahin aber noch nicht zu einem Strafantrag geführt. Der wurde erst durch zwei besondere Vorgänge verursacht. In dem einen Fall hatte der in aller Frühe in der Nähe des Ladens des Angeklagten postierte Schutzmann gesehen, wie der Angeklagte seinem Lehrjungen, der Backwaren ausfahren sollte, aber eine andre Jacke für diesen Zweck verlangte, beim Genick hatte und mit den Füßen auf einen gewissen Körperteil trat. Der Schutzmann untersagte dem Angeklagten diese Behandlung, erhielt aber eine schnippische Antwort. In dem zweiten Falle hatte der Meister einem Lehrling, der bei der Arbeit noch mit dem Schlafe zu kämpfen hatte, mit dem Ofenschieber über den Arm geschlagen, so daß sich ein blauer Striemen zeigte. Der Angeklagte versicherte dem Gerichtshof, daß er sich drei manchmal obstinaten Lehrjungen gegenüber in einer sehr üblen Lage befunden habe. Der Gerichtshof glaubte ihm dies, hielt aber sein Vorgehen in beiden Fällen der Anklage nicht für entschuldbar und verurteilte ihn zu 30 Mark Geldstrafe.

Auch hier darf gefragt werden, was wohl mit Arbeitern geschehen wäre, wenn sie sich in dieser Weise nicht etwa an wehrlosen Knaben, sondern an wegen Körperverletzung vielfach vorbestraften Streikbrechern vergangen hätten? —

Digitized by Google

Vor dem Landgericht Nürnberg als Berufungsinstanz wurde ein Fall fortgesetzter sträflicher Ausbeutung der Kinderarbeit verhandelt. Als im Oktober 1903 der Fabrikinspektor auf dem Hammerwerk „Königshammer" der Brüder Michael und Bernhard F. im Schwarzachtal einen unverhofften Besuch abstattete, fand er, daß die zum Schutze der Kinder, jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen erlassenen gesetzlichen Bestimmungen nicht eingehalten wurden. Auf die Anzeige des Fabrikinspektors hin kam die Sache vor dem Schöffengericht Schwabach zur Verhandlung, wobei krasse Zustände aufgedeckt wurden. Es genügt aus dem schöffengerichtlichen Urteil, durch das die Gebrüder F. wegen Verfehlungen gegen verschiedene Paragraphen der Gewerbeordnung zu je 320 Mark, der Werkmeister J. zu 126 Mark und der Werkmeister Sch. zu 20 Mark Geldstrafe verurteilt wurden, ein kleiner Auszug: Die Werkmeister sind zu selbständiger Leitung des Betriebes angestellt. Die Besitzer kommen wöchentlich einmal nach Königshammer, aber die Arbeiter interessieren sie nicht, sie haben nur Sinn für das Arbeitsergebnis. Das Gericht hält für festgestellt, daß in den Jahren 1901 bis Ende 1903 die Gewerbeordnung fortgesetzt in der unerhörtesten Weise übertreten wurde. Die Arbeitszeit für Kinder und jugendliche Arbeiter begann oft um 3 Uhr morgens und währte länger als dreizehn Stunden. Häufig wurden sie auch in der Zeit von 7 Uhr abends bis 6 Uhr morgens die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Die Pausen wurden nicht eingehalten, die Ausnützung der Kinder und jugendlichen Arbeiter ging sogar so weit, daß man ihnen noch die einstündige Mittagspause beschnitt. Ebenso ist erwiesen, daß weibliche Arbeiterinnen oft morgens um 5½ Uhr, an den Sonnabenden um 3 Uhr, an anderen Tagen öfters um 5 Uhr die Arbeit beginnen mußten. Die Unternehmer hatten die gesetzliche Verpflichtung, ihren Betrieb zu überwachen, aber das Gericht ist geneigt, anzunehmen, daß die Übertretungen mit Wissen der Gebrüder F. geschehen sind. Die Kinder seien in geradezu unerhörter Weise rücksichtslos ausgebeutet worden. Das sei schon vom menschlichen Standpunkte aus verwerflich, aber auch vom gerichtlichen Standpunkte aus sei eine exemplarische Strafe am Platze. Die Verhandlung habe aber auch noch weiter ergeben, daß die Fabrikinspektion in ihrer jetzigen Form ungenügend sei, sonst hätten solche Gesetzwidrigkeiten nicht jahrelang begangen werden können.

Das Landgericht verwarf die Berufung und betonte, es würde auf eine viel höhere Strafe erkannt haben, wenn es über die Sache abzuurteilen gehabt hätte. Es konnte aber die Strafe nicht erhöhen, da nicht auch der Amtsanwalt Berufung eingelegt hatte.

Und so hatte es bei der „exemplarischen" Bestrafung für solche jahrelang betriebene Ausbeutung der Kinder mit ganzen 320 M. Geldstrafe sein Bewenden. Der § 146 der Gewerbeordnung schreibt Geldstrafe bis

Digitized by Google

zu 2000 Mark vor. Wenn in solchem Falle nicht die höchste zulässige Strafe angewandt wird, dann muß sie wohl erst am St. Nimmerleinstag fällig sein.

Manchmal überkommt uns aus anderen Gründen beim Lesen von Gerichtsurteilen „ein allgemeines Schütteln des Kopfes", und man weiß nicht recht, wie einem geschieht. So wird es wohl auch den Lesern gehen, wenn sie die folgenden Geschichtchen, die aber wahr sind, andächtig genießen.

Anfang Dezember v. J. begann der Rummelsburger See zuzufrieren. Es hatte sich auf der weiten Fläche schon eine dünne Eisdecke gebildet, die aber noch viele offene Stellen aufwies. Um Unglücksfälle zu verhüten, verbot die Ortspolizei das Betreten des Eises. Ein Knabe lief aber trotzdem Schlittschuh, brach ein und wäre ertrunken, wenn ihn nicht der eigens zur Beaufsichtigung des Sees angestellte Wächter mit seiner Eispicke herausgezogen hätte. Dann gab der Retter dem Jungen eine handgreifliche Belehrung. Der Knabe klagte darauf seinem Vater, daß er vom Wächter mißhandelt worden sei, und der Vater dankte dem Retter seines Kindes dadurch, daß er gegen ihn Strafantrag stellte. Vor dem Schöffengericht II wurde dem Wächter nachgewiesen, daß er dem Knaben 2 Backpfeifen, einen Schlag in den Nacken und einen Schlag mit dem Stock der Eispicke versetzt hatte. Der Gerichtshof verurteilte den Lebensretter zu fünf Mark Geldstrafe.

Das interessante Gegenstück hierzu hat sich kürzlich in Berlin zugetragen. Ein königlicher Stallmeister kam gerade hinzu, wie seine Tochter von einem Wüstling vergewaltigt werden sollte. Daß der empörte Vater dem Burschen einen gehörigen Denkzettel verabfolgte, hältst du, lieber Leser, wohl für selbstverständlich und du würdest den Vater nicht achten können, wenn er — frei nach Uhland — nicht „alle Kraft, die Lust und auch den Schmerz" zu diesem edlen und rühmlichen Werke der Züchtigung eines niederträchtigen Schädlings „zusammengenommen" hätte, — nicht wahr? Aber gemach, es gibt noch Gesetz und Recht, und so verklagte der Gezüchtigte den Vater wegen Mißhandlung beim Gericht, das diesen, soweit ich mich erinnere, denn auch verurteilte. Außerdem aber hat dieser Verehrer des Gesetzes (insofern es sich — gegen andere anwenden läßt) aus dem Gefängnis heraus noch eine Schadenersatzklage wegen entgangenen Arbeitslohnes gegen den Vater, dessen Tochter er zu entehren im Begriff war, angestrengt. Das Verfahren ist noch in der Schwebe. Und das alles „von Rechts wegen". Hat da unser alter Meister Wolfgang nicht wieder einmal, wie immer, so recht:

„Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!"?

Es sei die Frage erlaubt: dürfen unsere Richter denn gar nicht mehr von dem doch zweifellos auch bei ihnen vorhandenen gesunden und natürlichen Rechtsgefühl Gebrauch machen? Sind sie — pflichtgemäß —

Digitized by Google

so in die toten Buchstaben eingeengt, daß sie es durch ihren Geist gar nicht lebendig machen können und ihnen alle Bewegungsfreiheit genommen ist? Müssen sie wirklich mit dem Altmeister klagen:

„Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nicht die Frage!"?

Fast scheint es so, obwohl es der gesunde Menschenverstand nicht wahr haben will, obwohl das dumme Volk, das so klug ist, in seiner Einfalt sich sagt: Der rechte Richter wird auch immer den rechten Paragraphen finden, wenn es sich um die einfachsten Forderungen der Vernunft und Sittlichkeit handelt.

Vor dem Spandauer Schöffengericht hat sich eine Verhandlung abgespielt, die den folgenden Tatbestand zur Grundlage hatte:

Zwei Berliner Naturforscher gehören seit Jahren zu den eifrigsten Besuchern der Forsten in der näheren und weiteren Umgebung der Reichshauptstadt. Auf einer ihrer Wanderungen waren sie auch in die für ihre Zwecke sehr ergiebigen Waldungen von Finkenkrug gelangt, wo sie in einem Wassertümpel ganz eigenartige Lebewesen entdeckten; davon eigneten sie sich einige Objekte an, als gerade ein Forstbeamter hinzukam, der ihre Namen feststellte und gegen sie die Strafanzeige wegen unbefugten Betretens einer Schonung und wegen Fischdiebstahls (!) erstattete; die aus dem Wasserloch geholten Tierchen sollten Moorkarpfen gewesen sein. Der Verhandlungstermin (!) fand vor dem Schöffengericht in Spandau statt. Die Angeklagten (!) erklärten, sie betrieben zoologische Studien und hätten zu diesem Behufe die ihnen bisher unbekannten Moorkarpfen aus dem Tümpel gefischt.

Trotzdem aus der Verhandlung klar hervorgeht, daß es den beiden Herren nur darum zu tun war, die ihnen herrenlos erscheinenden wertlosen Fischchen zu Studienzwecken zu sammeln, verstieg sich der Staatsanwalt (!) zu dem Antrage, die Angeklagten (!) wegen Diebstahls (!!) zu je einem Tage Gefängnis (!!!) zu verurteilen. Der Gerichtshof verurteilte die Angeklagten nur wegen Übertretung der Forstpolizeivorschrift zu je 1 Mark Geldbuße.

Und nun vom Lächerlichen zum Tragischen, zu einem Fall, über den nur eine Meinung herrschen kann:

Die „Zukunft" schreibt unter der Überschrift „Preßpranger":

„In der ‚Magdeburgischen Zeitung' fand ich den folgenden Bericht: ‚Landgericht Magdeburg. Sitzung vom 31. März. Der Arbeiter Hugo B. aus Fermersleben, geboren 1863, wurde am 9. Juli und 5. November 1903 in einer Prozeßsache vor der hiesigen Ersten Zivilkammer als Zeuge vernommen und erhielt an Versäumniskosten 3 Mark und 20 Pfennige bzw. 4 Mark ausbezahlt, während er nach den späteren Ermittelungen jedesmal nur 2 Mark zu beanspruchen hatte. Der Angeklagte will aus Not gehandelt haben. Die Kammer erkannte wegen Rückfallbetruges auf eine

Digitized by Google

Zusatzstrafe von anderthalb Jahren Zuchthaus und dreihundert Mark Geldstrafe, eventuell weitere zwanzig Tage Zuchthaus, und auf zweijährigen Ehrverlust.' Weil ein armer Schlucker im ganzen 3 Mark und 20 Pfennige mehr gefordert und erlangt hat, als ihm nach dem knappen Zeugengebührentarif zukam, wird er 567 Tage ins Zuchthaus gesperrt und verliert für 2 Jahre die Ehrenrechte, für immer die Möglichkeit, zum Durchschnittslohn Arbeit zu finden. Ungefähr 190 Zuchthaustage für jede ertrogene Reichsmark! Von Rechtes wegen und im Namen des Königs. Warum werden über ein solches Urteil nicht hundert Leitartikel geschrieben? Warum nicht in jeder Zeitung die Namen der Richter genannt, die es fällen konnten?"

„Warum?" antwortet der „Vorwärts": „Gemütsruhig steht die Presse an diesem Pranger. Er tut nicht weh. Es gibt außer der sozialdemokratischen und einigen Eingängern in Deutschland keine Presse, die sich darüber aufregt, daß ein armer Teufel ins Zuchthaus gesperrt wird. Wohl druckt sie getreulich sogar die ihr zugehenden Verhandlungsberichte der gelehrten Körperschaften, die über Strafrechtstheorien und Abänderung der Strafgesetze beraten, so getreulich, wie sie die Börsenkurse, die gestürzten Droschkenpferde, die Heiratsgesuche und die Ministerreden druckt, aber aufregen? Das erforderte Charakter, und Charakter zahlt sich nicht.

„Da schildern wir Akt um Akt die Geheimnisse preußischer Gefängnisse, da schildern wir die unsittliche Spitzelwirtschaft in Staatsbetrieben, da verzeichnen wir Tag um Tag die erstaunlichsten Verurteilungen von Arbeitern, die ihr Koalitionsrecht wahrnehmen:

„Schweigen in der Presse! . . .

„. . . Wie kann man solcher Presse zumuten, sich zu entrüsten, weil ein armseliger Lump auf einige Monate ins Zuchthaus gesperrt wird? Im Zuchthause ist's ja warm, und wenn man sich gut führt, wird man in die erste Klasse versetzt!

„Und die deutsche Presse führt sich sehr gut in ihrem Zuchthause. Nach der Würde kommandierender Generale geizt sie nicht, und wenn sie im Zuchthause erster Klasse sitzt und gut gefüttert wird, dann kann sie des Prangers lächeln, den einige arme Schächer ihr zugedacht."

* * *

Nun, es gibt auch noch anständige bürgerliche Blätter, ebenso wie es anständige sozialdemokratische gibt. Aber das muß wohl wahr sein: an Charakter ist die moderne deutsche Presse ärmer als an Strebertum und geschwollenem Geschäftspatriotismus. Wenn diese Art sich noch daran genügen ließe, selber „Staub zu fressen und mit Lust, wie ihre Muhme, die Schlange". Aber sie verlangen es auch von anderen. Es ist ihnen schon unbequem, wenn einer nicht mittut. Auch der Türmer ist, wie er ja gar nicht anders erwarten konnte und erwartet hat, schon als er mit dem ersten Hefte seine eigenen Wege einschlug, dieser Art ein Anstoß und ein greu-

Digitized by Google

liches Ärgernis. Und so haben sich denn schöne Seelen, als ob sie sich verabredet hätten, zu einer kleinen Kampagne gegen den Türmer zusammengefunden, um ihm seine Leser abzutreiben. Doch wird ihnen der Türmer heute noch nicht antworten. Davon ein andermal. Mögen sich die lieben „Kollegen" inzwischen allein weiter ärgern. Von schwerer Krankheit kaum genesen, will der Tagebuchschreiber sich und seinen Freunden den schönen Mai nicht verderben, der schon in lichter Seide grünt. . .

Digitized by Google

Glucks „Iphigenia auf Tauris".

Von

Alfred Bernhard Marx.

Es ist kein Säkulartag, der uns das Recht gibt, diese Abhandlung über des Christoph Willibald Ritter von Gluck gewaltiges Meisterwerk zu bringen. Auch der Umstand, daß die erste Aufführung der „Iphigenia auf Tauris" an einem Maitag stattfand, reicht nicht zur Begründung aus. Aber wo so der äußere Anlaß fehlt, haben wir innere Gründe. Ein Blick auf den Spielplan der deutschen Oper zeigt sie an. Der Name Gluck kehrt darauf nur ganz vereinzelt wieder. Dem herrlichen „Orpheus" begegnen wir dank der unvergleichlichen Rolle für gute Altistinnen noch am häufigsten, freilich auch im Durchschnitt bei sämtlichen Bühnen noch keine zwanzigmal im Jahre. Über die gelegentliche Wiederaufnahme der „Armida" in der Verarbeitung der Wiesbadener Festspiele kann man sich auch nur wenig freuen. Denn für ein Ausstattungsstück ist uns jedes Werk Glucks zu schade, erst recht, wenn dadurch ein Hinzukomponieren nötig wird. Wirklich bedauerlich aber ist, daß die beiden „Iphigenien" nur mit ganz vereinzelten Aufführungen, ja in manchen Jahren überhaupt nicht im deutschen Bühnenspielplan zu finden sind. Das ist gerade herausgesagt eine Schande. Wenn ein Volk seine herrlichsten Meisterwerke nicht besser zu schätzen weiß, so ist es ihrer einfach nicht wert. Man sage nicht, daß diese Werke veraltet seien; sie sind es ebensowenig, wie die Johann Sebastian Bachs. Veraltet war der Schluß der „Iphigenia in Aulis", weil Gluck hier den Forderungen seiner Zeit, die bei der Oper keinen tragischen Schluß vertrug, nachgab und alles gut enden ließ. Aber weil der Wert des Gesamtwerkes sein Aufgeben um dieses in der Zeit begründeten Mangels willen nicht zuließ, unterzog sich Richard Wagner der Arbeit, im Geiste Glucks den ganzen Schluß neu zu dichten und zu komponieren.

Die „Iphigenia auf Tauris", für mein Gefühl das reifste aller Werke Glucks, bedarf einer solchen Nachhilfe nicht. Richard Strauß hat die Orchestrierung etwas aufgefrischt, nicht zum Schaden des Ganzen, das aber

Digitized by Google

auch ohne diese Nachhilfe der Wirkung sicher ist. Das Textbuch von Guillard nach Guimond de la Touches Tragödie ist eines der besten der ganzen Opernliteratur. Nur müßte für eine bessere Verdeutschung des französischen Originals gesorgt werden. Ich verweise für das Einzelne auf mein „Opernbuch" (4. Aufl. S. 100 u. f.) Über die Musik aber wollen wir den Ausführungen folgen, die A. B. Marx in seinem längst vergriffenen Buche „Gluck und die Oper" (Band 2 S. 269 ff.) gibt. Wir fügen nur den Rat hinzu, dabei einen Klavierauszug des Werkes zu gebrauchen, den man bereits für 2 Mark in jeder Musikalienhandlung erstehen kann. St.

* * *

Fünfundsechzig Jahre zählte Gluck, als er seine letzte große Oper schuf. Sie bewies wieder, daß der Geist seine eigene Zeitrechnung hat; weder Ermattung noch Starrheit lassen sich irgendwo spüren. Auch das ist kein Zeichen nachlassender Erfindungskraft, sondern liegt in den Gewohnheiten jener unersättlich nach Neuem drängenden Zeit, daß Gluck einige Sätze aus früheren Werken benutzt hat. Fassen wir ohne weitere Rücksicht auf die Entstehung des Einzelnen die Oper als ein Ganzes zusammen, so zeigt sich an ihr eine von ihren großen Vorgängerinnen nicht bedeutungslos abweichende Physiognomie. Gluck ist seinen Überzeugungen, seiner Idee durchaus treu geblieben, aber er führt sie mit mehr Ruhe, mit Selbstbeherrschung anstatt der früheren Unbedingtheit durch. Am klarsten tritt der Unterschied in den Arien und in den Chören der Priesterinnen hervor.

Diese Chöre haben einen recht eigentlich liturgischen Charakter. Schon ihre festgehaltene Beschränkung auf zwei weibliche Stimmen, dann ihr choralartiger, — sagen wir lieber, wenn das ungeschickte Wort erlaubt ist, ihr nonnenklösterlicher Gang weiset sie darauf hin, sich weniger an der Handlung zu beteiligen, als betrachtend und mitfühlend neben ihr zu stehen. Wer den Text erwogen hat, wird den Ursprung dieser Haltung sogleich im Texte finden und erkennen, daß dieselbe dem Charakter der dienenden Priesterinnen vollkommen gemäß ist und gleich dem abgedämpften Hintergrund eines wohlbedachten Gemäldes vortrefflich dazu dient, die Hauptgestalten rein und klar hervorzuheben. Wir sind auch keineswegs gemeint, den Anteil des Dichters zu schmälern, sondern wollen nur für Gluck geltend machen, wie sinnig er die vom Dichter gestellte Aufgabe erfaßt hat. Die Neuheit aber der Gestaltung tritt klar hervor, wenn man diese Chöre mit dem Priesterchor in Alceste oder mit dem nahverwandten Opferchor in der aulidischen Iphigenie vergleicht.

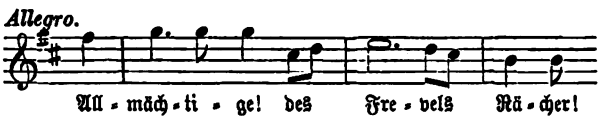
Was die Arien betrifft, so zeigt sich in mehreren (nicht allen) eine gewisse lyrische Beschaulichkeit, die besonders gegen die fast durchgängig dramatisch-schlagfertigen Arien der aulidischen Iphigenie einen merkbaren Gegensatz bildet. Dies weiset sich schon in dem Herübernehmen von Arien aus älteren Opern aus, in denen die Dramatik noch nicht mächtig geworden war. Auch hier erkennt man den Ursprung der vorwaltend lyrischen Haltung im Texte, der aus jenen Arien — es sind besonders die des Pylades

Digitized by Google

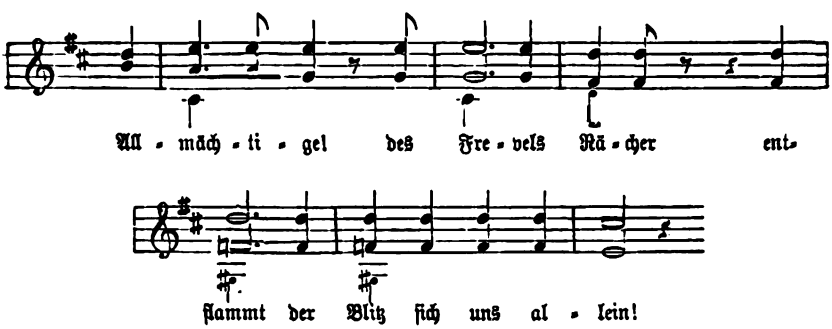
und Iphigeniens — Ruhemomente schuf und den Fortschritt der Handlung mehr in die Rezitative verlegte.

Gehen wir endlich zur genaueren Betrachtung der Komposition in ihren einzelnen Momenten über, so zeigt gleich die Eröffnung den großen dramatischen Verstand des Meisters. Keine Ouvertüre, die sich mehr oder weniger vom Drama loslösete, eine Einleitung führt sogleich auf den Schauplatz. Ein kurzes Andante, D-Dur, „Ruhe“ überschrieben, deutet die Stille des Meeres an; ein Allegro, „Sturm“ überschrieben, läßt den Sturm vernehmen, der die Priesterinnen erschreckt und Orests Schiff in die Brandung schleudert. Das Quartett, Flöten, Oboen, Fagotte, Hörner, Trompeten und Pauken, dazu die schrille Pikkolflöte, die der Sturm in den Tauen des Schiffs bläst, — das alles arbeitet wacker vor; der Vorhang fliegt auf und nun spielen die Blitze mit dem Donnergeroll vom schwarzen Himmel in grausiger Schadenfreude mit, und ängstlich schweben die Tempeljungfrauen in ihren weißen Gewanden hin und her von den Tempelsäulen zum Rand der Felsen, der ins Meer hinausragt. Alles hat der Alte genau vor Augen gehabt, alles genau vorgeschrieben in der Partitur: „Regen und Hagel — der Sturm läßt nach — Sturm — das Unwetter hört auf“. Das Drama ist da, es hat angefangen, wie der Sturm nach der Ruhe, — man weiß nicht genau, wann.

In die Sturmnacht hinaus, unter die ängstlich schwankenden Gestalten der Priesterinnen tritt Iphigenie voll Kraft und milder Hoheit, ihr Anruf



dringt in sichertreffendem Rhythmus und Tonfall durch das Tosen der Elemente zum Himmel empor, der Chor schließt sich in gleichen Rhythmen, aber gemäßigtem Tonfall, wie Dienenden ziemt, dem Gebet der Führerin an. Ist hier der Gesang, wie die Natur selber, aufgeregt und schwertreffend, so wendet er sich nach manchem Wechsel des Chors mit Iphigenie zuletzt, bei „der Sturm hört ganz auf“ zur Ruhe zurück — aber allmählich —



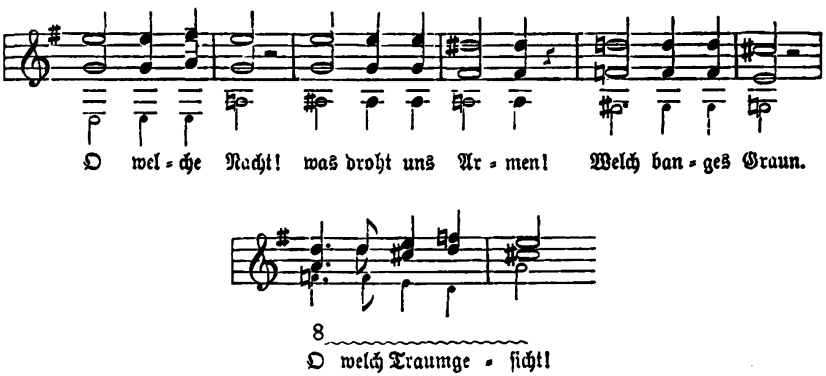
Digitized by Google

die der Grundton im Charakter der Priesterinnen ist und hier, im Gegensatz zu dem Aufruhr der Natur, heilbringend empfunden wird.

Die ganze Gestaltung ist die einfachste, die man finden könnte; und doch fehlt nichts, so gewiß man keine Note zusetzen dürfte, ohne zu stören. Übrigens sind wir in warmer Atmosphäre; Kreuztöne — D-dur, H-moll herrschen.

Mit den Worten: „Die Ruhe kehrt zurück!“ schließt Iphigenie die Szene und geht in Rezitativ über, den Traum zu erzählen. Die Erzählung wird anschauungsvoll gesprochen, Klang und Figurierung des Orchesters malen die wechselnden Traumgebilde. Merkenswert und übereinstimmend mit dem über die Haltung der Oper Vorausbemerkten zeigt sich, daß bei diesem Rezitativ mehr auf musikalische Wirkung als auf Diktion gerechnet wird; umgekehrt in der aulidischen Oper.

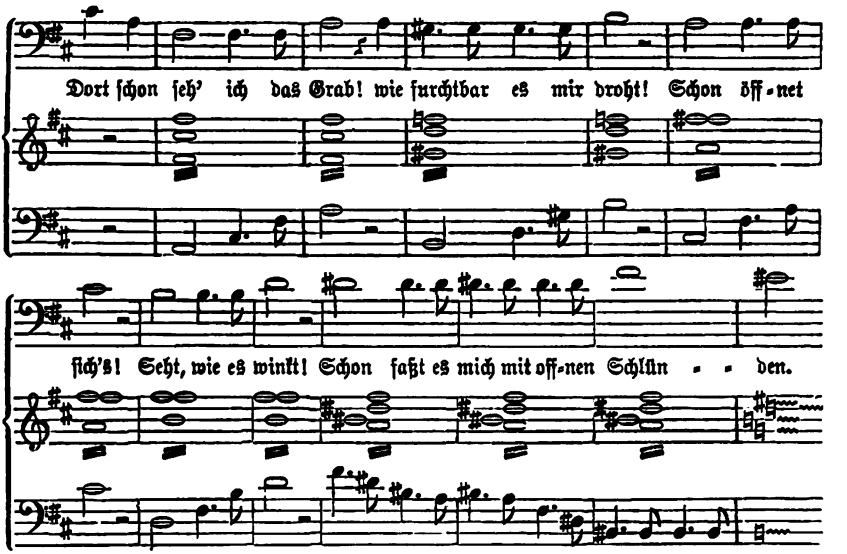
Der Chor der Priesterinnen (E-moll) empfängt und schließt ab, was die Obere zu berichten hatte. Es geschieht in noch tieferer Ruhe,



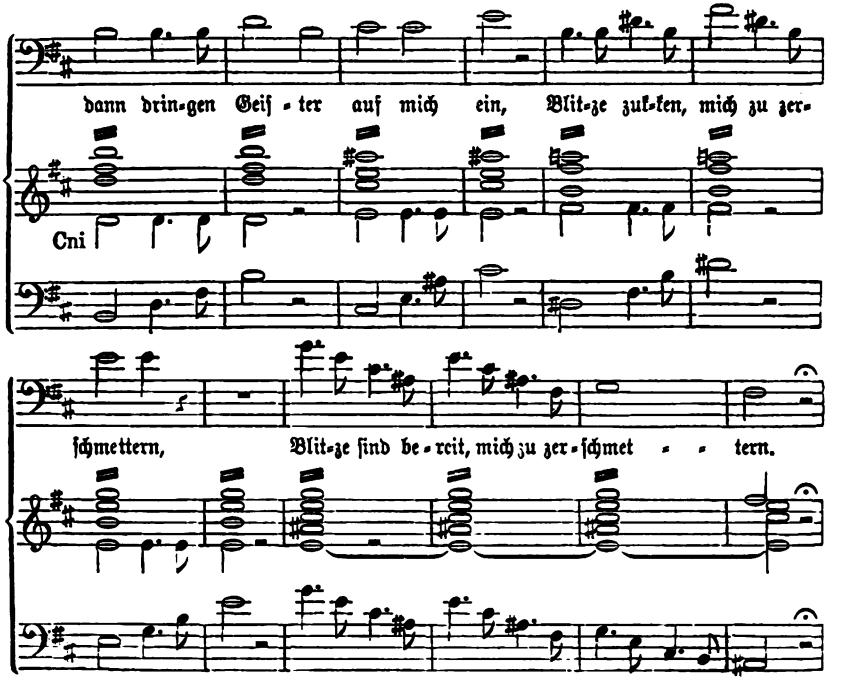
sie sind nur Mitempfindende, sie leiden mit, sie handeln nicht, sondern dienen; es ist die Haltung des sophokleischen Chors. Ebenso wird Iphigeniens Rezitativ, in dem sie das Schicksal ihres Hauses beklagt (vergebens sucht die Chorführerin zu trösten) und ihre Arie, in der sie die Göttin um erlösenden Tod anfleht, vom Chor, stets in demselben Sinn abgeschlossen. Es ist ein stilles Nachtbild, daß sich vor unseren Augen entrollt hat; in jene fünfzehn Jahre priesterlicher Dienstbarkeit am blutigen Altar blicken wir hinein, Erlösung zeigt sich nirgends.

Thoas tritt auf, ein schwerblütiger Barbar, von Weissagungen noch mehr verdüstert. Er heischt von der Priesterin Beruhigung, Versöhnung mit den Göttern; sein Leben sei bedroht, wenn ein einziger Fremdling ihrem Zorne nicht zum Opfer falle. So steht er in Selbstqual seiner Verfinsterung der Tochter des sonnenfrohen Hellas gegenüber, die, gefangen und gebeugt, dennoch ihre reine Stirn zum Himmel aufrichten kann. Seine Arie (H-moll) malt in schweren Zügen den Druck, der ihm die Seele belastet.

Digitized by Google



die Bäſſe langen empor gleich den unabwehrbaren Armen der Unterwelt und ſcheinen ihn unwiderſtehlich hinabzuziehen. Nach einem Schluſſe in Cis-dur — immer die heißen Tonarten! — wirft ſich das Quartett mit den Hörnern und der Singſtimme im Einklang auf d — d und ſtellt die Drohung: „Zittre! dein Strafgericht beginnt!“ unbeugſam hin. Und dann kehrt noch einmal jener Gedanke verſtärkt zurück, —

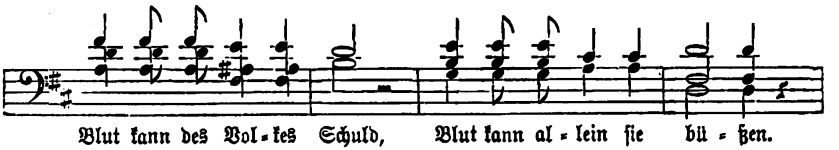


Digitized by Google

das alles ist so einfach und so sprechend, — noch heut gar nicht anders zu sagen, wenn man nicht lügen will, — hundertmal nachgeahmt, und noch unberührt. Denn die Wahrheit ist das älteste Kind des Geistes und bleibt ewig jung.

Im großen Hinabschreiten schließt die Arie, ein volles, vollkommen abgeschlossenes Bild schwarzer Melancholie, trefflich gesprochen, aber ihre Hauptstärke im Musikalischen findend, — Musik im Dienste nicht des Worts, sondern des Gedankens.

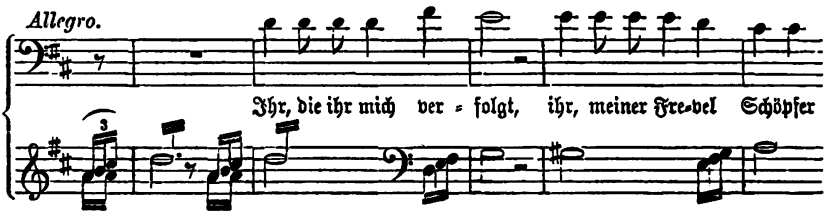
In rauher Lustigkeit, in kindisch-barbarischer Beweglichkeit drängt sich jetzt der Chor der Skythen (D-dur, Alt, Tenor, Baß) unter dem Geschrei der Pikkolflöten, Oboen und Klarinetten, mit Trommel- und Beckenschall heran. Der zweite Chor (die Zwischenreden des Thoas und Iphigeniens übergehen wir) in H-moll, mit Trommel und Triangel,



tritt noch barscher auf. Die Ballett-Sätze — dies Volk muß auch sein Fest haben — folgen einander, wie es kommt, frech, kindisch, vergnügt bei dem gedankenstörenden Gebimmel des Triangels, alles durchaus charakteristisch.

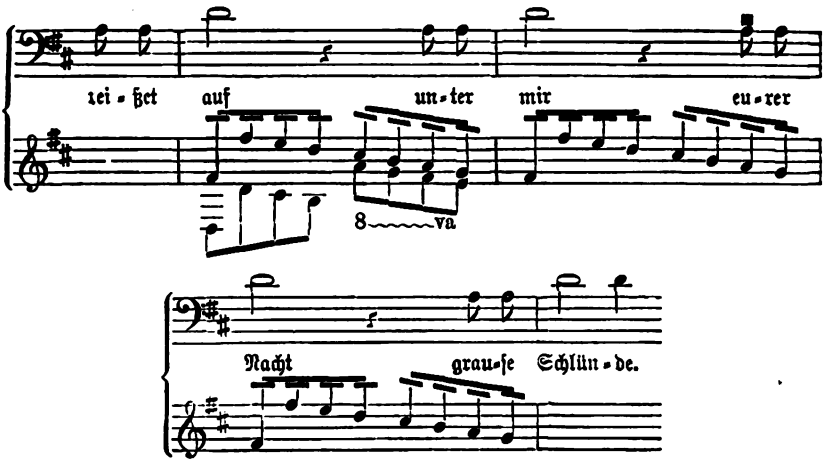
So hat derselbe Akt ein zweites Lebensbild entrollt; Griechen und Barbaren, Iphigenie und Orest, neben ihnen Thoas und Pylades, alle sind naturwahr hingestellt, in großen überschaulichen Gruppen wohlgeordnet. Man kann nicht weislicher exponieren.

Der zweite Akt eröffnet das rezitativische Gespräch der Freunde mit einer trübspannenden Einleitung in E-moll. Nach dem Rezitativ folgt Orests Arie,



in der er den Vernichtungsschlag fordert von den Göttern, die seine Missetat hervorgerufen haben und dafür ihn verfolgen. Der Schlag, die unvermeidlichen Blitzstrahlen, die das Schicksal auf ihn niederschleudert, — das ist die Vorstellung, die seine Seele ganz erfüllt; der Schlag, die Quarte, in der die Dominante hinaufschlägt in die Tonika, mit der das ganze Orchester — der Schrei der Trompeten über alle weg — sich auf dies D wirft, das ist das Motiv der Arie. Als gäb' es nichts anderes, verfolgt Orest unabläßig diese einzige Vorstellung,

Digitized by Google



während das Orchester unabläſſig hinabwühlt, als ſollt' es die letzte Zuflucht öffnen, das Grab.

Nach einem Mittelſatze voll ſchmerzlicher Beredſamkeit gewaltige Rückkehr zum Hauptſatze. Hier alſo iſt die alte Form der Arie wiedergekehrt; — aber mit Recht, um ein abgeſchloſſenes Charakterbild, wir möchten ſagen: ein Standbild von Oreſt zu geben; — aber vergeiſtigt iſt ſie wiedergekehrt, denn jede Note iſt Geiſt und Wahrhaftigkeit, keine durfte fehlen, wenn das Lebensbild vollſtändig erſtehen ſoll, keine neue könnte man zufügen, ohne ſich an der Wahrheit zu vergreifen.

Und ein Standbild, unvergänglich wie Erz, hat dieſer Moment verdient. Denn in ihm enthüllt ſich jene helleniſche Schickſalsidee, die den Knoten der Tragödie geſchürzt hat; hier offenbart ſich, was Oreſt und ſein Haus iſt und zu tragen hat; man darf dieſe Arie die Säule nennen, die das ganze Gebäude der Oper in ſeinem Schwerpunkte hält und trägt. Und das hat Gluck gefühlt. Aber es iſt nicht bloß die althelleniſche Schickſalsidee, die in dieſer Arie vor uns tritt, ſie lebt als ein Ewig-Menſchliches fort. Neben der höhern chriſtlichen Idee einer Vorſehung, einer Vernunftheirat in den Geſchicken, tritt in allen Momenten, wo ſchwere Schläge uns erſchüttern, nach dem Los menſchlicher Schwäche die Vorſtellung von Glücks- und Unglücksloſen an uns heran. Und ſo lebt Oreſts Leid als ein ewig menſchliches unter uns fort und erhebt Glucks Dichtung aus einem Liede der Vergangenheit zu einem ewig forttönenden, wenngleich der Urſprung jenes Leids, der Widerſtreit höchſter Pflichten, von uns genommen iſt.

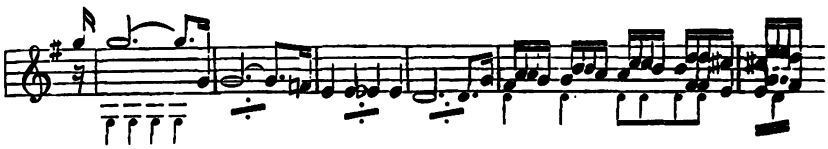
Noch eine Betrachtung andrer Art knüpft ſich an dieſe Arie. Die Oper ſtellt in Thoas und Oreſt zwei ähnliche Charaktere, in ihren Arien zwei nahverwandte Aufgaben nebeneinander. Und wie wahrheitstreu und genau zutreffend hat Gluck dieſe beiden Arien unterſchieden! Thoas, von Grund aus düſter, hat H-moll; ſein Rythmus iſt ſchwer und ſchleppend, ſeine Stimme wenig bewegt, gleichſam gelähmt, außer wo ſie ſich im ängſt-

Digitized by Google

lich-peinlichen verminderten Septimenakkord abwärts zieht. Oreſt iſt ſelbſt in ſeiner Verfinſterung der hellgeborne, tatkräftige Hellene; ſein Ton iſt D-dur, ſein Rhythmus ſchlagend, ſeine Stimme zuerſt, bis zu den Quarten, erſtarrt, dann mit dem Gemüte, wo es zu klagen vermag (Mittelſatz) bewegt, gleichſam erlöſt aus ihrer Gebundenheit. Hier erſt erkennen wir im Abkömmling der Atriden den Bruder Iphigeniens. —

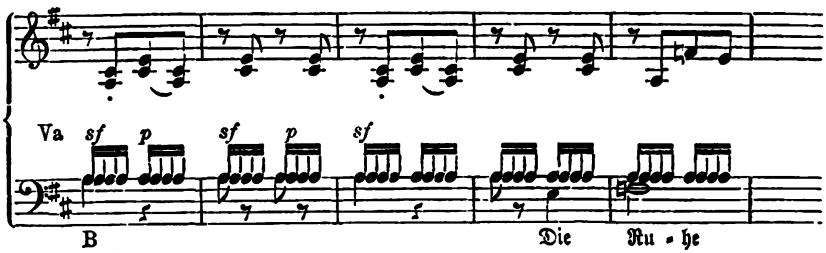
Balſamiſch wohltuend wirkt nach dieſem erſten Sturme, dem bald der gewaltigere folgen wird, Pylades' milde Zuſprache; ſeine Arie („Nur ein Wunſch, nur ein Verlangen“) iſt ein ſanfter, anmutvoller Hymnus auf die Freundſchaft. Mehr durfte hier nicht geſchehen, weniger hätte uns in Troſtloſigkeit gelaſſen.

Die Freunde werden getrennt, Oreſt bleibt in Verzweiflung zurück und verſinkt in Selbſtvergeſſenheit, um nachher die Götter zu ſeiner Vernichtung aufzurufen. Zuvor, ehe er ſie anruft, rückt das Orcheſter (G-dur) in ſchwerem Schritte, dann in ſteigender Schnelle



heran, — es deutet nicht auf das nächſte (Götter . . . . die ihr Blut nur dürſtet, heran!), ſondern auf ein noch Kommendes. Zu dieſen Worten ſchwirren, rauſchen die Geigen auf und entſchleiern, was über alles Wort hinaus im Innern tobt, bis die Kraft des Dulders erſchöpft iſt und die Beſinnung ihn verläßt. Er iſt niedergeſtürzt. Nach langer Pauſe — in der Partitur ſteht langſam — fallen die Worte „Wo bin ich, ... auf die Qual, die mich umringte, folgt nun plötzlich ſtille Ruhe“ erloſchen, zerbröckelt von ſeinen Lippen, ... „Die Ruhe kehrt mir zurück —“ und er ſinkt in Todesſchlaf.

Dies bildet nach dem Rezitativ ein Arioſo, das ſo



anhebt. Achtundzwanzig Takte lang rieſelt die Viole, wie ſie hier begonnen, Fieberfröſteln in die Adern und feſſelt orgelpunktartig an denſelben

Digitized by Google

Ton, wie Oreſt gefeſſelt von Ohnmacht daliegt; der Baß pulſiert in derſelben Gleichmäßigkeit, wie er begonnen, bis zu Ende, ſelbſt wo der Orgelpunktton endlich zu ſchwanken beginnt. Da iſt, während bisher das leiſe Quartett allein neben dem Geſang webte, eine Oboe erwacht und zieht lange leiſe Töne neben Oreſts erſterbenden Seufzern, bis auch ſie wieder erliſcht und das Quartett allein leiſe fortwebt.

Wer war die Stimme, die mit ihm wacht' und mit ihm weinte? — Nun erſt ſinkt er mit jenen Worten in Todesſchlaf.

Man muß jede Note des unſterblichen Satzes fühlen und wägen. —

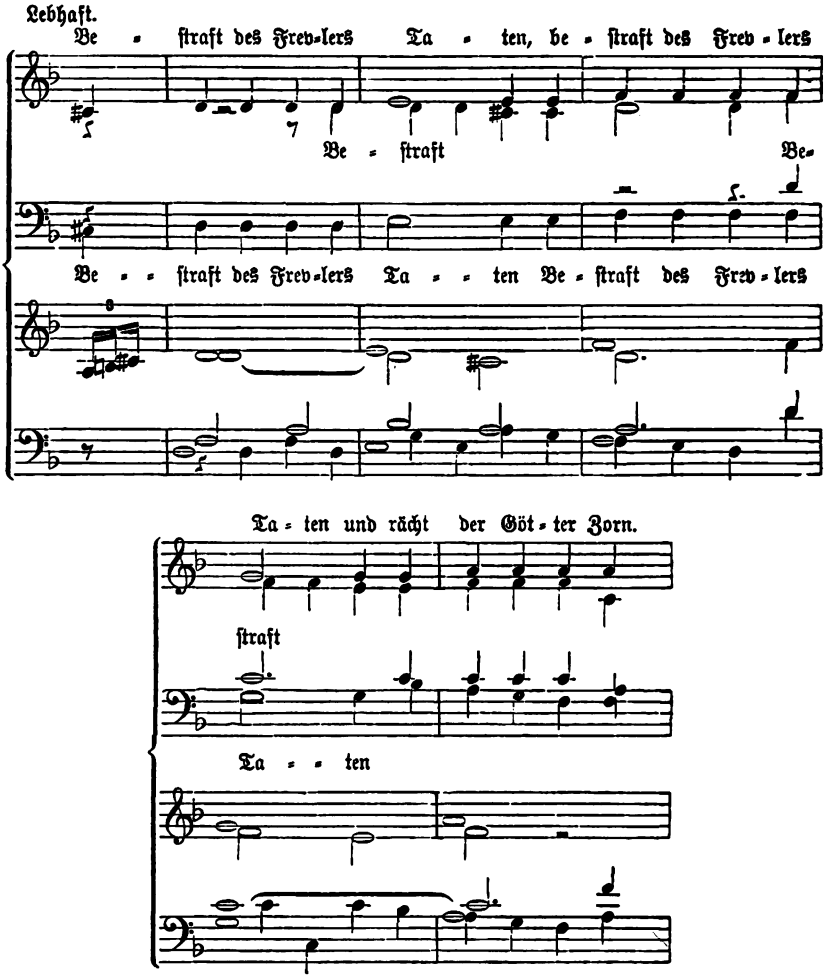
In einer der großen Proben bemerkte jemand im Orcheſter: die fortarbeitende Bratſche widerſpreche den Worten: „die Ruhe kehrt mir zurück“. „Er lügt, er lügt!“ rief Gluck, der es vernommen: „er hat ſeine Mutter erſchlagen!“

Und nun, — unter Poſaunenſchall, den man zum erſtenmal vernimmt, — kehrt jene Einleitung zum Rezitativ (das vorletzte Notenzitat) wieder, die über die nachfolgenden Worte hinaus auf etwas noch Bevorſtehendes zu deuten ſchien, und die Eumeniden ſteigen aus ihrer Nacht zum Licht empor. Ihr Schauergeſang findet ſtets ſeine Spitze in jenem „Er hat ſeine Mutter erſchlagen“, das Gluck nicht mehr aus dem Sinne kam.

Zum drittenmal läßt Gluck in ſeinen Opern *hier* die Stimme der Unterirdiſchen vernehmen. In *Alceſte* iſt es das Gefolge des Todesgotts, ſchauerlich, bleich und bewegungslos, feind dem Leben, nicht feind den Menſchen, ſelbſt dem Mitleid mit Alceſtes Jugend und Treue nicht verſchloſſen. In *Orpheus* ſind es die trüben Hüterinnen an den Pforten des Hades, die dem eindringenden Helden widerſtehn müſſen, und ſich von ſeiner Klage zuletzt erweichen laſſen. *Hier* ſind es die unerbittlichen Rächerinnen der Blutſchuld an der Mutter. Wenn Äſchylus ſie gleich einer Meute blutlechzender Hündinnen um das Heiligtum herumſpüren läßt, in dem Oreſt unnahbar ruht: ſo ſind ſie bei *Gluck* die Schar der berufenen Richter und Rächer, und der Unſelige findet vor ihnen keinen Schirm, ſelbſt im Todesſchlummer nicht. Notwendig für den hohen Gedankengang der äſchyleiſchen Tragödie war die Stellung des Eumenidenchors, wie der größte der helleniſchen Tragiker ſie geordnet; für den Muſiker wäre ſie unannehmbar. Notwendig iſt die Faſſung Glucks, ſobald die Eumeniden in einem muſikaliſchen Drama die Bühne zu betreten hatten. Die grauſe Würde der uralten Göttinnen, der düſtere Sinn, der ſie erfüllt, die ſchwertreffende Wucht ihres Richterſpruchs, das ſchauerliche Wort vom Muttermorde, — das alles vermag die Muſik in ſich aufzunehmen und mächtig hineinzurufen in die Gemüter der Menſchen. Gluck vermochte es, wie dort in ſeinem Gebiete Äſchylus.

Nur der Anfang des Eumenidenchors kann hier noch Raum finden. Schritt für Schritt

Digitized by Google



dringt die Melodie im Diskant empor (cis d e f g a b h c cis d) bis zur Oktave, von der ersten Violine mit Oboen und Klarinetten und der Altposaune geleitet. Aber der Chorbaß geht bis zum vierten Takte gleichfalls in Oktaven mit, geleitet von den Fagotten, von Tenor- und Baßposaune, die sich dann weiter der ganzen Tonreihe des Diskants bis zum höheren d anschließen. Der Oktavengang verleiht dem Satze diesen öden, wüsten und rauhen Charakter, der so ganz der Aufgabe entspricht, der nicht entbehrt und durch kein anderes Kunstmittel ersetzt werden könnte. Die Worte „der Mörder seiner Mutter" werden in breiten Rhythmen vom vereinten Chor mit dem ganzen Orchester, aber ganz leise, gesungen.

Wir müssen alles Folgende übergehen, — wer könnte alles in so reichem Werke zur Sprache bringen?

Digitized by Google

Nun begehn die Priesterinnen mit Iphigenie die Totenfeier um Orest. Sie umwandeln nach frommer Sitte mit andachtvollem Liede den leeren Aschenkrug, da die leichten Überreste, wie sie meinen, in ferner Erde ruhn.

Und die Weise, die sie anstimmen, — es ist jenes Lied sanfter Freude und Huldigung, das einst, vor fünfzehn Jahren der Verbannung, die Jünglinge und Jungfrauen Griechenlands der jugendholden Iphigenie, der glücklichen Braut Achills, entgegensangen, als sie auf blumengeschmücktem Wagen neben der glückseligen Mutter einzog in das Lager des hohen Vaters, umjubelt und umtanzt von der Jugend Griechenlands. Jetzt! erschlagen ist Achill, erschlagen Agamemnon, erschlagen Klytemnästra, sie selber, Iphigenie, verbannt zum blutigen Heiligtum, die Totenfeier des einzigen Bruders begehend. Da wachen jene Erinnerungen an die Blütezeit ihres Lebens auf.

Aber die Blumen der Freude sind mit Asche bestreut. Die holde Melodie, so hell damals und klar, wendet sich bald aus dem tagfrischen C-dur nach C-moll, und windet sich nach Es-dur und C-moll, und kann sich der bitterlichen Molltonleiter (der normalen) nicht enthalten. Und wenn sie zuletzt doch C-dur wiederfindet, dann hat der Hörer sich in Wehmut verhüllt. —

Die Generalprobe zur tauriſchen Oper war unter Glucks Leitung zu Ende gegangen, als plötzlich Lärm entstand. Ein Jüngling hatte sich eingeschlichen und suchte sich in dem Winkel einer Loge zu verbergen, um die Nacht und den folgenden Tag im Hause zu weilen und dann der Vorstellung abends beizuwohnen. Nun sollt' er ausgetrieben werden; seine Bitten, seine Vorstellungen, er müsse durchaus die Vorstellung hören und habe kein Geld zu einem Billett, fanden bei den Aufsehern des Hauses kein Gehör. Aber Gluck war noch im Orchester, vernahm den Streit und ließ sich den „ganz in Ehrfurcht aufgelösten“ Jüngling zuführen, hörte ihn gütig an und beschenkte ihn mit einem Billett zur ersten Aufführung.

Es war der junge Mehul, damals sechzehn Jahre alt, der so mit dem Meister zusammentraf, sehr zu seinem Vorteil. Er war von einem deutschen geschickten Kontrapunktisten, namens Hauser, in der Komposition unterrichtet worden. Gluck zog den Jüngling, der ihm mit Enthusiasmus anhing, an sich, entdeckte sein Talent, gewann ihn lieb und nahm sich seiner höheren Ausbildung an, indem er (wie man erzählt) drei Opern des jungen Komponisten mit ihm durchging und ihm seine Ansichten mitteilte. Mehul gestand sein ganzes Leben hindurch gern, daß Gluck es gewesen, der ihm den Geist der Kunst erschlossen habe.

Am 18. Mai 1779 fand die erste Vorstellung der Iphigenie in Tauris statt. Wenn die früheren Gluckschen Opern sich erst allmählich Verständnis und Teilnahme des Publikums erringen mußten, so war hier gleich der erste Erfolg allgemein und mächtig über jeden Widerspruch. Selbst der Baron Grimm, sonst Glucks bitterer Gegner, ward, wie es scheint, hingerissen. „Ich weiß nicht,“ sagte er, „ob das, was wir gehört, Gesang ist. Vielleicht ist es noch etwas weit Besseres; ich vergesse die Oper und finde mich in einer griechischen Tragödie.“

Digitized by Google

Neue Bücher und Musikalien.

Richard Batka, Kranz. Gesammelte Blätter über Musik. Leipzig, Lauterbach & Kuhn.

Wer im Buch ein Kunstwerk sieht, mag sich oft über nachträglich zusammengestellte Sammlungen früherer Aufsätze ärgern. Die vorliegende macht davon eine wohltuende Ausnahme. Der Verfasser hat es in der Tat verstanden, die zerstreuten Blätter zu einem einheitlichen Kranze zu sammeln. Er hat dabei die Selbstkritik bewiesen, daß er alles, was nur für den Tag berechnet war, ausgeschaltet hat. In der ersten Abteilung „Allgemeines" werden grundsätzliche Fragen in einer Weise erörtert, die auch dort den Ausführungen ihren Wert erhält, wo sie an flüchtige Erscheinungen anknüpfen. Aus der Abteilung „Geschichtliches" verdient die lichtvolle Darstellung der altgriechischen Musik besonders hervorgehoben zu werden. „Wagneriana" und „Totenkränze" auf die Gräber von Heinrich Porges, Johann Strauß und Giuseppe Verdi reihen sich an. Besonderes Interesse aber verdient die letzte Abteilung „Aus der Gegenwart"; zumal die fünf Aufsätze zur Würdigung Hugo Wolfs werden allen denen, die sich in die Lieder des allzu früh Verstorbenen hineinsingen wollen, gute Dienste leisten. So sei das schön ausgestattete Buch warm empfohlen.

Richard Wagner im Spiegel der Kritik. Von Wilhelm Tappert. Leipzig, C. F. W. Siegel.

Zur „Gemütsergötzung in müßigen Stunden" will Tappert dieses „Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhnende, gehässige und verleumderische Ausdrücke" gegen Richard Wagner gesammelt haben. Gemütsergötzung? Ich muß gestehen, daß mich das Blättern in dem mit großem Fleiß zusammengestellten, kulturgeschichtlich sehr wichtigen Büchlein noch allemal traurig gestimmt hat. Daß ein Genie zunächst nicht verstanden wird, scheint ja unabwendbares Schicksal zu sein. Aber muß es denn geschmäht, verhöhnt und besudelt werden? Es treibt einem Zorn und Schamröte ins Gesicht, wenn man hier liest, was sich jeder sogenannte Kritiker gegen Wagner herausnahm. Wie müssen sich diese Leute jetzt schämen. Oder, ich glaube, sie tun es nicht; sonst hätten sie auch das erstemal solche Worte nicht schreiben können. Wenn das Büchlein doch diese Wirkung täte, daß es die Kritik wenigstens zur Vorsicht und zum anständigen Ton mahnte!

Kahn-Album. Ausgewählte Klavierstücke von Robert Kahn. F. E. C. Leuckart, Leipzig.

Den schön ausgestatteten Band empfehle ich allen im Spiel etwas vorgeschrittenen Freunden einer vornehmen und gediegenen Unterhaltungsmusik. Kahn ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unter den lebenden Komponisten und gerade in diesen kleineren Formen besonders glücklich. Seine Eigenart ist zwar nicht hervorstechend, man mag abwechselnd an Schumann, Chopin und Brahms denken; aber die Anlehnung geht nirgends bis zur Unselbständigkeit und offenbart sich mehr in der Gesamtstimmung als in Einzelheiten. Dafür entschädigt Kahn durch sinnige Melodik, interessanten Rhythmus und reizvolle Modulation. Gerade in dieser Auswahl von acht Stücken wird man sich am ehesten mit dem verdienten Komponisten befreunden. St.

Digitized by Google

Zu unserer Notenbeilage.

Aus dem soeben erschienenen 16. Bande der in Breitkopf & Härtels Verlag zu Leipzig erscheinenden Gesamtausgabe der Lieder und Balladen Karl Loewes bringt unsere heutige Notenbeilage drei bislang unveröffentlichte Stücke. Es wird nach Erscheinen des nächsten und letzten Bandes der prächtig ausgestatteten und reich angelegten Ausgabe an der Zeit sein, über die in ihr aufgestapelten Schätze zu sprechen. Heute nur einige Worte zu den drei mitgeteilten Proben. Die zwei ersten widerlegen die landläufige Behauptung, daß seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts keine rechten Choräle mehr geschrieben worden seien, auf das schlagendste. Loewe hat ein halbes Hundert Originalchoräle geschrieben, die in der Mehrzahl so kernig und kräftig und bei aller Vornehmheit so echt volkstümlich sind, daß sie die weiteste Verbreitung verdienen. Hoffentlich geschieht das wenigstens mit unserm Himmelfahrtsgesang, der die erste eigene Melodie zu dem bereits 1686 ins Lüneburger Gesangbuch aufgenommenen Gedicht Friedrich Funckes ist. — Der zweite Choral „Hinauf zu jenen Bergen" ist der Festkantate entnommen, die Loewe zur silbernen Hochzeit des ihm freundschaftlich gewogenen Königs Friedrich Wilhelm IV. 1848 geschaffen hatte. Die lange Strophenform war der Komposition nicht günstig und es zeigt sich Loewes Meisterschaft in der Art, wie er die Melodie zwanglos weiterzuspinnen versteht. — Das dritte Liedchen endlich zeigt den Meister der großen Ballade einmal von der lieblichen, man möchte fast sagen kindlichen Seite. Überhaupt müßte Loewe als Schöpfer von Kinderliedern im Hause wieder heimisch werden. Gerade die Neuausgabe bringt in dieser Richtung einen ungeahnten Reichtum zutage. Möchten recht viele diese Bände in ihre Musikbücherei aufnehmen.

Unsere Kunstbeilagen.

Unsere Blätter bedürfen heute keiner näheren Erläuterung. Die Photogravüre bringt die zweite Gruppe „singender Engel" vom Genter Altarwerk der Brüder van Eyck und damit das unsern Lesern sicher willkommene Seitenstück zur Kunstbeilage des Novemberheftes. Die Autotypien bringen Proben vom Schaffen zweier baltischer Künstler, deren Gesamtstellung im Februarheft besprochen wurde.

Digitized by Google

Briefe.

J. H., B. i. W. — W. E. H., B. — K. H., R. — A. Z. 1002, H. a. S. — L. O., E. b. A. — K. L., K., O.-Schl. — K. G., B. b. W. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

J. H. W. D. Sämtliche Gedichte sind leider, gedanklich wie auch in der Form, so unklar, daß wir aus diesen Proben auf keine sonderliche „produktive Fähigkeit" schließen könnten.

H. St., St. Sie verlangen schonungslose Kritik, nun gut: die eingesandten Proben sind noch lange nicht druckreif. Selbst ein ausgesprochenes ursprüngliches Talent verrät sich noch nicht einmal in ihnen, allenfalls lyrisches Empfinden. Wie weit das entwicklungsfähig ist, vermag der T. beim besten Willen nicht zu prophezeien. Frdl. Gruß!

Fr. W., Z. Für die Übersendung der Zeitungsnummern besten Dank.

W. F., H. — B. K. Wie Sie sehen, mit bestem Danke verwendet.

J. B., G. (Schloß). Von den eingeschickten Gedichten entspricht keines ganz unsern Anforderungen; doch bekunden sie Begabung.

Dr. E. M., L. Leider können wir das Gedicht nicht bringen. Der ganze Vorgang wirkt doch etwas unwahr.

B. Sch., N. Beim „Manne der Arbeit" steht leider die Form nicht ganz auf der Höhe; sonst käme es wohl in Betracht.

E. L. W., B. (Holstein). Jedes der fünf Gedichte hat einzelne Vorzüge, aber keines vermag allen Anforderungen standzuhalten. Senden Sie gelegentlich Neues.

O. H., Kitzingen. Studieren Sie zunächst das Buch von Dr. M. Kronenberg: Kant, sein Leben und seine Lehre. München, C. H. Becks Verlag. Pr. Mk. 4.50.

S. H., Karlsruhe. „Der Schmerz" kommt in die engere Auswahl.

Hochzeitsgeschenk. Sie wünschen ein von christlichem Geiste erfülltes plastisches Kunstwerk, das sich zum Hochzeitsgeschenk eignet. Doch soll es keine ausgesprochen kirchliche Darstellung sein. Da wird Ihnen wie allen, die ein solches Geschenk machen mögen, eine Terrakottagruppe willkommen sein, die im Verlage von Bernhard Poetschki, Berlin W. 57, erschienen ist. Sie zeigt die Mittelgruppe aus Raffaels berühmtem Gemälde „Lo Sposalizio" (Trauung), die von Künstlerhand prächtig ins Plastische übertragen wurde, in den blühenden Farben des Originals. Die Gruppe ist 32 cm hoch und kostet in bester Terrakotta 20 Mk. — Sie ist nicht nur ein schönes Andenken an den Hochzeitstag, sondern auch ein wirklicher Schmuck für jedes christliche Haus.

N. S., H. In unserer Notenbeilage Stücke für Harmonium zu bringen, geht leider nicht an, da das Instrument doch noch zu wenig als Hausinstrument verbreitet ist. Lassen Sie sich von Breitkopf & Härtel, Leipzig, den Katalog über Harmoniummusik kommen; desgleichen von Karl Simon, Mus.-Verl., Berlin SW. 12, Markgrafenstr. 101. Im übrigen besten Dank für Ihre Gesinnung.

An viele Lyriker! Seit Jahr und Tag steht bei uns zu lesen, daß wir Gedichte nur in den Briefen erledigen können. Dennoch verlangen täglich Einsender, die sich als Abonnenten einführen, die briefliche Rücksendung ihrer Gedichte. Sie sind sicher optimistisch genug, anzunehmen, daß sie ganz allein die ausnahmsweise Behandlung verlangen. Aber die Wirklichkeit ist auch in diesem Fall ganz anders, und die vermeintliche Ausnahme bildet die Regel. Der aber können wir uns nicht fügen, da die Zeit der Redaktion ohnehin aufs höchste in Anspruch genommen ist.

W. F., B. (W.). Die Berichtigung, die Sie Ihrer Mitteilung Heft 7, S. 128 folgen lassen müssen, sei hier wiedergegeben: „Wie mir infolge dieser Veröffentlichung", schreiben Sie, „der evang. Dekan (1. Stadtpfarrer) mitteilt, hat er nach der Anstellung jenes kath. Lehrers bei der Behörde Schritte getan, damit ihm die religiösen Fächer abgenommen werden, was dann auch geschehen sei, und es werden schon seit längerer Zeit diese Fächer von einem evangelischen Lehrer gegeben. Ich hatte nie etwas von dieser veränderten Sachlage gehört. Es bleibt also nur die Tatsache bestehen, daß ein katholischer Lehrer an einer Schulklasse mit evangelischen Schülern unterrichtet. Ich bedaure den mir unterlaufenen Irrtum um so mehr, als ich weiß, daß sich der Türmer in seinen Publikationen nur auf absolut sicheres Tatsachenmaterial zu stützen pflegt." Dadurch schrumpft jene Mitteilung freilich zu einer nicht sonderlich bemerkenswerten zusammen. Für Ihr Interesse am T. aber frdl. Dank!

F. R., M. Der Sinn der Worte „Wer Glauben stets, nie Zweifel hat, hat ringend Wahrheit nie gesucht", liegt doch in diesen Worten selbst: Wer nie gezweifelt, hat auch nie um die Wahrheit gerungen. Man ringt nicht um das, was man besitzt oder zu besitzen — glaubt. Freundl. Gruß!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3. Hausmusik: Dr. Karl Storck. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

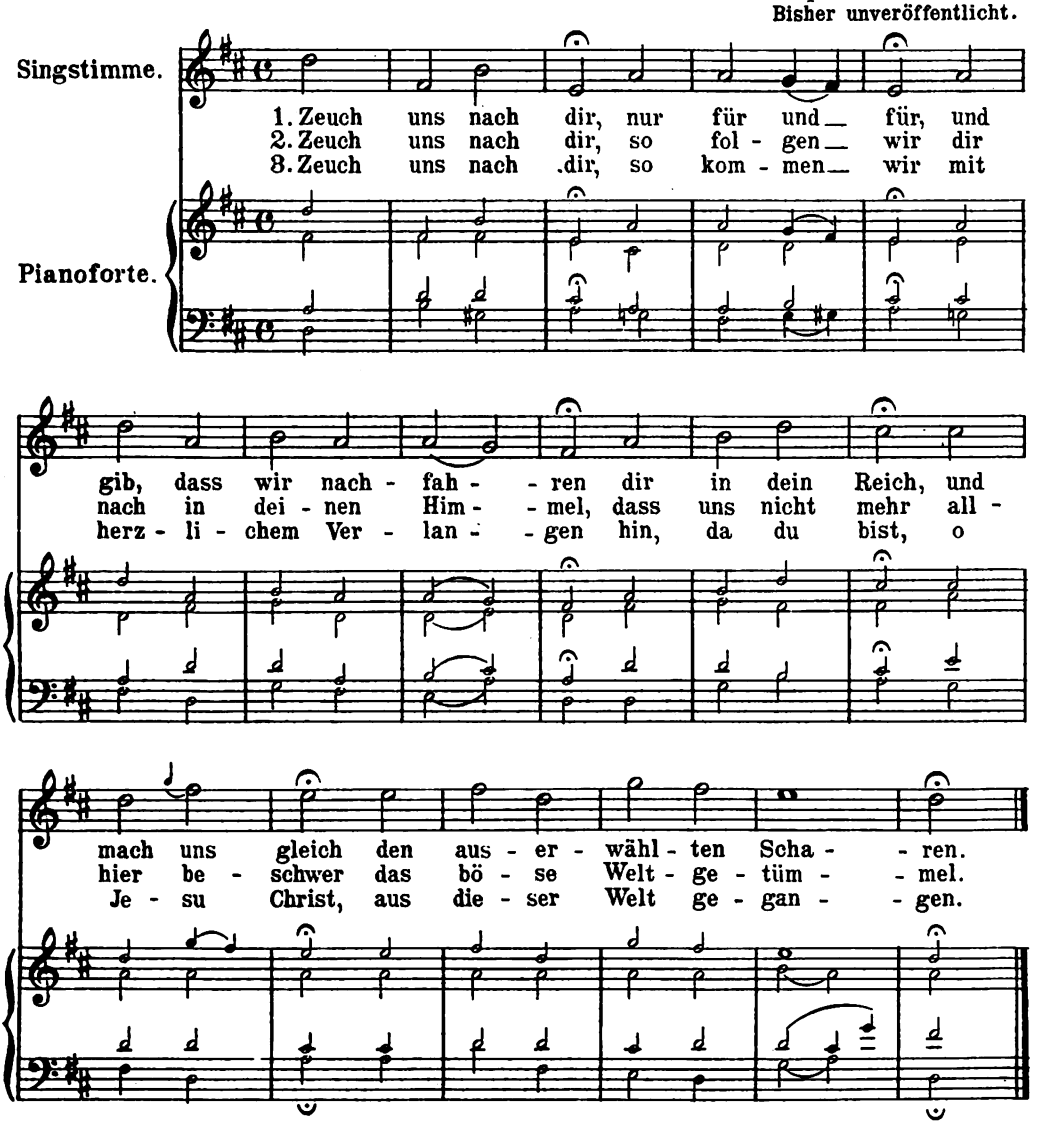
Digitized by Google

Beilage zum Türmer
VI. Jahrg. Mai 1904. Heft 8.

Himmelfahrtsgesang.

Friedrich Funcke.

Karl Loewe.
Componirt 1835 oder 36.
Bisher unveröffentlicht.

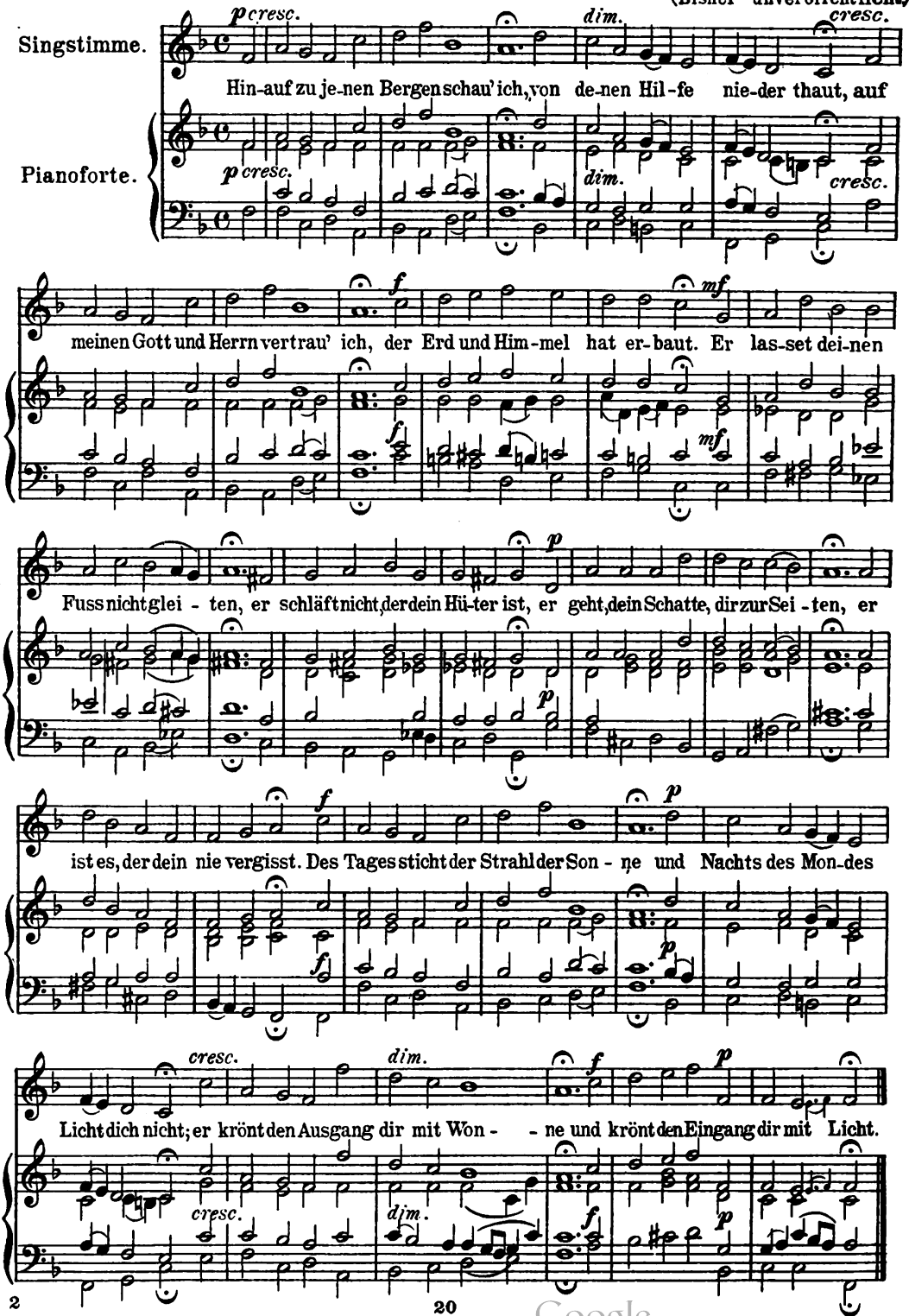


Digitized by Google

„Hinauf zu jenen Bergen."

N. Telschow.

Karl Loewe.
Componirt, 1848.
(Bisher unveröffentlicht)

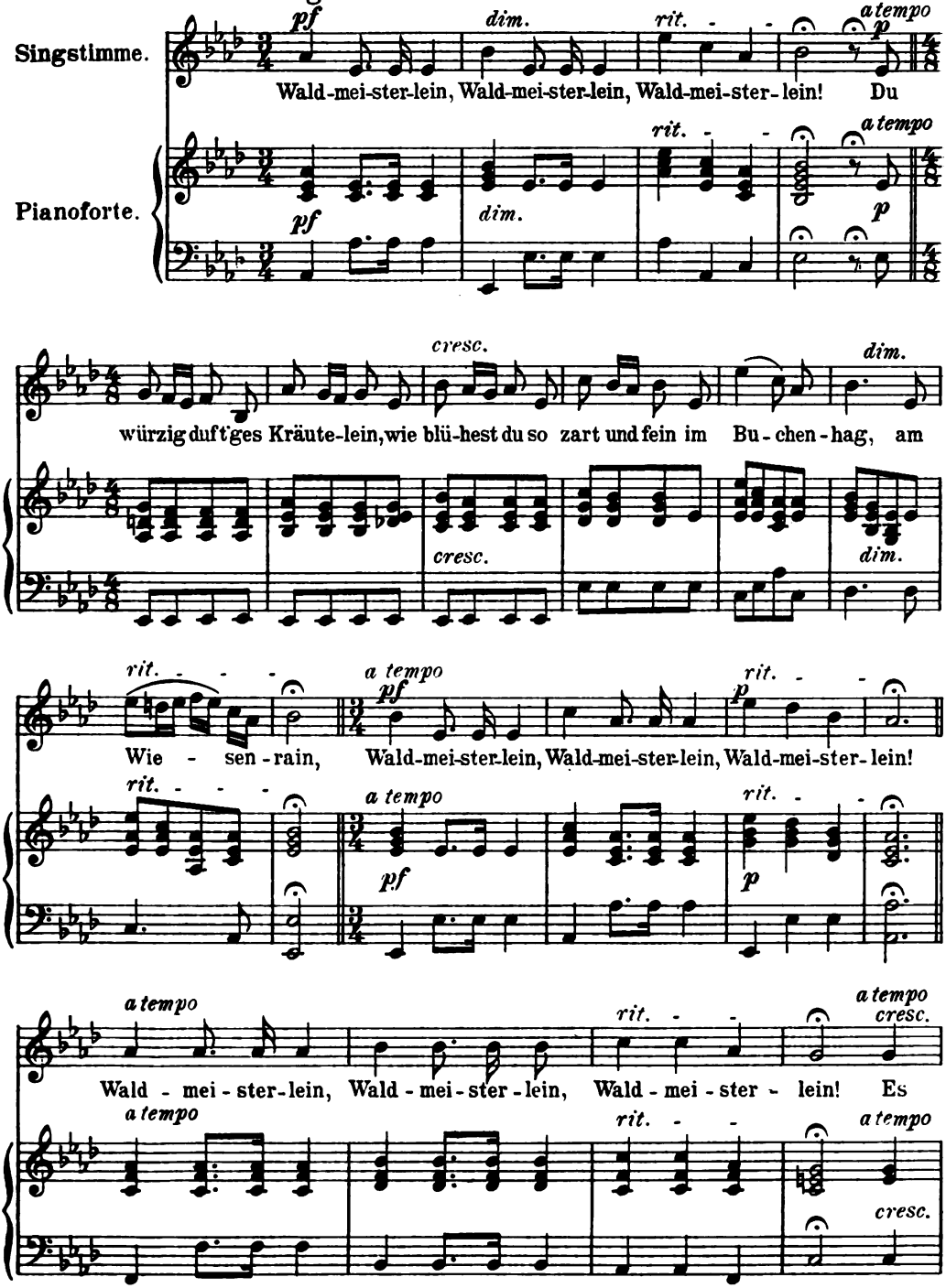


Digitized by Google

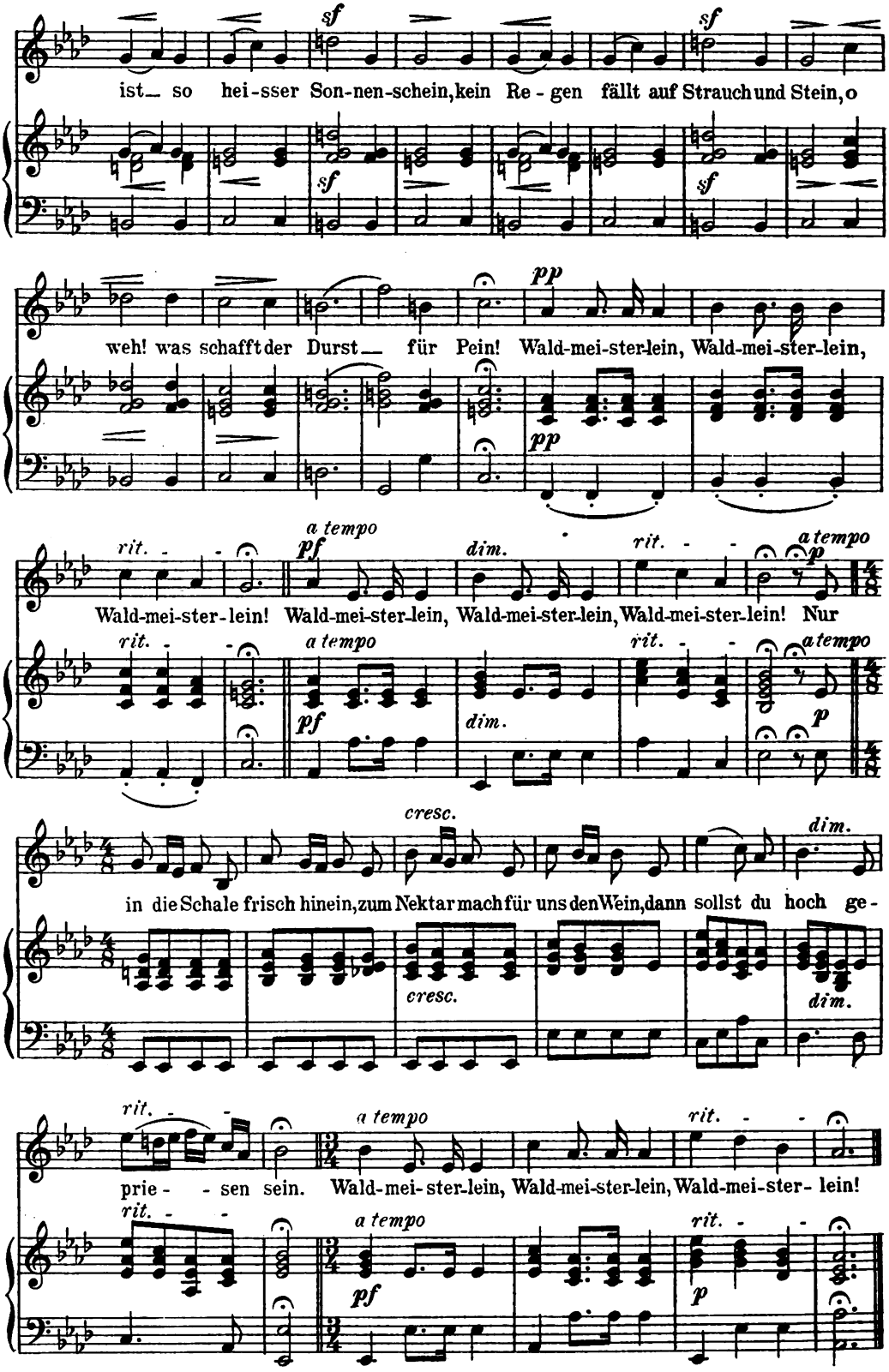
Beim Maitrank.

Karl Loewe.
Componirt, 1845.
(Bisher unveröffentlicht.)

Allegretto.



Digitized by Google



Digitized by Google

A. Hagen: Ruine Tolsburg am estländischen Strande.

(Museum der Gelehrten estn. Gesellschaft.)

Digitized by Google

Digitized by Google

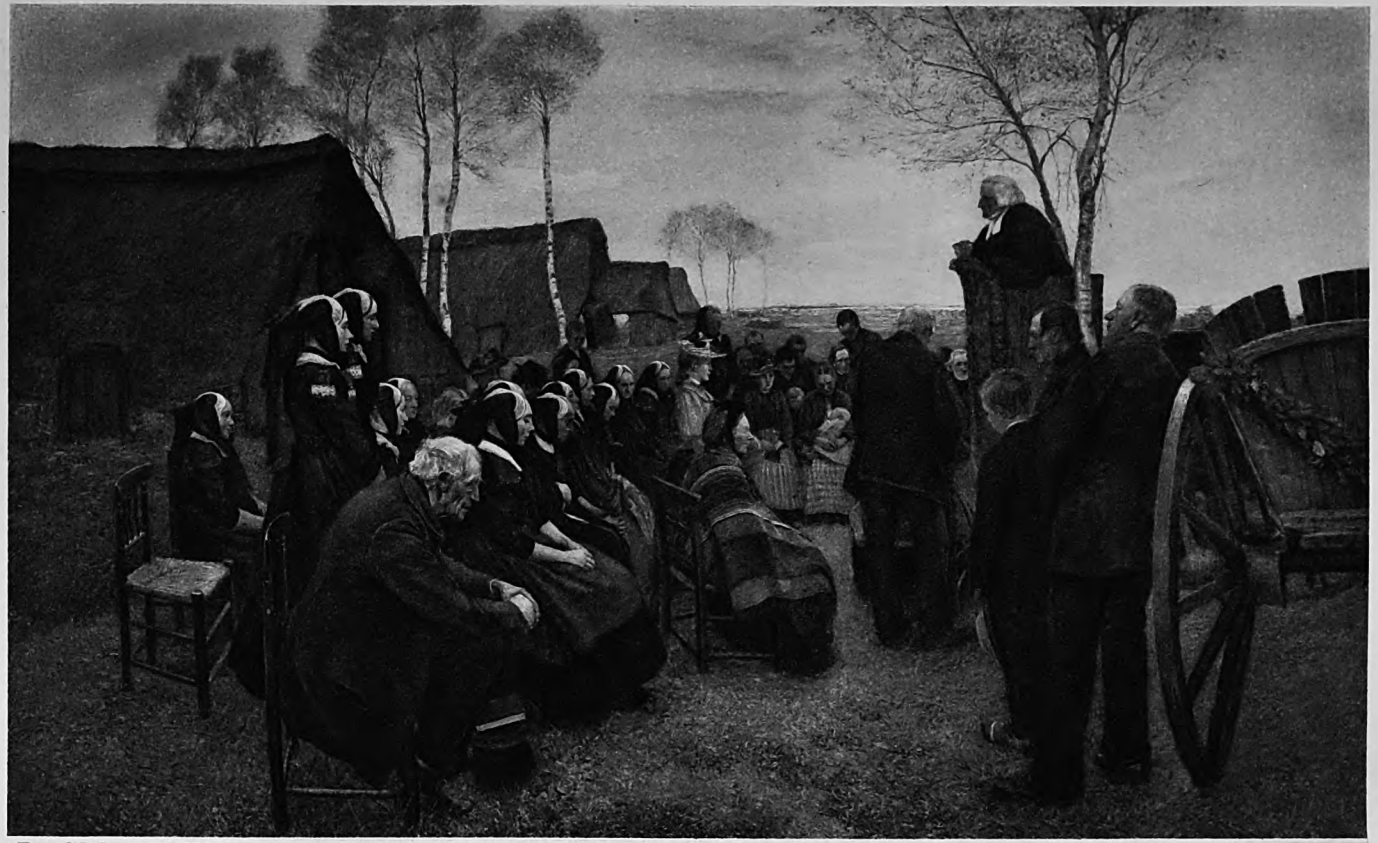
A. v. Wahl: Eſtniſcher Bauer.

A. v. Wahl: Eſtniſche Bäuerin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Fritz Mackensen. 1895

Photogravure Bruckmann.

GOTTESDIENST

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

VI. Jahrg. Juni 1904. Heft 9.

Unsere Jugend.

Von

Dr. Bernhard Rieger.

Wo liegt unsere Zukunft? Auf dem Wasser, auf dem Lande? Kann sie abstrakt über den Wassern, über dem Festlande schweben? Nein, sie braucht konkrete Träger, sie beruht auf der sittlichen, geistigen, körperlichen Kraft der kommenden Generationen. Unsere Zukunft liegt bei der Jugend. Wem sie am Herzen liegt, der bekümmere sich um die Heranbildung der Jugend. Wer aber tut das bei uns? Der Herr Kultusminister, der Herr Schulrat, die Herren Lehrer? Ja, die geben sich redlich Mühe, damit die Schule im Rahmen der Bestimmungen das nötige Arbeitspensum leistet. Auch gibt es wohl Versammlungen von Schulmännern, bei denen stellenweise der Schüler gedacht wird, selbst auf Kunsterziehungstagen wird die Frage in dankenswerter Weise erörtert, wie unsere Jugend zu bilden sei.

Aber unser Volk, die breite Menge der mehr oder minder Gebildeten, derer, die überhaupt neben dem täglichen Wohl und Wehe noch andere Dinge hoffen und fürchten, was ist ihnen die Jugenderziehung? Rein gar nichts. Es ist in der Tat erstaunlich, mit welcher Stumpfheit auch der Gebildete unserer Zeit sich jeder eigenen Betätigung bei der Heranbildung seiner Kinder enthält und der staatlichen Reglementierung die Gestaltung

Digitized by Google

der kommenden Generation überläßt. Berufsgeschäfte, natürlich, die Börse, der Dienst, auch die Mandschurei oder die Theosophie, das sind Dinge, die des Interesses und der Diskussion wert sind, die Jugendbildung dagegen ist ja genau vom Herrn Kultusminister geregelt und wird von der Schule aufs gewissenhafteste besorgt.

Aber wie wird sie geregelt und besorgt? So wie ungeheure Maschinen arbeiten: was nicht hineinpaßt, wird zermalmt. Das ist die Frage, die wir uns nicht stellen und nicht beantworten. Wir dämmern hin und ahnen nicht die Gefahr, aber es ist Zeit, daß ein Weckruf ergeht: Seht ihr nicht, wie die Zukunft unseres Volkes in anämischem Siechtum von Geist und Leib verkümmert? Dieser Ruf muß von Mund zu Mund gehen, an allen Ecken und Enden widerhallen, bis jeder einzelne zum Bewußtsein kommt, daß gerade er mitarbeiten muß an der Gestaltung unserer Zukunft, daß gerade er seine individuellen Kräfte dafür einsetzen muß, bis die Jugenderziehung und ihre Schäden das breiteste Interesse, die breiteste Diskussion einnimmt.

Unser modernes Schulwesen und die Stellung des Volkes dazu verwirklicht fast schon das sozialistische Zukunftsprogramm, oder es gleicht an retrograder Barbarei dem kommunistischen Erziehungswesen im alten Sparta. Das interessanteste und wichtigste Weltphänomen, der heranwachsende Mensch, wird systematisch in spanische Stiefeln gezwängt, in unerbittlichem Drill zu einem geordneten, nach Schema F denkenden und handelnden Dutzendwesen geformt. Alle höchsteigenen Regungen werden im grauen Dunst der Schulstube erstickt. Kinder mit vorherrschend ästhetischer, exaktem Wesen abgeneigter Veranlagung werden als Träumer und schlechte Lerner vernachlässigt und moralisch mißhandelt, während gerade ihre meist weiche Individualität eines besonders liebe- und verständnisvollen Eingehens bedürfte, um in die richtigen Bahnen gelenkt zu werden. Die Kraftnaturen anderseits, die sich nicht leicht reglementieren lassen, werden unter ewiger Strafe als räudige Schafe deklariert, und der Quell ihrer Kraft, statt sich, von kundiger Hand geleitet, zu einem schönen, nutzbringenden Strom zu entwickeln, schäumt nur zu oft in falsche Bahnen über und versickert im Geröll, das er mitgerissen. Das leicht lenkbare, gewissenhafte Dutzendkind dagegen ist der Liebling der Schule, an den sie für die Zukunft die höchsten Hoffnungen knüpft. Aber wie oft erleidet sie, die Bildnerin der Jugend, hier nicht das kläglichste Fiasko! Die gehorsamen, fleißigen Musterkinder, die stets die besten Zensuren nach Hause bringen, erheben sich nur zu oft nicht über die blasse, wohlanständige Mittelmäßigkeit, und die Träumer und die räudigen Schafe beginnen, kaum von der Schule und ihren Nachwehen befreit, sich zu ausgezeichneten Menschen heranzubilden. So nützlich aber vom nationalökonomischen Standpunkt die schlichten Arbeitsbienen sind, sie bedürfen starker, eigener Naturen als Führer, und eine Schule, die solche unterdrückt und verdirbt, ist nicht ihrer Aufgabe gewachsen oder versteht sie schlecht.

Von allen Seiten hören wir heute die Klage: Wir leben in einer Zeit des Epigonentums, es fehlt uns an starken Geistern. Sollten unter

Digitized by Google

uns Millionen von Epigonen nicht stark veranlagte Geister gewesen sein, die vom Schema eingeschnürt sich nicht entwickeln konnten?

Die Schule sollte das Kind nicht als Lehrobjekt auffassen, sondern als individuelles Glied einer lebendigen Gesamtheit und — als Glied der individuellen Einheit der Familie. Sie sollte Hand in Hand mit der Familie gehen, sie sollte den häuslichen Einfluß zu erkennen, zu ergänzen oder auch auszugleichen suchen. Statt dessen ignoriert sie die häuslichen Verhältnisse prinzipiell, der individuelle Einfluß stört sie beim Reglementieren und Gleichmachen. Der Schüler fühlt diesen Gegensatz seiner beiden höchsten Autoritäten, und eine muß darunter leiden. Bei Naturen, die von der Familie weniger geistige Förderung erfahren und deshalb weniger Eigenes besitzen, pflegt die Schule zu siegen und den heilsamen Einfluß des Hauses auszuschließen. Von der Familie mit eigenem geistigen Besitz ausgestattete Schüler dagegen setzen den Monopolisierungsversuchen der Schule oft einen erbitterten Widerstand entgegen, den sie nicht zu überwinden vermag. So sinkt ihr Ansehen und das ihrer Vertreter, sie bleibt eine lästige, mit aristokratischem Hochmut kritisierte Zwangsanstalt.

Man überlasse doch den militärischen Drill und das Gleichmachen als wohltätiges Erziehungsmittel der Kaserne. Der Lehrer kann ein tüchtiger Reserveoffizier sein und doch seinen Schülern mehr Freund als Vorgesetzter, mehr auf den Geist sehen, als auf die Form; und die Schule soll keine Kaserne sein, keine Zwangsanstalt, an die der Mensch mit Schauder zurückdenkt. Als milde Freundin soll sie die vorhandenen Gaben ausbilden, wie der Gärtner jede Pflanze nach ihrer Natur an die Sonne oder in den Schatten rücken, die fruchtversprechenden Triebe befestigen und die wilden Schößlinge beschneiden wird. Aber sie soll nicht von der Edeltanne Kartoffeln und von der Rübe Wein verlangen. Dann wird der Zustand aufhören, daß alles unter der Schule seufzt. Die Schüler, denen die unsterblichen Schöpfungen des menschlichen Geistes durch platten Drill verekelt werden, ohne daß sie je eine Antwort erhalten auf die verzweifelte Frage: Warum müssen wir unseren armen Kopf plagen und unsere Jugend vertrauern mit all dem Lernen, das wir wieder vergessen? Daß die Eltern seufzen, deren Lieblinge geistig und körperlich gemartert werden, während sie selbst dem Moloch die Opfer zuführen müssen, damit nur ja die vom Staate vorgeschriebenen Examina bestanden werden. Daß schließlich auch die besseren Elemente der Lehrerschaft seufzen, die sich zu Gliedern einer großen Maschine degradiert sehen von ihrem idealen Beruf als Führer der Jugend in die Höhen und Tiefen des menschlichen Geistes.

So liegen die Verhältnisse, hier mehr, dort weniger ausgeprägt, hier gemildert durch veredelnden persönlichen Einfluß, dort verschärft durch herzlos drillendes Strebertum. Aber wo ist die Wurzel des Übels, unter dem alle Beteiligten leiden? In erster Linie wohl am System. Am Fluch der bureaukratischen Leitung des Schulwesens von einem Zentralorgan aus, das bei seinem ungeheuren Arbeitsfeld sich notgedrungen auf den Erlaß

Digitized by Google

schematisierender Reglements beschränken muß. Seine Unterorgane aber, je näher sie dem eigentlichen Arbeitsfeld stehen, desto mehr ist ihre Freiheit bereits beschränkt, die Richtung gebunden, in der sie marschieren müssen. Aber nicht das überlieferte und mit deutscher Beamtengewissenhaftigkeit immer mehr ausgebaute System allein hat die Schuld. Das Banausentum im großen Publikum tut seinerseits sein Bestes, um die Schule auf der falschen Bahn weiterzudrängen. Jenes Banausentum, das mit Geschrei fordert, die Schule solle die Jugend mit praktischem Wissen fürs Leben ausstatten. Dieser verderbliche, aus flachster Anschauung entspringende Irrtum zwingt die Schule, immer mehr Lernstoff anzuhäufen, immer fester die Jugend in den Schraubstock zu spannen, die jungen Köpfe, statt sie durch gesunde Diät für die aufreibende Arbeit des heutigen Lebens zu stärken, bereits vor Eintritt in dasselbe aufzureiben. Wieviel hoffnungsvolle Kraft wird so verdorben, fürs Leben lahmgelegt! Und woher das sinnlose Übertraining? Eben von der sinnlosen Vorstellung, es sei Aufgabe der Schule, die fürs praktische Leben nötigen oder wünschenswerten Kenntnisse in möglichstem Umfang bereits der heranwachsenden Jugend beizubringen.

Kommt es aber für die Entwicklung und den Erfolg des Menschen auf die Quantität seiner Kenntnisse in den verschiedensten Lehrdisziplinen an? Wer weiß mehr von Geschichte, Sprachen, Mathematik zusammen, als ein wohlvorbereiteter Primaner, und welcher der Zierden und Führer der Nation hätte zur Zeit seiner Blüte ein Maturitas bestehen können? Sollten wir demnach tüchtige Primaner höher stellen als Bismarck, Mommsen?

Nein, Aufgabe der Schule ist es, die Jugend zu befähigen, sich die Kenntnisse des Lebens im Leben zu erwerben. Sie soll die Fähigkeit zum Denken entwickeln, sie soll darauf achten, daß der Körper gepflegt und gestählt werde, sie soll die Liebe zum Guten und Schönen ausbilden, sie soll die Gaben und Erkenntnisse des Geistes, Gemütes und Leibes in richtigem Maße zusammenarbeiten lehren, so daß aus ihnen die Fähigkeit zu richtigem Handeln und Leben entsteht. Kurz, die Schule soll Jünglinge erziehen, die ganze Männer werden. Ob einer die Bürgerschule oder das Gymnasium durchgemacht hat, seine Schule soll ihm ein Ganzes geboten, ihn zu einem Ganzen gemacht haben, der imstande ist, die Bahn des Lebens zu beschreiten, die seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entspricht.

Ein weiterer schlimmer Bundesgenosse der Verkehrtheiten, die mit der heranwachsenden Jugend angestellt werden, ist auch der Examenszwang. Da demjenigen, der nicht gewisse Examina bestanden hat, auch wenn er mit reichen Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestattet ist, nachgerade jedes Fortkommen versperrt ist, muß eine gewissenhafte Schule ihre Erziehungsobjekte eben nolens volens mit Dampfgewalt durch die Zerkleinerungsmaschine jagen, damit die entstehende geistige Püree zum Schluß schön gleichmäßig durch die Maschen des Examensiebes gedrückt werden kann.

Diesem Fluch können wir uns, wie die Dinge einmal liegen, vielleicht kaum mehr entziehen. Oder wäre es möglich, das Maturitätsexamen, dies

Digitized by Google

festgewurzelte Unkraut des neunzehnten Jahrhunderts, noch auszurotten und durch das Gesamturteil der Lehrer über die geistige, sittliche und wissenschaftliche Reife zu ersetzen? Dieses etwa verbunden mit einer freien, der Neigung und Veranlagung des Schülers angepaßten Leistung, wie z. B. schon jetzt Künstler die Berechtigung zum Einjährigendienst erwerben können. Vielleicht wäre es noch möglich, die höhere Schule von diesem Alp zu befreien. Vielleicht, wenn man bedächte, daß Leibniz und Goethe und alle Großen, auf deren Geistesarbeit wir fußen, das Maturitas noch nicht gekannt haben.

Einstweilen ist es schon mit Freuden zu begrüßen, wenn durch kleine Mittel, wie die Zulassung der Abiturienten von Realanstalten zu weiterem Studium, der Überfüllung der Köpfe mit individuell ungeeignetem Stoff gesteuert wird. Wenn man aber anerkennt, daß ein für die Schönheiten der klassischen Sprachen unempfänglicher Knabe auch ohne Homer und Demosthenes ein ausgezeichneter Arzt werden kann, so sollte man auch die Folge ziehen, daß es Unrecht ist, einen für Philologie oder Literatur glänzend begabten Kopf mit einem Übermaß der für ihn unverdaulichen Mathematik oder Physik abzustumpfen.

Im Rahmen dieser allgemeinen Betrachtung können ja nur kurze Winke gegeben werden, in welcher Richtung die Bahnen unseres Schulwesens geändert und zu erfreulicherem Ziel gelenkt werden sollen. Fast ist es schon zu weit gegangen, wenn wir, noch einmal auf das Übel der bureaukratischen Zentralisation zurückkommend, den Gedanken hinwerfen, ob nicht örtlichen, unter Heranziehung des Laienelementes zu bildenden Organen ein weiterer Einfluß auf die Gestaltung des Schulwesens eingeräumt werden könne. Durch eine solche Dezentralisation würde ein belebendes Moment in den starren Organismus gebracht und das Schema dem Charakter, den Ansichten und Bedürfnissen der Bevölkerung angepaßt werden können. Daß hierdurch gewisse Ungleichheiten in Lehrstoff und Methode sich herausbilden würden, könnte eigentlich niemandem etwas schaden, als dem Prinzip des Gleichmachens. Nützen würde es der Jugend, wenn der Großbetrieb mit Maschinen durch Handarbeit ersetzt und so das Produkt verfeinert und verinnerlicht würde.

Daß aber ein solcher Vorschlag in unserer Zeit, die sich nun einmal das Ideal gesetzt hat, an der russischen Grenze wie an der französischen alles nach demselben Modell herzustellen, nur auf Entrüstung oder mitleidiges Lächeln stoßen kann, ist kaum zu bezweifeln.

Aber, wie im einzelnen der Lehrstoff und der Lehrbetrieb abzuändern ist, wie das menschliche und erziehliche Moment in den Vordergrund zu rücken, wie dem Zerstörungswerk an gesunder Individualität Einhalt zu gebieten ist, das muß in ernster, langwieriger Arbeit von Fachmännern und Laien erwogen und festgestellt werden. Für jetzt ist die Hauptsache, daß die Erkenntnis sich Bahn bricht: Unsere Schule, insbesondere die höhere, ist mit all der Unsumme gewissenhafter Arbeit, die sie leistet, auf falschem

Digitized by Google

Weg. Sie kann und soll keine Arbeitsautomaten, so wenig wie Alleswisser oder angehende Fachmännner erziehen. Aber was sie soll, das kann sie nicht: eine gesunde, fröhliche Jugend erziehen, mit starkem Leib und scharfem Geist. Nicht totes Wissen soll sie der Jugend eintrichtern, aber sie soll denken und arbeiten lehren, so daß der junge Mensch, wenn er ins Leben hinaustritt, sich jedes Wissen aneignen und die Materie nach seinen Bedürfnissen sich gestalten kann.

Und diese Erkenntnis dessen, was not tut, muß in alle Kreise unseres Volkes dringen. Alle Eltern und alle gewissenhaften Menschen müssen erkennen, daß in erster Linie sie, die Individuen, nicht die Staatsmaschine, für die Heranbildung der Jugend verantwortlich sind; daß diese Sorge ebenso wichtig, ja wichtiger ist, wie die Sorge für die materielle Zukunft der Kinder. Daß wir eine Gesamtheit von Menschen bleiben wollen, die sich selbst als die Hauptsache betrachten, das Wirken des Staates aber nur als wohltätiges Regulativ; daß unsere Kinder Menschen werden sollen, nicht Massenprodukte der Staatsfürsorge.

Frühlingsgleichnis.

Von

A. Zoozmann.

Über die Gärten, über die Auen,
Lieblich zu schauen,
Schimmert weiß-rötlicher Blütenschnee;
Falter jagen sich und Libellen.
Über dem See
Wiegen und weben sie,
Fliegen und schweben sie,
Muntre Gesellen,
Kennen kein Weh!

Und in der Sonne goldenen Strahlen
Bunter sich malen
Seh' ich des Waldes grünlaubiges Dach.
Farrenkräuter und Blumenglocken
Werden schon wach;
Ranken und biegen sich,
Schwanken und wiegen sich,
Und mit Frohlocken
Sprudelt der Bach.

Frühling, willst du ein Gleichnis geben
Menschlichem Leben
In der Blumen leichtwelkender Pracht,
In des Falters eintägigem Prunken?
Ohne Bedacht
Schweben im Tanze wir,
Leben im Glanze wir —
Und sind versunken
Morgen in Nacht!

Digitized by Google

Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

Als die um Jesus versammelte Volksmenge hört, daß Saul, der grimme Weber, mit einer Häscherschar durch die Wüste ziehe, hebt sie an, sich zu zerstreuen. Man fürchtet Unannehmlichkeiten. Das Rechte erkennen sie wohl, aber Verfolgung leiden des Rechten willen, das steht den meisten nicht an. Sie müßten doch wieder zurück zu ihren häuslichen Pflichten, zu ihren Familien, Gewerben und Handelsgeschäften, wo sie dann nach Möglichkeit der Lehre des Meisters nachleben wollten. Sie verlassen ihn, weil es ihnen scheint, seine Sache sei im Niedergehen. Endlich sind es nur noch die wenigen Getreuen, die bei ihm aushalten. Einige davon in der Hoffnung, daß er doch einmal die Macht des Messias entfalten werde. Aber auch diese dringen darauf, er möchte mit ihnen in eine andere Gegend ziehen. Jesus hat keine Furcht davor, seinen Gegnern in Jerusalem Rechenschaft abzulegen, doch es ist zu früh, der Bau ist noch nicht vollendet. Er weiß es, daß er nicht mehr zurückkehren würde, denn je unanfechtbarer seine Rechtfertigung ist, je gefährlicher muß sie ihnen erscheinen. Er hat also mit seinem nun wieder klein gewordenen Gefolge die Steinberge verlassen und ist neuerdings in das heimatliche Galiläa gezogen.

Aber hier sind seine Widersacher, wie sie früher gewesen: die Häuser verschließen sich, wenn er naht, die Leute ziehen sich zurück,

Digitized by Google

wenn er seine Stimme erheben will. Maria allein, mit der ganzen einfältigen Treue der Mutter: „Daß du endlich da bist, mein Kind! Nun bleibst du bei mir!“

Doch ist im Hause für ihn kein rechter Platz mehr. Ein fremder Geselle, aus Jericho zugewandert, war aufgenommen worden und hatte sich eingerichtet in der Werkstatt. Mit der Hacke und mit der Säge, die Jesus einst gehandhabt, bearbeitet er die Hölzer; am Herde und am Tische, wo Jesus einst gesessen, sitzt er und ißt mürrisch das Vorgesetzte; in dem Bette, in welchem Jesus geruht, schläft er; aber wie es scheint nicht in jenen seligen Träumen, denn er ächzt und knurrt und ist beim Erwachen unzufrieden darüber, daß wieder gerade jene Arbeit auf ihn wartet, die er den Abend zuvor mißmutig aus der Hand gelegt hat. Wie oft sieht ihm Maria schweigend zu und hat ihre Gedanken über den Unterschied zwischen diesem Gesellen und ihrem Jesus. Und wenn sie sich dann vorgestellt hat, wie dieser Mensch sorglos zu Tische und Bette gehen kann jeden Tag, während ihr Sohn in der Fremde vielleicht darbt und keinen Stein hat, um darauf sein Haupt zu legen . . .

Nun ist Jesus endlich wieder da. „Meine Mutter,“ sagt er zu Maria, „sprich kein unmutiges Wort zu diesem Aron. Siehe, er ist arm, ist unzufrieden und stumpf, hat von den Menschen noch wenig Gutes erfahren und dürstet, ohne es recht zu wissen, nach Güte. Wenn du mir des Morgens zur Reinigung Wasser reichen willst, so reiche es ihm. Wenn du mich des Mittags sättigen willst, so sättige ihn. Wenn du mich des Abends segnen willst, so segne ihn. Was das Wort nicht tut, das tut vielleicht die Liebe. Alles, was du mir, dem Fernen, Gutes zudenkst, das tue ihm.“

„Und du — willst du nichts mehr von mir?“

„Mutter, ich will alles von dir und bin immer bei dir. In jedem Armen kannst du mir gut sein. Mir geziemt es, die Menschen herbe zu führen, sei du die Milde. Ich muß aus Geschwüren das tote Fleisch brennen, heile du die Wunden. Ich muß das Salz sein, sei du das Öl.“

Wie froh ist sie, daß er so zu ihr spricht. Denn das ist ja ihr Leben — gütig zu sein, zu helfen, wo sie kann. Nun weiht ihr Sohn dieses Wohltun gleichsam zu einem Bunde, ein Gedächtnis setzend für Mutter und Kind, wenn sie einander ferne sind. Seit er also ihre Liebe angerufen, fühlt sie sich nicht mehr so vereinsamt, fühlt sie sich wieder eins mit ihm, und eine Ahnung durchweht sie, als ob dieses blutende Mutterherz noch eine unvergleichliche Genugtuung erfahren würde in künftigen Zeiten.

Digitized by Google

Dann geht Jesus noch einmal durch das Heimatland, um zu sehen, ob der Same seiner Lehre doch vielleicht irgendwo aufginge. Aber das Erdreich ist kahl. Alles unfruchtbar. Nicht so sehr die Leidenschaft betrübt ihn, mit der er von einigen angefeindet wird, nicht so sehr das zornige Aufbäumen gegen ihn und sein Wort, als vielmehr die Gleichgültigkeit, das zähe, stumpfsinnige Kleben an täglichen Nichtigkeiten, die gänzliche Verständnislosigkeit, die Trägheit im täglichen Leben. Anfangs war es das Neuartige und Seltsame seines Auftretens gewesen, das sie einmal wachgerüttelt hatte — das ist vorüber. Ob alte oder neue Propheten, das ist ihnen gleich. Es sei einer, wie der andere, meinen sie und sagen weder ja noch nein. — „Die Heißen und die Kalten," so ruft Jesus eines Tages aus, „sie könnte ich annehmen, aber die Lauen speie ich aus. Wenn ich in den Heidenländern gepredigt hätte, oder in den verderbten Seestädten Tyrus und Sidon, in Sack und Asche würden sie Buße getan haben. Hätte ich gelehrt zu Sodom und Gomorrha, die Städte stünden noch heute im Tageslicht. Diese Orte aber von Galiläa versinken in Sumpf und Schmach — sie spotten ihres Propheten. Wenn das Weltgericht kommt, dann wird es diesem Lande schlimmer ergehen als jenen Lasterstädten. — Mein armes Bethsaida, du, und Magdala, du lieblicher Flecken! Und Kapernaum, du schöne Stätte! Wie lieb habe ich euch gehabt, wie hoch habe ich euch geehrt, bis in den Himmel habe ich euch erheben wollen. Und jetzt sinket ihr in den Abgrund. Betet ihn an, euren Mammon, in den Tagen der Not; einen andern Trost für euch wird es nicht geben. Schlemmet, lachet heute und seid hart, morgen werdet ihr hungern und jammern: Wir haben alles versäumt. Glaubet mir, es wird ein Tag kommen, da ihr euch werdet rechtfertigen wollen vor mir: Herr, wir hätten dich ja gerne gespeist, getränkt, beherbergt, aber du bist nicht bei uns gewesen. Ich aber bin bei euch gewesen. Ich bin gewesen in den Hungernden, Dürstenden und Obdachlosen, ihr habt mich nur nicht erkennen wollen. Ich werde euch nicht verklagen bei dem himmlischen Vater, aber Moses wird euch verklagen, dessen Gebote ihr übertreten habt. Und der Vater, wenn ihr ihn anrufet, wird sagen: Ich kenne euch nicht."

Den Jüngern zittert Herz und Hirn, da er diese zornigen Worte gesprochen. Aber sie wundern sich nicht, das Volk ist zu tief versumpft.

In einer der nächsten Nächte weckt er seine Genossen und sagt: „Stehet auf und lasset die anderen schlafen, sie gehen doch nicht mit uns, denn unser Weg wird schwer. Welcher von euch sich davor

Digitized by Google

fürchtet, der mag sich wieder hinlegen." Da legt sich mancher wieder hin, und die mit dem Meister gehen, es sind deren zwölfe.

Und nun wandern sie über die Höhen von Kana, über die Berge von Gischale gegen Mitternacht hin und später gegen Sonnenuntergang. Die Jünger wissen nicht wohin, es genügt ihnen, daß sie bei ihm sind. Aber sie finden unterwegs manchen Gesinnungsgenossen und auch manch solchen, der aus Vorwitz den Meister in sein Haus lädt, um sagen zu können: Ich bin mit ihm bekannt. Vornehme Männer darunter, die seinen Worten mit größter Aufmerksamkeit lauschen und dann mit ihm feilschen, ob das Himmelreich nicht denn doch billiger zu haben wäre, als um den Preis der Welt. Worauf er stets antwortet: „Was nützt euch die Welt, wenn ihr keine Seele habt! Darin allein besteht das Geheimnis des Heiles, daß der Mensch seine Seele findet und bewahrt und zum Vater erhebt." Oder er sagt es mit anderen Worten, Gott finde man im Geiste.

Und wenn die fremden Zuhörer dann fragen, was das heißt, im Geiste? so deuten die Jünger: „Er meint das geistige Leben. Er will nicht, daß der Mensch im Körperleben aufgehe, er sagt, sein Ich liege in der geistigen Wesenheit, und je mehr der Mensch geistig arbeite und in Vorstellungen lebe, die nicht aus der Erde sind, je näher komme er zu Gott, der ganz Geist ist."

„Also sei der Schriftgelehrte wohl näher bei Gott als der Feldarbeiter?" wendet man ein. Darauf Johannes: „Ein Schriftgelehrter, der starr am Buchstaben hängt, ist fern vom Geiste. Ein Feldarbeiter, der seine Scholle nicht ausbeutet, sondern sinnt und denkt, wie sie besser und fruchtbarer zu machen sei, ist dem Geiste nahe."

Auf dem Wege über Cädasa nach Tyrus liegt ein großer Meierhof. Als dessen Besitzer hört, der Prophet sei in der Nähe, sendet er Leute aus, um ihn zu suchen, ihn einzuladen, daß er im Meierhof einkehre, wo er sicher sein werde vor den Nachstellungen der Phariten. Er ist aber selbst einer und hat vor, den Mann auszuforschen, ihn vielleicht des Hochverrates zu überführen und dann der Obrigkeit einzuliefern. Jesus läßt durch den Boten sagen, er wolle gern die Gastlichkeit annehmen, wenn er auch seine Gefährten mitbringen dürfe. Das ist zwar nicht im Plane des Phariten, denn erstens tut es ihm leid um Speise und Trank, so diese vielen Leute bei ihm verzehren würden, und zweitens wäre es schwer, bei solcher Bedeckung Hand an den Aufrührer zu legen. Um aber den einen zu bekommen, bleibt ihm nichts übrig, als auch die anderen mitanzunehmen. Sie werden ehrerbietig empfangen und bewirtet. Der

Digitized by Google

Gastherr zeigt eine große Freude darüber, den „Erretter des Judenlandes" unter seinem Dache beherbergen zu dürfen, und ist entzückt über des Meisters Grundsätze. Zu seinen Ehren gibt er eine große Festtafel mit den gewähltesten Speisen und köstlichsten Getränken, wobei die etwas ausgetrockneten Jünger tüchtig zugreifen und der Meister, der nie eine frohe Stunde verdirbt, heiter mittut. Als die Zungen gelöst sind, will der Gastgeber sachte beginnen mit verfänglichen Anspielungen und Fragen, da kommt ihm der Gast zuvor.

Jesus hat nämlich bemerkt, daß — während im Saale so schwelgerisch getafelt wird — unten im Hofe darbende Leute herbe abgewiesen werden, so daß sie hungrig und verbittert davonschleichen. So sagt er plötzlich, zum guten Wein geziemten sich schöne Geschichten, und er werde eine erzählen. „Das wäre vortrefflich", ruft der Gastherr. Und Jesus erzählt:

„Ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat die kostbarsten Kleider getragen und die üppigsten Speisen und Getränke genossen und hat in hellen Freuden gelebt. Da kommt eines Tages vor seine Tür ein kranker, halbverhungerter Mensch, bittend um ein wenig der Brosamen, die von dem Tische abfallen. Der vornehme Herr ist aufgebracht darüber, daß die Kummergestalt sich unterfange, sein Vergnügen zu stören, und er läßt die wütigen Hunde los. Die Tiere hetzen den Armen aber nicht davon, sondern belecken seine Geschwüre, und er kriecht verschmachtend in eine Höhle. An demselben Tage, als dieser Elende gestorben ist, kommt der Tod auch zum reichen Mann, wirft seinen gemästeten Leib ins Grab und seine Seele in die Hölle. Und als diese arme Seele dort die grausamste Pein leidet, den rasendsten Hunger und den brennendsten Durst, da wird diese Pein noch gesteigert. Denn der Blick des Verstorbenen tut sich auf ins Paradies und bei Abraham sieht er den Mann sitzen, den er vor seiner Tür hatte verschmachten lassen. Er sieht dort prangen die saftigen Früchte und rieseln die klaren Quellen. Da ruft er hinauf: Vater Abraham! Ich flehe, befiehl dem Mann, der neben dir sitzt, daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und damit meine Zunge kühle, denn ich leide unerträgliche Qual. Hierauf spricht Abraham: Nein, mein Sohn, das wird nicht geschehen. Du hast auf Erden dein Gutes empfangen und hast des Armen vergessen. Jetzt vergißt er dein. Zwischen deiner und seiner ist kein Weg mehr. Da wimmert der Mann in der Hölle: Wehe, wehe, wehe! So lasse es doch meine fünf Brüder wissen, die auf der Erde noch leben, daß sie barmherzig seien gegen die Armen und nicht dorthin kommen, wo ich jetzt bin. Und Abraham spricht: Sie haben auf der

Digitized by Google

Erde die Propheten, diese sagen es ihnen alle Tage. Da jammert der Mann: O Vater Abraham, die Propheten hören sie nicht. Wenn du doch einen von den Toten auferwecken wolltest, daß er zu ihnen redete davon, wie der Unbarmherzige gestraft wird, dann würden sie glauben. Und Abraham: Glauben sie den Lebendigen nicht, wie sollen sie erst den Toten glauben."

Der Gastherr hat während dieser Erzählung des Meisters seine Hand mehrmals nach dem Becher ausgestreckt, aber sie allemal zurückgezogen. Er ist nun wortkarg, auch ist ihm die Lust vergangen, dem Propheten Fallstricke zu legen. Unbemerkt stiehlt er sich aus dem Saale, geht hinab zu dem Verwalter und ordnet an, daß von nun an kein Dürftiger ungelabt von der Tür gewiesen werden dürfe.

Einer seiner Freunde, der auch bei der Tafel gesessen, ist ganz vergnügt darüber, daß dieser Volksverführer sich eine große Blöße gegeben habe. „Du hast es doch verstanden? Die ganze Geschichte ist nichts, als eine Aufreizung gegen die Besitzenden."

„Das lasse jetzt gut sein", sagt der Gastgeber und kehrt sich von ihm ab. Dann geht er hin, versorgt den Propheten und seinen Anhang mit Lebensmitteln und gibt ihnen Weisungen für die weitere Reise, wie sie etwaigen Verfolgern am besten entkommen könnten. Lange blickt er ihnen nach. — Sie haben auf der Erde die Propheten und hören sie nicht. — Mit diesem ginge er nun am liebsten selbst. Seine kleine Seele ist gefangen worden von dem, den er hatte fangen wollen.

An anderen Orten ist es unseren Flüchtlingen nicht so gut ergangen. Dem Bußprediger geht ein schlimmer Leumund voraus, es heißt, er sei ein Fresser und Weinsäufer! Jesus erfährt davon und sagt: „Joanes, der Rufer, hat gefastet. Von dem haben sie gesagt, er sei von einem Dämon besessen gewesen. Nicht das Essen und nicht das Fasten ist ihnen zuwider an den Propheten, sondern die Wahrheit, die sie sagen."

Dann kommen sie zu Ortschaften und Gehöften, wo sie rasten wollen und nicht aufgenommen werden. Das erzürnt den Meister. Der Staub ihres Bodens sei nicht würdig, an den Füßen derer kleben zu bleiben, die gekommen, um das Reich Gottes zu bringen. Die Herzlosen würden verstoßen werden! — Aber der Zorn ist klagende Liebe gewesen. Wenn ein Zerknirschter ihm naht, so hebt er ihn mit beiden Armen zu sich auf, macht ihm Mut, lehrt ihn gütig zu sein, spricht ihm Freude am Leben zu und weist ihn heim in die heiligen Abgründe seines eigenen Wesens. Einkehr in sich! Das ist der ewige Wegweiser, den Jesus allen Gottsuchern aufgestellt hat.

* * *

Digitized by Google

Endlich ist Jesus mit den Seinen ans Meer gekommen.

Als dieses unabsehbar vor ihnen liegt und auf blauem Grunde die weißen Flügel der Schiffe stehen und in weitester Ferne die gerade Linie gezogen ist zwischen Wasser und Himmel und das Firmament dort so geheimnisvoll dunkel aufsteigt, da haben sie neuen Mut, und Simon macht den Vorschlag, ob sie nicht sollten hinübersegeln zu den heiteren Griechen und zu den starken Römern.

„Warum nicht gar zu den wilden Galliern und schrecklichen Germanen!" ruft Bartholomäus etwas unmutig über solche Abenteuerlichkeit.

„Schon seit Jungheit steht mein Sinn nach Rom", sagt Simon.

Und Jesus: „Suchet eure Kraft im Heimatsboden. Hier im Lande der Propheten wachse der Baum, unter dessen Zweigen die Vögel der Himmel wohnen werden. Dann sollen die Winde kommen und den Samen hintragen in die ganze Welt."

In den Häfen von Tyrus und Sidon finden die Jünger, die noch nicht weit herumgekommen sind, eine neue Welt. Leute und Güter aus allen Himmelsstrichen, sonderbare Gestalten und Sitten. Da arbeitet man mit nie gesehener Emsigkeit in den Warenhütten, an den Werften, auf den Schiffen, und andere geben sich einem steten Nichtstun hin, trotten halbnackt am Meerstrande entlang, betteln mit schreiender Zudringlichkeit im Hafen oder liegen schamlos auf den sonnigen Fletzen herum. Siehe, die Aussätzigen, sie hocken da und zeigen mit Behagen ihre Wunden. Einer der Jünger blickt fragend auf den Meister, ob er sie nicht heilen wolle? Vielleicht würden sie dann an ihn glauben.

„Ihr wisset es doch," verweist er, „wollen sie geheilt werden, um zu glauben, so sage ich, sie sollen glauben, um geheilt zu werden."

In diesen Städten sind auch zu sehen Herren und Könige aus allen Ländern, umgeben von berückendem Glanz und buntem Gefolge; feilschen andere hier um Gewürze, Seiden und Tierhäute, so feilschen sie um Würden und Ehren. Und es sind da Weise und Lehrer aus allen Völkern; auf öffentlichen Plätzen halten sie Reden, ihre heimatlichen Propheten und Götter preisend. Der Inder verkündet seinen Brahma, der Magier schreit vom heiligen Feuer, der Semit eifert von seinem Jehovah, der Ägypter singt von seinem Osiris, der Grieche feiert seinen Zeus, der Römer ruft seinen Jupiter und der Germane spricht in rauhen Tönen von seinem Wotan. Zauberer und Sterndeuter treiben sich umher und preisen ihre Künste und Wissenschaften an. Auf Felsblöcken stehen nackte Heilige, von Mücken und Wespen umsummt, stumm wie Bildsäulen leiden sie die Qualen, ihren Göttern

Digitized by Google

zum Ruhme. Die Jünger Jesu sehen und hören all das mit Verwunderung. Ganz erschreckend, daß es so viele Götter geben soll auf der Welt! Als sie dann bei Sidon in einem Zedernhain unter sich beisammen sind um den Meister, sinnt einer ganz auffallend vor sich hin und dann sagt er: „Mir ist ein Gedanke gekommen. Sei es Brahma der ruhende, oder Osiris der leuchtende, oder Jehovah der zürnende, oder Zeus der liebende, oder Jupiter der ringende, oder Wotan der siegende — mich dünkt, am Ende kommt doch alles auf dasselbe hinaus."

Über diese dreiste Rede erschrecken sie und schauen auf den Meister, eine heftige Zurechtweisung erwartend. Jesus schweigt eine Weile, dann spricht er ruhig die Worte: „Tuet Gutes denen, die euch hassen."

Sie fassen es kaum, was er gesagt hat, wie er mit diesen Worten den unausdenkbaren Unterschied angedeutet, der zwischen seiner und den anderen Lehren besteht.

Sie sprechen noch, da reitet des Weges auf hohem Rappen ein junger Mann mit noch bartlosem Gesichte und verwegenem Blick. Als er die Gruppe der Nazarener sieht, hält er sein Pferd an; es will kaum stehen bleiben, stampft mit den Beinen und wirft schnaubend den Kopf in die Luft.

„Ist das nicht der Mann mit dem Himmelreich?" frägt höhnend der Reiter.

Tritt rasch Jakobus vor: „Herr, laß dein Spotten sein. Weißt du denn, ob du es nie wirst brauchen können?"

„Ich?" sagt der hochmütige Reiter. „Ich ein Himmelreich, das man nicht sehen, nicht hören und nicht greifen kann?!"

„Aber fühlen, Herr!"

„Jener ist es dort!" ruft der Reitersmann und deutet auf Jesus. „Nein, Nazarener, dein leeres Himmelreich glaube ich nicht."

Hierauf sagt Jesus: „Vielleicht glaubst du einst mein leeres Grab."

„Wir werden uns noch sehen!" sagt der Reiter, gibt dem Rosse die Sporen, daß es sich aufbäumt, und galoppiert davon. Bald nichts als eine Staubwolke sehen die Jünger. Matthäus blickt betroffen auf seine Genossen. „Habt ihr ihn erkannt? Ist das nicht Saul, der grimme Weber, gewesen? Man hat schon gestern gesprochen in der Stadt, daß er mit einer Legion von Söldnern angerückt sei, um die Nazarener einzufangen."

Da dringen sie erschrocken: „Meister, laß uns fliehen!"

Er ist nicht gewohnt, vor eifernden Phariten davonzugehen, doch ein anderer Grund ist vorhanden, seine arglosen Jünger aus

Digitized by Google

dem Dunstkreise dieser Weltstädte zu führen. Simon behauptet immer wieder, das nächste Osterfest an der Tiber, das müßte nicht übel sein, denn vor den Heiden in Rom wolle er sich weniger fürchten als vor den Juden in Jerusalem. Er ahnt noch nicht die kommenden Tage.

„Nicht in Rom," sagt Jesus, „vielmehr in Jerusalem wollen wir das nächste Osterlamm essen."

Kurze Zeit darauf wandern sie hinaus, und die lärmende Seestadt lassen sie hinter sich liegen. Da die Straßen immer unsicherer werden, so steigen sie die Schluchten hinan und nehmen den Weg über das Gebirge. — Vom hohen Olymp herab kommen die Götter, vom Sinai kommt das Gesetz, vom galiläischen Berge die Seligkeit. Denn hier ist die große Offenbarung geschehen, die meine zagende Seele nun schauen soll.

* * *

Das, was nun kommt, ist geschehen auf der Wanderung in dem galiläischen Gebirge. Eines Tages rasten sie unter einer alten, wetterstarren Zeder. Durch die borstigen Büschel des Genadels tropft der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hütte, unter deren breiten Krempen die Gestaltlein hocken, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und etwas mißmutig schauen sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die naheſtehenden Wipfel und Felsgebilde noch hervortreten. Den älteren der Männer sind Haar und Bart grau geworden, aber auch die Gesichter der jüngeren sehen gealtert aus. Denn die Widerwärtigkeiten sind groß. Aber die Glut in den Augen ist nicht erloschen. Ihre langen Stecken haben sie aus der Hand gelegt, die Säcke, die einigen am Rücken hängen, sind runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig ist, daß ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und der eine weiße, rissige Rinde hat, daß es ist, als hätten Geister in ungeläutertes Silber geheimnisvolle Zeichen eingemeißelt. An diesem Stamme, ein wenig abseits von den Jüngern, ruht Jesus. Auf seinem Haupte ist kein Hut, wie immer, so liegt sein reiches nußbraunes Haar auch heute über die Schultern hinab. Sein unbeschreiblich schönes Gesicht ist noch blässer als sonst. Er lehnt sich an den Baumstamm und schließt die Augen.

Die Jünger glauben, er schlafe, und um ihn nicht zu wecken, sehen sie einander an und reden schweigend. Ihre Seelen sind voll von Eindrücken der Erlebnisse in letzter Zeit. Die Verfolgung im Heimatlande, die Lockungen der weiten Welt und die ganze Ratlosigkeit für die Zukunft. Mancher von ihnen mag bei dieser träume-

Digitized by Google

rischen Rast wohl auch zurückdenken an sein früheres Leben. Wer wird jetzt meinen Kahn führen? Wer wird meine Obstbäume pflegen? Wer wird in meiner Werkstatt arbeiten? Wer wird auf dem einträglichen Mauthause sitzen? Wer wird mein Weib, meine Kinder versorgen? Es war dann ein Siegeszug gewesen durch das Land, und endlich eine Flucht. Die Menschen hatten den Meister nicht erkannt. Wenn er es nur einmal laut und deutlich aussprechen wollte, wer er ist! — Einstweilen sieht es verzweifelt aus. Als ob sie einem Aufwiegler, Verführer und Antijuden nachgelaufen wären! Wie soll der Antijude König der Juden werden? Wenn er nur endlich sagte, wer er ist!

Auf den Bergen liegt noch Schnee. Vom hohen Hermon herab starren die Eiswüsten. Blicken unsere Wanderer über ihre Häupter, so sehen sie starrendes Gewände in wilder Zerrissenheit; schauen sie niederwärts, so sehen sie Abgründe, in denen Wasser donnern. Über der starren Einsamkeit schwimmt ein Adler und auf den verwitterten Zedern pfeifen Geier. Die Männer von blühenden Gestaden des Galiläischen Meeres haben dergleichen Schrecknisse noch nie gesehen. Simon ist so entzückt, daß er da Hütten bauen will, sich, den Brüdern und dem Propheten. Die andern Jünger schauern und hätten gerne den Meister zur Umkehr bewegt. Dieser hebt sein Haupt, weist mit der Hand gegen das Hochgebirge hin und spricht: „Was zaget Ihr, Kinder! Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird solche Wildnis den Menschen wieder erfrischen."

Simon und Johannes nicken sehr zustimmend, doch die anderen verstehen es nicht, wie so vieles, das er — der für alle Zeiten spricht — gesagt hat.

Sie hüllen sich enger in die Mäntel und steigen an, wo kein Pfad ist und doch ihr Weg geht. Der Meister ist vorausgegangen, sie folgen ihm durch Gestrüppe und über Gestein; daß er sich verirren könne, kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber endlich an einer kahlen Felsgruppe, die hoch über dem Gewipfel der Zedern steht, müssen sie neuerdings rasten. Einige unter ihnen, besonders der junge Johannes, sind gar erschöpft. Matthä langt in seinen Hanfsack und zieht ein kleines Rindenstück Brot hervor, zeigt es den Genossen und sagt leise, daß es der Meister, der höher oben auf dem Steine sitzt, nicht sollte hören können: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstatt finden, so müssen wir verschmachten."

Da sagt Simon: „Ich verlasse mich wieder auf den, der in der Wüste so oft das Volk gesättigt hat."

Digitized by Google

„Heute machen uns Worte nicht satt", bemerkt Andreas und erschrickt über sein eigenes. Nun legt Bartholomä die Hand auf den Arm des Matthä und sagt: „Bruder, dieses Brot gib dem Meister."

„Glaubst du, ich sei ein Tor, daß ich es etwa selber essen wollte?" begehrt Matthäus auf. Erhebt sich, geht zum Meister und gibt ihm das Brot.

„Habt Ihr schon gegessen?" fragt dieser.

„Meister, wir sind alle satt."

Jesus blickt ihn durchdringend an und nimmt das Brot.

In dem Augenblicke ist's, daß unter den Männern ein Freudengeschrei ausbricht. Es haben sich plötzlich die Nebel zerrissen, der Blick ist frei hinaus in die sonnige Welt. Und tief da unten liegt sie dahin, die blaue bewegungslose Fläche, bis hinaus, wo sie schnurgerade den Himmel schneidet. Im fernsten Himmel lustig leuchtend stehen Wolken wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am Strande die weißen Punkte und Kettchen der Ortschaften und dann ausgesät die Sternchen der Segelschiffe. Das Bild ist so weit und so sonnig, daß sie jubeln müssen.

„Von da herein über das Wasser sind die Heiden gekommen", sagt Matthä.

„Und da hinaus werden die Christen ziehen", setzt Simon bei.

„Wer sind denn das, die Christen?" fragt Bartholomä.

„Des Gesalbten Anhänger!"

„Sie werden hinausziehen und die Römer vernichten!" spricht Jakobus.

„Pst!" flüstern sie und legen ihre Finger an den Mund. „Solche Reden gefallen ihm nicht."

Er scheint es nicht gehört zu haben. Er ist aufgestanden und hat schweigend hinausgeblickt. Dann ist er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, wie es mit dem Mute stünde, ob sie ihn schon verloren hätten, oder ob sie gestärkt wären im Angesichte der Herrlichkeit Gottes, die sie ringsum erblicken. Simon ist sehr nachdenklich geworden. Er denkt an des Meisters Worte und an die Wunder, die sie in ihm gewirkt haben. Von aller Weisheit, die er je gehört, keine ist so groß und licht, wie diese göttliche Lehre! Sie erschafft einen Himmel, der früher nicht gewesen. Und doch! — Warum man nur so schwach bleibt? Er hat sich seitwärts gewendet und nickt bedenklich mit dem Kopfe.

„Was man doch mit seinen eignen Leuten für Kummer hat!" murmelt er.

Digitized by Google

Da lacht Jakobus und spricht: „Mit deinen eigenen Leuten? Wo sind denn die? Ich sehe von deinen Leuten immer nur einen, und der bist du selbst.“

„Eben dieser macht mir Sorge“, sagt Simon. „Denn wisse, der Racker ist feige. Das kann ich ihm nicht vergessen, damals auf dem Schiffe. Und vor Wochen unten in Kapernaum, als die Söldner nahen, und in Sidon, als plötzlich der Weber da ist. O Freund und Bruder! Wenn es gilt, mit ihm beständig Not und Schmach zu teilen, da bin ich dabei, da habe ich Mut. Aber einer jähen Gefahr zu stehen, dazu fehlt mir das Herz. Und so einer will würdig sein, mit dem Meister zu gehen.“

„Wir sind Fischer, aber keine Helden“, entgegnet hierauf Jakobus. „Ich wüßte nicht, welcher Mut größer ist, der zu einem elenden Leben oder zu einem raschen Tode.“

„Ich muß euch nur gestehen, Brüder,“ redet nun auch Andreas drein, „ich werde nicht klug — mir gefällt es nicht. Kann mir einer sagen, was aus uns werden soll?“

Simon wird abgelenkt. Bruder Philipp ist herangekommen und zupft ihn am Ärmel. Ein Stück Brot steckt er ihm zu. Simon nimmt, um es dem Matthäus zu schenken.

„Was soll denn das?“ fragt dieser.

„Ich habe es vom Philipp, bin's nicht bedürftig.“

„Aber, Mensch!“ sagt Matthä, „das ist jenes Brot, das ich vorhin dem Meister gegeben habe.“

Also ist das Stück Brot im Kreise herumgegangen, vom Matthä zum Meister, von diesem zu Johannes, dann weiter von einem zum andern, bis es wieder in die Hände des Matthä kommt. Als sie völlig verblüfft sind darüber, daß keiner des Brotes bedürfe, da lächelt der Meister und spricht: „Nun, ihr seht ja so gerne Wunder. Da seht ihr wieder eins. Zwölf Mann mit einem Brot gespeist!“

„Das hat nicht das Brot getan, Herr! — Das hat auch nicht das Wort getan.“

„Nein, Freunde, das hat die Liebe getan.“

Von Bäumen fallen einzelne Tropfen; andere hängen an langen Nadeln und funkeln. Wie dort unten das Meer ausgebreitet liegt, so haben sich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille ist und ein milder Hauch, so daß es den Männern traumhaft werden will auf dieser Bergrast. Einigen ist, um zu schlummern. Andere denken in die Zukunft, was

Digitized by Google

ihnen noch bevorstehen würde — und lassen sich sanft sinken in den Willen Gottes.

Und auf einmal, als es so ist, da erhebt Jesus ein wenig sein Haupt und sagt leise, aber so, daß es die nächsten vernehmen: „Ihr höret die Leute viel über mich sprechen, obschon sie vor meinem Angesichte schweigen. Was sagen sie?"

Erschrocken sind die Jünger über diese plötzliche Frage und einer gibt zur Antwort: „Die Leute reden allerhand."

„Was sagen die Leute von mir? Wer sagen sie, daß ich sei?" fragt er.

Sie blicken ihn befangen an. Es scheint ihnen seltsam, daß der Meister jetzt sich um der Leute Reden kehrt.

„Wer sagen sie, daß ich sei?"

Nun sagt einer: „Sind alle schon dahin, für die sie dich halten. Sie glauben immer das Unerhörte am liebsten."

Da er aber noch den fragenden Blick hat, so werden sie gesprächig und erzählen: „Der sagt, du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, du wärest der Elias, von dem sie doch wissen, daß er auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren ist. Oder sie sagen gar, du wärest der Rufer Joanis, den Herodes hat ermorden lassen."

Da hebt Jesus sein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und spricht: „Das sagen die Leute. Nun aber Ihr? Was glaubet denn Ihr, wer ich bin?"

Das ist wie ein Blitzschlag. Sie schweigen alle. Er sieht doch, daß sie ihm gefolgt sind, und weiß auch warum. Sollte er ihre Bedenken wahrgenommen haben? Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder ist er es selbst nicht an sich? — So geheimnisvoll bange ist das. Und da sie schweigen, fährt er fort zu sprechen:

„Ihr habt euch mir angeschlossen, als ihr arglos gewesen, als die Menschen ihre Mäntel ausgebreitet zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias haben gegeben. Als ich das Reich Gottes verkündet, seid ihr bei mir gewesen. Und als jene sich von mir zurückzogen, weil mein Weg gefährlich worden und mein Haupt verachtet, seid ihr bei mir geblieben, und als meine Worte sich anders haben erfüllt, als ihr sie verstanden, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da seid ihr bei mir geblieben, seid mir gefolgt in die Verbannung zu den Heiden und in die Bergwüsten. Wer bin ich denn, daß ihr so treu bei mir aushaltet?"

Sie sind so erschüttert, daß keiner ein Wort hervorzubringen vermag. Jesus spricht weiter:

Digitized by Google

„Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort keinen Stein finden, auf dem sie mein Haupt in Frieden ruhen lassen. Alle die mit mir sind, werden um meinetwegen Verfolgung leiden. Ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigsten Feinde sind. Diesen werde ich vor das Angesicht treten und Gericht halten über sie. Mein Wort wird sie durchbohren, aber mein Fleisch werden sie in ihrer Gewalt haben. Schande und Schmach werde ich leiden und den schimpflichsten Tod. Das wird geschehen in kurzer Zeit. — Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt euer Vertrauen? Wer glaubt ihr denn, daß ich bin?"

Jetzt springt Simon vom Boden auf, ruft laut und hell: „Du bist Jesus der Christ! Du bist der Sohn des lebendigen Gottes!"

— — — — — — — — — — — — — —

Feierlich klingt es hin in alle Ewigkeiten: „Jesus Christus, der Sohn Gottes!"

Er hat sich aufgerichtet. — Leuchtet nicht ein Glanz um sein Haupt? — Sie sind tief erschrocken. Ihre Augen zittern, so daß sie die Hand darüber müssen halten, um nicht geblendet zu sein. Aus dem Lichte klingt es, sie hören eine Stimme: „Er ist mein Sohn! Er ist mein geliebter Sohn!" Sie sind außer sich, schier leblos ihre Leiber, denn die Seelen sind in der Höhe. — Da tritt Jesus aus dem Lichte und zu ihnen herab. Sein Angesicht ist nicht wie sonst, es geht Unerhörtes in ihm vor. Auf den Jünger tritt er langsam zu, mit ausgebreiteten Armen: „Simon! Was du gesagt hast, das hast du nicht von dir. Das hat dir ein Höherer eingegeben. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes, darum sollst du von nun an Petrus, der Fels, genannt werden. Auf dich gründe ich meine Gemeinde, was du in meinem Namen auf Erden tust, das soll auch im Himmel gelten."

Simon blickt um sich. Wie? denkt er im heimlichsten Herzen, ich bin erhoben über die andern? Keiner der Brüder ist mir gleich? Das macht, weil ich demütig bin. — Jesus wendet sich zu allen und sagt: „Rüstet und stärket euch, es kommen schlimme Tage. Sie werden mich töten."

Als er das gesprochen, faßt Simon Petrus mit beiden Händen seinen Arm und ruft in Leidenschaft: „Bei Gottes Rat, Meister, das soll nicht geschehen!"

Darauf Jesus rasch und strenge: „Geh hinter mich, Satan!"

Sie blicken um sich. Welch ein Umschlag plötzlich? Wem ist dieses harte Wort vermeint? Simon weiß es wohl, er geht hinab,

Digitized by Google

verbirgt sich hinter junge Zedern. Dort weint er und zittert vor Herzweh.

„Johannes, er haßt mich!“ stöhnt der Jünger und birgt sein Gesicht in das Kleid des jungen Genossen, der herbeigekommen ist, um ihn zu trösten. „Johannes! Weil ich hochmütig gewesen bin. Er sieht unsere Gedanken, er haßt mich!“

„Nein, Simon, er haßt dich nicht, er liebt dich. Denke nur, was er vorher zu dir gesagt hat. — Das vom Felsen. Du solltest ja doch wissen, wie er ist. Kalte Wasser muß er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du hast etwas berührt, womit er selbst schwer fertig wird — ganz sicher. Mich dünkt, er trägt etwas, wovon wir alle nichts wissen. Als ob er jetzt den Willen des Vaters darin sähe, zu leiden und zu sterben. Davor entsetzt sich sein junges Fleisch und nun kommst auch noch du und erschwerst ihm den Kampf. — Steh auf, Bruder, wir wollen stark und wohlgemut sein und bei ihm aushalten.“

Und als sie versammelt und gerüstet sind zur weiteren Wanderung, schaut Jesus in die Runde seiner Getreuen und sagt mit feierlichem Ernst: „In kurzer Zeit werdet ihr mich nicht mehr sehen. Ich gehe zum Vater. Auf euren felsenfesten Glauben baue ich mein Reich und euch allen gebe ich die Schlüssel zum Himmel. In Gott ist Himmel und Erde eins und alles, was ihr tut auf Erden, ist auch im Himmel getan.“

Solches ist geschehen auf einer Höhe des Libanongebirges, als Jesus mit seinen Jüngern dort gerastet hat.

Und dann geht es wieder der Heimat zu. Aber nicht um dort zu bleiben. Nur um sie noch einmal zu sehen. Nach Tagen der Beschwernisse, die sie kaum fühlen, des Mangels, den sie nicht empfinden, sind sie hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Rose und der Mandelblüte ist. Wieder daheim, wo sie aber so fremd und verachtet geworden sind, daß sie den Straßen ausweichen und auf Nebensteigen wandern müssen. Als sie in der Nähe von Nazareth durch eine Schlucht gehen, unter dünnen Schatten von Ölbäumen, da halten sie an. Müde sind sie und legen sich unter die Bäume. Jesus geht noch ein wenig weiter, bis, wo man hinabblicken kann auf den Ort. Dort setzt er sich auf einen Stein, stützt das Haupt auf die Hand und schaut sinnend über das Gelände hin. Über allem liegt ein Fremdes und Feindseliges. — Nein, er ist nicht gekommen, um zu zürnen. Etwas anderes muß getan werden. Offenbar ist es ihm geworden, daß er ein Pfand werden muß zur Beglaubigung der Botschaft.

Digitized by Google

Über das Steingerölle her kommt mühsam ein Weib geschritten. Es ist seine Mutter. Sie hat erfahren, daß er mit den Jüngern vom Gebirge herabgestiegen ist, und hat gedacht, daß sie durch die Schlucht kommen würden. So steht sie jetzt vor ihm. Ihr langes Obergewand hat sie als Schutz vor der Sonne über den Kopf gelegt, so daß das abgehärmte Gesicht im Schatten ist. Über die eine Wange quillt ein Strähn ihres schwarzen Haares hervor, den sie mit einem Finger zurückschiebt und der doch immer wieder hervorsinkt. Beklommen schaut sie auf ihren Sohn, der müde auf dem Steine ruht. Sie zögert, ihn anzusprechen. Noch tritt sie ihm um einen Schritt näher und sagt dann ohne weiteres, als wäre nie etwas zwischen ihnen gestanden: „Ganz nahe ist dein Haus, Kind, und hier rastest du so unbequem."

Er schaut sie gelassen an. Dann gibt er zur Antwort: „Frau, ich will allein sein."

Sie sagt sanftmütig: „Bei mir daheim ist jetzt die größte Einsamkeit."

„Wo sind die Vettern?"

„Sie wollen dich wieder heimbringen, sind seit Wochen auf dem Wege, um dich zu suchen."

Jesus weist mit einer Handbewegung nach seinen schlafenden Jüngern hin: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden."

Als wollte sie ablenken davon, daß er wieder auf die Klage komme, die Seinen verstünden ihn nicht, sagt nun die Mutter: „Die Leute sind schon lange unwillig darüber, daß in unserer Werkstatt keine Arbeit mehr fertig wird, sie wollen zum Neuen gehen, der sich in unserer Gasse angesiedelt hat."

„Wo ist der Werksgeselle Aron?"

Sie antwortet: „Zu wundern ist es nicht, daß keiner bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen."

In Erregung spricht er: „Ich sage dir, Weib, verschone mich mit deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Ich habe anderes zu tun."

Da hat sie sich gegen die Felswand gewendet, um ihr Schluchzen zu verbergen. Erst nach einer Weile sagt sie leise: „Daß du so hart sein kannst gegen deine Mutter! Nicht um meinetwegen ist es mir, das kannst du glauben. Mir ist alles vergangen auf der Welt. Aber du! Die ganze Verwandtschaft bringst du ins Unglück und dir selbst willst du alles zerstören. Noch einmal, bei deinem hingeschiedenen Vater, bei deiner unglücklichen Mutter, bitte ich dich:

Digitized by Google

Laß den Glauben der Väter stehen. Ich weiß ja gleichwohl, daß du es gut meinst, aber andere fassen es nicht, und es taugt nimmer, was du tust. Lasse doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu Abraham gekommen, so werden sie auch fürder den Weg finden zu ihm — auch ohne deiner. Lasse dich mit den Rabbiten nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Rufer Joanis! Überall reden sie davon, wie man auch dir nachstellt. O, mein geliebtes Kind, sie werden dich zuschanden hetzen, sie werden dich umbringen!" — An die Wand klammert sie sich mit krampfigen Fingern und kann nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

Jesus hat den Kopf nach ihr gewendet und sieht sie an. Und als vor ihrem Schluchzen der ganze Leib schüttert — da steht er auf und tritt zu ihr hin. Und nimmt ihr Haupt in seine beiden Hände und zieht es an sich.

„— Mutter! Mutter — — Mutter!" Tonlos, gebrochen ist seine Stimme: „Du meinst, ich hätte dich nicht lieb. Weil ich manchmal so herb sein muß, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Blut. Aber ich muß den Willen des himmlischen Vaters erfüllen. Trockne deine Zähren, siehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden noch größer als das desjenigen, der für viele sich opfern muß. — Mutter! Setze dich auf diesen Stein, daß ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es ist meine letzte Rast."

So legt er sein Haupt auf ihre Knie, und sie streicht mit zarter Hand über seine langen Locken. So glückselig ist sie mitten in ihrem Schmerze, so namenlos glückselig, daß er wieder an ihrer Brust ruht, wie einst als Kind. —

Er aber fährt fort, so zu sprechen, sanft und leise: „Dem Volk habe ich vergeblich gepredigt den Glauben an mich. Dir brauche ich ja doch nicht zu predigen, denn die Mutter glaubt an ihr Kind. Alle werden sie gegen mich zeugen. Mutter, glaube ihnen nicht. Glaube deinem Kinde. Und wenn die Stunde kommt, da ich erscheinen werde mit ausgespannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — glaube an dein Kind. Wisse dann, daß dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach' dein Auge klar. Dein Tag wird ewig sein. Die Armen, die von allen Himmeln Verlassenen werden weinen zu dir der Gebenedeiten, Gnadenreichen! Alle Geschlechter werden dich preisen." Er küßt ihr Haar, er küßt ihre Augen und schluchzt selbst. — „Mutter, und nun geh.

Digitized by Google

Diese dort beginnen zu erwachen, sie sollen die Betrübnis nicht sehen."

Aufgestanden ist er von dieser süßen Rast. Die Jünger erheben — einer nach dem anderen — ihre Köpfe.

„Hast du auch ein wenig geruht, Meister?" fragt ihn Simon.

Er antwortet: „Besser als ihr."

Ein ausgesandter Bote kommt mit dem Korb, sie bezahlen ihn mit einem Goldringlein — dem letzten, das sich noch gefunden hat an einem Finger der Wandernden. Dann halten sie Mahlzeit und frohlocken dabei über Gottes schöne Welt und gute Gaben. Dann erheben sie sich zur weiteren Wanderschaft. Wohin? — Gegen die Königsstadt.

Hinter den Steinen steht Maria und blickt ihm nach, solange er zu sehen ist im Flimmern der galiläischen Sonne.

* * *

Also geht es gen Jerusalem zum Osterfeste. Nach langer Knechtschaft in Ägypten hatte einst Moses die Juden befreit und sie wieder dem Vaterlande zugeführt. Zur dankbaren Erinnerung versammeln sich alljährlich um die Zeit des ersten Frühlingsvollmondes viele Tausende zu Jerusalem, wallfahrten in den Tempel, verzehren nach alter Sitte das Osterlamm mit bitteren Kräutern und einem Brote, das ohne Sauerteig ist, wie einst das Manna in der Wüste. Wohl gibt es bei solchem Zusammenlauf Handel und Wandel, wie auch Ergötzungen und Schaustellungen aller Art. So pflegt in dieser Zeit auch die Hinrichtung von Verbrechern stattzufinden, damit dem Volke ein abschreckendes Schauspiel geboten werde, nach den Worten des Rabbiten im Tempel: Wer das Gesetz verletzt, soll nach dem Gesetze bestraft werden.

„Einmal möchte ich mir so etwas doch mitansehen", sagt der Jünger Thaddä zu den Brüdern, als sie nun unterwegs sind. „Ich meine so ein Hochgericht."

„Dazu wird in Jerusalem leicht Gelegenheit sein", antwortet Andreas und setzt mit leichtem Spotte bei: „Verbrecher pfählen sehen, die richtige Belustigung für arme Leute. Dazu braucht man kein Geld. Und doch kenne ich nicht leicht ein kostspieligeres Vergnügen."

„Wie geht das eigentlich zu mit dem Pfählen?" will Thaddä wissen.

„Das ist leicht zu beschreiben", belehrt Matthäus. „Denke dir einen aufgerichteten Pfahl, der in der Erde steckt und oben einen Querbalken hat. Da wird nun der arme Sünder nackend und mit ausgestreckten Armen angebunden. Ist er eine Weile so dagehangen

Digitized by Google

vor dem Volke, dann bricht man ihm mit Keulenhieben die Knochen. Bei schweren Verbrechern kommt's auch vor, daß die Glieder mit Eisennägeln an den Pfahl geheftet werden."

Thaddä wendet sich mit Schauder ab. „Gott versuche mich nicht, daß ich dergleichen je sehe!"

„Dünkt euch nicht schon das Reden darüber ein Frevel?" sagt ein anderer. „Jeder bitte Gott, daß es niemals einen treffe von seinen Verwandten oder Bekannten. Sind allesamt arme Sünder. Bis unser Meister das Reich aufrichtet, wird diese grausame Todesart wohl abgeschafft werden. Meint ihr nicht?"

„Dann werden alle Todesarten abgeschafft", sagt Simon-Petrus. „Schläfst du denn, wenn er vom ewigen Leben spricht?"

„Aber er hat doch selbst gesagt, daß sie ihn töten werden!"

„Daß sie ihn töten wollen, wird er gemeint haben. Bis er ihnen nur erst die Macht zeigt!"

So reden sie manchmal unter sich, halb in Schalkheit und halb in Einfalt, aber stets hinter dem Rücken des Meisters. —

(Fortsetzung folgt.)

Höhenglut.

Von

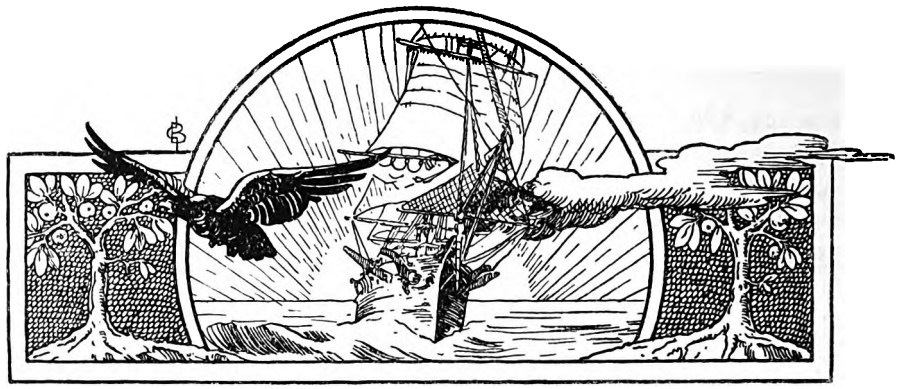
Lutz Horn.

Ich sah die Wolken sich verbreiten —
Sie spannten wie ein graues Zelt
Von unermeßnen Riesenweiten
Sich über eine müde Welt.

Und müde wollt' ich mich bescheiden —
Da wies ein Berg am Horizont,
Jenseits der schattendunklen Heiden,
Mir seinen Gipfel hell besonnt.

O wär' in leidumwölkten Tagen
Auch ich, auch ich so licht bereit
Und ließe meine Seele ragen
Ins Sonnengold der Ewigkeit.

Digitized by Google



Die nationale Bedeutung von Wasserstraßen.

Von

Prof. Dr. Ludwig Stein (Bern).

Der moderne Weltverkehr hat sich den heutigen Staatstypus geschaffen, und das ist der Nationalstaat mit seiner einheitlichen, systematischen Regulierung der nationalen Arbeit. Dieser Nationalstaat schließt im Interesse der Arbeitsorganisierung seiner Bürger mit anderen Staaten Handelsverträge ab, wie die früheren Dynastien Schutz- und Trutzbündnisse miteinander eingingen. Nur treten in den konstitutionell regierten Staaten die dynastischen Interessen hinter den nationalen immer stärker und ausgesprochener zurück.

Wir betonten in unserer Überschrift die nationale Bedeutung der wasserwirtschaftlichen Vorlagen, und es erwächst uns daher die Pflicht, den nationalen Charakter der Vorlage mit besonderem Nachdruck hervorzuheben. Nationalität heißt: Einigung der durch Sprache und Charaktereigenschaften, oder durch Sitte und Brauch, oder durch religiöse Ideen und politische Ideale, oder endlich durch geschichtliche Überlieferung und Interessengemeinschaft miteinander Verbundenen zu einem Gesamtwillen oder Kollektivorganismus, dem sich der Wille des einzelnen im Interesse des Gesamtwohles aller unter allen Umständen unterzuordnen hat. Das durchsichtigste Motiv für die Unerläßlichkeit solcher Nationalorganisationen bleiben immer und überall die Überschwemmungsgefahren, die Wasserschäden durch Wolkenbrüche, Regenperioden, Schneeschmelzen oder Lawinenniedergänge. Hier ist der einzelne rettungslos den ungestümen Gewalten der wilden Elemente preisgegeben, wenn die Gesamtheit ihn nicht durch Stromregulierungen, Dämme, Schleusen, durch die technische Regulierung der Wasserläufe schützt.

Niemand vermag die Wohltaten des „viribus unitis“ so deutlich einzusehen, wie der Bewohner der durch Wasserschäden ständig bedrohte Gelände. Denn hier steht der einzelne der brutalen Gewalt der Elemente

Digitized by Google

wehr- und machtlos gegenüber, während der nationale Verband, der durch Stromregulierungen Katastrophen vorzubeugen vermag, jeden einzelnen Anlieger schützt, zugleich aber dem Gesamtwohle dient, weil er das blinde Umsichgreifen des zerstörenden Esementes beizeiten verhütet. Die Fürsorge der Nation für die von wiederholten Wasserschäden heimgesuchten Provinzen ist der einleuchtendste und überzeugendste Beweis — gleichsam das Paradigma — für die Unentbehrlichkeit einer solchen Kollektiveinheit, wie sie in den Nationalstaaten der Gegenwart zum Vorschein tritt. Es darf daher nicht wundernehmen, daß der erste Teil der wasserwirtschaftlichen Vorlage, der die unentbehrlichen Stromregulierungen zum Inhalte hat, von allen national Gesinnten einmütig begrüßt, ohne Enthusiasmus zwar, aber als dira necessitas ohne ernsten Widerspruch aufgenommen worden ist.

Anders der zweite Teil, die eigentliche Kanalvorlage, oder richtiger deren Torso. Hier hat sich in einigen Köpfen eine merkwürdige „Philosophie des Weltverkehrs" herausgebildet, die im wesentlichen darin gipfelt, man brauche den Verkehr nicht noch mehr zu erleichtern, um das ausländische Getreide noch billiger als bisher in die städtischen Zentren, insbesondere nach Berlin, zu befördern. Die Latifundienbesitzer befürchten durch eine weitere Verbilligung des Transports die erhöhte Konkurrenzfähigkeit des ausländischen mit dem inländischen Getreide. Diesem sehr anfechtbaren Argument steht indes eine stattliche Reihe von nationalen Gegenargumenten gegenüber. Und hierher gehören in erster Linie die strategischen Vorzüge. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Verpflegung heute das große Problem der Massenkriege bildet. So gut man direkte Militärbahnen baut, die dem Verkehr gleichsam nur im Nebenamte dienen, weil man im Kriegsfalle vermittelst ihrer Truppen um mehrere Stunden schneller an die Grenze schaffen kann, so Wasserstraßen, um die Verpflegung der Truppen auf eine breitere Basis stellen zu können.

Das Wasser ist der ökonomische Segen Deutschlands, so gut wie seine Wälder und seine unterirdischen Schätze. Hätten die Germanen, wie die Spanier etwa, ihre Wälder ausgerodet, so wären ihre Flüsse, wie in Spanien, ausgetrocknet, ihr Klima wäre bedenklich nach der ungünstigen Seite verschoben und Deutschland wäre heute nicht im Vorder-, sondern — wie Spanien — im Hintertreffen der Kultur. Was für die menschliche Lunge der Sauerstoff ist, das sind für die menschliche Kultur Wald und Wasser. Völker ohne Schatten sind die Peter Schlemihle der Kultur. Die spanischen Konquistadoren haben Erdteile entdeckt, Schiffsladungen an Edelmetallen heimgebracht, aber die edlen Hidalgos sind am Golde erstickt. Ihre Vorfahren hatten die Wälder geplündert, damit aber die Flußbetten ausgetrocknet, so daß alle Wasserwege in Spanien dahinfielen — und was war das Ende? Hier, wenn je, gilt das Wort: Die Sünden der Väter werden gerächt bis ins hundertste Geschlecht. Das entwaldete Spanien, dessen Boden gerade durch die Entwaldung so locker geworden ist, daß dort die Expreßzüge infolge der Bodenweichheit eine Fahrgeschwindigkeit haben wie unsere

Digitized by Google

mittleren Bummelzüge etwa, und dessen berühmteste Flüsse im Sommer austrocknen, also unschiffbar sind, ist ungeachtet seiner vielen Häfen, seiner geschützten Lage und seines unterirdischen Bodenreichtums kulturlich verödet und versandet. Die inneren Verkehrswege sind dem Zeitalter der Blitzgeschwindigkeit des Weltverkehrs schlechterdings nicht gewachsen. Es bleibt abseits vom Welthandel stehen, und die gewaltige Handelsflagge Englands segelt ihm Tag für Tag vor der Nase hin, ja, Spanien muß seine geographische Nasenspitze — Gibraltar — knurrend, aber ohnmächtig England überlassen.

Schiffbare Flüsse waren von jeher die Urheimat alter Kulturen, und schiffbare Wasserwege sind noch heute die Seele des inneren Verkehrs. Im Kriegsfalle kann man nicht Kanäle über Nacht zum Versanden bringen, wie man Schienen aufreißen und deren Wege plötzlich unfahrbar machen kann. Abgesehen also davon, daß künstliche Wasserwege die nationale Sicherheit erhöhen, begünstigen sie zugleich die ökonomische Entwicklung nicht bloß der großen Handelsinteressen der Nation, sondern daneben die lokalen Interessen der betreffenden Provinzen und ihrer Hinterländer. Die Getreideproduzenten sind ja zu gleicher Zeit Konsumenten. Ihre Maschinen und landwirtschaftlichen Geräte, ihre Handels- und Industriebedürfnisse bekommen sie ja auf demselben verbilligten Frachtwege zugestellt, so daß in dieser Preisreduktion ihrer industriellen Konsumartikel ein Äquivalent steckt für das mögliche Risiko einer Verbilligung der Getreidepreise. Zudem werden an allen jenen Strecken, welche die betreffenden Kanäle durchschneiden, ganz neue Werte aus dem Boden gestampft. Die Terrainpreise werden dem ganzen Lauf der Kanäle nach in die Höhe schnellen, Industrien werden sich ansiedeln, kleine Handelszentren, Vororte, neue Dörfer entstehen immer den Kanälen entlang. Durch diesen Wertzuwachs der gestiegenen Bodenrente, der sich bald in der erhöhten Steuerfähigkeit der betreffenden Gegenden fiskalisch ausdrücken wird, dürfte der Staat an Mehrsteuern gewinnen, was er an Rentenzuschuß und Amortisation bei den Kanälen daransetzt. Man vergegenwärtige sich nur, welche Werte der Fiskus durch Erschließung des Grunewaldes geschaffen und als neue Steuerquellen nutzbar gemacht hat. Der Staat als solcher riskiert bei den Kanalbauten — nach der behutsamen Abwälzung auf die beteiligten Provinzen und Interessengruppen zumal, die in der Vorlage vorgesehen sind — am allerwenigsten. Abgesehen nämlich von der Selbstrente der Kanäle, die unter Umständen das staatliche Risiko nicht nur decken, sondern einen Überschuß behufs stärkerer Amortisation des Anlagekapitals liefern könnte, tritt für den Staat das Anwachsen der Bodenrente auf der ganzen Linie der Kanalläufe hinzu, durch welche er an erhöhten Einkommens- und indirekten Steuern reichlich wettmachen kann, was er an Anlagekapital investiert hat. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, gehören die Kanalbauten zu den nutzbringenden Anlagen, wie Bahnen, Gas- oder Elektrizitätswerke, und die zu diesem Behufe aufgenommenen Anleihen schwächen nicht, sondern stärken den Staatskredit. Fruchtbringende

Digitized by Google

Anleihen, wie für Bahnen und Wasserwege, tragen nur dazu bei, das Vertrauen zum Staatskredit zu erhöhen und zu befestigen.

Ferner sollte nicht übersehen werden, daß Flußläufe und Wasserwege einen unvergleichlich stärkeren nationalen Kitt unter den verbundenen Provinzen bilden als bloße Schienenwege. Man denke z. B. an die Solidarität und seelische Zusammengehörigkeit der Bewohner beider Rheinufer. Die „Wacht am Rhein" hat einen ganz anderen Klang, als linksrheinische oder rechtsrheinische Eisenbahnlinie. Den Wasserstraßen entlang bildet sich ein gemeinsamer seelischer Habitus heraus, der zuweilen fester bindet, als gesetzliche Verordnungen oder selbst Verträge.

Den höchsten Vorzug dieses nationalen Werkes sehe ich aber in der zu schaffenden dauernden Arbeitsgelegenheit. „Notstandsbauten" sollen nicht, wie einst die Nationalwerkstätten in Frankreich, zur Unzeit, planlos, als Abflußrohr revolutionärer Umtriebe plötzlich, sondern beizeiten, mit Umsicht, vorsorglich organisiert werden. Große Staaten mit starker Industriebevölkerung, die dem Wechsel der Konjekturen ausgesetzt ist, haben rechtzeitig Vorsorge zu treffen, daß infolge industrieller Krisen plötzlich auf die Straße geworfene Arbeitslose in staatlichen Betrieben zur Not Arbeitsgelegenheit finden. An den Kanalbauten sollten nur einheimische Kräfte — nicht etwa billige Italiener — beschäftigt werden, und zwar nach einem Arbeitsplane, der von einem nationalen Arbeitsamte auszuführen wäre. Ist die Industrie stark beschäftigt, so daß der Arbeitsmarkt keine überschüssige Kräfte aufweist, so kann an den Kanälen in langsamerem Tempo gebaut werden. Tritt hingegen stärkere Arbeitslosigkeit ein, so wird die überschüssige Arbeitskraft vom nationalen Arbeitsamt dorthin dirigiert, wo sie Verwendung finden kann — bei den Kanälen. So bilden die Kanalbauten gleichsam ein Ventil zur Regulierung des nationalen Arbeitsmarktes.

Die aufgewendeten Kapitalien bleiben zudem im Lande. Was die Arbeiter am Kanal an Lohnbezügen erhalten, verzehren sie ja zum allergrößten Teile an Ort und Stelle. Die betreffenden Provinzen, welche Kanäle erhalten, können die von ihnen geforderten Zuschüsse um so unbedenklicher leisten, als die Steuerkraft ihrer Bürger schon während der Kanalbauten durch erhöhten Konsum der am Kanalbau Beschäftigten dermaßen anwächst, daß die Zinsen ihrer Zuschüsse durch erhöhte Steuerkraft der am Kanalbau interessierten Bevölkerung reichlich gedeckt sein dürften.

Das ausschlaggebende Argument zugunsten der Kanalvorlage dürfte indes in den Augen unparteiischer Beurteiler das folgende sein: Menschenkraft wird durch den plan- und sinnvollen Ausbau der Wasserwege in nationale Wohlfahrtseinrichtungen umgesetzt. Die Menschen sterben — die Kanäle bleiben. Wir verwandeln unsere potentielle, aber vergängliche Arbeitsenergie in unvergängliche nationale Werke, die allen künftigen Geschlechtern zugute kommen werden. Statt die überschüssigen Arbeitskräfte und den jährlichen Menschenzuwachs, die man zur nationalen Wehr und Waffe im Lande braucht, ans Ausland abzugeben, insbesondere an den

Digitized by Google

Hauptkonkurrenten auf dem künftigen Weltmarkte, Amerika, schafft man daheim Arbeitsgelegenheiten für deutsche Bürger, die im eigenen Lande Vergängliches konsumieren, aber Unvergängliches produzieren. Statt jährlich Zehntausende tüchtiger Arbeiter auswandern zu lassen, damit sie und ihre Nachkommen mit ihrer Intelligenz und Tatkraft fremde Nationen bereichern, setzt man zu Hause diese potentiellen Arbeitskräfte in Kanäle um, die nicht bloß strategisch wertvoll und ökonomisch nützlich, sondern als dauernder Ertrag der nationalen Arbeit für alle kommenden Geschlechter von bleibendem Werte sind.

Jene Ägypter, welche Zehntausende von Menschen verbrauchten, um ihre gewaltigen Pyramiden zu erbauen, sind längst vermodert — aber die Pyramiden sind geblieben. Die Ägypter haben ihr Menschenmaterial nutzlos und spielerisch vergeudet, während wir planbewußt und zielsicher die aufgespeicherte Arbeitsenergie sterblicher Menschen in nutzbringende Kulturwerke umsetzen. Und darin sehen wir die Bedeutung der wasserwirtschaftlichen Vorlagen im allgemeinen und der Kanalvorlage im besonderen. Man schafft für die nächsten Jahre willkommene Arbeitsgelegenheiten im Lande selbst, erhöht die nationale Sicherheit, öffnet dem Welthandel neue Wege, befördert die Wohlfahrt der in Betracht kommenden Provinzen und erleichtert den kommenden Geschlechtern den Kampf um das nationale und ökonomische Dasein.

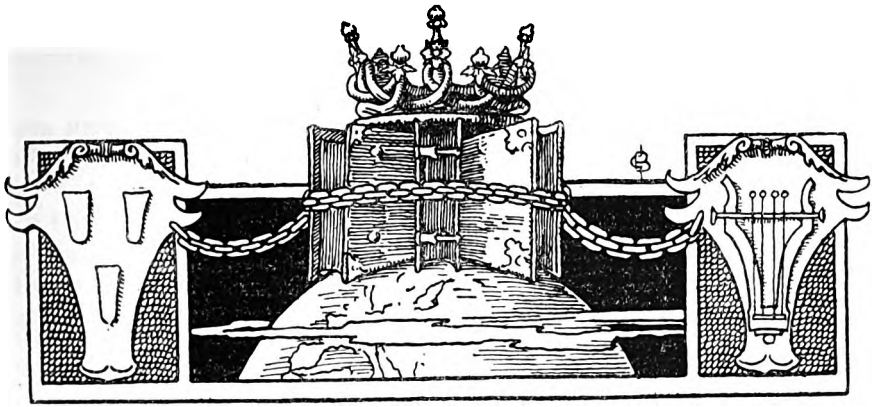
Frühlingstag.

Von

Aug. H. Plinke.

In weißen Blüten liegt der Hag,
Ein Silberschimmer deckt die Lande.
Wie rein und keusch ist dieser Tag
In seinem weißen Festgewande!
Mir ist, als ob das Meer der Zeit
In eines Zaubers Banne stünde,
Als wichen rechts und links zur Seit'
All Leid und Streit, all Haß und Sünde,
Auf daß durch ihre sichre Mitte
Der weiße Tag mit reinen Füßen
Zu weltenfernen Ufern schritte,
Um dort ein bessres Land zu grüßen.

Digitized by Google



Die Bleß.

Skizze aus dem Kinderleben

von

Olaf Rau-Nürnberg.

Sein ganzes bisheriges junges Leben war mit ihr verknüpft, mit der Bleß.

Solange er denken konnte, stand sie im Stall neben Gelbkuh, ihrer gehörnten Freundin. Hans aber liebte die Bleß noch inniger. Sie besaß solch schönes, glänzendes Fell, hatte so sanfte, gute Augen, und ihre Milch schmeckte noch zehnmal süßer als die der Gelbkuh, die manchmal kapriziöse Einfälle bekam und, wenn Hans sich ihr nähern wollte, hinten hinausschlug. Der junge Stier, das Jungvieh, das sich auf der Weide ausgelassen herumtrieb, verdankte Bleß das Leben. Und der Bauer verdankte ihr manches Goldfüchslein, welches der Metzger dagelassen, die Mutter manche Mark, die ihr die herrliche Milch eingebracht.

Die Bleß lebte ein stilles, friedliches, pflichtgetreues Leben. Sie beschenkte die Mitwelt regelmäßig mit einem Kälblein, wie man es von einer gewissenhaften Kuh erwarten kann, sie ließ sich geduldig ihre fettglänzende Milch abnehmen oder vor den Wagen spannen und die Kinder ihrer Herrschaft auf sich reiten.

Mit Hans jedoch verband sie eine geheime, innige Freundschaft, die sich bei ihm in zärtlichen Liebkosungen, bei ihr in einem sanften, freudigen Muhen bei seinem Nahen kundtat.

Und Jahre vergingen.

Da kam der schwarze Tag, an dem Hans seinen Vater sprechen hörte: „Die Bleß war ja unsere beste Kuh, aber jetzt wird sie auch alt."

„Ja, sie wird alt", erwiderte die Mutter.

„Ich werde es Braun gelegentlich sagen", bemerkte der Vater noch.

Hans' Herz zog sich in ahnungsvollem Schreck zusammen. Braun hieß der Metzger, welcher in regelmäßigen Zeitabständen die jämmerlich

Digitized by Google

blökenden Kälbchen von Bleß und Gelbkuh zum Hofe hinausgetrieben und dem Vater jene runden, glänzenden Dinger dagelassen hatte, die man Goldstückchen nannte.

Und der schwärzere Tag kam, wo Braun wirklich auf dem Hofe erschien. In der Scheune wurde rumort. Hans sah, wie der Vater die Bleß aus dem Stall führte. Sie blieb mitten auf dem Hofe noch einmal stehen und blickte sich mit ihren runden, sanften Augen verwundert um. Dann verschwand sie hinter der Scheunentüre.

Da aber stürzte Hans vorwärts. Er mußte erfahren, was vorging. Vorm Stall, in dem Gelbkuh stand, rannte er mit der Magd zusammen, die einen Eimer trug.

„Was macht Braun mit der Bleß?" schrie Hans sie an.

„Geh aus dem Weg, dummer Bub! Was wird er denn machen. Geschlachtet wird sie."

Damit öffnete sie die Scheunentüre. Mit einem Blick sah Hans die Bleß an den Beinen zusammengebunden — — — Aufschreiend rannte er davon. Ein fürchterliches brüllendes Aufheulen klang ihm nach. — Hans rannte, solange ihn die Füße trugen. Nur fort! Nur nichts sehen von dem Entsetzlichen. Nichts hören! Aber das Todesgebrüll der armen Kuh verfolgte ihn. Endlich sank er am Straßengraben ins Gras. Und dort durchlebte der Knabe die erste schwarze Stunde seines Lebens.

In seinem jungen Kinderherzen hatte es bis dahin licht und freundlich ausgesehen. Er besaß keinen Grund, mit der Welt und den Menschen unzufrieden zu sein. Es schien ihm alles gut und schön. Und was Vater und Mutter taten, war recht und brav.

Nun mit einem Male war das anders geworden.

Der Vater hatte die Kuh schlachten lassen.

Die Bleß, die ihr ganzes Leben seinem Dienste geweiht. Er dachte an das jammervolle Brüllen, wenn wieder ein Kälbchen abgeführt wurde. Ein Kind von ihr. Aber sie fügte sich. Sie fügte sich geduldig und freundlich in alles. Sie tat ihre Pflicht, die man von ihr verlangte. Sie hatte dem Vater unzählige Goldfüchslein eingetragen — ein arbeitsreiches Leben lag hinter ihr, in treuem Dienste verbracht — — — Und nun wurde sie geschlachtet.

Als Dank für ihre Treue.

Als Dank für ihre Dienste, ihre Anhänglichkeit, als Lohn für ihre ungezählten Mutterschmerzen. Wie war es nur möglich, nur denkbar? Hans saß und grübelte. Minute auf Minute verrann. Er merkte es nicht. Er konnte es nicht fassen, nicht glauben, das Unerhörte, Schreckliche. Es war in ihm etwas zerrissen, wie ein lichter, heller Schleier, der vor einer großen, dunklen Türe gewesen. Und durch die Ritze sah er hinein in das Leben, in das kalte, rauhe, liebeleere Leben.

Und er begriff, daß er durch die dunkle Türe gehen mußte. Eine schreckliche, herzbeklemmende Angst erfaßte ihn. Eine Angst vor allem, was

Digitized by Google

nicht gut und schön — eine Angst vor den Nachtseiten des Lebens, des Herzens. Der fromme Kinderglaube, der ruhige, sichere, frohe Kinderglaube — in dieser Stunde verlor er ihn. In der jungen Seele ging eine Umwälzung vor sich, ein furchtbares Etwas, das jenem größten Dichter die Worte ausgepreßt: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an".

Den kleinen neunjährigen Knaben dort im Grase hatte er auch angepackt mit rauher Hand und ein seliges, glückliches Paradies zerstört.

Zerstört für alle Zeiten. Unwiederbringbar. — — — —

Endlich erhob sich Hans und schlich nach Hause. Es war alles ruhig im Hofe. Nur dort — in der Ecke — lag zusammengerollt eine Kuhhaut. Die Hörner schauten daraus hervor und eine kleine Blutlache befand sich daneben. Die Haut der Bleß.

Ein brennendes, tiefes Weh erfaßte Hans. Er ging in den Stall, schlang die Arme um Gelbkuh, die ihn freundlich begrüßte, und weinte heiße Tränen in ihr helles Fell. —

Hans vermochte keinen Bissen anzurühren, als das Fleisch der armen Bleß auf den Tisch kam.

Es war hart und trocken.

Die Knechte schimpften über das zähe Fleisch.

„Das alte Luder. Nicht mal essen kann man's."

Hans aber steckte heimlich ein Stückchen davon ein. Draußen im Garten vergrub er es in einem Winkel, machte einen Hügel und pflanzte Blumen darauf. Dann sprach er laut und feierlich: „Ich habe dich lieb gehabt, Bleß."

Es folgte noch mancher Schmerz diesem ersten seines jungen Lebens. Doch war es ihm oft, als sei jener der heftigste gewesen.

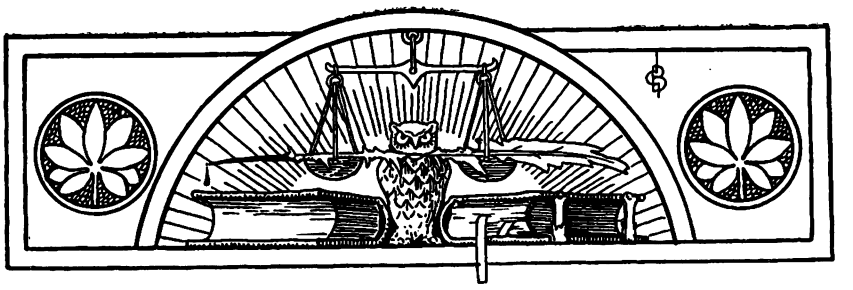
Das ewige Licht.

Von

Marie Freifrau von Malapert.

Du willst das Licht in seinem Kern und Wesen
Ergründen? — Du vermagst es nicht!
Und du vermissest dich, Gott zu ergründen,
Das wahre — das urew'ge Licht?
Du magst in seiner Offenbarung lesen,
Und wenn du *suchst*, wirst du ihn *finden*,
Doch ihn *ergründen* wirst du *nicht*!

Digitized by Google



Vorbestraft.

Von

Max Treu.

„Eine gute und weise Gesetzgebung muß vor allen Dingen darauf sehen, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze zu wahren; von diesem Grundsatz gibt es keine Ausnahme."

Jens Uwe Lornsen.

Der Deutsche Reichstag hat in diesen Tagen in zweiter Lesung das Gesetz über die Entschädigung unschuldig Verhafteter angenommen. Es enthält einen Paragraphen, der, wie sich mit aller Bestimmtheit voraussagen läßt, die Quelle erbitterter Angriffe gegen Gerichte und Regierung werden und im Laufe der Zeiten nur dazu dienen wird, der Sozialdemokratie zu dem vielen Wasser ihrer Mühlen noch neues hinzuzuliefern. Paragraph 2 lautet nämlich: „Der Entschädigungsanspruch ist ausgeschlossen, wenn die zur Untersuchung gezogene Tat des Verhafteten eine grobe Unredlichkeit oder Unsittlichkeit in sich schließt, oder wenn die Tat in einem die freie Willensbestimmung ausschließenden Trunkenheitszustande geschehen ist, oder wenn der Verhaftete sich zur Verübung eines Verbrechens vorbereitet hatte, oder wenn der Verhaftete sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befand, wenn der Verhaftete mit Zuchthaus bestraft ist und seit Verbüßung der Strafe noch nicht drei Jahre verflossen sind."

Es ist nicht die Aufgabe der nachfolgenden Betrachtungen, Kritik zu üben an dem erwähnten Gesetzentwurf, der allerdings dem Schreiber dieser Zeilen sowohl als Gesetz überhaupt, wie auch in seiner heutigen Fassung zu den schwersten Bedenken Anlaß gibt; nur die eine Frage soll hier aufgeworfen werden: Wie ist es möglich, daß in einem christlichen Rechtsstaate in einem Gesetzentwurf eine Bestimmung, soweit ich sehen kann, ohne irgendwelchen nennenswerten Widerspruch seitens der Ordnungsparteien in der gesetzgebenden Körperschaft durchgehen kann, welche den Sozialpolitiker, den Juristen, insbesondere aber jeden Christen auf das tiefste

Digitized by Google

empören muß? Ich meine den oben durch Sperrdruck hervorgehobenen Satz: „Der Entschädigungsanspruch ist ausgeschlossen, ... wenn der Verhaftete sich nicht im Besitze der bürgerlichen Ehrenrechte befand, wenn der Verhaftete mit Zuchthaus bestraft ist und seit Verbüßung der Strafe noch nicht drei Jahre vergangen sind."

Ich habe im Januarheft dieser Zeitschrift meinen Aufsatz „Zur Frage des modernen Strafvollzuges" mit dem warnenden Hinweis darauf geschlossen, daß bereits heute neben dem heranwachsenden fünften Stand, dem der Arbeitslosen, noch ein sechster heraufzudrohen beginnt, der der Vorbestraften. Und kaum fünf Monate, nachdem ich diese warnenden Worte der Öffentlichkeit übergeben habe, verkündigt unsere Gesetzgebung vor der ganzen Welt, daß sie eine große Zahl von Menschen, beiderlei Geschlechts, und gerade diejenigen, die von allen am schwersten um ihr Dasein zu kämpfen haben, für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt! Und die einzige Partei im Reichstage, die gegen diese gesetzgeberische Ungeheuerlichkeit scharfen Protest eingelegt hat, ist die atheistische Sozialdemokratie! Wir müssen uns schämen!

Den Kenner der Zustände, die hier in Betracht kommen, kann allerdings diese Wendung der Dinge kaum noch überraschen; das, was die angeführte Bestimmung besagt, ist im Grunde nichts anderes, als die öffentliche Verkündigung einer Tatsache, die im stillen schon längst ihre verderblichen Kreise zieht: die Vorbestraften, insbesondere aber die im kriminellen Sinne Rückfälligen oder rückfällig Gewesenen, sind, genau wie die Prostituierten, nahezu rechtlos. Gesellschaft, Polizei und Gerichte bemühen sich in einem Wetteifer, der einer bessern Sache würdig wäre, diese Individuen an jedem Versuch, sich wieder in die Höhe zu arbeiten, zu verhindern: die Gesellschaft, indem sie den Vorbestraften, und habe er die besten und ernstesten Vorsätze, ein für allemal für ehrlos und für unbrauchbar in ihren so hochmoralischen Kreisen erklärt; die Polizei, indem sie ihn durch eine Überwachung und Auskundschaftung, die ihren Zweck, den Betroffenen an der Begehung eines neuen Verbrechens zu verhindern, doch in keinem Falle erreicht, und ferner durch eine oft geradezu unglaubliche Indiskretion ihrer Organe überall bloßstellt und schließlich selbst an das glauben läßt, was die untrügliche Polizeiweisheit von ihm glaubt: daß er ein Verbrecher sei; die Gerichte endlich, indem sie dem Vorbestraften gegenüber regelmäßig mit vorgefaßter Meinung auftreten, ihm, insbesondere dem kriminell Rückfälligen keine Verteidigungs- und Entschuldigungsgründe glauben, bei ihm die Forderung des Gesetzes, daß die Staatsanwaltschaft die Schuld des Angeklagten zu beweisen habe, negieren, vielmehr von ihm kurzab verlangen, daß er seine Unschuld nachweisen solle, und ihn, wenn das nicht gelingt, zu Strafen verurteilen, die in gar keinem Verhältnis zu der Schwere seines Vergehens stehen, die ihn vielmehr für längst abgetane und gesühnte Verfehlungen immer aufs neue wieder büßen lassen. Und geht dann schließlich der Betroffene, durch die endlosen Strafen körperlich und geistig verkümmert und

Digitized by Google

völlig unbrauchbar geworden für das praktische Leben, in irgend einer Katastrophe zugrunde, so sind Gesellschaft, Polizei und Gerichte sofort mit ihrem Urteil bei der Hand: Wie recht hatten wir doch, als wir diesen Auswurf der Menschheit von uns stießen und ihn immer und immer wieder mit schweren Strafen belegten!

Man mißverstehe mich nicht: Wenn irgend jemand, so glaube ich von falscher Sentimentalität völlig frei zu sein. Es ist eine ganz selbstverständliche Forderung der Notwehr, daß Staat und Gesellschaft ihre Pflicht, sich gegen die verbrecherischen Elemente zu verteidigen, auf das energischeste und rücksichtsloseste erfüllen; ich für meine Person hätte durchaus nichts einzuwenden, wenn zur Erreichung dieses Zweckes die Staatsanwaltschaft mit viel weitergehenden Machtmitteln ausgerüstet würde, als sie heute besitzt, und wenn man Individuen, die nach menschlicher Überzeugung nach ihrer Entlassung doch nur wieder auf Raub, Diebstahl und Betrug ausgehen werden, unter Gewährung gewisser Erleichterungen der Haft nach bestimmten Zeiträumen, auf unbestimmte Zeit oder auf Lebenszeit einsperrte.

Aber es ist ein Unterschied zwischen dem entlassenen Gefangenen, d. h. dem Menschen, der seine Schuld gebüßt, und dem Menschen, der auf ein Verbrechen ausgeht, resp. ein solches verübt hat. Dieser Unterschied hat sich heute vollständig verwischt, und in fast allen Fällen, in denen gegen irgend jemand eine Anzeige eingeht oder ein Strafverfahren eingeleitet wird, lautet die Frage nicht: „Ist der Beschuldigte verdächtig?“ sondern sie lautet: „Ist der Beschuldigte vorbestraft oder gar rückfällig?“ Ist er das aber, so wird alles durch diese dunkle Brille angesehen; jede Handlung, jedes Wort, das armseligste Biergespräch — alles, alles kann dann nur *einen* Zweck gehabt haben: ein Verbrechen einzuleiten oder zu begehen. Polizei, Staatsanwaltschaft und Gericht treten einem solchen Vorbestraften in geradezu erschreckender Voreingenommenheit entgegen; während den Zeugen unbesehen alles geglaubt wird, jeder Irrtum bei ihnen ausgeschlossen ist, und jedes ihrer Worte die lautere, absolute Wahrheit enthält, ist ein solcher Angeklagter *stets* unglaubwürdig. Seine besten Gründe werden ihm mit der Bemerkung: „Das erscheint nicht glaubhaft!“ zu Boden geschlagen, und läuft ihm in seiner Aussage gar ein Irrtum unter, so ist er nicht etwa ein irrender Mensch gewesen, sondern ein verstockter Lügner, dem kein Glauben zu schenken ist. Wie unter solchen Umständen ein Angeklagter sich verteidigen soll, ist mir unerfindlich, und wie ein Hohn klingt es, daß er das *Recht* habe, sich zu verteidigen: was ihn *entlastet*, wird ihm nicht geglaubt, und schweigt er über das, was ihn *belastet*, wozu er gesetzlich durchaus berechtigt ist, so sind von zehn Gerichten und Staatsanwälten neun, in deren Augen er dann als ein verstockter, unbußfertiger Sünder ohne Ehrgefühl und Reue dasteht, der mit der vollsten Schärfe des Gesetzes getroffen werden müsse. Und diese trifft dann in der Regel so gut, daß der Angeklagte an der Möglichkeit jeder ferneren ehrlichen Existenz verzweifelt,

Digitized by Google

in zahlreichen Fällen, überzeugt von der Vergeblichkeit seines Ringens, die Flinte ins Korn wirft und jetzt erst aus einem schwachen Menschen, der einer Versuchung erlegen ist, zum gewerbsmäßigen Verbrecher wird, der aus jeder neuen Bestrafung nur das eine lernt: daß jedermanns Hand wider ihn sei und daß darum auch seine Hand gegen jedermann sein müsse.

Der kapitalistische Zug, der durch unsere gesamte Strafrechtsprechung geht und der alle idealen Güter des Menschen, Gesundheit und Ehre, guten Ruf und persönliche Rechtschaffenheit u. a. weit geringer bewertet, als den Besitz an Geld und Gut, tritt nirgends krasser und häßlicher hervor, als in den Urteilen gegen kriminell Rückfällige bei Eigentumsverbrechen. Während Verbrechen und Vergehen gegen die idealen Güter des Menschen oft mit lächerlich geringen Strafen belegt werden, wird selbst bei geringfügigen Eigentumsverbrechen häufig ein Strafmaß angewendet in einer Höhe, das geradezu unverständlich erscheinen muß und das in dem Betroffenen nur den einen Wunsch rege werden lassen kann, sich in Zukunft nicht wieder mit Kleinigkeiten abzugeben.

Statt jeder weiteren theoretischen Auseinandersetzung über diesen Punkt sei mir gestattet, ein einziges Beispiel aus der Praxis anzuführen, welches die Behandlung der vorbestraften Eigentumsverbrecher im Gegensatz zu der der Verbrecher gegen Leib und Leben deutlicher als seitenlange Abhandlungen illustriert. Vor der Strafkammer zu Stettin standen vor einiger Zeit zwei Fälle zur Verhandlung:

1. In einer Rauferei zwischen Matrosen hatte der eine dem Gegner ein Auge aus dem Kopf geschlagen, so daß die Sehkraft vollständig verloren war; auch das zweite Auge war derart verletzt, daß nach dem Gutachten des ärztlichen Sachverständigen noch nicht mit Sicherheit festzustellen war, ob nicht auch die Sehkraft dieses Auges noch verloren gehen würde.

Urteil: Ein Jahr Gefängnis.

2. Ein Arbeiter hatte im Winter die nur leicht durch ein loses Vorhängeschloß verschlossene Tür eines seiner Wohnung benachbarten Kohlenschuppens in mehreren nicht genau nachweisbaren, zum mindesten aber zwei Fällen erbrochen (man verzeihe das Juristendeutsch an dieser Stelle! D. V.) und aus dem Schuppen Kohlen gestohlen, die er in seinem eigenen Haushalt verwendete. Der Wert der entwendeten Kohlen wurde auf zehn Mark festgestellt. Der Angeklagte war vor sieben Jahren wegen schweren Diebstahls mit einem Jahr Gefängnis, vor fünf Jahren ebenfalls wegen schweren Diebstahls mit zwei Jahren Zuchthaus bestraft; sonst hatte er Strafen nicht erlitten.

Urteil: Zwei Jahre, drei Monate Zuchthaus.

Den Kommentar kann ich mir erlassen: Die dauernde Zerstörung des edelsten menschlichen Sinnes kostet ein Jahr Gefängnis; die zweimalige Entwendung von Kohlen im Wert von 10 Mk. kostet zwei und ein viertel Jahr Zuchthaus. Man halte mir hier nicht entgegen, daß doch nicht die Tat allein, resp. der Erfolg, sondern besonders die Gesinnung, aus welcher diese Tat hervorgeht, in Rücksicht gezogen werden müsse, und daß bei einem

Digitized by Google

Menschen, der schon zweimal wegen schweren Diebstahls vorbestraft gewesen, gewiß eine ehrlose und verbrecherische Gesinnung vorliege, die mit schwerer Strafe zu treffen sei. Dieser Lieblingssatz der modernen Strafrechtsprechung, daß nämlich nicht allein die Tat an und für sich, sondern ganz besonders auch die Gesinnung, die Motive, woraus sie hervorging, bei Abmessung der Strafe in Betracht zu ziehen seien, erscheint mir in solcher Allgemeinheit, wie man ihn heute anwendet, für das Strafrecht überaus bedenklich. Es will mir scheinen, als ob bei diesem Satze Moral und Recht in unheilvoller Weise verwechselt und vermischt werden; aber das Recht ist nicht immer Moral, und die Moral ist nicht immer Recht. Nach jenem Satze müßte eine ganze Reihe von Verbrechen und Vergehen, ja unter Umständen alle ohne Ausnahme, viel milder angesehen werden, als es strafgesetzlich und strafrechtlich zulässig wäre; ich erinnere nur an den Zweikampf, an Tötung auf Verlangen (§ 216 Strafgesetzb.), an Abtreibung der Leibesfrucht, wenn diese in der Absicht geschieht, die weibliche Person vor der offenen Schande zu bewahren, an den von politischen Schwärmern verübten Fürstenmord u. v. a. Der Räuber Moor bei Schiller ist ein Verbrecher aus den idealsten Motiven, aber doch ein schwerer Verbrecher, der schaudernd von sich selbst sagt, daß zwei Menschen wie er den ganzen sittlichen Bau der Welt zugrunde richten müßten, und der sich darum selbst der strafenden Gerechtigkeit überliefert. Die unbedingte Notwendigkeit dieses einzig sittlichen Ausgangs seiner Räubertragödie hat niemand klarer erkannt, als unser großer idealster Dichter selbst, dem es in dieser Beziehung bei seinem spätern „Wilhelm Tell" doch nicht ganz geheuer gewesen ist, wie die sophistische Szene zwischen Tell und Parricida zeigt. —

Bei weitem nicht immer ist es eine ehrlose und niedrige, verbrecherische Gesinnung, die zum Rückfall führt; in vielen Fällen ist der Rückfall nicht das Produkt des bösen Willens des Verurteilten, sondern das Ergebnis aus der Härte der Gesellschaft und der Voreingenommenheit der Behörden gegen den Vorbestraften; eine große Zahl sogenannter Rückfälle würde verschwinden, wenn die Gesellschaft dem Entlassenen Entgegenkommen, werktätige Hilfe, christliche Duldung erwiese, und wenn nicht die Behörden ihm durch Ausweisungen, Überwachungen u. a., die vollständig zwecklos sind, den Wiedereintritt in das Leben und den Weg durch das Leben so unendlich erschwerten und oft unmöglich machten. Jeder Direktor einer großen Strafanstalt wird aus seiner Erfahrung von gar vielen Fällen zu erzählen wissen, wo ein Entlassener mit dem ernstesten Willen, den frohesten Hoffnungen und den bescheidensten Ansprüchen hinaustrat in das feindliche Leben, sich ihm gegenüber zu Schutz und Trutz gerüstet glaubte, sich monatelang voll Mut und Kraft mit allen Hindernissen herumschlug, um dann schließlich in dem furchtbaren, ungleichen Ringen doch zusammenzubrechen unter dem Donnerwort: „Du bist ein Vorbestrafter! dein Platz ist im Zuchthaus!" Und so zieht er dann wieder ein in die Mauern, die er, wie die Verhältnisse heute liegen, besser niemals hätte verlassen sollen.

Digitized by Google

An diesem tragischen Schicksal der großen Masse der Vorbestraften ändern auch die Vereine zur Fürsorge für entlassene Gefangene nichts oder doch nur herzlich wenig. Einmal sind ihre pekuniären Mittel meist sehr beschränkte; dann aber haben auch sie, genau wie der Entlassene selbst, bei allen Versuchen, einen ihrer Schützlinge irgendwo unterzubringen, mit Mißtrauen und Vorurteil zu kämpfen; das allergrößte Unheil aber ist, daß die Vorstände dieser Vereine in den meisten Fällen Staatsanwälte oder Richter sind, zu denen sich der Entlassene aus sehr triftigen Gründen kein Herz fassen kann. Denn er weiß aus seinem Prozeß her, daß gerade diese ihm nichts glauben, daß sie alles, was er tut und sagt, mit Mißtrauen und gleichgültiger Kälte betrachtet haben. Es ist rein menschlich, wenn er zu ihnen kein Vertrauen besitzt und ihre humanen Bestrebungen verkennt oder ihnen unlautere Motive unterstellt. Endlich aber werden auch gerade die besten Elemente unter den Entlassenen von der Hilfe dieser Vereine keinen Gebrauch machen. Kann man es wirklich einem Menschen, der noch Ehrgefühl hat, verdenken, wenn er nicht dadurch, daß er sich an einen Verein mit solch ominösem Namen wendet, hundert und aber hundert ihm ganz fremden Personen offenbaren will, wer er ist und was mit ihm geschehen? Und wie oft, wie unendlich oft sitzen in solchen Vereinen, wie in allen derartigen Unternehmungen, die selbstgerechten Menschen, die dem Bittenden wohl eine Arbeit zuweisen, weil das nun mal der Zweck des Vereins ist, die sich aber auf das ängstlichste hüten, sich mit ihm zu freundlichem Gespräch an einem Tische niederzulassen, und die nicht wissen, oder nicht wissen wollen, daß zur wahren Wohltätigkeit und zur wirksamen Aufrichtung des Gefallenen zwei Dinge gehören: offene Hand und warmes Herz. — So steht der Vorbestrafte mitten in einer feindlichen Welt. Hatte man nun aber bislang wenigstens noch ein gewisses Dekorum gewahrt und konnten Polizei, Staatsanwaltschaft und Gerichte bis jetzt noch stets feierlich betonen, daß es in ihrer Amtstätigkeit einen Unterschied zwischen Vorbestraften und Nichtbestraften nicht gebe, so erscheint nunmehr unsere gesetzgebende Körperschaft und verkündet, was, wie gesagt, den Kundigen längst kein Geheimnis mehr war: daß eine große Zahl von Menschen vorhanden sei, die man außerhalb des Gesetzes stelle und denen durch unbegründete Verhaftung im Gegensatz zu den übrigen honorigen Staatsbürgern keinerlei Unrecht geschehe, für das sie zu entschädigen wären!

Aber so sagen wir: Hört denn ein Unrecht darum auf, ein Unrecht zu sein, weil es den Unseligsten unter den Elenden zugefügt wird? Wo waren denn die Menschenkenner in unserem Reichstag, die nicht darauf hinwiesen, daß unter den im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte Befindlichen und unter den nicht mit Zuchthaus Bestraften so viele, viele sind, die moralisch viel tiefer stehen, als so mancher unter jenen? Und wo waren denn die Herren, die unter dem Banner des Christentums kämpfen und die nicht gegen die heidnische Lieblosigkeit

Digitized by Google

eines Gesetzes sich verwahrten, das tausende von Menschen, und gerade die Hilfsbedürftigsten und für einen Mißgriff der Justiz prädisponiertesten, den Sklaven des Altertums gleich, denen kein Unrecht geschehen konnte, für außerhalb des Gesetzes stehend erklärt? Und wo waren denn die Juristen, die sich ereifern für eine Reform des Strafrechts und des Strafprozesses und des Strafvollzuges, daß sie sich nicht wie Ein Mann erhoben gegen eine Bestimmung, welche die verfassungsmäßige Gleichheit vor dem Gesetze aufhebt? Und wo waren denn endlich die Sozialpolitiker, die nicht einsehen, daß, wenn jene Bestimmung zum Gesetz wird, damit der gefährliche Anfang eines Weges beschritten ist, der zur gesetzlichen Verrufserklärung ganzer Menschenklassen und damit zu immer stärkerer Erbitterung gegen die staatliche Ordnung führen muß?

Wollen wir wirklich vor der staunenden Welt erklären, daß unsere Gesetzgebung am Bankerott angelangt ist? Die gedankenlose Gesetzmacherei unserer Tage, der jeder große, wahrhaft befreiende und erlösende Zug fehlt, die sich vielmehr in den armseligsten Kleinlichkeiten erschöpft, ist noch nie in erschreckenderer Deutlichkeit an das Licht getreten, als in jener Bestimmung.

Es ist ein merkwürdiges Verhängnis, daß man den ungeheueren Widerspruch nicht einsieht, der darin liegt, daß die Gesetzgebung vor den Folgen einer zu Unrecht erlittenen Untersuchungshaft möglichst schützen will und dabei doch eine sehr große Zahl von Staatsbürgern, und obendrein gerade die, bei denen, wie schon oben erwähnt, die Gefahr einer übereilten Verhängung der Untersuchungshaft am größten ist, jedem ungerechtfertigten Eingriff der Justizbehörden in ihre persönliche Freiheit bedenkenlos preisgibt.

Die Verhängung der Untersuchungshaft hat heute geradezu eine unglaubliche Ausdehnung angenommen; die Untersuchungsgefängnisse allerorten sind stets gefüllt, oft genug überfüllt, und hat man irgendwo ein neues Untersuchungsgefängnis gebaut, von dem man annahm, daß es auf Jahrzehnte hinaus reichen würde, so stellt sich oft schon nach wenigen Jahren die traurige Erkenntnis heraus, daß es zu klein geworden ist. Nun hofft man von dem Gesetz über die Entschädigung unschuldig Verhafteter, daß es die Justizbehörden etwas vorsichtiger bei dem Erlaß von Haftbefehlen machen werde. Ob es diese Wirkung hat, muß ich allerdings vorerst bezweifeln; denn das Gesetz ist in seiner jetzigen Fassung derart verklausuliert, daß es nicht schwer fallen wird, fast jeden verhaftet Gewesenen, der außer Verfolgung gesetzt oder freigesprochen wurde, unter eine der vielen Kategorien zu stellen, denen keine Entschädigung zu zahlen ist. Die eine Folge aber wird dieses Gesetz zweifellos haben: alle diejenigen, die nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte oder die innerhalb der letzten drei Jahre mit Zuchthaus bestraft sind, werden einem prüfungslosen Zugriff der Justizbehörden

Digitized by Google

noch weit schlimmer preisgegeben, als das heute der Fall ist. Man hat gar kein Risiko, und im schlimmsten Falle entläßt man den Gefangenen mit oder — leider Gottes der häufigste Fall — ohne Entschädigung. Und wenn nun durch diese Untersuchungshaft, die — das darf nicht übersehen werden — in den Augen der großen Masse immer, auch bei voller Unschuld des Betroffenen etwas Ehrenrühriges hat, das sich in der Redensart: „Er hat ja gesessen!“ deutlich kundgibt, die gesamte, vielleicht soeben erst mühsam aufgebaute Existenz des Verhafteten zertrümmert wird — wer fragt danach?

Ja, wer fragt danach?

Einer ganz gewiß! Nämlich die sozialdemokratische Partei, die es meisterhaft versteht, aus den Lücken und den Unvollkommenheiten der Gesetze für ihre Zwecke Kapital zu schlagen, und die erst in diesen Tagen wieder im „Vorwärts“, nachdem die Regierungen trotz aller in der letzten Zeit an sie ergangenen Aufforderungen und Warnungen keine Abhilfe geschaffen haben, die unheilvollen Zustände im Strafvollzug und die schrankenlose Paschawirtschaft einzelner Strafanstaltsdirektoren mit triumphierendem Lachen der Öffentlichkeit darlegt, ohne daß die Behörden auch nur die geringste Richtigstellung gewagt hätten.

Wer es ehrlich meint mit dem Vaterlande und wer ein Herz hat auch für die elendesten unter den Elenden, der muß seine Stimme gegen jene Bestimmung erheben. Ob mit schwerer Schuld behaftet oder ohne jeden Makel — vor dem Gesetze wenigstens sollen sie alle gleich sein, die Schuldbeladenen und die Makellosen, und der Staat verkennt seinen Beruf, der die ersteren hilflos und erbarmungslos von sich stößt. „Eine gute und weise Gesetzgebung“, so schrieb vor etwa siebzig Jahren einer der glühendsten deutschen Patrioten, Jens Uwe Lornsen, „muß vor allen Dingen darauf sehen, die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze zu wahren; von diesem Grundsatz gibt es keine Ausnahme.“

Einer Frau.

Von

Ludwig Finckh.

Das dank' ich dir:
Ein Lächeln auf dem Munde,
Die Rosen da, und hier
Die leise Wunde.

Das dank' ich dir,
Ein Glück im Todeshauche:
Daß ich mich nicht vor mir
Zu schämen brauche.

Digitized by Google

Heinrich von Kleist.

Das böse Freiligrathsche Wort, das Mal der Dichtung sei ein Kainszeichen, das im Hinblick auf Dichter wie Christian Günther, Lenz, Waiblinger, Grabbe, Kleist ja einen Schein von Wahrheit gewinnt, wird doch in seiner geforderten Allgemeingültigkeit Gott sei Dank zur tönenden Phrase, wenn man etwa der Trippelschen Goethe-Büste gegenübersteht, von deren apollinisch-reiner Stirn höchster Adel glänzt. Daß freilich der Dichter, der nicht zugleich ein großer Mensch ist, daß der weltentrückte Tasso ohne die praktische Lebensklugheit Antonios nur allzuleicht an den schroffen Klippen des Allzumenschlichen sich wund scheuern, an der „gebrechlichen Einrichtung dieser Welt", um ein Kleistsches Wort zu brauchen, zugrunde gehen kann, ist eine tragische Erfahrung aller Kunstgeschichte. Gerade bei Kleist tritt diese Tragik, die wirklich echte Tragik, nicht bloß ein trauriges Geschehen ist, ergreifend zutage. Auch in ihm ist der Dichter dem Leben aufgeopfert worden, aber nicht etwa, weil er ein haltloser Schwächling gewesen wäre. Kleist war im Gegenteil ein Mann und ein überaus strenger, sich selbst gebietender Charakter; mannhaft hat er den ungleichen Kampf mit dem Dasein aufgenommen, und die stets blank gehaltene Waffe entsank ihm erst, als die kampfesmüde Hand sie nicht mehr zu halten vermochte.

Weder Glück noch Stern hat diesem Dichter geleuchtet; alles ist ihm das Leben schuldig geblieben. Er, neben Schiller wohl unser größter Dramatiker, hat nie selbst eines seiner gewaltigen Dramen auf der Bühne gesehen. Den „Prinzen von Homburg", die „Hermannsschlacht" und das Größte, was er der deutschen Bühnenkunst geschenkt, den herrlichen Torso „Robert Guiscard", haben wir erst aus des Dichters Nachlaß erhalten. Goethe, der für einen Zacharias Werner ein schier unbegreifliches tätiges Wohlwollen zeigte, lehnte Kleist, der sich ihm „auf den Knien" seines Herzens nahte, kühl und mit unverhohlenem persönlichen Widerwillen ab, ohne Verständnis für die hier sich zeigende Größe. Und als er, der Leiter des Weimarer Theaters, Kleist einen äußerlichen Dienst zu erweisen schien dadurch, daß er seinem „Zerbrochenen Krug" die erste Aufführung bereitete, verdarb er diesem Prachtstück unter der überaus kleinen Zahl guter deutscher Lustspiele den Erfolg durch eine geradezu

Digitized by Google

unglaubliche Inszenierung. Das alles aufwiegende Hochgefühl erlangter Meisterschaft, wie äußere Anerkennung, Frauenliebe, wie auch nur der bescheidenste Lebensgenuß — nichts ward Heinrich von Kleist zuteil; im Grunde war es zuletzt der Hunger, der ihm, der nicht mehr aus und ein wußte, dem stets Verkannten und von einem blinden Schicksal Verfolgten, die Pistole in die Hand drückte.

Ganz allmählich nur hat die Nachwelt zu sühnen begonnen, was die Mitwelt gefehlt. Ludwig Tieck, der dem Maler Müller, Lenz und Novalis den Weg in die Literaturgeschichte erschlossen, hat auch dem toten Kleist den Dienst geleistet, seine einzeln oder noch gar nicht gedruckten Werke, freilich nicht ohne sie in unzulässiger Weise in Kleinigkeiten zu „verbessern", in ihrer Gesamtheit herauszugeben. Seitdem haben besonders Julian Schmidt, Reinhold Köhler, Eduard Grisebach, Theophil Zolling, Richard Weißenfels u. a. sich seiner Werke angenommen, deren Kenntnis heut endlich allgemein geworden ist. Aber es ist für den Dichter noch lange nicht genug geschehen; die Hauptarbeit hat hier die Wissenschaft erst noch zu leisten. Sie ist denn auch rüstig am Werk; ja man darf sagen, daß Kleist augenblicklich zu ihren erklärten Lieblingen gehört. Und das ist wahrlich nicht Zufall oder Modesache. Es gibt wenige Dichter, die in ihrem Leben und in ihrem Schaffen liebevoller Forschung so schwierige, aber auch so dankbare Aufgaben bieten wie Kleist. Für die große wissenschaftliche Kleist-Biographie war bisher noch so gut wie alles zu tun. Über keinen neueren Dichter fließen die Quellen so spärlich oder doch so versteckt; für lange Monate versagen sie völlig und lassen den Dichter dem suchenden Auge gänzlich entschwinden. Wir haben indessen, den neuesten Forschungen zufolge, Hoffnung, mit der Zeit alle Lücken auszufüllen, über alles Licht zu bekommen. Gerade hier hat es sich gezeigt, was die methodisch vorgehende, auch die weitesten Umwege nicht scheuende, Steinchen um Steinchen mit entsagungsvoller Mühe herbeitragende Wissenschaft zu leisten imstande ist.

Obenan unter den Kleist-Gelehrten steht heut Reinhold Steig, der sich auch um die Geschichte der deutschen Romantik, namentlich um Arnim, Brentano und die Brüder Grimm reiche Verdienste erworben hat. Sein Hauptwerk, das der Kleist-Kunde neue Bahnen weist, betitelt sich Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe (Berlin und Stuttgart 1901, W. Spemann). Es ist ein Monumentalband von über 700 Seiten, kein künstlerisch abgerundetes, „anregend geschriebenes" Buch für den gebildeten Laien und keine großzügige historische Darstellung, sondern ein Repertorium von Kleinforschung, das aber durch seine musterhafte methodische Anlage der Wissenschaft trefflich dient und durch seinen reichen Gesamtertrag auch den großen Linien gelehrter Betrachtung ihre Richtung weist. Äußerlich angesehen ist das Werk, das nur die paar allerletzten Jahre in Kleists Leben behandelt, nicht viel mehr als eine Untersuchung der kurzlebigen „Berliner Abendblätter", einer winzigen, auf elendem Löschpapier gedruckten Zeitschrift, die Kleist während einiger Monate herausgegeben hat. Es ist erstaunlich, was Steigs spürsinnige Gelehrsamkeit aus diesem unscheinbaren Organ herausliest, das man bisher bedeutend unterschätzt, ja kaum gekannt hat. Denn es hat sich nur ein vollständiges Exemplar erhalten, dasjenige nämlich, das wir dem Abonnement der Brüder Grimm verdanken. Die Mühe und Ausdauer, mit der Steig das Blättchen unter die Lupe nimmt und seziert, sowie seine große Belesenheit und genaue Kenntnis der allgemeinen Zeitgeschichte setzen ihn in den Stand, mit großem Erfolg zwischen den Zeilen zu lesen. Und darauf

Digitized by Google

kommt es hier an, denn die Zeit, in die das Erscheinen der „Berliner Abendblätter" fällt (Oktober 1810 bis März 1811), verwehrte ein freies Sich-Aussprechen, ein offenes Bekennen. Es war die kleinliche, würdelose, gewitterschwangere Zeit vor den Befreiungskriegen, da die Machthaber vor Napoleon zitterten und alles taten, seinen Zorn nicht zu wecken. Jede Betonung von Nationalgefühl war daher ein Staatsverbrechen. Friedrich Wilhelm III. beugte sich, im stillen tiefen Gram leidend, solchem Zwange, und Fürst Hardenberg, sein staatskluger Kanzler, sah ängstlich von allem ab, was nach äußerer Politik schmeckte, um nur sein innerpolitisches Programm ungestört im geheimen durchführen zu können. Das edle Herz der Königin Luise war im Schmerz um das Vaterland bereits gebrochen, und die großen Patrioten wie Stein und Gneisenau hatten keine Stimme. Da war es ein Kreis von Privatpersonen, der sich in warmer Vaterlandsliebe zusammenfand, eine Anzahl der so oft bespöttelten deutschen Dichter und Denker, die mit allen Kräften darnach strebten, das Volk aufzurütteln, sittlich zu stählen und auf die Stunde der Erhebung vorzubereiten. Dieser „Christlich-deutschen Tischgesellschaft" zu Berlin gehörten u. a. an: Ludwig Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Adam Müller, Savigny, Fichte, Staegemann und — Kleist, der mit der redaktionellen Leitung des Bundesorgans, eben der „Abendblätter", betraut wurde. Ihm fiel die schwere und gefährliche Aufgabe zu, das, was man den Zeitgenossen nicht offen sagen durfte, unter durchsichtiger Hülle vorzustellen. Die Not der schweren Zeit hatte solche Chiffernsprache verstehen gelehrt! Kleist erwies sich ebenso geschickt wie kühn, und der Erfolg blieb auch nicht aus; die „Abendblätter" wurden eine begehrte und einflußreiche Lektüre. Auch die Regierung, der König an der Spitze, las sie regelmäßig und eifrig, aber nicht aus Freude an der Sprache, die hier geredet wurde. Man witterte sehr wohl die Kontrebande, die da eingeschmuggelt wurde, und übte drakonische Zensur. Über die Hälfte aller eingereichten Artikel wurde Kleist gestrichen, und so das Blatt, dessen Gründung Hardenberg sogar begünstigt hatte, binnen kurzem ruiniert und der zitternden Reaktion rücksichtslos aufgeopfert. Die von Steig verwerteten Akten des Geheimen Staatsarchivs, die selbst ein paar königliche Kabinettsorders über Kleist und seine Zeitschrift enthalten, zeigen am besten, wie stark das Organ wirkte, und wie tapfer der Dichter-Journalist sich ins Zeug legte. Was die „Abendblätter" im einzelnen für Politik, Religion, Theater, Kunst, Literatur und Volkserziehung geleistet haben, wird von Steig ausführlich dargelegt. Indessen, in ihnen wurde die märkisch-preußische Opposition zu Boden geworfen, und der unglückliche Kleist, der seine letzte Karte ausspielte, in seiner äußeren Existenz wie in seinem inneren Lebensmute vernichtet und gebrochen.

Das Steigsche Quellenwerk, das für die ganze Zeitgeschichte ungemein belehrend ist, bietet doch die reichste Ausbeute für Kleist selbst. Der Mensch tritt in scharfer, z. T. ganz neuer Beleuchtung vor uns hin, und vieles Legendarische, wie es besonders sein tragisches Ende umrankt hat, fällt von ihm ab. Vor allem aber danken wir Steigs glänzender Stilkritik den Nachweis, daß eine ganze Anzahl der anonymen „Abendblätter"-Beiträge, was bisher nicht erkannt worden war, Kleistsches Eigentum oder doch wenigstens charakteristisch von ihm Bearbeitetes darstellt, während ihm auf der anderen Seite überzeugend manches abgesprochen wird, was sich in den Ausgaben seiner Schriften findet. So sind z. B. der wichtige Aufsatz „Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten" und das „Schreiben eines redlichen Berliners, das hiesige Theater betreffend, an einen

Digitized by Google

Freund im Ausland" künftig Kleists Werken einzuverleiben, während etwa der sogenannte „Luxusbrief", die Anekdoten „Franzosenbilligkeit" und „Aus dem letzten Kriege" (nicht zu verwechseln mit der echt Kleistschen Arbeit „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege"!) als unecht zu beseitigen sind. Bei derartigen Untersuchungen liegt die Gefahr nahe, leicht selbstsicher und dogmatisch zu werden, gewisse Imponderabilien der Beurteilung zu hoch einzuschätzen und apodiktische Behauptungen zu wagen, wo man sich mit Hypothesen begnügen müßte. In diesem Werke hat Steig solche Klippen fast immer noch glücklich umschifft. Schon weniger ist das der Fall in einem Nachtragsbüchlein, das er inzwischen hat folgen lassen.

Auch in der Neuen Kunde von Heinrich von Kleist (Berlin 1902, Georg Reimer, 135 S.) (von der man nur nicht einsieht, warum sie selbständig einhergeht und nicht, da das Material ja damals schon vorlag, in das große Werk hineingearbeitet worden ist), wird z. T. recht Aufschlußreiches geboten. Es fehlt nicht an entschieden gelungenen Nachweisen, in anderen Fällen kommt man nicht mit; so kann ich mich nicht davon überzeugen lassen, daß das „Rosen-Sonett" im „Preußischen Vaterlandsfreunde", das der Königin Luise zum Geburtstage gewidmet ist, von Kleist herrührt, von dem wir ja schon drei ähnliche, denselben Anlaß wahrnehmende Gedichte besitzen.

Eines lassen alle diese Studien jedenfalls sicher erkennen: daß wir noch lange nicht am Ende, sondern vielmehr erst am Anfange der „Kleist-Philologie" stehen, und daß die abschließende wissenschaftliche Kleist-Biographie wohl so bald noch nicht wird geschaffen werden können. Das hindert indessen natürlich nicht, auch heute schon mit dem vorhandenen, wenn auch lückenhaften Material zu schalten, so gut es eben gehen will. Es fehlt denn auch weder an Ausgaben noch an Biographien. Unter den letzteren ist die Wilbrandtsche fein, aber zu unkritisch und unwissenschaftlich, die Otto Brahmsche recht verdienstlich; ihnen reiht sich jetzt eine neue an, die von Franz Servaes verfaßt und in der Rudolf Lotharschen Sammlung „Dichter und Darsteller" (Leipzig und Wien 1902, E. A. Seemann) erschienen ist.

Servaes ist nicht selbst Forscher, sondern gehört zu jenen feingebildeten, künstlerisch begabten Essayisten, die wie Ernst Heilborn, Felix Poppenberg die oft spröden Ergebnisse ernster, sachlicher Gelehrtenarbeit für weitere Kreise flüssig machen. Sie sind Zwischenhändler, Ausmünzer; sie dienen der Forschung, indem sie ihr Absatzgebiet vergrößern, und sie dienen dem großen gebildeten Publikum, indem sie ihm wertvolle Produkte, die ihm sonst fern blieben, importieren oder wenigstens in charakteristischen Proben zugänglich machen.

Servaes' „Kleist" verdient als schriftstellerische Leistung entschiedenes Lob. Das Buch ist gut komponiert, in allen seinen Teilen trefflich abgewogen. Auf breite, möglichst ins einzelne gehende Verarbeitung des biographischen Rohstoffes kommt es dem Verfasser durchaus nicht an, sondern auf künstlerische Verinnerlichung, die unter den Tisch fallen läßt, was nicht zur Bereicherung der Persönlichkeit des Helden dient. Nur die große Entwicklungslinie soll herausgearbeitet werden. Kleists Leben und Dichten, sein äußeres und inneres Treiben, ist stets auf die gegenseitige Wechselwirkung hin angesehen; beides ist mit Scharfsinn und erfreulicher psychologischer Einsicht auseinander entwickelt. Eine gute Gabe, Menschen zu charakterisieren und poetische Werke zu analysieren, kommt dem Verfasser wohl zustatten. Auch seine Sprache ist von individueller Tongebung und weit entfernt vom wohltemperierten, blutlosen

Digitized by Google

Professorendeutsch alter Schule; nur, finde ich, geht sie Ausdrücken niederen Stils zu wenig aus dem Wege.

Erhöht wird im Sinne des Leserkreises, an den sie sich wendet, die Lebendigkeit dieser Biographie durch einen reichen Bilderschmuck, der allerdings, der zeitgemäßen Vorliebe für Illustration zu weit entgegenkommend, auch vieles Entbehrliche und Anfechtbare bringt. So würden wir die Ansichten von Städten, in denen Kleist geweilt hat, gern missen, wenn keine zeitgenössischen Bilder von ihnen vorliegen; gelegentlich des „Prinzen von Homburg" die bekanntesten Porträts des Großen Kurfürsten zu geben, war wohl recht überflüssig, und bei der Erwähnung Schleiermachers im Jahre 1800 ein Altersbild des damals doch erst 32jährigen vorzuführen, ist eine üble Stillosigkeit. Dergleichen dürfte indessen mehr der Verlagshandlung als dem Autor zur Last fallen. Doch auch ihm können wir eine Rüge nicht ersparen.

Sein Buch ist zwar im ganzen, ohne daß es durch viel direkte Belege und Zitate davon Rechenschaft gibt, wie aber der Fachmann auf Schritt und Tritt erkennt, auf guter Kenntnis der Forschung aufgebaut; es hätte ohne das ja gar nicht geschrieben werden können. So befehdet Servaes mit Recht den „entdeckungssüchtigen Professor" Eugen Wolff, der zwei schlechte Jugendlustspiele des jüngeren Wieland unserem Kleist in die Schuhe schieben will. Er kennt auch die weiter unten noch mit einem Wort zu berührende Schrift von Max Morris über Kleists geheimnisvolle Würzburger Reise, lehnt aber ihr, wie mir scheint, unanfechtbares Resultat ab, ohne eine bessere Erklärung des Kleistschen Zweckes an die Stelle zu setzen. Aber die „Berliner Abendblätter" hat Servaes nicht entfernt ausgeschöpft, wenn er dazu bemerkt: „Man kann das armselige Winkelblättchen nicht ohne Wehmut und Bitterkeit in die Hand nehmen und dabei denken, daß ein Kleist sich hat hergeben müssen, in solchem Bettlerkleide und unter Prostitution seiner edelsten Gaben sich um die Gunst des gewöhnlichen Lesepublikums zu bewerben." Man sieht, Servaes hat das Steigsche Buch nicht gekannt; auch daß er etwa den Kriegsrat Peguilhen, an den der Dichter und Henriette Vogel ihren Abschiedsbrief richteten, den „Wackeren" nennen kann, beweist das. Als aber Servaes' Buch erschien, lag das Steigsche schon über Jahr und Tag vor. Daß Servaes das seinige ostentativ vom „Juni 1900" datiert, schmeckt nach dem Worte: „Qui s'excuse s'accuse." Er hätte sein Manuskript, selbst wenn es fix und fertig dagelegen hätte, bei dem Hervortreten einer so epochemachenden Neuerscheinung unweigerlich noch einmal durcharbeiten müssen. So wie es jetzt ist, war sein Buch nach der Seite der stofflichen Bewältigung des Materials bereits beim Erscheinen überholt und veraltet. Wofür arbeiten wir denn im Staube der Archive und Bibliotheken, wenn man an den Ergebnissen unseres Fleißes und Schweißes achtlos vorübergeht! Oder sollte auch hier die Verlagsanstalt aus technisch-materiellen Gründen sich schuldig gemacht haben?

Im geraden Gegensatz zu Servaes, dem Vertreter der freien Ästhetik, steht der exakte Forscher S. Rahmer, der Verfasser einer weiteren Kleist-Schrift: Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists (Berlin 1903, Georg Reimer, 182 S.). Neben den unzünftigen Gefühlspsychologen tritt der Jünger der Experimentalpsychologie, der Arzt.

Oft angeführt wird Shakespeares Wort von „des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend", wenn von der angeblichen Verwandtschaft zwischen Genie

Digitized by Google

und Geisteskrankheit die Rede ist. Seit Lombroso diese Theorie mit einseitiger Übertreibung verficht, ist es an der Tagesordnung, die großen Künstler von der pathologischen Seite her anzusehen. Man ist darin vielfach weit über das Ziel hinausgeschossen, besonders seit Möbius in recht gehaltvollen Studien selbst in Goethe so manches Pathologische aufgezeigt hat; aber vielfach haben wir Literarhistoriker der Unterstützung durch die andere Fakultät auch aufrichtig dankbar zu sein, indem sie wichtige Fragen, in denen wir nicht kompetent sind und die doch unbedingt entschieden werden müssen, sachverständig als medizinische „Fälle" angreift. So ist es namentlich bei später irrsinnig gewordenen Dichtern wie Hölderlin oder Lenau von größter Bedeutung, zuverlässig zu wissen, wann die Geisteskrankheit ausgebrochen ist. Das kann nur der geschulte Irrenarzt feststellen; ehe das hinsichtlich Lenaus z. B. geschehen ist, gefiel sich der Laie darin, dieses Dichters Leben und Dichten von früh an unter dem falschen Gesichtspunkt des späteren Wahnsinns zu betrachten, der doch gar nicht hätte zum Ausbruch zu kommen brauchen. Jetzt wissen wir Tag und Stunde, zu der Lenaus Geist den Todesstoß erhielt, und haben uns aller tappenden Versuche zu entschlagen, den Propheten post eventum zu spielen und den Dichter durch romantische Dämmerungen zu schleppen. Aus solchem medizinischen Dilettantismus uns herauszuführen, unternimmt nun auch der praktische Arzt Dr. Rahmer, der vor einiger Zeit mit einer Schrift „Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte" (Berlin 1901, Georg Reimer) zuerst dieses Gebiet betreten hat. Er hat damals in vielfach berichtigender und überzeugender Weise ausgeführt, daß Heine sein furchtbares Leiden — die spinale Form der progressiven Muskelatrophie — sich nicht durch sein ausschweifendes Leben zugezogen, sondern daß es sich als ein ererbtes in seinen ersten Anfängen bereits des Jünglings bemächtigt hat. Dasselbe Verfahren, auf Grund überlieferter Zeugnisse mit dem geschärften Blick moderner Medizin eine Diagnose zu stellen, wendet Rahmer diesmal auf Kleist an. Er folgt darin seinem Kollegen Dr. med. Max Morris, der in taktvollster Form unwiderleglich bewiesen hat, daß Kleist seine geheimnisvolle Reise nach Würzburg zu dem Zwecke unternahm, sich durch einen berühmten Spezialisten der dortigen Universität von einem gewissen Übel heilen zu lassen, das ihm als angehendem Ehemanne höchst peinlich sein mußte. Rahmer geht in seinem Falle mehr auf das Psychische ein. Er macht erfreulicherweise gegen Lombroso Front, geht aber vielleicht schon nach der entgegengesetzten Seite einen Schritt zu weit, wenn er — gleich Steig — für einen völlig gesunden Kleist eintritt. Doch wie dem auch sei, sein Buch bedeutet eine entschiedene Förderung der Kleist-Forschung, der es eine ganze Anzahl neuer Ergebnisse und beachtenswerter Gesichtspunkte bietet. Besonders zu loben ist, daß Rahmer nicht in den medizinischen Betrachtungen aufgeht, wie so mancher, dem es nur um pikante Enthüllungen zu tun ist und der sich deshalb gern damit begnügt, sein Material dazu aus zweiter und dritter Hand zu nehmen. Rahmer hat sich vielmehr im Verlaufe seiner ganz selbständigen Studien, ebenso wie Morris, der heut als einer der scharfsinnigsten Goethe-Philologen anerkannt ist, zum regelrechten Literarhistoriker geschult, der für die Beurteilung biographischen Materials sehr richtige kritische Grundsätze aufstellt. Es ist auch an Rahmer ein Philologe verloren, möchte man sagen, wenn er nicht in der Tat einer wäre. Denn auch als rein literarischer Forscher kommt er zu brauchbaren neuen Resultaten. Leider ist seine schriftstellerische Begabung gering. Auch vermissen wir genaue

Digitized by Google

Nachweise über die Herkunft seiner neuen Quellen, und auch bei ihm müssen wir mißbilligend fragen: warum hat er die weiteren Mitteilungen, die er in Aussicht stellt, nicht in die vorliegende Schrift gleich mit hinein gearbeitet; warum noch einmal ein Buch, da doch das lose Gefüge des vorliegenden noch alles Mögliche hätte fassen können!

Ein Bändchen Kleist-Studien steuert ganz neuerlich auch Spiridion Wucadinović (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1904. Preis: 3 Mk.) bei, z. T. solche, die aus Zeitschriften-Aufsätzen bereits bestens bekannt sind. So gleich die erste, die mit dem Aufgebot aller literarhistorischen Hilfsmittel zu dem schon angeführten Ergebnis kommt, daß jene Jugendlustspiele nicht Kleist, sondern Ludwig Wieland zum Verfasser haben. Die beiden Hauptabhandlungen gelten der Entstehungsgeschichte und der Analyse des „Guiscard" und bringen manches Auffallende bei. Die vierte belegt aus der zeitgenössischen Fachliteratur, auf Grund welcher sorgsamen Studien Kleist in seinem „Kätchen von Heilbronn" das somnambule Element herausgearbeitet hat. Die Schlußarbeit endlich beschäftigt sich mit dem „Prinzen von Homburg" und zeigt, wie auch in diesem Werke das eigenste Seelenleben des Dichters einen Niederschlag gefunden hat. In allen diesen Fragen befriedigt Wucadinović namentlich auch durch die sichere Methodik, mit der er sie angreift.

Um es noch einmal zu sagen, wir dürfen uns darüber freuen, wie eifrig und wie erfolgreich die Wissenschaft zurzeit bestrebt ist, Kleist das längstverdiente literarische Denkmal zu errichten. Auch eine erste Zusammenfassung und Krönung des bisher Geleisteten ist in Aussicht, indem Erich Schmidt, dessen schöner Kleist-Essay im ersten Bande der „Charakteristiken" in hohem Ansehen steht, eine neue kritische und erläuterte Gesamtausgabe der Kleistschen Schriften in 5 Bänden für den Verlag des Bibliographischen Instituts (Meyers Klassiker-Bibliothek) bearbeitet. Steig wird als der Berufenste in dieser Ausgabe die kleinen journalistischen Arbeiten des Dichters edieren, während Georg Minde-Pouet, dem wir ein nützliches Buch über Kleists Stil und eine Reihe anderer Einzeluntersuchungen zu Kleist verdanken, in einem Schlußbande die sämtlichen bisher bekannt gewordenen hochbedeutsamen Briefe des Dichters, und zwar z. T. nach den für verschollen geltenden, von ihm wieder aufgefundenen Originalen, zusammenfaßt.

Harry Maync.

Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie. Von Wobbermin. Berlin, Duncker, 1902. 2 Mk.

Das neue Erwachen der Philosophie gehört zu den bedeutsamsten Zeichen unserer Zeit. Im Kampfe um die Weltanschauung ist die Philosophie unentbehrlich als regelnde und kontrollierende Macht. Das Buch von Wobbermin führt ganz vortrefflich in die verschiedenen geistigen und philosophischen Strömungen der Gegenwart ein. Es gibt kurze Charakterbilder von einzelnen der bedeutendsten Vertreter philosophischer Richtungen und legt dar, wie bei dem heutigen Stande der Erkenntnistheorie sich Biologen und Psychologen zu den Anschauungen des Christentums stellen. Ganz besonders wertvoll sind für denjenigen, der sich weiter mit diesen Fragen beschäftigen will, die Zusätze und Literaturnachweise am Schluß.

Chr. Hogge.

Digitized by Google

Der ungarische Eisenbahnerstreik und das Koalitionsrecht der Eisenbahner.

Die Zeitungsberichte und Betrachtungen über den Streik der ungarischen Eisenbahner gingen vielfach von der Auffassung aus, als handelte es sich hier um das zielbewußte Vorgehen eines seit langem einheitlich organisierten Verbandes, der beinahe sämtliche Bedienstete und Betriebsbeamte der ungarischen Staatsbahnen zusammenschließe, und als stellte diese verhängnisvolle Verkehrssperre die logisch notwendige Frucht der bedingungslos freigegebenen Koalition der Eisenbahner dar. Diese Interpretation wurde nicht allein von jenen Politikern ausgesprengt, denen, wie Nordd. Allgem. Ztg., Post, Rhein.-Westf. Ztg. usw., dieser Eisenbahnerstreik ein dankenswertes Musterbeispiel bot, an dem sie die Gefahren der Koalitionsrechtsgewährung ad oculos demonstrieren konnten, sondern wurde auch von uninteressierten Publizisten weitergegeben, da die plötzliche Arbeitseinstellung auf fast sämtlichen Linien nach den landläufigen Begriffen eine stramme Organisation zur Voraussetzung haben müsse. Und in gutem Glauben geschah diese Darstellung, hatte doch die in ungarischen Dingen sonst wohl unterrichtete Wiener „Neue Freie Presse" von einer Vereinigung geschrieben, die „schon darum nicht zu unterschätzen, weil diese Bediensteten, Angestellten usw. mehr als 34000 Köpfe zählen". In anderen Blättern war gar von einem Zusammenschluß sämtlicher 36—37 000 ungarischer Staatsbahner die Rede.

Das wahre Gesicht dieser ungarischen Eisenbahnerbewegung ist indes ein durchaus anderes. Eine geschlossene, in Vereinen organisierte Koalition dieser Männer besteht keineswegs, zum mindesten nicht entfernt in einem Umfange, wie er der Ausdehnung der Bewegung entspräche. Und was bisher an Eisenbahnvereinen existierte, das trug alles andere als den Charakter einer zielbewußten Klassenkampforganisation an sich, wie denn auch diese Streikbewegung zum großen Teile von ausgesprochen staats- und königstreuen Beamten gemacht wurde. Ein wohl einwandsfreies Zeugnis über das Wesen der bisher bestehenden sogen. Berufsvereine der ungarischen Eisen-

Digitized by Google

bahner liefert eine Kritik des sozialdemokratischen „Zentralorgans des österreichischen Eisenbahnpersonals“, die über sie also urteilt: Sie „sind weiter nichts als nach bürgerlichem Muster eingerichtete Humanitätsgesellschaften“ —. Diese Tatsache erklärt es am besten, heißt es weiter im „Eisenbahner“, daß es möglich wurde, die Kraft der Eisenbahner durch die allergewöhnlichsten Machinationen fast im Keime zu ersticken, und daß die Regierung die Bittschrift der ungarischen Eisenbahner vom Jahre 1901 „einfach ad acta legen konnte, wo sich ungeniert eine dreijährige Staubschichte darüber lagerte“. Eine energischere Agitation zum Zusammenschluß und zur schärferen Vertretung der Standesinteressen ist zwar seit 1901 mehrfach versucht worden, scheiterte aber zum Teil an den Mißgeschicken der Führung — der spiritus rector, Kontrolleur Margulit, wurde in den Karst versetzt und schließlich zur Pensionierung bewogen, andere Helden als Kreaturen der Verwaltung entlarvt, — zum größeren Teil aber an dem mangelnden Klassenbewußtsein der Bahnerschaft und der Disziplinlosigkeit, die der ungarischen Arbeiterschaft allgemein anhaftet.

Erst ganz neuerdings, als die Geister durch die unvergleichliche Staatskunst der ungarischen Bahnverwaltung, die der neue Handelsminister Hieronymi selbst am 7. März gegenüber einer Deputation in deutlichster Weise charakterisierte, in Gärung geraten waren, setzte Margulit als Herausgeber des »Magyar Közérdek« mit neuen Organisationsbemühungen ein. Eine klar gegliederte Koalition ist nunmehr also geplant, aber, wie der Umstand beweist, daß man erst kürzlich die reichsdeutsche Bahnergewerkschaft um Satzungsentwürfe anging, kann von einem fertigen ungarischen Eisenbahnerverband bisher keine Rede sein. Einen solchen und damit das vielberufene Koalitionsrecht der Eisenbahner für den Streik in Ungarn verantwortlich zu machen, dürfte darnach schwer fallen.

Es läßt sich eher aus der Geschichte der ganzen ungarischen Eisenbahnerbewegung die entgegengesetzte Behauptung ableiten, daß beim Bestehen einer verständigen, disziplinierten Koalition, die in durchaus gesetzlichem Rahmen die jämmerlich vernachlässigten Interessen der Verkehrsbediensteten der Öffentlichkeit und dem Parlament immer wieder mit Nachdruck darzulegen und so die Verwaltung moralisch zur Innehaltung ihrer Versprechungen, zur Besserstellung der Eisenbahner zu zwingen vermocht hätte, es nimmer zu diesem Verzweiflungsakte gekommen wäre, in dem eine alles andere als sozialdemokratisch verhetzte Beamtenschaft ihrer Bedrängnis in einer für sie wie für den Staat verhängnisvollen Weise Luft machte. Man braucht nur einen Blick auf Österreich zu werfen, wo vielfach ebenso trostlose Zustände unter den Eisenbahnbediensteten herrschen, wo aber eine langjährige wohlgefügte Organisation, die immerhin einige, wenn auch geringe Erfolge für die Eisenbahner durchsetzte, bei diesen an die Stelle der zur Empörung verleitenden Hoffnungslosigkeit das beruhigende Gefühl einer gewissen Macht treten ließ, die den tollen Versuch, blind alle Schranken zu durchbrechen, nüchtern verschmäht, vielmehr dem Nachdruck ihrer gesammelten Kraft vertraut, auf geordnetem Wege ihr Recht erzwingen zu können.

Daß wir es in Ungarn mit einem Ausbruch hilfloser Verzweiflung und nicht mit einem wohlerwogenen Schlage gewerkschaftlicher Taktik, die der Streik sonst fast regelmäßig darstellt, zu tun hatten, dafür zeugen im Verein mit der Vorgeschichte des Streiks einige bislang in Deutschland wenig beachtete Dokumente. Die in Frage stehenden Gehalts-, Anstellungs- und Pensionsfor-

Digitized by Google

derungen, die die Eisenbahner bewegen, liegen der Regierung seit 1901 in einem Memorandum der Beamten und einem Separat-Memorandum der Unterbeamten und Diener vor. Die nach langem bangem Warten auf die allgemeine Regulierung der Staatsbeamtengehälter im Jahre 1903 gesetzten Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. Von den für diese Gehaltsaufbesserung bewilligten 18 Millionen fiel für die Eisenbahner kein Heller ab. Die einzelnen Bahnbeamtenkategorien versprochenen außerordentlichen Zuschläge von $1^2/_3$ Millionen Kronen spielen zwar in den offiziösen Darstellungen eine wichtige Rolle, kommen aber für die pragmatische Gehaltsregulierung gar nicht in Betracht. Nach dieser letzten ungeheuerlichen Düpierung machte sich die aufgespeicherte Erbitterung der Eisenbahner in Komitees, Deputationen und in großen Demonstrationsversammlungen, besonders zu Budapest und Szegedin, Luft, die freilich z. T. von der Polizei gesprengt oder von der Staatsbahndirektion verboten wurden. Und doch war und blieb die Haltung der Bahner bis Ende März überaus loyal. Die geringwertigsten Versprechungen der Regierung, die durch ihre Organe erklären ließ, daß auch ohne den Druck der Beamtenbewegung die Frage der Gehälterregulierung erfolgreich fortschreite, bestimmten die versammelten Eisenbahner zu den ehrerbietigsten Vertrauenskundgebungen. So sandte die zweite mächtige, von 5000 Bahnangestellten besuchte Budapester Versammlung am 28. Februar an den österreichischen Kaiser „unter stürmischer Zustimmung" ein Telegramm ab, das gar nicht devoter sein konnte. Auch das an den Handelsminister gerichtete Telegramm atmete trotz aller ehrlichen Mannhaftigkeit durchaus noch unterwürfiges Vertrauen.

Als aber am 2. März die Gehaltsregulierungsentwürfe für die Komitatsbeamten, Gemeindenotare, Bezirksärzte, die Erhöhungen bis zu 70 und 100 % für jene brachten, dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurden und die Eisenbahner wieder, wieder hingehalten wurden, als aus den vertröstenden Versprechungen ersichtlich wurde, daß die Regierung an eine Aufbesserung der unteren Gehaltsgrenzen nicht denke, sondern das Gehaltsavancement nach oben hin, wo es die wenigsten erreichen, ausbauen und überdies durch Begünstigung der die Bewegung führenden Mittelbeamten einen Keil zwischen diese und die Unterbeamten und Arbeiter treiben wollte, als die Direktion mit formalrechtlichen Drohungen und Maßregelungen fuchtelte, da wurde der Bundschuh aufgerichtet und die Szegediner Konferenz der Obmänner der Provinzialausausschüsse proklamierte am 4. April folgende Beschlüsse: 1. Sämtliche Lokal- und Kreiskomitees haben alle Eisenbahnbediensteten in ihren Versammlungsorten zusammenzuberufen und geloben zu lassen, daß sie in Angelegenheit der Gehaltsregulierung und Dienstpragmatik sich mit den führenden Persönlichkeiten identifizieren und unter keinen Umständen ein Zur-Rechenschaft-ziehen derselben, oder disziplinares oder Strafverfahren gegen selbe zugeben werden. Sie werden sich in der Verantwortlichkeit gleichmäßig nach dem Grundsatze: „Einer für alle und alle für einen!" teilen. Die Einhaltung der geforderten Angelobung ist unverbrüchliche Ehrensache. 2. Mit Rücksicht auf den Umstand, als laut Resolution des Landeskomitees vom 6. März l. J. die Wartezeit bis zur ausreichenden Neuordnung und Gehaltsregulierung bis zum 1. Mai a. c. verlängert erscheint, ersuchen wir die Kollegen von der Strecke, diesen äußersten Zeitpunkt in vollkommener Ruhe abzuwarten. Derzeit ist kein Grund zur Unruhigkeit vorhanden, es sei jeder voll Vertrauen zu den Führern, die auf Grund des Memorandums vom Jahre 1901 die Mandate ausüben bis zum

Digitized by Google

1. Mai — und wenn wir bis zu diesem Tage, entweder infolge gewalttätiger Eingriffe oder wegen Nichterfüllung unserer Bitten, wieder um eine Enttäuschung reicher wurden, wenn wir abermals umsonst gewartet und gebeten haben, dann sind wir an jenem Ende angelangt, woselbst die Führer und Leiter unseres Kampfes um die Lebenserhaltung sich auf den Standpunkt stellen müssen: „Not bricht Gesetz".

Noch hätte alles in Frieden erledigt werden können. Aber die Regierung, die jahrelang mit diesen Männern Fangball gespielt hatte, glaubte auch jetzt noch, daß sie sich von dem „starken Manne" wieder ins Bockshorn jagen lassen würden. Sie verhaftete einige Häupter der Bewegung, wohlgemerkt z. T. Beamte vom Range eines Stationsaufsehers u. ä., — und der Streik brach los. Alle Räder standen still.

* * *

Auch der Verlauf des Streiks zeigt, daß die ganze Bewegung von keiner starken, zielbewußten Organisation getragen war. Eine plötzliche Flutwelle; alles drängt zur Hauptstadt — sinnlos! Als ob man dort etwas nützen könnte, als ob man dort nicht gerade die wirtschaftliche Zwangslage für sich und das in seinem Handel und Wandel gestörte Publikum, dessen Sympathien man bedarf, verschärfte. Anscheinend glaubte man durch dieses Zusammenscharen sich und den andern Mut machen zu müssen. Es fehlte eben das langjährige gefestigte Vertrauen und Kraftbewußtsein, weil die Organisation fehlte. Es fehlte daher auch die Disziplin, die jeden bestimmt hätte, an seiner Station ruhig Posten zu halten und für die Ausbreitung des Streiks zu wirken. Darum eine plötzliche Flaue nach dem ersten Wogengang: Hunderte von Streikbrecherangeboten aus den Provinzen! In der Hauptstadt aber maßloser Überschwang. Die Masse droht, die zu Kompromissen mit der Regierung bereiten Vertrauensobmänner einfach wegzufegen. Über die Disziplin triumphiert der Rausch des ersten jähen Erfolges. Und dieses Rausches bedurfte es erst gegenüber dem Mangel an Organisation, um nun auch suggestiv die große Masse der Halben, die eben noch ungewiß, als Arbeitswillige sich aufspielen wollten, in die Kampfbewegung hineinzuziehen, die jetzt beim zweiten Ausholen uferlos über das ganze ungarische Wirtschaftsgebiet dahinschwemmte. Und schließlich wieder ein haltloses Zerstieben des Stromes. Der Desorganisation, die diese Entwicklungsgeschichte des Streiks widerspiegelt, ist auch der Vandalismus, der sich gegen das fahrende Gut und die Bahnbauten richtete, aufs Konto zu setzen. Besonnene Verbandsführer hätten die Streikenden vor derlei Tollheiten, durch die sie den Kampf nur diskreditieren, zurückgehalten.

* * *

Hat der ungarische Eisenbahnstreik eine ausschlaggebende Bedeutung für die sozialpolitische Lösung deutscher Eisenbahnerfragen? Direkt nicht. Denn Gott sei Dank sind die deutschen und ungarischen Eisenbahnbetriebs- und Arbeitsverhältnisse himmelweit verschieden. Zudem steckt im deutschen Eisenbahner nichts von dem „politischen Temperament", von dieser leidenschaftlichen Eindrucksfähigkeit gegenüber öffentlichen Ereignissen, vielmehr ein durch die seit Menschenalter überlieferte Schul- und Militärdressur gefestigtes stumpfes Subordinations- und Pflichtgefühl, das nur sehr allmählich, aber dann auch restlos für immer durch rechtliche und soziale Mißhandlung zermürbt werden kann. Was also in Ungarn bei den Eisenbahnern geschieht, ist von den Deutschen nicht leichtlich zu erwarten, mochten auch heut die Sympathien vieler königs-

Digitized by Google

treuer Bahnbeamten im Reich, die den Gedanken eines Streiks für hiesige Verhältnisse auch gar nicht einmal zu träumen wagen, das Vorgehen der ungarischen Kollegen begleiten.

Der ungarische Eisenbahnerstreik lehrt uns nur dieses: einmal die ganz überragende Bedeutung der treuen, dienstfreudigen Arbeit der Eisenbahner für das gesamte Wirtschaftsleben einer Nation, eine Tatsache, die nicht bloß mit moralischer, sondern mit politischer Notwendigkeit eine besonders günstige Gestaltung des Arbeitsvertrages in bezug auf Entlohnung, Diensteinteilung, Pensionsfürsorge und Interessenvertretung für diese Männer erheischt. Ferner lehren jene Vorgänge in Österreich, daß sozialpolitischer Unverstand in der Behandlung von Staatsdienern mit derart wichtigen und schweren Arbeitsfunktionen verhängnisvoller wirkt und eine Zerrüttung anrichtet, wie sie keine gewerkschaftliche Organisation im Gefolge haben kann. In Holland, wo angeblich die Eisenbahnerkoalition den Streik veranlaßt haben soll, hatten wir es in Wirklichkeit mit einer großen politischen, hie und da auch mit Anarchismus durchsetzten Bewegung zu tun, die erst dann, als die Eisenbahner zum Streikbruch gegenüber den Interessen der ausständigen Docker gezwungen wurden, auch auf ihre, überdies schlecht organisierten Kreise übersprang. In Österreich hält die leidliche Organisation die Eisenbahner trotz ihrer Unzufriedenheit in Zucht, während in Ungarn nicht Eid, nicht Amtspflicht plötzlich sich Zusammenscharende trennte und Staatsdiener von der Arbeitsrevolution zurückhielten. Wir sehen aus den ungarischen Vorgängen wieder, daß Streik und Koalition in der Arbeitswelt der Eisenbahner durchaus nicht in naturnotwendigem Zusammenhange stehen, daß vielmehr Grund zu der Vermutung vorliegt, beim Bestehen einer erziehlichen, mannhaften und offen anerkannten Organisation, mit der die Verwaltung als mit einem gleichberechtigten Faktor hätte verhandeln lernen und von vornherein als mit dem wichtigsten Betriebskoeffizienten, nämlich dem Persönlichkeitskoeffizienten, hätte rechnen müssen, wahrscheinlich Vernunft und Selbstvertrauen bei den Bahnern die Oberhand behalten und die Sache nicht auf die Ordalentscheidung eines auf alle Fälle zweischneidigen Streiks hinausgetrieben hätten. Man muß große Berufsschichten, in denen mit der wachsenden Masse, mit der steigenden Wichtigkeit ihrer wirtschaftlichen Arbeit auch naturgemäß die soziale Spannung wächst, nicht mit allerlei Fesseln und sozialpolitischen Pflästerchen, die tiefe Risse überpappen, vor einer Explosion bewahren wollen, sondern im Gegenteil möglichst zahlreiche und weite Ventile schaffen, durch die die Spannung sich zischend, aber gefahrlos Luft macht.

Wir haben in Preußen trotz allen amtlichen Eiferns gegen das Koalitionsrecht der Eisenbahner große Eisenbahnerkoalitionen, die in Kassel zentralisierten sogenannten Budde-Vereine, die sich natürlich von den modernen Arbeiterkoalitionen wie die Nacht vom Tage unterscheiden, da man in ihnen über alles, nur nicht über Dienstverhältnisse und „günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen“ reden, nicht gemeinschaftlich wie im Reichsland petitionieren darf, „Humanitätsgesellschaften“, wie sie die paar in Ungarn vor dem Streik bestehenden Organisationen darstellten, und Kinderbewahranstalten. Der gegenwärtige Herr Minister sieht, dank seiner militärischen Tradition, in diesen Treibhäusern der Gesinnungstüchtigkeit das beste Mittel, seine entweder unmündigen oder unzuverlässigen Staatsdiener unter der notwendigen Vormundschaft zu halten und gegen Entgleisungen, wie in Ungarn, zu sichern. Wir

Digitized by Google

befürchten, daß man mit wohlwollender patriarchalischer Bevormundung, diesem Erbstück aus der Zeit des aufgeklärten Despotismus, mit generösen Dreimillionen-Gratifikationen in unseren Tagen die soziale Frage, die nun auch mal in der Welt des Eisenbahnbetriebes spukt, nicht wird lösen können; wir glauben, daß der Schrei nach „Recht" und Freiheit der Interessenvertretung, der heut alle anderen Regungen übertönt, auch unter den Eisenbahnern immer mehr Widerhall finden und die unter ihnen wie überall vorhandenen sozialen Spannungen auslösen wird. Es erscheint uns daher eine Aufgabe weitsichtiger Sozialpolitik, hierfür beizeiten die rechten Mundstücke und Ventile zu suchen und aufzusetzen; sie mögen in der Form angesichts der Besonderheit des Eisenbahnbetriebes von den üblichen gewerkschaftlichen abweichen, aber an Wirksamkeit werden sie, wie etwa in England, ihnen nicht nachstehen dürfen. Denn sonst könnten aus jenen zurzeit harmlosen, sich mehr mit Jenseits- als Diesseitsfragen befassenden „Buddistischen Gemeinden", ihren Gründern und den eingestreuten höheren Beamten zum Trotz, unter dem Einfluß eines modern denkenden Nachwuchses sich zum guten Teile jene Cadres trutziger Koalition entwickeln, denen die heutige Organisation gerade entgegenarbeiten will. Es stimmt zum Nachdenken, wenn eine durchaus loyale österreichische Eisenbahnbeamten-Zeitschrift die Kunde von der „alle Eisenbahnorgane umfassenden Vereinigung der Bediensteten der kgl. preußischen Staatsbahnen", dies „leuchtende Beispiel", mit folgenden Empfindungen begrüßte:

„Unter der Ägide der obersten Eisenbahnbehörde stehend, mag sie vielleicht bei manchem ein Lächeln der Geringschätzung über ihren Wert hervorrufen, denn ein sogenannter offizieller Verein, wird man sagen, an dessen Spitze die leitenden Persönlichkeiten des Eisenbahndienstes stehen, kann niemals den Zweck erfüllen, der jedermann als Hauptaufgabe einer solchen Vereinigung vor Augen steht. Und doch ist nichts unrichtiger als eine solche Ansicht. Die Grundbedingung, um die Forderung eines Standes zum Durchbruche zu bringen, ist und bleibt eine stramme, einige Organisation. Besteht einmal eine Unzufriedenheit der Allgemeinheit oder der Majorität mit irgend einem Zustande oder einer Einrichtung, so wird sie sich auch in einer solchen Organisation kundgeben, ohne Rücksicht darauf, wer an der Spitze steht, und eine derartige, von dem Votum der großen Mehrheit getragene Forderung wird sich auch durchsetzen, trotzdem die Vereinigung eine offizielle Marke trägt. Ist das Instrument nur da und kommt der Richtige, der aus dem gegebenen Momente die Inspiration schöpft und kräftig in die Saiten greift, dann wird es tönen und erbrausen, trotzdem es vielleicht ein — Hoflieferant gefertigt." (Im Original gesperrt.) ...

Bereits vor zwei Jahren, als diese Kasseler Eisenbahnvereine noch nicht in diesem Maße der obrigkeitlichen Sanktion teilhaftig waren wie heut und auch des großartigen Zusammenschlusses entbehrten, habe ich in einer Studie zur sozialen Lage der preußischen Eisenbahner ähnliche Bedenken geäußert: man kann diese Hunderttausende von Staatsbürgern, diese Träger des gewaltigsten, modernsten Unternehmens, die Tag für Tag sinnfällig, wie kaum ein anderer Stand, am Reichtum ihres Volkes weben und in innigster Berührung mit dem fiebernden Treiben der Zeit stehen, durch noch so sorgsames Hüten und Hegen nicht gegen den Geist dieser Zeit abschließen und in rechtlicher Unmündigkeit halten. Und auch das sollte man bedenken: nur Männer mit selbständiger Gesinnung, mit selbst erarbeiteten Überzeugungen, die die Frei-

Digitized by Google

heit gebrauchen gelernt haben, verbürgen die rechte Zuverlässigkeit auch in stürmischen Tagen, wo die Versuchung an die Leidenschaften appelliert. Zu solcher „Selbstbeherrschung in Freiheit" zu erziehen erscheinen jene Kasseler Pensionate, die die Bahnarbeiterschaft außerhalb des Dienstes vor jedem scharfen Luftzug bewahren wollen, wenig geeignet, dazu bedarf es einer freiheitlich geordneten Interessenvertretung, die ehrliche, männliche Aussprache der Arbeiter untereinander über alles, was ihr Herz drückt, gewährleistet, und durch das Mundstück unabhängig gewählter Vertrauensausschüsse mit der vorgesetzten Behörde und dem obersten Arbeitgeber, Parlament und Krone, auf dem Fuße der Gleichberechtigung über die Lebensfragen der Arbeiterschaft zu verhandeln vermag, ein Verhältnis, wie wir es heut bereits in einer Reihe von Industrien bei den durch Organisation erzogenen Arbeitern und Arbeitgebern in erfolgreicher Übung sehen, und dessen allmähliche Entwickelung bei allen übrigen Arbeitergruppen jeder ernst zu nehmende Sozialpolitiker erwarten, ja anstreben muß.

Darüber herrscht ziemlich eine Meinung: Wenn die auf dem Frankfurter Kongreß (Oktober 1903) angeregte vaterländische Arbeiterbewegung nicht jener Aufgabe gerecht wird, ihren Organisationen Freiheit und das volle und wirksame Recht unabhängiger Interessenvertretung zu verschaffen, dann fällt vielleicht ein Teil der Vereine in seine alte Bedeutungslosigkeit zurück; der andere, größere aber wird ein reifes Rekrutenmaterial für die Sozialdemokratie darstellen. Auf diesem Kongreß waren auch 75000 organisierte Eisenbahner aus Preußen, Württemberg und Bayern vertreten und bis auf den Trierer Delegierten stimmten sie dem sonst einmütig angenommenen Kongreßbeschlusse zu, der „unumschränktes Organisationsrecht für die Arbeiter und Angestellten des Staates, ungehindertes Petitions-, Beschwerde- und Versammlungsrecht, freien und friedlichen Ausdruck der Wünsche des Personals den Verwaltungen gegenüber durch die Organisation und durch selbstgewählte Vertrauensmänner" fordert.

Unter den Frankfurter Organisationen gibt es keine zweite Arbeitergruppe, die auf der einen Seite so viel volkswirtschaftliche Bedeutung, so viel Masse, und auf der anderen Seite zugleich so viel Ärmlichkeit und Rechtsbedürftigkeit repräsentierte wie die Eisenbahnerschaft. Hier also wäre das rechte Feld, die „Arbeiterfreundlichkeit", die Sympathie für das Aufstreben einer vaterländischen Arbeiterschaft einmal in großem Stile durch die Tat zu bezeugen, zumal auf diesem Felde der Wille der Regierung rein schalten darf, unbeengt durch die privaten Rücksichten auf Konkurrenz und Profit. Bewilligt den Eisenbahnern und allen Privatbahnangestellten die Frankfurter Rechtsforderungen, gebt ihnen die Vergünstigungen der Gewerbeordnung, deren Zwange sich allmählich alle Trambahnunternehmungen, dem Geist des Gesetzes zuwider, zu entziehen verstehen. Das Gespenst des Streiks, das angeblich mit der Gewährung freier Organisation erst heraufbeschworen werden soll, kann heut nicht mehr schrecken. Der Streik ist ein Elementarereignis, das hereinbricht als ein Akt der Verzweiflung oder der Notwehr, in allen Berufssphären, bei Arbeitern und Ärzten, bei Tagschreibern und Geistlichen, bei Beamten und Rechtsanwälten, — ob Eid sie bindet oder nicht; in mehr oder weniger harmlosen Formen haben in jüngster Zeit die verschiedensten Berufskreise zum Streik gegriffen: mit dem Wesen und Wirken einer Organisation aber ist er absolut nicht identisch; vielmehr zeigt gerade die Geschichte des

Digitized by Google

Gewerkvereinswesens, daß die Organisation ein Dammwerk ist, das die Fluten zu einem gewiß mächtigen und schwer zu hemmenden Strome zusammenfaßt, aber den verheerenden Wasserdurchbrüchen und Überschwemmungen entgegenwirkt. Mit der Organisationsfreiheit der Eisenbahner, zumal bei dem gesunddenkenden, pflichttreuen Menschenmaterial, dessen sich die deutschen Betriebe erfreuen, steigert man die Streikgefahr keineswegs, sondern fördert die Zufriedenheit unter ihnen mehr als durch unberechenbare Wohltätigkeitsakte, die den peinlichen Beigeschmack von Belohnungen für brave Kinder haben. Nicht Wohlwollen, sondern Recht und Freiheit ist es, was die moderne Arbeiterschaft verlangt.

Dr. Waldemar Zimmermann.

Worpswede.

Der Name Worpswede ist heute denen, die der gegenwärtigen bildenden Kunst in Deutschland ein Interesse entgegenbringen, vertraut. Seitdem im Jahre 1895 in München zum erstenmal eine kleine Gruppe von Künstlern, die sich nach dem bis dahin unbekannten Ort ihres gemeinsamen Wirkens die Worpsweder nannten, in geschlossener Reihe auftrat, ist der Ruf jenes entlegenen Dorfes mit dem seltsam klingenden Namen und der Ruf jener Künstler, die sich in ihm ein stilles Heim geschaffen haben, begründet.

Worpswede ist bis jetzt, gottlob! noch immer ein Winkel abseits von der Straße. Die Eisenbahn dampft noch nicht daran vorbei, nur auf der Postkutsche ist es zu erreichen. Nordöstlich von Bremen erhebt sich, zwei Meilen etwa von der Stadt entfernt, aus einem moorigen stillen Land eine langgestreckte Anhöhe, die einzige, soweit das Auge reicht: der Weyerberg. Auf der einen Seite ist er fast kahl, nur mit wucherndem Heidekraut, durch das die Bienen summen, und einzelnen niedrigen Kiefern bestanden. Auf der anderen Seite dehnt sich ein junger Wald verschiedener Hölzer entlang. Zu dessen Füßen erstreckt sich das kleine Dorf Worpswede.

Die Entdeckung des Dorfes für die Malerei geht auf das Jahr 1884 zurück. In diesem Jahre kam Fritz Mackensen das erstemal nach Worpswede. Er kam von der Düsseldorfer Akademie, auf Veranlassung einer Dame, die diese Gegend gesehen hatte. Der junge Mackensen wußte, da ihm die Worpsweder Landschaft zu Gesichte kam, nicht, was er vor freudigem Erstaunen sagen sollte. Es wurde ihm bald zur Erkenntnis, daß er die Wurzeln seiner Kunst in diesem Lande einzugraben habe. Voll Entzücken kehrte er nach Düsseldorf zurück. Er erzählte seinem Freunde Modersohn von dem, was er gesehen hatte. Es dauerte gar nicht lange, da lenkte auch dieser seine Schritte nach dem bremischen Dorf, um sich die so begeistert gepriesenen Wunder anzuschauen. Er fand bestätigt, was ihm der Freund erzählt hatte, und machte Studien über Studien, um die Fülle der Eindrücke zu bannen. Noch ein dritter Maler, der damals in München weilte, Hans am Ende, wurde in die neu-

Digitized by Google

gefundenen Reize des Moordorfes eingeweiht, und die drei entschlossen sich nun bald, in dem malerischen Nest einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Sie mieteten sich in den primitiven Räumen eines Bauernhauses ein, blieben 1889 das erstemal auch im Winter da, malten im Freien, durchstreiften die Gegend nach allen Seiten, fingen Vögel, liefen Schlittschuh, gingen auf die Entenjagd, nahmen an dem dörfischen Schützenfest teil und führten so ein glückliches, einfaches Leben unter Bauern. Im Jahre 1892 kam noch Overbeck, im Jahre 1894 Vogeler zu ihnen hinaus, beide Bremer. Nicht allzuweit von Worpswede entfernt, auf dem väterlichen Gut zu Osterndorf bei Beverstedt, nahm Vinnen Wohnung. Im Anfang des Jahres 1895 stellten diese Künstler das erstemal gemeinsam aus und zwar in Bremen. Man beachtete sie wenig, höchstens daß man den Kopf schüttelte. Der Zufall wollte, daß Herr von Stieler, der damalige Präsident der Münchener Künstlergenossenschaft, ihre Bilder in Bremen sah. Er lud diese unbekannten jungen Männer schleunig ein, im Sommer in München auszustellen, und versprach ihnen einen eigenen Saal. Die Worpsweder kamen einer so verlockenden Einladung mit Freuden nach und gründeten zum Zweck eines geschlossenen Auftretens die „Künstlervereinigung Worpswede", die noch heute, freilich nur mehr dem Namen nach, besteht.

Die Worpsweder Gegend ist von großem malerischen Reiz. Lassen wir von der Höhe des Weyerberges unser Auge in die Ferne gehen, so nimmt es eine Reihe wundersam abgetönter Bilder in sich auf, die nicht nur einen Maler, sondern jeden empfindenden Menschen entzücken müssen. Die meisten, die den Ort nicht kennen, verbinden mit ihm die Vorstellung, daß er in einem finsteren, öden Moor gelegen sei, wo höchstens ein paar verkrüppelte Kiefern ihr Dasein fristen, sonst aber die trostloseste Öde herrscht. Die Vorstellung kann nicht falscher sein. Das Land ist allerdings moorig, und dort, wo das Moor bloßgelegt ist, um zur Gewinnnng von Torf verwendet zu werden, gedeiht freilich nichts; aber auch diese klaffenden Wunden ziehen in ihrer düsteren Melancholie den Maler naturgemäß an. Sonst aber — welch eine Fülle und welch ein Wechsel an Eindrücken! Der vorherrschende Baum ist die Birke. Die meisten Wege und Chausseen ringsum sind von ihr flankiert, und in Gruppen durchsetzt sie die ganze Gegend. Die heroische Eiche, die freundliche Buche, mannigfache Nadelhölzer, vereinzelt und im Verein, — es mangelt an nichts. Bunte Felder beleben das Gelände, helle Wiesen und braune Heideflächen, dann einsame Katen, auf deren strohgedeckte, bemooste Dächer schlanke Birken ihre zierlichen Zweige niederneigen.

Einen ganz eigentümlichen, ernsten Charakter verleihen der Gegend die schmalen Kanäle, die sich allenthalben dahinziehen und zur Beförderung des Torfes dienen. Das Wasser, das sie führen, ist schwarz wie Tinte; schwarz sind die langen Kähne, die sie befahren und auf denen die Torfmassen aufgetürmt werden. Hier und dort sind alte Windmühlen, nach Art der Holländer, durch das Land verstreut. Immenhöfe und Backöfen liegen versteckt unter Birken. Gluckfende Laute werden hörbar, wenn das bewegte Wasser der Hamme in die Uferlöcher schlägt. Man stößt auf schwarze, melancholische Moorlachen oder auf solche, in denen der Himmel unglaublich blau sich widerspiegelt. Die feuchte Atmosphäre erhöht die malerischen Reize in bedeutender Weise und bewirkt den verschleierten Duft der Ferne. Wie unnennbar reich an malerischer Schönheit die Bildungen des Himmels sind, haben die Worpsweder, voran Overbeck, häufig gezeigt. Über die Wipfel der Bäume schwingen sich Kibitze, Bekassinen, Holzreiher, Störche, Schnepfen, vereinzelte Möven. Nur

Digitized by Google

das eigentliche Moor ist ohne Getier, auch ohne Vögel. Im Herbst streichen hastige Scharen von wilden Gänsen und Enten mit hartem Geschrei durch das Land. Schön sind die Nächte, wenn der Mond über den Gärten von Worpswede heraufkommt und über dem Weyerberg die Sterne glänzen.

Die Stimmungen in diesem Lande sind reich und groß und oft erhaben. Idylle und Romantik finden sich dicht beieinander. Das Zarte und das Gewaltige, das Heitere und das Düstere sind nirgends enger gepaart. Blumige Wiesen, schwarze Kanäle, goldene Ährenfelder, Heide, Gärten, Flußläufe und ein spukhaftes Moor. Das ist Worpswede.

Man hat gegen die Künstler den Vorwurf erhoben, daß ihr gemeinsames, von der Welt abgeschlossenes Wirken in der gleichen Natur notwendigerweise auf Kosten ihrer besonderen künstlerischen Individualität geschehen müsse, so etwa, daß sie beim fortgesetzten Anschauen derselben Landschaft schließlich alle über denselben Leisten malen müßten. Es ist fast unnötig, gegen einen derartigen Vorwurf etwas beizubringen, denn wenn das Wort: „So zwei das Gleiche tun, ist es nicht das Gleiche" je Geltung gewinnt, so ist es bei künstlerischer Betätigung der Fall. Zwei Maler, die zu gleicher Zeit das gleiche landschaftliche Motiv mit dem Pinsel fixieren, werden doch, das ist klar, je nach ihren verschiedenen Gefühls- und malerischen Anlagen zwei ganz verschiedene Bilder hervorbringen. Gerade daß sich die Worpsweder im Laufe der gemeinsam verlebten Arbeitsjahre ihre zum Teil sehr voneinander abweichenden, ja geradezu gegensätzlichen Individualitäten rein bewahrt haben, spricht für ihr ursprüngliches künstlerisches Vermögen. — Mit Ausnahme von Modersohn und Vinnen sind die Worpsweder auch mit der Radiernadel tätig. Bei Vogeler und Overbeck gewinnt diese Beschäftigung eine besondere Bedeutung. Mackensen und Hans am Ende haben sich auch in Skulpturen erprobt. Vogeler zeichnet viel mit der Feder, und kein Gebiet der angewandten Künste ist ihm fremd.

Wir wollen uns nun in Kürze über die Einzeleigentümlichkeiten dieser Männer klar zu werden versuchen und zu dem Zweck ihre Schaffensweisen der Reihe nach betrachten.

Fritz Mackensen (geboren 1866 zu Greene in Braunschweig) gebührt der Vortritt nicht nur deshalb, weil wir ihm im Grunde das Entstehen einer Worpsweder Kunst zu verdanken haben, sondern auch, weil er die genialsten malerischen Anlagen unter den Sechsen hat. Er ist der bedeutendste Figurenmaler in Worpswede. Er ist von herber, zuweilen unbarmherziger Kraft, streng und rein in der Form, tief ohne Komplikation und von einem mäßigen, ein wenig klassischen Pathos, das mit einer gewissen Schwere behaftet ist. Sein Empfinden ist markig, auch da, wo andere die Wehmut ergreift. Er steht außerhalb der Ereignisse und betrachtet sie deshalb mit kühlerem Blick. Er wägt viel mit dem Verstande und steckt sich danach sein Ziel. Grazie ist ihm nicht eigen. Er geht einen derben Männerschritt, in Wasserstiefeln. Fest, ausgeglichen ist sein Empfinden, er kennt weder Melancholie noch Sentimentalität, weder die jubelnde Träne der Lust, noch die erlösende Träne des Schmerzes. Die Leidenschaft ist ihm stumm, freilich nicht weniger groß deshalb. Er weiß Typen zu charakterisieren wie kein zweiter in Worpswede.

Zu Mackensens meisterlichen Bildern gehört die „Trauernde Familie am Sarge des jüngsten Kindes". Es ist ein Interieur, von dessen toten Einzelheiten aber nichts erkennbar wird. Man sieht nur Menschen, vor einer nackten Wand. Die hinterbliebenen Eltern und drei Geschwister der kleinen Toten,

Digitized by Google

vorzüglich in den Raum und in Beziehung zueinander gebracht, stehen stumm vor dem geöffneten Sarg, in dem die zierliche, brillant gemalte Leiche liegt. Hier reizte es den Künstler, die verschiedene Art des seelischen Schmerzes in den verschiedenem Alter und Geschlecht angehörenden Trauernden zum Ausdruck zu bringen. Am tiefsten ist der Schmerz vielleicht in die gefurchte Stirn des Vaters eingegraben. Von der Mutter, bei der sich das Weh besonders um die sorgenvollen Augen lagert, glaubt man zu wissen, daß dieses Kind nicht das erste ist, das sie der dunkeln Erde übergibt. Am meisten liebe ich auf diesem Bilde den Knaben. Er steht im Hintergrund, und fast nur sein Kopf wird sichtbar. Das kleine Mädchen mit den verweinten Augen, das jüngste Kind von den dreien, ist wohl am tiefsten zerknirscht unter dem ungewohnten Eindruck des Todes; aber es wird auch am ehesten wieder lachen können. Das größere Mädchen steht dem Ereignis ratlos gegenüber und weiß den Schmerz noch nicht ganz zu begreifen. Aber der Knabe hat schon ein dunkles Gefühl von dem Unaussprechlichen in den Schauern des Todes, und er ist es, der die längste Zeit gebrauchen wird, um sich im Alltag wieder zurecht zu finden. Wie wundersam sind diese stillen, trauernden Augen, einem geneigten Haupt gehörend, das sich zwar ein wenig, aber doch nicht ganz zu heben wagt. Wie schön ist dieser kaum gewagte Blick!

Mackensen strebt nach Wahrheit, nicht nach poetischer Verklärung in seinen Landschaften wie in seinen Figuren. Durch ein ganz objektives, nüchternes Betrachten und Beobachten gelangt er zu einer sicheren Erkenntnis des Malerischen. Das Verschwommene ist seine Sache nicht. Er zeigt uns jedes Ding wie es ist, nicht wie es dem Träumer erscheint. Seine Bilder sind Wirklichkeitsbilder in dem geläuterten Sinne des Wortes.

Sein Gegensatz ist Otto Modersohn (geb. 1865 zu Soest in Westfalen), ein Empfindungsmensch durch und durch. Ihm gestaltet sich jede Stimmung zum Erlebnis, und jeder Eindruck in der Landschaft wird ihm mit fast schmerzlicher Verschärfung offenbar. Er ist lediglich Landschafter, denn was er an Figürlichem in seine Bilder hineinsetzt, will selten mehr bedeuten als ein Akzentuieren, ein erhöhtes Beseelen der landschaftlichen Töne. Modersohn könnte ohne ein dauerndes Leben in der Natur, mit deren Erscheinungen er ganz verwachsen ist, nicht existieren. Die Natur, der dieser Träumer mit einem beinahe wissenschaftlichen Interesse nachgeht, ist ihm die Mutter, die ihm alles gibt.

Modersohn ist ein weicher Mensch, sanft, fast nach der Art stiller Gelehrten nach außen hin, aber innen voll Leidenschaft. Das Düstere, Schwüle lockt ihn am meisten. In seinen Ölstudien wird er von keinem in Worpswede erreicht. Der Dämmerung hat er die tiefsten Stimmungen abgelauscht. Das Verschwimmende, Nichtgreifbare, spezifisch Poetische in der Landschaft überwältigt ihn, und bei ihm gibt es viel zu ahnen, im Gegensatz zu Mackensen. Er sieht gemeinhin nur das Große, Ganze und die breiten Farben in der Landschaft, das Detail interessiert ihn nicht. Ein breites Goldgelb ist in seinen Bildern. In letzter Zeit scheint er einen rotbraunen Grundklang zu lieben. Dann verfügt er über ein überraschend anmutiges Grün.

Er liebt das Moor, wenn es von den Stürmen des Herbstes durchbraust wird, so daß die goldig belaubten Birken mit ihrem zerzausten Gezweig sich niederbeugen gleich gespenstischen Wesen. Düstere Unwetter, jagende Wolken, Regengüsse, vom Wind gepeitschte Wasser, zerwehte, verwachsene Birken im Moor hat er immer mit Vorliebe gemalt. Dann hat er Hexenstimmungen

Digitized by Google

festgehalten, die von einem unheimlich-märchenhaften Zauber sind. Eine krumme Hütte etwa mit riesigem Strohdach liegt in einem einsamen Wald, und eine buckelige Hexe am Krückstock humpelt davor herum, zwischen giftigen Pilzen und Blumen, oder sie sitzt auf einem morschen Stuhl und hält im Schoß ein schnurriges Erdmännlein, mit dem sie spielt. Oder er malt einen Nebelstrich bei Nacht, der sich um einen mondbeschienenen Busch von Birken herumzieht, und aus dem Nebel lösen sich leichtfüßige, duftige Gestalten los, die man mehr ahnt als schaut, weiße Elflein, einen biegsamen Reigen tanzend. Solche Spukstimmungen verkörpert Modersohn in letzter Zeit besonders gern. Er sucht das unheimlich Beseelte in der Worpsweder Landschaft im Bilde zum Ausdruck zu bringen. Es ist klar, daß er sich hierzu als die passendsten Zeiten den Herbst und in engerem Sinne Dämmerung und Dunkelheit wählt.

Hans am Ende wurde 1864 in Trier geboren. Sein Sinn ist geklärt und still, und technisches Experimentieren liegt ihm fern. Er schreitet einen geraden Weg, mit hellem Aug, an innerem Leben reich, doch nicht im Sinne Modersohns; das Schwüle, Brodelnde findet sich in seinem Wesen nicht. Etwas Geklärtes liegt über dem meisten, was er schafft. Ein träumerischer, oft idyllischer Zug geht durch seine Bilder. Er malt mit Vorliebe einfache Baumreihen (Birken), die sich in einer ein wenig gewundenen Linie in den Hintergrund ziehen; dieses perspektivisch reizvolle Thema hat er immer wieder aufgegriffen und unermüdlich variiert, bei Sonne, bei Sturm, unter Gewitterwolken, in den Farben des Frühlings und in den Farben des Herbstes; am reifsten scheint es auf einem Herbstbild in Tempera zum Ausdruck gebracht, das durch die leuchtende Schönheit und den Zusammenklang seiner Farben erfreut; auch eine Radierung zeigt es.

Seine Radierungen sind meist Landschaften. Früher liebte er es hier, das Auge über eine weite Fläche zu führen und den Duft der Ferne einzufangen, während im Vordergrund etwa eine dicke Windmühle aufragte. Weit hinten sah man dünne, durchsichtige Reihen von Bäumen auf der Heide, oder ruhig treibende Kähne reckten ihre Segel in die helle Luft. In letzter Zeit beschränkt er sich auf die Schilderung räumlich intimerer Vorwürfe. Er rückt gern, ähnlich wie in manchen seiner späteren Bilder, eine Anzahl Baumstämme in den Vordergrund, zwischen denen man dann auf irgend einen landschaftlich reizvollen Winkel hindurchblickt. Eins der schönsten seiner Blätter dünkt uns ein „Bauerngehöft". Das ist ein kleines Werk von großem Liebreiz. Vorn erheben sich die dünnen, schlanken Stämme von acht jungen Birken, hell von der Sonne angeschienen, und werfen nach hinten lange, zierliche Schatten. Sie wachsen aus einem blumigen Rasen heraus, der auf das subtilste, doch ohne Aufdringlichkeit, mit der Nadel durchgebildet ist. Nur wenige belaubte Zweiglein, lenzduftig, sind oben an den Stämmen zu bemerken. Durch die sonnige Luft zwischen den Stämmen hindurch blickt man auf ein schlichtes, strohgedecktes Bauernhaus, vor dem ein paar Ziegen grasen; auch die Gestalt einer Frau hebt sich vor dem hellen Hause ab; seitwärts ist der Rand eines Gehölzes, dessen Stämmchen sich in einer Moorlache widerspiegeln. Aus diesem Blatt weht uns ein Stück holden, schimmernden Frühlings an wie aus mancher guten japanischen Zeichnung.

Im Gegensatz zu Hans am Ende ist Fritz Overbeck, geb. 1867 in Bremen, eine ziemlich komplizierte Natur. Das Stärkste, das er bisher gegeben hat, sind seine Radierungen. Sie sind die gewaltigsten und leidenschaftlichsten,

Digitized by Google

die in Worpswede gemacht sind. Das Wilde, Mächtigbewegte der Naturspiele, den pfeifenden Sturm im Moor und drohend sich auftürmende Gewitterwolken hat keiner mit solchem Temperament wie er auf die Platte zu bringen verstanden. Bei ihm ist Kraft, Aufruhr und Bewegung. Die feuchte Niederung, das Moor, mit krüppeligen, gespenstisch verwachsenen Birken, hingeduckten Hütten, schmalen Wasserläufen und trüben Tümpeln ist seine Landschaft. Die Birken sind bei ihm oft wie wüste, gespenstische Wesen. Das moorige Getrief und Gestrüpp hat etwas Unheimliches. Der Himmel ist meist in Erregung, die Wolken ballen sich zu Knäueln zusammen oder stieben in Fetzen hintereinander her. Die Zeit ist so gut wie immer der beginnende Abend, wo die Dinge anfangen als Silhouetten mit großen Konturen zu erscheinen. Düsterkeit ist der Grundzug dieser Radierungen. Am Horizont ist gern als Kontrast zu den düsteren Tönen ein letztes helles Aufleuchten des vergehenden Tages.

Auch seine Bilder, lediglich Landschaften, zeichnen sich durch eine großstilige Auffassung aus. Die Probleme der Atmosphäre beschäftigen ihn mehr als einen andern in Worpswede. Immer wieder hat er die mannigfachen Reize des Himmels zu bannen gesucht. Man kann auf seinen Bildern oft beobachten, daß die Landschaft nur das untere Drittel oder weniger der Leinwand ausmacht, während die oberen zwei Drittel vom Himmel beansprucht werden. Er läßt sanft gerötete Abendwölkchen mit goldenen Rändern wie eine friedliche Herde dahinziehen; er läßt breite, feuchte Regenwolken niedrig über der grauen Landschaft hangen; leichtes, flockiges Gewölk, wie Tupfen aus Watte, spielt durch die Luft, und kleine, weiße Schäfchenwolken schieben sich duftig ineinander.

Karl Vinnen (geb. 1863 in Bremen) ist der Koloriſt unter den Worpswedern. Die Reize der Farbe haben ihn von je am nachdrücklichsten beschäftigt, und er wird zum Experimentator, wenn es sich darum handelt, gewisse farbige Probleme zu lösen. Seine Naturauffassung ist im wesentlichen eine monumentale. Er strebt nach großen Eindrücken und großen Linien, ein idyllischer Zug läßt sich kaum bei ihm nachweisen. Etwas Machtvolles ist in seiner Malerei, und er tritt dadurch Overbeck nahe. Aber er ist doch sofort von diesem dadurch zu unterscheiden, daß er die Landschaft ungleich ruhiger, einfacher, fast möchte man sagen klassischer sieht. Das Brodelnde, verhalten Gärende, das man von Overbecks Radierungen her kennt, findet man kaum auf einem Vinnenschen Bilde. Mehr als ein anderer in Worpswede liebt er die braune oder lilafarbene Heide und besonders die einsamen Stämme auf ihr, die wie trotzige Recken gegen den Himmel stehen. Ein paar zerzauste Bäume, deren welke Blätter wirbelnd im Herbstwind treiben, und verlorene, ausgefahrene Wege, die sich durch das Moorland über die Heide ziehen: das sind Vorwürfe, die er vor allem liebt. Die Regenstimmung ist ihm aufs beste vertraut, ebenso jene Zeit mit der frischen, feuchten Atmosphäre, die einem Gewitterregen nachfolgt. Dann liebt er verlassene Gewässer, in deren tiefem Blau sich die Stämme einiger Birken, Fichten oder Eichen wiederspiegeln.

Vinnens intensives Naturgefühl zeugt von Schlichtheit und Größe zu gleicher Zeit. Wenn er Sonnenuntergänge malt, die ihn naturgemäß besonders locken, da hier seiner Freude an der leuchtenden Farbe die ergiebigsten Motive erstehen, erweist er sich auch hier in erster Linie als ein sorgsamer Beobachter der farbigen Reize, ohne daß ihn phantastische Launen überkämen. Der Schwerpunkt seiner Begabung wird wohl immer auf koloristischem Felde liegen.

Digitized by Google

Heinrich Vogeler (geb. 1874 zu Bremen) ist der Jüngste der Gruppe. Wenn man ein Schlagwort auf ihn anwenden wollte, so müßte man sagen, er sei der Worpsweder Poet. Er ist ein durchaus lyrischer Künstler, vom zartesten Gefühl, und sein großes Talent ist im allgemeinen mehr zeichnerisch als malerisch angelegt. Er hat uns Radierungen von höchst subtiler Art gegeben und läßt hier — ebenso wie auf seinen Bildern — mit Vorliebe junge, liebende Menschen durch den blühenden Frühling wandern, oder läßt junge Mädchen, die wie Prinzessinnen sind, unter silbernen Birken im Grase sitzen und auf den Sang der Vögel lauschen. Frühling und Liebe sind seine liebsten Vorwürfe, und er hat diese Themata unermüdlich variiert. Eins seiner hervorragendsten Bilder ist die Szene „Heimkehr". Zwei schlanke, junge Menschen, ein Ritter und ein Fräulein, stehen in einem maifrischen Garten Brust an Brust, ganz dem Gefühl ihrer Liebe hingegeben und ihres langersehnten Wiedersehens froh. Die beiden Menschen wirken hier wie eine einzige Seele, die Tiefe ihres keuschen Glückes wird dir ganz offenbar, und es ist dir, als schauest du in ein reines, begnadetes Land, wo keine Leidenschaften herrschen, sondern Hand in Hand Frieden und Liebe wandeln, und es erfaßt dich ein Verlangen in dieses wundersame Reich.

Stilistisch greift Vogeler gern auf jene Zeit zurück, in der man dicke, weiße Urnen auf die Dächer der Häuser stellte, in der man weiße Estraden mit beschnittenen Lorbeerbäumchen schmückte und Vatermörder und dicke Krawatten trug. Er selber mutet wie eine Gestalt aus jener Epoche an, die man die Biedermeierzeit nennt, und hat sich auch sein Häuschen in jenem Geschmack erbaut. Er hat sich mit Glück auf allen Gebieten der angewandten Kunst betätigt, hat eine große Reihe der reizvollsten Ex-libris radiert und sich mit besonderer Vorliebe der Ausschmückung von Büchern gewidmet. So ist er eine reiche, dichterisch empfindende Natur, der schon vieles auf vielen Gebieten gelungen ist.

* * *

Die sechs Künstler, deren Profile wir hier mit kurzen Worten umrissen haben, sind Werdende. Ihre Entwickelung ist noch in stetem Fluß, und bei einigen von ihnen ist immer wieder zu bemerken, mit welchem Nachdruck sie nach neuen, ihr Wesen am besten erklärenden Ausdrucksformen ringen. Was diese sehr verschieden gearteten Männer, die sich in dem entlegenen bremischen Flecken zu stiller Arbeit zusammengetan haben, so eng miteinander verbindet, ist ihre große und innige Liebe zur Natur, die sie vielleicht alle auf verschiedene Weise lieben. Die Worpsweder sind keine Neutöner im umfassenderen Sinn. Es sind ernste, mit großem Gefühl und reichem Können begabte Künstler, die den Reizen jener norddeutschen Landschaft, ihrer nun dauernden Heimat, mit gläubigem und heftig bewegtem Herzen nachgehen. In so engem Kreise sich ihre Kunst bewegt, von so großem Gehalt ist sie. Es ist aber niemals die Weite, sondern immer die Tiefe der Anschauung, die den Künstler zum Meister macht.

Dr. Hans Bethge.

Digitized by Google

Grotesken und Dämonien.

Ein finnischer, seit längerer Zeit schon in Deutschland lebender Schriftsteller, Adolf Paul, lud zu einer Vorstellung seiner heroischen Komödie „David und Goliath“ ein. Die öffentliche Aufführung war nicht möglich, da ein ministerieller Erlaß die parodistische Behandlung biblischer Stoffe auf dem Theater verbietet. Ein vorsorgliches Verbot, das aber in diesem Fall kaum nötig war, denn der moderne Eskamoteur bewies in seiner ironischen Metamorphose des Themas weit weniger Persönlichkeit und Gestaltungskraft, als sie aus der farbensatten Geschichte des Buches Samuelis spricht, und seine kleinliche David-Karikatur wird nicht den sieghaft anmutstarken Glanz des jugendlichen Streiters verdrängen, der aus den Statuen der Florentiner leuchtet. Von sekundärem Interesse ist dieses Stück nur, weil es den Blick auf gewisse skeptisch-satirische Neigungen lenkt, die jetzt durch die Literatur gehen.

Wißbegierig bohrendes psychologisches Interesse führt stets dahin, die überkommenen, glatt und sicher festgelegten Meinungen über Dinge und Menschen prüfend umzuwenden, alle Erscheinungen nicht nur, wie es der Durchschnitt und die Allgemeinheit liebt, von vorn, auf die Fassade, auf die Fläche anzusehen, sondern zu erkennen, daß sie, von verschiedenen Seiten betrachtet, verschiedene Gesichter zeigen. Kritisches Nachdenken lehnt sich gegen die provozierende, unfehlbare Sicherheit mancher Begriffsprägungen auf und betont gegen deren künstliche Konstruktion, die nur Extreme zu kennen scheint, das Natürlichere, Menschlichere der Übergänge, des Schwankenden zwischen den Polen.

Ein Motiv hat vor allem oft zur Analyse gereizt, das Heldentum. Das marmorn Stilisierte des Heroischen, das in manchen Überlieferungen steckt, und das die verwickelte menschliche Natur allzu einfach auf eine Formel brachte, forderte die abwägende Reflexion heraus. Neben der Heroenverehrung entstand die Heroenskepsis. Sie kann sich, was nicht weniger einfach ist, im gehässigen Verkleinern und Entblößen genug tun, nach dem Rezept: es gibt keinen Helden vor dem Kammerdiener; sie kann aber auch mit tieferem Ernst, weit überlegen dem Fanfarenstil, jene Unbedingtheit der Heldenpose in ihre Mischungen auflösen, den Erdenrest, die bewußten und unbewußten Triebe darin zeigen. Sie kann uns deuten, wie aus der Vereinigung gewisser Eigenschaften, ihrer Entbindung durch fruchtbare Situationen sich mit Notwendigkeit Handlungen ergeben, deren Resultate sich zur Heldengloriole eignen. Die Legende arbeitet mit der Gloriole und der Apotheose, den Dichter interessieren die menschlichen Zusammenhänge, die Hemmungen, die Gegenströmungen, das Unfreiwillige, Widerstrebende; nicht das Resultat, sondern der innere Prozeß mit dem Gegenspiel negativer und positiver Kräfte, das seine eigentliche Vollendung durch die Konstellation der Umstände, ja manchmal durch einen Zufall erfüllt.

Kleists „Prinz von Homburg“ ist das schönste Beispiel solcher Kunst, die nicht statuarisch kühle, ferne Marmorstandbilder errichtet, sondern an alle Erscheinungen des Lebens mit der zugleich einfachen und tiefen Auffassung herantritt: „denn er war ein Mensch . . .“

Doch ein Leuchten schwebt hier noch um die Gestalt. Je grüblerischer aber — und das Grüblerische landet unbewußt meist im Verneinen — ein Geist

Digitized by Google

ist, um so mehr wird es ihn plagen, im Ungewöhnlichen das Gewöhnliche zu entdecken, Täuschung und Selbsttäuschung zu entlarven. Und gerade die Verbindungsfäden, die sich zwischen Feigheit und Mut schlingen, beschäftigten die Psychologie. Sie kann sich nicht mit so reinlich und präzis abgezirkelten Grenzbegriffen begnügen, mit dem „Klipp und Klaren", das aus Bequemlichkeit erfunden und aus Übereinkunft beibehalten wird.

Statt der begrifflichen Reinkulturen, strebte Erkenntnis nach menschlicheren Maßen. Philosophen und Dichter begegneten sich auf solchen Zwischenwegen auf der Wahrheitssuche.

Schopenhauer ward sich klar: „Obwohl die natürliche Furcht in allen auf gleiche Weise wirksam ist, so ist man dadurch, daß man sie nicht sehen läßt tapfer, und dieses eben macht die Tapferkeit aus."

Der bohrende Hebbel versann sich tief in diese Probleme, er notierte sich eine Napoleon-Bemerkung: „In allen Schlachten gibt es einen Augenblick, in welchem auch der tapferste Soldat, nachdem er die größten Anstrengungen durchgemacht hat, von einem geheimen Schrecken überfallen wird. Dieser Schrecken entspringt aus dem Mangel an Vertrauen in den eigenen Mut; aber es bedarf nur einer Kleinigkeit, der kleinsten Anregung, um das Vertrauen wieder zu heben, die große Kunst des Feldherrn ist, dies zu wirken." Ähnliche Zugeständnisse der latenten Furcht hörte man auch von andern Schlachtgewohnten, von Wereschagin und Skobeljeff. Nur daß eben der Wille und der Zwang, die Furcht nicht zu verraten, größer als der Affekt war, oder wie Prosper Merimée einmal einen jungen Offizier von der ersten Schlacht sagen läßt: seine stärkste Furcht war, seine Furcht zu verraten, und das half.

Aus ähnlichen Reflexionen heraus plante Hebbel die Schilderung eines Charakters, der aus Feigheit tapfer ist, ein Wort, das, so paradox es klingt, durchaus innere Wahrheitsmöglichkeit hat. Und Stendhal, der selbst im Feuer gewesen und der sich besonders mit dem Dandysmus und Snobismus der Tapferkeit beschäftigte, z. B. mit den Kaltblütigkeitsallüren der Toilettensorgfalt zwischen den Gefahren, stellte sich vor, daß ein Mensch, der gar nicht mutig ist, sein Leben aufs Spiel setzen könnte, um nicht sein Prestige zu verlieren, und zwar nicht das Prestige vor den Leuten, sondern vor allem das durch Selbsttäuschung gesteigerte eigene Persönlichkeitsgefühl.

Am geistreichsten hat solch kompliziertes Durcheinander in unseren Tagen Bernhard Shaw in seinen Dramen gestaltet. Er hat sich dafür einen eigenen Stil gewonnen, der gar nichts Karikaturistisches hat, vielleicht nicht einmal etwas Satirisches; er wirkt vielmehr durch die vehemente geschliffene Technik, mit der ein äußerst beweglicher, scharfsichtiger Intellekt die Umstände zusammenrückt, die Beleuchtung einstellt, die Distanz berechnend innehält und dadurch die Illusion der Tatsächlichkeit erweckt, während er selbst natürlich als Mephisto das gelungene Panorama der geheimen Ironien in schöpferischer Bosheit aufgebaut: „Hab' ich doch meine Freude dran". . . .

Eine andere Spielart der Heroenskepsis ist die Travestie, die nicht aus der Leidenschaft kritischen Nachprüfens überkommener Schönschrift stammt, sondern aus dem Vergnügen des Witzes an dem Reflektieren des Ernsthaften und Feierlichen im komischen Hohlspiegel, aus dem Schalksnarrentum, das vor nichts Halt macht und natürlich sein dankbarstes Objekt in Ereignissen und Gestalten findet, die durch die Gewohnheit der Überlieferung Respekt und Bewunderung als etwas Selbstverständliches fordern.

Digitized by Google

Bildnis des Malers Mackensen.

Nach einer Photographie von Th. und O. Hofmeister, Hamburg in Fritz Loeschers „Bildnisphotographie“ (Berlin, Gustav Schmidt, 1903).

Digitized by Google

Digitized by Google

Von Lucian führt diese Spötterlinie zu Offenbach. Ein verwegner französischer Schwank, „Les travailles d'Hercule", der mit burleskem Einfall den Heros als einen verschmitzten Cabotin und Bramarbas kompromittiert, illustriert diese Gattung. Holbergs Ulysses von Ithaka springt ähnlich mit der homerischen Heldin um. Blumauer, Bürger und Wieland (den Goethe dafür zauste) spielen ebenfalls mit der Antike Puppentheater. Shakespeares „Troilus und Cressida", die uns gelegentlich der von Paul Lindau für den September versprochenen Aufführung näher beschäftigen wird, gleicht in ihren Masken äußerlich den Typen der Travestie, hat aber weit tiefere, infernalischere Hintergründe.

Ein stattliches Ahnenregister ist das für den kleinen, schwachen Thersites, der jetzt als jüngster sich mit der heroischen Komödie produzierte. Anspruchsvoll wie der Titel ist seine Haltung, doch sein Schattenspiel an der Wand verschwimmt ins Leere. Es fehlt Adolf Paul das, was bei solchem Jeu d'esprit die Hauptsache ist, die Sicherheit, den geeigneten Stil zu treffen und festzuhalten. Die Souveränität der Großen kann es sich gestatten, die Stile durcheinander zu wirbeln. Das ergibt das Schauspiel künstlerischer, verschwenderischer Freiheit. Dieser Kleine aber schwankt nur aus Ohnmacht hin und her. Er versucht sich bald offenbachisch in Groteske, bald wird er philosophisch-menschenverachtend, aber er trifft nie ins Wesen der Menschen und Dinge.

In seinem „David und Goliath" wollte er darstellen, wie sich Mythen bilden, und was im Grunde für Zufälligkeit und Menschlichkeit dahinter steckt.

Nahe lag die Karikierung des Riesen als großmäuligen Renommisten. Sie ist nicht einmal originell. In dem bunten und drallen Kinderlied:

War einst ein Riese Goliath,
Ein gar gefährlich Mann,
Hat einen Hut mit Tressen auf
Und einen Klunker dran,

ist die Figur sehr lustig, nußknackerhaft ausgeschnitzt und angestrichen. Adolf Paul stellt ihn ähnlich geschwollen hin, er gibt ihm — was an den französischen Hercule erinnert — eine Atrappenkeule in die Hand und läßt ihn ein ausgiebiges Schimpfrepertoire abbrüllen. Humorhafte Wirkung wird aber trotzdem nicht erreicht.

Schwieriger ist die Zeichnung des jungen David. Auf was Paul hinaus will, geht aus dem Schluß hervor. Der Hirtenknabe erschlägt den Riesen, ohne zu wissen, wen er vor sich hat, also — das ist die Pointe — uneingeschüchtert durch die Vorstellung des Unüberwindlichkeits-Nimbus, er selbst verwundert sich am meisten, als das staunende Volk in Triumphgeschrei ausbricht, aber er weiß schlau die Situation zu nützen und nimmt bewußt den Siegeslohn.

Auf was Paul hinaus will, ist klar, auf das Mißverhältnis zwischen den wirklichen Motiven und Begleitumständen einer Tat und dem Eindruck der Sensation, die sie bei der urteilslosen, nur am Resultat sich berauschenden Menge findet.

Das ist ein Einfall, aber der Dramatiker hätte die Aufgabe gehabt, außer der Mitteilung dieses nicht einmal originellen Einfalls, den Hauptakteur des Geschehens in den Mischungen seines Wesens vor und nach dem Ereignisse uns scharfsinnig zu entwickeln. Das aber gelang ganz und gar nicht. Der Verfasser scheint sich selbst nicht im klaren zu sein, wie er den David anzusehen hat. Er stellt ihn einmal als reinen Toren hin, der in ahnungsloser „Dumbheit", halb im kindischen Spiel ein Werk verrichtet, vor dem die Wissenden, vor allem

Digitized by Google

der von des Gedankens Bläſſe angekränkelte Saul zurückbeben, weil ihnen jene Unbefangenheit der Unerfahrenheit fehlt und Zweifel ihren Arm lähmt.

Viel ſchöner und reiner hat übrigens dies Motiv vom reinen Toren, vom naiven Heldenſtück Uhland in ſeiner Ballade „Roland Schildträger“ behandelt, der den Rieſen tötete:

Um Gott, Herr Vater, zürnt nur nicht,
Daß ich erſchlug den groben Wicht,
Derweil ihr eben ſchliefet.

Dann wieder gibt Paul ſeinem David renommiſtiſche Züge, er macht aus ihm — und das ſchillert wieder in die Offenbachſphäre — jene Spielart, die das ſchöne Wort „junger Frechdachs“ und das Attribut „üppig“ bezeichnet. Und er putzt das auch wohl, weil er aus innerem Mangel das äußerlich Grelle liebt, durch provozierend betonte dummdreiſte Naſeweisheit auf, ſo daß ſich das Bild des „reinen Toren“ in die Fratze eines frechen Bengels verſchiebt.

Dichteriſch wäre ſolche Miſchung nicht unmöglich. Shaw brachte in der „Candida“ in der Figur des jungen Eugen außerordentlich getroffen die Atmoſphäre der Flegeljahre, all das Unausgegorene, die Unſicherheit, die ſich in Unart äußert, er ließ aber hinter äußeren Zeichen das wahre Weſen des Jünglings durchleuchten, das dieſem ſelbſt noch nicht bewußt, und das auszudrücken ſein zerfahrener, dumpfer, ungeklärter Kopf nicht fähig iſt. Solch zuſammenfaſſendes, aus überlegenerer Erkenntnis kommendes Anſchaun eines Charakters mangelt Paul. Er ſetzt hilflos Züge nebeneinander, Situationen nebeneinander, ohne ſie innerlich auseinander wachſen zu laſſen. Ihm fehlt, was man das dramatiſche Organiſationstalent nennen könnte, der umfaſſende, die dramatiſche Welt feſt umſpannende Horizont. Er kann im beſten Fall Szenen machen, aber nicht in ſich gefügte Geſamtarchitektur errichten.

Schon in einem früheren, in dieſer Spielzeit vom „Kleinen Theater“ aufgeführten Stück, der „Doppelgänger-Komödie“, ward das deutlich. Er behandelt hier das Motiv der täuſchenden Ähnlichkeit zwiſchen dem König und dem Geiger, und führte die Komödie der Irrungen auf, die ſich daraus ergibt, daß der Geiger ſich an die Königsſtelle verſetzte und den Hof dupiert, bis er aus der Rolle fällt und ſich, vom unwiderſtehlichen Künſtlertrieb verführt, durch das Geigenſpiel verrät.

Hier war — wenngleich das Ganze eigentlich auch nur ein Sereniſſimus-Aufguß ſchien — mancher Einfall luſtig gefaßt, aber die gewollte Fürſtenſatire zerſplitterte, denn der Geiger erweiſt ſich zum Herrſcher noch ungeeigneter als der auf dem Throne geborene.

* * *

Die Bühnengeſchichte ſcheint immer wieder von dem alten Wunſche getrieben zu werden: Wie machen wir, daß alles neu . . .

Da iſt es intereſſant, gegen Neuſtreben unſerer Tage ſich Neuſtreben von vorgeſtern anzuſehen. Reinhard in ſeinen, an Stil-Mannigfaltigkeit ſo gewandten Theatern bereitet uns ſolche Schauſpiele. Mit Henry Becques „Raben“ und jetzt mit Strindbergs „Fräulein Julie“ führte er uns in die Anfänge der realiſtiſchen Bewegung zurück. Und es iſt ſeltſam, zu ſagen, daß dieſe Dramatik in der kurzen Zeit von fünfzehn Jahren ſchon „hiſtoriſch“ geworden iſt, daß ſie gerade in dem, was ſie techniſch Weſentliches und Neues zu bieten glaubte, überholt iſt, und daß das, was von ihr blieb, das Unbewußt-Dichteriſche war, was mit Richtung und Programm nichts zu tun hatte.

Digitized by Google

Realismus und Naturalismus wollten Wirklichkeit. Unsere heutigen Wirklichkeitsanforderungen sind aber viel differenziertere, viel anspruchsvollere, als die jener Anfänge. Uns genügen nicht die Gesten und die äußeren, dem Leben abgelauschten Zeichen, wir sehen die höhere Wirklichkeit darin, daß ein Charakter in dem komplizierten Getriebe seines Organismus sich uns entschleiert, und zwar indirekt, unbewußt, daß wir ihn gleichsam belauschen und seine Wesensmischungen dabei schärfer erkennen, als er selbst es vermag.

In „Fräulein Julie" aber, das Strindberg bewußt-programmatisch ein „naturalistisches Trauerspiel" nennt und das er damit zu einem Gattungsbeispiel stempelt, erscheint es uns heut sehr unwirklich, als Stilfehler gegen Konsequenz und Echtheit der Charakterführung, daß die Personen sich verblüffend einsichtig dem Publikum direkt erklären. Sie wissen ganz genau, was Strindberg mit ihnen vorhat und was er durch ihr Schicksal verkündigen will. Sie begnügen sich nicht damit, es zu erleben, sondern sie kommentieren es und ziehen kulturelle Schlüsse.

Erschwerend ist dabei, daß die mit schwüler, verwirrender Stimmung geladene Atmosphäre — es ist Johannisnacht, und die hysterische, mit Zwangstrieben belastete Komtesse verliert sich an einen berechneten Diener, der die Situation ausnutzt — wohl das Klima für zähes, betäubendes Geschehn, aber nicht für theoretisches Reflektieren ist, und daß die Personen, die willensschwache, zerrüttete Frau und der praktisch-kalt seinen Vorteil berechnende Plebejer, sich kaum zu analysierenden Psychologen ihres Selbst eignen. Aber Strindberg wollte nun einmal nicht ein Einzelschicksal geben, sondern er wollte Gesellschaftspsychologie treiben, und so zwang er gewaltsam das schlimm vereinte Paar, sich darüber klar zu werden, was ihr Fall eigentlich zur Darstellung bringt: daß der morsche Zweig einer degenerierten, verbrauchten alten Familie zugrunde geht, daß ein Welkes, Kraftloses sinkt, und daß das Neue, Kräftigere, nämlich dieser Volkssohn, der ehrgeizig und rücksichtslos nach Lebenssteigerung strebt, in dieser Begegnung mit der höheren Kaste seine Superiorität und die Schwäche und den täuschenden Nimbusfirnis des „Höheren" kennen lernt, — ein Selbstbewußtsein stärkendes Omen für seine Zukunftspläne.

Das kommt sehr gezwungen und mühsam heraus, diese Symbolisierung, die einen Skandalfall als Pendant zum Weltgeschichtsereignis der Ablösung alter Kulturvölker durch jugendfrische, unangekränkelte Barbaren deutet.

Bleibend aber an diesem Stück ist das hier bei Besprechung des Strindbergschen „Rausches" schon einmal charakterisierte Können, Fieberzustände, Taumeln zwischen Wachheit und Betäubtheit, das Umnebeltsein von Zwangsvorstellungen, das Somnambule sinnfällig zu bannen.

Das tat auch Darstellung und Regie.

Wie bei der Aufführung des „Rausches" (an der gleichen Stelle) ward auch hier wieder klar, daß Strindberg von allen Lebenden die unheimlichste Gewalt hat, jene Dämonen, die naiv-mittelalterliche Kunst in grotesken Tierkreuzungen beschwor, als geistige, innerliche, unheilvolle Mächte dem Gefühl anschaulich zu machen. Er ist der Meister der Besessenheiten.

Felix Poppenberg.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Warum betreiben wir die soziale Reform?

In dem leidenschaftlichen Kampfe zwischen den bürgerlichen Parteien und der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, — einem Kampfe, dessen Formen auf beiden Seiten bereits beginnen aller Sachlichkeit und vornehmen Sitte Hohn zu sprechen, — wird es den Lesern gewiß willkommen sein, die ruhige und klare Stimme eines Mannes zu hören, der schon durch seine soziale und frühere amtliche Stellung über den Verdacht einseitiger Parteinahme oder Voreingenommenheit erhaben ist. Am 18. September d. J. hielt der ehemalige königlich preußische Staatsminister Dr. Freiherr von Berlepsch vor einer (von der Ortsgruppe Hamburg der Gesellschaft für soziale Reform einberufenen) Versammlung einen Vortrag über die diesen Zeilen vorangestellte Frage. Der Vortrag ist inzwischen in der „Sozialen Praxis" (Herausgeber: Prof. Dr. E. Francke) und dann auch als Heft 11 der „Schriften der Gesellschaft für Sozialreform" (Jena, Gustav Fischer, Preis 30 Pfg.) erschienen. Die nachstehende etwas gekürzte Wiedergabe wird die Leser überzeugen, daß hier ein Mann zu ihnen redet, dessen soziale Unabhängigkeit, vornehme Gesinnung und reiche Sachkenntnis ihn zu einem berufenen Wortführer aller derer erheben, denen die christliche Wahrheit, die Gerechtigkeit und das Wohl des gesamten Vaterlandes und Volkes über dem Interesse der Partei oder Klasse stehen.

* * *

Man hört es häufig aussprechen: Dem Bauern, dem Handwerker, dem kleinen Kaufmann geht es ja weit schlechter heutzutage, als dem Arbeiter. Dieser Satz ist nur richtig, wenn man den kleinen Unternehmer ohne Kapital und ohne Kredit oder mit schwachem Kapital und schwachem Kredit vergleicht mit dem gutgelohnten, qualifizierten Arbeiter, dem die schlechte Konjunktur weder den Lohn erheblich herabsetzt noch seine Arbeit nimmt. Klasse gegen Klasse gehalten trifft der Satz nicht zu, denn zu weit überwiegendem Teile besteht die Lohnarbeiterschaft aus den Proletariern, die ihren Lebensunterhalt nur durch ihrer Hände Arbeit, ohne Beihilfe aus Kapitalbesitz in irgend einer Form, gewinnen können. Aus dem Stande des selbständigen kleinen Unternehmers kann einer noch tiefer fallen in den Stand des lohnarbeitenden Proletariers, unter diesem aber gibt es nichts mehr als die öffentliche Armenpflege oder Hunger, Krankheit und Tod.

Und dieser Klasse der Lohnarbeiter, der gewerblichen wie der landwirtschaftlichen, gehören jetzt 12 Millionen unserer Mitbürger an mit etwa ebensoviel Angehörigen, sie umfassen danach beinahe die Hälfte der Einwohner des Deutschen Reichs. Daraus erklärt es sich auch, daß die Gesetzgebung, wie die öffentliche Meinung sich vorwiegend mit der Lage der lohnarbeitenden Klasse beschäftigen, ebenso wie zahlreiche Vereinigungen aller Art, wissenschaftliche, ethische und politische, Probleme der sozialen Reform in dem eben erörterten Sinne zu lösen suchen, so auch die Gesellschaft für Soziale Reform....

Digitized by Google

Wenn man sich die Aufgabe stellt, die Lage der Lohnarbeiter zu bessern, so ist man sich klar darüber, daß diese Lage schlecht oder doch ungenügend ist. Das wird nicht allerseits anerkannt oder gelangt nicht allerseits zum Bewußtsein. Es gibt Personen genug, die behaupten, die ganze Arbeiterbewegung sei das Werk politischer Agitatoren; Begehrlichkeit und Genußsucht, die in die Arbeiterschaft eingedrungen seien, wären die Hauptursachen der Unzufriedenheit, welche die Arbeiterschaft in Gegensatz bringe zu Staat, Regierung und Gesellschaft. Deshalb lohnt es sich doch mit einigen Worten auf die Frage einzugehen, ob die Lage der Lohnarbeiter in Deutschland wirklich so unbefriedigend ist, daß die Forderung der sozialen Reform berechtigt oder gar dringend ist. . . .

Ich schicke voraus, daß ich sehr wohl weiß, daß die Lage der gewerblichen Lohnarbeiter im Laufe der letzten Jahrzehnte im ganzen besser geworden ist, für einzelne Gewerbe und für einzelne Kategorien von Arbeitern sogar erheblich besser geworden ist, ganz abgesehen von dem nicht hoch genug zu veranschlagenden Segen der Kranken-, Unfalls-, Alters- und Invalidenversicherung. Das absolute, dauernde Elend hat erheblich abgenommen, es hat sich wesentlich in einige Zweige der Heimarbeit zurückgezogen. Das „dauernde" sage ich, weil Krankheit und Arbeitslosigkeit das Elend auch dahin wieder mitbringen, wo bei regelmäßigem Verdienst eine ungenügende Ernährung der Arbeiterfamilie nicht mehr stattfindet. An dem allgemeinen Wachsen des Wohlstandes hat auch die Arbeiterklasse in bescheidener Weise teilgenommen, wie sich das aus den Resultaten der Einkommensteuer-Veranlagung in verschiedenen Staaten des Reiches ergibt. In Preußen hatten im Jahre 1892 noch 70,27 Proz., im Jahre 1900 nur 62,41 Proz. der Zensiten ein Einkommen von weniger als 900 Mk. In Sachsen hatten im Jahre 1879 noch 51,51 Proz. weniger als 500 Mk. Einkommen, 1894 nur noch 36,59 Proz., 1900 nur noch 28,29 Proz. In den genannten Jahren hatten ein Einkommen unter 800 Mk. 76,39 Proz., 65,30 Proz. und 55,69 Proz. Die Tatsache bedarf eingehender Beweise nicht, sie wird nirgends mehr ernsthaft bestritten, auch von den Führern der Sozialdemokratie wird heute anerkannt, daß die Theorie von der fortschreitenden Verelendung der Massen nicht aufrechtzuhalten ist. Langsam und in kleinen Schritten steigt auch der Wohlstand der großen Menge, und ein nicht unerheblicher Teil der Kategorien, die noch vor dreißig Jahren nur das Existenzminimum verdienten, ist heute in die Klasse des Mittelstandes mit auskömmlichem Einkommen aufgerückt.

Aber, so sehr wir diese Besserung begrüßen und so gern wir die Hoffnung hegen, daß sie ständig sich steigern wird, eine befriedigende Antwort auf die Frage nach der Lage der lohnarbeitenden Klasse gibt sie nicht. Ich gehe, und gewiß mit Recht, davon aus, daß die Lage nicht schon befriedigend ist, wenn das Gesamteinkommen einer Arbeiterfamilie gerade die Ausgaben deckt, die zur Ernährung, Kleidung, Wohnung und zur Beschaffung der anderen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse gemacht werden müssen, daß der Maßstab der allgemeinen Kulturverhältnisse, in denen wir leben, bei Beurteilung der Lebenslage auch des Lohnarbeiters angelegt werden muß, so wie das jeder andere für sich in Anspruch nimmt, so wie er im Staat und in der Gemeinde mit Recht angelegt wird, wenn es sich um die Normierung der Einnahmen derer handelt, die sich in den staatlichen oder kommunalen Dienst begeben. Daß wir hierbei nicht in Übertreibungen geraten können, dafür sorgen die Verhältnisse in ausreichendem Maße.

Digitized by Google

Auf die Frage nach der Lebenslage der Lohnarbeiter geben eine allgemeine Antwort die Resultate der Einkommenbesteuerung, die ich vorher als Nachweis für die langsame Besserung derselben anführen konnte. Nach ihnen beziehen heute noch in Preußen etwa 62,41 Proz. der Zensiten ein Einkommen von unter 900 Mk. In Sachsen noch 28,29 Proz. ein solches von unter 500 Mk., 55,69 Proz. von unter 800 Mk. Daß die hier in Frage stehenden Zensiten zum größten Teil den Lohnarbeitern in Stadt und Land zuzurechnen sind, kann nicht zweifelhaft sein.

Die Lohnlisten der Berufsgenossenschaften geben zwar kein unbedingt zutreffendes Bild über die Höhe der gezahlten Durchschnittslöhne, schon weil die Löhne über 5 Mk. täglich nur zu einem Drittel in Anrechnung gebracht werden, immerhin aber lassen sie erkennen, daß das Lohneinkommen eines sehr erheblichen Teils der gewerblichen Arbeiter unter 900 Mk. liegt. Nach den entsprechenden Angaben im Statistischen Jahrbuch von 1903 betrug z. B. der im Jahre 1901 verdiente Lohn in der norddeutschen und der süddeutschen Textilberufsgenossenschaft je 695 und 634 Mk., in der Ziegelei 548 Mk., in der Tabakberufsgenossenschaft 519 Mk., in der Bekleidungsindustrie 657 Mk., in der Berufsgenossenschaft der Schornsteinfeger 689 Mk., in der Hamburger Baugewerksberufsgenossenschaft 840 Mk., in der Fuhrwerksberufsgenossenschaft 774 Mk., in der Buchdruckerberufsgenossenschaft 845 Mk. Wie gesagt, wollte man sich auf diese Angaben allein verlassen, man würde fehlgreifen, wie man fehlgreifen würde, wenn man aus den Durchschnittssätzen der Knappschaftsberufsgenossenschaft von 1164 Mk., der Rheinischen und Westfälischen Hütten- und Montanwerks-Berufsgenossenschaft von 1301 Mk. und anderen auf die ökonomische Lage der einzelnen Arbeiter Schlüsse ziehen wollte.

Durchschnittslöhne geben überhaupt kein zutreffendes Bild, weil hohe und sehr hohe Löhne einer Minderheit dasselbe vollständig verschieben und die Lage der Mehrheit besser erscheinen lassen können, als sie es in der Tat ist. Aber es geht doch aus diesen Zahlen hervor, daß das Lohneinkommen einer nicht unerheblichen Zahl auch gelernter industrieller Arbeiter und auch in den Großstädten und Industriezentren mit ihren hohen Wohnungs- und sonstigen Preisen unter 900 Mk. liegt, wenn auch das Gros dieser Arbeiterkategorie mehr verdient. Einzelangaben, wie sie in Hirschbergs Untersuchungen über die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin (erschienen 1897), in den Berichten der Gewerkschaftskommission, in den Veröffentlichungen der Behörden über die Löhne der Bergarbeiter, und in anderen Spezialberichten enthalten sind, bestätigen das.

Erheblich ungünstiger liegen die Verhältnisse der ungelernten Arbeiter, über welche die Zusammenstellungen der ortsüblichen Tagelöhne der gewöhnlichen Tagearbeiter, welche auf Grund des § 8 des Gesetzes betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter festgesetzt werden, insofern zuverlässige Auskunft geben, als aus ihnen der verdiente Tagelohn ersichtlich wird. Freilich aber wird nicht ersichtlich, an wieviel Tagen der einzelne oder die Gesamtheit eines Bezirks im Durchschnitt Arbeit gefunden hat.

Nach dieser im Kaiserlichen Statistischen Amte nach dem Stande vom 1. Januar 1902 bewirkten Zusammenstellung erhebt sich der ortsübliche Tagelohn gewöhnlicher männlicher erwachsener Tagearbeiter nur in fünf Bezirken des ganzen Deutschen Reiches über 3 Mk., in Bremerhaven auf 3,60 Mk., in Bremen auf 3,50 Mk., in Helgoland auf 3,25 Mk., in Kiel auf 3,20 Mk., in

Digitized by Google

Frankfurt a. M. auf 3,10 Mk. Dann folgen sehr wenige Großstädte und industrielle Ortschaften mit 3 Mk., zu ihnen gehört Hamburg. Das Gros der deutschen Großstädte und industriellen Zentren liegt zwischen 2 und 3 Mk., eine nicht unerhebliche Zahl erreicht aber doch nur 2 Mk., wie Posen, Stettin, Bromberg, Görlitz, Gleiwitz, Kattowitz, Aschersleben. Nehmen wir den Durchschnitt auf etwa 2,50 Mk. an, so ergäbe das bei 300 Arbeitstagen 750 Mk. Wohlgemerkt bei 300 Arbeitstagen! Wie viele aber davon ausfallen, infolge von Krankheit und Arbeitsmangel, wissen wir leider nicht; sind es 50, was für längere Perioden wahrscheinlich eher zu niedrig, als zu hoch ist, so fällt der Jahresverdienst auf 625 Mk.

Nicht günstiger oder noch ungünstiger als die ungelernten Arbeiter, die Tagelöhner, dürften mit wenigen Ausnahmen die Arbeiter, und insbesondere die Arbeiterinnen der Hausindustrie stehen. Für die Berliner Konfektion sind ihre Verhältnisse durch die Untersuchungen der Kommission für Arbeiterstatistik im Jahre 1896 ans Licht gezogen worden. Bei 12 bis 17 Stunden täglicher Arbeitszeit werden 10 bis 15 Mk. wöchentlich verdient. Das Einigungsamt des Berliner Gewerbegerichts berichtete im August 1896:

„Auf Grund der stattgehabten Ermittelungen hat das Einigungsamt die Überzeugung gewonnen, daß tatsächlich in dem Industriezweige der Herren- und Knabenkonfektion Mißstände bestehen, indem die gezahlten Löhne auf ein Niveau gesunken sind, welches ein menschenwürdiges Dasein der Arbeitnehmer trotz angestrengter fleißiger Arbeit nicht ermöglicht."

Anderwärts sieht es nicht viel besser aus. Nur selten erhebt sich der Tagesverdienst eines Heimarbeiters über 2 Mk., sehr häufig sinkt er erheblich darunter, am tiefsten in den abgelegenen Höhenlagen, wo die Hausweberei, die Holzschnitzerei, die Besenbinderei, die Spielwarenindustrie, die Knopfindustrie und andere Betriebe eine verarmte Bevölkerung kärglich ernähren. Das Bild, welches Gerhart Hauptmann uns in seinen „Webern" vorführt, ist noch heute nicht unzutreffend. Wochenverdienste einer ganzen Weberfamilie von 6 bis 8 Mk. im Eulengebirge, von 8 bis 10 Mk. im Eichsfeld gehören nicht zu den Seltenheiten.

Und nun ist ein wichtiges Moment zu beachten, daß nämlich Tagesverdienst nicht Jahresverdienst, nicht regelmäßiges Einkommen bedeutet. Mit dem Augenblick, wo der Arbeiter erkrankt, tritt an Stelle des Lohns das geringe Krankengeld, mit dem Augenblick, wo Arbeitslosigkeit eintritt, wo die Furie der Krisis vernichtend durch das Land schreitet, tritt an Stelle des Lohns: nichts. Und dieser Fall ist leider kein Ausnahmefall.

Die beiden Erhebungen über die Arbeitslosen am 14. Juni und am 2. Dezember 1895 ergaben für 28 Großstädte über 100 000 Einwohner 2 333 671 Arbeitnehmer aller Art und am 14. Juni 78 911, am 2. Dezember 116 801 arbeitsfähige Arbeitslose, pro 1000 Arbeitnehmer 33,8 und 50,1.

Die Tage der Krankheit und der Arbeitslosigkeit treffen alle Arbeiter der drei Kategorien, die gelernten, die ungelernten und die Heimarbeiter, die letzteren, die am schwächsten gelohnten, am stärksten, weil sie bei herabgehender Konjunktur schneller außer Beschäftigung kommen als die ersteren, deren Beschäftigung mit Rücksicht auf die Verzinsung und Amortisation des in der Fabrik und in den Maschinen angelegten Kapitals so lange wie möglich aufrechterhalten wird. Daß sie aber auch bei dem gelernten Arbeiter erheblich genug ins Gewicht fallen können, geht daraus hervor, daß nach dem Rechenschafts-

Digitized by Google

bericht des Verbandes der deutschen Buchdrucker im Jahre 1902 auf jedes Mitglied des Verbandes 31 Tage Arbeitslosigkeit und 12 Tage Krankheit entfielen.

Das Moment der Berufskrankheit bedürfte eigentlich auch eingehender Behandlung bei Beurteilung der Lage der Lohnarbeiter. . . . Ich will nur kurz erinnern an die Verheerungen, welche giftige Stoffe, wie Phosphor und Blei, welche Staub, Hitze, Zug und Kälte unter den Arbeitern anrichten, wie übermäßige Anstrengung schwächend namentlich auf den weiblichen Organismus wirkt.

Nun nehmen wir einmal an, ein Arbeiter der Großstadt, der eine Familie von fünf Köpfen, Frau und drei Kinder hat, die noch nicht arbeiten können, verdiene ständig pro Jahr 900 Mk., so würde sich sein Budget ungefähr so gestalten:

200 Mk. für Wohnung (denn in der Großstadt wird eine Stube und eine Kammer selten billiger sein), 500 Mk. für Nahrung, 100 Mk. für Kleidung, 50 Mk. für Heizung uud Beleuchtung, gibt 850 Mk., bleiben ihm 50 Mk. für andere Ausgaben, Beschaffung von Hausgerät, von Schulbedürfnissen der Kinder, für Arzt und Apotheke im Falle der Erkrankung der Frau und der Kinder, eventuell für Fahrten von und nach der Fabrik und alles andere.

Er hat also nur so viel, kaum so viel, daß er die dringendsten Bedürfnisse der Familie decken kann. Zweifellos gibt es besser situierte Arbeiter, zweifellos aber gibt es mehr schlechter situierte Arbeiter, so daß es doch einigermaßen kühn erscheint, im allgemeinen von übertriebenen Lohnforderungen der Arbeiter, von Begehrlichkeit und Genußsucht als den Verursachern der Arbeiterbewegung unsrer Zeit zu sprechen.

Wer die Augen nicht absichtlich vor fremder Not verschließt, wie das leider oft genug geschieht, um sich die Freude am eigenen Wohlbefinden nicht zu stören, der muß anerkennen, daß ein großer Teil der Lohnarbeiterschaft in unzureichenden materiellen Verhältnissen, ein nicht unerheblicher Teil in Not und Elend lebt, im vollsten Sinne des Worts, in der täglichen Sorge um die Beschaffung des Unentbehrlichen an Nahrung, Kleidung, Wohnung, für sich und die Seinen. Und wie immer, folgt auch hier dem materiellen Elend das moralische. Wissen wir nichts von Wohnungselend und seinen Folgen, von dem Zusammenpferchen der Menschen in ungesunden kleinen Räumen, von dem Schlafburschenunwesen, von den sittlichen Gefahren, die für Kinder und Jugendliche beiderlei Geschlechts aus diesen Zuständen erwachsen, wissen wir nichts von dem Trinkerelend, diesem grauenhaften Begleiter des Wohnungselends, und wissen wir nicht, daß es vorzugsweise das Proletariat der Lohnarbeiter ist, bei dem sie ihre Stätten aufschlagen? Gottlob, in unserer Zeit wird das öffentliche Gewissen diesen Zuständen gegenüber wach; zur Beseitigung des Wohnungselends der großen Städte und der Industriebezirke ist viel geschehen, auch dem Trinkerelend bemüht man sich redlich zu steuern, aber über die ersten Anfänge ist man doch noch nicht weit hinaus gekommen. Verheerend wirken diese sittlichen Mißstände auf das Familienleben, die Kinder und Jugendlichen.

Ich will nicht oft Geschildertes wiederholen; besonders die Kinderfrage ist ja ganz neuerdings durch die segensreiche Agitation des Lehrers Agahd und das dankenswerte Vorgehen der Reichsregierung gegenüber der gewerblichen Ausnützung der Kinder in das Licht der Öffentlichkeit gerückt worden. Nur über die jugendlichen Arbeiter und deren Mütter lassen Sie mich einige

Digitized by Google

Worte sagen, weil die Gesellschaft für Soziale Reform für sie eine Änderung der bestehenden Gesetze für unmittelbar dringend ansieht.

Man klagt viel und eindringlich über die zunehmende Verrohung der Jugend, und man hat recht mit diesen Klagen. Die Kriminalstatistik liefert hierfür erschreckende Beweise.

Während trotz der eingetretenen starken Bevölkerungszunahme die Zahl der Zuchthäusler gegenüber dem vor 20 Jahren erreichten Bestand absolut um mehr als 40 Proz. zurückgegangen ist, hat die Zahl der Bestrafungen Jugendlicher absolut wie relativ eine fortwährende Steigerung erfahren. Es werden jetzt in einem Jahre beinahe 50000 Personen im Alter von 12—18 Jahren gerichtlich bestraft. „Während im Jahre 1882 auf 100000 der jugendlichen Zivilbevölkerung erst 568 Verurteilungen entfielen, waren es im Jahre 1899 über 700. Der größte Teil entfällt auf Diebstahl und Unterschlagung. Aber Hand in Hand mit der Zunahme der Bestrafungen Jugendlicher geht auch die der Bestrafungen wegen Körperverletzung. Auf 1000 Verurteilungen Jugendlicher im Jahre 1882 kommen 110 wegen Körperverletzung, im Jahre 1899 bereits 191."

Auch die Rückfälligkeit der Jugendlichen liefert erschreckende Zahlen. Im Jahre 1899 gab es bereits 9000 Personen zwischen 12 und 18 Jahren, die mindestens zum zweitenmal bestraft wurden.

Wir sehen, man klagt mit Recht über die zunehmende Verrohung der Jugend. Wir werden uns aber doch auch gewissenhafterweise fragen müssen, woher kommt sie denn und woher kommt es denn, daß die jugendlichen Übeltäter sich fast ausschließlich (? D. T.) oder doch vorzugsweise aus den Kreisen des Proletariats rekrutieren? Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Das Kind wird mit dem vollendeten 14. Lebensjahre der Fabrik überwiesen, es verdient Geld, welches es wenigstens zum Teil zur Befriedigung von Genüssen verwenden kann und verwendet, die ihm körperlich und sehr oft sittlich verderblich sind. Vater und Mutter sind tagsüber in der Arbeit, von Beaufsichtigung und Erziehung ist kaum die Rede und kann kaum die Rede sein, wenn die Familie des Abends übermüdet in enger, überfüllter Wohnung zusammentrifft, und tagsüber ist das Kind ohne Schutz und Wehr den schlechten Einflüssen überlassen, die das Leben und die dem Zufall unterworfene moralische Beschaffenheit der Gefährten in der Arbeit mit sich bringt.

Dies traurige Bild ist ja gottlob nicht überall zutreffend, daß es aber für Tausende von Kindern, namentlich in der Großstadt, zutrifft, das ist gewiß. Sind diese Kinder moralisch verantwortlich zu machen, wenn sie dem Verbrechertum anheimfallen, sie, denen so oft die liebende Hand der Mutter fehlt, um sie auf dem rechten Wege zu halten, die von der bewahrenden, sittlichen Kraft des Familenlebens nichts empfinden? Ich meine, die Antwort kann nur nein lauten, wenn auch der Richter verurteilen muß. Die Sünde dieser Kinder lastet auf dem Gewissen der Gesellschaft, auch auf unserem Gewissen, die wir hier versammelt sind, sie schreit laut nach Hilfe, und wir müssen bekennen, daß das Wenige, was bisher geschehen ist, wie der Tropfen auf dem heißen Stein verdunstet. Hie und da wohl ein redliches Bemühen religiöser oder humaner Vereine, hie und da ein Ansatz, den Jugendlichen nach getaner Arbeit ein behagliches Heim und anständige Erholung zu bieten (Volksheim in Hamburg), dem großen Bedürfnis gegenüber aber sind diese Leistungen Tropfen auf dem heißen Stein.

Digitized by Google

Und wie langsam geht es voran mit dem Mittel, das nach Lage der Dinge zurzeit als das wirksamste anzusehen ist, mit der Fortbildungsschule. In Berlin besuchten im Jahre 1901 etwa zwei Fünftel der Jugendlichen die an sich vortrefflichen Fortbildungsschulen, die sie besuchen müßten, wenn sie obligatorisch wären. Gewiß gibt es auch erfreuliche Resultate. In Hamburg hat die Zahl der Besucher des Winterkursus der gewerblichen Schulen zugenommen von 428 im Jahre 1865 bis 6808 im Jahre 1901/02. Der Gesamtzustand aber des Fortbildungsschulwesens im Deutschen Reiche ist unzureichend.

Auch die gesetzlichen Bestimmungen, welche der Ausnützung der Arbeitskraft der Jugendlichen eine Grenze setzen, sind völlig unzureichend, wenn man die Seite ihrer sittlichen Ausbildung ins Auge faßt. Im wesentlichen wollen jene ja auch nur die Gefahren mildern, welche der Gesundheit der Jugendlichen aus dem Arbeitsverhältnis erwachsen, sie verbieten oder begrenzen der Zeit nach die Beschäftigung in ungesunden Betrieben, sie begrenzen die Arbeitszeit überhaupt auf 10 Stunden, ungenügend schon im Hinblick darauf, daß der Begriff des Jugendlichen mit dem 16. Lebensjahr aufhört, während der Körper sich noch in vollster Entwickelung befindet, ganz ungenügend aber, wenn der jugendliche Arbeiter nach verrichteter Arbeit noch belehrt und erzogen werden soll. Daß ein Kind oder ein Jüngling nach zehnstündiger, angestrengter körperlicher Arbeit nicht noch ein oder zwei Stunden lang in der Schule mit Erfolg unterrichtet werden kann mit dem Ziele, nicht nur sein Wissen zu vermehren, sondern auch ihn sittlich zu festigen und zu heben, das liegt auf der Hand. Kurz, wir müssen, wenn wir aufrichtig sind, bekennen, daß von seiten des Staates, von seiten der Gesellschaft zu wenig geschieht, um das Kind aus dem Volk, das Kind des mittellosen Lohnarbeiters vor den Gefahren zu bewahren, vor denen das Kind des Begüterten durch eine sorgfältige, bis zum 18. Lebensjahre und länger ausgedehnte Erziehung bewahrt wird. In vielen Fällen wird ja nicht einmal die Mutter dem Kind, dem heranwachsenden Geschlecht gelassen.

Das Leben der lohnarbeitenden Frau, die einen Haushalt, insbesondere einen Haushalt mit Kindern zu versorgen hat, gehört zu den traurigsten Erscheinungen unserer Zeit trotz des Verbots der Sonntags- und der Nachtarbeit, trotz des Maximalarbeitstages von 11 Stunden, trotzdem, wie die kürzlich veröffentlichten Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten ergeben, die Arbeitszeit von 11 Stunden mehr und mehr der von 10 Stunden weicht. Nehmen wir letztere als gemeinüblich an, nehmen wir an, daß keine Ausnahme, keine Überstundenarbeit die Regel unterbricht, was ja bekanntermaßen nicht zutrifft, so gestaltet sich das Leben einer lohnarbeitenden Frau etwa folgendermaßen, wobei ich mich auf die Auskunft einer im Fabrikaufsichtsdienst beschäftigten Dame, Fräulein Braun in Karlsruhe, stütze:

Die Arbeiterin hat sich um 7 Uhr zu Beginn der Arbeit in der Fabrik einzufinden. Vorher hat sie sich anzukleiden, das Frühstück für die Familie zu bereiten, das Ankleiden der Kinder zu überwachen, das Frühstück einzunehmen, die Betten und Stube zu ordnen. Für diese Beschäftigungen und für den Gang zur Fabrik werden etwa zwei Stunden in Anspruch zu nehmen sein, die Arbeiterin muß also um 5 Uhr aufstehen. Zwischen den Arbeitsstunden des Vormittags liegt eine Pause von 15 Minuten zur Einnahme des zweiten Frühstücks. Um 12 oder 12¼ Uhr beginnt die Mittagspause, die unter der Voraussetzung, daß die Wohnung in der Nähe der Fabrik liegt, und in der

Digitized by Google

Annahme, daß die Frau am Abend vorher oder am Morgen die Zeit fand, das Mittagsmahl vorzubereiten, auf 1½ Stunde bemessen sein muß. In dieser Zeit muß der Weg hin und her zurückgelegt werden, es erfolgt die Fertigstellung und Einnahme des Mittagessens, die allerdringendste Verrichtung für die Kinder. Um 1¾ Uhr würde die Arbeit in der Fabrik wieder beginnen und, bei zehnstündiger täglicher Arbeitszeit und 15 Minuten Pause zur Einnahme des Vesperbrots, bis 7 Uhr abends dauern. Da für die Frau, die um 5 Uhr aufstehen mußte und während des ganzen Tages harte Arbeit tat, eine siebenstündige Nachtruhe nicht zu hoch gegriffen sein dürfte, so müßte sie sich um 10 Uhr zu Bett legen, es bleiben ihr also für den Weg von der Fabrik ins Haus, für all die Verrichtungen, die der Haushalt und die Kinder am Abend erfordern, das Bereiten und Verzehren des Abendessens, das Aufwaschen des benutzten Geschirrs, das Reinigen der Küche und des Herdes, Versorgung des Ofens und der Lampe, das Einkaufen für den folgenden Tag, das Zubettbringen und die Versorgung der Kinder, die drei Stunden von 7—10 Uhr.

Von früh 5 bis abends 10, 17 Stunden also, lebt die arbeitende Frau in angestrengtester Tätigkeit, ohne einige Zeit zur Ruhe mit Ausnahme etwa der beiden Viertelstunden, mit denen die Vor- und Nachmittagsarbeit in der Fabrik zur Einnahme des Frühstücks und des Vespers unterbrochen wird, während der die Sorge um den Haushalt, um Mann und Kind sie nicht erreichen und in Anspruch nehmen kann. Kaum Zeit, um die Kinder einige Minuten auf den Schoß zu nehmen, ihre kleinen Schmerzen zu lindern und kleinen Freuden zu teilen, kaum Zeit, um den warmen Strom der Mutterliebe in die kleinen Herzen fließen zu lassen, sie zu erwärmen, sie zu bewahren vor dem Bösen, noch viel weniger Zeit, mit dem Manne ihre Gedanken auch nur kurze Minuten hindurch zu erheben über die Plagen des nächstliegenden, alltäglichen Lebens hinaus, den Fragen zu, deren richtige Beantwortung entscheidend ist für den sittlichen Wert oder Unwert des Menschen!

Wer will den ersten Stein auf sie werfen, wenn die Arbeiterin unter diesen Verhältnissen nicht nur körperlich, sondern auch geistig erschlafft, wenn sie die Erziehung der Kinder vernachlässigt, wenn die Empfindung sittlicher Verpflichtung abgestumpft wird und an deren Stelle die Lust an sinnlichen Genüssen tritt? Und die Zahl der in Fabriken beschäftigten verheirateten Frauen, auf welche mindestens doch zum großen Teil die vorstehende Schilderung zutrifft, ist nicht etwa eine geringe. Im Jahre 1899 wurden deren nach den Ermittelungen der Gewerbeaufsichtsbeamten 229334 gezählt, etwa 25 Proz. der Arbeiterinnen überhaupt, rund 29 Proz. der erwachsenen Arbeiterinnen, und leider sind diese Zahlen in der Zunahme begriffen. Im Juni 1895 betrugen sie nur 140804 und 15 und 17 Proz.

Ein Wunder ist es, daß die Verrohung der Kinder und jugendlichen Arbeiter nicht noch viel weiter fortgeschritten ist, als das tatsächlich der Fall ist, und wieder müssen wir bekennen, sie ist nicht den armen, geplagten Müttern zur Last zu legen, sondern der Vorwurf trifft unsere gesellschaftlichen Zustände, trifft uns, die wir nicht mit aller Kraft solchen Zuständen entgegenzuwirken suchen.

So müssen wir anerkennen, daß die Lage eines großen Teils der Lohnarbeiter so unbefriedigend ist, daß schon das Mitleid uns bewegen müßte, Maßnahmen, die auf Besserung dieser Lage abzielen, zu fordern. In der Tat ist auch das Mitleid das Moment, welches die nicht zum Proletariat gehörigen Klassen der Bevölkerung, insbesondere das gebildete Bürgertum, am stärksten

Digitized by Google

bewegt, wenn es sich mit der sozialen Reform beschäftigt, und so war es von jeher, insbesondere bei dem ersten Erwachen einer energischen Reaktion gegen die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft in England zur Zeit der großen Männer, die mit glühendem Enthusiasmus und hinreißender Beredsamkeit sich des Elends der Arbeiter annahmen und die besitzende und gebildete Klasse an ihre Pflicht mahnten, zurzeit Ruskins, Carlyles und ihrer Gesinnungsgenossen. Aber mehr und mehr machten sich noch andere Faktoren geltend, die schon damals nicht fehlten, heute aber in weit stärkerem Maße und in weiteren Kreisen zur Geltung kommen und in der Praxis wenigstens zur völligen Überwindung der Lehre vom laisser faire und laisser aller auf dem Gebiete der Sozialpolitik geführt haben: das Gerechtigkeitsgefühl und die politische Einsicht.

Ich lasse es dahingestellt, welchem Motiv man die erste Stelle einräumen soll; ein Glück und ein Segen ist es, wenn sie in Wechselwirkung zueinander stehend in gesteigerter Kraft der Menschen Tun und Lassen bestimmen. Noch ist nach meiner Auffassung ihr Einfluß in unserem Vaterlande nicht kräftig genug in bezug auf die Maßnahmen, die zur Besserung der Lage der arbeitenden Klasse zu ergreifen sind, aber unverkennbar wächst er, insbesondere seitdem durch die Botschaften Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Wilhelms II. von 1881 und 1890 in energischer Weise an den Anspruch erinnert wurde, den die Hilfsbedürftigen an die Fürsorge des Staates haben, an die Aufgaben der Staatsgewalt zur Wahrung der Gesundheit der Arbeiter, der Gebote der Sittlichkeit, der wirtschaftlichen Bedürfnisse und des Anspruchs der Arbeiter auf gesetzliche Gleichberechtigung. Ich muß hier wieder besonders auf die Bedeutung dieser kaiserlichen Mahnung an die Wahrung des Anspruchs des Arbeiters auf die gesetzliche Gleichberechtigung hinweisen. Es hätte der Mahnung, sie zu wahren, nicht bedurft, wenn sie nicht bedroht oder erschüttert wäre. Und das ist sie durch die ökonomische Überlegenheit der Arbeitgeber, die nur paralysiert werden kann durch gesetzgeberische Maßnahmen und durch die Selbsthilfe der Arbeiter in der Koalition, in der Vereinigung.

Die Erkenntnis, daß diese Gleichberechtigung den Arbeitern nicht auf allen Lebensgebieten zuteil wird, verletzt das Gerechtigkeitsgefühl, es drängt auf Abhilfe, und die politische Einsicht sagt sich, daß nichts so sehr Erbitterung hervorruft, insbesondere bei den breiten Bevölkerungsschichten, als das Gefühl ungerechter Behandlung. Und diese ungerechte Behandlung tritt besonders hervor auf dem Gebiet des Koalitions- und Vereinsrechts. Ich werde auf diese Seite der sozialen Frage noch mit einigen Worten zurückkommen. Im übrigen ist der Stoff so gründlich behandelt, besonders in den Referaten und den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik im September 1897 zu Köln und im 5. Heft der Schriften unserer Gesellschaft (Vereins- und Versammlungsrecht wider die Koalitionsfreiheit von Ferd. Tönnies, Verlag von Gustav Fischer, Jena), daß ich Ihnen nichts Neues darüber mitteilen kann.

Diese drei Faktoren: das Mitleid, das Gerechtigkeitsgefühl und die politische Einsicht, haben denn nun auch dazu geführt, daß die öffentliche Meinung, die Regierung und die Volksvertretung sich mehr und mehr mit der sozialen Reform beschäftigen.

Zwei Wege gibt es, um ihr voran zu helfen: die Gesetzgebung und die Selbsthilfe, und deshalb hat die Gesellschaft für Soziale Reform in

Digitized by Google

ihren Satzungen als wesentlichsten Bestandteil der sozialen Reform, die sie zu fördern sich vorgenommen hat, bezeichnet:

„Den weiteren Ausbau der Gesetzgebung im Interesse der Arbeiterklasse; die Förderung der Bestrebungen der Arbeiter, in Berufsvereinen und Genossenschaften ihre Lage zu verbessern."

In Deutschland bewegt sich die soziale Reform auf den Wegen der Arbeiterversicherung, des Arbeiterschutzes, der Rechtsprechung der Gewerbegerichte und ihrer Tätigkeit als Einigungsamt, auf den Wegen des Koalitionsrechts, der gewerkschaftlichen Vereinigung und der Genossenschaft schneller oder langsamer, in genügender oder in ungenügender Weise, je nach der Stärke des Widerstandes, den sie findet.

Die Arbeiterversicherung findet keine grundsätzlichen Gegner, sie wird Verbesserungen und, wie wir hoffen, Vereinfachungen erfahren; ihre Ausdehnung auf Witwen und Waisen, selbst auf Arbeitslosigkeit, sind keine bloßen Träume mehr, kurz, sie geht hren Weg, die Unternehmer haben sich mit ihr abgefunden und die sehr erhebliche Belastung, die sie mit sich bringt, im großen und ganzen willig auf sich genommen, was vollste Anerkennung verdient. Die deutschen Unternehmer unterscheiden sich hier sehr vorteilhaft von denen anderer Länder, an deren Widerstand dort die Einführung der Arbeiterversicherung scheitert.

Auch die Gewerbegerichte und deren Tätigkeit als Einigungsamt bürgern sich mehr und mehr ein, dank hauptsächlich der hervorragenden Geschicklichkeit und Objektivität ihrer Leiter. Arbeitgeber und Arbeitnehmer erkennen mehr und mehr ihren Segen, ihre Vertreter finden sich in dem gemeinsamen Streben zusammen, gerechte Urteile zu fällen und dem Streit vorzubeugen, man kann auf sie und ihre weitere Entwicklung als Förderer des wirtschaftlichen Friedens große Hoffnungen setzen. Ihre etwa noch vorhandenen Gegner sind zu wenig zahlreich, um eine Gefahr für sie zu bilden.

Nicht ganz so günstig steht es mit dem Arbeiterschutz. Die Zeiten sind zwar für immer vorüber, in denen das Eingreifen der Gesetzgebung zugunsten einer Einschränkung der Ausnützung der Arbeitskraft der Arbeiter grundsätzlich für unzulässig erklärt wurde. Der Arbeitsvertrag, die Festsetzung der Arbeitsbedingungen sind in sehr wesentlichen Teilen dem Privatrecht entzogen und in das Gebiet des öffentlichen Rechts gerückt. Niemand denkt mehr daran, an diesem grundsätzlichen Standpunkt unseres Staatsrechts zu rütteln. Jeder Versuch aber, die Grenzen des Arbeiterschutzes weiter auszudehnen, stößt auf starken Widerstand. So war es, als das Verbot der Sonntagsarbeit, das Verbot der Nachtarbeit der Frauen und Jugendlichen, der elfstündige Maximalarbeitstag der Frauen, die Beschränkung der Arbeitszeit in den Bäckereien, in den Schankgewerben und in den Verkaufsgeschäften in Frage stand, so ist es heute, wenn von einer Erweiterung des Frauenschutzes und der Ausdehnung des Schutzalters der Jugendlichen vom 16. auf das 18. Lebensjahr die Rede ist.

Am lebhaftesten aber wird das Vereins- und Koalitionsrecht der Arbeiter bekämpft, soweit es überhaupt gegeben ist — ich erinnere daran, daß z. B. in den alten Provinzen Preußens das Koalitionsverbot für die ländlichen Arbeiter besteht —, und in vielen Teilen Deutschlands kommen die öffentlichen staatlichen Gewalten in Rechtsprechung und Verwaltung durch die Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen über das Vereins- und Ver-

Digitized by Google

sammlungsrecht den Bestrebungen zu Hilfe, das Koalitions- und Vereinsrecht der Arbeiter einzuschränken.

Woher kommt nun der verschiedene Grad des Widerstandes gegen die verschiedenen Wege der sozialen Reform, wie erklärt es sich, daß die Arbeiterversicherung willig übernommen, der Arbeiterschutz geduldet, die gewerkschaftliche Vereinigung aber und das Koalitionsrecht bekämpft wird? Meines Erachtens daraus, daß erstere zwar den Betrieb belastet, die freie Disposition des Unternehmers aber und die Gestaltung der Bedingungen des Arbeitsvertrages nicht beeinflußt, daß der gesetzliche Arbeiterschutz zwar einen beschränkenden Einfluß in den angegebenen Beziehungen ausübt, aber doch nur in festgelegten Grenzen, daß aber die Koalition und die Gewerkschaft die freie Disposition des Unternehmers aufzuheben, sicher sie zu beschränken in der Lage ist und daß die Festsetzung der Grenzen dieser Beschränkung zu einer Machtfrage wird in dem Ringen zwischen Unternehmer und Arbeiterkoalition.

Neben den Leiter des Betriebes, den Arbeitgeber, tritt ein zweiter Faktor, die Vereinigung der Arbeiter, die den Anspruch erhebt und oft auch durchsetzt, bezüglich der Gestaltung der Arbeitsbedingungen als gleichberechtigt angesehen zu werden. Wollte man den Widerstand der Unternehmer gegen diesen Anspruch auf Gleichberechtigung lediglich auf selbstsüchtige Motive zurückführen, so würde man, obgleich sie, wie bei allen menschlichen Einrichtungen, ja mehr oder weniger mitsprechen, sich doch die Sache zu leicht machen. Nein, die absolute Herrschaft des Unternehmers über die Gestaltung des Unternehmens nach allen Richtungen und Beziehungen hin ist ein wesentliches Moment der reinen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, in der wir in der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gelebt haben und noch leben, sie hat dazu sehr wesentlich beigetragen, daß nicht nur einzelne Betriebe, sondern die ganze deutsche Industrie den hohen, rapiden Aufschwung genommen hat, der in der Welt nur von dem der nordamerikanischen Industrie übertroffen wird. Sie hat aus dem armen Deutschland ein reiches gemacht.

Sehr begreiflich, daß die Unternehmer dieses System nicht ohne weiteres aufgeben wollen, welches die besten unter ihnen zu dem sogenannten patriarchalischen System ausgebildet haben, nach dem der Unternehmer zwar die Arbeitsbedingungen für seine Arbeiter so günstig gestaltet, wie die Lage des Unternehmers es nur irgend gestattet, sich selbst aber das ausschließliche Recht der Festsetzung dieser Bedingungen vorbehält. Nehmen wir an, die Unternehmer seien alle solche Patriarchen, die ungerechte, inhumane Ausnützung menschlicher Arbeitskräfte käme gar nicht vor, und fragen wir uns, ob dieses patriarchalische System aufrecht erhalten werden kann nach Lage der Entwicklung der sozialen Verhältnisse Deutschlands? Wir müssen unbedenklich mit „nein" antworten. Das Patriarchentum setzt freiwillige Unterwerfung des Gehorchenden unter den Willen des Gebietenden voraus; sobald das Moment des freiwilligen Gehorchens, mag es nun auf Überlieferung oder auf Überzeugung beruhen, fehlt, wird das System unmöglich, sobald an Stelle der Freiwilligkeit die Nötigung, der Zwang tritt, wird aus dem Patriarchentum der Despotismus.

Und in dieser Lage befand sich das Verhältnis der Arbeiter und der Unternehmer zueinander, bevor in der Koalition dem Arbeiter das Mittel gegeben war, sich gegen die absolute, auf seinem ökonomischen Übergewicht beruhende Herrschaft des Unternehmers zu wehren. Die Entwickelung unserer kulturellen und sozialen Zustände hatte den Arbeiter in dem Lande des gleichen

Digitized by Google

Wahlrechts, der Schul- und Militärpflicht dahin geführt, daß er nicht mehr der nur Geleitete und Gehorchende sein wollte, daß er bei der Gestaltung der Arbeitsbedingungen, die für ihn die Gestaltung der Lebensbedingungen bedeutet, mitreden wollte, daß er die Gleichberechtigung in Anspruch nahm, von welcher der Kaiserliche Erlaß vom 4. Februar 1890 redet. Wer kann auch nur mit einem Schein von Gerechtigkeit dieses Streben mißbilligen? Mit welchem Recht will man dem Arbeiter verweigern, was man allen anderen Klassen von Staatsbürgern gestattet, sich zu verteidigen, um den Preis ihrer Ware, hier der Ware „Arbeit", zu halten oder zu heben, um die Arbeitsbedingungen und damit ihre Lebenslage zu verbessern? Dasselbe zu tun, was die Unternehmer in ungezählten Kartellen und Trusts, in Zentralverbänden und Vereinigungen aller Art ungehindert tun? Wer hat davon gehört, daß man diesen und anderen Berufsvereinen der sogenannten gebildeten und besitzenden Klassen Schwierigkeiten bereitet, hergeleitet aus dem politischen Vereinsgesetz, weil sie, die gegründet sind zur Wahrung ihrer Berufsinteressen, die Gesetzgebung des Staats für ihre Zwecke in Anspruch nehmen?

Und doch geschieht das den Arbeitervereinen, den Gewerkschaften gegenüber fortgesetzt in Deutschland — das Nähere finden wir in der erwähnten Schrift von Ferd. Tönnies, Heft 5 der Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform —; fortgesetzt wird in den Arbeitern durch Urteile der Gerichte und Handlungen der Verwaltungsbehörden das bittere Gefühl erzeugt, daß die ihnen gebührende und ausdrücklich zugesagte Gleichberechtigung nicht gewahrt wird, daß sie mit anderem Maße gemessen werden als die anderen deutschen Staatsbürger.

Auf die Frage, mit welchem Recht denn man diese unterschiedliche Behandlung macht, ist noch nie eine rechtfertigende Antwort erteilt worden, noch nie hat man behauptet, daß sie in den bestehenden Gesetzen eine Begründung finde, noch nie hat man bestritten, daß durch die Handhabung des politischen Vereinsrechts den Arbeiter- und Berufsvereinen Hindernisse bereitet und Fesseln angelegt werden, von denen die Vereine anderer Berufsklassen verschont werden. Man kann das nicht bestreiten, ja vielfach will man das gar nicht bestreiten, und man bringt auch einen Grund für diese offensichtliche Ungerechtigkeit vor, den Grund nämlich: daß, da die Gewerkschaften vorwiegend oder ausschließlich aus sozialdemokratischen Mitgliedern bestünden, da sie tatsächlich Organisationen der politischen Sozialdemokratie seien, wenn auch ihre Statuten lediglich die Verfolgung von Berufsinteressen bezwecken, durch die ungestörte Entfaltung der Vereinstätigkeit der Gewerkschaften nur eine Stärkung der Sozialdemokratie erreicht werden würde.

Ich will auch hier den Fall nicht setzen, daß noch andere, lediglich selbstsüchtige Motive zu dem Wunsche treiben, nach Möglichkeit die Betätigung der Arbeiterberufsvereine eingeschränkt zu sehen, selbst unter Begehung offensichtlicher Ungerechtigkeiten; ich will annehmen, daß lediglich politische, auf der Sorge um das Wohl des Vaterlandes beruhende Erwägungen zu der verschiedenartigen Handhabung des Vereinsrechts geführt haben — bei den deutschen Behörden und Regierungen ist das zweifellos der Fall —, dann aber muß die Frage aufgeworfen werden: Wird denn erreicht, was man will, wird denn die Sozialdemokratie erfolgreich damit bekämpft, daß dem Koalitions- und Vereinsrecht der Arbeiter Schranken und Schwierigkeiten bereitet werden?

Digitized by Google

Steht der erreichte Erfolg in einem entsprechenden Verhältnis zu der nicht zu bestreitenden Tatsache, daß in allen Kreisen der Arbeiterschaft, auch in den nichtsozialdemokratischen, in den christlichen, den evangelischen und katholischen Arbeitervereinen, Erbitterung erzeugt und das Vertrauen in die Gerechtigkeit der staatlichen Ordnung, in der wir leben, erschüttert wird?

Man braucht nur wenige Wochen zurückzudenken und man wird über die Antwort nicht im Zweifel sein. Seit der letzten Reichstagswahl sind die für sozialdemokratische Kandidaten abgegebenen Stimmen um etwa 1 Million gewachsen, am stärksten in dem deutschen Lande, in dem die Beschränkung des Arbeitervereinswesens fast zu einer Kunst ausgebildet worden ist. Und das ist eine völlig natürliche Entwickelung. Was macht denn die Sozialdemokratie gefährlich für die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung? Sind das ihre Theorien, die sogenannten Endziele, die Ausschaltung des privaten Unternehmers, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die Erzeugung und Verteilung aller Bedarfsgegenstände ausschließlich durch die Organe des gemeinen Wesens? O nein, es gibt heute keinen denkenden Sozialdemokraten, der die Verantwortung auf sich nehmen wollte, all diese Dinge in Bälde durch gewaltsam-revolutionäre Schläge herbeizuführen, keinen, der nicht wüßte, daß solch gewaltige Änderungen des Wirtschaftslebens sich nur in langfristigen Übergangsperioden vollziehen können.

Über diese Endziele, die ja keineswegs unmoralische sind, ließe sich in aller Ruhe mit der Sozialdemokratie diskutieren. So gut wie über Änderung von Verfassungs- und Verwaltungsgrundsätzen diskutiert wird, ohne daß das staatliche Leben in Gefahr gerät, so gut könnte man die Änderung von wirtschaftlichen Grundsätzen erörtern, ob und in welchem Maße und in welchem Tempo wirtschaftliche Bildungen neuen zu weichen haben, um den Anforderungen fortschreitender Kultur gerecht zu werden, wo und wann der private Unternehmer dem öffentlichen in Staat, Provinz, Gemeinde zu weichen hat, inwieweit die Menschheit dazu reif ist, den Gewinn als den wesentlichsten Antrieb zur Gütererzeugung aufzugeben, und ob sie hierzu überhaupt in absehbarer Zeit reif sein wird. Wie wünschenswert wäre es, mit der Sozialdemokratie über diese Frage in aller Ruhe zu diskutieren, von deren Bejahung oder Verneinung die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Einführung des Zukunftsstaates, der Verwirklichung der sogenannten Endziele, offenbar abhängt!

Im einzelnen hat man sich doch schon lebhaft mit solchen Fragen beschäftigt, so seinerzeit mit der Verstaatlichung der Eisenbahnen in Preußen oder mit der Verstärkung des staatlichen Besitzes von Steinkohlengruben, so mit der Frage, ob die private Unternehmung ausgeschaltet werden soll für die Wasser- und Lichtversorgung, die Verkehrsanstalten in den Gemeinden, wie man auch in aller Ruhe über den sogenannten Antrag Kanitz diskutiert hat, der die Versorgung Deutschlands mit ausländischem Getreide dem privaten Händler entziehen und dem Staat übertragen wollte. Alles Schritte, theoretisch gedacht, in sozialistischer Richtung. Nein, das, was die Sozialdemokratie gefährlich macht, das sind nicht die Ziele, sondern die Wege, auf welche sie ihre Anhänger verweist, das ist die absolute Absonderung der Arbeiterschaft von allen anderen Bevölkerungsklassen, von der Gemeinsamkeit des Vaterlandes, der staatlichen Ordnung, das ist die Erbitterung, die sie erzeugt, das ist der Klassenkampf und der Klassenhaß, den sie braucht, das ist das Streben nach der ausschließlichen politischen Herrschaft des Proletariats.

Digitized by Google

Mit dem Manne, der mich für seinen geborenen Feind hält, der annimmt, daß mein Vorteil unter allen Umständen sein Nachteil, mein Nachteil unter allen Umständen sein Vorteil sein muß, kann ich über nichts mit Erfolg diskutieren, über nichts mich verständigen. In dieser Scheidung liegt die Ursache der tiefen Kluft, welche die Lohnarbeiter, soweit sie der sozialdemokratischen Partei angehören, von allen anderen Klassen der Bevölkerung trennt, ohne deren Ausfüllung wir allerdings in ständiger Gefahr leben würden.

Und nun frage ich: Gibt es wohl ein besseres Mittel, denen das Geschäft zu erleichtern, die den Lohnarbeitern wieder und wieder predigen, daß sie bei der bürgerlichen Gesellschaft, den Regierungen keine Hilfe, keine Gerechtigkeit fänden, daß sie alle miteinander die eine reaktionäre Masse bildeten, die trachte, sich auf Kosten der Arbeiter zu bereichern, — als wenn man den Arbeitern den Weg der Selbsthilfe verschränkt, den einzigen Weg, auf dem sie zu einer dem Unternehmertum gleichberechtigten Stellung in dem wirtschaftlichen Kampf um die Arbeitsbedingungen gelangen können? Als wenn man auf die Koalitionen und die Arbeiterberufsvereine eine Gesetzgebung anwendet, die nicht für sie gedacht war, und noch dazu in einer Weise anwendet, die bei den Betroffenen notwendigerweise das Gefühl ungerechter Behandlung wachrufen muß? Ich kenne kein wirksameres Mittel, die Sozialdemokratie zu stärken, als dies Verfahren, es sei denn das der Anwendung von polizeilicher, gewaltsamer Unterdrückung. Wer heute noch nicht begriffen hat, daß für absehbare Zeit mit der Sozialdemokratie als der Vertreterin des größten Teils der industriellen Arbeiterschaft gerechnet werden muß, wer heute noch sich einbildet, die Herrschaft der Sozialdemokratie über die Arbeiterschaft brechen zu können durch Gewalt oder durch kleinliche polizeiliche Mittel, der ist nicht nur mit Blindheit geschlagen, sondern, wenn er Einfluß auf die Leitung der Politik im Staatsleben hat, auch in hohem Grade gefährlich, weil er auf Grund einer falschen Diagnose zu falschen Mitteln greifen wird.

Nicht die Sozialdemokratie zu beseitigen kann die Aufgabe umsichtiger Politiker sein, weil sie hieran umsonst arbeiten würden, sondern die Hindernisse zu beseitigen, die der Umwandlung der Sozialdemokratie, wie sie jetzt ist, in eine Arbeiterpartei entgegenstehen, die ohne Klassenhaß und ohne Vernichtungskrieg gegen das Bestehende, im Wege der Reform und der Entwickelung den Arbeitern den Platz an der Sonne zu erkämpfen sucht, auf den sie Anspruch haben, wie jeder andere Staatsbürger. Und eins der schwerwiegendsten Hindernisse dieser Umwandlung ist die Versagung der Gleichberechtigung in dem wirtschaftlichen Kampfe um die Arbeitsbedingungen, und darum ist eine Sozialreform, welche nicht die „Förderung der Bestrebungen der Arbeiter, in Berufsvereinen und Gewerkschaften ihre Lage zu verbessern", nicht die Gleichberechtigung der Arbeiter im Sinne der Kabinettsorder vom 4. Februar 1890, nicht die Befreiung der Koalitionsrechte und des Rechts der Arbeiterberufsvereine von den Fesseln des politischen Vereinsrechts umfaßt, überhaupt keine Sozialreform.

Ich weiß es wohl, daß gegen die Arbeiterorganisationen mancherlei schwere Vorwürfe erhoben werden. Man beschuldigt sie des Terrorismus gegen nicht sozialdemokratisch gesinnte Arbeiter, des Mißbrauchs der Macht, man liebt es neuerdings, besonders in Deutschland, zu behaupten, die Ausbildung der Arbeiterorganisationen führe in bedenklichem Maße zur Schwächung

Digitized by Google

der industriellen Kraft, wie z. B. die englischen Trade-Unions daran Schuld trügen, daß die englische Industrie nicht ihre Vorherrschaft auf dem Weltmarkt habe behaupten können. Letzteres halte ich für eine ungeheure Übertreibung, im übrigen aber gibt es gewiß eine große Anzahl von Fällen, in denen die erhobenen Vorwürfe gerechtfertigt sind. Es liegt mir völlig fern, sie zu beschönigen oder zu verteidigen. Im Gegenteil, hier wie überall halte ich die Anwendung von Gewalt gegen die Schwächeren, die dauernd oder nur zeitweise Schwächeren, zum Zweck der Erreichung von materiellen Vorteilen für eine der widerwärtigsten Erscheinungen im sozialen Leben. Aber, machen sich denn nur die Arbeitervereine in dieser Beziehung schuldig? Weiß man nicht, mit welchen Mitteln z. B. der Petroleumring unbequeme Konkurrenten aus dem Wege geräumt hat, wie er bis zum kleinsten Detaillisten hinab sich die Händler aller Weltteile untertänig gemacht hat? Soll man nicht, gegenüber den Klagen über Streik und Terrorismus, sich erinnern an Aussperrungen und schwarze Listen? — an die nicht seltene Weigerung der Unternehmer, zum Austrag oder zur Verhütung von Streitigkeiten das Gewerbegericht anzurufen?

Mißbrauch der Gewalt ist eins der ältesten Leiden der Menschheit, ein Zeichen von Roheit und zugleich von Kurzsichtigkeit, weil die Vergeltung bei gegebener Gelegenheit nicht ausbleibt. Man muß ihr überall entgegentreten, wo Veranlassung vorliegt, auch mit dem bestehenden Strafgesetz — aber nicht nur bei den Arbeitervereinen; man muß sie ansehen als ein Zeichen noch unentwickelter Kultur und darnach streben, die Entwickelung zum Besseren zu beschleunigen, und das wird in dem wirtschaftlichen Kampfe zwischen Unternehmertum und Lohnarbeiter am sichersten geschehen, wenn beiderseits gebildete, starke Organisationen in voller Gleichberechtigung sich gegenüberstehen, wenn an Stelle des Kampfes der Vertrag zwischen zwei ebenbürtigen, sich gegenseitig respektierenden Gegnern tritt. Wir sind dazu auf dem Wege, die immer häufiger werdenden Tarifgemeinschaften sind Zeugen dafür. Sie sind undenkbar ohne die Unterlage kräftiger Organisationen, und deshalb müssen wir wieder und wieder und immer lauter und lauter die Forderung erheben, daß die Vereinsgesetzgebung so geändert werde, daß den Arbeiterorganisationen die Vertretung ihrer beruflichen Interessen, den Koalitionen die Geltendmachung der Gleichberechtigung im wirtschaftlichen Kampf nicht durch gesetzliche Vorschriften, durch richterliche Urteile und durch Maßnahmen der Verwaltungsbehörden beschränkt wird.

* * *

Wenn wir uns nun noch einmal die Lage der gewerblichen Lohnarbeiter in der jetzigen Zeit zusammenfassend vergegenwärtigen, so kommen wir zu dem Resultat, daß zwar eine fortschreitende Besserung außer Zweifel steht, daß aber noch immer ein erheblicher Teil der Arbeiter in Not und Elend lebt, daß ein großer Teil nur ein Einkommen hat, das zur Befriedigung der dringendsten Lebensbedürfnisse gerade hinreicht, daß es nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ist, dem sein Einkommen einen Anteil an den Freuden des Lebens, an den Segnungen einer fortschreitenden Kultur und Bildung gewährt, daß sie sämtlich unter dem Damoklesschwert drohender Arbeitslosigkeit leben.

Die Arbeiterschaft ist in ihrer Gesamtheit unzufrieden mit dieser Lage, sie strebt, sie zu verbessern durch Einflußnahme auf die Gestaltung der Arbeitsbedingungen und durch die Forderung staatlichen Eingreifens. Weil ihrer

Digitized by Google

Meinung nach ihr die beanspruchte Hilfe in der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung nicht nur nicht gewährt wird, sondern auch der verlangten Gleichberechtigung im wirtschaftlichen Kampfe Hindernisse bereitet werden, so stellt sich ein großer Teil der Lohnarbeiter dieser Ordnung und ihren Trägern feindlich gegenüber. Er sondert sich ab als Klasse von allen anderen sozialen Gruppen im Staat und führt den Klassenkampf in der Behauptung, daß eine Besserung seiner Lage nur durch die Arbeiterschaft selbst und nur durch sie allein herbeigeführt werden könne. Zwischen diesem Teil der Lohnarbeiterschaft und den übrigen Bevölkerungsteilen unseres Vaterlandes ist eine tiefe Kluft entstanden, die ein gegenseitiges Verstehen fast unmöglich macht, und erst im letzten Jahrzehnt sind hin und wieder einige Brücken geschlagen worden, auf denen eine Wiederannäherung möglich wird. Kein Zweifel, der innere Friede in unserem Vaterlande ist auf das ernsteste erschüttert und gefährdet.

Wir, die wir uns in der Gesellschaft für Soziale Reform zusammengefunden haben, stellen uns demgegenüber die doppelte Aufgabe:

Erstens auf eine Besserung der ungenügenden Lage der Lohnarbeiter in überlegter, aber konsequenter und energischer Weise hinzuwirken, das Elend aus den Kreisen der Arbeiterschaft zu verbannen, in fortschreitender Progression die Zahl derer zu vermehren, deren Leben nicht nur durch den Kampf um die Existenz ausgefüllt wird, und so

Zweitens durch Beseitigung der Ursachen der Unzufriedenheit diese selbst zu beseitigen, der Arbeiterschaft die Überzeugung zu geben, daß sie in dem Ringen um eine bessere Existenz nicht allein steht wider alle anderen sozialen Klassen, kurz dem Vaterlande den inneren Frieden wiederzubringen.

Wir lehnen alle Mittel der Gewalt und des Zwanges gegenüber der Arbeiterbewegung, soweit sie nicht gegen das bestehende Strafgesetz verstößt, ab und wollen sie unter das gemeine Recht gestellt wissen in der Überzeugung, die durch die Erfahrung, die wir in Deutschland selbst mit dem sogenannten Sozialistengesetz gemacht haben, gestützt wird, daß man mit Zwang und Gewalt wohl vorübergehende Erfolge erreichen, wohl äußere Symptome treffen, niemals aber Gesinnungen ändern kann.

Die soziale Reform ist unsere Waffe und unsere Hoffnung. Und wenn die Gegner uns blind und töricht nennen, oder gar uns andere unedle Motive wie Eitelkeit und das Haschen nach Popularität unterschieben, oder wenn sie uns verträumte Idealisten nennen, so soll uns das nicht abbringen von dem Wege, den uns Mitleid, Gerechtigkeitsgefühl und politische Einsicht hat wählen lassen. Idealisten freilich sind wir, aber nur insofern, als wir von der Richtigkeit, von der sittlichen Berechtigung und von der Ausführbarkeit unserer Bestrebungen überzeugt sind.

Am Schluß seines Buches: „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert" kommt einer der scharfsinnigsten Gelehrten unseres Vaterlandes, Professor Sombart, zu dem trüben Ergebnis der wirtschaftlichen Entwickelung des vergangenen Jahrhunderts, daß es ein ungeheures Defizit an idealer Begeisterung hinterläßt. In dem Maße, wie die idealen Güter schwänden, träten naturgemäß die materiellen Interessen in den Vordergrund. Mit der Fähigkeit, sich für große Ideale zu begeistern, sei in unserem öffentlichen Leben auch die Freude an der Vertretung großer politischer Grundsätze geschwunden und die Gebildeten zögen sich mehr als während des verflossenen Menschenalters von allem öffentlichen Leben zurück und verlören das Interesse an politischen Vorgängen.

Digitized by Google

Wir wollen ihm zugeben, daß in unserer Zeit die materiellen Interessen Gedanken und Tun der Menschen in weit höherem Maße beherrschen als ideale Regungen, ja daß die Begeisterung für große Ideale bedauerlich darniederliegt. An dem Mangel solcher Ideale aber liegt das nicht. Wenn auch, wie Sombart sagt, die großen Ideale, die noch unsere Väter und Großväter begeisterten, verblaßt sind, teils weil sie verwirklicht, teils weil sie als belanglos erkannt worden sind, so wollen wir an ihre Stelle ein neues setzen, das an Bedeutung und an Begeisterungsfähigkeit hinter jenen nicht zurücksteht: die Hebung der materiellen und ideellen Lage der Lohnarbeiter in ständigem Fortschreiten, die Sicherung ihres Anteils an dem vermehrten Volkswohlstand, an den Segnungen der Kultur, an Bildung, an Kunst und Wissenschaft, die Wiederkehr des innern Friedens im Vaterlande. Geistiges wie wirtschaftliches Ringen wird, solange Menschen leben, aus ihrer Gesellschaft nicht verschwinden, und es ist gut, daß es so ist, auf daß die Muskeln nicht erschlaffen; notwendig aber für die sittliche Entwicklung der Menschheit ist es, daß einerseits das Ringen ohne Haß des Bürgers wider den Bürger geführt wird und anderseits unter Achtung des Rechts, das jedem in gleichem Maße zugemessen werden muß, sonst ist es ein Recht ohne Gerechtigkeit.

Ist ein solches Streben nicht ein ideales, kann ein solches Ideal nicht mit Recht dem des geeinten deutschen Vaterlandes, der bürgerlichen Freiheiten an die Seite gesetzt werden? Nicht an hohen Idealen fehlt es unserer Zeit, sie liegen offen auf der Straße, nur an den Menschen fehlt es, die sich darnach bücken, um sie aufzuheben und zu den ihren zu machen. Wer sich der Gesellschaft für Soziale Reform anschließt, der bekennt sich zu ihnen und zu der Verpflichtung, an den trägen Geistern zu rütteln, die Widerstrebenden zu überzeugen oder, wenn sie nicht zu überzeugen sind, zu bekämpfen. Das aber können wir nur, wenn wir diese Ideale voll in uns aufnehmen, wenn wir unsere ganze Kraft, unser ganzes Können für sie einsetzen, wie es der wackere Mann tat, Richard Roesicke, den der Tod uns zu unserem großen Schmerz geraubt hat. Goethe sagt:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt ....

Versuchen wir es, bei dem Eintreten für unsere Gedanken an diesem Rezept des Weisesten aller Deutschen zu verfahren!

Aus unserer südwestafrikanischen Kolonie.

In einem Berliner Blatt entwirft ein ehemaliger südwestafrikanischer Eisenbahnangestellter ein wenig erfreuliches Bild von unserer jetzt so hart umstrittenen Kolonie. „Meine Hoffnungen", so beginnt er seine Schilderungen, die freilich vier Jahre zurückdatieren, da er 1900 hinüberging, „die doch keineswegs allzuhoch geschwellt waren, erfuhren eine schwere Enttäuschung schon

Digitized by Google

angesichts des Hafenortes Swakopmund. Die Landungsverhältnisse dieser „Hafenstadt" sind außerordentlich traurige. Zum Löschen der Ladung und zum Landen der Passagiere hatten wir in Monrovia 60 Neger an Bord genommen, die für zehn Tage verpflichtet worden waren... Die Landung wird durch 5 Meter lange und 1 Meter breite Boote bewerkstelligt, die mit sieben Negern — sechs Ruderern und einem Steuermann — besetzt und von einer Pinasse bis auf 500 Meter ans Ufer herangeschleppt werden. Hier stoppt dann die Pinasse, und der Geschicklichkeit der Neger ist alsdann das Schicksal von Passagieren und Landung anvertraut. Bis ans Land gelangen auch diese Boote nicht, vielmehr dienen die Schultern kräftiger Schwarzer als Beförderungsmittel durch den Ufergischt. Die ganze Landung ist keineswegs ungefährlich. Verläßt den schwarzen Steuermann einen Augenblick die Besonnenheit, so kentert das Boot, und das lebendige und tote Inventar liegt im Wasser. Bei unserer Landung traf das zweite Boot dies Schicksal, und fünf Menschen — drei Weiße und zwei Neger — fanden den Tod in den Wellen."

Inzwischen sind die Landungsverhältnisse durch den Bau der großen Mole ja bedeutend bessere geworden. Und auch die „Hafenstadt", die sich seitdem wohl schon etwas besser herausgemacht hat, dürfte nicht mehr den geschilderten „denkbar tristesten Eindruck machen": „Zwischen hohen Sandbergen zerstreut lagen einige Dutzend Wellblechbuden. Die trostlos öde Szenerie wird nur durch die Brandung belebt, die sich an den messerscharfen Klippen bricht..."

„Im Laufe meines Dienstes hatte ich Gelegenheit, den größten Teil des Landes kennen zu lernen. Das Klima, das in Swakopmund sehr veränderlich und ungesund ist, ist im Innern ganz erträglich. Aber hinsichtlich der Vegetation bietet das ganze Land ein trauriges Bild. Bis zu Kilometer 121 der Linie Swakopmund—Windhuk ist das Land kahl und öde, ohne Halm und Strauch, man sieht nichts als Himmel und Sand. Von hier ab beginnt sich hier und da ein Strauch oder Baum zu zeigen. Erst von Kilometer 209 ab wird der Pflanzenwuchs etwas üppiger, wenn dieser Ausdruck überhaupt angewendet werden darf. Denn wüst und öde bleibt die Landschaft auch in den ‚gesegneten' Distrikten; Büsche und Bäume treten immer nur sporadisch oder in kümmerlichen Gruppen und nicht minder kümmerlichen Exemplaren auf. Auch der Graswuchs reicht gerade aus, um bescheidene afrikanische Wiederkäuermagen zu füllen. An Wild sieht man Springböcke, Keedules, Wildebeests, Hardebeests, Strauße und Leoparden. Das Wasser an der ganzen Bahnstrecke war überall brackig, nur in Swakopmund, Karibib, Modderfontein und Abbabis gab es Brunnen mit Süßwasser, von denen aus die ganze Bahn bis Windhuk versehen werden mußte.

„Das Leben der Weißen bietet unter solchen Verhältnissen wenig Reize. Nur in den größeren Stationen wohnen deren so viele zusammen, daß von einer gewissen Geselligkeit die Rede sein kann, auf den kleinen Stationen, wo nur ein paar Weiße vorhanden sind, verläuft die Zeit äußerst eintönig. Manch einer würde dem unwirtlichen Lande schleunigst den Rücken kehren, wenn er nicht, als ehemaliger Schutztruppensoldat der europäischen Arbeit entwöhnt, als Farmer und Händler in ein paar Jahren so viel verdienen zu können hoffte, um sich später in der Heimat eine Existenz gründen zu können. Mit dem ‚Sparen' ist es freilich so eine eigene Sache. In Ermangelung einer besseren Unterhaltung verbringt man vielfach die Zeit mit Kartenspielen und Trinkgelagen, wobei das zusammen-

Digitized by Google

geraffte Geld dann wieder flöten geht. Sind doch die Getränke außerordentlich teuer. Ist jemand übrigens erst in unserer schönen Kolonie, so kommt er so leicht nicht wieder fort. Die Händler sind ungemein freigebig im Kreditgewähren, daß nur sehr energische Charaktere der Versuchung leichtsinnigen Schuldenmachens zu widerstehen vermögen. Steckt aber einer erst in der Kreide oder hat er sich irgend etwas zuschulden kommen lassen — sei es bei der Bahn, dem Hafenamt oder der Kolonialgesellschaft — so wird ihm die Heimreise verteufelt schwer gemacht. Vermag er nicht ein tadelloses Führungsattest der Polizei, bei der jeder Schuldner angemeldet wird, vorzuweisen, so bekommt er kein Schiffsbillett ausgehändigt. Und wandert er zehn Stunden weit nach der im englischen Besitz befindlichen Walfischbai, so erreicht ihn auch dort meist noch das Auge des Gesetzes."

Sehr interessant ist das Urteil, das der Eisenbahner über die Hereros fällt: „Dieser Kaffernstamm besteht durchaus nicht aus so diebischen und gewalttätigen Elementen, wie unsere Kolonialfexe es zu behaupten wagen. Die Hereros sind vielmehr im allgemeinen ein friedliches und arbeitsames Volk, das erst durch fortgesetzte Mißhandlung und Brutalität aus dieser Ruhe aufgeschreckt und zum Verzweiflungskampf um seine Existenz getrieben worden ist. Der südwestafrikanische Kaffer ist bei richtiger Behandlung willfährig und anstellig. Viele Kaffern verraten sogar Intelligenz. Mit großem Geschick verrichten sie alle ihre Obliegenheiten, zu denen man sie angewiesen hat.

„Allerdings hat der Kaffer, wie jeder Naturmensch, eine Schwäche für den Alkohol, für den er unbedenklich alles hingibt, aber diese Leidenschaft ist in ihm durch die Weißen erst mit Raffinement erweckt worden. Außerdem lieben viele Weiße den Alkohol kaum weniger als die Kaffern selbst.

„Ebenso steht es mit der notorischen ‚Zuchtlosigkeit' der Kaffern. Der Kaffer hat etwas andre Sittlichkeitsbegriffe, als der Weiße, das heißt der wirklich zivilisierte Weiße, denn der Weiße im allgemeinen gibt den Kaffern das denkbar schlechteste sittliche Vorbild und trägt wenig Bedenken, in animierter Stimmung in die Hütten der Kaffern einzufallen. Jedenfalls habe ich Kaffern kennen gelernt, die lieber auf ihren verdienten Monatsgehalt verzichten, als ihre Weiber den Gelüsten Weißer preisgeben wollten. Mit dem Monatsgehalt der Kaffern ist es freilich eine eigene Sache. Für ihre Arbeit bei dem Brunnenbohren längs der Bahn sollten sie vertragsmäßig 15—20 M. erhalten. Von dem Gelde bekamen sie aber meistens nichts in die Finger, da ihr Vorgesetzter es verstand, ihnen allerlei Waren — ein paar Schuhe jämmerlichster Qualität, eine Decke im Werte von 3—4 M., ein paar Meter Zeug u. dgl. — aufzuhängen, die ihnen zu einem Preise berechnet wurden, daß sie von ihrem Lohne nichts mehr übrig behielten. Dazu kam noch eine Behandlung der schwarzen Arbeiter, gegen welche die der ostelbischen Landproletarier, denen gegenüber man sich doch auch gelegentlich ‚schlagender Argumente' bedient, noch als der Gipfel der Humanität anzusehen ist. . . . Der Weiße fühlt sich als Herrenmensch, der den Eingeborenen als eine minderwertige Kreatur betrachtet, die er denn auch demgemäß behandelt. Rechnet man noch hinzu die systematische Auswucherung der Eingeborenen, die brutale Eintreibung der Schulden, zu denen man die Schwarzen erst mit allen Mitteln verlockt hat, ihre Verdrängung von ihrem ehemaligen Grundbesitz, so kann sich kein vernünftiger Mensch wundern, daß es in der Kolonie endlich zur Katastrophe gekommen ist."

Digitized by Google

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Frage des modernen Strafvollzuges.

Nachdem diese Frage im Januar- und März-Heft des Türmers von zwei Theoretikern behandelt worden ist, möchte auch der Unterzeichnete, der die Strafanstalt aus eigener Erfahrung kennt — er hat ca. zwei Jahre darin zubringen müssen — einmal das Wort dazu ergreifen.

Die Entgegnung des Herrn Dr. von Rohden auf den Treuschen Aufsatz bringt durchaus nicht die Widerlegung, sondern im Gegenteil nur die Bestätigung der Treuschen Angaben und Behauptungen.

Nach der Rohdenschen Ansicht sind sämtliche Strafanstalts-Insassen „unerzogen", „die ihre Freiheit nicht zu schätzen wußten und infolgedessen dem Zwange unterworfen werden müssen". Herr Rohden scheint nicht bemerkt zu haben, welche Männer heutzutage ins Gefängnis wandern müssen; Männer, deren Erziehung und moralische Qualifikation wohl über jeden Zweifel erhaben ist. Eine treffende Kritik aber spricht Herr von Rohden über unsere militärischen Zustände aus, nämlich daß der beim Militär herrschende Zwang weniger erträglich sei, als der in Strafanstalten. Allerdings, denn in der Strafanstalt weiß man, daß man Gefangener ist, während einem beim Militär eingeredet wird, daß man es als eine Ehre ansehen müsse, wenn man dem Vaterlande dienen könne. Als Gefangener erwartet man schon keine besonders ehrenvolle Behandlung, man ist schon zufrieden, wenn man nur menschlich behandelt und sonst nicht gereizt wird; während man beim Militär oft unmenschlich und konstant herausfordernd behandelt wird. Mir sagte früher einmal ein junger Handwerker, daß er lieber ein Jahr Zuchthaus abmachen wolle, als zwei Jahre Soldat spielen. Damals war ich entsetzt über diese rohe Äußerung; als ich aber das Soldatenleben aus eigener Erfahrung kennen lernte, kam mir die Bedeutung dieser Worte erst zum vollen Verständnis. Ich habe zwei Regimentern angehört, und ich kann bezeugen, daß die Behandlung im Gefängnis korrekter ist als beim Militär. Das Erzieher- bzw. Aufsichtspersonal ist allerdings nicht das, das es eigentlich sein sollte; doch habe ich sogar Leute darunter gefunden, die als Menschen manchen Geheimrat beschämen könnten; es sind aber, wie gesagt, nur Ausnahmen; der Durchschnitt eignet sich zu allem anderen,

Digitized by Google

nur nicht zu Strafanstaltsaufsehern. Ich wünschte Herrn Dr. von Rohden einmal das Vergnügen, in die Lage zu kommen, „sich seiner sauberen Zelle, seines blankgeputzten Geschirrs erfreuen zu können", vielleicht wird er dann anders über die „erziehliche Bedeutung" dieser „mittelbaren Tugenden" denken. Man vergegenwärtige sich nur einen älteren, akademisch gebildeten Herrn, Vater erwachsener Kinder, in Sträflingskleidung und in militärisch strammer Haltung vor dem inspizierenden, gestrengen Herrn Aufseher von ca. 30—35 Jahren, der, als früherer Dienstknecht oder Bauarbeiter, natürlich sachverständig auf dem Gebiete des Reinemachens ist, „angetreten", um zu vernehmen, daß dies alles noch kein „Reinmachen", sondern nur eine Schmiererei sei, es müsse alles noch einmal geputzt und gescheuert werden, widrigenfalls die Sache zur Meldung komme usw. Das, was Herr Dr. von Rohden über Lektüre, Selbstvervollkommnung, Zeitschriften und Schreiberlaubnis schreibt, zeugt von Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse; die Leußschen Angaben sind durchaus wahrheitsgemäß! Herr Max Treu hat vollständig recht, wenn er behauptet, daß alle von den Herrschenden geschriebenen Aufsätze unter einer gewissen Schablone geschrieben seien, und daß es das richtigste wäre, wenn die Richter bzw. die in Betracht kommenden Verwaltungsbeamten ein Semester lang in einer Strafanstalt zubringen müßten, um eine Ahnung von dem wirklichen Wesen der Strafe zu bekommen. E. K.

Zur Frage: Gibt es eine Offenbarung?

(Vgl. Heft 6, 7 und 8.)

Mit regem Interesse habe ich den Aufsatz: Gibt es eine Offenbarung? gelesen, leider komme ich erst jetzt dazu, das, was mir an dem Aufsatze mißfällt, zu kritisieren. Meiner Ansicht nach ist der Offenbarungsbegriff, wie ihn der Verfasser faßt, falsch. Der Begriff Offenbarung ist ursprünglich religiös gedacht, aber weil sich ähnlich *scheinende* Vorgänge auch auf andern Gebieten abspielten, auf diese übertragen. Ich sagte mit Absicht „ähnlich scheinende Vorgänge". Dafür ist mir ein typisches Beispiel das des Pythagoras. Durch ein konsequentes Denken hat Pythagoras die Wahrheit vorbereitet, wie der Verfasser selbst zugibt. Nun bedarf es aber keiner göttlichen Einwirkung, sondern es genügt die Annahme eines natürlichen Vorganges. Durch das Denken haben sich zwei Vorstellungsreihen gebildet, die getrennt nebeneinander hergehen. Durch die immerwährende Annäherung wird aber eine endliche Vereinigung der Vorstellungsreihen vollzogen, die sich ähnlich der Entladung zweier entgegengesetzter Elektrizitätsmengen vollzieht. Zu dieser Erklärung wird man auch gedrängt, wenn man mit diesem Beispiel das einer religiösen Offenbarung vergleicht. Denken wir einmal an Jesaias 6, 11—13. Da spricht der Prophet von zwei Verheerungen von Juda, es sind wohl die assyrische und babylonische Gefangenschaft gemeint. Durch konsequentes, scharfes Beobachten und Denken konnte der Prophet vielleicht auf *eine* Weissagung kommen, aber sagen zu

Digitized by Google

können: „Und ob noch der zehnte Teil darinnen bleibt, so wird es abermal verheeret werden", dazu gehört mehr, dazu gehört die göttliche Einwirkung. Außerdem ist es ja nicht immer der Fall, daß sich die Propheten mit dem Stoff ihrer Weissagung *stark* beschäftigt haben, dagegen spricht beispielsweise Jeremias 20, 7: „Du hast mich überredet . . ." Trotzdem er nicht reden wollte, mußte er weissagen, der Geist Gottes war stärker als sein Wille. Aus diesen Beispielen kann man wohl schließen, daß es falsch ist, von Offenbarungen auch bei Künstlern und Gelehrten zu reden.

Möglich ist auch die wirkliche religiöse Offenbarung. Die Vorbedingung für eine Offenbarung ist das Dasein eines persönlichen Gottes, wie der Artikelschreiber ganz recht sagt. Es muß aber dem göttlichen, allmächtigen Geiste auch möglich sein, sich mit dem Menschen in Verbindung zu setzen, genau wie es möglich ist, daß ein Mensch sich mit einem andern ohne äußere Mittel in Verbindung setzen kann, ihm beispielsweise eine bestimmte Willensrichtung aufzwingen kann. Wie sich dabei eine Unterdrückung, Besiegung des Willens des andern Menschen vollziehen muß, so ist es ja fast ganz genau bei Jeremias geschehen. Damit ist aber auch gleichzeitig das Vorhandensein einer objektiven Offenbarung bewiesen; denn hierbei sind die Menschen nur passive Wesen, keine subjektiv handelnden. Das ist auch keine niederdrückende Wahrheit, sondern es bleibt sich vollständig gleich, ob ich eine oder zwei Arten von Offenbarungen annehme. Objektive Offenbarungen kann eben jeder religiös tief empfindende Mensch haben, nicht bloß derjenige, der scharf genug denken kann, um eine subjektive Offenbarung haben zu können, denn dazu gehört eben das Denken. Gegen die objektive Offenbarung spricht auch nicht das Vorhandensein vieler christlich-religiöser Erkenntnisse schon bei den Heiden. Weshalb sollen das keine objektiven Offenbarungen gewesen sein, der Gegenbeweis ist jedenfalls noch nicht erbracht. Nein, es ist das Vorhandensein gewisser christlicher Erkenntnisse sogar nötig; denn dadurch bereitete Gott ja die Heiden für das Christentum vor, sie konnten es daher leichter annehmen. Ebenso ist es mit den Juden, wenn auch die christliche Sittenlehre schon vorhanden war, so war sie doch durch das Nebensächliche zu sehr verdunkelt, um wirken zu können. Das aber an das Licht gezogen und zusammengefaßt zu haben, ist ein Verdienst Jesu. Diese Sittenlehre ist aber nicht das Hauptverdienst, wohl mehr bedeutet die Persönlichkeit Jesu. Doch davon zu sprechen, gehört wohl nicht zum Thema. Wenn ich eine Zusamenfassung meiner Ausführungen geben soll, so muß ich sagen:

1. Unter Offenbarung darf man, genau genommen, nur die Übermittelung religiöser Erkenntnisse verstehen, da die Offenbarung eines Künstlers und Gelehrten von der ersteren grundverschieden ist.

2. Es gibt zwei Arten der religiösen Offenbarung, eine objektive und eine subjektive, wie Beispiele zeigen. J. Sch.

Digitized by Google

Der Kampf mit geistigen Waffen. — Wie Brüder beieinander wohnen. — Das finstere Mittelalter und die helle Gegenwart. — Nachtwächter und Ruhestörer.

Wann immer auch es der Sozialdemokratie in die Parteibude regnet, stets springen ihr mit bemerkenswertem Diensteifer unfreiwillige Gönner bei, die treu und bieder den „staatserhaltenden" Schirm über ihnen ausspannen, unter dessen freundlich einladendem Dache die auseinander strebenden Genossen samt „Mitläufern" in holder Eintracht sich wieder zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden. So bleibt das bekannte „Schweineglück" der Sozialdemokratie in allewege treu.

Soeben erst konnte man diesen höchst merkwürdigen Vorgang wieder beobachten. Mehr noch als der famose Dresdener Parteitag hatten seine endlosen kolportagehaften „Fortsetzungen", die erbaulichen „Erörterungen" unter den Führern, das kleinlich-persönliche Gezänke und engherzige Spießertum in den Reihen der Partei, nicht nur den Eifer und die Begeisterung vieler und nicht der schlechtesten Genossen abgekühlt, sondern auch ganz besonders die zahlreichen „Mitläufer" verstimmt. Die mehr als schäbige Behandlung Göhres und anderer von der Pöbelweisheit und den Pöbelinstinkten emanzipierter oder sich doch emanzipieren wollender Genossen, alles das und noch mehreres konnte auf die enragierten Gegner der Partei nur als ein Schauspiel für Götter wirken. Die Folgen blieben denn auch nicht aus. Bei den Nachwahlen versagte der Apparat, der bei der Hauptwahl so vorzüglich gearbeitet hatte, daß der Partei der Kamm gar mächtig geschwollen war. Aber eben, daß er gar zu mächtig geschwollen war, wurde ihr zum Verhängnis. Die Haupthähne glaubten nun, nicht nur mit den Mitläufern, sondern auch mit den eigenen Genossen sich alles, aber auch alles erlauben zu dürfen, und vergaßen darob die ewige Wahrheit, daß selbst der Wurm sich krümmt, wenn er getreten wird. Und so krümmten sich zahlreiche Mitläufer und Genossen bei den Nachwahlen auf eine Art und Weise, die für die Partei nichts weniger als erfreulich war.

Digitized by Google

Nun sollte man meinen, daß die bürgerlichen Kreise angesichts eines solchen Bildes nur von dem einen innigen Wunsche beseelt sein müßten: — „O rühret, rühret nicht daran!" Die soziale Bewegung — und die sozialdemokratische ist nur eine Form, ein Stadium, eine Phase dieser allgemeinen Bewegung — muß wie jede weltgeschichtliche ihre natürliche Entwicklung durchmachen. Jedes Hineinpfuschen, jedes Aufhaltenwollen ist vom Übel, hebt den Prozeß selbst nicht auf und kann nur von ganz vorübergehendem Erfolge sein. Denn würde er länger andauern, so müßte sich die künstlich gehemmte Entwicklung, wie eine zurückgehaltene Naturgewalt, über kurz oder lang in Katastrophen entladen, die mehr Unheil anrichten würden, als die auf eine lange Zeitspanne verteilten, dadurch abgeschwächten und erträglich gemachten schmerzhaften Nebenwirkungen, die jede, auch die gesündeste Bewegung im Gefolge hat. Die Sozialdemokratie läßt sich, soweit sie mit der sozialen Bewegung identisch ist, überhaupt durch negative Mittel nicht „bekämpfen". Es kann dies nur in der Beschränkung auf ihre Auswüchse geschehen, und dazu reichen die bestehenden Gesetze vollkommen aus. Denn alles, was ihr an solchen Auswüchsen anhaftet, wird bereits jetzt von den Gesetzen verboten und von der Staatsgewalt geahndet. Nur durch positive Mittel kann man der Sozialdemokratie ernstlich beikommen, und zwar indem man sich die berechtigten Forderungen der sozialen Bewegung zu eigen macht und sie ohne Überstürzung, aber mit ehrlichem Willen in redlicher Arbeit nach und nach Taten werden läßt.

Unser Zeitalter ist aber zu nervös und hastig, um den Dingen die Zeit zu lassen, deren jede gesunde Entwicklung bedarf. Auf beiden Seiten ist ein sozialpolitisches Pfuschertum emsig bemüht, die Räder der natürlichen Entwicklung gewaltsam vorwärts zu treiben, oder ebenso gewaltsam rückwärts zu schieben. In dem Augenblicke, wo die Sozialdemokratie in ihrem eigenen Fett zu schmoren anfängt, wo ruhiges Zuschauen, wie sie selbst mit sich fertig werde, die einzige vernünftige Politik wäre, wo es ihr aus dem eigenen Parteihimmel in die Bude regnet, da finden sich sofort die übereifrigen unfreiwilligen Gönner, die ihr den rettenden Regenschirm hinhalten, unter dem sich angeblich die staatserhaltenden Elemente zum gemeinsamen Kampfe scharen sollen, in Wirklichkeit aber nur die feindlichen Brüder der Sozialdemokratie und die Unzufriedenen und Mißtrauenden aller Lager ihre Reihen schließen.

In beiden Häusern des preußischen Landtages konnte man dieser Tage manches interessante Bekenntnis gepreßter Herzen hören. Sie liefen alle — es waren ihrer ein ganz Teil — mehr oder weniger verblümt oder richtiger unverblümt auf den sehnsüchtig heißen Wunsch nach Ausnahmegesetzen, Abschaffung des bestehenden Reichswahlrechts, ja für den Notfall — im Augenblicke sei es „noch nicht opportun" — auf den Staatsstreich hinaus. Besonders mehrere Mitglieder des preußischen Herrenhauses zeichneten sich durch Offenherzigkeit in der Kund-

Digitized by Google

gebung dieser ihrer bescheidenen Wünsche aus. Und dabei gehörten die ausschließlich vor das Forum des Reichstages, nicht vor das der preußischen „Herren". Nichtsdestoweniger erlebte man das seltene Schauspiel, daß die Regierungsvertreter den „Herren" auch darüber Rede standen und nicht etwa „entrüstet das Lokal verließen", wie sie das ziemlich regelmäßig tun, wenn im Reichstage Fragen angeschnitten werden, die preußische Angelegenheiten auch nur berühren. Preußische „Herren" sind eben auch andere Leute, als so ein ganz gewöhnlicher Vertreter des deutschen Volkes und Reiches, und diese Auffassung, der sich auch die Regierungsmänner nicht verschließen, entspricht nur den tatsächlichen Machtverhältnissen. So sehr die liberale Presse sich bemüht, an diesem Tatbestande herumzunörgeln, so läßt sich doch daran nicht rütteln. So ist es nun einmal in Preußen-Deutschland bestellt. Oder, wie der noch gegenwärtige Reichskanzler so bezaubernd wie immer sagte: „Preußen in Deutschland voran!"

Es ist somit auch für das Reich nichts weniger als gleichgültig, welche Bestrebungen im preußischen Herrenhause den Ton angeben. In der Sprache dieses Hauses heißen sie „Kampf gegen den Umsturz". Es muß das ausdrücklich gesagt werden, denn andere Leute werden versucht sein, in jenen Bestrebungen alles andere zu sehen, nur nicht einen Kampf gegen den Umsturz. Ja, ich fürchte, sie werden darunter das genaue Gegenteil verstehen, das bewußte Bestreben, einen Umsturz von Grund aus herbeizuführen. Denn was kann Größeres und Wichtigeres in einem Staate umgestürzt werden, als die Grundlagen jeder Staatsordnung, als Gesetz und Verfassung? Und was widerspricht überhaupt mehr dem Begriffe gesetzlicher Ordnung, als der Bruch des Gesetzes durch ungesetzliche Gewalt, durch den in den Wünschen jener Herren zwar aufgeschobenen, aber nicht aufgehobenen Staatsstreich? Bei solchen Lehrmeistern kann fürwahr noch der röteste Sozialdemokrat in die Schule gehen, da kann er noch was lernen.

Kein Wunder bei diesen Anschauungen, daß die Reden jener Herren immer wieder in den Refrain ausklangen: „Mit geistigen Waffen ist gegen die Sozialdemokratie nichts auszurichten." Es ist auch das ein Bekenntnis — ein Selbstbekenntnis. Möchten es doch die Herren auch selbst beherzigen und daraus die einzig mögliche Folgerung ziehen, daß nämlich zufällig gerade sie nicht befähigt sind, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, und diesen Kampf lieber anderen überlassen sollten, solchen, die mit geistigen Waffen umzugehen wissen.

Wollte man sie doch nur mehr anwenden! Dazu genügt freilich nicht vornehmes, pharisäerhaftes Absprechen im Kreise überzeugter Gesinnungsgenossen. Sind die Massen irregeführt, jagen sie unerfüllbaren Phantomen nach, — geht doch in sie hinein, besuchet ihre Versammlungen, kläret sie auf, belehret sie! Es ist niemand dankbarer für ehrliche und sachliche Belehrung, als der einfache Mann aus dem Volke. Noch immer, trotz aller sozialdemokratischen „Aufklärung", das kann ich aus eigener Er-

Digitized by Google

fahrung bezeugen. Nur dürfet Ihr nicht zu ihm kommen, wie der Wolf im Schafskleide, um unter der Maske des biederen Volksfreundes für Eure eigenen Partei-, Klassen- und Kasteninteressen Stimmung zu machen. Der Mann aus dem Volke hat ein feines Gefühl dafür, wer es mit ihm ehrlich meint, und wer nicht. Auch dürfet Ihr Euch nicht scheuen, rücksichtslos preiszugeben, was in unserer bürgerlichen Gesellschaft und Ordnung faul ist, und es ist dessen eine ganze Menge. Ebenso wenig freilich sollt Ihr ihm nach dem Munde reden, aus ehrlichem Herzen nimmt er auch ehrliche Wahrheit, ja Grobheit entgegen. Er ist noch nicht so zimperlich nervös und „differenziert", wie viele von uns. Die wenigsten werden Sozialdemokraten aus rein materiellen Gründen, viele haben eine Weltanschauung gesucht und sie in der bürgerlichen Welt und Kirche nicht gefunden. Es steckt noch eine Menge Idealismus im Volke, lauteres Gold, das gehoben werden muß. Es ist besser vom sittlichen und religiösen Standpunkte, wenn einer mit den Sozialdemokraten irrt, denn daß er sein Dasein als stumpfsinniges und unterwürfiges Arbeits- und Herdentier fristet, in dem der Gottesfunke überhaupt erloschen ist. Rührend ist es, wie viele geradezu nach einer Weltanschauung ringen, welche Skrupel und Zweifel sie bewegen, mit welchen Problemen sie sich herumschlagen und wie dankbar und begierig sie jede ehrliche Belehrung entgegennehmen, aber auch welche oft erstaunliche Auffassungsgabe sie dabei offenbaren. Wer hat ein Recht, von solchen Menschen zu verlangen, daß sie in der angeborenen Stumpfheit und Niedrigkeit verharren, daß sie nicht auch zum Licht emporstreben, wie das kümmerlichste Gräslein am Wegesrand? Es ist mancher im Arbeitsrock vornehmer, als der ein unveräußerliches Recht zu haben vermeint, ihn als sein Arbeitstier in den dumpfen Niederungen der Unkultur, Unwissenheit und Unterwürfigkeit zu erhalten.

Je seltener die Versuche sind, sozialdemokratische Arbeiterkreise für die alten Ideale zurückzugewinnen, um so freudiger sind sie zu begrüßen, um so wärmer zur Nacheiferung zu empfehlen. Berliner Gelehrte und Geistliche haben kürzlich einen solchen Versuch gemacht, und zwar auf dem wichtigsten, dem religiösen Gebiete. Es wäre vermessen, von einem einzigen derartigen Unternehmen einen vollen Erfolg zu erwarten; jahrelange opferfreudige Arbeit ist dazu vonnöten. Aber daß sie nicht aussichtslos ist und ein Ziel des Schweißes der Edlen wert, mag der Bericht bezeugen, den ich nach der „Deutschen Zeitung" folgen lasse.

„In Groß-Lichterfelde haben zwei sozialdemokratische Versammlungen stattgefunden, die durch das Thema, das auf ihnen besprochen wurde, und durch die begleitenden Umstände der Aufmerksamkeit weiterer Kreise wert sind. In der alten, jetzt zu einem Versammlungssaale umgestalteten Lichterfelder Dorfkirche veranstaltet die evangelische Gemeinde von Zeit zu Zeit sogenannte ‚kirchliche Abende', auf denen unter Leitung des ersten Ortspfarrers Stolte wichtige religiöse Fragen in öffentlicher Aussprache behandelt werden. Kürzlich stand dabei zur Verhandlung: Christentum und

Digitized by Google

Klassenkampf. Einer der Redner, Graf Hoensbroech, erklärte, daß eine solche Besprechung erst dann zweckmäßig sein werde, wenn auch Verfechter eines entschiedenen sozialdemokratischen Standpunktes hinzugezogen würden. Infolgedessen wurden zu dem nächsten kirchlichen Abend Vorstandsmitglieder des sozialdemokratischen Wahlvereins eingeladen, und es gab zwischen diesen und den Vertretern der evangelischen Gemeinde einen lebhaften Meinungsaustausch über die Frage: Ist Religion Privatsache? Es war eine Pflicht der Höflichkeit, daß die Sozialdemokraten ihre Gegner nun auch in eine ihrer Versammlungen einluden. So etwas kommt allerdings nicht häufig vor, und es erregte begreiflicherweise lebhaftes Aufsehen, als in den Blättern angekündigt wurde, daß am Donnerstag, den 14. April in Richters Saal in Groß-Lichterfelde eine Versammlung stattfinden würde mit dem Verhandlungsthema: Ist Religion Privatsache?, daß Genosse Reichstagsabgeordneter Ed. Bernstein das Referat geben würde, und daß die Herren Professor der Theologie D. Dr. Pfleiderer, Graf Hoensbroech, Pastor Stolte, Pastor Muhs und Schriftsteller Nonnemann schriftlich dazu eingeladen seien. Die Sozialdemokraten entfalteten eine rührige Werbetätigkeit durch Flugblätter, und an dem festgesetzten Tage war schon eine halbe Stunde vor Eröffnung der große Saal so gedrängt voll, daß die noch immerzu herbeiströmende Menge nur noch sich vor den offen stehenden Fenstern versammeln konnte. Etwa zwei Drittel der Anwesenden mögen Sozialdemokraten gewesen sein. Herr Bernstein faßte die zur Verhandlung stehende Frage zunächst in dem Sinne: Ist heute im preußischen Staate die Religion Privatsache? Hinweisend auf den Religionsunterricht in den Schulen, auf den Etatsposten für Kirchengemeinden, auf den Druck, den der Staat auf seine Beamten übe, von denen sich keiner als Atheist bekennen dürfe, beantwortete er diese Frage mit einem runden Nein, und wandte sich der zweiten Frage zu: Soll Religion Privatsache sein? Antwort: Ja. Denn die Religion, wie sie uns in den staatlich anerkannten Konfessionen entgegentritt, verträgt sich nicht mit der Wissenschaft. Sie nimmt ja einen überweltlichen Gott an, der die Welt nach seinem Willen lenkt und jederzeit zugunsten seiner Gläubigen in ihr Getriebe eingreifen kann, während die Wissenschaft alles als Folge ewig gleichmäßig wirkender, unabänderlicher Gesetze ansehen lehrt. Die Religion führt zu willenloser Ergebung in die Verhältnisse; damit hängt zusammen, daß sie die jeweilig regierende Obrigkeit als gottgesetzt und heilig hinstellt. Mit diesen schädlichen Wirkungen der Religion begründete der Redner die Forderung, daß Religion Privatsache sei und vor allem aus den Schulen hinausgetan werden müsse. Die Sozialdemokratie setze an die Stelle der Religion Kunst, Wissenschaft und den Gedanken der allgemeinen Solidarität des Menschengeschlechtes.

„Mit großer Spannung erwartete man nun den ersten Redner für das Christentum. Es war der Universitätsprofessor D. Dr. Pfleiderer. Schon die ehrwürdige Erscheinung des bekannten Gelehrten verschaffte ihm

Digitized by Google

bei den sozialdemokratischen Zuhörern eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Der freundliche, gewinnende Ton seiner Rede, die Weitherzigkeit, mit der er seinem sozialdemokratischen Gegner entgegenkam, der Ernst und die Schlichtheit seines christlichen Bekenntnisses machte einen tiefen Eindruck auf die gesamte Hörerschaft, die in atemloser Stille seinen Ausführungen lauschte. Besonders wirksam war, daß der berufsmäßige Vertreter der Wissenschaft das Unvermögen der Wissenschaft bekannte, die letzten Geheimnisse zu entschleiern und die Religion überflüssig zu machen. Gerade den Sozialdemokraten legte er ans Herz, statt gegen die Religion zu kämpfen, mit der Religion zu gehen. ‚Sie sind ja viel religiöser, als Sie Wort haben wollen. Sie haben ja Ideale. Alle Ideale aber führen zum Reiche Gottes. Sie machen viele Umwege, der Redliche sucht den nächsten Weg. Der Rat kommt aus gutem Herzen, versuchen Sie es mal!' Anhaltender, einstimmiger Beifall folgte seiner Rede.

„Auch der nächste Redner, Graf Hoensbroech, kam der christentumsfeindlichen Gegnerschaft ein gut Stück entgegen. Er erklärte sich ganz damit einverstanden, daß Religion Privatsache sein solle, wenn sie nur auch wirklich innerste Herzenssache sei. Die wahre Religion — er verstehe darunter das individuell aufgefaßte Schriftwort — könne nie überflüssig werden, weil die Menschheit auch im Zukunftsstaat immer Leiden ausgesetzt, immer trostbedürftig bleiben wird. Er mache es der Sozialdemokratie zum schwersten Vorwurfe, daß sie ihre Anhänger in dem Wahne erhalte, wenn sie erst am Ruder sei, werde es keine Not und kein Elend mehr geben.

„Eben wollte Pastor Stolte das Wort ergreifen, als zum Erstaunen aller nichtsozialdemokratischen Anwesenden der überwachende Polizeibeamte die Versammlung für aufgelöst erklärte. Die Groß-Lichterfelder Polizeistunde für Gastwirtschaften — winters 10 Uhr, sommers 11 Uhr — hatte geschlagen und schnitt die Erörterungen gerade auf ihrem Höhepunkte grausam ab. (Echt preußisch-bureaukratisch! D. T.) Doch wurde die Verhandlung acht Tage später am selben Orte fortgesetzt.

„Der Andrang war diesmal womöglich noch stärker. Wieder konnten zahlreiche Besucher keinen Eingang mehr finden. Die Fenster waren des kalten Wetters wegen nur oben offen, trotzdem drängten sich während des ganzen Abends die Leute draußen auf den Gesimsen, sich am Fensterkreuze festhaltend, um noch einiges von den Reden drinnen zu erhaschen. Nachdem der Referent Bernstein seine Ausführungen vom vorigen Male noch einmal kurz wiederholt hatte, sprach der erste Pfarrer von Groß-Lichterfelde, Stolte. Er gab zu, daß völlige Trennung von Kirche und Staat aus wahrer Freundschaft für die Kirche erstrebt werden könne; ihm freilich scheine die Verbindung beider zu tief in der deutschen Eigenart und in der Geschichte begründet zu sein. Aber die Sozialdemokratie erklärt ja Religion nicht deswegen zur Privatsache, um sie recht lebensfähig zu machen, sondern um sie möglichst der Auflösung und dem Absterben ent-

Digitized by Google

gegenzuführen. Redner schildert das tatsächliche Verhalten der Sozialdemokratie gegen jede christliche Lebensäußerung. ‚Ist das Neutralität? Ich will gestehen, ich mache Ihnen nicht einen ungeheuren Vorwurf daraus, ich wundere mich gar nicht darüber. Nach meiner festen Überzeugung ist es nicht möglich, gänzlich neutral zu bleiben gegen die Religion, wenigstens für uns Deutsche nicht. Ja, vielleicht wenn man ein Frosch ist .... (Heiterkeit). Die Religion zwingt, sich für oder wider zu erklären. Ich wundere mich also nicht, daß der Vorredner, der Neutralität gegen die Religion vertritt, zu einem kleinen Feldzug gegen die Religion gekommen ist. Die Religion soll die Wissenschaft hindern. Man kann sich nur freuen, wenn in allen Kreisen ein reges Interesse für die Wissenschaft erwacht, ich verstehe nur nicht ganz, warum es dann in der sozialdemokratischen Partei die Akademiker so schlecht haben (Sehr gut! Heiterkeit!). Man sagt immer, die Erkenntnis, daß alles gesetzmäßig zugehe, hebe den Glauben an einen persönlichen Gott auf. Ich habe den entgegengesetzten Eindruck. Wenn alles zufällig und willkürlich, wenn die Welt ein Chaos wäre, würde ich nicht glauben an einen Gott. Wenn die Religion Achtung vor der Obrigkeit lehrt, lehrt sie noch lange nicht, daß die Obrigkeit Unrecht tun darf. Wenn Sie einmal das Alte Testament lesen, werden Sie sehen, wie die Propheten gegen die Obrigkeit geeifert haben. Lehrt die Religion etwa nicht, den Ursachen des persönlichen Schicksals nachzudenken? Sie lehrt sogar die tiefsten Ursachen zu suchen, ins Herz zu blicken, sich selbst zu ändern. Sie lehrt das Schicksal des andern, indem sie lehrt, Liebe zu üben. Christus ist es gewesen, der uns die Ehrfurcht vor den Schwachen gelehrt und die unverlierbare Menschenwürde zu Ehren gebracht hat. Darum ist es ein guter Rat, den Ihnen Professor Pfleiderer gegeben hat. Ich bin selbst ein Mensch, der selbst so wenig fertig ist, daß er keinem andern zutrauen kann, daß er wirklich fertig sei, fertig sei auch mit der Religion. Ich glaube, unter Ihnen sind viele, die im Grunde kämpfen um Religion; denen möchte ich zurufen: Vorwärts zum neuen Glauben! Es ist im Grunde der alte. Aber in jeder Zeit will Gott aufs neue gesucht werden. Es hat ein großer Geist gesagt: Religion ist Sinn für Tatsachen. Es sind Tatsachen, die mich gläubig machen. Es ist Tatsache, daß die Welt ein Geheimnis ist. Es ist eine Tatsache, daß wir ein Gewissen haben. Und die letzte Tatsache, die mich zwingt, ist die des Lebens und Leidens Christi. Vor ihm kann man nur zu dem Entweder—Oder kommen: Entweder eine Erscheinung des Wahns oder Wahrheit.‘ (Lebhafter Beifall.)

„Pastor Muhs-Groß-Lichterfelde führt aus, daß die Wahrheit der Religion nicht bewiesen werden könne, weil es sich im letzten Grunde nicht um ein Glaubenwollen, sondern um ein Glaubenmüssen handelt. Um zu zeigen, was wir glauben sollen, erinnert er an Paul Gerhardt, der, vertrieben und mit Weib und Kind auf die Straße gesetzt, gedichtet habe: Befiehl du deine Wege. (Der Redner rezitiert die erste Strophe, von lebhaft wachsender Unruhe und Zurufen übertönt; Glocke des Vorsitzenden.)

Digitized by Google

Ich erkenne das Solidaritätsgefühl an und bewundere es, meine aber, daß es erzwungen wird. Nehmen wir an, Sie sind am Ziel Ihrer Wünsche, dann wird die Solidarität gesprengt werden, im Zukunftsstaat müssen Sie sich erst recht mit der Religion verbinden (große Unruhe), oder der Zukunftsstaat wird ein Zuchthausstaat (stürmisches Oho!), dem gegenüber unser Polizeistaat ein wahrer Waisenknabe ist! (Lebhafter Beifall und heftiger Widerspruch.)

„Der ruhige, würdige Ton, in dem die erste Versammlung verlaufen war und auch die zweite begonnen hatte, war schon stark gesunken, als der Sozialdemokrat Wetzker mit einer Brandrede gegen Kirche und Staat loszog. ‚Was Sie heute den Schulkindern als Schöpfungsgeschichte vortragen, das ist subjektive Unwahrheit, das ist Lüge! Weshalb haben die Kinder in der Volksschule sechs Stunden Religion, in den höheren Schulen zwei Stunden? Das ist ja alles Ulk; es handelt sich darum: unten muß Religion erhalten bleiben, für sich brauchen Sie keine Religion.‘ So ging es weiter, all die bekannten, auf Massenwirkung berechneten Kraftstücke des sozialdemokratischen Repertoires mußten herhalten, von der Bekehrung König Chlodwigs an bis zu dem ‚Pardon wird nicht gegeben!‘ im Chinakriege, wie denn ‚Ihr oberster Landesbischof‘ öfters mit besonderem Behagen angeführt wurde. Die Gegner hatten leider versäumt, rechtzeitig durch einen Antrag zur Geschäftsordnung die Redezeit verkürzen zu lassen. So redete denn der Sozialdemokrat, bis wieder die Polizeistunde in bedenkliche Nähe rückte, und es ergab sich so von selbst, daß die folgenden Ausführungen des Referenten zum Schlußwort wurden. Es war also dadurch, daß die eingeladenen Herren der Gegenseite bereits zu Anfang hintereinander das Wort erhalten hatten und erst nachher der sozialdemokratische Hauptredner losgelassen wurde, verhindert, daß diesem nach Gebühr erwidert wurde. Bei der Arbeitermasse war damit jedenfalls der Zweck erreicht, auf den das Verfahren hinzielte, den Eindruck zu erwecken, daß die heftigsten Angriffe auf das Christentum unerwidert geblieben und seine Verteidiger endgültig widerlegt seien. (? Vgl. unten. D. T.) In seinem Schlußworte legt Bernstein noch einmal die Stellung der sozialdemokratischen Partei dar. ‚Wir sagen ja im Erfurter Programm nicht, die Partei soll neutral sein gegen die Religionen, sondern der Staat. In den Staat sind wir hineingeboren, in die Partei kann jeder eintreten nach freiem Willen. Wenn also die Partei vorschriebe, jeder müsse Atheist sein, so wäre das noch kein Widerspruch. Aber wir fordern es auch nicht. Unserm theoretischen Programm liegt eine bestimmte Weltauffassung zugrunde. Wem es nicht gefällt, kann fernbleiben.‘ Diese etwas gezwungene Erklärung mochte bei einigen Zuhörern den Eindruck erwecken, als werde jetzt erst enthüllt, was zu Anfang mehr verschleiert geblieben war. Als aber Herr Rechtskandidat Karbe an das Präsidium appellierte: ‚Ist das ehrlich?‘ beschwor er einen Sturm der Entrüstung gegen sich herauf. Minutenlang dauerte der erregte Disput zwischen dem zornbebenden Versammlungsleiter

Digitized by Google

und Herrn Karbe, bis dieser der höheren Gewalt weichen mußte. In der allgemeinen Aufregung ging auch der größte Teil der zuletzt verlesenen Entschließung verloren; sie forderte Verwirklichung der sozialdemokratischen Forderung und Entfernung der Religion aus den Schulen. Sie wurde angenommen, die Gegenprobe, die eine nicht unbeträchtliche Minderheit ergab, mit höhnischem Gelächter aufgenommen. Unmittelbar darauf wurde die Versammlung polizeilich geschlossen."

Es ist eine Erbweisheit der katholischen Kirche, daß sie sich über das geistige Rüstzeug ihrer Gegner unterrichtet, um ihnen dann entsprechend zu begegnen. Der Jesuitenorden insbesondere verfügt über Gelehrte, die zum Teil auch von der zünftigen Fachwissenschaft als Autoritäten auf ihrem Gebiete anerkannt werden. Ist ihnen die Wissenschaft auch nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, soll sie vielmehr ad majorem ecclesiae gloriam dienen, so ist doch anderseits klar, welche apologetischen Vorteile ihr aus solcher Vertrautheit mit dem wissenschaftlichen Arsenal des Gegners erwachsen. In gläubig evangelischen Kreisen trifft man dagegen noch auf eine gewisse Scheu, sich in das Lager des Gegners zu begeben, um ihn dort mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Es scheint, als fürchte man für das eigene Seelenheil, noch mehr für das seiner Schutzbefohlenen. Und doch ist das kein Zeichen sicheren Kraftbewußtseins, ebensowenig wie auf politischem Gebiet die Abneigung, den Gegner zum Wort kommen zu lassen. Solches wird besonders den Blättern der eigenen Richtung noch immer als Sünde gegen diese angerechnet, als ob sich die Leitung des Blattes dadurch, daß sie des Gegners Worte veröffentlicht, schon auf dessen Standpunkt stellte. In dieser besonderen Hinsicht ist es übrigens im katholischen Lager nicht besser als im evangelischen.

Viel zu wenig ist den bürgerlichen Kreisen das Rüstzeug der Sozialdemokratie bekannt. Was man ihnen in den landläufigen Reden und Schriften zum soundsoviel hunderttausendsten Male vorwirft, ist zum guten Teil freie Phantasie, olle Kamellen, die längst nicht wahr sind und dem „Genossen" nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Man haut eben immer daneben, verteilt Lufthiebe, weil der Gegenstand, den man „bekämpft", die „Tücke des Objekts" hat, überhaupt nicht da zu sein. Wer in diesen Dingen einigermaßen Bescheid weiß und derartige „vernichtende" Elaborate über sich ergehen läßt, kann in der Tat nur lächeln. Wenn die Sozialdemokratie solchen Blödsinn, wie er ihnen da als ihre Weltanschauung und Parteidoktrin untergeschoben wird, wirklich verträte, wenn sie mit so stumpfen Waffen föchte, dann brauchte sich kein Staatsmann und Staatsretter ihretwegen graue Haare wachsen zu lassen oder schlaflos auf seinem Pfühl zu wälzen. Gewiß ist die Sozialdemokratie angreifbar, aber an ganz anderen Stellen und mit ganz anderen Waffen. Etwas feiner geschliffen, als die üblichen, müssen sie schon sein.

Ein Berichterstatter, der dem Waffenspiel um die Frage, ob die Religion Privatsache sei, beigewohnt hat, schildert in der „Berliner Volks-

Digitized by Google

zeitung" seine Eindrücke: „Fassen wir", so schreibt er, „das Ergebnis der Debatte zusammen, so verstanden es die beiden sozialdemokratischen Redner sehr gut, mit großer Wucht die hemmende Wirkung darzustellen, die die organisierte Kirche, jedesmal wenn sie zur Macht gelangt ist, auf die fortschreitende Kulturbewegung ausgeübt hat. Sie hat dann stets die Freiheit der Wissenschaft einzuschränken versucht und gegen alle Freiheitsbestrebungen des Volkes sich mehr oder weniger aufgelehnt. So sei auch heute nicht nur die katholische Kirche, sondern großenteils auch die evangelische eine Begünstigerin der Reaktion auf allen Gebieten. Für die Belebung wirklicher Religiosität sei es darum viel besser, wenn sie von aller Beeinflussung durch den Staat befreit und zur Privatsache jedes einzelnen bzw. privater Vereinigungen gemacht würde. Von den Theologen gab namentlich Professor Pfleiderer von der organisierten Kirche sehr viel preis, während Pastor Muhs sie recht unglücklich verteidigte. Pfleiderer und Stolte versuchten den Wert religiöser Empfindungen für die Menschheit und die Abhängigkeit aller Moral von der Religion zu verteidigen. Über diesen Punkt zeitigte die Debatte am wenigsten gewisse Resultate. Bernstein glaubte, Kunst und Wissenschaft gäben genügenden Ersatz für Frömmigkeit, das Übersinnliche in der Religion hätte auf moderne Menschen keine Zugkraft mehr. Das Zusammengehörigkeits- und gegenseitige Abhängigkeitsgefühl der modernen Kulturmenschheit böte hinreichende Voraussetzungen für eine allgemeine Menschheitsmoral. Pfleiderer glaubte, daß die Menschheit immer wieder, um eine ausreichende Erklärung für den Zusammenhang der Dinge zu gewinnen, auf den letzten Urgrund alles Geschehens zurückgehen müsse.

„Jedenfalls haben die Debatten erwiesen, für die Religiösen wie für die Nichtreligiösen, daß es entschieden viel für sich hat, wenn man die Religion zur Privatsache erklärt und die Kirchen ihrer heutigen Staatsfunktionen entkleidet würden. Es wirkte ungemein drastisch, als Wetzker darauf hinwies, wer heute wie die Propheten des Alten Testaments den Staat bekämpfe, käme vor den Staatsanwalt, und wer heute auf Kranzschleifen Bibelsprüche setzte, wie bei den Kränzen für die Märzgefallenen, versündige sich an der Polizeigewalt. Gegen freiheitliche Frömmigkeit verhält sich sonach der Staat heute genau so wie früher, er will die Religion für seine Zwecke in Anspruch nehmen. Wie wohltuend die Aussprache gewirkt hat, zeigte sich darin, daß Prof. Pfleiderer zum Schluß erklärte, er würde gern auf Wunsch dem sozialdemokratischen Verein für Vorträge zur Verfügung stehen."

Wie der Berichterstatter selbst zu der Frage steht, ist zwischen den Zeilen, aber doch deutlich genug, zu lesen. Er kann eben seinen Standpunkt, der dem sozialdemokratischen näher liegt als dem bürgerlichen, nicht verhehlen. Um so überraschender wirkt der Schlußsatz. Wenn die Aussprache so „wohltuend" gewirkt und Prof. Pfleiderer sich dem sozialdemokratischen Verein für weitere Vorträge zur Verfügung gestellt hat, so ist doch der Gesamterfolg ein recht erfreulicher. Zumal wenn man erwägt,

Digitized by Google

daß er schon beim ersten Anhieb erzielt worden ist. Da darf man doch wirklich nicht, nach Art der preußischen „Herrenmenschen", die geistige Flinte gleich ins Korn werfen. —

Solche vornehme Kampfesweise ist allein eines Kulturvolkes, wie das deutsche, würdig. Und welche erziehliche Wirkung muß sie auf die Arbeiterschaft ausüben. Eine einzige Unternehmung wie diese ist dem deutschen Volke heilsamer, als hunderttausend der landesüblichen Leitartikel gegen den „Umsturz" oder die gesammelten Reden des Grafen Bülow, deren Verbreitung auf höhere Verfügung und von Amts wegen in den Kreisen, die dadurch bekehrt werden sollen, nur böses Blut macht. Nur volksentfremdeter Klassenhochmut kann sich einbilden, soziale und religiöse Kämpfe von oben herab entscheiden zu können. Wer heute das Volk führen will, muß auch ein Herz fürs Volk haben und auch in dem Geringsten den Bruder sehen, dem er Rede und Antwort schuldig ist. Mit Rat und Tat.

* * *

Auf rein theoretischem Wege läßt sich natürlich weder die soziale Frage lösen, noch auch der Kampf der Weltanschauungen entscheiden. Sie müssen auch durchgelebt werden. Hätte Christus seine Lehre nicht selbst gelebt und sie mit seinem Opfertode besiegelt, so wäre sie eine wunderschöne Theorie geblieben, und er nicht der Heiland und Erlöser dieser Welt geworden. Was so viele der Religion und der Kirche entfremdet, das ist lange nicht allein der sogenannte Unglaube, der doch in den meisten Fällen nur ein Nichtglaubenkönnen oder -wollen an einzelne Dogmen der Kirchen ist. Religiös ist unser Volk im Grunde immer noch, weil es religiös veranlagt ist. Es gilt von seiner Seele wohl mehr, als von der anderer Völker: anima humana naturaliter christiana. Wenn es sich doch vom „Christentum" abwendet, so wendet es sich meist von dem ab, was es unter Christentum versteht, was ihm als solches gelehrt und nicht zuletzt auch — vorgelebt wird. Es ist ja für ein nicht ganz von Gott verlassenes Gemüt gar nicht möglich, Christus nicht zu lieben. So sehr die Sozialdemokraten die „Aufgeklärten" markieren, sie kommen doch nicht los von Christus. Stehen sie schon äußerlich, bei aller Ablehnung der Kirche und kirchlichen Dogmen, der Person des Heilandes mit Ehrfurcht gegenüber, so glüht auch in den Herzen vieler von ihnen die heimliche Liebe zu Christus. An den christlichen Kirchen aber ist es, die verirrten Schafe aufzusuchen, nicht zu verlangen, daß sie auf obrigkeitlichen Befehl oder priesterliche Anordnung zurückkehren. Wie der Hirt im Gleichnis, der seine ganze gerechte folgsame Herde verließ, bloß um das eine arme verirrte Schäflein aufzusuchen. Aufsuchen — das ist es. Auch Christus suchte die Verirrten auf. —

Wie leben nun die christlichen Konfessionen miteinander? Wie Brüder? Sie leben schon mehr gegeneinander als miteinander. Wer aber das Christentum darnach beurteilt, wie die Christen leben, — was muß der wohl davon halten? Und so urteilen viele aus dem Volke, denen der Kampf ums nackte Leben, Erziehung und Umwelt nicht vergönnt haben, in die Tiefen

Digitized by Google

des Christentums unterzutauchen. Sie halten sich an das, was sie sehen. Und was sehen sie?

Darauf brauche ich wohl kaum zu antworten, es sei denn etwa: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes" oder: „Wer frei von Schuld ist, werfe den ersten Stein." In dieser Allgemeinheit liegt die Antwort klar zutage, und will ich die Frage hier auch nicht behandeln, nur die Sonderfrage des Zusammenlebens der christlichen Bekenntnisse ein wenig beleuchten. Es kann dies natürlich nicht auf einmal und überhaupt nicht von allen Seiten geschehen. Und so will ich es diesmal nur von einer, der katholischen Seite, tun, weil diese in der letzten Zeit am meisten von sich reden gemacht hat. Daß ich mir dasselbe auch für die andere Seite, die evangelische, vorbehalte, wenn Tatsachen und Beobachtungen genügenden Anlaß dazu geben, brauche ich wohl als einfache Forderung der Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit nicht erst zu betonen, zumal es sich ja aus den bekannten Grundsätzen, von denen die Haltung des Türmers von Anfang an bestimmt wurde, von selbst ergibt. —

Die Famecker Kirchhofsgeschichte ist wohl als bekannt vorauszusetzen. Es genüge hier, an die einfache Tatsache zu erinnern, daß der Bischof von Metz, Benzler, der seinerzeit von übereifrigen Offiziösen der Öffentlichkeit als „Friedensbischof" vorgestellt wurde, einen Kirchhof mit dem Interdikt belegt hatte, weil darauf auch ein — Protestant beerdigt worden war. Das protestantische Konsistorium in Metz hat daraufhin nur seine Pflicht und Schuldigkeit getan, als es in einer Resolution dieses Verfahren „eine schwere Kränkung der evangelischen Kirche Lothringens" nannte und weiter sein schmerzliches Bedauern aussprach über ein Vorgehen, das von den Protestanten als eine Beschimpfung ihrer Konfession empfunden werde.

Das Konsistorium müsse mit dem größten Nachdruck darauf hinweisen, daß durch derartige Maßnahmen die auf gute Beziehungen zwischen Katholiken und Protestanten hinzielenden Bestrebungen wesentlich erschwert werden. Das Konsistorium richte daher an die kaiserliche Regierung die dringende und vertrauensvolle Bitte, sie wolle in Zukunft wie jetzt die Friedhofsfrage in einer Weise regeln, welche die evangelische Bevölkerung vor der Wiederholung derartiger Vorkommnisse schützt. . . .

Das ist angesichts der unbeschreiblichen Tatsache noch viel christliche Milde. Die nicht katholikenfeindliche „Berliner Zeitung" nannte derartige Vorkommnisse „einen Hohn auf Menschlichkeit und Vernunft", meinte aber, sie würden sich so lange wiederholen, als der Staat das Beerdigungswesen der Kirche überlasse. „Man denke: ein Kirchhof wird von der Kirche boykottiert, weil ein Andersgläubiger hier seine letzte Ruhe gefunden hat. So trennt der finstere Zelotismus die Glieder eines Volkes noch im Tode, nachdem er alles darangesetzt hat, sie auch im Leben zu trennen. . . ."

Digitized by Google

Selbst die „Frankfurter Zeitung“, die religiösen Fragen und Gefühlen sonst nicht sehr zugänglich ist, fand Worte ernster Abwehr: „Das Konsistorium hat nur zu sehr recht, wenn es in der Maßregel des Metzer Bischofs eine schwere Kränkung der evangelischen Kirche, eine Störung des konfessionellen Friedens, einen Mangel an Achtung vor der Überzeugung anderer erblickt. Leider ist es ja wahr, daß Bischof Benzler nur gehandelt hat, wie es eine konsequente Betätigung der katholischen Überzeugung fordert (? D. T.). Daß dem so ist, das ist ja das bedauerlichste bei dem unschönen Vorkommnis. Handelte es sich nur um die Unduldsamkeit des auf die Spitze getriebenen Glaubenseifers eines einzelnen, so könnte man leichter über jenen Akt der Feindseligkeit gegen eine nun doch einmal wenigstens staatlich als gleichberechtigt anerkannte Konfession hinwegkommen. Aber der Umstand, daß dieser Akt vollkommen im Sinne der katholischen Kirche (? D. T.) erfolgte, läßt die Möglichkeit offen, daß jeder Tag eine erneute ähnliche Störung des konfessionellen Friedens bringen kann, und es ist daher mit dem Metzer protestantischen Konsistorium dringend zu wünschen, daß staatliche Gesetze dem geistlichen Fanatismus die durch die Rücksicht auf das allgemeine Wohl und den öffentlichen Frieden bedingten Grenzen ziehen.“

Inzwischen ist das Interdikt „auf höheren Wunsch“ aufgehoben worden. War es also eine unumgängliche Forderung der katholischen Kirche?

Auch bei gewissen anderen Nachrichten aus dem Wirkungskreise des Bischofs Benzler fühlt man nicht gerade das Bedürfnis, an einen „Friedensbischof“ zu denken. So aus Metz: Ein Oberlehrer hatte im Geschichtsunterricht die Zweifel erwähnt, welche die historische Forschung der Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom entgegensetzt. Der katholische Religionslehrer berichtete darüber an den Bischof Benzler, und dieser wandte sich beschwerdeführend an das Ministerium. Der Oberlehrer wurde zur Verantwortung gezogen und erhielt eine Zurechtweisung. Der Fall erregte um so mehr Aufsehen, als gegen die drei Oberlehrer, die die Hetzadresse in Sachen der Famecker Begräbnisangelegenheit mit unterzeichnet haben, nicht eingeschritten wurde. Der angegriffene Geschichtslehrer ist selbst katholisch, allerdings mit einer Protestantin verheiratet.

Der „Täglichen Rundschau“ erzählt eine Zuschrift: „Seit einiger Zeit trägt man sich in Metz mit der Absicht, neben der rein gelehrten Zwecken dienenden Stadtbibliothek nach dem Muster zahlreicher anderer Städte eine Volksbibliothek zu gründen. Ein Fachmann war aufgefordert worden, einen öffentlichen Vortrag im Saale der Bürgermeisterei über diese Frage zu halten. Der Redner sprach sich auch ausdrücklich über die konfessionelle Frage aus und betonte, daß, wenn einerseits die Bibliothek nicht konfessionellen Zwecken dienen könne und dürfe, doch andererseits alle Bücher ausgeschlossen werden müßten, welche die eine oder andere Konfession in

Digitized by Google

ihrem religiösen Empfinden verletzen könnten. Der Vortrag fand allgemeinste Zustimmung, und in die vorbereitende Kommission wurde neben anderen Katholiken auch der anwesende Stadtbibliothekar, ein katholischer Geistlicher, gewählt. Wenige Tage nachher erschien bei dem Stadtbibliothekar der Generalvikar und forderte ihn auf, aus dem Ausschuß auszutreten; doch nicht genug damit, auch schriftlich wurde im Auftrag des Bischofs dieselbe Aufforderung in nachdrücklichster Form wiederholt. Den Kommentar zu diesem Vorgang gab aber das bischöfliche Blatt ‚Volksstimme'. Hier führte der Redakteur aus, ein jeder gute Katholik müsse sich einer derartigen Bibliothek fernhalten; denn für einen guten Katholiken gebe es nur eine Art Bibliotheken: die konfessionell-katholischen."

Liest man dergleichen, so drängen sich einem allerlei nachdenkliche Betrachtungen auf. Daß sie aber erfreuliche seien, kann nur behaupten, wer von der ihm doch auch von Gott verliehenen Vernunft nur den denkbar mäßigsten Gebrauch macht. Leider kommen auch aus anderen Teilen des Reiches fortgesetzt ähnliche Meldungen. Es gibt darunter Fälle, die strafbar wären, wenn nicht eben der den anerkannten Religionsgesellschaften staatlich verbürgte Schutz auf Dinge und Handlungen ausgedehnt würde, die mit irgendwelcher noch als religiös anzuerkennenden Überzeugung schlechterdings nichts mehr gemein haben. Wobei natürlich vorausgesetzt wird, daß wahre Religion niemals mit den allgemein anerkannten Forderungen der Sittlichkeit, insbesondere der christlichen, in Konflikt geraten kann.

Aus dem Elsaß schreibt man der „Deutschen Zeitung": „Vor einigen Tagen starb ein katholischer Beamter einer Reichsbehörde, der Mitglied der Freimaurerloge war. Kurz vor seinem Tode erschien an seinem Bette ungerufen ein Geistlicher, der mit allen Mitteln ihn zu bewegen versuchte, sein Freimaurertum abzuleugnen und ‚in den Schoß der heiligen Kirche zurückzukehren'. Als der Kranke sich auf Erörterungen darüber nicht einlassen wollte, drohte der Geistliche mit Verweigerung der Sterbesakramente und Versagung geistlicher Begleitung zum Grabe, und da er auch hiermit seinen Zweck nicht erreichte, eröffnete er dem Kranken schließlich, er werde, falls jener auf seiner ablehnenden Haltung beharre, dafür Sorge tragen, daß die Frau des Kranken keinen Pfennig Witwengeld erhalte. Darauf wurde dem liebevollen Seelsorger die Tür gewiesen."

Der „Täglichen Rundschau" wird abermals geschrieben: „Die Herren Kreisschulinspektoren im Hauptamte zu R. und zu L. waren früher evangelische Pfarrer und hatten von ihrer früheren Tätigkeit her noch die Neigung, gelegentlich vertretungs- und aushilfsweise evangelischen Gottesdienst zu halten. Kürzlich ist ihnen aber bedeutet worden, solche Neigung zu unterdrücken, da sie auch einige katholische Schulen zu beaufsichtigen hätten und von da aus, obgleich nur wenige vom Hundert der Einwohnerschaft katholisch sind, an solcher Tätigkeit Anstoß genommen werden könnte."

Digitized by Google

Auf Grund einer Gerichtsverhandlung vor dem Stettiner Landgericht werden erst nachträglich einige charakteristische Tatsachen aus einer militärischen „Abendstunde" bekannt, über die in der „Stettiner Zeitung" zu lesen ist: „Ein religiöser Vortrag, der am Abend des 9. Dezember im hiesigen Soldatenheim gehalten wurde, fand heute (gemeint ist der 19. d. M.) ein Nachspiel vor der ersten Strafkammer des hiesigen Landgerichts statt. Auf der Anklagebank mußte der 27 Jahre alte Kaplan H. D. Platz nehmen, um sich wegen Beschimpfung der evangelischen Kirche und ihrer Einrichtungen, sowie wegen Beleidigung der evangelischen Geistlichen zu verantworten. Der Angeklagte hatte in Vertretung des Erzpriesters H. eine ‚Abendstunde' abzuhalten und entnahm dazu einen Vortrag, betitelt: ‚Ist ein Glaube wie der andere?' einem zufällig in seinen Besitz gelangten Druckhefte, das von einem Ordensbruder verfaßt und mit Genehmigung des Ordensoberen, sowie der Kirchenbehörden in Prag und Wien herausgegeben worden ist. Dieser Vortrag enthält sehr scharfe Ausfälle auf die evangelische Kirche und auf Luther als ihren Begründer. U. a. wird Luthers Ehe als Konkubinat behandelt und von seinen Schriften behauptet, sie wären ‚voll zügelloser Schimpfereien und sinnlicher Gemeinheiten'. Auch den protestantischen Pastoren wird übel mitgespielt, indem es zum Beispiel an einer Stelle heißt: ‚Wer gestern Theaterdirektor war, kann über Nacht ohne weiteres durch staatliches Ernennungsdekret zum Pastor gemacht werden' (!), und an einer späteren Stelle ist davon die Rede, daß den verheirateten evangelischen Geistlichen die Sorge für ihre Familie weit näher liege, als diejenige für ihre Gemeinde. Wegen dieser Ausfälle wurde der Kaplan gleich nach dem Vortrage vom anwesenden Regimentskommandeur zur Rede gestellt unter Hinweis darauf, daß Offiziere und Unteroffiziere evangelischen Bekenntnisses der ‚Abendstunde' beigewohnt hätten. D. bedauerte, daß er in Unkenntnis dieser Tatsache den gedachten Vortrag gewählt habe und machte auch in der heutigen Verhandlung geltend, daß er geglaubt habe, nur vor Katholiken zu sprechen. (Also dann hätte es nichts auf sich? Das ist ja sehr interessant. D. T.) Die Mannschaften — von einem Bataillon des Königsregiments — waren auch ausnahmslos Katholiken, die Leute werden zu den ‚Abendstunden' kommandiert, und jeder Kompanie wird ein Unteroffizier zur Aufsicht beigegeben. Alle unterstehen dann einem Leutnant, und dieser wie auch drei von den Unteroffizieren waren Protestanten. Bei dem internen Charakter der fraglichen Veranstaltungen, die ehedem sogar in den Kasernen abgehalten wurden, gelangte das Gericht nicht zu einer Verurteilung aus § 166 des Strafgesetzbuches, weil das wesentliche Moment der Öffentlichkeit ausscheiden mußte. Bestehen blieb dagegen die Beleidigung der evangelischen Geistlichen, und diese wurde als recht bedenklich angesehen, weshalb das Gericht auf eine Geldstrafe von 200 Mk. erkannte."

Digitized by Google

Die Berliner „Volkszeitung" kann sich „nicht recht vorstellen, wie die Kameradschaftlichkeit unter den Soldaten gefördert werden kann, wenn den katholischen Soldaten klar gemacht wird, wie minderwertig die Konfession ihrer evangelischen Kameraden ist. An der Verschärfung der konfessionellen Gegensätze in der Armee, die eine unausbleibliche Folge derartiger Reden ist, hat die Armee selbst wie das gesamte Volk nicht das geringste Interesse. Was würde die ultramontane Presse sagen, wenn ein evangelischer Geistlicher sich vor Soldaten über die katholische Kirche oder Religion derart äußerte?"

Schier an das Unglaubliche würde ein Vorgang grenzen, wenn er sich in der Tat so abgespielt haben sollte, wie ihn die Blätter melden:

„Am 21. d. M. feierte das Hannoversche Pionierbataillon Nr. 10 in Minden das Fest seines hundertjährigen Bestehens. Berechtigtes Aufsehen erregte allgemein die Art, wie das Bataillon bei dem im Freien abgehaltenen Gottesdienst nach Konfessionen getrennt aufgestellt war. Der mit der Seelsorge der katholischen Mannschaften der Mindener Garnison beauftragte Dompropst B. hatte seine Mitwirkung an dem geplanten Gottesdienst von bestimmten Forderungen abhängig gemacht. Die katholischen mußten von den evangelischen Mannschaften getrennt werden; der evangelische Divisionspfarrer B. durfte erst nach ihm reden und auch dann nicht an derselben Stelle, von der aus er seine Ansprache gehalten. So mußten in einem Abstand von einigen Metern zwei Altäre gebaut werden, an der Seite des einen mußten die Katholiken, an der Seite des andern die Evangelischen stehen; zwischen beiden stand das Offizierkorps. Sofort nach Schluß seiner Rede, noch ehe der Divisionspfarrer begann, setzte der Herr Propst sich in seinen Wagen und verschwand."

„Man möchte ja gern", schreibt hiezu der „Reichsbote", „die Richtigkeit dieser Mitteilung bezweifeln; aber wenn der Bischof Benzler schon einen katholischen Kirchhof für entweiht hält, wenn ein Protestant darauf beerdigt wird, so kann man das hier Erzählte nicht für unglaublich halten ..."

Vor einiger Zeit ging durch die Blätter der Brief eines katholischen Pfarrers, der die katholische Braut eines protestantischen Arbeiters mit Einschüchterungen und Drohungen aller Art bearbeitete, um die Lösung des Bundes mit einem „Anhänger des abscheulichen Martin Luther" zu veranlassen. Der Brief an „Agathe" schloß mit dem bezeichnenden Wink: „Bekommst hier Gelegenheit zum Heiraten!" Nirgends ist bisher ein Versuch gemacht worden, seine Echtheit zu bestreiten. — Jetzt veröffentlicht die „Breisgauer Zeitung" von Freiburg (Nr. 82 I, 8. April) ein Gegenstück zu diesem Schreiben. Hier handelt es sich, wie der „Reichsbote" mitteilt, um einen katholischen Mann, der ein protestantisches Mädchen heiraten will. Der Ortsgeistliche setzt dem Mann in jeder denkbaren Weise zu, um ihn von seinem Vorhaben, der Ehe mit einer „Ketzerin", abzubringen. Zuletzt richtet er folgenden Brief an sein Beichtkind:

Digitized by Google

„F . . . . ., den 3. Febr. 1904.

Geehrter Herr . . . . .!

Ich würde zu Ihrem Vorhaben — die Kirche, der Sie einst mit brennender, zum Himmel erhobener Kerze am Tage Ihrer ersten hl. Kommunion vor Ihren Eltern und der ganzen Gemeinde Treue gelobt haben, zu verraten und von ihr abzufallen — gratulieren, wenn ich nicht wüßte, daß Sie leider in Ihrem Haus eine Tür zuviel hätten, nämlich jene Tür, durch die man Sie nach einigen Jahren tot heraustragen wird! ‚Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang', ja ewig, sagt der Dichter.

Mit freundlichem Gruß Ihr Seelsorger
H. B. W., Pfarrkurat."

Hieraus ergibt sich, wie der „Reichsbote" bemerkt und auch die katholische „Breisg. Zeitung" hervorhebt, daß die gemischte Ehe als Todsünde, die zur ewigen Verdammnis führt, angesehen wird. Es gehe daraus aber auch hervor, welche Ansicht man auf katholischer Seite über die evangelische Kirche habe.

Einen „ergötzlichen Bekehrungsversuch" teilt das „Münch. Ev. Gmdbl." mit. Der Arbeiter W. im Westendviertel in München, ein aus Nürnberg stammender Protestant, ist mit einer Katholikin verheiratet. Seine sieben Kinder werden katholisch erzogen. Letzten Herbst erkrankte die Frau und wird von einer barmherzigen Schwester gepflegt, welche gleich in den ersten Stunden den Mann zum Übertritt zur katholischen Kirche zu bewegen sucht. Die tieferen Gründe, daß kein Segen in der Familie sein könne, wenn der Mann nicht den rechten Glauben habe und dergl. mehr, ziehen nicht recht. Gewichtiger sind materielle Gründe. Ein Wohltäter unterstützt durch Vermittelung der Schwester die Familie reichlich. Nie würde der Mann solche Hilfe bei den Protestanten finden. So läßt er sich denn zu den vorbereitenden Schritten bewegen und empfängt Unterricht, bis der Wohltäter zufällig ins Haus kommt und die Geschichte erfährt. Es stellt sich heraus, daß dieser, obwohl er in edler Toleranz seit Jahren auch arme Katholiken unterstützt, doch selbst Protestant ist und keine Ahnung hatte, zu welchem Zweck seine arglosen Liebesspenden mißbraucht wurden. So ist der Versuch für diesmal mißlungen und der Übertritt unterblieb. —

Wozu bringt nun der Türmer diese unerquicklichen Geschichten? Etwa um seine katholischen Leser zu ärgern? Sie wissen, daß ihre religiösen Gefühle in diesen Blättern nie verletzt worden sind, mit Absicht gewiß nicht. Eigene Überzeugung gebietet, die anderer zu achten. Die katholischen Leser des Türmers beweisen ihm eben dadurch, daß sie seine, des evangelischen Herausgebers, Leser sind, ihr Vertrauen, und dies Vertrauen soll sie nicht täuschen. Von Anfang an war es des Türmers bewußtes und festes Ziel, nicht ein neues Organ zur Schürung des unseligen Haders zwischen den christlichen Bekenntnissen beizusteuern, sondern nach Kräften den Frieden anzubahnen und so Anhänger beider Bekenntnisse zu brüderlichem Zusammen-

Digitized by Google

wirken auf dem gemeinsamen Boden des Christentums und des deutschen Volkstums zu sammeln. Wenn aber der Türmer sich verpflichtet fühlt, Dinge und Zustände auf allen Gebieten und in allen Lagern zu beleuchten, auch in dem seines eigenen evangelischen Bekenntnisses, so kann ihn von dieser Pflicht auch seinen katholischen Lesern gegenüber nichts entbinden. Und wenn er ihnen auch aus ihrem Lager offenbare Mißstände vorführt, die sie gewiß als solche erkennen werden, so gehorcht er eben nur dem Gebote der Gerechtigkeit. Er tut dies in der Überzeugung, daß nur aus katholischen Kreisen heraus katholische Zustände gebessert werden können, und in der freudigen Zuversicht, daß sie dazu auch ehrlich gewillt sind, daß sie über alle trennenden Schranken hinweg den Brüdern auf der andern Seite auch brüderlich die Hand reichen werden. Denn die trennenden Schranken sind menschliche Schranken und vergänglich; sie zerfallen, wenn die unvollkommene irdische Form, in die das Unsterbliche gebannt ist, zerfällt. Was aber gemeinsam ist, ist von Gott und unvergänglich.

Auf beiden Seiten wird gesündigt, aber auf beiden ist auch viel ehrlicher guter Wille. Um ihn zu betätigen, müssen wir den Dingen ins Auge sehen und ein jeder Hand anlegen auf seinem Posten und in seinem Kreise. In diesem Sinne und zu diesem Zwecke allein sind, wie alle anderen in diesem Tagebuch behandelten Erscheinungen, auch die oben mitgeteilten aufzufassen und — anzufassen.

„Die richtige Instanz zu einer dauernden Besserung solcher Dinge", so urteilt Prof. Dr. Otto Meyer in der „Christlichen Welt", „sind einzig und allein unsere Landsleute, die deutschen Katholiken. Es handelt sich bei diesen Kirchhofsfragen nicht um Dogma und Seelenheil, sondern um eine Einrichtung, welche die Kirche zur Not sich auch anders gefallen lassen kann; die Tatsachen beweisen es. Hier können die Wünsche und Gesinnungen der Katholiken der einzelnen Länder sehr bedeutsam von Einfluß werden.

„Sollten die, mit welchen wir doch nun einmal fest zusammengebunden sein sollen für Freud und Leid, es nicht über sich gewinnen, auf Dinge zu verzichten, die unnötigerweise dahin führen, uns innerlich zu trennen und Haß zu säen auf beiden Seiten? Freilich, gerade der Fall Fameck zeigt mit seinen Begleiterscheinungen, wie weit entfernt wir noch sind von solchen Hoffnungen. Katholischerseits hat man in keiner Weise das Bewußtsein, unrecht gegen uns zu handeln. Im Landesausschuß wird mit Behagen behauptet: der Bischof konnte nicht anders; gegen den Unterstaatssekretär, der mild und maßvoll den staatlichen Rechtsstandpunkt vertrat, beginnt in der katholischen Presse eine wilde Hetze, in Metz veranstaltet man eine Zustimmungs- und Entrüstungskundgebung. Und wie merkwürdig klingen in der Denkschrift die Versicherungen: dafür, daß die Gefühle der Andersgläubigen bei der Einrichtung ihres Sonderkirchhofs geschont werden, sorge er, der katholische Bischof! Diesen, meint er, komme seine Maßregel nur entgegen, denn sie müßten ja selbst den Wunsch haben,

Digitized by Google

unter ihren Glaubensgenossen zu ruhen! Er rühmt sich geradezu, auf solche Art den konfessionellen Frieden zu fördern, ja den Interessen des Deutschtums in Lothringen den größten Dienst zu erweisen! Bischof Benzler meint das mit aufrichtiger Seele. Aber eben das ist das Erschreckende.

„Mehr offenen Sinn für die Notwendigkeiten unseres friedlichen Zusammenlebens und ein wachsameres Gewissen dafür, das ist's, was wir brauchen. Fragen wir aber: Was können wir dazu tun? so gibt es nur einen Weg, und der heißt: Bei uns selbst anfangen. Auch wir müssen uns viel mehr Mühe geben, unsere katholischen Mitbürger zu verstehen; daran fehlt es noch sehr. Und wenn wir ihnen immer in diesem und jenem entgegentreten müssen, auch wir verwenden noch lange nicht genug Sorgfalt und Besonnenheit darauf, sie nicht ohne Not zu kränken. Das ist die Wahrheit. Seien wir strenger gegen uns! Daß dann auch der Widerhall von der anderen Seite nicht ausbleibt, dafür wollen wir Gott sorgen lassen."

* * *

Christliches Gefühl ist allemal ritterliches Gefühl. Die Frage wäre nur, ob ritterliches Gefühl allemal auch christliches Gefühl ist. Jedenfalls ist das Reis des Rittertums in seiner Blüte dem Kreuze von Golgatha entsprungen. Es waren christliche Tugenden, die der Ritter zu pflegen gelobte. Bevor er zum stolzen Ritter geschlagen wurde, empfing er demütigen Herzens das hl. Abendmahl. Und so besteht vielleicht auch heute noch ein geheimer Zusammenhang zwischen beiden. Ist nicht der ideale Überschwang des mittelalterlichen Christentums geschwunden, als die ritterliche Gesinnung schwand? Die Engherzigkeit im Zusammenleben der Bekenntnisse ist nicht nur nicht christlich, sie ist auch nicht ritterlich.

Im „Hammer" (Herausgeber: Th. Fritsch in Leipzig) unterzieht H. A. Grävell die Zusammenhänge von Idealismus und Rittertum einer Untersuchung, die auf einen Vergleich zwischen der heutigen und der Zeit des Rittertums hinausläuft. Es kann nicht schaden, unsere Zeit auch einmal durch ein anderes Instrument anzusehen, als mit den Augen des ungeschichtlichen modernen Menschen. Der Verfasser ist nun wohl kein „moderner" Mensch, dafür sieht er aber die Dinge geschichtlich und seine Stimme hallt zu uns wie von weiter Ferne her. Wenn ein alter Ritter aus seiner Gruft stiege, der würde vielleicht über unsere Zeit im Großen ebenso urteilen, wie der Verfasser — bis auf die eine, aber allerwichtigste Angelegenheit: die Auffassung vom Christentum. Da ist auch unserem wiedererstandenen Ritter während seiner langen Grabesruhe eine moderne Haut angewachsen. Und doch war es gerade die alte Haut, die den alten Ritter zum hörnenen Siegfried machte, gegen alle Fürchte, außer der Gottesfurcht, schützte.

„Unsere Zeit", so H. A. Grävell im „Hammer", „ist erfüllt von Ideen, die das Gegenteil der mittelalterlichen sind; ja man blickt mit

Digitized by Google

Verachtung auf ‚das finstere Mittelalter' mit seinem ‚Raubrittertum' und ‚Faustrecht', seinem ‚Köhlerglauben' und seinem Autoritäts-Fanatismus, Ketzerverfolgung und Hexenwesen. Aber ich fürchte, es wird einmal eine Zeit kommen, wo man unsere Zeit ganz ähnlich einschätzen wird, wo man unsere stolze Wissenschaft finster und oberflächlich finden wird, wo man glauben wird, daß bei uns Raubritter sich ungestraft breit machten, die den Armen und Kleinen das tägliche Brot abnahmen und sogar noch vom Gesetz beschützt wurden, daß man überall Popanze als Götzen verehrte und die Menschen verfolgte, einsperrte oder boykottierte, die die Wahrheit sagten, daß man die großen und freien Geister der Nation bei ihren Lebzeiten verspottete und verlachte, und wenn man sie zu Tode geärgert hatte, ihnen Denkmäler setzte. Was aber als ein Hauptkennzeichen unserer demokratischen Epoche angesehen werden wird, das ist der gänzliche Mangel an ritterlichem Gefühl. Den hat uns der Industrialismus, der Schachergeist, das Hebräertum, der allgemeine Egoismus gründlich abgewöhnt.

„Ritterlichkeit ist das direkte Gegenteil der heutigen Gesinnung. Wer ritterlich denkt, wer den Schwachen hilft, auf eigenen Vorteil verzichtet, den Stolzen, Hohen und Übermütigen entgegentritt, den Nacken nicht beugt, aber nach unten freundlich ist, wer noch etwas Höheres anerkennt, als was er mit den leiblichen Augen sehen, was er wägen und messen kann, wer ein Ideal hat, der wird wie ein Wundertier angesehen und womöglich mitleidig belächelt.

„Und doch scheint mir, wir müssen wieder zu den verachteten Idealen des Mittelalters zurückkehren, wenn wir nicht untergehen wollen. Das Zeitalter des Humanismus war ein individualistisches, das allen Bestrebungen günstig war, die das Individuum frei machten. Aber man hatte übersehen, daß es für alles Grenzen gibt. Ein zu weit gehender Individualismus führt zur Überhebung der Person, zur Steigerung der Selbstsucht und zur Verleugnung der sozialen Instinkte. Dabei kann aber kein Volk auf die Dauer bestehen. Wer nur an sich denkt, wird ein Schädling.

„Wir haben wohl eine strenge Disziplin überall, aber sie ruht ganz äußerlich auf uns, während die Moralität des Mittelalters auf dem christlichen Glauben beruhte und auf der Vorstellung, daß die Autorität überall von Gott ist. Der Ritter beugte sich vor Gott, d. h. vor einem erhabenen Prinzip, vor einem idealen Grundsatz, wenn er seinem Lehnsherrn treu war. Wir aber beugen uns vor einem protzigen Laffen aus Menschenfurcht, von Gott aber wollen wir nichts mehr wissen. Denn den hat ja die moderne Wissenschaft abgeschafft.

„Wir reden wunderschön über alles Mögliche — auch wenn wir es nicht verstehen. Denn die famose Bildung macht zu gedankenlosen, hochmütigen Schwätzern, die über alles absprechen, was nicht von der modernen Universitätswissenschaft anerkannt, abgestempelt und zugelassen worden ist. Ich aber glaube, daß der Tag nicht mehr fern ist, wo man einsehen wird, daß wir den Eckstein verworfen haben, der das ganze Gebäude tragen muß,

Digitized by Google

ich meine den Glauben an etwas Erhabenes, der dem Mittelalter Stütze, Hilfe und Trost war. Ohne ihn wird alles schal und nichtig.

„Was ist aber das Erhabene? Die alte schöne Sage vom heiligen Gral drückt es aus. Es ist ein Zauberland, in das der Reine kommt, wenn er es sucht. ‚Das Reich der Himmel ist in euch!' sagte Christus. Das Jenseits ist in uns. — Unsere ganze Aufgabe ist es, uns so zu entwickeln, daß wir das Reich der Ideen, wie es Platon nannte, in uns erkennen und das Erkannte in die Wirklichkeit übersetzen. Dies ist der höchste Lebenszweck und Lebensinhalt: die Pflege der Ideale.

„Es ist ritterlich, dies anzuerkennen und darnach zu leben; es ist unritterlich, über Hohes zu spotten und Menschen zu verlachen, die diesem Hohen, ganz gleichgiltig wie immer, dienen.

„Wir brauchen Religion und wir brauchen Frömmigkeit. Ja, wir können davon gar nicht genug haben. Mir hat einmal ein Alldeutscher geschrieben, die Deutschen würden sich noch ganz ins Jenseits verflüchtigen, wenn es so fort ginge. Ich habe aber noch nicht einen einzigen Deutschen gesehen, von dem man dies hätte sagen können: denn nicht ins Jenseits pflegen sie sich zu verflüchtigen, sondern ins Wirtshaus. Da sitzen sie, rauchen, trinken ein Glas um das andere und schimpfen auf Juden, Pfaffen, Gott und die Welt, nur auf sich nicht. Und wenn sie nach Hause taumeln, dann meinen sie noch Wunder, was sie geleistet hätten.

„Wer es ehrlich mit seinem Volke meint, der sorge dafür, daß wieder ritterlicher Heldengeist der Vorzeit bei uns einzieht! Wir brauchen nicht die fremden Märkte mit zweifelhaften Produkten unserer Großindustrie zu überschwemmen, wir brauchen nicht die armen Neger oder Chinesen mit schlechter Pofelware zu betrügen, wir brauchen nicht stolz darauf zu sein, daß wir andere von ihren alten Plätzen und Märkten verdrängen: wir sind keine Punier und keine Hebräer, sondern Germanen. Ehrlich währt am längsten!

„Besser nur von Salzkartoffeln leben, aber ehrlich sein, als in Üppigkeit schwimmen, die mit dem Fluche armer betrogener Menschen erkauft und mit ihrem Schweiße oder Blute bezahlt ist. Ja, wenn wir nur andere knechteten! — aber bei uns selbst herrscht ja überall Unverstand und Brutalität. Wir knechten uns gegenseitig. Wer oben ist, der tritt auf den, der unten ist, und wer unten ist, der strebt nach oben, um selbst später treten und puffen zu können. Es ist das reine Puffspiel. Am schlechtesten dabei fährt der Mittelstand, der in steter Sorge ist vor der Brutalität von oben und der zu erwartenden der niederen Stände, die als ‚Sozialisten' so unsozial wie möglich sind.

„Freilich hat der Mittelstand auch ein böses Gewissen. Denn er hat die alten bürgerlichen Tugenden eingebüßt und schielt nach allem Modernen, wie die Eva nach dem verbotenen Apfel. Die Schule aber, die doch eine Pflanzstätte alles Guten sein sollte, ist eine Dressieranstalt geworden, wo formale Bildung gepaukt wird, die im praktischen Leben keinen Pfifferling wert ist.

Digitized by Google

„Was wir brauchen, ist *Ritterlichkeit*, eine ritterliche Erziehung der Jugend! Ich verstehe darunter die Erziehung zu dem ins Moderne übersetzten Ideale der höheren Stände des germanischen Mittelalters, also Erziehung zur Religiosität, Pietät, Demut, Reinheit, Freimut, Tapferkeit, Treue, Gewissenhaftigkeit, Opfersinn, Nächstenliebe . . .

„Wie ganz anders ist heute alles geworden! Unsere Knaben werden mit geistiger Speise ohne Geist überladen, mit Gedächtniskram belastet und von einer Einwirkung auf Herz und Gemüt ist keine Rede. Daher das Greisenhafte, der Mangel an Frische, die Blasiertheit, der Mangel an Harmonie. Wie wenig wirken heute ältere Männer auf die Jugend ein! Sie haben dazu auch keine Zeit, da sie das Amt zu sehr in Anspruch nimmt. Und wie ist der Einfluß der Frauen? Weil die Frauen selbst nicht mehr fromm sind, vielmehr frivole Modedamen, können sie naturgemäß auch keinen wahrhaft sittigenden Einfluß ausüben, eher einen schädigenden, aufregenden.

„Man sollte einmal versuchen, Knaben nach englischem System aus den Einflüssen der Großstadt hinwegzunehmen und auf dem Lande in schöner Gegend ritterlich zu erziehen. Man sollte ihnen statt Cäsar und Cornelius Nepos lieber mittelalterliche Schriftsteller in die Hand geben, die ihrem Empfinden näher stehen. Was dem Altertum vollständig fehlte, ist die Romantik. Die Alten waren nüchterne, trockene Menschen, die der Poesie entbehrten und daher auch die Poesie nicht in das Leben einführen konnten. Wir aber wollen wieder Poesie im *Leben* haben, nicht bloß in *Büchern* mit Goldschnitt.

„Dazu dienen am besten die Dichter der Ritterzeit, die uns Beispiele von Heldenmut und ritterlicher Zucht geben. Die Ritter von der Tafelrunde sind schönere Muster für unsere Jugend als die kalt berechnenden römischen Feldherren und Staatsmänner ohne Schwung der Seele. Aber es ist recht bezeichnend für unsere Zustände, daß man soeben in Freiburg ein Gymnasium baut, das auf seiner schönen Außenseite unter den Büsten verschiedener Männer des Altertums auch Cäsar bringt, den verschlagenen und ränkevollen Vertilger unserer Vorfahren — und zwar just in der Nähe der Stelle, wo er den Ariovist, unsern Heerkönig, vernichtete. Warum hat man diesem, dem ersten deutschen Eroberer, nicht eine Büste gewidmet, wenn man zu völkischer Begeisterung erziehen will? Warum stellt man nicht an die Prunkseite einer deutschen Lehrburg ritterliche Gestalten? Warum schreibt man nicht mit goldenen Lettern über den Eingang: Gedenke, daß du ein Deutscher bist!?

„Ja warum? Weil wir abgefallen sind vom Geiste des Rittertums, weil wir *den Erfolg anbeten*, weil wir nicht mehr germanisch empfinden, sondern römisch, jüdisch und französisch.

„*Das germanische Wesen ruht fest auf der Treue.* Wo die aufhört, beginnt die Fremde. Der Germane ist einfach, edel, bieder, ehrlich und keusch. Daher ist er so wenig geeignet für die den Romanen entlehnte

Digitized by Google

Geselligkeit. Der Romane spricht gern von ‚Diskretion' und ‚Takt', von ‚Galanterie' und allen möglichen feinen Erfindungen. Wer aber jedem Menschen, mit dem er im Leben zusammengetroffen ist, treu ist, ihm die geistige Treue bewahrt, der wird nie etwas tun, sagen oder veröffentlichen, was jenem schaden könnte. Das ginge gegen die Treue.

„Wir sollten auch im täglichen Leben zur germanischen Auffassung zurückkehren; wir sollten Lüge und Schein meiden. Deutsche Knaben und Mädchen müßten so rein erzogen werden, daß sie vor jeder Lüge zurückschaudern. Nur durch Kampf gegen die Lüge, die heute überall grinst, können wir wieder Herren bei uns selbst werden.

„Die ‚Moralität' des Mittelalters, wie sie in alten Sprüchen niedergelegt ist, enthält immer noch weise Lehren, die in den Schulen verwandt werden könnten, uns jedenfalls natürlicher als Ovid und Horaz, und in den vergessenen Erzählungen von alten Rittern findet die Jugend auch heute noch Ideale zum Leben. Ja der geistreiche Edelmann von der Mancha, der 1904 sein 300jähriges Geburtsfest feiert, hat ein schönes und wahres Wort gesprochen, wenn er seinem getreuen Schildknappen sagt: ‚Religion es caballeria'.

„Ja, der Ritterdienst ist Religion, und Religion ist Ritterdienst, und nicht umsonst sagt unser größter mittelalterlicher Dichter, Wolfram von Eschenbach: Schildesamt ist meine Art. Auch der Dichter und Denker ist ein Ritter. Denn er kämpft den guten Kampf für die Ideen, die er in sich selbst findet. Und auch unter den Frauen hat es ritterliche Naturen gegeben. . . ."

* * *

Es bedarf schon einiger Keckheit, heutzutage mit solchen Ketzereien zu kommen. Und gar noch öffentlich! Wo doch an allen Straßenecken publizistische Nachtwächter postiert sind, die jeden am Kragen nehmen, der durch unzeitige Mahn- und Weckrufe die öffentliche Ruhe stört, in der sie so friedsam schlummern und verdauen können. Nur wenn sie meinen, daß die Rufe ungehört verhallen oder doch weitere Kreise nicht beunruhigen, wenden sie das sogenannte Totschweigesystem an und lassen den Delinquenten in Frieden, wobei sie sich noch sehr großmütig vorkommen. Verfügt aber Delinquent über ein so vernehmliches Organ, daß man es beim besten Willen nicht überhören kann, dann wird er auf den Markt der Öffentlichkeit geschleift und das Volksgericht über ihn angerufen. Je nach Bedarf bezichtigt man ihn des Vaterlands- oder Hochverrats, oder aber man erklärt ihn für einen unzurechnungsfähigen Narren.

In der Tat, diese Art Presse wird schon nervös, wenn irgendwer einen etwas weniger sanften Ton anschlägt, als sie selbst. Sie schwebt in beständiger Todesangst, daß etwelche ihrer Leser auch von ihr weniger sanfte Töne und mehr Ernst und Ehrlichkeit verlangen könnten. Das würde aber wieder andere Leser, ja, die meisten und maßgebenden auffässig machen, und so das „Geschäft" gestört werden. Aus diesem sehr einfachen und ein-

Digitized by Google

leuchtenden Grunde müssen die fatalen Ruhestörer je nach ihrer Gefährlichkeit entweder totgeschwiegen oder abgemurkst werden.

Es geht dabei nicht viel anders zu, als bei dem bekannten Pferdehandel. Indem der Händler seinen lahmen oder blinden Gaul mit gutem Profit an den Mann bringt, versichert er ihm tränenden Auges und mit schmerzbewegter Stimme, er könne ihm den Gaul „so billig" nur lassen, „weil er es sei", und setze dabei noch zu, bringe ihm also noch ein Opfer. Auch jene gewisse Presse opfert nur ihre heiligsten Gefühle auf dem Altar des Vaterlandes, verschluckt blutenden Herzens ihren ehrlichen Zorn über Unrecht und Übel aller Art, beißt die Zähne aufeinander und — verzichtet in heroischer Selbstüberwindung auf Freiheit und Wahrheit der Meinung. Nur um die Grundlagen des Staates nicht zu erschüttern, nur um dem Umsturz nicht Vorschub zu leisten, nur um die Autoritäten vor dem Ansturm der revolutionären Massen zu schützen, bringt sie das große Opfer. Nur deshalb, beileibe nicht etwa aus Rücksicht auf den Abonnentenstand, die Empfangnahme von Nachrichten aus den Bureaus der Ministerien oder das Inseratengeschäft des Verlegers.

Liegt nicht ein gewisser Humor darin, wenn z. B. noch jüngst ein Amtsblatt dem Türmer gegenüber seine hochloyale, ganz gehorsamste Haltung als — „Realpolitik" herausstrich, wo der Mann doch ganz genau wußte, daß er sich eine freimütige Kritik überhaupt nicht erlauben dürfe, weil es sonst mit seiner Redaktionsherrlichkeit gar bald ein Ende nähme, der Knüppel also beim Hunde lag? „Realpolitik" ist das allerdings, aber doch nur in ganz beschränktem, persönlichem Sinne. Dergleichen heißt doch wirklich — aus der Not eine Tugend machen.

Ich denke nun selbst menschlich genug, um von anderen Menschen nicht zuviel zu verlangen, und ich begreife es, daß ein Mann in der abhängigen Stellung eines Amtsblattredakteurs, noch dazu eines Staatsanzeigers in einer kleinen Residenz, nicht eine Kritik üben kann, wie der Leiter eines unabhängigeren Blattes. Er kann dabei auch noch Gutes wirken, freilich nur, wenn er sich politisch so neutral wie möglich verhält. Nicht aber darf er andern aus ihrer unabhängigen Stellung und Haltung einen Vorwurf machen, dazu hätte er nur ein Recht, wenn er seine eigene Unabhängigkeit nachweisen könnte, d. h. die Möglichkeit, daß er auch anders könnte, wenn er nur wollte. Nun kann er aber in seiner Stellung nicht anders, auch wenn er wollte. Ich mache ihm daraus keinen Vorwurf, es soll das auch keine Herabsetzung sein. Man kann auf jedem Posten Gutes wirken, und mit der Übernahme des seinigen hat er auch gewisse Pflichten übernommen, die nicht auf dem Gebiete der freien Kritik liegen. Wenn er aber, ohne selbst dazu in der Lage zu sein, die freie Kritik anderer bemängelt, ja gar lächerlich zu machen sich bemüht, so antworte ich ihm, daß er eben dazu — „nicht in der Lage" ist.

Mag's in der sozialdemokratischen und radikaldemokratischen Presse wettern und stürmen, wie's wolle, das bringt so leicht keinen staatserhaltenden Redakteur aus der Seelenruhe. Mit kühl geschäftlicher Gelassenheit

Digitized by Google

werden deren Ergüsse nach dem Schema „F“ abgetan. Das ist eben das Geschäft und stört auch „das“ Geschäft nicht. Kommt aber einer aus dem eigenen Lager und will die eigenen Kreise in deren bestverstandenem Interesse über Dinge aufklären, die sie sonst nicht oder nur sehr unzulänglich und noch dazu gefärbt erfahren, dann rast der See und will sein Opfer haben. Dann ist ein solcher Hecht im Karpfenteich ein viel gefährlicherer „Genosse“, als der röteste Sozi, und er wird auch mit viel mehr Liebe abgemurkst. Daß einer aus dem eigenen Lager sich erkühnt, in diesem nicht alles schön und gut und nett zu finden, daß er mit den Auguren nicht mitlächelt, nicht bloß den wohlfeilen, völlig harmlosen und ungefährlichen „Kampf“ gegen den Umsturz „mitkämpft“, bei dem man sich keine Wunden, nur Vorteile, „Ehren“ und Orden holen kann, das gilt als ein „fürchterlich Erdreusten“ und grenzt an Vaterlandsverrat. Das Wohl des Vaterlandes, müßt Ihr wissen, ist allemal beteiligt, wo das eigene Wohl und das Wohl der Sippe oder Kaste im Spiele ist.

Niemand wird dieser Presse den Vorwurf machen können, daß sie mit schönen Worten und Begriffen, wie „Christentum“, „Vaterland“, „Sozialreform“, „Nationalgefühl“ und anderen Idealen kargt. Nein, das kann ihr niemand nachsagen. Wer aber so naiv ist, diese Begriffe ernsthaft zu nehmen, und sich gar bemüht, sie in der Öffentlichkeit, in Staat und Gesellschaft, zur Geltung zu bringen, ist bestenfalls ein Narr, sonst aber „schlimmer als ein Sozialdemokrat“. Wie kann er auch nur so töricht sein, dergleichen Floskeln, die man ja bei patriotischen Reden und in den Leitartikeln gegen den Umsturz nicht gern entbehren mag, ebensowenig wie die Garnierung der Festbratenschüssel, auf die Goldwage zu legen? Als ob nicht jeder vernünftige Mensch wüßte, was es damit auf sich hat. Damit Ernst zu machen! Das wäre ja noch schöner, der reine Umsturz! Wo blieben denn wir da! Nein, so was! ...

Das alles mußte gesagt werden, damit es besser wird. Oft bedarf es nur eines Anstoßes. Es sind nicht gerade schlechte Menschen, die unsere und auch jene „gewisse“ Presse machen. Aber es lastet mancher Druck auf ihnen. Der schwerste ist die Macht der Gewohnheit. Man hat sich und das Publikum allmählich an eine — sagen wir: Rücksicht auf die einzelnen Schichten des Leserkreises, ja, auf den einzelnen Leser gewöhnt, die fast schon einer Willkürherrschaft des Publikums gleichkommt. Das darf nicht sein. Dieser Bann muß gebrochen werden. Der Publizist muß Ellenbogenfreiheit haben. Wenn erst der Versuch gemacht wird, dann wird man sehen, daß es auch anders geht. Und wenn es nicht gleich anders geht, so heißt es auch noch immer: „Arbeiten und nicht verzweifeln.“

Digitized by Google

Die Erstaufführung von Richard Wagners „Lohengrin".

Im März 1848 hatte Richard Wagner die Partitur des „Lohengrin" vollendet und gleich darauf dem Dresdener Hoftheater, an dem er als Kapellmeister wirkte, zur Aufführung eingereicht. Es ist kein Zweifel, daß das Werk an dieser Stelle, die Wagners vorangehenden Schöpfungen (Rienzi, Fliegender Holländer, Tannhäuser) ihre schönsten Erfolge verdankte, bald zur Aufführung gelangt wäre, wenn nicht die politischen Ereignisse sie verhindert hätten. Diese politischen Ereignisse aber wurden für Wagner selbst von der entscheidendsten Bedeutung. Dabei ist es ganz klar, daß ihn das ausgesprochen Politische innerlich gar nicht berührte. Wagners französischer Biograph, Henri Lichtenberger, trifft sicher das Richtige, wenn er sagt: „Die Dresdener Revolution hatte ihn zur Zeit nur interessiert, weil er in ihr das Vorspiel jener großen geistigen Wiedergeburt erblickte, die er zur freien Entfaltung der Kunst und der neuen Gesellschaft für nötig hielt." Das geht auch daraus hervor, daß Wagner am 16. Mai dem sächsischen Ministerium jenen bedeutsamen „Entwurf zur Organisation eines deutschen Nationaltheaters" einreichte, der in dem Satze gipfelt: „Das Theater soll keine andere Aufgabe haben, als auf die Veredelung des Geschmackes und der Sitten zu wirken."

Es ist bekannt, daß Wagner in die revolutionären Ereignisse des Jahres 1849 verwickelt wurde. Der Sturm der Zeit, der Einfluß des Russen Bakunin, die stets wachsende künstlerische Erbitterung wirkten hierbei zusammen. Unter anderm wurde infolge des politischen Verhaltens Wagners, also wohl wegen der am 14. Juni 1848 im Vaterlandsverein gehaltenen, zwar „aufrührerischen" aber durchaus königstreuen Rede, im Dezember 1848 die Annahme des „Lohengrin" endgültig verweigert. Am 3. Mai 1849 eilte Wagner, von der ersten Begeisterung fortgerissen, unter die Volksmassen am Altmarkt, beteiligte sich aber weder am Schießen noch am Barrikadenkampf. Als dann am 9. Mai der Aufstand endgültig nieder-

Digitized by Google

geschlagen war, entging Wagner durch Zufall der Gefangennahme. Wie Wagner in diesem Augenblick, trotzdem er wußte, daß seine Existenz vernichtet war, dachte, zeigt die zwei Jahre später erschienene „Mitteilung an meine Freunde": „Als mich, den Geächteten und Verfolgten, keine Rücksicht mehr band zu einer Lüge irgendwelcher Art, als ich jede Hoffnung, jeden Wunsch auf diese jetzt siegreiche Welt hinter mich geworfen und mit zwangloseſter Unumwundenheit laut und offen ihr zurufen konnte, daß ich, der Künstler, sie, diese so scheinheilig um Kunst und Kultur besorgte Welt, aus tiefſtem Grunde des Herzens verachte; als ich ihr sagen konnte, daß in ihren ganzen Lebensadern nicht ein Tropfen wirklichen künstlerischen Blutes fließe, daß sie nicht einen Atemzug menschlicher Gesittung, nicht einen Hauch menschlicher Schönheit aus sich zu ergießen vermöge, — da fühlte ich mich zum ersten Male in meinem Leben durch und durch frei, heil und heiter, mochte ich auch nicht wissen, wohin ich den nächsten Tag mich bergen sollte, um des Himmels Luft atmen zu dürfen."

Am 13. Mai gelangte Wagner über die sächsische Grenze nach Weimar zu Franz Liszt, der ihn im März 1847 auf der Durchreise in Dresden kennen gelernt hatte. Liszt hatte damals endgültig seine unvergleichlichen Triumphfahrten aufgegeben, um im bescheidenen Weimar als „Hofkapellmeister in außerordentlichem Dienste" — wir fügen mit Bülow hinzu: der Kunst — für eine Erneuerung des Musiklebens zu wirken. Wagner muß in dem zwei Jahre älteren Künstler gleich den herrlichen Edelmenschen erkannt haben. Denn er faßte alsbald Vertrauen zu ihm; nun in dieser höchsten Not war Liszt ihm alles. In den folgenden Maitagen verbarg Liszt den steckbrieflich Verfolgten, der endlich am 26. Mai unerkannt über die Schweizer Grenze gelangte. Wieviel Wagner in den Jahren der Verbannung gelitten, gehört nicht zu meiner heutigen Darstellung. Das Schlimmste von allem war jedenfalls, daß er den Zusammenhang mit dem Kunstleben verlor, daß er seine Werke nicht zu hören bekam. Die äußere Wirkung dieser Tatsache sehen wir darin, daß des Komponisten Produktivität aussetzte, daß jetzt einige Jahre bloß schriftstellerischer Tätigkeit kamen, über die Wagner selber später urteilte: „Meine schriftstellerischen Arbeiten waren Zeugnisse für meine Unfreiheit als künstlerischer Mensch." (Briefe an Röckel S. 10.)

Daß dieser „künstlerische Mensch" nicht völlig heimatlos wurde, hatte er der innigen Freundschaft mit Franz Liszt zu danken, von der der Briefwechsel zwischen beiden ein so herrliches Zeugnis ablegt. Wagner selbst ruft in überströmender Dankbarkeit in der „Mitteilung an meine Freunde": „Wunderbar! Durch dieses seltensten aller Freunde Liebe gewann ich in dem Augenblick, wo ich heimatlos wurde, die wirklich lang ersehnte, überall am falschen Orte gesuchte, nie gefundene Heimat für meine Kunst." Am 21. April 1850 folgt Wagners briefliche Bitte an Liszt, doch den „Lohengrin" aufzuführen, der seit März 1848 unbenutzt bei der Dresdener Intendanz liege. Liszt ging alsbald an die Arbeit. Am 25. August 1850 sollte das Herderdenkmal mit besonderer Feierlichkeit enthüllt werden. Liszt hatte

Digitized by Google

dazu Herders „Prometheus“ in Musik gesetzt, der nun am Vorabend des 25. zur Aufführung kam, während Wagners „Lohengrin“ zu Goethes Geburtstag, am 28. August gewissermaßen den Abschluß des Festes bilden sollte.

Das Wagnis gelang glänzend. Man muß in Wagners Briefen an Liszt nachlesen, was es für ihn bedeutete: „So ganz verstanden zu werden, war meine einzige Sehnsucht; und verstanden worden zu sein, ist die beseligendste Befriedigung meiner Sehnsucht.“ Es ist vielleicht ganz gut, nicht bloß aus der Vogelperspektive dieser Künstlerbegeisterung an jene Tage zu denken; allerdings auch nicht dadurch sich zu ärgern, daß man von neuem über sich ergehen läßt, was kleinliche Geister aus der Froschperspektive gegen dieses Meisterwerk vorbrachten — sondern einen tüchtigen Mitarbeiter davon sprechen zu hören, der mit ruhigeren Augen das alles ansah. Dazu ist jetzt die Gelegenheit geboten durch die Neuausgabe der „Erinnerungen eines alten Schauspielers“, von Eduard Genast, die Robert Kohlrausch unter dem Titel „Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit“, im Verlag von Robert Lutz in Stuttgart veranstaltet hat. Bevor wir mit gütiger Erlaubnis des Verlags den die Lohengrin-Aufführung betreffenden kleinen Abschnitt abdrucken, wollen wir noch etliche Worte zur Empfehlung des liebenswürdigen Buches sagen.

Jawohl, empfehlen darf man jedem gerade in dieser alles für uns Heutige belanglose weglassenden Ausgabe diese Erinnerungen eines Schauspielers, der mit einer in seinem Stand recht seltenen Bescheidenheit echte Kunstbegeisterung und einen hellen klaren Blick verbindet. Außerdem aber hatte dieser Schauspieler das Glück, mit einer Reihe von Menschen zusammenzutreffen, ja gemeinsam zu wirken, von denen wir Spätergeborene überhaupt nicht genug hören können. Eduard Genast kann seine Erinnerungen noch durch die Mitteilungen seines Vaters erweitern, der seit 1791 in Weimar wirkte, dort lange Goethes Regisseur war, bis er von seinem 1797 zu Weimar geborenen Sohn abgelöst wurde. Gerade Goethe tritt klar vor unsere Augen, vor allem in seinen Beziehungen zum Theater. Wie groß, wie einzig ist dieser Mann! Wahrlich, wäre er nicht der größte Dichter aller Zeiten, er bliebe doch einer der größten Menschen. Gerade so viele kleine Züge, wie sie Genast mitteilt, ergänzen das Bild, zumal für den Goethekenner aufs trefflichste. Neben dem abgeklärten Olympier der treffliche Mann Schiller, Temperamentsmensch im Leben wie in der Kunst. Eine fast noch reichere Ausbeute findet der Musiker. Mozart, Weber, Marschner, Lortzing u. v. a. treten vorübergehend oder auch für längere Zeit in Genasts Lebensweg, der an sich schon abwechselnd genug ist, um einen Gang auf ihm zu lohnen, zumal der Führer ja ein so liebenswürdiger Mensch ist. Doch ich will nicht mehr aufzählen, sondern das Buch nochmals empfehlen und nun jene auf die Aufführung „Lohengrins“ bezügliche Stelle abdrucken. Ich wähle diese um so lieber, als in ihr auch wenig bekannte Briefe Wagners abgedruckt sind. Liszt hatte die Sommermonate 1850 zur Einstudierung des Werkes

Digitized by Google

seines Freundes benutzt, das allen Beteiligten die größten Schwierigkeiten bereitete. Wie diese überwunden wurden, erzähle nun Eduard Genast.

* * *

Als nun die Sache so weit gediehen war, daß man zu den Theaterproben übergehen konnte, stand ich Liszt als Ordner auf der Bühne treulich zur Seite. Nicht nur, daß meine Pflicht mich aufforderte, bei Inszenierung dieses Meisterwerks meine ganze Kraft anzuspannen, es war zugleich ein hoher Genuß, gerade bei dieser Oper mit ihm vereint zu wirken. Um das Sänger- und Orchesterpersonal nicht zu ermüden, wurde jeder Akt einzeln probiert, was vier bis fünf Stunden Zeit in Anspruch nahm, da Liszt alle musikalischen Feinheiten und ich das charakteristische Zusammenspiel auf der Bühne gewahrt wissen wollte. So folgten sich neun Aktproben, und erst die drei letzten ganzen Proben gaben uns ein vollkommenes, einheitliches Bild. Drei Tage vor der Aufführung erhielt ich durch Liszt noch folgende Zeilen von Wagner, die mir den sichern Beweis gaben, wie lebendig seine Schöpfung bis auf die geringste Kleinigkeit vor seiner Seele stand.

„Verehrter Freund! Als Elsa in der zweiten Szene des ersten Akts in ihrer Angst über das Ausbleiben eines Kämpfers für sie mit den Worten: ‚Du führtest zu ihm meine Klage‘ usw. mit einem Hilferufe an Gott auf die Knie sinkt, habe ich in der Partitur angegeben, daß die Frauen (die Begleiterinnen Elsas) näher zu ihr herangetreten sein sollen. Diese Bemerkung möge dahin verstärkt werden, daß diese Frauen, als sie mit gespanntester Teilnahme für ihre Herrin die Worte der Männer: ‚In düsterm Schweigen richtet Gott!‘ gehört haben, mit lebhafter Unruhe und in größter Angst um Elsa aus dem äußersten Hintergrunde durch den offenen mittlern Bühnenraum zu Elsa vorschreiten, wie um sie zu schützen vor der drohenden Gefahr, sich ihr sogar möglichst nahe drängen. Diese Bewegung muß pantomimisch so selbständig wie möglich von ihnen ausgeführt werden, so daß sie auf den Zuschauer die Wirkung eines über Leben und Tod entscheidenden Moments hervorbringt. Das Violoncello mit dem Baß-Klarinettensolo wird dadurch ausgefüllt. Während dann die Männer nach dem Hintergrunde der Erscheinung Lohengrins zu blicken, bleiben die Frauen nur lauschend dicht um Elsa gruppiert und treten dann mit dieser links dem Platze des Königs näher, wo sie wie unter dem Schutze des Königs verbleiben.

„Noch eins! Ich weiß nicht, welche dramatische Befähigung der Sänger des Lohengrin, Herr B., besitzt; für alle Fälle soll er das Wichtigste im Auge haben. Das ist die große Schlußszene des letzten Aktes; ihre Wirkung beruht allein darauf, daß er seine schwierige Aufgabe löst. Im Anfange dieser Szene und bei der Anklage Elsas sei er furchtbar und vernichtend streng, wie ein strafender Gott. Nach seiner Erzählung und seiner Kundgebung von den Worten an: ‚Ach Elsa, was hast du mir angetan‘ breche aber alle seine göttliche Strenge in dem allermenschlichsten Schmerz zusammen. Die ungeheuerste, herzzermalmendste, schmerzlichste Leidenschaft bis zu seinem Scheiden muß den ganzen erschütterndsten Gehalt des Schlusses der Oper ausmachen. Nur er kann die rechte Wirkung hervorbringen, niemand anders; alles andere wird sich von selbst machen. Wenn ein Herz unerschüttert bleibt, so ist es seine Schuld.“

Digitized by Google

Ich führte, soweit es möglich war, Wagners Willen aus, und das Bild Elsas mit ihren Frauen entwickelte sich zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Weniger wollte es dem Sänger des Lohengrin gelingen, der von dem Komponisten gegebenen Anleitung nachzukommen.

Während er von der Natur mit einer schönen Stimme begabt war, blieb doch sein Spiel hinter der Aufgabe zurück und beeinträchtigte die volle Wirkung. Nun, der Mensch kann nicht mehr geben, als er von der Natur empfangen hat; es fehlte ihm an dramatischem Talente. Schlimm aber ist es für einen Regisseur, dem es um das Vollendetste in seiner Kunst zu tun ist, wenn bei solchen Leuten noch das Zwillingspaar Arroganz und Ignoranz zum Vorschein kommt. Trotz meiner Bitten und Mahnungen, die Szene im Schlafzimmer so platonisch wie möglich zu halten, wozu schon die keuschen Töne des Komponisten anleiten, zog dieser Lohengrin seine Elsa fast fortwährend an sich, so daß es ihr schwer wurde, den Worten: „An meine Brust, du Süße, Reine“ nachzukommen. Um so mehr Freude hatte ich an allen übrigen Darstellern, die willig und freundlich meinen Anordnungen und meinem Rate Folge gaben. Besonders erfreute ich mich an den drei tüchtigen jungen Talenten, Fräulein Agthe, Fräulein Fastlinger und Herrn von Milde, die alle erst kurze Zeit der Bühne angehörten. Diese machten mir mein Amt leicht, denn es bedurfte nur leiser Andeutungen, sie auf die rechte Bahn zu leiten. Bis zum letzten Statisten hinab bemühte sich jeder, sein Bestes zu tun, und man durfte die Aufführung als gelungen betrachten. Fräulein Agthe (Elsa) war nicht nur im Gesange, sondern auch im Spiel ganz ausgezeichnet. Die Worte des Lohengrin: „Du Süße, Reine“ paßten vollkommen auf ihr ganzes Wesen. So und nicht anders muß sich der Dichter das Bild der Elsa gedacht haben. Ihre Erscheinung war von zauberhafter Lieblichkeit. Ich glaube nicht, daß Wagner jemals eine bessere Vertreterin dieser Rolle, bei welcher sich so alles zu einem harmonischen Ganzen verbindet, gefunden hat. Fräulein Fastlinger leistete als Ortrud, was in ihren Kräften stand. Zumeist widerstrebte ihre Persönlichkeit, die sich dem Wesen dieses stolzen Weibes nicht leicht fügen konnte.

Herr von Milde war ein trefflicher Telramund, wozu seine gewinnende Persönlichkeit und sein charakteristischer Vortrag vieles beitrugen. Nicht minder gut war Herr Höfer, der mit seiner klangvollen Stimme und seiner würdigen Erscheinung die Partie des Königs zur vollsten Geltung brachte.

Die Musik fand beim Publikum zunächst nicht die Anerkennung, die sie verdiente. Was Wunder auch? Hatten doch die Mitwirkenden erst längere Zeit gebraucht, um sich in das großartige Werk hineinzuarbeiten und alle Schönheiten zu erkennen. Wie konnte man ein schnelles Eingehen und Auffassen von einem Publikum erwarten, dem ein solches musikalisches Drama zum ersten Male entgegentrat! Wie konnte man von demselben mehr Verständnis der Sache verlangen, da selbst die Sänger anfänglich an einem günstigen Erfolge zweifelten? Die Intendanz ließ sich aber nicht dadurch beirren und tat recht daran.

Digitized by Google

Kurze Zeit nach der ersten Aufführung erhielt ich folgenden Brief von Wagner. Da er mir nicht nur ein wertes Andenken an jene Zeit ist, sondern auch andern Interessantes zu bieten nicht verfehlen wird, füge ich ihn diesen Blättern bei, ohne fürchten zu müssen, daß man mich der Eitelkeit zeiht.

Mein hochverehrtester Freund!

Als ich mich vor einigen Tagen hinsetzte, um Liszt zu schreiben, nahm ich mir zugleich auch vor, dem Drange meines dankbaren Herzens gegen Sie zu folgen. Während ich an Liszt schrieb, geriet ich aber unwillkürlich schon in ein so warmes Gespräch auch mit Ihnen, daß ich alles darin vorbrachte, was ich — zunächst die Sache betreffend — gegen Sie hätte aussprechen können. Ich fühlte dies und bat daher Liszt, den Brief zugleich so zu betrachten, als ob er auch an Sie mit geschrieben sei.

Heute ist nun die etwas leidende Erregtheit, in die ich namentlich durch die Stimmung in Ziegesars Briefe an mich versetzt war, einer ruhigern und befriedigtern gewichen. Die Unruhe, der ich preisgegeben war, entstand sehr natürlich aus dem traurigen Umstande, daß ich der ersten Aufführung meines so überaus schwierigen Werkes nicht hatte beiwohnen können. In der Entfernung und ohne Überzeugung der Sinne hat die Einbildung ihre schrankenloseste Macht über das Gemüt, und bekanntlich werden Gespenster nur von denen gesehen, die außer stande sind, sich von der Wirklichkeit handgreiflich zu überzeugen. Gerade so ging es mir noch vor wenig Tagen. Seit der Rückkehr meines jungen Freundes Ritter ist dies anders geworden; ich habe über jeden einzelnen Umstand der Aufführung genau nachfragen können und bin bis zu möglichster Deutlichkeit einer Vorstellung berichtet worden.

Ich sehe nun, daß mir in bezug auf die Darstellung meines „Lohengrin" in Weimar nur noch ein wesentlicher Wunsch übrig bleibt, und zwar der, daß namentlich auch Ihnen es noch gelingen möge, die Darsteller im allgemeinen noch etwas mehr in das rechte dramatische Feuer zu bringen, das leider bei der jetzigen Sängergeneration gänzlich erloschen zu sein scheint und nur durch unerhörtestes Anfachen von außen wieder zum Brennen zu bringen sein wird. Gelingt dies Ihrer Anstrengung, so habe ich auch zu hoffen, daß das Publikum über die Länge der Oper, die mich allerdings überrascht hat, durch Ersatz an Wärme der Darstellung getäuscht werden und die Dauer selbst dadurch in Wahrheit auch etwas gekürzt werden wird, was ich nur mit größtem Widerwillen durch Streichen bewerkstelligt sehen würde, nicht aus eitler Vorliebe für meine Noten, sondern um eines Prinzips willen, von dem ich eine feste Überzeugung habe.

Dies vorausgeschickt, bleibt mir nun gar nichts weiter mehr übrig, als Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen eigentlich allein nur zu sagen hatte: meinen wärmsten, tiefgefühltesten Dank für Ihre unermüdete Tätigkeit und mehr als freundschaftliche Fürsorge auch für diese meine letzte Arbeit, die, wie ich sehr wohl weiß, nur durch solche Tätigkeit und Fürsorge zur wirklichen Erscheinung gefördert werden konnte!

Wenn ich bei ruhigen Sinnen die Schwierigkeiten überdenke, die eine verständnisvolle Inszenesetzung meiner Opern mit sich führt und die meine Arbeiten in den Ruf gebracht haben, als ob sie im Grunde fast unaufführbar seien, so kann ich wahrlich den Grad ermessen, in welchem ich Ihnen verpflichtet

Digitized by Google

bin für das, was Sie für diesen „Lohengrin“ taten, dessen Schwierigkeit gewiß gerade demjenigen am meisten aufgeht, der sich mit Wärme an ihre Lösung macht, die Sie zu meiner schmeichelhaftesten Befriedigung über mein künstlerisches Schaffen überhaupt empfinden.

Nur einen, leider unerfüllbaren Wunsch habe ich noch auszusprechen, nämlich, daß es mir hätte verstattet sein mögen, zu einer Zeit mit meinen Arbeiten hervorzutreten, wo ich Sänger und Darsteller von Ihrem Schlage vorgefunden hätte! Ich habe von Glück zu sagen, daß Sie mir als szenischer Anordner übrig geblieben sind, und doch gäbe ich auch dies darum, hätte ich Sie selbst zum Darsteller!

So leben Sie wohl, hochverehrtester Freund! Mögen Sie im fernern guten Erfolge meiner Oper die Genugtuung für Ihr Verdienst darum ernten, die ich für mich allein zu schwach bin, durch den Ausdruck meines Dankes Ihnen zu gewähren! Noch bitte ich Sie, mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin auf das beste zu empfehlen und der steten größten Ergebenheit versichert sein zu wollen, mit der ich verbleibe Ihr sehr verpflichteter

Richard Wagner.

Auch bei der Wiederholung erzielten wir keinen lebhafteren Beifall. Äußerungen wie: „Die Oper ist viel zu lang! Man wird von der Masse Musik fast erdrückt! Wer soll denn das vier Stunden aushalten?“ hörte man allüberall. Herr von Ziegesar, der die Ansicht des Publikums teilte, schrieb gleich nach der ersten Aufführung an Wagner und bat ihn, in der Oper zu streichen. Auch Liszt tat ein Gleiches, aber Wagners Antworten lauteten abschlägig. Wir nahmen nun Partitur und Buch zur Hand und überlegten reiflich, wo Kürzungen, ohne dem Ganzen zu schaden, vorgenommen werden könnten. Unsere Schnitte wurden im Buche bezeichnet; ich unternahm es, Wagner mit unsern Ansichten und Vorschlägen bekannt zu machen. Dabei ging ich so diplomatisch wie möglich zu Werke, und vorsichtig teilte ich meinen Brief zuvor Liszt mit, um sein Gutachten darüber einzuholen. Er sandte mir folgende Zeilen:

Verehrter Freund!

Ihr Brief ist vortrefflich, ebenso fein nuanciert als schlagend zugleich. Vielleicht wäre es noch zweckmäßig, ein derartiges Postskriptum beizufügen:

Sollten Sie mit den Schnitten, die im Textbuch angezeigt sind, nicht einverstanden sein, so bitten wir Sie, Ihres Werkes zuliebe irgendeine andere Abkürzung uns baldigst anzugeben, damit die dritte Vorstellung am 9. Oktober danach eingerichtet werden kann.

Redigieren Sie dieses Postskriptum auf besseres Deutsch, als ich es vermag. Tout à vous!

Liszt.

Ich schrieb an Wagner unter anderm: „Sie führen das Publikum an eine weite Kluft, jenseits welcher sich ein blühender Garten befindet, und verlangen von demselben, daß es in Masse den kühnen Sprung wage. Das tut es aber nicht. Darum lassen Sie Liszt und mich die Führer sein, die einen bequemen Weg hinüberleiten.“ Ich führe diese Phrase nur an, um eine Stelle in Wagners Antwort zu erläutern, die originell genug so lautete:

Digitized by Google

Mein verehrtester Freund!

Herzlichen Dank für Ihren so freundlichen und teilnahmvollen Brief! Seit ich Ihnen das letzte Mal schrieb, habe ich auch noch Nachrichten über die zweite Aufführung des „Lohengrin" erhalten, die mich sehr erfreut und beruhigt haben. Ich sehe, daß ich bei Ihnen vortrefflich geborgen bin. Wie ich nun ersehe, tragen Sie sich aber weniger mehr mit der Sorge für die Tüchtigkeit und Gelungenheit der Aufführung, da Sie namentlich auch seit der Leistung und dem Erfolge der zweiten Aufführung Grund zu sicherer Beruhigung zu haben glauben, sondern dafür, daß diese Oper und meine Intentionen überhaupt auch bei dem sogenannten größern Publikum leichtern Eingang und dauernde Wirkung gewinnen möchten. Sie verbinden hiermit namentlich auch wohl den Wunsch, meinen Opern im allgemeinen die Bahn zu größerer und endlich wohl gar vollständiger Verbreitung zu brechen, und erbieten sich, mir dazu den Steg über die Kluft zu bauen, die für diesen Zweck zu überschreiten sein möchte. Ich muß es ganz Ihrer Ansicht überlassen, wie Sie in dieser mir so freundlichen Absicht zu verfahren für gut halten, und kann nicht anders als froh darüber sein, daß ich mir Männer gewonnen habe, die in ihrer Sorge für mich und meine Werke es so eifrig meinen, daß sie sich selbst über die Natur der Sache täuschen, um die es sich hier handelt. Ohne Täuschung vermöchten wir heutzutage wohl kaum zu leben, dennoch bin ich mit mir nicht unzufrieden darüber, daß ich einen Irrtum vollständig von mir abgestreift habe, den Irrtum, meinen Opern eine sogenannte Verbreitung verschaffen zu können. Ich habe dabei gelernt, mich damit zu begnügen, daß ich tue, was ich kann, um mich vollkommen beglückt zu schätzen, wenn ich damit meine Freunde erfreue. Glauben Sie nun wirklich, hochverehrter Freund, daß meinen Opern und meiner Richtung überhaupt die Fähigkeit innewohne, sich verbreitete Geltung auf einem Boden zu verschaffen, der seiner Natur nach gerade das reine Gegenteil von dem produziert, was auf dem Boden meiner Anschauung wächst? Glauben Sie, gerade herausgesagt, daß mein „Lohengrin" zum Beispiel je irgendwo anders noch aufgeführt werde als in Weimar, und zwar auch da gerade nur so lange, als ein Kreis energischer Freunde dort so vereinigt bleibt, als zu meinem wunderbarsten Glücke eben jetzt es der Fall ist? Da ich weiß, daß Sie von meinen Arbeiten gut denken, kann ich nur annehmen, daß Sie von unsern öffentlichen Kunstzuständen nicht so schlecht denken, als es nötig ist, um sich zu seiner Beruhigung aller Illusionen zu entschlagen. Meine Oper hat, wie ich erkennen muß, den entschiedenen Fehler, in der Zeitdauer ihrer Aufführung zu lang zu sein; glauben Sie nun, daß dieser Fehler in Wahrheit der Grund davon sein würde, wenn die Oper keine weitere Verbreitung fände? Ich entsinne mich, überall, wo ich die „Hugenotten" aufführen sah, während des letzten Akts nur schläfrige und gähnende Gesichter angetroffen zu haben; hat dieser Umstand verhindert, daß die „Hugenotten" auf allen Theatern der Welt jahraus jahrein gegeben werden? Mein „Rienzi", der außer seiner enormen Länge den großen Fehler einer betäubend starken Instrumentation hatte, hat das Dresdener Publikum stets in Masse herbeigezogen, während mein „Tannhäuser", der von diesem Fehler frei ist, sich nur durch die besonderste Fürsorge von oben in nötiger Anziehungskraft erhalten konnte. Sie wollen nun durch eine Kürzung von zehn bis zwölf Minuten in der Zeitdauer meines „Lohengrin" diesem Werke bei dem Theaterpublikum Verbreitung verschaffen, das in die „Hugenotten" und meinen „Rienzi" strömte, trotzdem es darin schlaf-

Digitized by Google

tot geschlagen wurde? Verehrtester, die Leute, die nach dem zweiten Akte des „Lohengrin“ das Theater verlassen, sind nicht durch die Dauer ermüdet und auch nicht durch Lärmen betäubt, sondern sie erliegen, je besser sie intentioniert sind, der ungewohnten Anstrengung, die ihnen das aufgedrungene Erfassen und Verfolgen einer dramatischen Darstellung verursacht, die sich nicht an den viertel- oder halben, sondern an den ganzen Menschen wendet. Untersuchen Sie genau, so werden Sie mir recht geben müssen. Wollen Sie nun dies Publikum wirklich erziehen, so müssen Sie es vor allen Dingen zur Kraft erziehen, ihm die Feigheit und Schlaffheit aus den philisterhaften Gliedern treiben, es dahin bestimmen, im Theater sich nicht zerstreuen, sondern sammeln zu wollen. Erziehen Sie das Publikum nicht zu solcher Kraftübung im Kunstgenuß, so verschafft Ihr Freundeseifer weder meinen Werken noch meinen Intentionen Verbreitung. Die Athener saßen von Mittag bis in die Nacht vor der Aufführung ihrer Trilogien, und sie waren ganz gewiß nichts anderes als Menschen; allerdings waren sie aber namentlich auch im Genusse tätig.

Dies, verehrtester Freund, erwidere ich Ihnen im allgemeinen als meine Ansicht über die Sache. Überzeuge ich Sie nicht, so muß ich es Ihnen allerdings überlassen, Ihrer Sorge für mein Werk nach Ihrem Dafürhalten sich zu entäußern; mir aber mögen Sie es nicht verargen, durch Ihre Maßregeln höchstens einen Erfolg bei den ehrenwerten Philistern Weimars, keineswegs dadurch aber eine Verbreitung meiner Oper mir versichert zu sehen. Was mir an jenem Erfolge liegt, ist nicht übermäßig.

Aber kommen wir zu dem eigentlichen Grunde meines Widerstandes! Ich hätte gewünscht, die von Ihnen beabsichtigten Kürzungen nicht kennen zu lernen. An jeder von ihnen wüßte ich Ihnen und wahrscheinlich überzeugend darzulegen, wie schmerzlich sie mein künstlerisches Ehrgefühl verletzt. Ich frage Sie, mit welchem Gefühle, mit welcher im voraus geknickten Begeisterung soll ich mich nächstens wieder an die Komposition eines musikalischen Dramas machen, wenn ich bei Ausführung der wohlempfundensten und als notwendigst erachteten Motive mich der Stellen aus „Lohengrin“ entsinnen muß, die meine besten Freunde für auslassungsmöglich gehalten haben? Wenn mir in dem Augenblicke, wo ich mich über eine Erfindung im Interesse der dramatischen Wahrheit freue, es einfallen muß, daß dort Erfindungen dieser Art, wie der Übergang Lohengrins aus dem vernichtendsten Zorne zu der feierlichen Enthüllung seines Wesens („Zu lohnen ihres Herzens wildem Fragen“ usw.), wie die notwendige Vorbereitung und Steigerung der Erhabenheit des bevorstehenden Gotteskampfes im ersten Akte (zugleich rein musikalisch so wichtig wegen des wohltuenden Anhaltens eines lebhaften Tempos in festen Rhythmen), ferner wie die Volksszene im zweiten Akte, zu deren Erfindung ich mir Glück wünschte, szenisch um Elsas Wiederauftritt vorzubereiten und nicht unnatürlich schnell herbeizuführen, musikalisch wegen des andauernden frischen Charakters und Tempos nach dem langsam gehaltenen Schlusse des vorangehenden Duetts und des getragenen Zeitmaßes in der darauf folgenden Musik zum Kirchengange, dramatisch für die Vorbereitung der Möglichkeit, friedlich in der Folge einen schützenden Anhang zu verschaffen usw. — wenn mir es also einfallen muß, daß dort Erfindungen dieser Art um des Gewinnes weniger Minuten in der Dauer der Vorstellung willen geradeweg ausgelassen werden konnten?

Nun, kürzen Sie ganz nach Ihrem Ermessen, denn um des mir sehr verhaßten Fehlers ihrer zu großen Länge willen und namentlich auch, weil es

Digitized by Google

nicht nur nötig, sondern auch möglich war, Auslassungen vorzunehmen, gebe ich die Oper auf.

Ich habe wieder viel zusammengeschrieben und merke nun wohl, daß ich heute nicht mehr dazu kommen werde, auch an Liszt zu schreiben. Ich habe ihm, wenn nicht vielerlei, doch viel zu sagen und verschiebe dies daher auf einen der nächsten Tage. Drücken Sie Liszt in meinem Namen an Ihr Herz! Meinen verbindlichsten und wärmsten Dank drücken Sie wohl an Herrn von Ziegesar für seinen letzten Brief aus.

Meine ergebensten Grüße und Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin! Werden Sie mir bös sein nach diesem Briefe? Das wäre nicht übel! Wir haben uns beraten, und ich habe meine Meinung gesagt — das ist alles! Aber noch eins — meinen allergründlichsten Dank für Ihre Freundschaft und Güte zu

Ihrem

Zürich, Richard Wagner.
den 23. September 1850.

Da mir Wagner hierdurch überließ, nach meinem Ermessen zu handeln, so wurden nun die zwischen Liszt und mir verabredeten Kürzungen vorgenommen. Es war eine Operation, die uns viel Schmerzen verursachte; jede Note, die wir unterdrückten, tat uns leid, aber wir mußten dem Publikum gegenüber an das saure Geschäft gehen und trösteten uns damit, daß, sobald dasselbe zu richtiger Erkenntnis gelangt sei, die gestrichenen Partien wieder in ihre alten Rechte eintreten sollten. Nicht bloß Klagen über die Länge, auch sonst manche wundersame Kritik über das Wagnersche Werk mußten wir uns gefallen lassen. Die drolligste Äußerung war für mich die, daß die Oper melodielos sei.

Liszts Tätigkeit war unermüdlich. In den vier Jahren, in denen wir gemeinschaftlich wirkten (1848—52), brachte er außer den bereits genannten noch folgende musikalische Werke zur Darstellung: Donizettis „Favoritin", Joachim Raffs „König Alfred", Berlioz' „Benvenuto Cellini". Bevor wir in geschäftlicher Beziehung voneinander schieden, unternahmen wir es noch, Byrons „Manfred" nach Böttgers Übersetzung mit Robert Schumanns Musik auf die Bühne zu bringen. Wider alles Erwarten wurde das Wagstück vom Publikum freundlich aufgenommen.

Soweit es die Mittel unseres Etats erlaubten, war ich ihm zur Ausführung seiner Unternehmungen und Wünsche gern behilflich. Ging er in seinen Anforderungen hinsichtlich der Dekoration und Garderobe über unsere Verhältnisse hinaus, so ließ er, ohne verstimmt zu werden, sogleich die Sache fallen, wenn man ihm die Unmöglichkeit auseinandersetzte. Sein Sinn strebte nach dem Höchsten und Vollkommensten, und gern hätte er, wenn es zulässig gewesen wäre, aus eigenen Mitteln beigetragen, um es zu erreichen. Da er in mir gleiche Gesinnung gefunden haben mochte, war er mit meinem damals ausgeführten Rücktritte von der Regie gar nicht einverstanden, und ich fürchtete beinahe, daß dieses Vorkommnis unsere Freundschaft lockern könnte, aber er blieb nach wie vor mein treuer Freund. Wie soll ich Worte genug finden, alle die genußreichen Stunden, die ich mit ihm in seiner und

Digitized by Google

meiner Behausung verlebt habe, zu beschreiben! Als nun erst die Meister der Violine und des Cellos, Joachim und Coßmann, von ihm für das Orchester gewonnen waren, welche an musikalischen Genüssen überreiche Abende wurden uns da zuteil! Wie wäre ich imstande, diese Abende, wo Liszt stets die treibende und leitende Seele war, zu schildern! Die Erinnerung an diese erhebenden Stunden, die hauptsächlich nur der Kunst gewidmet waren, bleibt mir unauslöschlich.

Er war das Zentrum, um das sich alle musikalischen Zustände Weimars ordneten, und brachte diese auf eine vordem nie gekannte Höhe. Seine Unternehmungen waren zuweilen kühn, doch gelangen sie größtenteils. Seine Arbeitskraft war unerschöpflich, denn neben seinem schwierigen Amte war er fort und fort tätig als Komponist, und welche Meisterwerke, besonders in vokaler Hinsicht, dankt ihm die musikalische Welt! Ich nenne hier nur seine Psalmen, die den Schöpfungen der alten Meister an die Seite zu stellen sind, und seine Lieder. Freilich fordern sie Sänger, die nicht nur mit einer schönen Stimme begabt sind, sondern vor allem den Geist begreifen, der sie geschaffen hat. Der Lorbeer und die Eichenkrone, welche ihm die dankbare Mitwelt auf das Haupt gedrückt hat, werden für alle Zukunft unverwelklich fortblühen.

Neue Bücher und Mulikalien.

Gustav Levy, Richard Wagners Lebensgang in tabellarischer Darstellung. Berlin, Harmonie-Verlag, 1 Mk.

Ein verdienstliches Büchlein, das dem Kenner als Nachschlagebuch ebenso willkommen sein wird, wie es die erste Einführung in das ereignis- und wechselreiche Leben und Schaffen Wagners erleichtert. Ohne die biographische Form anzustreben, gibt das Heft alle für die Kenntnis Wagners wichtigen Daten und erhöht den Wert durch eingestreute Belegstellen aus Wagners Schriften und Briefen. Den Schluß bildet eine lehrreiche Aufstellung der Aufführungsdaten der wichtigsten Opernwerke von 1805—1882. Beethovens „Fidelio“ und Wagners „Parsifal“ stehen zu Anfang und Ende.

Paul Sakolowski, Parsifal. Altenburg, Theodor Unger.

Die kleine Schrift führt in die Welt des Grals ein. Der Stoff wird in seinem geschichtlichen Werden dargetan und gezeigt, was gerade Wagners Persönlichkeit zu seiner Behandlung zog. Der Verfasser dachte sich das Büchlein wohl als eine Art Vorbereitung für Bayreuthbesucher mit dem Hauptzweck, den Leser in die rechte Stimmung zu versetzen und in ihm das Gefühl zu wecken für die tiefen ethischen Fragen, die das herrliche Werk uns nicht bloß sehen, sondern erleben läßt. Diesen Zweck erfüllt die Schrift, und so braucht der Kritiker nicht nachzuweisen, daß einerseits die historischen Darlegungen nicht immer genau genug sind, während sonst im Aufdecken von Beziehungen zu andern Werken des Meisters wohl etwas zu weit gegangen wird.

Digitized by Google

Zu unserer Notenbeilage.

Von Otto Kurth, Musikdirektor in Lüneburg, dessen Lieder in unserer heutigen Notenbeilage für sich selber beredt genug wirken, sind bei Louis Oertel in Hannover zwei Hefte Chorlieder erschienen, auf die ich alle Leiter und Mitglieder von Männerchören nachdrücklich aufmerksam mache. Die „Altdeutschen Kriegslieder" benutzen außer den alten Texten zum Teil auch alte Weisen. Die Satzweise ist im allgemeinen einfach, volksliedmäßig, zeigt aber in den volleren Partien etwas von der Kraft und dem Schwung Händels. Noch wirksamer sind die „Preußischen Kriegslieder aus der Zeit Friedrichs des Großen", deren Widmung der Kaiser angenommen hat. Hier entstammen bloß die Dichtungen der genannten Zeit. Wenn man sie mit denen vergleicht, die der Krieg von 1870 gezeitigt hat, sieht man, wie sehr die Fähigkeit des Volksliedsanges nachgelassen hat. Kräftig im Ton, aber voll innigsten Empfindens, dabei den Ernst der Zeit erfassend, frei von lärmendem Hurra wie von Sentimentalität — so hat auch der Komponist die dankbare Aufgabe aufs beste gelöst. Auch kleinere Männerchöre werden mit diesen Kompositionen schöne Erfolge gewinnen; größere Vereine können durch Hinzuziehen des Orchesters die Wirkung noch beträchtlich steigern. **Bt.**

Zu den Kunstbeilagen.

Die Photogravüre „Gottesdienst im Freien" zeigt jenes Gemälde Fritz Mackensens, das 1895 auf der Münchener Kunstausstellung mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Das war die Ausstellung, die nicht nur Mackensen, sondern auch die übrigen Worpsweder, von deren Kunst künftige Hefte Proben vermitteln werden, bekannt gemacht hat. Da ein besonderer Artikel dieses Heftes von Worpswede handelt, will ich hier nicht nochmals auf das schöne Schaffen dieser wahrhaft deutschen Künstler eingehen. Man erkennt aber aus diesem Werke die gediegene Arbeitsnatur Mackensens, der unter den schwersten Bedingungen des inneren und äußeren Lebens gerade dieses große Bild geschaffen hat. So einfach der dargestellte Vorgang ist, so lange verlohnt es sich doch in das Bild hineinzusehen. Vor allem die linke Hälfte ist ein Meisterwerk der Komposition. Man sehe die erste Sitzreihe einmal darauf hin an, wie hier die die Bildwirkung erschwerende Gleichmäßigkeit der Trachten zur Erzielung einer Art von malerischem Rhythmus verwendet ist, der freilich nimmer so einzigartig wirken könnte, wären die ähnlichen Profile nicht in so überlegener Weise überschnitten. Wie muß der Künstler beobachtet haben, bis er diese Mannigfaltigkeit der Körperhaltungen, die ja doch alle ein Gleiches bedeuten, erkannt und erfaßt hatte. Nur auf diesen einen Punkt möchte ich hinweisen; dem aufmerksamen Beobachter werden sich in der Gruppierung, im Gegeneinander von alten und jungen Gesichtern noch zahlreiche

Digitized by Google

künstlerische Schönheiten offenbaren, die den Gesamteindruck eines starken Erfassens der Volksseele durch den jungen Künstler noch vertiefen.

Von den Autotypien bringt die erste ein Bildnis Fritz Mackensens; eine weitere Bildnisstudie schließt sich an, eine Landschaft macht den Beschluß. Die drei Bilder sind Wiedergaben von Photographien. Wir beabsichtigen in weiterem Rahmen die Bedeutung der künstlerischen Photographie, wie ihr Verhältnis zur schöpferischen Kunst darzulegen. Heute ist hier nur ein Hinweis auf die beiden Bücher geboten, denen wir mit gütiger Erlaubnis ihres Verlegers Gustav Schmidt in Berlin die Bilder entnehmen durften. Das eine der beiden Werke ist Fritz Loeschers „Bildnis-Photographie. Ein Wegweiser für Fachmänner und Liebhaber." Das Buch wendet sich also in erster Reihe an Photographen. Der erste Teil greift aber wesentlich weiter, indem er Geschichte und Ästhetik der Bildnis-Photographie klar und lebendig behandelt. Ich wünschte, gerade dieser Teil würde nicht bloß von denen, die photographieren, sondern vor allem auch von jenen, die sich photographieren lassen, gelesen. Denn niemals hätte das photographische Kunstgewerbe so tief zum Fabrikbetrieb herabsinken können, wenn nicht der große Teil des Publikums in einer unbegreiflich kindischen Eitelkeit bloß nach „schönen", statt nach charakteristischen Bildern verlangte. Im zweiten Teil, der „die Praxis der Bildnis-Photographie" behandelt, wird den Liebhabern vor allem der Abschnitt „Aufnahmen in Wohnräumen" willkommen sein, wo die schwierigen Fragen der Beleuchtung, des Hintergrunds u. a. behandelt werden.

Die prächtige, ganz bildmäßig wirkende Photographie „Scheidende Sonne" von Otto Scharf stammt aus Ernst Juhls „Camerakunst". Diese „internationale Sammlung von Kunstphotographien der Neuzeit" beabsichtigt ein möglichst vollständiges Bild von jenen Bestrebungen zu geben, in denen besonders Liebhaber sich bemüht haben, die Photographie zur Kunst zu entwickeln, d. h. Photographien zu schaffen, die die Persönlichkeit des Lichtbildners zeigen, die Kunstwerke sind, wenn auch unter voller Wahrung des mechanischen Charakters der Bildaufnahme. Die 84 Bilder, die in trefflichen Wiedergaben das Werk schmücken, verdienen die höchste Bewunderung. Hinzu kommen neun Aufsätze anerkannter Fachmänner, die die vielen sich aufdrängenden Probleme der künstlerischen Photographie eingehend erörtern. Beide Werke seien unsern Lesern warm empfohlen. **St.**

Briefe.

J. K. — L. P., B. — P. K., F. — O. F., W. — M. D., St. — E. Z. — B. H., H., U.-E. — A. L., Schl. — J. F., B. — M. St., B. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Past. H. K., C., O. Das eine oder andere kommt wohl in Betracht. Frdl. Gruß übers Weltmeer!

H. H., B. — E. L. W., B. (H.). Es ist möglich, daß wir uns für eines der Gedichte entscheiden. Doch wird das von wiederholter Prüfung abhängen.

J. H. E. i. N. Ihre Anfrage betreffs Studienwerke beantworten wir Ihnen im nächsten Heft. Auch auf Ihre interessante Mitteilung kommen wir noch zurück.

Digitized by Google

A. J. Soweit Ihre Ausführungen „Glauben“ und „Wissen“ zum Gegenstande haben, sind sie wohl durchdacht und überzeugend. Nicht ganz klar scheint uns, was Sie über Orthodoxie und Kirche sagen. Vollends unverständlich ist es uns aber, wie Sie es mit Ihren anscheinend doch echt christlichen Anschauungen vereinigen wollen, das Duell zu verteidigen. Bei Ihren Betrachtungen darüber vermissen wir die Logik, die dem ersten Teile Ihrer Abhandlung nachzurühmen ist. Vielleicht lesen Sie nach, was der T. über diesen Punkt des öftern ausgeführt hat.

R. H., B. — J. B., E. b. G. Mit bestem Danke akzeptiert, doch wegen Raummangels noch einmal zurückgestellt.

C. F. v. W., H. Besten Dank! Sofern der Raum es gestattet, sollen Sie gern noch zum Worte kommen.

H. B., M. Gewiß freut es den T. „zu hören, daß er auch in vielen deutschen (Missions-)Häusern Indiens ein gern gesehener und stets sehnlichst erwarteter Gast ist“. Was Sie von der Wirkung unserer „Scharfmacherpresse“ auf das Ausland schreiben, ist so lehrreich, daß es hier wiedergegeben sei: „Wenn nur jene Scharfmacher wüßten, was sie im Ausland für Ehre einlegen mit ihren Maßregeln für unser Vaterland. Z. B. die ‚Madras Mail‘, die größte engl. Zeitung Südindiens bringt ja nach Art aller engl. Zeitungen sehr selten etwas über nichtenglische Angelegenheiten, aber was sie Nachteiliges über Deutschland bringen kann, besonders um uns lächerlich zu machen, das greift sie mit tausend Freuden auf, und den Stoff dazu liefern ihr ausschließlich jene Scharfmacher. So kann man alle die Polizeibravourstückchen, die in Deutschland geleistet werden, so ziemlich vollständig in den engl. Blättern lesen. . . Derartige Leistungen unserer Vaterlandsretter sind so ziemlich alles, was hier die Leute über Deutschland erfahren.“ Bezeichnend genug ist ja der Zeitungsausschnitt aus der „Madras Mail“ vom 17. Nov. 1903, den Sie mitsenden: In fettgedruckter Überschrift die Worte: „Military Cruelty in Germany“ — Militärische Grausamkeit in Deutschland; und darunter, gleichsam als wenn es sich um eine stehende Rubrik handelte: „Another shocking case“ — Wieder ein scheußlicher Fall! Was aber das schlimmste ist, der Fall von Soldatenmißhandlung, um den es sich hier handelt, und den das indische Blatt, wie es schreibt, einem Telegramm (!) des „Expreß“ entnahm, entspricht in allen seinen scheußlichen Einzelheiten durchaus den Tatsachen; es ist nichts weiter als die ziemlich wörtliche englische Übersetzung eines Falles, der in all den geschilderten Einzelheiten gerichtsseitig festgestellt worden ist — der T. hat ihn auch unter unzähligen andern in seiner Mappe. Und solange solche Fälle noch vorkommen können, so geradezu massenhaft vorkommen, gilt allerdings und gerade für die Vaterlandsfreunde Ihr treffendes Wort: „Der Wahrheit unter allen Umständen die Ehre! Wo Schmutz ist, muß gekehrt, gekratzt, geschabt, gerieben, gescheuert und geschrubbt werden und manchmal sogar mit stachlichtem Besen, wenn es auch Schrammen dabei setzt; da gibt es kein Anfassen mit Samtpfötchen.“ . . . Besten Dank für das gute Wort! Und auch für das andere, das Sie etwas kräftig dahin fassen: „Derjenige, der den D— wegkehrt, steht immer höher als der, welcher ihn macht. Es ist das ein Dienst, dessen wir in der Gegenwart besonders bedürftig zu sein scheinen, und ich will mich freuen und noch ein gutes Zeichen darin sehen, wenn es noch Männer gibt, die sich dem Strom entgegenstellen. Richten wir uns selbst, so werden wir nicht gerichtet.“ — Das „verheißungsvolle“ Zitat aus der Münchener „Wahrheit“ kommt gelegentlich wohl einmal in den Tagebuchblättern zum Vorschein. Frdl. Dank und Gruß!

W. 135, St. — W. M., B. Die Proben verraten lyrische Begabung, aber noch nicht genug eigenen Ton.

E. D. Ein sehr braver Vers fürs Stammbuch, tüchtig in der Gesinnung, glatt in der Form. Der T. verlangt aber mehr.

F. H. i. A. Wir haben uns noch nicht entscheiden können. Es scheint manches beachtenswert.

A. B., R. b. W., O. Das Eingesandte ist noch nicht recht geeignet, doch wollen Sie gelegentlich Neues senden.

Pf. Fr. O. Der Text unseres im Maiheft abgedruckten „Himmelfahrtsgesanges“ steht zuerst im Lüneburger Gesangbuch von 1686 als Nr. 593 mit den Initialen F. F. Daß diese den Lüneburger Kantor Friedrich Funcke (1642—1699) bezeichnen, hat Bode: Blätter für Hymnologie 1884, 115—135 nachgewiesen. Die früher übliche Beziehung der Initialen auf den Stettiner Prediger Friedrich Fabricius (1642—1703) hat die Geltung verloren, seitdem festgestellt ist, daß das Lied in der 1688—91 gedruckten Gedichtsammlung des Fabricius nicht steht. Funcke, der das Lied der Melodie „Ach Gott und Herr“ unterlegt, hat sich offenbar durch ein Gedicht Johann Schefflers („Heilige Seelenlust“ 1657, S. 225) anregen lassen. Die Umstellung der Strophen rührt offenbar vom Herausgeber Loewes, Dr. Max Runge, her.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Hausmusik: Dr. Karl Storck, Berlin-Friedenau. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

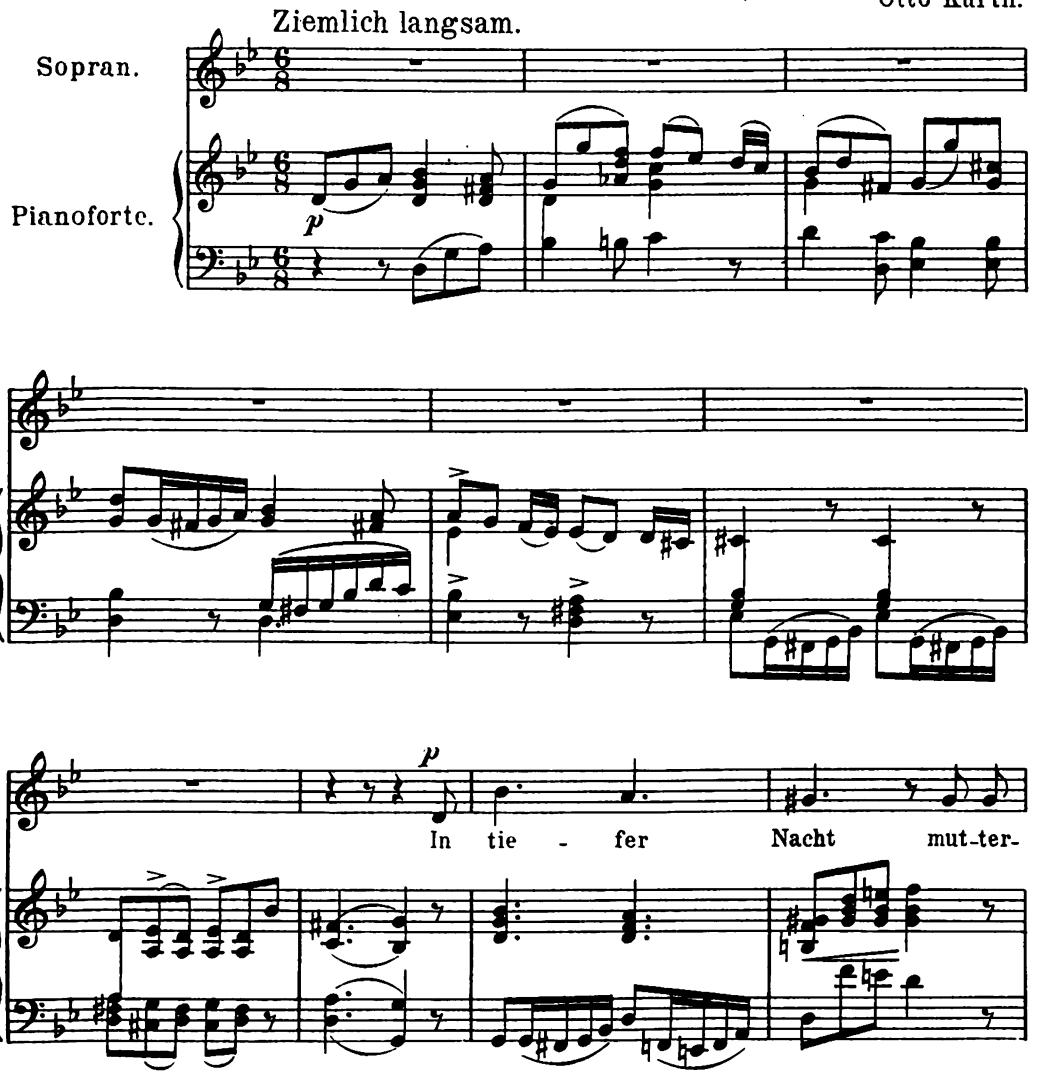
Beilage zum Türmer

VI. Jahrg. Juni 1904. Heft 9.

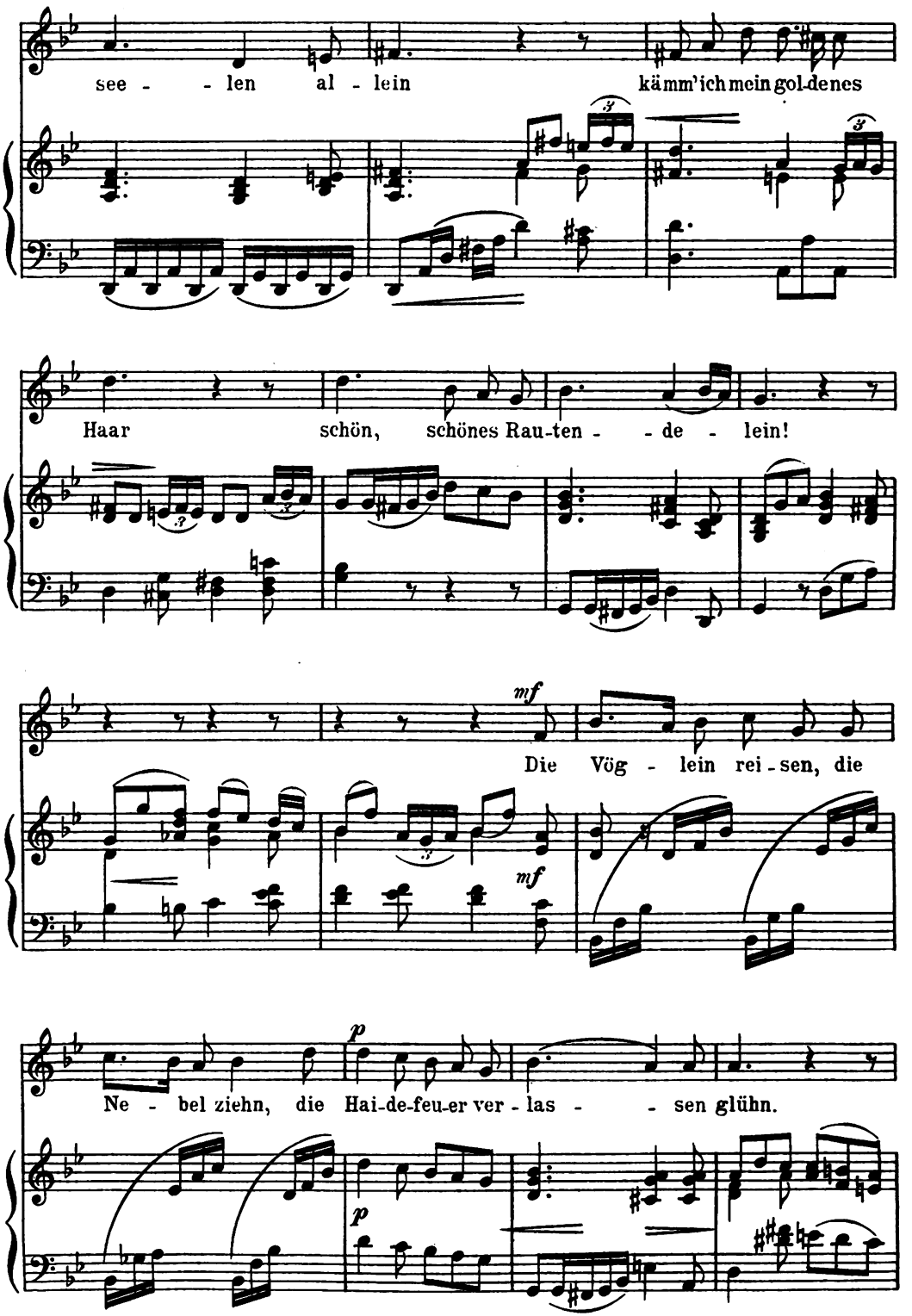
In tiefer Nacht, mutterseelen allein.

Aus der „versunkenen Glocke“
von Gerhart Hauptmann.

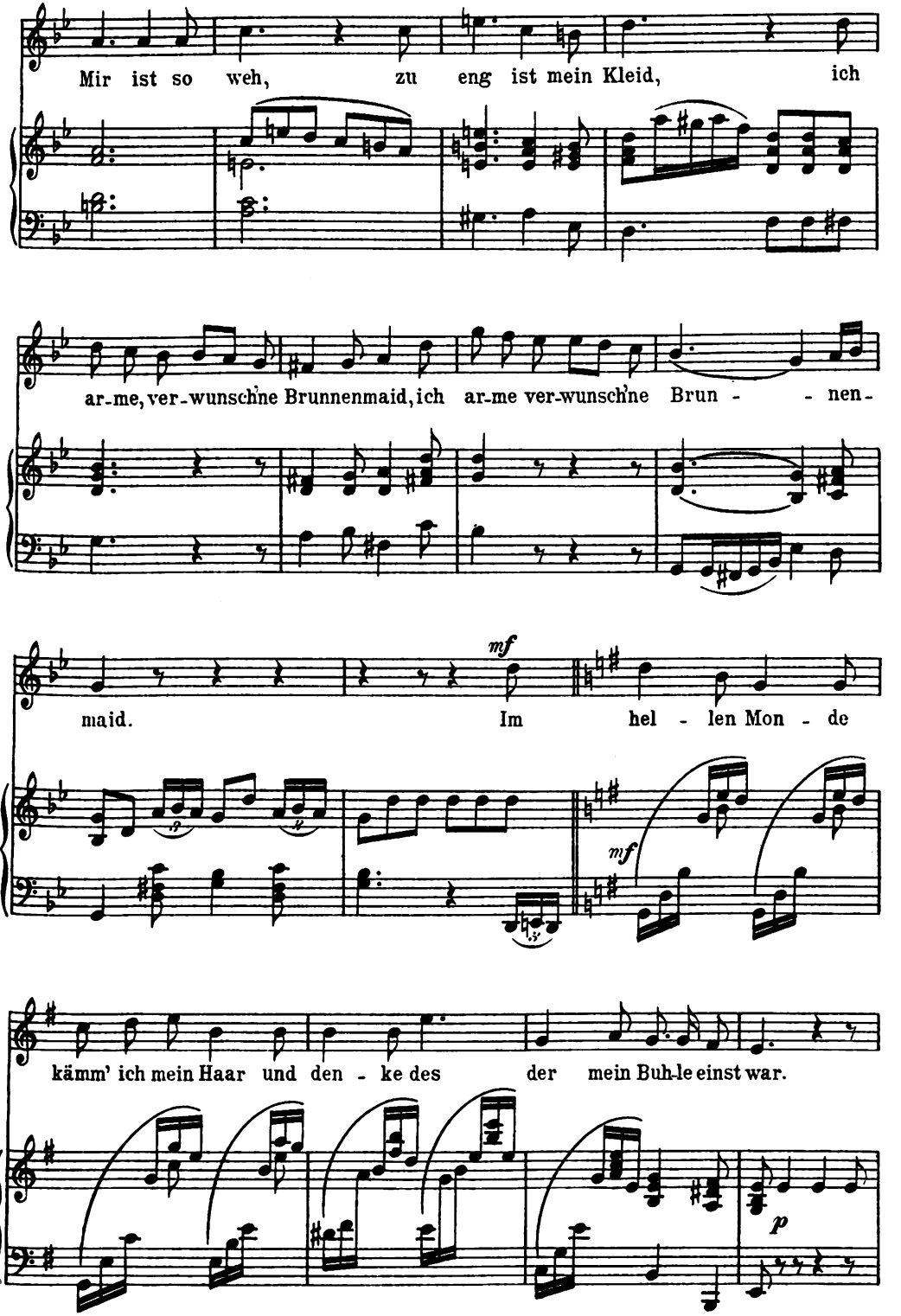
Otto Kurth.



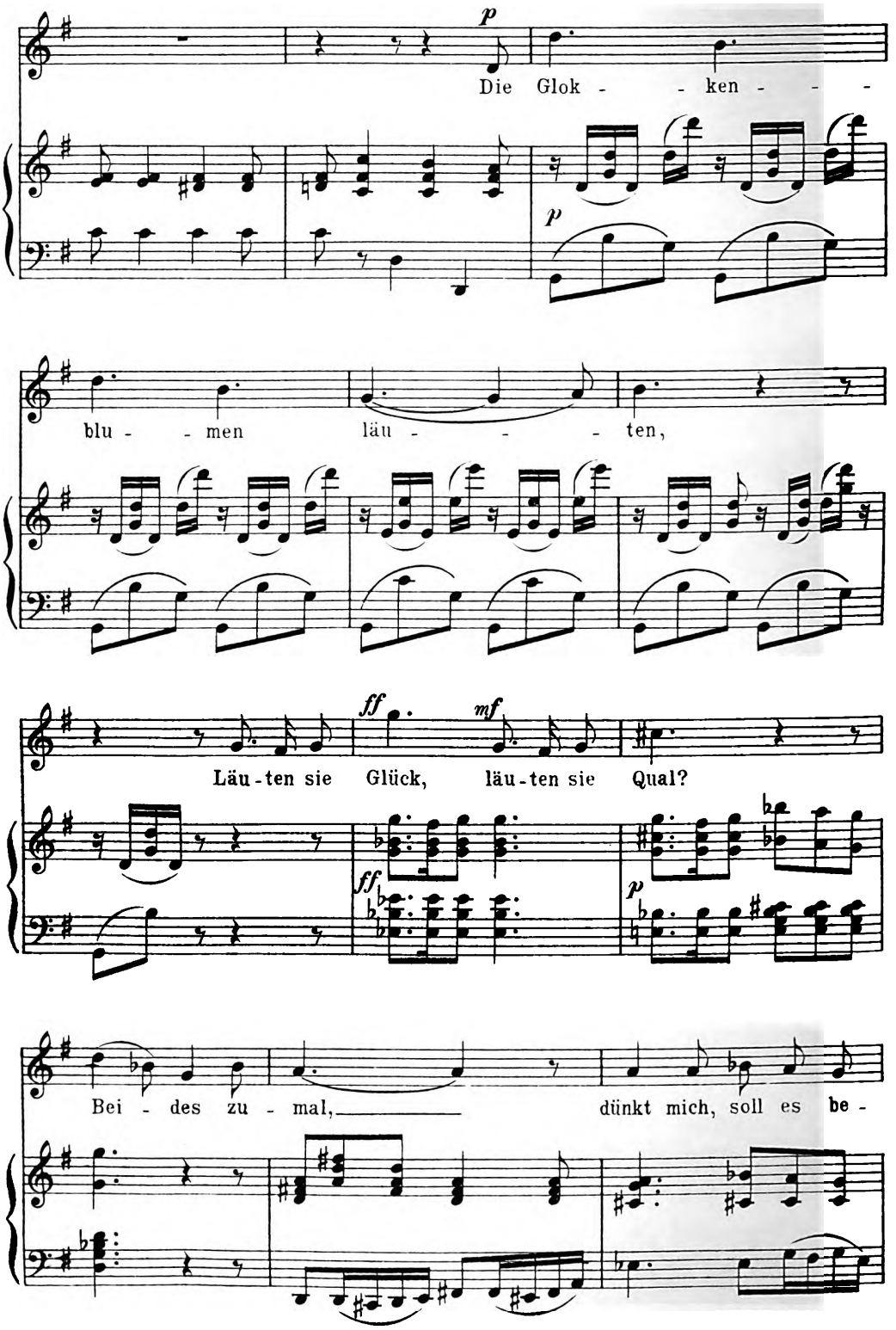
Digitized by Google



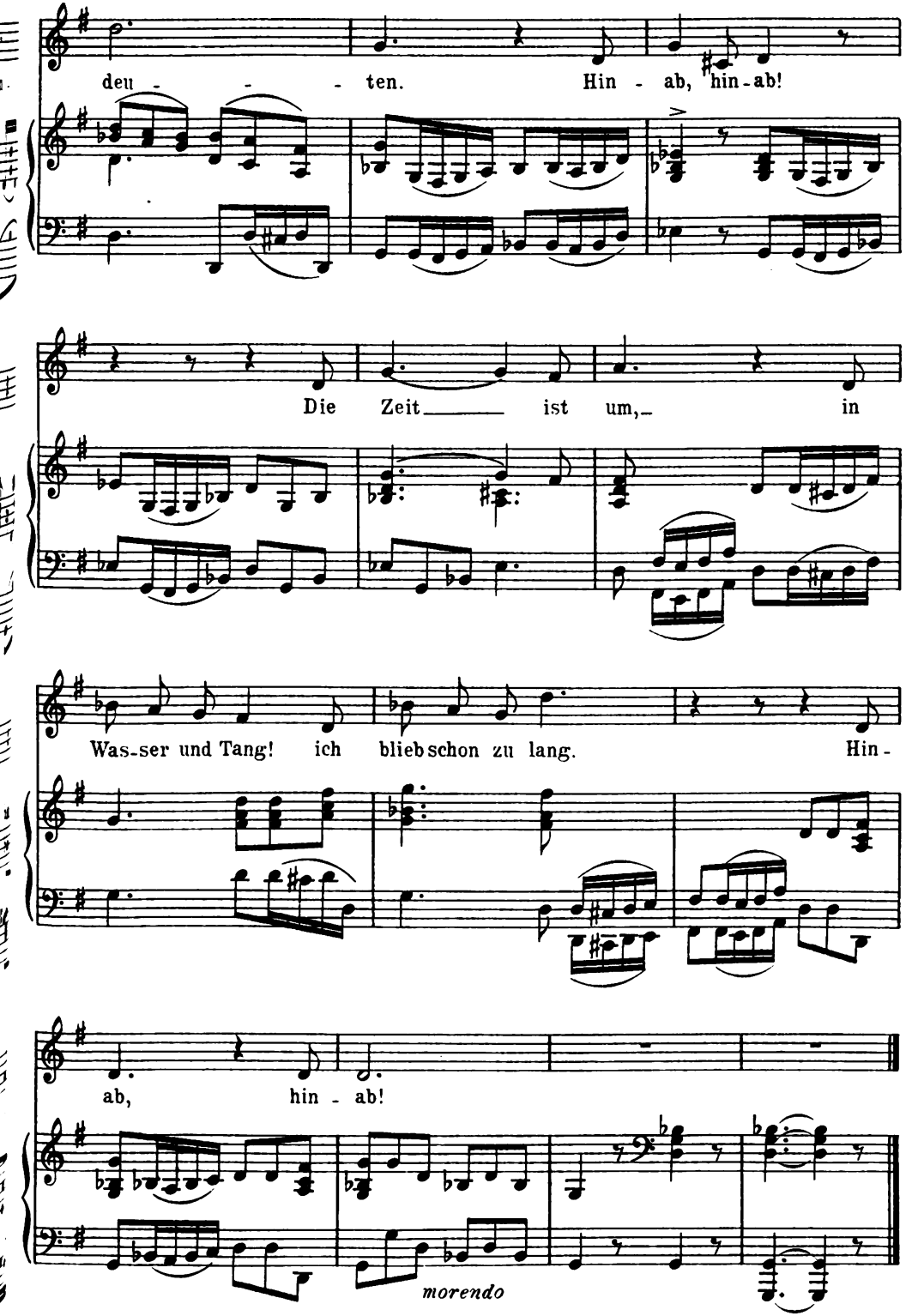
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

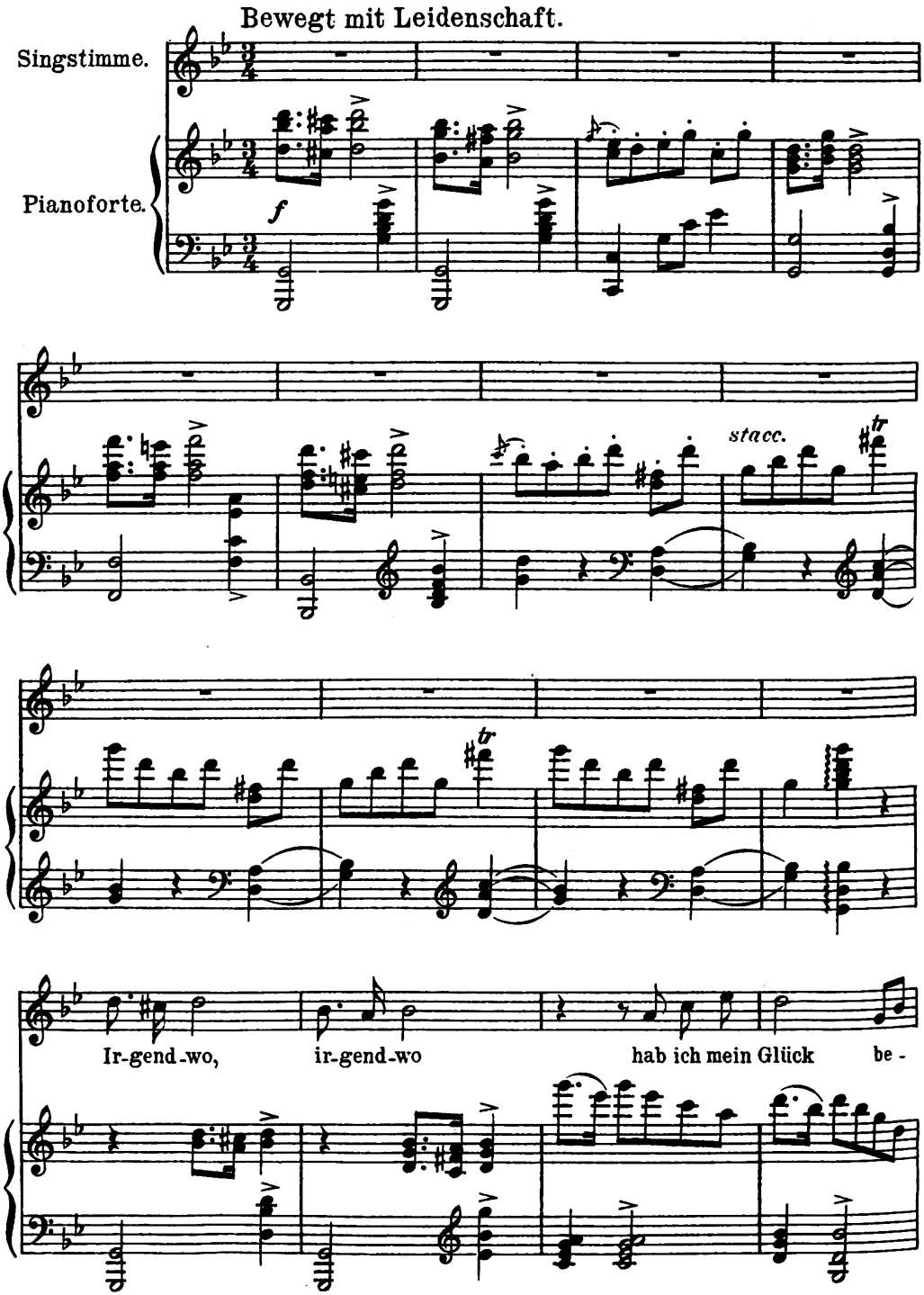


Digitized by Google

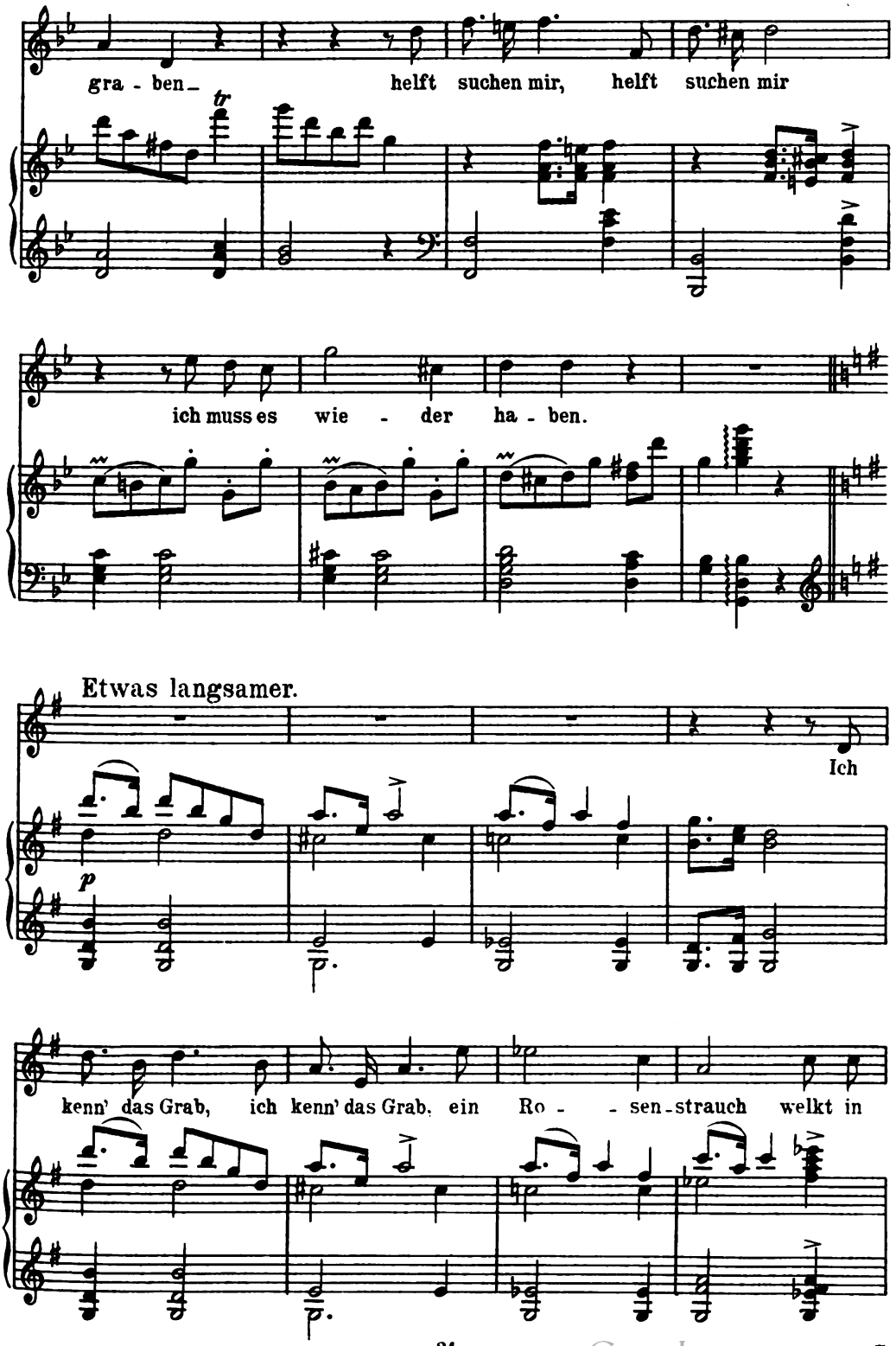
Zigeunermusik.

Eugenie delle Grazie.

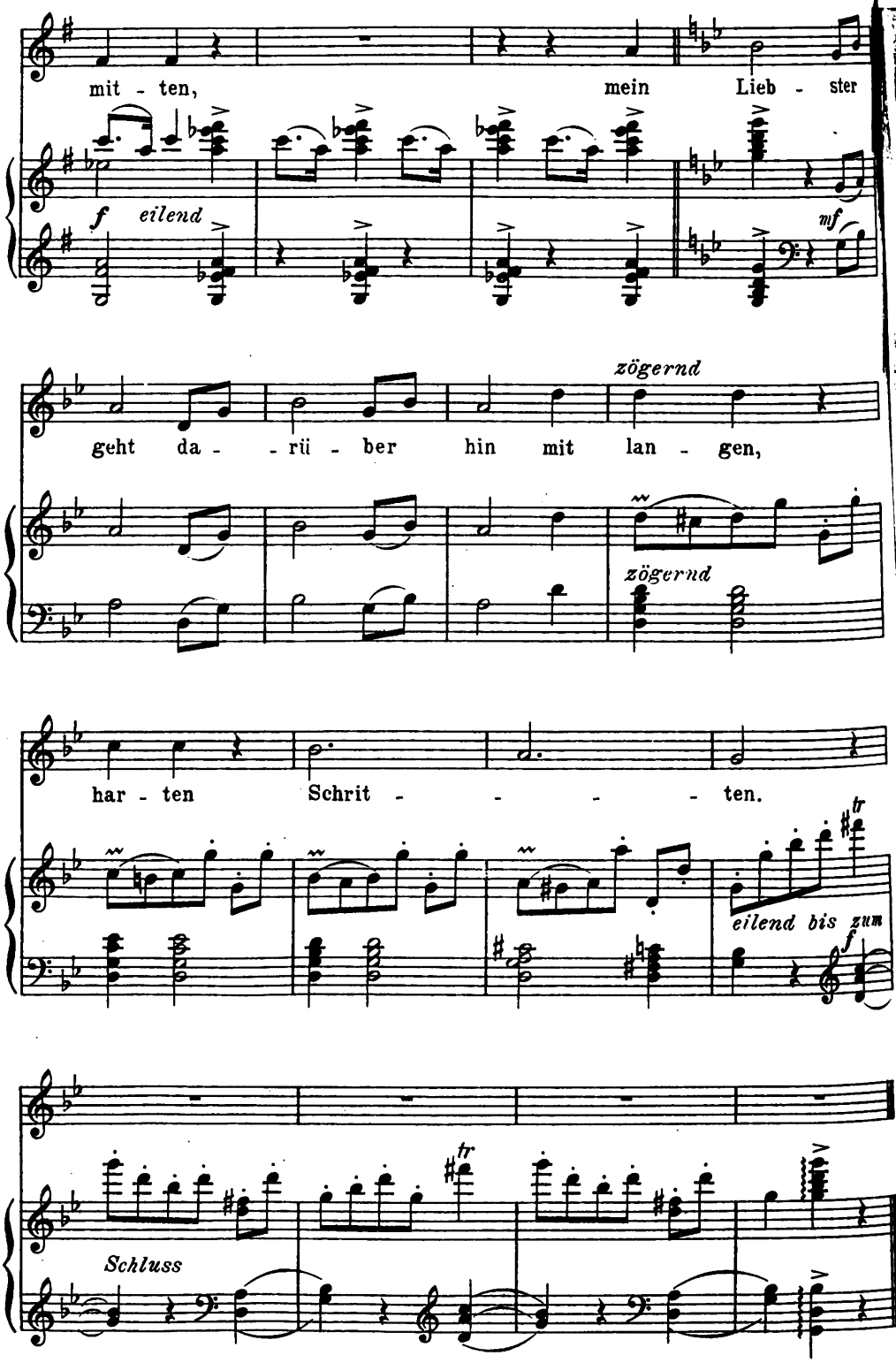
Otto Kurth.



Digitized by Google



Digitized by Google

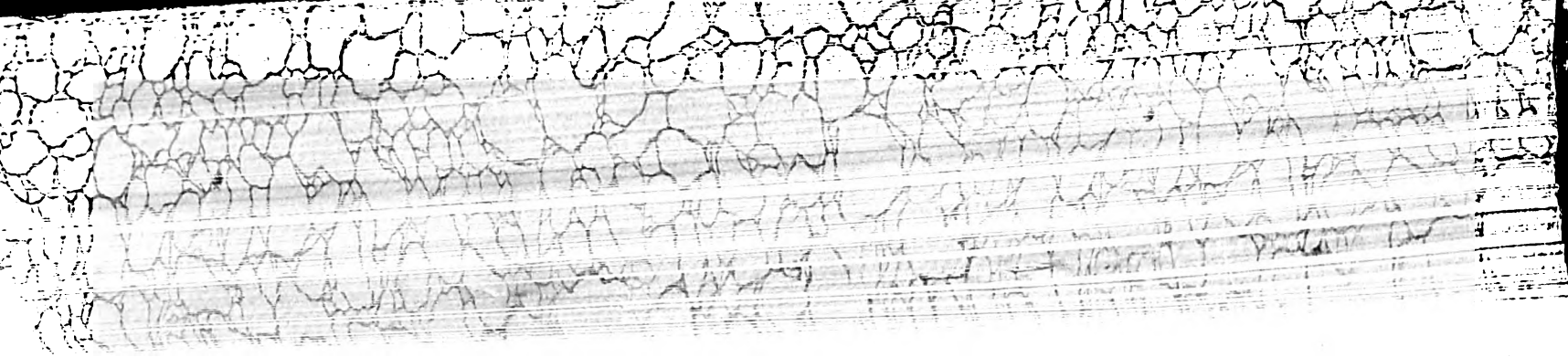


Digitized by Google

Aus: F. Matthies: Die photographische Kunst im Jahre 1903 (Halle, W. Knapp).

Th. u. R. Scholz, Wien.

Digitized by Google

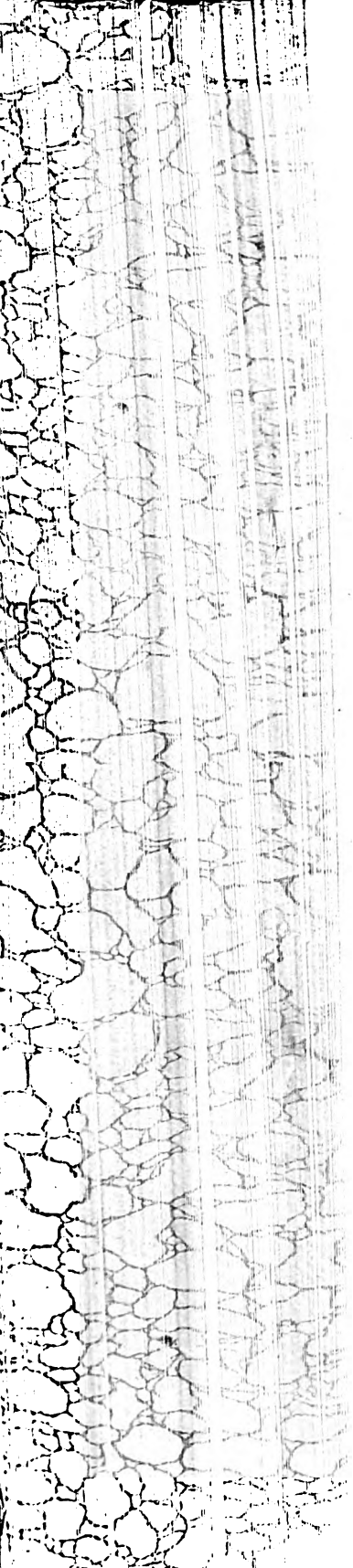


Digitized by Google

Hans Watzek, Wien.

Aus: F. Matthies, „Die photographische Kunst im Jahre 1902" (Halle, Wilh. Knapp).

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Lenbach pinx. Photogravure Bruckmann

SELBSTBILDNIS MIT TÖCHTERCHEN

Digitized by Google

… alismus und Sozialismus

… Lebens …
… schlagen wie …
… wie lange …
… ihm wie ihrem …
… den Übermenschen …
… ward ihr Christus, …
… Wohin sollen …
… großen Meister.
… mehr zu sagen, als …
… mmung und Unte…

SELBSTBILDNIS

VI. Jahrg. Juli 1904. Heft 10.

Individualismus und Sozialismus.

Von

A. König.

Unser Geschlecht ist ein fragendes und suchendes Geschlecht. Es mag nicht mehr das Leben vergangener Geschlechter leben, sondern verlangt heiß und mit glühender Sehnsucht nach Eigenleben. Es mag nicht mehr dem „ewig Gestrigen sich beugen, das morgen gilt, weil's heute hat gegolten". Es rüttelt an allen Autoritäten und verschmäht die Gewohnheit als seine Amme. Los von Rom, los von der Geschichte, dem Herkommen, der Tradition ist sein Feldgeschrei, und Nietzsche ist der gewaltige Rufer im Streit, in dem Befreiungskampf des Lebens von dem „Es war einmal" vergangener Tage. Seine Worte schlugen wie ein Blitz in die Seele des modernen Menschen und zündeten, wie lange keine Worte gezündet. Und er fand eine Gemeinde, die jubelte ihm wie ihrem Heiland und Erlöser zu, Zarathustra, der selbst Übermensch den Übermenschen lehrt, in dem das Leben zu seinem vollen Recht kommt, ward ihr Christus. Und wenn suchende Seelen sich nahten mit der Frage: „Wohin sollen wir gehen?" so wiesen die Jünger Nietzsches hin auf ihren großen Meister. Es war, als hätte Jesus unserem Geschlechte nichts mehr zu sagen, als habe er sich überlebt, als habe man von ihm nur Lebenshemmung und Unterdrückung zu erwarten,

Digitized by Google

man sah in dem Christentum einen Kanossagang des Lebens, eine Demütigung und Erniedrigung seiner selbst. Man verwechselte die vielfachen kläglichen Kopien des Christentums mit seinem herrlichen Original, die Sklavenmoral des kirchlich verdorbenen Christentums mit der Höhenmoral Jesu, wie sie aus den Evangelien schimmert und leuchtet. Diese Höhenmoral ist auch Herrenmoral — die Freiherrenmoral der Kinder Gottes, die sich auf keinem plebejischen, gewöhnlichen, sondern auf einem höchst aristokratischen — religiös-ethisch aristokratischen Lebensprinzip aufbaut.

Das Leben für andere, die Hingabe an den Nächsten, die dienende Liebe, Selbstverleugnung und Opfer — das alles ist keine Lebensverminderung für den Geber, nein, es ist ein göttliches Gesetz, daß beseligendes, befriedigendes, beglückendes Leben dem zuströmt, der Leben aus Liebe hingibt. Der König der Liebe ist auch der König des Lebens. Individualismus und Sozialismus müssen sich gegenseitig anerkennen, sie gehören zusammen, sind beides unausrottbare Natur- und Geistestriebe der Menschheit, deren Hemmung und Beschneidung auch eine Hemmung und Beschneidung des Lebens bedeutet. Wer für Vollentfaltung des Lebens ist, der darf nicht nur sagen: „Es lebe der einzelne!", er muß hinzufügen: „Es lebe die Gemeinschaft!" Auch der Prophet, ja gerade der Prophet verspürt einen mächtigen Drang in sich, sein individuelles Leben einzuhauchen anderen Seelen, das heißt doch, sich hinzugeben an andere. Auch Nietzsche hat Jünger, hat eine Gemeinde gesucht, hat nicht nur sich, sondern auch anderen durch seine Lebensarbeit dienen wollen, auch er ist in diesem Sinne sozial gewesen.

Erst aus der Ehe von Individualismus und Sozialismus erblüht die wahre Harmonie, das Glück und der Reichtum des Lebens. Jesus war beides, Individualist und Sozialist, in der Theorie wie in der Praxis. Er hat die Pflichten gegen die eigne Persönlichkeit wie die Pflichten gegen die Gemeinschaft betont. Sterbend für andere bejahte er sein eignes Ich, sich selbst verleugnend behauptete er seinen Vaterglauben, das ewige Leben seiner Seele. Wo Jesus eine Macht über die Seelen gewinnt, da wird weder der Individualismus zum Verächter der Gemeinschaft, noch der Sozialismus zum Verächter des einzelnen, da gedeiht weder die Herrenmoral der Übermenschen, noch die Sklavenmoral der Herdenmenschen. Die Kinder Gottes, wie sie Jesus will, die Menschen von seiner Art haben Seele, Eigenleben, aber auch Liebe, Leben für andere. Nicht einem toten: „Es steht geschrieben" sollen wir uns beugen, nicht eine Fremdherrschaft mit fremden Gesetzen will Jesus in unserem Herzen errichten, sondern die Herrschaft und das Gesetz des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, des Gottes, der das „Ich" und das „Du" geschaffen nicht zum Brudermorde, sondern zur gegenseitigen Hilfeleistung, Vertiefung, Verklärung, Bereicherung des Lebens. Im Vaterunser legen Individualismus und Sozialismus, der einzelne und die Gemeinschaft die Hände betend zusammen und empfangen von oben die Weihe ihres Bundes.

Digitized by Google

Auch für unser Geschlecht ist der Weg am „Vaterunser" vorbei gewiß der Weg des Lebens nicht. Denn all die Wege da vorbei münden irgendwo und irgendwie in den Pessimismus ein.

Die kranke Seele unserer Zeit braucht zur Gesundung den Glauben Jesu. Niemand braucht Angst zu haben, in diesem Glauben seine Persönlichkeit zu verlieren, im Gegenteil, er wird sie erst wahrhaft finden. So soll man denn über den neuen Propheten nicht den vergessen, der einst in sein Volk hineinrief: „Kommet her zu mir!"

Und wenn der Lärm verklungen.

Von

Paul Berghof.

Und wenn der Lärm verklungen,
Der Lärm der hast'gen Welt;
Mein Tageswerk gelungen,
Und müd die Feder fällt:
Dann muß ich wandern, wandern
Durch Feld- und Wiesenduft,
Weit weg von all den andern,
Weit weg aus ihrer Luft.

Wo Blumen Grüße tauschen,
Sich sanft der Halm noch wiegt,
Die Vöglein schläfrig lauschen,
An ihre Brut geschmiegt:
Da wird mir wohl und wehe,
Da werd' ich fromm und still;
Nicht ferne stehen Rehe
Und fragen, was ich will.

Es blüht und glüht und leuchtet
Im Grase um mich her,
Vom Himmelstau befeuchtet,
Wird jede Wimper schwer.
Der Mond spielt in den Zweigen:
Was ist nun ich und du! —
Mein Herz versinkt in Schweigen,
In tiefe Blumenruh'.

Digitized by Google

Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

Seit jener Begebenheit auf dem hohen Berge ist mit Jesus eine Veränderung vorgegangen. Wie wenn er seines göttlichen Berufes sich jetzt erst ganz klar geworden wäre, so ist es. Als habe er es jetzt erst recht in sich erlebt, daß er der Gottgesandte ist, der von Ewigkeit her berufene Sohn des himmlischen Vaters, zur Erde herabgestiegen, um die Menschheit aufzuwecken und in ein seliges Leben zu retten zum Vater. Er fühlt, daß ihm die Macht Gottes gegeben ist, die Seelen zu richten. Die Dämonen fliehen vor ihm, keiner menschlichen Gewalt ist er untertan. Mit der Geschichte seines gesunkenen Volkes bricht er, die durch Gelehrte und Priester gefälschten Schriften des Altertums zerreißt er. In seiner Einheit mit dem himmlischen Vater, dem allmächtigen, ewigen Gott weiß er sich als Herr aller Gewalt im Himmel und auf Erden.

So ist es mit ihm geworden seit jenem Licht auf dem Berge. Aber diese Erkenntnis macht ihn noch demütiger in seiner Menschengestalt, auf die eine so ungeheure Wucht gelegt worden ist, und noch liebevoller gegen alle, die er in grenzenloser Armut, Verwirrung und Gebundenheit sieht, in Blindheit und Trotz dem Verlorensein hingegeben — und doch voll weinender Sehnsucht nach dem Heile.

Aber auch das Verhältnis seiner Jünger zu ihm ist ein anderes geworden seit jenem Tage. Wenn sie früher, obgleich ehrerbietig, so doch vertraulich zu ihm gestanden sind — jetzt verhalten sie sich untertäniger, schweigsamer, und die Ehrerbietung ist zur Ehrfurcht geworden. Die Liebe bei einigen hat sich fast zur Anbetung gesteigert.

Digitized by Google

Und doch fallen sie immer wieder zurück in die Ungebärdigkeit und in die Verzagtheit. Besonders einer ist dabei, der sich vieles nicht zu reimen weiß. Als sie nun — um den Heeresstraßen auszuweichen — jenseits des Jordanflusses hinziehen durch wüste Gegenden unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art, da kann der Jünger Judas sich nicht entbrechen, seine Bedenken auszupacken. Als Säckelwart der kleinen Gesellschaft hat er jetzt schlechterdings nichts zu tun, so hat er Zeit, hinter dem Rücken des Meisters Unmut auszustreuen. Was denn das sei, daß der Messiaszug immer noch nicht den richtigen Glanz entfalten wolle? Die Todesgedanken deutet er sich so: der Bettelprophet stirbt, der glorreiche Messias erhebt sich! Doch warum erst in Jerusalem? Warum wird nicht schon unterwegs dahin Anstalt getroffen, warum werden die Würden nicht jetzt schon ausgeteilt?

Seine Volkstümlichkeit ist tatsächlich wieder im Zunehmen, und als sie in bewohntere Gegenden kommen, eilen die Leute zusammen. „Der Prophet reist durch!" Da strömen sie herbei und bringen Lebensmittel mit, aber auch Kranke und Krüppel, ihn bestürmend, daß er sie heile. Von dem Gebotenen nimmt er nur das Nötigste an, die verlangten Wunder aber wirkt er nicht. Er verbietet seinen Jüngern, davon auch nur zu sprechen. Er ist erzürnt über die Menge, die ohne Wunder nicht glauben, die Zeichen der Zeit nicht verstehen will. „Wenn sie im Westen eine Wolke sehen aufsteigen, alsbald sagen sie, es kommt Regen. Wenn der Südwind bläst, wissen sie im voraus, daß es heiß wird. Aber die Zeichen einer neuen aufsteigenden Welt verstehen sie nicht. Wenn sie die geistigen Vorzeichen nicht begreifen, andere sollen ihnen nicht gegeben werden. Oder wollen sie das Zeichen des Jonas sehen, der drei Tage lang im Bauche des Walfisches gelegen? Gut, so sollen sie sehen, wie des Menschen Sohn nach dreitägigem Begrabensein wieder lebendig wird!"

Zu solchen Reden schüttelt Judas den Kopf. „Das bringt uns nicht weiter." Die anderen jedoch, besonders Johannes, Jakobus und Simon, denken nicht ans Messiasreich, nicht an Erdenmacht, ihre Herzen sind erfüllt von Liebe zum Meister. Und trotzdem haben sie immer wieder ihre Versuchungen. Oft sprechen sie untereinander von jener anderen Welt, wo Jesus ewiger König sein wird und sie — die jetzt unerschütterlich zu ihm halten — die Herrlichkeit mit ihm teilen werden. Und stellen sich allen Ernstes die Ämter und Würden vor, in denen sie dort prangen werden, und kommen richtig wieder einmal darüber in Streit, wer unter ihnen der erste sein würde.

Digitized by Google

Jeder rühmt sich seines Vorzuges. Jakobus will ihm in Galiläa die meisten Freunde zugeführt haben; Johannes erinnert an sein Vorrecht vom Hause aus und dieweilen er einst als Zimmermannsjunge unter ihm gearbeitet habe; Simon beruft sich darauf, daß er der erste gewesen, der in ihm den Sohn Gottes erkannt hätte. Johannes hätte noch sagen können, wie der Herr besonders ihn am meisten lieb habe, doch er sagt es nicht. Hingegen besteht Simon um so heftiger darauf, daß der Meister ihn einen Felsen genannt habe, auf den er seine Gemeinde errichten wolle.

Als Jesus ihr wunderliches Wortgefecht hört, tritt er zu ihnen und frägt, wovon sie doch so eifrig redeten?

„Meister!" sagt Jakobus kühnlich, „wie gerufen kommst du uns. Wir möchten gar zu gerne wissen, wer im ewigen Reiche unter den Deinen der erste sein wird? Siehe, Bruder Johannes und ich möchten in deiner nächsten Nähe sein, einer zu deiner Rechten, der andere zu deiner Linken. So, daß wir dich zwischen uns hätten, wie wir dich jetzt zwischen uns haben."

Hierauf spricht Jesus: „Nicht das erstemal, daß ihr diese Torheit treibt. Ihr wisset nicht, was ihr verlangt. Ich sage euch das: Bis ihr erst getan habt, was ich tue, und gelitten habt, was ich leiden werde, dann mögt ihr kommen und fragen."

Sie antworten: „Herr, wir wollen tun, was du tust, und leiden, was du leidest."

Dieses entschlossene Wort hat ihm gefallen; von dem himmelweiten Unterschied zwischen ihm und ihnen hat er nichts gesagt. Sie sind kindisch, sie können das nicht fassen. So sagt er nun: „Überlasset das dem, der euch den Platz anweisen wird. Denn jeder Herr hat wieder seinen Herrn, nur einer hat keinen über sich. Bedenket das: Hat gleichwohl ein Diener treu und schwer gearbeitet, so wird er des Abends trotzdem nicht auf dem obersten Platz der Tafel sitzen und früher als sein Herr anfangen zu essen, sondern er wird erst dem Herrn die Speisen bereiten und ihm den Schemel unter die Füße rücken. Bei euch sei es so: Wer der Größte sein will, der soll den anderen dienen. Auch ich bin nicht da, um mir dienen zu lassen, vielmehr um zu dienen und mich aufzuopfern für andere und mein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele."

Es ist ihnen bange, daß er so oft und immer öfter von der Hingabe seines Lebens spricht. Was soll das bedeuten? Wie kann er andere retten, wenn er selbst zugrunde geht? Das mag sich begeben in Feuers- und Wassersnot. Allein um ein Volk zu befreien und es zu Gott zu führen, wie soll das mit Aufopferung des eigenen

Digitized by Google

Lebens geschehen können? Ja die Heiden, die haben freilich ihr Menschenopfer. — Judas meint, er habe keine Sorge. Der Meister sei durch die Mißerfolge nur herabgestimmt. Er wolle seine Anhänger bloß einmal prüfen, ob sie die Kraft hätten, mit ihm durch dick und dünn zu gehen. Wäre erst der Ernst da, daß er sich behaupten muß, dann würde er schon dreinfahren mit allen Blitzen der Himmel, um die Feinde zu vernichten und die Seinen zu verherrlichen. Habe er doch selbst gesagt, der Glaube sei so stark, daß man mit ihm Berge versetzen könne, so werde es ihm ein leichtes sein, zur rechten Stunde die Gewalt zu zeigen.

Auf diesen festen Glauben des Judas erinnert der Jünger Thomas daran, wie des Meisters Worte über den Glauben eigentlich gelautet hätten: Wer zu diesem Berge sagt, hebe dich weg und wirf dich ins Meer, und zweifelt nicht, sondern glaubt, daß es geschieht, so wird es ihm geschehen. Merket wohl, ihm wird es geschehen. Ob den Berg auch andere, die nicht glauben, ins Meer fallen sehen, das hat er nicht gesagt."

„Du denkst also, Bruder Thomas," so spricht hierauf Bartholomä, „daß Dinge, die durch den Glauben geschehen, nur für den Glaubenden allein geschehen. Nur ein inneres Erlebnis, aber als solches für ihn wirklich, weil er es mit dem geistigen Auge geschehen sieht. Für andere jedoch nicht wirklich. Dann, Freund, wären wir verloren. Denn er glaubt, daß die Feinde fallen, und sieht sie fallen. Aber sie leben doch und vernichten uns."

„Das sind wohlfeile Reden", sagt der standhafte Judas. „Er hat Lahme gehend und Tote lebend gemacht, das haben alle gesehen. Auch solche, die nicht glauben. Gebet acht! Wird der Meister nur erst bis zum Äußersten gedrängt, dann sollt ihr sehen, was er tut!"

Dieser Meinung schließen sich auch andere an und sie folgen dem Messias. —

Allein immer wieder werden sie aufs neue beunruhigt auf ihren langen schlechten Straßen durch die Wüste und über Fruchtgelände. Auf letzteren hat es manchen guten Tag gegeben und da will es auch nicht immer stimmen. Sie haben gehört, daß der Meister die Kräfte und Genüsse der Welt verwirft, und sehen doch wieder, wie er stark und heiter auf Erden dahinwandelt. Recht spät wird's ihnen klar, daß beides sich miteinander vertragen kann. Er genießt, was harmlos und ohne andere zu schädigen — aber er legt keinen großen Wert darauf. Seine Sinne sind ihm gerade gut genug, um in der Natur das Walten des Vaters zu erkennen und in dieser Erkenntnis glücklich zu sein. Er verneint die Welt nicht, er vergeistigt und

Digitized by Google

vergöttlicht sie. Die irdischen Stoffe sind ihm Bausteine fürs Himmelsreich. So finden die Jünger trotz aufsteigender Zweifel sich immer wieder zurecht und so haben sie bei sich beschlossen, die Welt zu verachten und das Leben zu lieben.

Eines Tages sind sie in eine Ortschaft gekommen, in der eine auffallend große Tatkraft herrscht. Auf den Feldern pflügen sie, in den Werkstätten hämmern sie, emsige Karrenschieber und schwerfällige Kamelführer betreiben Handel und Wandel. Und es ist Sabbat! — Ob in diesem Flecken Heiden wohnen? fragen sich die Jünger. Nein, es ist ein rein jüdischer Ort und die Bewohnerschaft ist so gut gesinnt, daß sie selten ein Ostern vorübergehen läßt, ohne in einer Schar nach Jerusalem zu reisen. So waren ihrer auch einmal vor vielen Jahren dort gewesen, als im Tempel ein junger Mensch gesprochen hatte, dessen Worte sie nimmer vergessen haben. Wenn es zum Wohle der Nebenmenschen sei, so könne man auch am Sabbat arbeiten! Also hatte jener Jüngling mit großer Eindringlichkeit gepredigt. Nun ist wohl unbestritten jede Arbeit dem Menschen zum Wohle und komme der Gemeinde zugute. Damals haben sie angefangen und seither lassen sie die Arbeit nicht einen Tag ruhen. Die Folge davon ist ein großer Wohlstand.

Als Jesus sieht, daß seine Auslegung von damals zu Jerusalem so arg mißverstanden ist, oder aus gewinnsüchtiger Absicht mißdeutet, da gerät er in Entrüstung und auf dem Marktplatz beginnt er so zu sprechen: „Ich sage euch, das Reich Gottes wird von diesen Wucherern genommen und einem Volke gegeben werden, das seiner wert ist. — Zum Wohle der Nebenmenschen! Hängt denn das Wohl von Gütern ab, die einer besitzt? Diese Güter hetzen den Menschen, verhärten sein Herz und machen es beständig beben vor Verlust und Tod. Und das nennt ihr zum Wohle! — Da ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat nach der Jahre Jagen und Hasten seine Scheunen voll und denkt, von nun an kann ich mir wohl sein lassen und das Leben genießen. Und siehe, in der nächsten Nacht stirbt er und muß seine Güter, denen er Leib und Seele zum Fraß gegeben, solchen hinterlassen, die sich darob streiten und befeinden und seiner spotten. Ich sage euch, wenn ihr die ganze Welt gewinnt, aber eure Seele verlieret — so ist alles verloren!"

Als er so gesprochen hat, tritt ein steinalter Greis zu ihm und sagt: „Rabbite! Du bist arm und hast leicht reden. Du weißt nicht, wie schwer es für den Reichen ist, daß er aufhöre, seinen Reichtum zu vermehren. Auch ich bin einmal arm gewesen, o schöne Zeit! Dann bin ich unversehens zu Gelde gekommen, habe mich dessen ge-

Digitized by Google

freut und angefangen zu fürchten, ich möchte es wieder verlieren. Und bei dem Bedarf meines Hauses, der immer größer wird, kommt es mir vor, das Geld könne nicht reichen, und je mehr man habe, je notwendiger sei es, noch mehr zu erwerben. Nun bin ich ein alter Mann und habe dreißig Säcke voll Gold und weiß, daß ich meinen Reichtum nicht mehr genießen kann. Aber das Erwerben und Sammeln kann ich nicht lassen — eher lasse ich das Atmen."

Diesem Greise erzählt Jesus eine kleine Geschichte: „Kinder sind am Wege, schlagen einen fremden Knaben bunter Scherben wegen, die sie sammeln. Und als sie deren einen großen Haufen beisammen haben, kommt der Wegaufseher und wirft mit dem Spaten die Scherben in den Graben. Die Kinder erheben ein Klagegeschrei, er aber sieht, daß an einigen Scherben Blut klebt, und fragt: Woher habt ihr sie genommen? Da erblassen die Kinder vor Schreck und er führt sie vor den Richter."

Das versteht der Greis. Er geht hin und entschädigt alle, die durch ihn zu Schaden gekommen sind, und auf dem Heimweg beginnt er wieder zu sammeln.

Am nächsten Tage kommt Jesus mit den Seinen in eine andere Ortschaft. Hier ist alles still, die Bewohner liegen unter den Feigenbäumen herum, obschon nicht Sabbat ist. Da fragt Jesus: „Warum arbeiten sie nicht?"

Und einer des Ortes antwortet: „Wir möchten gerne arbeiten, haben aber kein Werkzeug. Es mangelt der Spaten, der Pflug, die Sichel und die Axt, denn unser Schmied feiert. Und gerade er konnte die besten Messer schmieden. Andere Schmiede gibt es hier nicht."

Zu diesem Schmiede gehen nun unsere Wanderer. Der Mann sitzt in seiner Kammer, liest in den heiligen Schriften und betet. Nun fragt ihn einer der Jünger, weshalb er nicht arbeite, da doch Werktag sei.

Dem antwortet der Schmied: „Seit ich den Propheten gehört habe, ist bei mir immer Sabbat. Denn man soll nicht nach irdischen Gütern streben und nicht sorgen für den morgigen Tag, sondern das Reich Gottes suchen."

Da geht auch Jesus in die Hausflur und erzählt, so daß es der Schmied hören kann, von dem Manne, der eine Reise gemacht hat. „Bevor er davonzieht, ruft er seine Knechte zusammen und übergibt ihnen Geld, daß sie damit wirtschaften sollen. Dem einen gibt er fünf schwere Goldstücke, dem andern zwei und dem dritten eins. Sie sollten nach eigenem Ermessen damit haushalten. Als

Digitized by Google

dann nach langer Zeit der Herr wieder heimgekommen ist, begehrt er von den Knechten Rechenschaft, wie sie die Goldstücke verwertet hätten. Bei dem ersten haben sie sich verzehnfacht. Das freut mich, spricht der Herr, weil du in wenigem treu bist, will ich dir vieles anvertrauen — behalte das Geld. Der andere Knecht hat das Geld verzweifacht, auch den lobt der Herr und schenkt ihm Einsatz und Gewinn. Dann frägt er den dritten Knecht, was er mit seinem Goldstück angefangen. Herr, antwortet der Knecht, es ist ohnehin nicht viel gewesen, ich wollte es nicht aufs Spiel setzen. Ich hätte freilich ein zweites Goldstück gewinnen, aber ich hätte auch das eine verlieren können. Darum habe ich nicht damit gewirtschaftet, sondern es an einem sicheren Ort vergraben, damit ich es dir getreu wieder zurückgeben kann. Da entreißt ihm der Herr das Goldstück und gibt es dem, der das seinige verzehnfacht hat. — Dem Trägen und Saumseligen soll das wenige, was er hat, genommen werden und dem gegeben, der es zu verwerten weiß."

„Verstehst du es?" frägt Matthäus den Schmied. „Die Goldstücke, das sind die Fähigkeiten, die Gott dem Menschen gibt, diesem mehr, jenem weniger. Wer seine Talente brach liegen läßt, ohne sie auszunützen, der ist wie jener Mann, der Kraft und Geschick hat, das Eisen zu bearbeiten, der aber den Hammer weggelegt hat und müßig brütet über Schriften, die er nicht verstehen kann."

„Wie ist denn das," sagt nun jemand, „wer arbeitet, der wird ausgezankt, und wer nicht arbeitet, der wird es auch."

Dem klopft Matthäus auf die Achsel: „Freund, alles zu seiner Zeit! Und nicht das tun, wozu dir das Talent fehlt, sondern das, wofür du es hast."

Der Schmied legt Buch und Gebetriemen hin und ergreift den Hammer.

Aber noch kommt ein Mann herbei und führt Klage darüber, daß diese neue Lehre doch nichts tauge. Er habe ihr nachgelebt und seinen Besitz verschenkt, weil er ihm Sorgen gemacht. Nun, seit er arm sei, habe er noch mehr Sorgen. So wolle er wieder anfangen zu erwerben.

„Tue das," sagt Jakob der Jünger, „achte nur auf das eine, daß daran nicht dein Herz hängen bleibt und dein Besitz nicht dich besitzt!"

Und wieder andere kommen: „Herr, ich bin Schiffszimmerer! Herr, ich bin Goldschmied! Herr, ich bin Bildhauer! Sollen wir denn nicht unser ganzes Herz unserem Beruf zuwenden dürfen, um etwas Rechtes zu leisten? Wenn wir mit dem Herzen nicht dabei sind, so wird nichts."

Digitized by Google

„Ei freilich", sagt der Jünger, „sollet ihr eure Kräfte und Talente anspannen, um etwas zu leisten. Aber nicht des Werkes und nicht des Lobes wegen, sondern der Menschen willen, denen ihr dienet. Und freuet euch von Herzen, daß Gott durch euch seine Werke schaffen will."

Als sie weiter ziehen, schüttelt Jesus das Haupt. Daß seine einfache Lehre doch so vielen Mißverständnissen begegnen kann! „Nein," ruft er schmerzlich aus, „das Wort fassen sie nicht. Ein Beispiel muß ihnen gegeben werden, das sie sehen und tasten können, ein Beispiel, das sie nie vergessen werden."

* * *

So haben sie ihren langen Weg allmählich zurückgelegt. Keiner Verfolgung sind sie auf diesen entlegenen Strecken begegnet. Vielmehr haben sie gesehen, wie der Same aufgeht — mit Unkraut vermischt. Nach einer Nacht, da sie unter Sykomoren und Feigenbäumen gelagert haben, gelangen sie zu jener letzten Höhe. Jesus geht voraus. Obschon von der Wanderschaft ganz erschöpft und seine Füße wanken wollen, geht er voraus. Die Jünger kommen hinten drein, und wie sie auf der Höhe sind, tun ihrer etliche einen hellen Schrei. Ihnen gegenüber, auf der Hochebene des anderen Berges liegt die Königsstadt! Im Morgensonnenstrahle liegt sie da wie aus rotem Golde gebaut, alles überragend der zinnen- und kuppelreiche Tempel Salomons. Mehrere der Jünger haben Jerusalem bisher noch nie gesehen, ein Gefühl begeisterter Ehrfurcht bewegt sie im Anblicke dieser heiligen Stadt der Könige und der Propheten, und hier — so denkt Jesus und manch anderer — hier wird für uns die Herrlichkeit beginnen. Unter Ölbäume setzen sie sich hin, um auszuruhen, ihre Kleider zu ordnen, und einige salben sogar ihr Haar. Dann verzehren sie Feigen und von der Frucht des Johannesbaumes. Sorge macht ihnen der Meister. Die Anstrengungen der letzten Zeit haben ihn hergenommen, seine Füße sind wund. Aber er sagt nichts. Die Jünger sind unter sich eins, daß sie so nicht einziehen können. Jakobus geht hinab den Hang, wo er Hütten sieht, und frägt dort an, ob nicht irgendwo ein Reitpferd aufzutreiben sei, oder wenigstens ein Kamel, auf welchem ein Reisender in die Stadt reiten könnte. Es würde schon entlohnt werden.

Ein gekrümmtes Greislein ist da, umtrippelt hastig den fremden Mann, und versichert mit reichlichen Worten, daß weder Pferd noch Kamel vorhanden sei, wohl aber ein Esel. Und dieser Esel wäre nicht zu haben.

Digitized by Google

Des Messias Einzug in die Königsstadt? Nein, so fangen wir nicht an. Also des Jüngers erster Gedanke. Da fällt ihm ein, daß es alte Propheten vorausgesagt haben: einziehen würde er auf einem Esel. — Jakobus erklärt sich also bereit, den Esel anzunehmen.

„Du nimmst ihn an und ich gebe ihn nicht her", sagt der Alte und hat ein verschmitztes Lächeln. „Um dieses Tier hätte ich ewig Leid, wenn ihm etwas zustieße. Das ist kein gewöhnlicher Esel, mein Freund!"

„Es ist auch kein gewöhnlicher Reiter, der seiner bedarf", sagt Jakobus.

Der kleine Greis läßt sich doch herbei, den Jünger in den Stall zu führen. Dort steht am Krippengitter das Tier, und wirklich eines von guter Art. Nicht grau ist es, vielmehr glänzend braun und glatt, die Beine schlank, die Ohren zierlich spitz, und um die großen, klugen Augen hat es lange Grannen.

„Ist es nicht von der Farbe eines echten Arabers?" sagt der Greis.

„Es ist ein schönes Tier", gibt Jakobus zu. „Um einen Silberling und viele Ehre wirst du es ziehen lassen. Um Mittag kann es wohl wieder zurück sein."

Darauf das Greislein: „Es ist billig zu bedenken, daß sich unsereiner um die Fremdenzeit etwas verdienen will. Machen wir zwei Silberlinge!"

„Einen Silberling und Ehre!"

„Machen wir zwei Silberlinge ohne Ehre", feilscht das Greislein. „Ein Traber für Fürsten, sage ich dir! Im ganzen Judenlande findest du nicht wieder solches Blut. Wisse nur, daß es hoher Abstammung ist!"

„Auf diese Ehre können wieder wir verzichten", sagt Jakobus, „wenn es nur hübsch aufrecht bleibt."

Nun erzählt der Greis: „Ums Jahr, als der herodianische Kindermord gewesen — ein wenig über dreißig kann's her sein —, Du weißt ja, daß da drüben zu Bethlehem das Messiaskind gelegen ist, in einem Stall bei Ochs und Esel. Auf demselben Esel ist das Kind ins Ausland geritten, sie sagen, nach Ägypten, oder wohin. Siehe und von jenem Esel stammt dieser ab."

„Wenn es so ist," spricht Jakobus lebhaft, „dann ist das eine wunderbare Fügung!" Und leiser ins Gesicht sagt er es dem Greise: „Der Mann, der heute auf diesem Esel einziehen soll in Jerusalem, ist der Messias, der dazumal im Stalle geboren worden."

„Ist es der Jesus aus Nazareth?" fragt der Greis. „Dem vermiete ich das Tier um einen halben Silberling. Hingegen bitte

Digitized by Google

ich, daß er mir mein Weib heile, sie hat die Gicht seit Jahr und Tag."

So werden sie einig und Jakobus bringt den Esel auf die Höhe des Ölberges, wo sie noch beisammensitzen und nicht satt werden können, hinzuschauen auf Jerusalem. Nur Jesus ist in sich gekehrt, betrübt blickt er auf die leuchtende Stadt.

„O Jerusalem!" so spricht er leise vor sich hin. „Wenn du diese Zeit wahrnähmest! Wenn du erkennen wolltest, was zu deinem Heile ist! Aber du erkennst es nicht und ich sehe den Tag, da grimme Feinde deine Mauern stürzen werden, so daß kein Stein auf dem andern liegen bleibt . . . ."

Johannes legt seinen Mantel aufs Tier, das Jesus nun besteigt. Er reitet talwärts, seine Jünger folgen ihm.

Und nun geschieht etwas Außerordentliches. Schon als sie ins Tal Kidron hinabkommen, wo die Straßen sich kreuzen, eilen Leute herbei und rufen: „Der König kommt! Der Sohn Davids kommt!" Bald laufen auch andere aus den Gehöften, aus den Gärten und gehen an den Straßenrändern gleichen Schrittes dahin und rufen: „Der Messias ist da! Hochgelobt sei Gott, er ist gekommen!"

Man weiß nicht, wer die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet hat, weiß auch nicht, wer zuerst das Wort „Messias" gerufen — wenn es nicht etwa Judas, der Jünger, gewesen ist. Gezündet hat es wie ein Lauffeuer, überall Jubelgeschrei erweckend. Als Jesus hinaufreitet gegen die Stadt, wird die Menschenmenge schon so groß, daß der Esel nur langsam traben kann, und als er durch das Stadttor einzieht, können die Gassen und Plätze das Volk kaum mehr fassen. Ganz Jerusalem weiß es plötzlich: Der Prophet aus Nazareth ist da! Fremde aus den Provinzen drängen sich vor, die ihn anderswo schon gesehen und gehört haben. Die den armen Flüchtling verspottet haben, jetzt da er gehobenen Hauptes einzieht in die Königsstadt und das Messiasgeschrei die Luft erfüllt, jetzt sind sie stolz auf ihn und berufen sich auf Begegnungen mit ihm und auf seine Bekanntschaft. Die Hände strecken sie ihm entgegen. Viele werfen ihre Kleider auf den Weg, der Esel trabt darüber hin. Mit Ölzweigen und Palmfächern winken sie ihm zu, und aus hundert Kehlen erschallt es: „Sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du lange Erwarteter, du heiß ersehnter Retter!" Ordner machen mit langen Stäben die Straße frei, die zum Goldenen Hause führt, zum Schloß der Könige. Aus allen Türen und Fenstern rufen sie: „Bei mir kehre ein! Unter mein Dach kehre ein, Heiland des Volkes!" Aber

Digitized by Google

der Strom ergießt sich gegen das Goldene Haus. Die Jünger, die knapp hinter ihm her sind und sich nicht fassen können, werden umringt, bestürmt, mit Palmen befächelt, mit jungen Rosen bestreut. Simon Petrus hat sich gleich als zum Meister bekannt und kann es nicht hindern, daß man ihn auf die Schultern hebt, so daß er sich duckt und flehentlich bittet, ihn zu Boden gleiten zu lassen, weil er nicht höher ragen will als der Meister, und weil es ist, als hielten viele über die Köpfe her ihn für den Messias. Klüger hat es Johannes gemacht, der gebückt und schnaufend das Tier führt, so daß man ihn für nichts weiter als den Eseltreiber hält. Alle übrigen seines Anhanges genießen die Ehren des Meisters wie ihre eigenen. Haben sie doch auch das Elend treu mit ihm getragen. „Jerusalem, du bleibst Jerusalem!“ sagen sie, vom Jubelsturm umbraust und berauscht. „Wo uns auch gut gewesen — so hoch ist es nirgends hergegangen, als hier in Jerusalem!“ — Judas kann sich nicht genug zugute tun darob, daß der Meister trotz seines ärmlichen Aufzugs erkannt worden. „Ich habe es ja immer gesagt, daß er sein Wunder wirken wird, wenn es Zeit ist.“

„— Und mir ist doch bange“, sagt Thomas. „Sie schreien mir viel zu laut. Es sind Kehllaute, aber keine Brusttöne.“

„Verzieh dich, du hast immer Bedenken.“

„Ich verstehe mich ein wenig auf die Leute. Müßiges Stadtvolk ist bald entzückt, das will sich ergötzen, und jeder Anlaß ist ihm dazu recht.“

„Thomas!“ verweist ihm Matthäus, „wenn das Demut wäre von dir, daß du der Ehre nicht achtest. Aber es ist Zweifel. Da sieh dir dort den dicken Knoblauchkrämer an, der bringt mehr Glauben aus der Kehle. Hörst du — Heil dir, Davids Sohn! ruft er und ist schon heiser geworden vor lauter Freudengeschrei.“

Thomas schweigt, eilt gebückt und ärgerlich zwischen der Menge dahin. Das Heilrufen erfüllt schon die ganze Stadt, und die Straßen, durch die der Zug sich bewegt, sind wie lebendige Palmenhaine. Aller Verkehr ist erstickt, alle Fenster und Dächer sind voll von Menschen und alles reckt die Hälse nach dem Messias.

Jesus sitzt, beide Füße nach einer Seite gelegt, auf dem Tiere, mit der rechten Hand den Leitriemen haltend. Ernst und gelassen blickt er vor sich hin, nicht anders, als ritte er im Staubgewirbel der stürmischen Wüste. Als vor ihm hoch über Dächern die Zinnen des Königsschlosses ragen, wendet er sein Tier in eine Seitengasse — dem Tempelplatze zu. Zwei Hüter am Eingange des Tempels winken heftig mit den Armen, daß die Menge vorüberziehe. Aber sie stockt, der Zug hält und Jesus steigt vom Esel.

Digitized by Google

„Nicht in das Goldene Haus? In den Tempel will er?!“ So fragen sich viele überrascht. „In den Tempel!“

„Zu den Rabbiten und Phariten? Dann seht einmal zu, was wir erleben werden!“

Mit ernster Entschlossenheit, ohne einen Blick auf das jubelnde Volk zu werfen, steigt Jesus rasch die Stufen zum Tempel hinan. Ein Teil der Menge drängt ihm nach, der andere zerstreut sich allmählich. Aber die Rufe: „Gepriesen sei, der heute gekommen!“ sind den ganzen Tag nicht verstummt.

Als er in den Vorhof des Tempels getreten, steht er still und schaut bestürzt drein. Da gibt es ja Leben und Bewegung! Hunderte von Leuten aller Arten tummeln sich durcheinander, in bunten Röcken, in härenen Tüchern, mit hohen Mützen und flachgewundenen Turbanen. Unter gellendem Geschrei bieten sie allerhand Waren feil, die da ausgebreitet sind: Teppiche, Ampeln, Leuchter, Abbildungen des Tempels und der Bundeslade, Obst, Tonkrüge, Gebetriemen, Räucherwerk, Seidengewand und Schmucksachen. Geldwechsler preisen ihre hohen Zinsen, den Vorteil des römischen Geldes, brechen ihre Goldrollen und lassen sie in Schalen auseinanderrieseln, um die Augen der Wallfahrer zu reizen. Kauflustige drängen sich durch, besichtigen spottend die Waren, feilschen, lachen und kaufen. Dazwischen huschen Rabbiten umher in langen Kaftanen und weichen Schuhen, die man nicht hört. Die Häupter haben sie bedeckt mit Sammtkäppchen, aus denen pechschwarze oder auch eisgraue Locken sich herabringeln; unter den Armen große Pergamentrollen, denn es beginnt der Sabbat. So huschen sie mit würdevollen und zugleich lauernden Mienen umher, feilschen hier und da mit Krämern oder Krämerinnen, verschwinden hinter Vorhängen und erscheinen wieder.

Als Jesus von der Schwelle aus dieses Treiben eine Weile beobachtet hat, überkommt ihn die Entrüstung. Die Geschäftigen mit seinen Armen auseinanderschiebend, bahnt er sich den Weg. An der nächsten Bude rafft er ein Bündel von Gebietsriemen auf, schwingt sie über die Köpfe und ruft so laut, daß es alles übertönt: „Ihr Schriftlehrer und Tempelhüter, seht ihr es nicht? Die ihr sonst so trefflich Bescheid wisset im Buchstaben. In der Schrift steht geschrieben: Mein Haus ist zum Beten! Und ihr habt Salomons Tempel zu einer Krämerbude gemacht!“ — Kaum hat er das gesagt, stürzt er mit der Hand einen Tisch und stößt mit dem Fuß mehrere Bänke um, daß der Trödel durcheinanderkollert auf dem Steinboden, unter den Füßen der zurückweichenden Menge. Sprachlos starren sie ihn an, und er fährt fort zu donnern: „Ein heiliger Zufluchts-

Digitized by Google

ort der Bekümmerten und Leidenden soll mein Haus sein, spricht der Herr. Und ihr macht eine Mördergrube daraus, erstickt mit Gewinngier die Seelen. Hinaus, ihr Feilscher und Schächer, ob ihr mit Waren schachert oder mit der Schrift!" Hoch schwingt er die Riemen, auch über die Schriftlehrer und Rabbiten schwingt er sie, so daß sie ihre Köpfe ducken und durch Vorhänge und Tore entfliehen. Aber im Nebenhofe versammeln sie sich, die Rabbiten, Phariten und Tempelhüter, rasch beratend, wie sie diesen wahnwitzigen Menschen ergreifen und unschädlich machen könnten. Doch siehe, zu den Toren strömt Volk und immer mehr Volk herein in den Vorhof, umringt den zürnenden Propheten und jubelt: „Gepriesen, Nazarener, der du gekommen bist, den Tempel zu reinigen! Heil und Preis dir, heißersehnter Retter!"

Als die Templer merken, wie es steht, erheben auch sie ihre Stimmen und rufen: „Gepriesen sei der Prophet! Heil dem Nazarener!"

„Alles ist gewonnen!" flüstern die Jünger, sich nun auch vordrängend, einander zu. „Auch die Rabbiten jubeln . . .!"

Diese Rabbiten und Templer haben eilig nach Schergen geschickt, machen sich jetzt an Jesus und beginnen, als die Menge ruhiger geworden ist, mit ihm Gespräche zu führen.

„Weiser Mann," sagt einer zu ihm, „wahrlich, du erscheinst zu guter Zeit. Es sind Zustände gekommen über unser armes Volk, daß man nicht mehr weiß, wo aus, wo ein. Du bist der Mann, der sich nicht kehrt nach unten und nicht nach oben, dessen Richtschnur die Gerechtigkeit ist. Sage, was meinst du doch: Sollen wir Juden dem römischen Kaiser die Steuern zahlen oder sollen wir sie verweigern?"

Jesus merkt, wo das hinaus will, und verlangt, daß man ihm eine Münze zeige. Sie wundern sich, daß er kein Geld in der Tasche hat, und halten ihm eine der römischen Münzen vor, wie sie im Lande laufen.

„Von wem kommt diese Münze?" frägt er.

„Wie du siehst, vom römischen Kaiser."

„Und wes ist das Bild auf der Münze?"

„Des Kaisers."

„Und wes ist die Inschrift auf der Münze?"

„Des Kaisers."

„Wem gehört also die Münze?"

Sie schweigen.

Sagt Jesus: „Gebet Gott, was von Gott kommt, und dem Kaiser, was vom Kaiser kommt."

Digitized by Google

Solche, die die Falle durchschaut haben, brechen über diesen Bescheid in Beifall und Jubel aus und reißen auch die Menge wieder dazu hin. Die Templer knirschen insgeheim, daß er der schlauen Schlinge entkommen ist. Sie haben so gerechnet: Sagt er, gebet dem römischen Kaiser die Steuern, so weiß das Volk, er ist nicht der Messias, vielmehr ein Knecht der Fremden. Und sagt er, gebet dem Kaiser die Steuern nicht, so ist er ein Aufwiegler, und man läßt ihn festnehmen. Nun aber hat er Kaiser und Volk auf seiner Seite, und sie müssen ihn gewähren lassen.

„Es geht ausgezeichnet!" flüstern die Jünger sich zu, „sie bitten ihn schon um Rat, wollen nichts mehr tun ohne ihn."

Die Schriftausleger haben ihn in ihre Mitte genommen, sie wollen nicht ruhen, bis er überlistet wäre. So frägt ihn einer: „Großer Weiser, glaubst du, daß es eine Auferstehung von den Toten gibt?"

„So ist es", antwortet er.

"Und daß ein Weib gleichzeitig nur einen Mann haben darf?"

„So ist es."

„Und daß nach dem Tode des einen Teiles der andere wieder heiraten darf?"

„So ist es", sagt Jesus.

„Du hast recht, Herr", redet ein dritter drein. „Wie aber ist es, wenn ein Weib hintereinander sieben Männer hat, weil ihr einer um den anderen gestorben war? Wenn sie nun alle von den Toten auferstehen, so hat das Weib sieben Männer auf einmal, jeder ist ihr rechtmäßiger Mann, und sie darf doch nur einen haben?"

Man ist in höchster Erwartung, was er antworten werde, denn die Frage scheint unlösbar. Und Jesus spricht: „Einer, der so frägt, der kennt weder die Schrift noch die Kraft Gottes. Die Schrift verbürgt uns die Auferstehung und die Kraft Gottes das ewige Leben im Geiste. Bei den Geistern aber gibt's keine Ehen — so fällt diese Frage in nichts zusammen."

Neuerdings Beifall und Jubel, von allen Seiten winkt man ihm mit Tüchern zu. Die Schriftlehrer ziehen sich mißmutig zurück, den Häschern abwinkend, die im Hinterhofe bereit gewesen waren.

* * *

Nach diesem Empfang in Jerusalem und nach diesem Tempelsieg am ersten Tage getrauen die Jünger sich, fest und selbstbewußt aufzutreten in der Königsstadt. Jesus bleibt ernst und schweigsam. In einem verlassenen Hause, das vor dem Tore steht, herbergen sie. Die Jünger sehen nicht recht ein, weshalb er sie nicht in einen Palast

Digitized by Google

geführt habe. Einstweilen möchten sie gerne die Einladung reicher Leute annehmen, um die Huldigungen fröhlich zu genießen, doch Jesus hält sie zurück. Es sei das Osterfest nahe, da gebe es anderes zu tun, als sich huldigen und den Kopf beräuchern zu lassen, den man sehr bald in aller Nüchternheit benötigen würde. Nehme er von den Einladungen schon eine an, so sei es die aus Bethanien, wo er treuere Freunde wisse als in Jerusalem. Einstweilen habe er im Tempel noch etwas zu sagen.

Als er am nächsten Tage wieder hinaufgeht, ist die Halle zum Drücken überfüllt von Volk, Rabbiten und Schriftlehrern. Die einen sind gekommen, um endlich seine Verherrlichung zu erleben, die anderen, um ihn zu vernichten.

So tritt ihn einer aus dem Pharitenkreise an und frägt ihn ganz plötzlich, welches das größte Gebot sei?

Jesus steigt auf den Rednerstuhl und spricht: „Ich bin eben gefragt worden, welches das größte Gebot sei. Wohlan. Ich bin nicht gekommen, neue Gebote zu geben, sondern die alten zu erfüllen. Das größte Gebot ist: Liebe Gott mehr als alles und deine Nahmenschen wie dich selbst. Auch jene, die mich gefragt haben, eure Lehrer und Schriftausleger, sagen dasselbe, doch was sie tun, das stimmt nicht mit dem, was sie sagen. Den Worten dieser Leute möget ihr glauben, aber ihren Werken dürfet ihr nicht folgen. Von euch verlangen sie das Schwerste, sie selber rühren keinen Finger. Und was sie etwa Gutes tun, das tun sie vor den Leuten, um gerühmt zu werden. Bei Festlichkeiten haben sie gern den ersten Platz und wollen von allen Seiten gegrüßt werden als die Verkünder der Schrift. Die Ehre geben sie nicht Gott, sondern sich selbst. Ich sage euch: wer sich erhöht, der wird erniedrigt werden."

Einige der Phariten unterbrechen ihn und haben Widerspruch. Denen wendet er sich zu, Gesicht gegen Gesicht, und erhebt noch lauter seine Stimme: „Ja, ihr Schriftlehrer, nach außen wollt ihr glänzen. Nach außen haltet ihr eure Gefäße rein und eure Wolle weich, inwendig seid ihr voll Bosheit und Raubgelüste. Ihr, die ihr auf den Lehrstühlen Sitten predigt, seid wie jene Gräber, die auswendig mit Blumen geschmückt, inwendig aber voller Fäulnis sind. Die Väter schmäht ihr, weil sie die Propheten verfolgt haben; die Propheten, die der Herr heute sendet, tötet ihr, oder laßt sie verschmachten. Und wenn sie tot sind, baut ihr ihnen glänzende Grabmäler. Fluch euch, ihr Heuchler! Anderen wehrt ihr die Bringer des Heiles, ihr selbst steinigt sie. Ihr selbst geht nicht ins Himmelreich und anderen, die hinein wollen, verschließt ihr es. Fluch euch,

Digitized by Google

ihr Scheinheiligen, die ihr unter dem Mantel der Liebe die Häuser der Witwen, das Habe der Waisen an euch zieht! Fluch euch, ihr Kriecher, die ihr zu Land und Wasser, in Schulen und Krankenhäusern umherreiset, um Leute für euren Glauben zu werben! Und haben sie euren Glauben angenommen, so ängstigt ihr sie mit dem ewigen Feuer und machet Höllenkinder aus ihnen. Ihr Narren und Betrüger, die ihr lehrt, unter heimlichem Vorbehalt zu schwören, den Wortlaut gelten zu lassen und nicht die Meinung! Ihr Toren und Irrlehrer, die ihr das Volk auf kleinliche Nebendinge lenkt, auf Äußerlichkeiten und Gebräuche, anstatt auf die Hauptsache, auf die Gerechtigkeit, auf die Barmherzigkeit, auf die Liebe! So unsinnig ist das, als wollte einer die Mücke säugen und das Kamel verschlucken. Ihr Schlangen und Natterngezücht! Ewigen Fluch euch! Wenn Gott selbst seinen Sohn sendet, so werdet ihr ihn kreuzigen und werdet heucheln, wir taten es des Volkes willen, denn er war der Verführer. Aber wisset, daß der Gottgesandten Blut von euch gefordert werden wird! Die Zeit ist nicht mehr fern und das Blut eurer Kinder wird in Bächen durch die Straßen Jerusalems fließen!"

Während Jesus so gesprochen, zittern seine Jünger. In solch heiligem Zorn haben sie ihn noch nie gesehen. Aber es ist zu früh! Er hat noch keine Soldatenmacht, um sich zu wehren, wenn sie ihn jetzt ergreifen. Die Menge ist erregt in hohem Grade und ihr Beifall wächst zum Sturme an. Viele kreischen vor Entzücken, daß solche Worte endlich gesprochen werden, andere tun drohende Gebärden gegen die Templer. Diese — die Rabbiten und Phariten — haben wohl schon allerhand Einwände gegen die furchtbaren Anklagen zungenfertig gehabt, doch scheint es ihnen klüger zu sein, den Ausfall des „Volksgunstjägers" keiner Antwort zu würdigen und einstweilen rasch, unbemerkt durch Hintertüren zu entkommen.

Der weite Platz vor dem Tempel ist ein Meer von Menschenköpfen. Was möglich, das hat sich hineingedrängt, der allergrößte Teil des Volkes umwogt den gewaltigen Bau und fortwährend schreien grelle Stimmen: „Auch wir wollen ihn hören! Er soll herauskommen, soll im Freien predigen, daß wir ihn sehen. Heil dem Messias-König! Er soll herrschen im goldenen Hause und soll herrschen in Salomons herrlichem Tempel!"

Als Jesus im Gewirre aus dem Tempel tritt, hört er das Geschrei und steigt auf den Sockel einer der Riesensäulen, die den Bau umstehen. Und hier erhebt er neuerdings sein Wort und im Angesichte der Stadt schleudert er es hin über die Menge.

Digitized by Google

„Des herrlichen Tempels rühmt ihr euch? Ich sage euch, von diesem Bau wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Denn ihr habt gehäuft Missetat auf Missetat. Das Maß ist voll geworden und dieses gegenwärtige Geschlecht wird es noch erleben. Wenn die Drangsal kommt über das Land, dann fliehe auf den Berg, wer im Tale ist, und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück in die Stadt, und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwa den Rock zu holen aus seinem Hause. Feuer und Schwert würden ihm begegnen. Wehe den hoffenden Frauen und Kindern in jenen Tagen, sie werden rufen: Berge, fallet über uns, begrabet uns! Ein Jammer und Wehklagen, wie es unter der Sonne nie gewesen ist und nie sein wird. Ein unermeßlicher Zorn wird sein über diesem Volke, Jerusalem wird zerstört und seine Bewohner in Gefangenschaft fremder Völker geführt werden. Und also wird das Gericht sein, je nachdem die Menschen guten oder bösen Willens gewesen: die Garben werden in die Scheune kommen und das Unkraut ins Feuer. Von zweien, die auf dem Acker sind, wird der eine angenommen, der andere verworfen werden. Von zweien, die in einem Bette liegen, wird der eine erhört, der andere verlassen werden."

Ein Beben haben diese Worte angerichtet in der Menge, und einer der Jünger ringt verzweifelt die Hände: „Das kann nicht gut enden!"

Nun wird seine Stimme milder: „Aber verzaget nicht. Die Tage dieses Elendes sollen abgekürzt werden, ich will darum bitten. Wo Aas ist, dahin kommen auch Adler, aus dem Volke der Sünder werden sich Blutzeugen Gottes erheben. Wie nach hartem Winter die Bäume treiben und sprossen, so wird aus dem geläuterten Volke das Himmelreich aufblühen. Denn es wird die frohe Botschaft hindringen durch die ganze Welt, und selig alle Völker, die sie annehmen!"

„Der Himmel auf Erden?" frägt jemand aus der wogenden Menge hervor. Jesus antwortet: „Der Himmel auf Erden, wie ihr ihn wollt — niemals! Denn die Erde ist zu schwach, um den Himmel zu tragen. Auch sie wird einst untergehen, und der Untergang Jerusalems wird nur ein Gleichnis gewesen sein. Vorher werden viele Trübsale geschehen. Falsche Propheten werden kommen und sagen: Wir sind der Welt Heiland! Ihr Geist und ihre Wahrheit wird die Leute blenden, aber es wird nicht der heilige Geist und nicht die ewige Wahrheit sein. Eine große Müdigkeit und Verzweiflung wird kommen über die Seelen und sie werden dürsten nach dem Tode. Und wie die Menschen allmählich ihr Licht, ihre Ver-

Digitized by Google

nunft verlieren, so werden in den Himmeln die Gestirne verlöschen, das Meer wird über das Land treten und das Gebirge ins Meer versinken. Aber in den dunklen Himmeln wird das feurige Zeichen des Gottessohnes erscheinen."

„Welches ist dieses Zeichen?" frägt von unten herauf ein graubärtiger Rabbite.

„Wer Augen hat, der wird es bald sehen auf der Schädelstätte ragen, jenes Zeichen, mit dem der Herr einst kommen wird zu richten. Seine Engel werden ihn verkünden in den Lüften, aber nicht in seiner Niedrigkeit wie einst zu Bethlehem; er kommt in aller Kraft und Herrlichkeit, mit der er zur Rechten des ewigen Vaters waltet. Und er wird die Toten rufen und vergelten den Treuen mit ewiger Freude, den Verstockten mit ewiger Verwerfung."

In der Menge fragen bange Augen und flüsternde Worte: „Wann wird dieses geschehen?"

„Wachet, Kinder! Tag und Stunde weiß niemand als Gott allein. Diese Welten werden vergehen, ihr seht es jeden Tag. Alles ist im Wandel, nur die Botschaft vom Vater wird ewig bleiben." —

Der Eindruck, den diese Rede des Propheten auf das Volk gemacht, ist ein ungeheuerer gewesen. Aber die Leute schreien nicht mehr, sie jubeln nicht mehr, sie blicken nicht mehr so frohgemut wie tags zuvor auf zu seinem Angesichte, zu dem Feuerauge, das so zornig lodert. Schweigsam sind sie geworden oder flüstern nur, einer zum anderen. — Ob er es verstanden hätte? frägt dieser leise den Nachbar. Jeder hat verstanden — aber jeder etwas anderes. Jeder ist erfüllt von den Worten, in jedem gären sie, und wo beim Auseinandergehen Gruppen dahinschreiten, da besprechen sie des Propheten Rede, und manche beginnen darüber zu streiten.

„Viel erwarte ich nicht von diesem Messias", sagt ein Herbergsvater zu seinen Gästen. „Soviel mich dünkt, hat er mehr Schlimmes als Gutes in Aussicht gestellt. Wenn er nichts Besseres bringt, als den Untergang Jerusalems und das Weltgericht, dann hätte er wohl daheim bleiben können in seinem Nazareth."

„Nein, vom Weltgericht bin ich nie ein großer Freund gewesen", ruft ein Häutehändler aus Jericho.

„Es bleibt doch dabei," schreit ein Kamelhaarschneider, „aus Galiläa kommt nichts Gutes!"

„Und aus dem Judenlande auch nicht", lacht ein unpatriotischer Schiffsmann aus Joppe. „Ich sage das: Bevor wir unsere jüdischen Fürsten und Rabbiten nicht alle verjagt haben und durch und durch römisch geworden sind, erwarte ich nichts. Roms Kaiser ist der

Digitized by Google

wahre Messias. Alle anderen sollte man pfählen." — Solcher Art sind die Geister entfacht.

Die Templer reiben sich vergnügt die Hände. „Er ist nicht klug genug, um gefährlich zu sein. Das Gesetz allerdings, das wird ihn kaum richten nach dem, was er gesagt hat."

„Aber das Volk wird ihn richten", spricht einer der Ältesten, „das Volk selbst. Gebt acht, ich werde wahrsagen!"

„Nein, in der Tat, Schönredner ist das keiner", läßt sich ein Aufseher vernehmen. „Dem Pöbel schmeichelt er gar nicht und meine Mißachtung für den Nazarener ist heute geringer als gestern. Fällt er in den Augen der Menge, so steigt er in den meinen."

„Mich macht der Mann glauben, daß er sich schon selbst aufgibt. Habt ihr seine Anspielung auf die Schädelstätte gehört?"

„Meiner Seel', in etwas soll ein berühmter Prophet doch recht behalten", spottet einer der Oberpriester. „Ich glaube, man ersuche den hohen Rat, daß er für Ruhe sorgen lasse zum Feste. Ihr versteht mich."

„Es wäre aber doch nicht unbedenklich, jetzt bei dem großen Volksandrang."

„Nach meinem Dafürhalten hat er genug Wasser in das Strohfeuer gegossen", sagt der Oberpriester. „Kein Finger wird sich rühren, wenn wir ihn nehmen."

„Lassen wir erst das Fest vorübergehen. Die Menge ist unberechenbar!"

„Wir haben ihm nachgestellt durch das ganze Land und hier im Tempel soll er uns öffentlich lästern dürfen? — Nein, die Menge fürchte ich nicht mehr. Bedenklicher ist das Gesetz."

* * *

In einem Engtal am Fuße des Ölberges ist der kleine Ort Bethanien gelegen. Dort steht ein reiches Haus. Es gehört einem Manne, der seit vielen Jahren krank ist; früher der Verzweiflung nahe, ist er nun — seitdem er Anhänger des Nazareners geworden — gottergeben und wohlgemut. Die unheilbare Krankheit kommt ihm beinahe süß vor, denn sie hat alle beunruhigenden Weltwünsche und Hoffnungen zerstört und auch die Befürchtungen. In friedlicher Abgeschiedenheit gibt er sich dem inneren Reiche Gottes hin. Er denkt kaum noch, daß er krank ist, wenn er in seinem Garten sitzt und hinausblickt in das stille Weben der Natur. Er fühlt so ganz die Seligkeit des Himmelreichlebens und hat Dankgebete dafür, daß ein solches Leben kein Tod zerstört, daß es ewig ist, weil es von der unsterblichen Seele in die Ewigkeit hinübergetragen wird.

Digitized by Google

Aber auch zwei Hausgenossen haben es erfahren. Magdalena, die Schwester seines Weibes, die Gefallene von Magdala, wohnt in seinem Hause, seitdem sie sich vom Meister hat trennen müssen. Nun hört sie, hört es mit freudigem Schreck, daß Jesus in Jerusalem ist. In eine noch größere Erregung darüber kommt ihr Bruder Lazar. Der Jüngling behauptet dreist, an ihm habe der Meister das Größte vollbracht. Er kann nicht genug davon reden und wird ganz unwillig, wenn sie seine Erzählung nicht wie die allerneueste Neuigkeit aufnehmen, obschon sie vor Monaten geschehen, als Jesus in der Wüste Juda gewesen war. Sie haben das Ereignis bewundert über alle Maßen, aber endlich, wenn das größte Wunder alle Tage erzählt wird, so wird es eben alltäglich. „Soll's nur ein anderer erleben, das Sterben!" ruft Lazar manchmal, ein lebhaftes Gespräch unterbrechend, in die Gesellschaft hinein. „Wenn du daliegst und kalt wirst. Sie legen dir das Leichenhemd an, binden dir die Tücher ums Haupt, strecken dich aufs Brett und klagen, daß du gestorben seist. Du bist auch gestorben, aber es ist anders, als du dir das gedacht hast. Du weißt davon, du bist dabei, wenn sie dich in den Sack stecken und in die Gruft tragen und vor Schmerz ihre Kleider zerreißen. Du bist dabei, wenn dein Leib eingewölbt wird in die feuchte ewige Nacht und zu wesen anhebt. Deine arme Seele krampft sich zusammen zu einem Hilferuf, aber die Brust ist tot und die Kehle ist tot. Und in dieser Todesangst, sie will nimmer aufhören, tritt ein Mann herbei, legt dir die Hand aufs Haupt und sagt: Lazar, steh' auf! — Und die Pulse heben an zu zucken und die Glieder werden warm und du stehst auf und lebst! Und lebst! Weißt du, was das heißt, leben?"

Da muß Magdalena manchmal an den Bruder herantreten, um zu beruhigen und zu sagen, einen toten Leib zum Leben erwecken, das sei groß, aber eine tote Seele lebendig machen, das sei noch größer! —

Nun, diese Familie zu Bethanien hat heraufgeschickt nach Jerusalem und den Meister einladen lassen, daß er mit zweien seiner Reisegefährten in sein Haus komme, um nach schwerer Wanderung einmal ein wenig in häuslicher Sicherheit der Ruhe zu pflegen. Jesus findet es auch an der Zeit, einstweilen die Stadt zu verlassen, und nimmt die Einladung an. Nur sind ihm seine Jünger leid. Jedem von ihnen wäre das gastliche Haus zu gönnen, um nach langem wieder einmal mit dem Meister fröhlich zu sein, wie sie glauben, daß dazu nach dem Siege wohl auch Ursache wäre. Als es die Jünger merken, daß nur zwei ihn begleiten können, sind sie betrübt, da doch alle das harte Los mit ihm hätten teilen müssen.

Digitized by Google

„Hat euch bei mir je einmal etwas gefehlt?“ frägt er, „habt ihr Mangel gelitten?“

„Nein, Herr, niemals!“ Denn sie haben an seiner Seite den Mangel nie empfunden. Nun freut der Meister sich ihrer Uneigennützigkeit, denn die zehn entscheiden, der Jüngste und der Älteste sollten mit ihm gehen, das wäre billig. So sind Johannes und Simon Petrus auserkoren. Die übrigen haben Unterkunft bei Bürgern der Stadt. Da ist Joseph von Arimathia, der um Jerusalem Besitzungen hat, er nimmt Jünger auf. Da ist der reiche Simeon, der damals in die Wüste gezogen war, um das ewige Leben zu gewinnen, und dabei beinahe das zeitliche eingebüßt hätte. Er ist seither über den Wert der Güter anderer Meinung geworden, wenigstens will er Dürftige mitgenießen lassen, er nimmt Jünger auf. Jakobus hat drüben in Bethphage, am rückwärtigen Hang des Ölberges, zu tun, wo er den Esel gemietet. Dorthin nimmt er auch den Andreas mit. Das Tier war wohl schon zurückgestellt, aber noch nicht entlohnt worden. Das Greislein kommt ihnen sehr freundlich entgegen. Über die Maßen sei er stolz, daß sein edler Brauner zu so hohen Ehren gekommen. Er sei selbst in der Stadt gewesen und habe gehört, wie der Prophet es denen im Tempel eingetränkt! Das sei der schönste Tag seines Lebens gewesen. Wenn der Herr nur auch komme und sein Weib von der Gicht heile, dann wäre er bekehrt.

Das sei schon auch darum erfreulich, meint Jakobus, weil ohnehin kein Geld vorhanden, um den halben Silberling zu bezahlen. Das Greislein tut vor Überraschung einen Pfiff. Er sehe nun wohl, daß die Leute recht hätten, die auf keinen Galiläer was halten!

Um die Ehre der Landsleute zu retten, haben sie sich erboten, im Garten zu arbeiten, bis der Esel völlig abgedient wäre. So haben denn die beiden Jünger drauf losgegraben und vielleicht seines Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberge gedacht. Dabei besprechen sie auch die Vorgänge in Jerusalem und wie sie selbander im Goldenen Hause als Minister des Messias sich wohl sein lassen könnten, statt hier zu schwitzen. —

Als Jesus mit Johannes und Petrus nach Bethanien kommt, läßt der Gastherr Amon sich auf einem Rollwagen ihnen entgegenschieben und ruft seine Frau Martha, daß sie eilen möge, um den Ankömmlingen die Ehrerbietung zu bezeigen. Doch, dazu hat eine Hausfrau keine Zeit, sie hat noch in den Stuben, im Tafelsaal und überall nachzusehen, ob es in Ordnung ist, nötigenfalls selbst nachzuhelfen. Im Hofe tummeln sich Kinder des Gesindes herum und

Digitized by Google

es ist überall eine warme Heimlichkeit. Plötzlich eilt der schlanke schmale Lazar herbei und legt sich dem Meister vor die Füße. Dieser erkennt ihn und sagt: „Lazar, du hast dein Leben, um aufrecht zu sein.“ Da ist der Jüngling aufgestanden. Und dann naht — zögernd und zagend — Magdalena. Er begrüßt sie schweigend.

Auch sie schweigt. Doch als sie bei Tische sitzen, da kniet sie wieder vor ihn hin und ölt ihm die Füße. Mit ihrem Haare trocknet sie ab und weint. Der Wohlgeruch des Öles erfüllt den ganzen Saal, so daß Petrus zu seinem Nachbar lispelt: „Was solch eine Salbe Geld kosten mag! Wenn sie es den Armen geschenkt hätte, wäre es ihm wohl lieber gewesen.“

Das hat Jesus gehört. „Was ist dir nicht recht, Petrus? Sie tut mir Gutes, solange ich noch da bin. Wenn ich nicht mehr bei euch sein werde, die Armen habt ihr immer noch. Sie hat mir ein Zeichen der Liebe getan, das ihr nimmer vergessen werden soll.“

Petrus schämt sich und sagt leise zum Nachbar: „Er hat recht. Es geschieht oft, daß die Leute eine gute Tat unterlassen und sagen, ich gebe dafür etwas den Armen. Sie sagen es, tun aber weder das eine noch das andere. Er hat recht.“

Dann haben sie gegessen und getrunken im heimlichen Kreise und sind fröhlich geworden. Magdalena hatte sich zuerst ganz unten hinsetzen wollen, der Meister aber verlangt, daß sie zu seiner Rechten sitze. Nun hängen ihre schwärmerischen Augen an seinem Gesichte, und es ist gleichsam, als saugten sie jedes Wort, das er spricht, von seinem Munde auf. Jesus ist wieder unermüdlich im Erzählen von Legenden und Parabeln, in deren jeder ein großer Gedanke liegt. Wenn er sonst vor dem Volke herbe die menschlichen Torheiten rügt, hier behandelt er sie mit schalkhafter Laune und mit einem warmen Mitleide, daß in allen Zuhörern das Herz auflebt. Der sieche Gastgeber ist selig und winkt immer seine Hausfrau herbei, um den Worten des Meisters zu lauschen. Doch Frau Martha kann sich nicht genugtun, die Herstellung der Speisen zu überwachen, zu vervollkommnen, die Gäste zu bedienen, und ärgert sich über die Schwester Magdalena, die sich's an seiner Seite so gut sein läßt und sich um nichts kümmert. Da, als sie wieder mit einem Gericht kommt, legt Jesus seine Hand sanft auf ihren Arm und sagt: „Martha, du emsige! Laß doch einmal deine sorgenvolle Geschäftigkeit und setze dich zu uns. Wir werden ja satt an den köstlichen Dingen und du kümmerst dich noch immer. Mache es doch wie deine horchende Schwester, sie hat das bessere Teil erwählt, das geistige Brot statt des leiblichen.“

Digitized by Google

Hat sich nun auch Frau Martha ein wenig hingesetzt, auch ihr Auge hängt an seinem Munde, doch weniger darauf hin, was er spricht, sondern wie ihm die Speisen munden. Er merkt es und sagt lächelnd: „Jedes tue Gutes nach seiner Art.“ Und er fährt fort in anmutiger Form die Geheimnisse des Himmelreiches zu offenbaren. Aber immer unterbricht Martha die Rede mit Bemerkungen über die Speisen, mit Aufträgen an die Diener, bis Jesus fast unwillig wird und sie herbe anruft: „Weißt du denn noch immer nicht, daß ich euch nähren will? Das Wichtigste ist die Seele!“

Dann sprechen sie auch vom Tag. Amon hat ihm artig seinen Glückwunsch dargebracht zu dem großen Siege in Jerusalem.

„Sieg nennst du das?“ frägt Jesus. „Amon, kennst du die Menschen so wenig? Den Messias-König sehen sie an mir, der morgen das Kaiserreich besiegen wird. Mein Reich ahnen sie nicht, die Verblendeten! Reden, die niederreißen, sind ihnen zum Vergnügen, und Reden, die aufbauen sollen, verlangen sie nicht zu hören. Es ist ein schales Volk, das nur mit Not und Drangsal erweckt werden kann. Aber erweckt wird es werden!“

Nach Tische ruht er auf Kissen, den zartesten, die Frau Martha hat aufbringen können im Hause. An seiner Brust lehnt das Lockenhaupt des jungen Johannes, zu seinen Füßen sitzt Magdalena. Nebenan auf einem Teppich liegt Petrus, weiterhin im Rollstuhl sitzt Amon, der von Frau Martha sich das weiße Haar streicheln läßt. Besonders selig ist heute auch Johannes. Nie noch hat er den Meister so sanft und mild gesehen, und dennoch bedrückt den Jünger etwas. Auf die frühere Bemerkung über das Volk zielt er: „Meister, wenn sie wüßten, wie sehr du sie lieb hast!“

„Das sollten sie doch wissen.“

„Wie du zu ihnen redest, Herr, da können sie es nicht wissen.“

„Wie ich zu ihnen rede?“ sagt Jesus und streicht mit der Hand über des Jüngers weiches Haar. „Das ist ganz mein Johannes. Er kann es immer noch nicht fassen, daß man Büffel nicht mit Pfauenfedern streichelt. Zu herbe bin ich ihm bei diesen Heuchlern, Verstockten und Lauen. Wenn ich jene zurückweisen muß, die täglicher Vorteile wegen Wunder von mir verlangen; wenn ich ihre ängstlich verhüllten Seelengeschwüre bloßlegen muß — da bin ich herbe. Und wenn ihre kindische Weltsucht, ihr Hängen an Nichtigkeiten zu zerstören sind, da bin ich herbe. Und wenn sie prahlen mit ihren Vorurteilen und Lieblosigkeiten und aus Habsucht und Feindseligkeit die Schwachen mit Füßen treten, so stolz darauf, wie

Digitized by Google

die Heiden, die ihren Götzen Menschenopfer bringen, da wollte ich eine Geißel aus Skorpionen haben, um sie zu züchtigen. Wenn aber Verlassene zu mir kommen und büßende Sünder vertrauend bei mir Zuflucht suchen, nein, Johannes, da bin ich nicht hart."

Zu den offenen Fenstern klingt vom Hofe herauf heller Kinderlärm. Da wendet Jesus sich zur Hausfrau und sagt: „Martha! Gut und fein hast du mich bewirtet in deinem Hause. Willst du mir nicht noch ein Nachfest veranstalten?"

„Was wäre das, Meister? Nichts, was du wünschest, soll mir unerreichbar sein."

„Die Kleinen — laß sie heraufkommen."

„Mein armer, guter Knabe, er wird sich heute die Augen ausweinen, nicht hier zu sein. Er ist in Jerusalem."

„So sei er dort unter Gottes Schutz. Die im Hofe spielen, lasse sie heraufkommen."

Und dann trippeln sie schüchtern zur Tür herein, zwei schwarze Mädchen und ein blonder Knabe, der ein geschnitztes Kamel in der Hand hat. Als Jesus seine Arme nach ihnen ausbreitet, kommen sie heran, sind bald zutraulich und halten die roten Mäulchen auf, in die er ihnen Früchte vom Nachtisch legt. Petrus, der auf seiner Teppichbank gerne ein Schläfchen gemacht hätte, ist über die kleinen Gäste nicht gerade erbaut, freut sich aber, daß der Meister so seelenvergnügt mit ihnen kost und scherzt. Wenn er sich derlei gönnen wollte, dachte der Alte, weder ihm noch uns würde es schaden. Über schlechte Ehen ist er oft erzürnt, wie wenn er ihnen das Beispiel einer guten gäbe? Weit um brauche er vielleicht nicht zu suchen. — Noch andere Gedanken beunruhigen den Jünger, allein über gewisse Dinge ist es schwer, mit ihm zu sprechen.

Da sagt Jesus zum Knaben: „Benjamin, setze dich nun einmal auf dein Kamel, reite zu jenem Manne dort hinüber und frage ihn, weshalb er so schweigsam ist?" Dieser Aufforderung, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, kommt Petrus nach, aber nicht auf das glücklichste. „Meister," sagt er unsicher, „was mir anliegt, das stimmt schlecht zu diesem schönen Tag."

Solche Bemerkungen, meint Frau Martha launig, seien schon die rechte Art, um in einem trauten Kreise den Frohsinn zu erhöhen. Petrus ist nicht der Mann, ein Geheimnis lange in sich niederhalten zu können. Er sagt gegen den Meister gewendet: „Heute früh, oben in der Stadt, habe ich etwas reden gehört, und sie tun dir immer unrecht."

„Was ist denn wieder geredet worden, Petrus?"

Digitized by Google

„Sie sagen von dem Propheten, das wäre auch einer von solchen, die schöne Worte haben und nichts tun. Nicht einmal die Kranken wolle er heilen, die ferne her zu ihm kommen."

„Das reden sie?"

„Ja, Herr, so sagen sie — allerhand so."

Jesus hebt das Haupt und blickt munter in den Kreis. Dieweilen er eines der Mädchen auf dem Knie schaukelt, spricht er gelassen hin: „Also, daß ich nur spreche und nichts tue, sagen sie. In ihrem Sinne haben sie recht. Ich bete nicht, meinen sie, weil sie es nicht sehen. Ich faste nicht, weil man weniger als wenig nicht essen kann, außer man sitzt einmal im Überfluß, wie bei Frau Martha. Ich gebe nicht Almosen, weil mein Säckel leer ist. Was tue ich also Gutes? Ich arbeite nicht, weil in ihren Augen meine Arbeit nicht zählt. Ich wirke nicht stets Leibeswunder, weil ich gekommen bin, die Seelen zu heilen. Amon, sage, möchtest du deinen Herzensfrieden vertauschen gegen gesunde Beine?"

„Herr!" ruft Amon lebhaft aus, „wenn sie sagen, daß du nichts Gutes tust, so sollen sie bloß einmal im Hause des alten Amon zu Bethanien anfragen. Dein Wort ist gekommen unter mein Dach und meine Seele ist gesund geworden."

„Und mir hast du Auferstehung und Leben gebracht!" schreit Lazar leidenschaftlich vom unteren Ende des Saales her.

„Und mir — mehr als das", spricht Magdalena, feuchten Auges blickt sie auf zu ihm, beugt sich nieder, küßt seine Füße.

Alsbald ruft auch Petrus aus: „Eine Eintagsfliege war ich gewesen und er hat mich zum Menschen gemacht. Er tut mehr als alle Rabbiten und Ärzte und Feldherren zusammen!"

Da wendet diesem sich Johannes zu: „Bruder, und warum hast du das denen zu Jerusalem nicht gesagt? Hast du dich vor ihnen gefürchtet?"

„Ist dieser Mann feige?" frägt der Knabe, mit dem Fäustchen nach Petrus deutend. „Ei, so hilf uns doch, wenn wir im Hof Löwe und Schaf spielen! Wir brauchen einen, der nicht Löwe sein will."

Jesus schüttelt den Kopf über solche Reden und sagt: „Nein, feige ist mein Petrus nicht, aber etwas schwankend noch für einen Fels. Wer sich in solchem Alter noch zu erziehen vermag fürs Reich Gottes, wahrlich, der ist kein Schwächling."

Frau Martha, die aufgestanden ist, um für das Abendbrot zu sorgen, meldet von draußen herein, die Mutter der Kinder habe gerufen, sie sollten in ihre Stube kommen, um die Haggadah zu lesen.

Digitized by Google

Die Kleinen verziehen mißmutig ihre Gesichtchen. „Die Haggadah lesen!“ murrt der Knabe träge gedehnt, viel zu geringschätzig für das heilige Osterbuch.

„Liesest du denn nicht gerne von Gott, mein Kind?“ frägt Jesus.

„Nein“, antwortet der Knabe trotzig.

Johannes kneipt ihn an der roten Wange: „Schlingel! Von Gott sollten brave Jungen immer gerne hören.“

„Aber nicht immer lesen!“ begehrt der Kleine auf. „Die Haggadah ist langweilig zum Totwerden.“

Hierauf Jesus: „Auch das ist schon einer der Unglücklichen, denen Gott verleidet wird mit dem Buchstaben. Bliebet ihr nicht lieber bei mir, Kinder, als die Haggadah zu lesen?“

„Ja, ja, wir bleiben bei dir!“ Und alle drei hängen an seinem Halse.

Frau Martha berichtet der Mutter: „Sie lesen die Haggadah mit sechs Armen!“

(Fortsetzung folgt.)

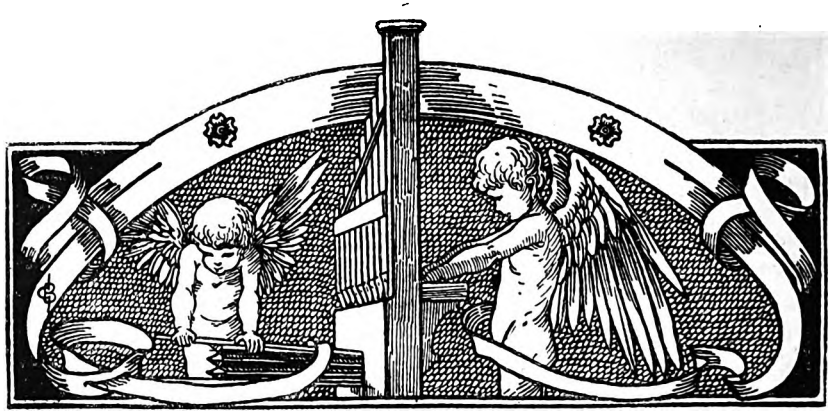
Ein Sommerabend.

Von

Karl Ernst Knodt.

Wir sprachen von dem Tode wie von einem Fest.
Du saßest, Freund, im Glanz der Abendsonne da
— Indes die reifen Roggenfelder uns ein Lied
Vom Sterben rauschten und der Mohn sein Blut vergoß —
Wie ein Verklärter, schöner noch als Ährengold.
Du trugest deine Schönheit wie ein Sternenkleid,
Das dir kein Feind und selbst der Tod nicht rauben kann.
Aus deiner Seele sang die schönste Harmonie,
Und jedes deiner Worte ward ein Sonntagspsalm.
— — — — — — — — — — — — —
Da ging ein Ahnen mir durchs Herz von jenem Wort,
Das einst der Reifste, Reinste hier auf Erden sprach:
„Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben hier,
Und ist vom Tod zum Leben durchgedrungen“ . . . Freund,
Auf deinem Antlitz lag dies Wort als Wahrheit schon.
Ich fühlte, wie die Gottheit dich vorauserwählt.
. . . Drum sprachen wir vom Tode wie von einem Fest.

Digitized by Google



Nostra maxima culpa!

Ein freies Wort über die Lage der katholischen Kirche.

Von

Dr. Karl Neubauer.

Der heftige Kampf, den die aufsehenerregende Schrift Professor Ehrhards über den Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert heraufbeschworen hatte, ist noch in aller Erinnerung; unvergessen ist auch das Ende der Fehde: der Gelehrte entzog sich den stürmischen Angriffen seiner Gegner, indem er die Wiener Lehrkanzel mit Freiburg vertauschte. Nach kurzer Pause ertönt wieder aus dem Lager des Klerus eine Stimme, die mit Freimut die Bedrängnis der Kirche erörtert und mit Vorschlägen zur Besserung hervortritt. Nach dem Manne der Wissenschaft, dem berühmten Kirchenhistoriker, fordert ein Priester, dessen Leben der praktischen Seelsorge geweiht ist, Gehör von seinen Amtsbrüdern und den Hirten der Kirche vor allem, aber auch von allen Laien, die für religiöse Fragen überhaupt Interesse haben. Herr Pfarrer Anton Vogrinec, der ein Südslawe ist, hat sein Buch („Nostra maxima culpa!“ Wien, Fromme, 1904) in deutscher Sprache geschrieben, weil er „gerade das deutsche Volk infolge der hohen Kultur und des hohen Standes der deutschen Theologie für das geeignetste hält, um die geistige Führung bei der Anbahnung vernünftiger Reformen übernehmen zu können, ohne damit zu sagen, daß die kulturverwandten katholischen Slawen nicht die geeigneten Bundesgenossen und die eifrigsten Förderer einer heilsamen religiösen Erneuerung sein könnten und sein sollten“.

Mit der Klarheit, die das ganze Buch — trotz der bei einem Nichtdeutschen natürlichen Mängel der Stilistik — auszeichnet, setzt der Verfasser zunächst die Zwecke, die er damit verfolgt, auseinander. Schon der Titel deutet an, daß nach seinem Dafürhalten die Schuld an der sichtlich zunehmenden Nichtachtung der Kirche und ihrer Lehren in erster

Digitized by Google

Linie diejenigen trifft, die das Lehramt der Kirche auszuüben berufen sind. Den Klerus findet er schuldig, nicht in dem Sinne, als ob dieser seine Berufspflichten nicht erfüllte, sondern insofern er nicht Wege gefunden hat, sich von einem ungeeigneten, unfruchtbaren Systeme zu trennen. Der Autor aber will mit der Kritik auch positive Vorschläge verbinden, von denen er Besserung des Übels erhofft. Zugleich soll die Schrift ein Programm sein, um ein gemeinsames Vorgehen der Standesgenossen bei den Pastoralkonferenzen und Diözesansynoden zu ermöglichen. Den Inhalt seiner Untersuchungen bilden nicht fundamentale Glaubens- und Sittenlehren, auch nicht grundlegende Anordnungen bezüglich der Kirchenregierung und Verwaltung, sondern Einrichtungen, die veränderlich sind und sich im Laufe der Jahrhunderte auch verändert haben, wie es der Verfasser in einem erdichteten Dialoge zwischen einem altchristlichen und einem modernen Priester lebendig und anschaulich darstellt. Ist aber wirklich das Bedürfnis nach Reformen vorhanden? Befindet sich die katholische Kirche wirklich in „bedrängter Lage"? Gerade heutzutage wird über die Zunahme rückschrittlicher Tendenzen gejammert, werden die gebildeten Kreise durch alarmierende Rufe über die wachsende Macht der „Finsterlinge" aufzurütteln gesucht! Und aus dem Gegenlager tönt wieder die Klage über den steten Abfall, über das Vordringen des Materialismus, über das Schwinden der Achtung vor der Kirche! Was ist die Wahrheit? Soweit meine Einsicht den Gang der Ereignisse zu beurteilen vermag, glaube ich, daß unsere Zeit eine tiefere und lebhaftere Sehnsucht nach religiöser Befriedigung empfindet, als das Geschlecht, dem die Schriften eines Büchner Offenbarung waren. Was aber die katholische Kirche im besondern anlangt, so muß ich dem Verfasser unseres Buches zustimmen, wenn er behauptet, daß die Intelligenz zum weitaus größten Teile der Kirche entfremdet ist und daß proportional der Bildung des Volkes auch seine Anhänglichkeit an die Kirche abnimmt. In idealer Auffassung seines Berufes sucht der Autor die Gründe für diese Erscheinung nicht in der Macht der Feinde, er ist nicht bequem genug, alle Schuld auf den „Fürsten der Finsternis" zu überwälzen, sondern er forscht in erster Linie, ob die Hirten der Herde ihrer Pflicht in jeder Beziehung nachgekommen sind. Und das Ergebnis seiner Untersuchung, das er samt den beweisenden Ausführungen in dem Buche niedergelegt hat, läßt sich in folgende drei Hauptpunkte zusammenfassen: die Belehrung und religiöse Erziehung der Gläubigen in Kirche und Schule ist durchaus unzureichend; die Kirche klammert sich zu ihrem Schaden an unzeitgemäße Anordnungen, die unwesentlich sind und abzuändern wären; schließlich ist auch das Auftreten der Kirche nach außen nicht immer ihrer hohen Bestimmung entsprechend, oft auch ihr selbst nicht nützlich. Daß er die von seinen Amtsbrüdern „beschlossenen" Mittel zur Hebung der Religiosität — es werden Gebet, Predigt, Förderung des Empfanges der Sakramente und besonders die Einführung des lebendigen Rosenkranzes empfohlen — daß er diese Mittel gering einschätzt, ist nicht zu verargen: er betont mit Recht die Wert-

Digitized by Google

losigkeit einer Andachtsübung, die nur die Folge priesterlicher Agitation, nicht der Ausfluß freiwilliger Entschließung ist. Deshalb sucht er nach geeigneteren, tiefer greifenden Mitteln und findet das vorzüglichste in der Neubelebung des religiösen Unterrichtes auf allen Stufen; diesen Ausführungen ist deshalb auch der breiteste Raum zugewiesen. Der Unterricht in der Volksschule, der die unumgängliche Grundlage jedes weiteren Studiums ist und von allen empfangen werden muß, nimmt darin die erste und wichtigste Stelle ein. Daß die erste Forderung des Verfassers nach genügender Vorbereitung des kindlichen Gemütes für die Aufnahme der christlichen Wahrheiten berechtigt ist, kann so wenig geleugnet werden wie sein zweites Postulat: es müßten diese Lehren mit besonderer Sorgfalt eingepflanzt werden, um in der mit so vielen Wissensgebieten beschäftigten Seele fest zu wurzeln und allen schädlichen Einflüssen zu trotzen.

Sein Hauptangriff richtet sich gegen die Grundlage des heutigen Unterrichtes, den Katechismus, dessen unpsychologische, unpädagogische Methode unser Autor schonungslos enthüllt und den er durch ein nicht analytisches, sondern synthetisch aufgebautes Lehrbuch ersetzt wissen will, das es dem Schüler ermöglicht, sich alles in der Schule Gehörte ins Gedächtnis zurückzurufen. Dieses Buch, das Resultat des Zusammenwirkens von besonders befähigten Katecheten, soll auch den Schmuck farbiger Bilder nicht entbehren und als Anhang einige leichtere religiöse Lieder bieten, die der Katechet mit den Kindern einzuüben hätte. Das Kapitel über die Messe hätte das „Ordinarium missæ", nämlich das Kyrie, Gloria, Kredo, Sanktus, Benediktus und Agnus, in der Weise zu enthalten, daß auf derselben Seite halbbrüchig der lateinische Text und die deutsche Übersetzung stünde. Dies scheint dem Verfasser mit Recht unentbehrlich, falls an dem lateinischen Ritus der Messe festgehalten werden soll. Was den Umfang des Lehrstoffes anbelangt, so soll er genau die Wahrheiten umfassen, deren Kenntnis der mittlere Katechismus vermittelt. Den Erklärungen der einzelnen Gebote müssen einfache Erzählungen und zwar mit positiver und negativer Nutzanwendung folgen; in den reiferen Jahren der Schüler soll die Vertiefung und selbsttätige Verarbeitung des Gehörten oder Gelesenen durch schriftliche Hausarbeiten gefördert werden. Auf die interessanten Einzelheiten dieses Kapitels mache ich alle Pädagogen von Fach nachdrücklich aufmerksam. Eine aus eigener Erfahrung geschöpfte Bemerkung hinsichtlich des Katechismus sei hier angeknüpft. Ich unterrichtete an einer Realschule moderne Sprachen und war Ordinarius der ersten Klasse. Da machte ich nun die Wahrnehmung, daß gerade meine fähigsten und fleißigsten Schüler in Religion die schlechtesten Noten bekamen, so daß einige davon am Semesterschlusse nahe daran waren, durchzufallen; auf mein Befragen hielten die Kinder, die zu mir großes Zutrauen hatten, mit dem Bekenntnis nicht hinter dem Berge, daß ihnen das geforderte Auswendiglernen und Herableiern des Katechismus ein Greuel sei! Einige unintelligente „Büffler" brachten es freilich gut zuwege.

Digitized by Google

Was vordem über die Volksschulen gesagt wurde, gilt vollinhaltlich für die unteren Klassen der Mittelschulen, in denen ja auch der Katechismus herrscht, der natürlich auch hier durch ein Lehrbuch der oben beschriebenen Art und die biblische Geschichte zu ersetzen wäre. Die Offenbarungsgeschichte aber soll — und diese Forderung ist mir besonders sympathisch — auf Grund der Heiligen Schrift gelehrt werden, das Original soll den Schülern in einer würdigen, mit Kommentar und Illustrationen versehenen Ausgabe in die Hand gegeben werden, damit sie frühzeitig die Schätze dieses einzigen Buches kennen lernen. Für das Obergymnasium empfiehlt der Verfasser als Lehrbuch den Volkskatechismus von Professor Spirago, daneben aber will er hauptsächlich die Lektüre religiöser Bücher verschiedener Art gepflegt wissen, in der Schule sowohl wie zu Hause. Wisemanns „Fabiola", Webers „Dreizehnlinden", Thomas von Kempens „Nachfolge Christi" erscheinen ihm als besonders geeignete Bücher — und so weit kann ich ihm auch beistimmen. Ob ein so tiefgründiges Werk wie Dantes „Göttliche Komödie" in diesem Alter erfaßt und verstanden würde, lasse ich dahingestellt.

Für die Methodik des vorgeschlagenen Lehrplanes sind noch zwei Punkte bezeichnend: die Kirchengeschichte und die Liturgie sollen keinen festen Platz mehr innehaben, es soll vielmehr letztere im Untergymnasium anschließend an das Kirchenjahr, erstere in den Oberklassen anschließend an die betreffenden Abschnitte der Profangeschichte vorgenommen werden. Als wesentliches Ziel des Unterrichtes schwebt dem Verfasser Konsolidierung der religiösen Anschauungen vor; und dieses Ziel will er — im Gegensatz zu den Ausführungen Professor Grimmichs — ohne Konzentration, d. h. ohne innige Verbindung der Religion mit den weltlichen Fächern erreichen, was die Modernität seines Standpunktes erweist.

Die theologischen Fakultäten und die Diözesan-Lehranstalten trifft in gleicher Weise der Vorwurf, daß die Ausdehnung des Lehrplanes gründliche wissenschaftliche Vertiefung unmöglich mache und daß der Gebrauch der lateinischen Sprache, die Hörer und — mitunter wenigstens — auch Lehrer nicht genügend beherrschen, den Erfolg beeinträchtige. Der erste Einwand kann gewiß auch gegen den heutigen Studiengang der juridischen Fakultäten gemacht werden, wie ja ein bekannter Wiener Staatsrechtslehrer behauptete, der Jurist der Jetztzeit betreibe auf der Universität keine Wissenschaft, sondern ein bloßes Brotstudium. Zu der zweiten Bemerkung will ich noch die Äußerung eines deutschen Metropoliten zitieren, der auf meine Frage, ob die lateinische Sprache den Fluß der Verhandlungen bei der Kurie oder bei den Synoden nicht hemme, lächelnd antwortete: „Ach, man kommt sich oft vor wie ein Junge, der sein lateinisches Exerzitium schlecht gelernt hat." Auch daß die Absperrung der theologischen Vorlesungen und die übermäßige Einschränkung der persönlichen Freiheit bei den Seminaristen schädliche Folgen nach sich ziehen, dürfen wir dem Verfasser glauben.

Seine Reformvorschläge der inneren Kirchenverhältnisse sind im wesentlichen die folgenden. Für die Liturgie gilt ihm der Grundsatz: „Unitas in

Digitized by Google

necessariis!" — Einheit in notwendigen Dingen. Nur bei der heiligen Messe, dem Mittelpunkte des ganzen Kultus, ist er für die Beibehaltung des lateinischen Ritus, aber auch hier will er ihn dort preisgeben, wo infolge mangelhaften Unterrichtes der Gesang des Priesters und der Chorgesang von der Menge nicht verstanden wird. Die Zulässigkeit selbst dieses Postulates erhärtet er mit einer Belegstelle aus den Sitzungen des Tridentinischen Konzils. Für alle übrigen Zeremonien will er die Volkssprache zu der verdienten Herrschaft erheben. Diese Frage ist für die katholische Kirche sicher eine der allerwichtigsten, denn man weiß, daß die lateinische Liturgie, an der ein schwer verständlicher Konservativismus so leidenschaftlich hängt, zu allen Zeiten der hauptsächlichste Angriffspunkt für ihre Feinde gewesen ist. Die Auseinandersetzungen über das Bußsakrament, das Fastengebot, das öffentliche Gebet, den Kirchengesang, über die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, all das übergehe ich, so sehr es auch den Standpunkt des Verfassers kennzeichnet, der, ohne dem Dogmeninhalte nahezutreten, doch alle im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Gebräuche beseitigen will, die bei dem modernen Empfinden Anstoß erregen können. Das Wichtigste in diesem Teile sind das sechste und siebente Kapitel, die der Frage des Zölibats und der materiellen Stellung des Klerus gewidmet sind. Jene nennt der Autor die „unangenehmste" des ganzen Buches, „weil man wegen Behandlung derselben auf Anrempelungen von allen Seiten gefaßt sein muß". Er gesteht offen, zu denjenigen zu gehören, die an die Einhaltung des Zölibats bei einem beträchtlichen Teile des Klerus nicht glauben, so daß deshalb dem gesamten Klerus ein gerechter Vorwurf gemacht werden kann. „Wäre dieser Teil nur ein Viertel des Klerus, so wäre dies Grund genug, um über den Zölibat den Stab zu brechen. . . . Was wäre das für eine Beamtenschaft, deren Viertel Felonisten wären, was für ein Armeekorps, dessen Viertel Feiglinge sind?" Kurz gesagt: er hält den Zölibat für eine ideale oder heroische Tugend, die dementsprechend auch eine ideale oder heroische Erfüllung verlange, aber in Wirklichkeit nicht finde. Daß er nicht allein mit seinem Skeptizismus dasteht, beweisen die von ihm zitierten Stimmen anderer, teilweise alter Priester, denen der Vorwurf „Reformkatholik" nicht zugeschleudert werden kann. Da der Zölibat kein Dogma ist, das keine Diskussion zuließe, sondern ein rein kirchliches Gebot, so ist es natürlich, daß der Autor ungescheut aus seiner Überzeugung die notwendigen Konsequenzen zieht. Das Resultat lautet: Kein Priester soll zur Ehelosigkeit, aber auch keiner zur Eheschließung gezwungen werden. Der Zölibat wird als guter Rat der Kirche betrachtet für diejenigen, die sich höhere Lebensziele gesetzt haben und sich auch genügender sittlicher Kraft bewußt sind, um den Zölibat in seiner ganzen Reinheit zu beobachten. Daß der Verfasser nicht mit der unüberlegten Hast des Neuerers aus alten Übeln in neue stürzen will, beweisen die Bedingungen, die er bei der Verehelichung eines Priesters für unumgänglich hält: nicht nur die kirchliche Behörde hat ihre Zustimmung zu erteilen, die an ein tadelloses Vorleben der Braut und einen entsprechenden Vermögensausweis ge-

Digitized by Google

knüpft ist, sondern es hat auch die Gemeinde, in der der Priester pastoriert, die Bewilligung zu geben; die an zölibatäre Geistliche gewöhnten Leute sollen nicht durch eine plötzliche Änderung in Verwirrung gebracht werden. Das Kapitel enthält ein sehr interessantes und sehr gewichtiges Dokument zu dieser Streitfrage, eine geharnischte Erklärung des griechisch-katholischen Klerus gegen einen ganz harmlosen Artikel des „Korrespondenz-Blattes". Ein oberösterreichischer Pfarrer hatte die Behauptung ausgesprochen, daß sich bei der griechisch-katholischen Kirche die Unverheirateten eines größeren Vertrauens bezüglich des Beichtstuhles erfreuen als die Verheirateten, was — jedenfalls durch irgend ein Mißverständnis — den erwähnten scharfen Angriff zur Folge hatte. Zwei Stellen sind darin bemerkenswert: die eine zeigt, welch tiefes Glück und welche Unterstützung auch im Priesterberufe die Seelsorger aus der Ehe schöpfen, die zweite enthält eine arge Verdächtigung des römisch-katholischen Klerus, ohne daß sich dieser dagegen verwahrt hätte!

Auch die materielle Stellung des Klerus gehört zu den Fragen, die schon des öfteren behandelt wurden. Die Wichtigkeit des Gegenstandes wie seine klare, ruhige Behandlung durch den Autor des vorliegenden Buches bestimmen mich, die von ihm vertretenen Grundsätze zu präzisieren, obwohl er inhaltlich nichts Neues bietet. Die Entlohnung muß eine gerechte sein, unter gleichen Verhältnissen auch gleich, unabhängig von der Willkür irgendeines Patrons. Der gesamte Klerus hat einen und denselben Grundgehalt zu beziehen, der nur durch verschiedene Funktionsgebühren und Quinquennalien differenziert wird. Um aber auch den wechselnden Anforderungen in den verschiedenen Pfarren gerecht zu werden, ist auf folgende Umstände Rücksicht zu nehmen: auf die weite Ausdehnung und gebirgige Lage der Pfarre, auf die Seelenzahl und auf die Teuerung der Lebensmittel an manchen Orten.

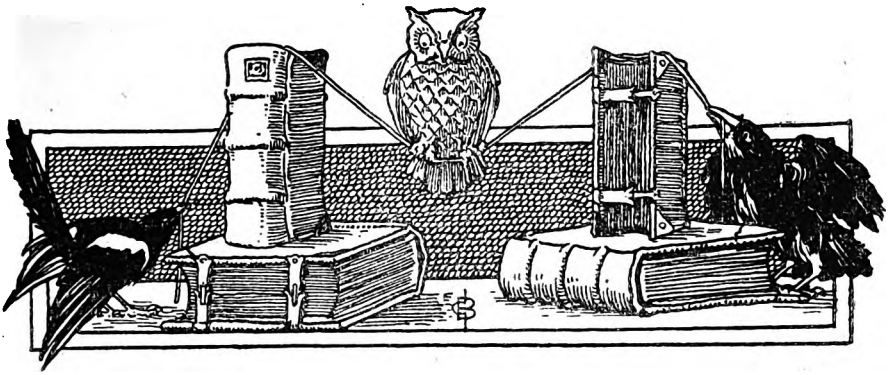
„Die äußere Stellung der katholischen Kirche" betitelt sich der letzte, kleinste Teil des Buches, und gerade darin werden die tiefsten und für unsere Zeit wichtigsten Probleme gestreift, Betrachtungen angeregt, die von entscheidender Bedeutung sind und deshalb verdienten, weiter ausgesponnen zu werden. Der Verfasser legt gegen den oft vertretenen Standpunkt Verwahrung ein, daß die Religion nicht zur Schaffung eines irdischen Glückes bestimmt sei. Er fordert gerade von ihr „wirkliches, dauerndes irdisches Herzensglück für die Menschen" und betont, daß dazu als notwendiger Faktor auch das materielle Glück gehöre. Mit Berücksichtigung der jetzt bestehenden Verhältnisse sei auf Grund der Religion auf die möglichste Gleichstellung des arbeitenden Volkes mit den übrigen Klassen hinzuarbeiten. Falsch aber sei es und fehlerhaft, diese bestehenden sozialen Verhältnisse als von Gott gewollte hinzustellen. Die Priester, die meistenteils Söhne des armen Volkes sind, sollen diesem überall mit Wort und Tat an die Hand gehen, und die Gesamtheit der Kirche sowohl als auch einzelne sollen in ihrem Auftreten zeigen, daß sie treue Schüler Christi sind, der „kein An-

Digitized by Google

sehen der Person kannte". „Maß in allen Dingen" sei der Grundsatz der katholischen Priester, Maß und Grenzen muß daher auch die Anhänglichkeit an Rom haben. Nicht die begründete, notwendige Konzentration um diesen Mittelpunkt soll geleugnet oder gar etwa aufgegeben, aber die unberechtigte, häufig nachteilige Vorherrschaft soll zurückgewiesen werden, man dürfe nicht alles, was von Rom kommt, aus eben diesem Grunde blindlings für den Willen Gottes ansehen. Auf politischem Gebiete solle sich der Klerus mit ruhiger, liebevoller Leitung genügen lassen, nur auf die Deckung des Rückzuges vor feindlichen Angriffen bedacht sein und sich gegenwärtig halten, daß übermäßige Betätigung auf diesem Felde unter den jetzigen Verhältnissen nur viele Katholiken von der Kirche abwendet und die Zahl der Kirchenfeinde vergrößert. Darum soll der Klerus auch nicht die Tätigkeit der Neuschule bekritteln und hämisch verkleinern, sondern in positiv wissenschaftlicher Weise an ihrer gedeihlichen Entwicklung weiterarbeiten, er soll besonders durch richtigen Religionsunterricht an den Lehrerbildungsanstalten und ein seiner Bildung und seinem Berufe entsprechendes Benehmen für ein einträchtiges Wirken von Kirche und Schule sorgen.

Zuletzt wird er auch der Bedeutung des Protestantismus gerecht und erkennt mit freiem Blicke die Wichtigkeit der Reformation für die religiöse Freiheit und religiöse Neubelebung. Daran schließt er eine Perspektive für die Zukunft von viel verheißender Kühnheit: „Wenn der Katholizismus manches Unwesentliche wegläßt, der Protestantismus einiges Wesentliche, das aber ihm infolge seiner freieren Auffassung als unwesentlich gilt, annimmt, oder wenigstens toleriert, so werden sich beide mächtige Konfessionen wieder zusammenfinden, was zumal bei den Deutschen einmal geschehen muß." Viele werden diese Aussicht als Utopie belächeln, noch mehr werden sie mit Entrüstung zurückweisen und als Abfall vom angestammten Glauben brandmarken — mir erschien sie aus dem Munde eines Priesters zu bedeutend, um sie mit Stillschweigen zu übergehen. Aber auch die Persönlichkeit des Sprechers, wie sie uns in dem Buche entgegentritt, ist bedeutend und beachtenswert: ein scharfgeprägter Charakter, der dort, wo er Schäden sieht, nach Mitteln zur Besserung forscht und mit einem würdigen Freimut, der keine kleinliche Klugheit, keine ängstliche Rücksicht auf das eigene „Fortkommen" kennt, die Ergebnisse seiner Arbeit der Öffentlichkeit zur Prüfung und Beurteilung übergibt.

Digitized by Google



Der alte Schulmeister.

Novelette von Paul Hermann Hartwig.

Der alte Mann schaute wie entgeistert auf das Schriftstück, das seinen Händen entsunken war und nun aufdringlich weiß auf der Diele in einem flimmernden Sonnenfleck lag.

Durch das geöffnete Fenster der niedrigen, weiten Schulstube wehte die warme schwüle Sommerluft einen Ruch von Rosen und Levkojen hinein. In feurigroter Pracht blühten auf den Fensterbrettern Geranien übervoll. Die Sommerfliegen schwirrten hin und her, und eine grüngoldige Brummfliege fuhr in kleinen Pausen wider eine geschlossene blanke Fensterscheibe. Unter dem vorspringenden Dach des alten Hauses hatten Schwalben ihre grauen Nester angeklebt, und die junge Brut, die in kurzer Zeit flügge sein mußte, zwitscherte unaufhörlich. Kein fremder Laut störte die holde Sommersinfonie — es war Mittag und die Leute des Dorfs hielten nach der harten Arbeit in ihren Behausungen kurze Rast.

Der alte Mann hatte sonst wohl ein feines Ohr für die klingenden, singenden Stimmen des Mittags, deren volles Verständnis ihm ein langes, der Arbeit und der Naturfreude gewidmetes Leben offenbart hatte.

Heute schwieg ihm der Klang, nur die eine betäubende Gewißheit erfüllte ihn gänzlich, daß nun alles zu Ende sein sollte — keine Hoffnung mehr. —

Nicht, daß ihn der Schlag völlig unvorbereitet getroffen hätte: von seiner vorgesetzten Behörde war ihm mehrfach der Gedanke nahegelegt worden, um seine Pensionierung einzukommen. Er hatte solche Vorschläge stets für freundliche Fürsorge gehalten und jeden Gedanken an den Ruhestand stets weit von sich gewiesen.

Ein guter Hirte verläßt seine Herde nicht. Den Dorfbewohnern zählten seine Jahre nicht — die Hartgewöhnten liebten den alten Schulmeister auf ihre Weise. Es war ein kernfester, guter Menschenschlag. Roh-

Digitized by Google

heiten, Verfehlungen kamen natürlich auch hier vor, aber sie waren nicht das Alltägliche. Ein tüchtiger Mensch hatte nimmermüd Samenkörner ausgestreut, allgemach, durch sorgfältige Pflege gefördert, waren sie aufgegangen, und viele hatten reiche Frucht getragen.

Der alte Schulmeister war sich seines Wertes kaum bewußt, es steckte in seiner innersten Natur, zu hüten und zu sorgen, und nun machte das weiße Schriftstück da seiner Lebensfreude ein Ende — — „in den wohlverdienten Ruhestand", das waren dieselben Worte, die der Herr Schulrat bei seiner letzten Inspektion mit salbungsvoller Milde geäußert hatte.

Nun war es Wahrheit geworden, er war zum alten Eisen geworfen, weil seine „Methode" nicht mehr in die neue Zeit paßte. Seine Lebensarbeit gehörte der Vergangenheit an — er galt nichts mehr, er war nichts mehr.

Der Schlag war noch zu neu, als daß er klare Sichtung der Gedanken ermöglicht hätte. Eine Bitterkeit erfüllte ihn völlig, wie sie seinem langen Leben bis jetzt fremd geblieben war.

Er saß unbeweglich und überhörte auch das Eintreten der alten Magd, die das Mittagessen hereinbrachte.

„Herr Kanter, hier ist dat Eten, Plumen und Klümp, nu langen S' man tau", mahnte sie, als er ihres Kommens nicht achtete.

Nun blickte er auf und strich mit der schönen, runzellosen Hand — eine Künstlerhand trotz der harten Arbeit, die sie zuweilen verrichtete — über die Stirn.

„Es ist gut, Hanne, geh nur, ich lange schon zu."

Er füllte sich wie mechanisch die einfache, irdene Schüssel mit Speise, aber es war ihm unmöglich, einen Bissen zu essen.

Die jungen Schwälbchen zwitscherten und krakelten im Nest.

Der Alte erhob sich schwerfällig, bückte sich nach dem verhängnisvollen Schreiben und barg es, nachdem er es geglättet hatte, in der Brusttasche seines langen schwarzen Rocks. Dann griff er zu dem breitrandigen Strohhut und verließ langsam das Zimmer.

Sommerlich duftete das Gärtchen, das in seiner Art ein Juwel war und den Fremden, die zufällig ins Dorf kamen, Bewunderung abnötigte.

Der alte Schulmeister hatte wie mit den Menschen auch mit den Pflanzen Glück. Diese köstlichen Rosen — Schönheit lag über den vielfarbigen in üppiger Pracht blühenden Büschen, und die Frühnelken und farbenfrohen Levkojen auf den schmalen Rabatten meinten es in diesem Jahr besonders gut. An den Johannisbeersträuchern glühte es schon in feurigem, glänzendem Rot auf, und die jungen Apfelbäume bogen sich unter der Last.

„Ein gesegnetes Jahr", murmelte der alte Schulmeister; sein Blick umfing die blühende, strotzende Fülle, die unter seiner Hand gedieh und wuchs. „Die vielen Äpfel, da werden sich die Schulkinder zu Weihnachten freuen." Er mußte sich erst besinnen, warum er einen dumpfen Schmerz bei diesem Gedanken empfand. Ihm war, als ob er keinen Anteil mehr an dem Segen haben dürfe.

Digitized by Google

Die alte Pforte knarrte, als er die Dorfstraße gewann, die noch still, wie ausgestorben im Sonnenbrande lag. Es war so heiß, daß sich die Hofhunde in ihre Hütten zurückgezogen hatten, selbst die Hühner, die sonst immer auf der Straße scharrten und pickten, ruhten im Schatten der Fliederbüsche, die in weißer und violetter Pracht über den flechtengrauen Lattenzäunen hingen.

Der Alte achtete der drückenden Hitze nicht, ihn beengten die wohlbekannten Höfe — er hatte Sehnsucht nach dem freien Felde.

Aus der letzten Kate trat ein kleines Mädchen, das eine graue Katze auf dem Arm hielt. Zutraulich kam sie näher.

„Dag ock, Herr Kanter, kieken's mal, min gries Katt."

Er strich der Kleinen über das wirre, braunblonde Haar.

„Du büst Mieken Kruse."

„Äwerst, Herr Kanter, Mieken Riekkohl het ick doch."

„Richtig min lütt Diern, na denn spel man schön mit dien Katt, äwer nich drangsalen."

Die Kleine sprang weiter.

Das war nun seit seiner Ankunft im Dorf die vierte Generation — im kommenden Jahre würde sie schulpflichtig für einen andern werden — für einen andern.

Diesen einen Gedanken würde er nun wohl nicht mehr los werden.

Die Straße stieg etwas, und der alte Kantor spürte die Glutwogen, die ein leiser Südwind ab und zu mitführte, nun doch trotz der Bäume, die rechts und links vom Wege gepflanzt waren. Unter seiner Leitung hatten die widerstrebenden Bauern sie eingesetzt, und nun spendeten sie, breit verzweigt, bereits Schatten.

Er hatte seinen Willen oft durchgesetzt, ganz leise, ohne daß die anderen es recht merkten.

Auf der Höhe, von der aus das große Dorf so gut zu übersehen war, lag ein schmaler Streifen Land, um den sich die beiden angesehensten Bauern durch Jahre grimmig befehdet hatten. Das Dorf war in zwei Lager geteilt, und Neid, Haß und Gemeinheit erwuchsen wie Unkraut in schlecht gejätetem Weizenfeld. Er hatte mit unendlichem, nimmermüdem Eifer eine Versöhnung herbeigeführt. Das Streitobjekt bekam keiner, eine arme Häuslerfamilie erhielt die Nutznießung.

Das war ein schweres Stück Arbeit gewesen, aber nicht so schwer wie die Mühe, der er sich der armen Gjela Hauser zuliebe unterzogen hatte, die mit ihrem vaterlosen Kinde hungernd auf der Schwelle ihres Elternhauses lag. Wie dem Vermittler damals die rechten Worte gekommen waren, das wußte er selbst nicht, aber er machte, was selbst der Herr Pastor nicht gekonnt hatte, die harten Herzen weich. Gras wuchs über die Geschichte. Gjela schaltete längst selbständig auf ihrem Hofe und ihr Sohn diente bei dem Leibregiment in der Residenz.

„Hö hö, Dag, Herr Kanter!"

Digitized by Google

Am Grabenrand, faul hingesteckt lag Jochen, der „Dwatsche“ des Dorfes. Selbst die Sorge des Schulmeisters hatte es nicht vermocht, aus dem blöden Hirn des Knaben den Funken hervorzuzaubern, aber er hatte dem Halberwachsenen das Amt des Ziegenhirten verschafft. Durch die bescheidenen Pflichten war er zum Bewußtsein seines geringen Menschentums gekommen, und er suchte es zu wahren. Seit er einmal bei einer Tierquälerei betroffen war und von dem alten Schulmeister selbst eine gehörige Tracht Prügel bekommen hatte, war keine Klage über ihn laut geworden.

„Schick di ock ümmer god, Jochen!“

„Dat will ick woll dauhn, Herr Kanter.“

Weiter schritt er.

Zu seiner Rechten und Linken blühte der Winterroggen; wenn ein schwacher Luftzug über die grünen Quadrate strich, flog eine bräunlich schimmernde Wolke auf.

Segen, wohin er blickte.

Weit hinten an dem schmalen Flüßchen, das die Gegend anmutig belebte, erstreckten sich weite Wiesenflächen, an denen fast alle Bewohner des Dorfs Anteil hatten. Der erste Schnitt war prächtig, und alle Hände arbeiteten daran, das wohl durchgetrocknete Heu rechtzeitig unter Dach zu bringen.

Über dem Walde stand, von der Junisonne überstrahlt, ein dräuendes, weiß funkelndes Wolkengebirge — wenn der Wind umsprang, konnte es ein Wetter geben.

Vom Dorf her zog die Schar der Arbeiter heran. Der alte Kantor hatte keine Lust, ihnen zu begegnen. Er bog vom Wege ab und schritt, die Hauptstraße verlassend, über das Brachfeld dem Walde zu. Der war auch einmal sein Sorgenkind gewesen.

Der schöne Wald, der eine natürliche Schutzwehr gegen den strengen Nordost bildete und die Felder schützte, war zum großen Teil in bäuerlichem Besitz, und die Eigentümer ließen wie toll den alten Bestand niederschlagen. Auf das Wort des Schulmeisters hörten sie nicht — was der wohl davon verstand!

Da war er heimlich in die Residenz gefahren und war beim Minister vorstellig geworden. Und wirklich, die Regierung nahm sich der Angelegenheit an. Die Bauern, denen gute Preise geboten wurden, entschlossen sich zum Verkauf. So wurde gerettet, was noch zu retten war. Waldblößen wurden wieder aufgeforstet, und die Wunden, die der Unverstand geschlagen, heilten allgemach.

Der tiefe Schatten unter den dicht verzweigten Silberbuchen tat dem von Mittagsglut und langer Wanderung doch ermüdeten Alten wohl. — Links vom Wege schoß der Jungwald üppig auf, Sonnenlichter spielten darüber, und die Blätter schimmerten smaragden. Kein Vogellaut, nicht einmal das Summen der Insekten störte die feierliche Stille. Es war, als schlummere die Natur, und etwas von dem Frieden zog lindernd in seine Seele.

Digitized by Google

Er konnte seine Lage in Ruhe überdenken, und eins wurde ihm zur Gewißheit: mochte man ihm, dem Alten, vielleicht auch Veralteten, die Tätigkeit nehmen, von seiner Lebensarbeit blieb doch eine Spur, und um den Ruhm vor den Menschen hatte er nicht gesorgt und geschafft. Sein Leben lag vor ihm; an Fehlern und Irrungen mangelte es nicht, aber er hatte das Gute gewollt, sein Tun war gesegnet, sollte er nun am Ende klein werden! — Klaren Blicks wollte er dem Kommenden entgegensehen.

Er wandte den Schritt.

Die feierliche Stimmung, die in der grünen Waldwirrnis lag, änderte sich plötzlich, mit eins erlosch der lichte Schein über dem Jungwald, durch die Wipfel ging ein mahnendes Rauschen. Die Sonne stand wie eine matte Scheibe in grauem Dunst, und das Wolkengebirge hatte seine silberig schimmernde Farbe in ein bläuliches Schwarz verwandelt.

„Wenn 's Heu nur rechtzeitig binnen kommt", dachte der Alte und beschleunigte den Schritt, um vor Ausbruch des Wetters das Dorf zu erreichen, von dem er immerhin eine Stunde entfernt war. Von den Wiesen her tönte das Lachen und Rufen der Leute, die ihre Kräfte sicherlich verdoppelten.

Nun hatte er die Höhe hinter sich, das Dorf lag vor ihm — das liebe alte gewohnte Bild. Er wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn und ging langsam, denn nun war ja nichts mehr zu befürchten.

Als er die erste ausgebaute Kate erreichte, ließ ihn ein scharfer brenzlicher Geruch aufmerken. Sein Auge brauchte nicht lange zu suchen, aus einem strohgedeckten Ställchen schlug jäh eine helle Flamme empor. Ein furchtbarer Schreck ließ sein Herz beinahe stille stehen, entsetzliche Möglichkeiten zogen blitzschnell vor seinem geistigen Auge vorüber. — An dem Ställchen lag nicht viel, aber der Gewittersturm konnte in jedem Augenblick losbrechen und dann war alles verloren — kein Mann im Dorf — kein Retter. Und wieder schossen neue Flammen empor und ein Funkenregen sprühte nach der Kate herüber, deren Bewohner alle im Heu waren.

Nun war der alte Kantor entschlossen — bevor er auf die Wiesen kam, das Unglück zu verkünden, konnte alles zu spät sein.

„Mieken, Mieken Riefkohl, lop fixing na de Wisch, Rewers Stall brennt."

Die Kleine begriff sofort und trabte ab.

Er selbst rannte wie ein Jüngling die Dorfstraße herunter, der Kirche zu, zu der er den Schlüssel stets bei sich trug. Er stürmte, Atemnot und Beschwerden nicht achtend, die steile Turmtreppe herauf, seine Hände, dieser Arbeit längst entwöhnt, griffen nach dem Glockenseil.

Der eherne Klang der Glocke rief, nicht feierlich, warnend in wilder Erregung. Der Alte dachte nur eins: „Gott rette mein Dorf, laß die Männer rechtzeitig heimkommen."

In die wilden Glockenklänge mischten sich andere Töne. Der Sturm brach los, durch das Schalloch pfiff er, wild aufjauchzend schien er die Warn-

Digitized by Google

rufe verschlingen zu wollen. Jähe Blitze erhellten das Dämmer der Kirche, fern grollte der Donner — bim — bim bam — bim — bim bam — der Ruf der Glocke übertönte den Sturm — bim — bim bam — kommt und rettet.

Auf der Straße Schreien und Lärmen und Rollen eiliger Wagen. Bim — bim, der Ruf erstarb — es wurde still in der dämmrigen Kirche — ganz still. — —

Das Feuer konnte auf das ausgebaute Gehöft und eine leere Scheune, auf die bereits Funken übergesprungen waren, beschränkt werden.

Erst am Abend besannen sich die Leute auf den alten Schulmeister: er hat doch Feuer geläutet — er hat das Dorf gerettet. Sie suchten ihn und fanden ihn nicht. Da fiel es oll Vater Lamprecht ein, daß die Glocke so plötzlich verstummt sei. An die Kirche hatten sie noch nicht gedacht. Da fanden sie ihn denn. Er glich einem Schlafenden, die Züge gütig und mild, wie im Leben, und ein schwacher Widerschein der in purpurner Pracht scheidenden Sonne lag auf dem Gesicht und verstärkte den Eindruck des Lebens. So zufrieden sah er aus, wie einer, der gern ausruht.

„So einen wird das Dorf nicht wieder kriegen", sagte der Pastor, als er ihn auf dem grünen stillen Friedhof begrub.

„Hei is würklich 'n gauden Kierl west", meinten die Leute.

Mittag.

Von

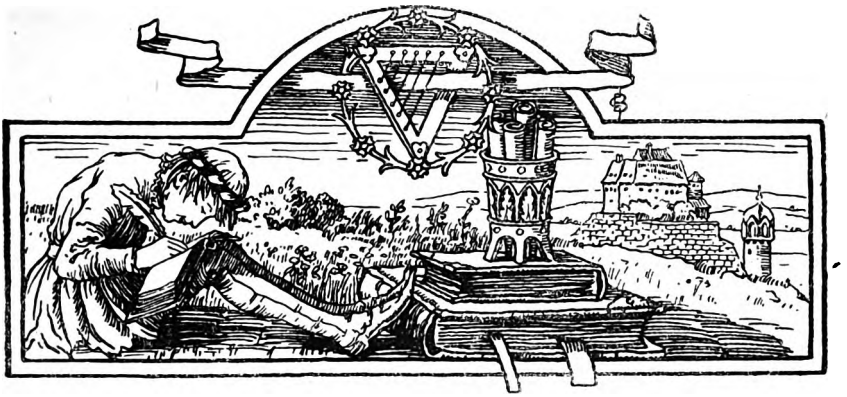
Paul Rüthning.

Es glitzern die Himbeerbüsche
Im blanken Sonnenschein.
Die schlanken Sonnenblumen
Nickten schon träumend ein.

Den Rabatten entströmen
Ganze Wellen von Duft.
Blaue Libellen stehen
In der zitternden Luft.

Einer dunkelblitzenden Rose
Treibt lautlos ein Falter zu.
Kein Baum bewegt die Blätter,
Und stört kein Laut die Ruh'.

Digitized by Google



Lenbach.

Von

Dr. Karl Storck.

Es scheint den Deutschen versagt zu sein, sich ihrer wahrhaft großen Männer in herzhafter Unbefangenheit zu freuen. Neuerdings freilich sind wir im öffentlichen politischen und militärischen, ja auch schon im industriellen Leben nur zu sehr geneigt, billige Lorbeerkränze zu verteilen oder in satter Befriedigung uns immer zu wiederholen, wie herrlich weit wir's doch gebracht. Im geistigen und erst recht im künstlerischen Leben dagegen bleibt jene Sondertümelei herrschend, die unser Volk verhindert, geistige Nationalhelden zu bekommen. Was der eine achtet, verachtet der andere; was diesem eine Offenbarung bedeutet, ist für jenen elende Mache. Das ist nicht etwa heilsame Selbständigkeit des Urteils, wertvolles Beharren auf persönlicher Erkenntnis, sondern jener unselige Parteihader, der unser Volk immer wieder an der Erfüllung seiner Kulturmission verhindert, ja oft genug an den Rand des Verderbens gebracht hat. Nicht umsonst hat bereits Tacitus von diesem Parteihader die Vernichtung des sonst unwiderstehlichen Germanentums erwartet. Wenn es zu dieser Vernichtung dank der unverwüstlichen Kraft unseres Volkstums auch nicht gekommen ist, so sind doch noch bei keinem Volke im staatlichen wie im geistigen Leben so viele Kräfte vergeudet worden, so viele Taten unfruchtbar geblieben wie beim deutschen. Das hat zur Folge, daß eine wirkliche Lebenskultur in Deutschland im Verhältnis zur dafür geleisteten Arbeit noch immer nur einem ganz kleinen Bruchteil unseres Volkes beschieden ist. —

Ich fühle es, diesen Sätzen fehlt in ihrer Allgemeinheit das rechte Verhältnis zu einer knappen Würdigung Lenbachs. Aber sie stehen in innigstem Zusammenhang mit dem, was ich empfand, als in den schönsten Maitagen die zahllosen Nachrufe auf den am 6. Mai verstorbenen Meister die Zeitungen füllten. Immer wieder las ich da, was die kritische Kunstweis-

Digitized by Google

heit der Tagesschriftstellerei dem deutschen Volke vorsetzte, und immer mehr verschärfte sich in mir ein Gefühl des Unbehagens, das zuletzt fast körperlich wirkte. Menschen, warum wollt ihr denn nicht lieben, wo ihr lieben könnt? Warum wehrt ihr euch gegen die Bewunderung, die in euren Herzen und Hirnen aufwachsen möchte? Und wenn ihr liebt und bewundert — warum redet ihr gleichzeitig von eurem Haß, eurer Verachtung für andere? Homer liebt Achill und Hektor, Odysseus und Ajax und so viele andere. Beklagt er ein einziges Mal, daß Achill nicht Hektor sei; ist's ihm ein Mangel, daß der listige Pläneschmied nicht auch Haudegen ist?! Nein! Und so waren die Griechen überhaupt, die ja mit ihren großen Männern auch nicht aufs beste umsprangen. Aber sie nahmen die Großen, wie sie waren, empfanden die Größe, wo sie war. Bei uns heißt es immer: Ja, er wäre groß, wenn ..., oder im andern Fall: Ja, der ist groß, aber seht, wie klein jene andern sind! In den Nachrufen auf Lenbach bekam man fast mehr zu lesen, was Lenbach nicht gewesen ist, als was er war. Fast alle wußten zu sagen, daß er für die moderne Emanzipation der Farbe nichts bedeutet habe, aber kaum einer untersuchte, ob er seine tatsächliche Bedeutung als Menschenschilderer jemals erlangt hätte, wenn er im Sinne der Impressionisten oder Pleinairisten „Maler" gewesen wäre. Ich bin im Gegenteil der festen Überzeugung, daß Lenbach gerade dadurch und nur dadurch, daß er die Technik der Renaissancemalerei als etwas Gegebenes übernahm, daß er sich also mit diesen malerischen Problemen nicht abquälte, seine ganze Kraft für die seelische Erforschung des Menschen übrig behielt.

Das ist offenbar auch Lenbachs eigenes Gefühl gewesen. Der Däne Holger Drachmann erzählt in seinem eigenartigen Nachruf auf den Meister („Neue freie Presse", 29. Mai 1904) von einem Gespräch mit Lenbach. „Sie kennen natürlich alles, was über mich und gegen mich gesprochen wird" — sagte er mit feinem Blick und feinem Lächeln. „Ihr Leute aus Skandinavien kennt ja alles — ihr seid selbstbewußter, nationaler als andere Nationen — und gleichwohl verehrt ihr die Franzosen als Führer und Vorbilder! Natürlich macht ihr auch mich zum ‚Galeriekopisten' — und doch haben eure tüchtigen Leute alle von den Galerien gelernt! Als ob es im ganzen von irgendeiner direkten ‚Natur' etwas zu lernen gebe! Mein Gott! Schleppt man ein Modell in den Sonnenschein hinaus und gibt ihm Ecklicht und blaue Schatten — wird es deshalb dann mehr Natur? Könnt ihr draußen sehen? Werdet ihr nicht von den tausend Dingen — von Reflexen — von Fliegen — von eurer eigenen Unruhe gestört? Könnt ihr draußen durch das Auge des Modells in sein geheimstes Inneres dringen? Könnt ihr es malen, daß es Seele wird — oder malt ihr es eigentlich nicht zunächst als eine Landschaft — einen Vordergrundslümmel — einen Engländer in kariertem Touristendreß?" Und in den Erinnerungen, die der mit Lenbach eng befreundete Sidney Whitman in der „Contemporary Review" veröffentlicht, findet sich eine Stelle, aus der hervorgeht, daß Lenbach selber seine Stärke nicht

Digitized by Google

im Malerischen sah. Whitman fragte Lenbach, der nur wenigen Werken in der zeitgenössischen Malerei Dauerwerte zuerkannte, was er vom Schicksal seines eigenen Schaffens denke:

„Was das anbelangt," erwiderte er, „so denke ich, daß ich möglicherweise eine Aussicht auf Nachruhm haben kann, aber nur dann, wenn Individualisierung und Charakterisierung als Eigenschaften von bleibendem Wert in einem Bilde angesehen werden. Dies werde ich aber nie wissen, da es nur von den Nachkommenden beurteilt werden kann. Wenn jenes Urteil sich als ungünstig erweisen sollte, dann wird auch mein Schaffen mit allem übrigen untergehen, denn in seinen Grundzügen kann es nicht mit den großen Meistern der Vergangenheit verglichen werden."

Es ist für die Sache ziemlich gleichgültig, wie weit man in diesen allgemeinen Ansichten mit Lenbach übereinstimmt. Tatsache bleibt jedenfalls, daß in diesen seelisch-schöpferischen Kräften der Individualisierung und Charakterisierung höchstes Künstlertum liegt. Künstler bleibt aber allemal ein weiterer und höherer Begriff, als Maler. Wieder andere, Gegner der sog. Sezession, benutzten die Nachrufe auf Lenbach, um unter Berufung auf Äußerungen des Meisters gegen diese Kunstrichtung zu Felde zu ziehen. Wie kurzsichtig ist doch solch Beginnen, und wie verkennt die Kritik dabei das Wesen ihrer Aufgabe! Ich glaube, daß Einseitigkeit der ästhetischen Ansichten — nicht des Schaffens — für den schöpferischen Künstler nicht nur ein Recht, sondern eine Notwendigkeit ist. Wie ein vollkommenes Kunstwerk nur entstehen kann, wenn für seinen Schöpfer diese eine Gestalt, die er verleiht, die einzig mögliche ist, so muß dem wahren Künstler seine eigene Auffassung von der Aufgabe der Kunst die allein richtige sein. Der Künstler hat ein Recht, zu sagen: „Die Kunst *muß*", denn er sagt damit nichts anderes, als „*ich* muß". Gerade entgegengesetzt ist Art und Wesen des Kritikers, und zwar um so mehr, je schöpferischer seine Natur ist. Je inniger seine Überzeugung ist, daß alles wahre künstlerische Schaffen aus innerer Notwendigkeit hervorgeht, um so deutlicher muß er auch erkennen, daß es für dieses Schaffen keine allgemeinen Gesetze gibt, sondern daß jedes Kunstwerk, jeder Künstler sein Gesetz in sich selber trägt. Es ist darum auch unsinnig, von Aufgaben einer „modernen" Kunst zu reden und etwa zu sagen, der und der sei darin kein moderner Künstler. Nicht der Künstler — ich meine natürlich immer nur die wahrhaft schöpferische Natur — ist modern oder unmodern, sondern der Beschauer schafft sich einen aus seiner subjektiven Natur hervorgegangenen Maßstab der Moderne. Die schöpferische Fähigkeit des Kritikers nun offenbart sich darin, daß er imstande ist, über äußere Umstände, Zeitstimmungen, Modeerscheinungen, über alles, was man als Milieu fassen könnte, hinwegzukommen. Seine Schöpferkraft betätigt sich darin, daß er aus den mit Verstand und Sinnen erkannten Äußerungen eines Künstlers die Welt eben dieses Künstlers so nachzuschaffen vermag, daß ihm klar wird, diese Kunstwerke mußten aus dieser Welt mit Notwendigkeit so hervorgehen. Aus einem solchen Verhältnis ent-

Digitized by Google

wickelt sich dann der parteiische Enthusiasmus, den Goethe vom Biographen heischte.

Die Kunstkritik hat nur dann ein Daseinsrecht, wenn sie etwas bietet und schafft, was kein anderer gibt. Feuer und Flamme zu sein für ein Kunstwerk, das mit tausend Zungen zu uns redet, — mit Spott und Hohn zu übergießen, was uns beim ersten Anblick abstößt, dazu bedarf es keiner Kritik. Das tut im bösen Sinne jeder Philister und im guten jeder Kunstliebhaber. Das Leben eines Künstlers zu beschreiben, die Zeitverhältnisse zu schildern, die Beziehungen zwischen den einzelnen Künstlern aufzudecken, ist Sache des Historikers. Der Kunstkritiker aber hat die viel schwierigere, aber auch viel wertvollere Aufgabe, die Welt des einzelnen Künstlers zu erkennen und so deutlich uns zugänglich zu machen, daß man auf diesem Wege zur Erkenntnis des Wesens der betreffenden Kunsterscheinung gelangt. Man braucht sie damit noch nicht zu lieben, aber man versteht sie. Das ist *schöpferische* Kritik. Sie besteht keineswegs, wie der böse Feuilletonismus glauben machen wollte, darin, daß der Kritiker in souveränem Hochmut sich über das Kunstwerk stellt und sich selber im Blendfeuerwerk eines leicht entzündlichen Geistspielens magisch beleuchtet. Die schöpferische Kritik erheischt im Gegenteil vor allem Demut, guten Willen und jene große Liebe, die auch das Widerstrebende zu verstehen sucht. Aus diesem Geiste heraus kommt man dann viel weiter als die französische Spruchweisheit, die lehrt: Tout comprendre, c'est tout pardonner. Man bleibt nicht beim Verzeihen stehen, sondern kommt zur *Achtung* jeder echten Erscheinung. Soll uns aber ein Lohn für die Arbeit werden, so gelangen wir auch dort durch Verstehen zur Liebe, wo zunächst vielleicht Gleichgültigkeit war. —

Die deutsche Kritik hat dem toten Lenbach gegenüber ihre Pflicht nicht erfüllt. Während sie sonst in Nekrologen nur allzuleicht einseitiger Lobrednerei verfällt, hat sie sich dem Künstler Lenbach gegenüber so gedreht und gewendet, als gälte es, dem deutschen Volk seine Freude an diesem Künstler zu verderben. Wir sind sonst so stolz auf starke Individualität; hier brachten es manche wohlbekannte Leute fertig, Lenbach einen Vorwurf daraus zu machen, daß man seine Werke sofort erkannte. Die Leute um Muther rechneten so lange vor, daß Lenbach kein Whistler, kein Liebermann, kein Leibl, kein van Dyck, kein Reynolds und kein Velasquez gewesen sei, daß ihnen der Raum fehlte, zu sagen, daß er Lenbach gewesen. Lustig zu lesen war's, wenn's nur nicht so traurig wäre, wie demokratische Biedermänner den Künstler in Lenbach preisgaben, um dafür den Mann zu loben, dem die Hofluft den steifen Nacken nicht zu beugen vermochte. Als ob nicht diese Steifnackigkeit, diese Selbstherrlichkeit aus jedem seiner Bildnisse unendlich lauter spräche, als aus einem Dutzend beliebter Anekdoten.

So hat es die Kritik in diesem Fall glücklich fertig gebracht, unser Volk in seinem Kunsturteil dort irrezuführen, wo der natürliche Instinkt den richtigen Weg gefunden hatte. Lenbach war beim deutschen Volke

Digitized by Google

sicher der bekannteste Maler, und jeder hatte ihm gegenüber das Gefühl der Größe, der Monumentalität. Das bedeutete in unserer zerfahrenen und fahrigen Zeit geradezu einen Kulturwert. Wenn alle mit den Kammerdieneraugen des Reporters sehen und sich die Bildhaftigkeit der Zeitereignisse nach den von „Woche"-Photographen eifrig zusammengeknipsten Dokumenten vorstellen, so ist ein Mann, der mit jedem Pinselzug der nüchternen Alltagskorrektheit ins Gesicht schlägt, weit mehr als bloß Künstler, er ist Erzieher. Und noch mehr drängt sich diese Auffassung auf, wenn man bedenkt, daß dieser Mann in einer Zeit, die überall nach verkleinernden Intimitäten schnüffelt, das Heroentum glaubt und überzeugend darstellt; daß er einer Zeit, die geistig von der Hand in den Mund lebt, zeigt, daß es Ewigkeitswerte gibt; daß er gegenüber einem Materialismus, der in der Malerei nur die äußere Erscheinung sieht, das Vorrecht des Seelischen und Geistigen betont.

Unser Volk hat Lenbach gegenüber das richtige Gefühl gehabt, daß er etwas ganz Einziges sei, daß er für sich stehe. Ich will nicht behaupten, daß es sich des Näheren über den Wert des Künstlers klar gewesen sei. Aber hier hätte eben eine gesunde Kritik einsetzen müssen. Anstatt zu sagen, Lenbach verstand nichts von Farbe, er konnte keine Hände malen — was übrigens ebenso viele grobe Unwahrheiten wie Behauptungen sind —, hätte die Kritik mit Freuden die Gelegenheit ergreifen müssen, an den Werken dieses Mannes die Erhöhung des Lebens durch die Kunst aufzuweisen. Dafür, daß das bei Lenbach gelungen wäre, sehe ich einen Beweis in der Tatsache, daß das Publikum seinen Bildern gegenüber das stoffliche Interesse über einem höheren vergaß. Man konnte es in jeder Ausstellung beobachten, daß es den Besuchern bei Lenbachbildern ziemlich gleichgültig war, wen sie darstellten — und das will beim Bildnis am allermeisten bedeuten. Es drängte sich eben jedem das Gefühl auf, daß er hier einem seelischen, geistigen Wert, einer Schönheit, mit einem Wort, einer künstlerischen Offenbarung gegenüberstand, die über alles Zufällige, das sonst gerade dem Bildnis leicht anhaftet, weit erhaben war.

Vielleicht haben wir hier bereits die beste Formel gefunden, um Lenbachs Wesen in wenige Worte zu fassen. Lenbach ist nicht Porträtmaler, sondern Menschendarsteller. In jeder Ästhetik ist es ausführlich zu lesen, daß die Darstellung des Menschen die Krone aller Kunst sei. Wir denken aber dabei nie an die porträtmäßige Darstellung, sondern an deren Umgestaltung, deren Erhöhung zum Bilde. Nun, Lenbach hat diese Umgestaltung zum Bilde vollzogen. Daß wir dabei immer an Bildnisse denken, liegt nur an der Tatsache, daß seine Modelle die bekanntesten Männer der Welt waren. Ich kann mir den besten Bismarckbildern, wie denen Döllingers, Wagners, Liszts gegenüber aber sehr wohl denken, daß eine Zeit kommen kann, die in ihnen mehr die betreffende Art des Heroentums im Sinne Carlyles sieht als die Darstellung einer historischen Persönlichkeit. Sogar bei Lenbachs Bismarckbildern kann es dahin kommen,

Digitized by Google

so unzählige Male der Künstler seinen Helden gestaltet hat, so überzeugend die Erscheinung des Reichskanzlers hier ins Leben tritt.

Vielleicht liegt hier der innerste Grund für Lenbachs fast ausschließliche Bevorzugung des Kopfes, ja der Augen in diesem Kopfe. Allerdings verzichtete er keineswegs grundsätzlich auf die Heranziehung der Hände zur Charakteristik, ja nicht einmal auf die des Gewandes. Zumal bei Frauen wußte er den Reiz der Erscheinung durch die Kleidung zu erhöhen, wobei sich die Dargestellten freilich geradezu eine Kostümierung gefallen lassen mußten.

Gerade die Frauenbildnisse Lenbachs beweisen, daß die bildmäßige Auffassung seiner Bildniskunst die richtige ist, wie umgekehrt bei einer solchen Auffassung diese Frauenbildnisse in der künstlerischen Gesamtpersönlichkeit des Meisters ihre wichtige Stellung ausfüllen. Im allgemeinen machen nämlich gerade diese Frauenbildnisse auch den wohlwollenden Beurteilern Lenbachs Schwierigkeiten, während seine Gegner bei ihren „Mängeln" einhaken. Das kommt aber nur daher, daß die Leute in diesen Werken Porträts sehen, während es Bilder sind. Der Künstler benutzte diese vornehmen, reichen und schönen Damen, die ihn umdrängten, die durchaus von ihm gemalt sein wollten, ausschließlich als Modell, um eine ihm vorschwebende Gestalt zu schaffen. Er wollte diese Weiber ja gar nicht porträtieren, er wollte Schönheit malen. Darum ist es unsinnig, oder doch ungerecht, Lenbach den Vorwurf zu machen, daß seine Frauenbildnisse alle gleichartig seien, daß sie aber den Dargestellten nicht glichen. Macht man Murillo oder Rubens einen Vorwurf daraus, daß ihre Frauen immer sich ähnlich sehen? Man muß jene Frauenbildnisse Lenbachs sehen, bei denen er sich den Dargestellten gegenüber völlig frei fühlte, die er als „Studienköpfe" bezeichnete. Hier empfindet man, daß der Künstler dabei ausschließlich nach der Darstellung eines ihm vorschwebenden Schönheitsideals suchte, wie bei den Männern nach der Verkörperung der Größe. Daß ihm jenes erstere mehr eine Erholung bedeutete, während das letztere für ihn schwere und ernste Arbeit war, hat Lenbach selber oft betont. Er selbst hat wohl auch gelegentlich in seiner burschikosen Art von seinen Frauenbildnissen gesagt: das sei das Geschäft. Solch ein Wort findet in unserer Zeit so leicht einen fruchtbaren Boden — erst recht, wo es sich um einen Mann handelt, der durch seine Kunst viele Millionen verdient hat —, daß es vielleicht notwendig ist, den Künstler gegen den Vorwurf zu schützen, er habe seine Kunst zum Geschäft gemacht. Es geht das am leichtesten mit Ausführungen seines vertrauten Freundes Sidney Whitman in den bereits erwähnten „Erinnerungen".

„Einstmals fragte jemand Lenbach, was seine Forderung für ein Porträt sei. ‚Das ist ganz verschieden', sagte er. ‚Von 20000 Mark, die ich fordern kann, bis hinunter zu 5000 Mark, die ich bereit bin, für das Vorrecht zu zahlen, ein außerordentlich interessantes Gesicht malen zu dürfen.' Diese Antwort gibt uns einen Schlüssel zu dem Charakter dieses

Digitized by Google

Mannes. Sie zeigt seine Gleichgültigkeit gegen das Geld, da, wo sein künstlerisches Empfinden geweckt worden war. In manchen Fällen konnte er auf praktische Art das fordern, was ihm beliebte. Doch ging er nie über ein gewisses Maß hinaus, das beträchtlich geringer war als die berühmten Honorare, die gewisse englische, französische und amerikanische Künstler mit ihren Werken erreicht haben. Er erzählte mir, daß er es nicht liebe, einen Preis zu erlangen, den er für einen außergewöhnlichen halte, selbst wenn er gewiß sei, ihn zu bekommen. Wenn er einen ausnehmend hohen Preis genannt hatte, um einen vorläufigen Verzicht zu veranlassen, dann kam er nie wieder darauf zurück. Er erwähnte einst den genauen Betrag, den der deutsche Kaiser für ein Bildnis gezahlt hatte. Er war nicht ausnahmsweise hoch, und ich sprach dies aus. Aber Lenbach meinte, daß es reichlich genug sei, daß er gut bezahlt worden sei und daß er sich nicht darum bemüht haben würde, mehr zu erlangen. Nichts lag ihm ferner als die Idee, mehr zu erlangen als das, was nach seiner Meinung sein Werk wirklich wert war. . . ." Sehr oft lehnte er auch die verlockendsten Aufträge ab, wenn sie ihm nicht „lagen". „Sein Verkehr mit allen möglichen Kunden wickelte sich dabei nicht immer gerade sanft ab; denn obwohl er unfähig war, absichtlich wehe zu tun, war er doch zuweilen nicht imstande, der Versuchung zu widerstehen, seine Meinung geradeaus zu sagen, wenn er dazu veranlaßt worden war. Ein Berliner Bankier fragte ihn einst geradewegs, was er für sein Bildnis nehmen würde. Lenbach nannte eine ungewöhnlich hohe Summe — dies war ein scherzhafter Trick von ihm, wenn er einem Geschäft abgeneigt war und er eine direkte Ablehnung vermeiden wollte. ‚Aber das ist sicherlich .zu viel!' platzte der bestürzte Bankier los. ‚Ich habe ein Bild des Fürsten Bismarck, das Sie gemalt haben, für weniger als den halben Preis gekauft.' ‚Das mag sein,' entgegnete Lenbach ruhig. ‚Es war mir ein Vergnügen, ihn zu malen; aber, Herr X., ohne Ihnen nahe treten zu wollen, bilden Sie sich nicht ein, daß es mir ein gleiches Vergnügen sein würde, Sie zu malen.'" —

Aber sogar in seiner oft angegriffenen Technik erkennt der vorurteilslose Beobachter in überzeugendster Weise, daß Lenbach ein durchaus Eigener ist, daß auf ihn sein Wort zutrifft: „Jeder Mensch sei ein Unikum, jeder kann etwas, was kein anderer kann". Lenbach hat nicht nur sich die Nachahmung der Technik der Alten zur Pflicht gemacht, sondern eine ganze Reihe Künstler genannt, von denen jeder lernen müßte. Er wollte auch, daß sich der Künstler als Techniker zeitlebens dieses Verhältnisses bewußt bleibe und nicht daraus hinausstrebe. Er selber hatte fast alles durch Kopieren gelernt, stimmte seine Bilder mit voller Absicht auf den Ton Rembrandts oder Tizians. Trotz alledem erkennt man jeden Lenbach auf den ersten Blick, trotzdem hat man nirgends das Gefühl einer Gabe aus zweiter Hand. Ich glaube nicht, daß es einen stärkeren Beweis für die Vorherrschaft des Geistes in der Kunst gibt; freilich gibt es auch kein besseres Zeugnis für die geistige Größe Lenbachs. Ist aber diese das über-

Digitized by Google

ragende Moment in seiner ganzen Künstlererscheinung, so ist er doch auch ein Könner allerersten Ranges. Man hat in diesem Jahre fast auf allen großen Ausstellungen Gelegenheit, eine größere Sammlung Lenbachs vereinigt zu sehen. Wer danach noch sagt, dieser Mann habe nicht in tausend Einzelheiten die Farbe auszunutzen verstanden, wie nur einer; er habe nicht schlechthin alles gekonnt, was er eben wollte, — dem ist nicht zu helfen. In der „großen Berliner Kunstausstellung" hängt eine „Venus" so wunderbar in der Bewegung des von Sinnlichkeit durchbebten Körpers, so zart im Fleischton, so durchgeführt in der Darstellung jeder Einzelheit, daß man dieses Werk kühnlich neben die schönsten weiblichen Akte der ganzen Kunst hängen darf. Und dieser Mann soll ein geringer Maler gewesen sein? Nein, sein künstlerisches Ideal bedurfte eben zur Verwirklichung einer starken Farbigkeit nicht. Wo ihm die Farbe zur Erhöhung des Gesamtwerts seiner Schöpfung dienlich erschien, wußte er sie auch anzuwenden. —

Nur weniges über den äußeren Lebensgang Lenbachs. Er stammte aus den bescheidensten Verhältnissen. Der Mann, dem er am 13. Dezember 1836 die vielköpfige Familie vermehrte, war Maurer im bayrischen Schrobenhausen. Es war für ihn ein hart Stück Arbeit, seinen siebzehn Kindern Brot zu schaffen; um die Erziehung konnte er sich nicht viel kümmern. Wild wuchs diese Jugend auf, aber gesund und kerzengerade zu hanebüchener Kraft. Den Besuch der Gewerbeschule in Landshut hatte der Vater, der seinen Franz sich zum Nachfolger erziehen wollte, doch ermöglicht. Hier lernte er zeichnen; als Maurerlehrling in München gewann er während eines halben Jahres manchen Einblick in den künstlerischen Betrieb. Solchen Begabungen schlägt eben alles zum Heil aus. Auch daß er in der Jugend an schmale Kost gewöhnt war, kam ihm zugute, als er nach des Vaters Tod (1852) sich für die Künstlerlaufbahn entschloß. Die Museen wurden seine Lehrsäle; er legte den neun Meilen weiten Weg von Schrobenhausen nach München allwöchentlich zurück, um zu diesen Lehrmeistern zu kommen. 1857 nahm ihn Piloty ins Atelier. Der Verkauf eines Bildes ermöglichte die Fahrt nach Italien. Hier ergriff ihn ein wahrer „Sonnenfanatismus", und der Künstler, dem die Heutigen Farblosigkeit zum Vorwurf machen, wurde damals um des Gegenteils willen gescholten. Solche immer wiederkehrenden Erscheinungen der Kunstgeschichte sollten nicht nur die Alten vor der Verurteilung der Jugend warnen, sondern auch die Jungen vor der Unterschätzung der Alten bewahren. Die Kunstentwicklung ist in stetem Fluß, mit ihr das, was als Ideal aufgestellt wird. Unvergänglich aber bleibt des Künstlers reines Bemühen um das, was ihm als Schönheit erscheint.

Lenbach hat mit echter Bauernzähigkeit sein Ziel verfolgt und sich, nachdem er erst seinen Beruf im Bildnismalen erkannt hatte, in seine Auffassung dieser Aufgabe recht bäuerisch vertrutzt. Für sich hat er darin gegenüber einem andern Dickschädel recht behalten. Der gehörte dem Schweizer Böcklin; Begas war in dem Freundschaftsbunde, der die jüngsten

Digitized by Google

Professoren der Weimarer Kunstschule seit 1860 einte, der dritte. Sie hielten alle drei nicht lange in Ilmathen aus. Lenbach gar nur bis 1862. Damals fand er in München den rechten Gönner im Grafen Schack, der ihm eine lange Reihe von Kopien nach Meisterwerken der italienischen Renaissance in Auftrag gab, mit denen Lenbach das Höchste in der Kopierkunst erreichte.

Sein rastloser Fleiß fand dabei immer noch Zeit für Bildnisse. Diese machten ihn schnell berühmt, die Pariser Ausstellung von 1867 trug seinen Namen in alle Welt. Nun ging es stetig aufwärts. Richard Wagner war der erste von den ganz Großen, die er malte, deren Wesen er damit der Welt gewissermaßen erst aufdeckte. 1878 tritt die Riesenerscheinung Bismarcks in Lenbachs Leben, in dem sie seither den ersten Platz behauptete. Eine Steigerung in der Größe war danach nicht mehr möglich. Aber Lenbach bereicherte doch noch das Gebiet seiner Kunst durch die Darstellung höchster Frauenschönheit und köstlichsten Liebreizes im Kinderbildnis.

So ist Lenbach einer der größten und erfolgreichsten Künstler unserer Zeit geworden durch rastlose Arbeit und unerschütterliches Festhalten an den Idealen seiner Kunst. Es ist ein Glück für uns, daß wir in diesen Idealen nicht die einzig möglichen zu sehen brauchen und doch aus ihrer Erfüllung reinen Genuß und sittliche Förderung gewinnen.

Sommer-Morgenstille.

Von

Maurice von Stern.

Wie lieb' ich diese Sommer-Morgenstille!
Des Tages Rose schläft noch knospenkeusch.
Zuweilen nur, im Traum noch, zirpt die Grille,
Und wie aus Fernen jegliches Geräusch.

Ein Kinderplaudern tönt im grünen Schatten,
Gedämpft auch wie aus Traumestiefen her.
Im Tauglanz funkeln die besonnten Matten
Und Blatt und Blume kühl von Tau und schwer.

In kühler Schönheit atmet ein Genügen,
Die ganze Erde ist *ein* Kinderland.
Und alle dumpfen Sünden, alle Lügen
Hinweggewischt im Tau von Gottes Hand.

Digitized by Google

Memoirenliteratur über den Krieg in Südafrika.

Der erbitterte und langwierige Guerillakrieg, den wir gegenwärtig mit den Herero in unserer südwestafrikanischen Kolonie führen, erweckt von neuem das Interesse für den vor wenigen Jahren beendigten Riesenkampf zwischen Engländern und Büren, dessen Ausgang auf lange Zeit das Schicksal Südafrikas zugunsten des alles verschlingenden englischen Imperialismus entschieden hat. — Die mächtige Sturmflut der Burenbegeisterung, die während der ganzen Dauer des wechselvollen Krieges die ungeheure Mehrheit der Deutschen auf hohen Wogen getragen hat, ist nach der ruhmvollen Niederlage der tapferen Republiken allmählich verrauscht oder wenigstens in ein ruhigeres Bett eingeebbt. Hochgespannte Gefühle, selbst die edelsten, müssen ja naturgemäß endlich nach einer Ausschaltung suchen. Jetzt ist wieder die kühl abwägende historische Betrachtung in ihr altes Recht getreten. — Dort unten in Südafrika ist ein wackeres Volk nach langer und glorreicher Gegenwehr gleichsam von einer ungeheuren Walze vorläufig zwar zu Boden gedrückt, aber durchaus nicht, wie man häufig hört, zermalmt worden. Wenn ich dieses nachdrücklich betone, so darf es aber andererseits nicht den Glauben erwecken, den man bei uns irrigerweise vielfach noch hegt, daß nach Jahren eine neue bewaffnete Erhebung des jetzt besiegten Burentums gegen die britische Herrschaft erfolgen werde. „Südafrika wird niemals wieder einen Krieg zwischen Bur und Briten sehen." Dieser für mich unanfechtbare Satz steht in einer kleinen, sehr interessanten und lesenswerten Broschüre: „Zehn Jahre im alten Südafrika. 1892—1901 (Verlag von Wilh. Koch in Königsberg), die zum Verfasser einen Dr. Gadow hat, einen kerndeutschen Mann, der als vielbeschäftigter Arzt Land und Leute im Herero- und Hottentotengebiet, sowie in der Kapkolonie und an der Betschuanengrenze genau kennen gelernt hat. Namentlich die beiden letzten Abschnitte: „Während des Krieges im ‚Rebellen'-Gebiet" und „Das neue Südafrika" zeichnen ein äußerst klares Bild von dem Zustande, den die nicht allzu ferne Zukunft höchst wahrscheinlich bringen wird. An eine gewaltsame Revolution, führt dort der Verfasser aus, denkt kein verständiger Südafrikaner mehr, und mit einer Wiedergeburt der Republiken rechnet niemand, am allerwenigsten Männer wie Botha, de la Rey und de Wet. Nachgerade sollte man wissen, daß dem echten Buren deutsche Träumereien und sentimentale Begriffe gänz-

Digitized by Google

lich fremd sind, und daß der heldenmütige Kampf, den er unter tausend Opfern eben beendete, für Haus und Herd und sein persönliches Besitztum, aber nicht um abstrakter Ideen willen geführt worden ist, die ihm von Natur fern liegen. Erst jetzt hat die Afrikander-Nation ein großes Vaterland vom Kap bis zum Krokodilflusse hinauf, das „Südafrika" heißt und nicht mehr „Kapkolonie" oder „Oranjefreistaat" oder „Transvaal". Mit gebieterischer Notwendigkeit wird die Zeit kommen, und sie ist vielleicht schon nicht mehr fern, wo aus diesem jetzt von England beherrschten Länderkomplex die unabhängigen „Vereinigten Staaten von Südafrika" entstehen werden. Ob sich nun dieses Südafrika der Zukunft hauptsächlich deutsch-germanisch oder britisch gestalten wird, ob in ihm deutsche oder englische Sprache und Kultur herrschen werden, das hängt ganz allein von der Stärke der Initiative ab, die Deutschland nunmehr beweisen könnte und beweisen sollte. —

Für den großen Entscheidungskrieg selbst und für die Erforschung der Gründe, die ihn herbeigeführt haben, sowie der Ursachen, weshalb der endgültige Sieg den Briten und nicht den Buren zugefallen ist, sind vier Bücher von besonderer Wichtigkeit. Nicht so sehr der Wert des Werkes selbst, als vielmehr die Rücksicht auf den hohen Rang und die frühere leitende Stellung des Verfassers, sowie die Ehrfurcht, die man dem Alter und der gefallenen Größe stets zollt, gebieten es, an erster Stelle die „Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger" zu nennen (J. F. Lehmann, München, 310 S., 6 Mk.). Diese Erinnerungen sind nach den eigenen Erzählungen des Präsidenten durch seinen Privatsekretär Bredell aufgezeichnet und vom Pfarrer Schowalter herausgegeben worden, der in der Burensache so oft einen schönen und uneigennützigen Eifer betätigt hat. — Von Krüger kann man wie von Wallenstein sagen, daß „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" sein Bild in der Beurteilung schwankt. „Uns, deren traditionelle Stellung auch in diesem Kriege auf der Seite des Schwachen, des Kämpfers für die idealen Güter der Freiheit und des Volkstums gewesen ist, hat er lange Zeit als die Verkörperung unseres eigenen Idealismus und unserer geschichtlichen Tugenden gegolten; er war uns gleichsam ein Symbol, das die historische Kritik ausschaltete." In weiten Kreisen ist man jetzt von dieser unbedingten Bewunderung für den „alten Mann" sehr zurückgekommen. Es werden ihm zwar noch immer staatsmännische Begabung, felsenfestes Gottvertrauen, große Verdienste um Transvaal nachgerühmt, andererseits aber seine Starrköpfigkeit, sein Egoismus und eigensinniger Despotismus hart getadelt. Auch wird ihm vorgeworfen, daß er seine einflußreiche Stellung zur Anhäufung eines Vermögens mißbraucht habe, das nach Millionen zähle. — Auf seine Memoiren trifft in jeder Weise Goethes Wort zu: „Am Stil eines Menschen erkennt man seinen Charakter": eine schlichte, kurzgedrängte, körnige Sprache, die uns in ihrer lapidaren Einfachheit oft anmutet, als lese man eine markige Kraftstelle aus der Bibel, dem alten, heiligen Buche, mit dessen Sprüchen Krüger stets seine Reden durchsetzte. Diese schmucklose Darstellungsart, die jeden rhetorischen Schwung verschmäht, paßt ganz ausgezeichnet zu dem allbekannten Bildnis des Mannes, das wir auf dem Titelblatte des Werkes erblicken: auf mächtigen, runden Schultern ein kurzer Hals, darauf ein bei aller Häßlichkeit interessanter und bedeutender Kopf, der in seinen kräftigen, energischen und derben Zügen uns sofort an alte Holzschnitte erinnert; in diesem Gesichte eine breite Nase, ein festgeschlossener, willensstarker Mund, das ganze Antlitz von Ohr zu Ohr von einem weißen

Digitized by Google

Schifferbarte umrahmt, überall eindrucksvolle Linien, die alle auf eine knorrige, selbstbewußte, trotzige Bauernnatur und auf einen harten, eigenwilligen, unbeugsamen Gemütssinn hindeuten. Krüger ist einer der vollendetsten Typen der großen Mehrheit seines Volkes, jener Buren vom alten Schlage der niederdeutschen Ansiedler, die ihrer Urväter Sitten treu bis auf den heutigen Tag erhalten haben, einfache, bibelfeste, konservative Naturen, stille, wortkarge, verschlossene Menschen, zähe wie alle Bauern am Besitze hängend, kühl, phlegmatisch, ausdauernd, zu beißendem Spott geneigt, den Europäern gegenüber von unfreundlichem und oft abweisendem Benehmen. Auf jeder Seite der „Lebenserinnerungen" finden wir Züge dieser Eigenart. Es ist eine äußerst spannende und anregende Lektüre; man schaut wie in ein Riesenkaleidoskop hinein und erblickt eine bunte Fülle von Abenteuern auf den langen Wanderzügen und bei den gefahrvollen Jagden auf Löwe, Elephant oder Nashorn, sei es im einsamen, entlegenen „Veld", sei es im wildverwachsenen Busch oder an den weltfernen Ufern der schilfverkrauteten Flüsse. Und daneben die prächtigen und oft mit trockenem Humor gewürzten Schilderungen von den Sitten und Anschauungen der feindlichen Kaffernstämme, die packenden Darstellungen der grausamen und blutigen Kämpfe, die mit ihnen ausgefochten werden mußten! — Wir erfahren an mehr als einem Beispiel, daß schon lange vor Ausbruch des letzten Krieges die Disziplinlosigkeit und der vollständige Mangel an Gehorsam das Grundübel in der Burenarmee waren. — Es ist erklärlich, daß der Präsident, der die Unabhängigkeit seines Volkes von Englands Macht niedergeworfen sah und nun, als des Winters Schnee schon sein Haupt bedeckte, vereinsamt und verbittert an den Herd Europas sich begeben mußte, in der Beurteilung der britischen Nation häufig allzusehr den unparteiischen Blick vermissen läßt, der ihn sonst rühmlich auszeichnet. Mit welcher herzerquickenden Anerkennung er andererseits Verdienste und Tugenden hervorhebt, zeigen die schönen Worte, die er den beiden besten Männern Südafrikas, dem Präsidenten des Oranjefreistaates Steijn und dem Staatssekretär Reitz, widmet. Hier steigert sich sein Ausdruck bis zum feurigen Enthusiasmus. — Von den militärischen Aktionen des Krieges selbst enthält das Buch nichts. — Den gleichen Standpunkt vertritt das zweite Werk: „Der Burenkrieg; seine Ursachen und seine Entstehung" von Dr. Paul Liman und Dr. Haller von Ziegesar (Hofstetter, Leipzig. 481 S. Mk. 12.50). Es ist ein sehr interessant und geistvoll geschriebenes Buch, dessen Sprache wie die Flamme zugleich erleuchtet und erwärmt; es ist auch ein sehr geschickt geschriebenes Buch, das man mit hohem und stets unvermindertem Genusse liest, obgleich es der berühmten Forderung des Tacitus, daß ein Geschichtswerk sine ira et studio verfaßt sein müsse, keineswegs überall gerecht wird. Denn wenn auch die beiden Darsteller in einem dem Werke vorgedruckten offenen Briefe an Dr. Leyds, den Gesandten Transvaals, versichern, daß sie völlig objektiv urteilen wollen, so blickt doch aus jeder Zeile die Voreingenommenheit gegen England und seine leitenden Männer deutlich heraus.

Den großen Entscheidungskampf selbst behandeln zwei prächtige Bücher, auf die ich hier mit allem Nachdruck hinweise: „Die Transvaaler im Krieg mit England" von General Ben Viljoen (Lehmann, München. 400 S. Mk. 8) und „Der Kampf zwischen Bur und Brite" von General Christian de Wet (Siwinna, Kattowitz und Leipz. 450 S. 12.50 Mk.). Der Name de Wets bedeutet an sich schon ein Programm und ist Musik in

Digitized by Google

den Ohren aller, die sich noch an Mannesmut und an kühner, kriegerischer Tat erfreuen. Afrikaner von altem Schlage, kernhaft, starr und unbeugsam, ein Eisenkopf, dessen Gesichtskreis wohl kaum jemals die Grenzen seiner über alles geliebten Heimat überstiegen hat, ein Bur von der Fußsohle bis zum Scheitel durch Naturanlage, Neigung, Überzeugung, auch in Hinsicht auf eine gewisse Enge der Weltanschauung und der Bildung, ein unversöhnter und nicht zu versöhnender Feind Englands, was er auch nach dem Kriege noch in dem vielbesprochenen Zusammenstoß mit Chamberlain bewiesen hat, ein unermüdlicher, rauher Soldat von vorbildlicher Tapferkeit, ein schlauer und vielerfahrener, listenreicher Führer im großen wie im kleinen Kriege! An manchen Stellen erinnern seine Memoiren allzusehr an den trocknen und etwas dunklen, abgerissenen Stil der Tagebücher; sie scheinen in schneller Hast niedergeschrieben zu sein und lassen manchmal die völlige und sorgsame Durcharbeitung des umfangreichen Stoffes vermissen, was freilich den prickelnden Reiz der Ursprünglichkeit erhöht. Überall aber bleiben sie interessant, ja mitunter packt den Leser eine atemlose Spannung, und man wird hingerissen von der tragischen Wucht und Größe des Gegenstandes. — Viljoen, ein Transvaaler, Abkömmling einer alten Hugenottenfamilie, wie es auch de Wet ist, gehört im Gegensatze zu diesem zu den Buren der modernen Art: ein kühner, verwegener Draufgänger, jung, frisch, energisch, mit hellen Augen ins reale Leben schauend, klug und vielgewandt. Neidlos und bereitwillig erkennt er überall auch die Tüchtigkeit des Gegners an. Vor seiner Abreise nach Südafrika hat Chamberlain eine lange Unterredung mit ihm gehabt und seinen Ansichten hohe Bedeutung beigelegt. Sein Buch gehört unbedingt unter die besten Werke der Memoirenliteratur. Eine durchsichtig klare und lebhafte Sprache zeichnet es aus, die für jeden Gedanken stets das treffendste Wort findet und den Leser nie ermüdet oder langweilt. Es ist, als wenn bei der Lektüre von neuem die blutgetränkten Gefilde um den Tugela und den Baalfluß greifbar nahe vor unseren Blicken auftauchen. Dort drunten am Horizonte erheben sich die Biggars- und Megalieshügel, und hoch steht die Sonne Südafrikas über dem Drachengebirge; der Gesang alter Psalmen tönt an unser Ohr, wir steigen zu Pferde und reiten mit den Burengeneralen ins Feld und hören wieder den Donner der Kanonen in der Schlacht am Rhenosterkop und das mörderische Gewehrfeuer der siegenden Freistaatler bei Reddersburg. — Mit ungeschminktem soldatischen Freimute und rückhaltloser Wahrhaftigkeit wird vor uns ein Bild der Vorgänge aufgerollt, wie sie in Wirklichkeit sich abgespielt haben, getreu nach den Worten Viljoens, die auch auf de Wet zutreffen: „Unparteiisch zu sein habe ich mich nach Möglichkeit bemüht, wenn dieses auch schwer ist für einen Mann, der heute mit der Feder beschreibt, was er gestern mit dem Schwerte in der Hand, von dem noch das Blut rinnt, erlebt hat.“ Wir erfahren, daß die Burentaktik in der ersten Hälfte des Krieges, genau wie in den Kämpfen mit den Kaffern, in der ausschließlichen Defensive bestand. Um keinen Preis wurde die Deckung verlassen; man lag hinter den Kopjes und ließ die Engländer in die Büchsenrohre laufen, deren Kugeln nie ihr Ziel verfehlten. Dadurch erhielten die Briten bei ihrem ungedeckten Massenansturme zwar zunächst blutige Lehren genug, aber andererseits wurden von den Buren Chance auf Chance aus der Hand gegeben, die Operationen hingeschleppt, günstige Gelegenheiten zu völliger Vernichtung der Feinde versäumt und endlich die Katastrophe von Paardeberg herbeigeführt, wo Cronjé sich mit Tausenden ergab. „Zu spät

Digitized by Google

wurde von kühnen Männern, die die Not gebar, der Offensivgeist erweckt.“ Wir erfahren ferner unglaubliche Beispiele von Verräterei, Massendesertion und Disziplinlosigkeit auf seiten der Buren und wiederum Taten des höchsten Heldentums. Wir sehen, wie die „Burenfrauen sich durch ihre stumme Aufopferung und ihr heroisches Ausharren einen Ruhmeskranz um die Stirn flechten“ und die „geistigen Träger des entschlossenen Widerstandes“ werden, der aber allmählich erlahmt, weil Krankheit, Tod und Gefangennahme immer mehr die Reihen jener wenigen Tapferen lichten, die bis zuletzt um de Wet, Botha und Delarey die Fahnen der sinkenden Republiken verteidigten. „Das Blockhaussystem, die Drahteinzäunungen, der Verrat im Lager der Buren, die Bewaffnung der Kaffern durch die Engländer und die Folgeerscheinungen der Konzentrationslager sind hauptsächlich die unmittelbaren Ursachen für den Friedensschluß gewesen.“

Die Burenstaaten sind zwar vernichtet; trotzdem wird die fernere Entwicklung Südafrikas das beständige Interesse eines jeden denkenden Menschenfreundes in höchstem Grade in Anspruch nehmen. Denn es handelt sich dort um viel höheres, als um den Krieg zwischen Bur und Briten und um die Oberhoheit der englischen Krone; war doch der gewaltige Krieg in letzter Hinsicht nur ein Akt in dem sozialen Riesenkampf der fruchtbringenden, bodenbauenden, heimatliebenden Arbeit gegen das Ausbeutertum des heimatlosen Großkapitalismus. Dieser hat zunächst dort gesiegt. „Aber jenes Stück deutschen Idealismus und deutschen Herrenbewußtseins, das ein kleines stammverwandtes Heldenvolk auch für uns zurückerobert hat, wird nicht verloren sein und früher oder später seine Früchte zeitigen.“ **Hans van Hooven.**

Oberflächen-Kultur. Von Fritz Lienhard. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1904. Kl. 8°. 63 Seiten. 1 Mk.

Seit mehreren Jahren gehen die Wege, welche der Kunstwart verfolgt, in eine Richtung, die Fritz Lienhard nicht mehr mit einhalten kann. Es ist darüber zu Auseinandersetzungen gekommen, zu „sachlichen Abgrenzungen“, die aber auf beiden Seiten verletzten, so daß daraus „offene Fehde“ mit „Racheaufsätzen“, „Beschimpfungen“ und „Abwehren“ erwuchs.

Dieses neue Schriftchen hat den Zweck, Lienhards Stellung zu den kulturellen Aufgaben der Gegenwart zu erläutern. Es lehnt sich an ältere Aufsätze und an seine Schrift „Die Vorherrschaft Berlins“ an und setzt besonders dessen letztes und wichtigstes Kapitel „Neuer Geist“ weiter fort. Der Inhalt besteht aus vier Aufsätzen: „Das Königtum des Geistes“, „Der letzte Idealist des 19. Jahrhunderts“, „Die Ästhetik des Kunstwarts“, „Das schöpferische Prinzip“. Der Titel „Oberflächen-Kultur“ ist natürlich polemisch zu verstehen und spricht den Vorwurf gegen den Kunstwart aus, daß er mit seinen Kunstbestrebungen nicht tief genug gehe, auf der Oberfläche haften bleibe. Es handelt sich um die Wege, welche unsere ästhetische Bildung zu gehen habe, und wir werden mitten hineingestellt in die Fragen um den Idealismus und um die wahre Ästhetik. Lienhard wirft dem „Kunstwart“ und der Gruppe von Kritikern und Schriftstellern, die ihm dienen, zu viel Kultus des sinnlichen Schauens, aber mangelnden Tiefblick vor, eine Nüchternheit des Tones, eine hausbackene Sachlichkeit, eine Vorliebe für das Kleinliche, Spießbürgerliche. Dem „Flickwerk der formalen Ästhetik“ gegenüber, die von außen her verstandes-

Digitized by Google

gemäß an die Dinge herantritt, will er einer zentralen Ästhetik das Wort reden. Neben dem Schauen soll mehr die idealisierende Kraft des Beschauers, sein Horchen, sein „seherisches Gefühl", kurz der ganze Mensch und seine ganze Seele in ihr Recht treten. Mit einem Wort: er stellt Schillerschen Weitblick dem Nahblick, der Kleinmalerei und Ausmalerei der vom Kunstwart gepriesenen späteren Dichter, wie Claudius und Mörike gegenüber, Klopstock gegen Claudius, Pindar gegen Theokrit, kurz die sog. Idealisten gegen die Realisten. Er wirft dem Kunstwart und Adolf Bartels vor, daß ihnen die geistige Flugkraft fehle, um in der Linie Klopstock-Herder-Weimar mitzukommen, weshalb sie sich an die Geister hielten, die niedriger am Boden flögen. In der Überzeugung, daß uns die sinnliche Welt nur ein geringes Bruchstück der Wahrheit offenbare, sucht er nach dem seelischen Gehalte des Lebens, nach der seelischen Kraft der Poesie, nach einer verinnerlichten Auffassung, nach einer Vertiefung unserer ganzen Kultur, eben — nach zentraler Ästhetik, und zeichnet uns das Bild Heinrichs von Stein († 1887) als „des letzten Idealisten in der Literatur des 19. Jahrhunderts", wie er nach seinem Herzen ist. Das Gute, das der Kunstwart nach wie vor stiftet, erkennt auch Lienhard dankbar an, fordert aber mit Recht, daß er seines Richteramtes weniger streng walten möge, und weist nach, daß der Kunstwart selbst der Kritik genügende Angriffsflächen biete. Sein Ton ist dabei ruhig, ernst und vornehm. Man merkt, daß es ihm um die Sache, nicht bloß um eitele Rechthaberei zu tun ist.

Prof. Dr. L. Gurlitt.

Emil Frommel. Von Th. Kappstein. Leipzig, Seemann, 1903. 472 S.
Frommel-Gedenkwerk. Bd. VI. Aus des Lebens Leid und Freude. Briefe und Denksprüche. Berlin, Mittler & Sohn, 1902.

Selten, sehr selten sind heutzutage die Männer, welche bei weitem Wirken in der Öffentlichkeit sich eine innerlich freie und unabhängige Stellung bewahren. In Berlin, wo wildes Parteigetriebe jedem sofort eine Etikette anhängt, ist es besonders schwer, sich davon fernzuhalten. Um so höher ist Frommel zu schätzen, wenn es ihm gelang, unbeirrt durch alle Lockungen von rechts und links seinen Weg zu gehen und lediglich seiner liebenswürdigen und gemütvollen Eigenart zu folgen. Daraus erwächst für uns das hübsche Schauspiel, daß Männer der verschiedensten Richtungen mit herzlicher Liebe und Verehrung sich bemühen, das Bild des verstorbenen Hofpredigers dem Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten. Neben dem weit angelegten, in diesen Blättern schon mehrfach besprochenen Frommel-Gedenkwerk, das jetzt bis zum VI. Bande gediehen ist, liegt diesmal eine umfangreiche, sehr frisch und anschaulich geschriebene Biographie Fr.s von Kappstein vor. Dankbare Anhänglichkeit hat dem früheren Konfirmanden Fr.s die Feder geführt, und reichhaltige stenographische Aufzeichnungen, besonders aus dem Unterricht, setzten ihn in die Lage, neues interessantes Material zu verwenden. Der Verfasser überträgt dabei allerdings seinen ausgesprochen liberalen Standpunkt oft auf Frommel, und zwar mehr, als es nach meiner durch persönlichen Verkehr gewonnenen Überzeugung angängig ist. Man darf Fr. am wenigsten auf einige temperamentvolle Äußerungen festnageln. Die nicht ganz feine Bemerkung auf S. 279 über nicht genügende Honorierung seiner Arbeit durch Fr. wäre besser fortgeblieben. Sonst ist das Buch eine erfrischende und anregende Lektüre, weil es sich bemüht, Frommel mit seinem geistreichen und gemütvollen Plauderton recht viel zum Worte kommen zu lassen. Chr. Ragge.

Digitized by Google

Vergangenheit und Zukunft der christlichen Million in Japan.

Die scheinbar geringen Erfolge, welche die europäische und amerikanische Mission zusammen in Japan aufzuweisen haben, obwohl ihnen von Staats wegen nichts in den Weg gelegt worden ist, drängen fast zu der Annahme, als wäre das Christentum für das moderne Japan ein überwundener Standpunkt. Denn was wollen unter den 40 Millionen Japanern schließlich die 100 000 oder auch ein paar hunderttausend Christen bedeuten, die im Laufe eines halben Jahrhunderts bekehrt sind? In diesem Japan, in welchem schon vor mehr als 300 Jahren die römisch-katholische Kirche sich frohlockend rühmte, einen großartigen Ersatz gefunden zu haben für den Abfall der protestantischen Ketzer in Europa? Oder sollte vielleicht gerade die Erinnerung an jene alte Mission und die ihr folgende blutige und vernichtende Unterdrückung im 17. Jahrhundert in dem mit seiner Landesgeschichte wohlvertrauten japanischen Volke eine tiefgewurzelte Scheu gegen das Christentum von Generation zu Generation hinterlassen haben? Kaum glaublich bei einem Volke, das so radikal mit seiner Vergangenheit gebrochen hat. Immerhin ist es lehrreich, in die Beweggründe einzudringen, welche zu jenen Christenverfolgungen geführt haben. Man wird daraus für die neue deutsch-evangelische Mission wenigstens die Zuversicht entnehmen können, daß ihr diese Gründe heute nicht mehr hinderlich sind, und daß gerade deswegen ihr eine segensreiche Tätigkeit bevorstehen dürfte. Denn diese Gründe lagen in der Hauptsache, kurz gesagt, in dem politischen Antagonismus der früheren Mission zu der damaligen japanischen Staatsgewalt.

In Japan scheint sich derselbe Entwickelungsgang des Christentums zu wiederholen wie vor anderthalb tausend Jahren im römischen Reiche. Die Staatskunst und Staatsweisheit, die in Rom das Christentum als staatsgefährlich zu vernichten strebte, mußte es schließlich aufnehmen und sogar zur Staatsreligion erklären, sobald und weil sie erkannt hatte, daß es nicht eine Gefahr, sondern eine Stütze und Grundlage des Staates sei. Es hat etwa 300 Jahre gedauert, von den lebendigen Christenfackeln des Nero bis zu Konstantins Siege im

Digitized by Google

Zeichen des Kreuzes, daß dieser Umschwung in der politischen Meinung Roms sich vollzogen hat. Wenn die Parallele zutreffen soll, ist die Zeit zu solchem Umschwung für Japan jetzt gekommen; und ich meine in der Tat, daß die Grundbedingungen dafür vorhanden sind.

Die Ursache der Christenverfolgungen in Japan war, abgesehen von dem sie dort noch schärfer charakterisierenden Romanismus, im wesentlichen dieselbe wie in Rom. Beiden Reichen erschien das Christentum staatsgefährlich, weil es die Grundlagen hier des altrömischen, dort des altjapanischen Staatswesens mit seiner Verkörperung in dem den Göttern entstammten kaiserlichen Oberhaupte und mit seiner allmächtigen, das ganze äußere und innere Leben des Menschen für sich in Anspruch nehmenden Staatsgewalt bedrohte. Der Christ als solcher war staatsgefährlich, ein Hochverräter, weil er zwar seiner Lehre gemäß dem Kaiser gab, was des Kaisers war, aber sich doch vorbehielt, Gott zu geben, was Gott gebührt, und deswegen also seinem Gott, aber nicht dem römischen Kaiser Opfer darbrachte. Daher mußte im alten Rom der abtrünnige Christ seine Loyalität beweisen, indem er am Altare des Kaisers opferte, in Japan, indem er das Bild des Gekreuzigten mit Füßen trat — derselbe Gedanke in negativer Form.

Religiöse Unduldsamkeit war es nicht, welche die Regenten Japans zur Ausrottung des Christentums bewog; jedenfalls waren sie weniger positiv religiös beeinflußt als z. B. ein Diokletian, den nachweislich warmes Empfinden für altrömisches Wesen und Glauben an die alten Götter für das Heidentum eintreten ließ, oder ein Julian Apostata, den seine Schwärmerei für griechisches Wesen und Wissen gegen das Christentum einnahm. Für die Machthaber Japans war die Staatsraison einzig und allein maßgebend. Erschien sie gefährdet, so war es gleichgültig, ob die Gefahr vom Buddhismus oder vom Christentum drohte. So vertilgte 1571 der erste jener großen Regenten, die für das Christentum in Japan bedeutsam geworden sind, Ota Nobunaga, unter dem es eingeführt wurde, die mächtigen und übermütigen buddhistischen Mönchsklöster mit Feuer und Schwert, indem er erklärte: „Diese Bonzen gehorchten nie meinen Befehlen, sondern unterstützten die Schlechtgesinnten und leisten so dem kaiserlichen Heere Widerstand. Wenn ich sie jetzt nicht beseitige, so wird dieser Unfug ewig dauern." Mit Unrecht haben ihn deswegen die Jesuiten als einen Christenfreund gepriesen. Denselben Ton schlug einige zwanzig Jahre später sein großer Heerführer und Nachfolger in der Regentschaft, Hideyoshi, der 1587 das erste Christenverbot erlassen hatte, in entgegengesetzter Richtung an, als die katholischen Patres mit dem Rückhalt an Spanien und Portugal anfingen, unbequem zu werden, und der Gouverneur von Kioto ihm deswegen seine Besorgnisse äußerte. „Wenn sie klug sind," erwiderte ihm der Regent, „so werden sie meinen Befehlen nicht zuwiderhandeln, wenn nicht, will ich sie lehren, meiner zu spotten." Daß diese Lehre von der Empfindlichkeit der Staatsgewalt und ihrer unbedingten Ablehnung ausländischer Einflüsse damals nicht schon schärfer ausfiel, war wohl nur der allesbeherrschenden Sorge um die japanischen Armeen in Korea und dem baldigen Ableben des Taikosama Hideyoshi im September 1598 zu danken. Aber der Grundsatz von der ausschließlichen Unterordnung aller und eines jeden in seiner ganzen Existenz unter die einheimische absolute Staatsgewalt wurde der christlichen Mission gegenüber desto lebendiger und mißtrauischer, je mehr Anhänger diese gewann — damals annähernd eine Million —, je mehr Beachtung als zentrifugales, ultramon-

Digitized by Google

tanes Element im Staate sie auf sich zog und je mehr andererseits die zentralisierende Staatsgewalt an Macht zunahm. Natürlich aber mußte sich die Gravitierung des japanischen Christentums nach Spanien und Rom in der ausschließlich römisch-katholischen Mission damals immer mehr ausprägen, je mehr Japan als Kirchenprovinz in den hierarchischen Organismus der römisch-katholischen Kirche eingegliedert wurde. Wie einerseits das Bistum Japan ohne weiteres den Dekreten, Breves und Bullen von Rom Gehorsam schuldete und leistete, so brachten die fortgesetzten Hinweise, Berichte, Sendungen von Fragen nach Rom beide in eine ersichtliche Wechselbeziehung, die sich dem Einflusse der Zentralgewalt entzog. Gingen doch schon Ende der 80er Jahre mehrere christliche Prinzen in geistlicher Begleitung nach Rom und an die Höfe von Lissabon und Madrid, um etwa ein Jahrzehnt lang spanische und römische Hof- und Kirchenluft zu atmen; bat doch 1613 der mächtige Fürst von Sendai unter Absendung Bevollmächtigter den Papst direkt um Errichtung eines zweiten japanischen Bistums in seinem Lande, mit dem Versprechen, alles zu tun, was Seine Heiligkeit zur Verbreitung des christlichen Glaubens für nützlich halten würde. Bedenkt man, daß diese zwar gewohnheitsmäßig erblichen Lehensfürsten tatsächlich keine wesentlich andere Stellung hatten als die sog. Vizekönige Chinas, so kann man sich vorstellen, welchen Eindruck derartige selbstherrliche partikularistische Anknüpfungen überseeischer Beziehungen auf die eifersüchtige und immer mehr erstarkte Zentralregierung machen mußten. Daß sie aber bald als im höchsten Grade staatsgefährlich erkannt wurden, dafür sorgten insbesondere drei Umstände, die sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts geltend machten und schließlich auch den großen Begründer der erblichen Tokugawa-Regentschaft nötigten, seine anfängliche Zurückhaltung gegen das Christentum aufzugeben.

Erstens nämlich folgte den vorsichtigen Jesuitenvätern, welche jahrzehntelang allein von Portugal über Goa und Macao die Mission in Japan betrieben hatten, auf Grund eines Dekrets Gregors XIII. eine Flut von Franziskanern, Dominikanern, Minoriten und anderen spanischen Ordensbrüdern über Neuspanien, die Philippinen, und es entspann sich ein heftiger, eifersüchtiger, oft gewalttätiger Wettbewerb in den hierarchischen und handelspolitischen Bestrebungen Spaniens und Portugals, der die Uneigennützigkeit des Missionswerkes in den Augen der japanischen Gewalthaber stark kompromittierte. Sodann hatten die Patres vielleicht in Überschätzung ihres Einflusses, vielleicht in Unterschätzung der gewaltig aufstrebenden Macht des Tokugawa-Hauses das Unglück, diesem gegenüber eine verkehrte Taktik einzuschlagen und sich mit seiner politischen Gegnerschaft intim einzulassen, und die Berichte der Patres atmen schon damals, besonders nach dem Falle des Schlosses von Osaka, dem letzten Bollwerk dieser Gegner, die Bangigkeit vor den Folgen dieser Verkehrtheit. Das entscheidende Moment aber, welches wie ein Funke in den also gesammelten Zündstoff hineinfuhr und den ganzen politischen Hintergrund und Rückhalt jener Mission in schonungslos helles Licht setzte, war das Erscheinen der Engländer und Holländer auf dem Schauplatze.

Das macht diese Epoche der japanischen Geschichte für uns so besonders anziehend, daß wir an den Gestaden dieser weitabgelegenen Eilande des fernsten Ostens die Wogen von der Flutwelle branden sehen, die der Geisterfrühling der im Abendlande angebrochenen neuen Zeit aufgewühlt hatte und die das Papsttum wie die spanische Weltherrschaft zu verschlingen drohte. Es war das Früh-

Digitized by Google

lingsbrausen des Protestantismus, des deutschen, friesisch-angelsächsischen Germanentums gegen das romanistische Mittelalter, dessen fernste Schwingungen hier durch die Kryptomerienhaine Nippons fuhren.

Wie daheim, so sahen diese englischen und holländischen Ketzer auch in Japan in Spaniern und Portugiesen wie in Jesuiten und anderen katholischen Orden ihre geschworenen Feinde und taten alles, um den Japanern über die tieferen, politischen Beweggründe und Folgen ihrer Mission die Augen zu öffnen. So wurde schon 1611 dem Schogun (Regenten) ein Schreiben des Prinzen Moritz von Oranien überreicht, in welchem dieser ihm mit unverhohlener Offenheit auseinandersetzte, daß „Portugiesen und Kastilier seine Feinde seien, die den Ehrgeiz hätten, die ganze Welt zu erobern, und tausend Lügen vorbringen würden, um die Holländer und ihren harmlosen Handel auch von Japan fernzuhalten. So hätten sie es anderwärts gemacht und so machten sie es immer. Um sich das Land in die Hand zu spielen, schickten sie ihre Priester aus, die denn alsbald anfingen, persönliche Schwierigkeiten, Streit unter den verschiedenen Sekten und Haß gegen Andersgläubige zu erregen, Revolutionen und Krieg anzuzetteln und sie so schließlich zu Herren des Landes zu machen."

Das wirkte; es liest sich fast, als wäre unter dem Eindrucke dieser Mitteilung des Oraniers das verhängnisvolle Edikt abgefaßt, mit dem nun am 27. Januar 1614 der Regent den Vernichtungskampf gegen das Christentum in Japan ankündigte. „Die Kirishtan-Bande", sagt er, „sei nach Japan gekommen, nicht bloß damit ihre Handelsschiffe Waren austauschten, sondern auch in der Absicht, eine böse Lehre zu verbreiten, um eine Veränderung der Regierung zu bewirken und das Land in Besitz zu nehmen. Das sei der Ursprung großen Unheils und müsse von Grund aus zerstört werden." Das konnte jetzt ohne Beeinträchtigung des Nutzens aus dem fremden Handel geschehen; dafür hatte man ja die Holländer, die man deshalb ruhig gewähren ließ. Der Schlag traf nur die katholische Mission, und diese mit vernichtender Gewalt.

Nachdem an 300 Priester Landes verwiesen und nach Macao geschafft waren, machte die Regierung den zurückgebliebenen Christen schonungslos den Prozeß. Immerhin einen Prozeß. Denn das war auch hier wie im alten Rom das Charakteristische, daß die Verfolgung ein mehr oder weniger willkürliches Verfahren von Staats wegen war. Wie bei irgendeinem anderen Verbrechen gegen den Staat, so wurde hier wegen des in der Christeneigenschaft begründeten Zustandes der Widersetzlichkeit gegen das Staatsgesetz, welcher aufhörte mit dem Abfall vom Christentum, vorgegangen. Darin liegt der offenbare Gegensatz zu den grausigen Christenverfolgungen, durch welche China die ganze zivilisierte Welt mit Entsetzen erfüllt hat. Denn wenn auch dazumal wie immer, wenn Machthaber zur Gewalttat schreiten, der Pöbel ihr vornehmster Büttel ist, und daher auch in Japan wie in Rom bei diesen Gelegenheiten der Straßenpöbel mitmachte, so blieb er doch immer nur im Gefolge der offen vorgehenden Regierung. In China gerade umgekehrt. Wenn die Regierung dabei ihre Hand im Spiele hatte, so geschah es doch nicht amtlich, sondern in heimlicher Aufhetzung des Pöbels, dessen religiöser Fanatismus und Fremdenhaß das offene Leitmotiv abgab für jene wüsten Christenhetzen.

Als wenn die Warnungen des Prinzen Moritz von Oranien sich buchstäblich erfüllen sollten, brachte nach etwa zwei Jahrzehnten blutigster Verfolgung die harte Bedrückung der Bauern in Arima und Amakusa, der ur-

Digitized by Google

sprünglichen Domäne des Christentums, wo es also auch wohl am festesten eingewurzelt war, die meist christlichen Untertanen der dortigen Fürsten zur Verzweiflung und zur Empörung gegen ihren Herrn. Dieser sog. Aufstand von Shimabara, von unserem Landsmanne Dr. Ludwig Rieß vortrefflich kritisch beleuchtet, wurde nach langer Gegenwehr schließlich von der Zentralregierung unter mehr oder weniger widerwilliger Beihilfe der Holländer 1638 unterdrückt, und in dem damit verbundenen Massaker das Christentum, fast hundert Jahre nach seiner ersten Einführung in Japan, bis auf unwesentliche Überbleibsel buchstäblich in Blut ertränkt. Bei diesen Verfolgungen wurde von seiten der Christen ein Glaubensmut bewiesen, der ein ebenbürtiges Seitenstück bildet zu den heldenhaften Blutzeugnissen der Märtyrer im alten Rom. Begeistert, selig für ihren Glauben zu sterben, gingen diese Japaner in den Tod, nicht etwa nur in augenblicklicher fanatischer Verzückung, sondern oft nach monate-, jahrelangen Quälereien und Martern, die in den abscheulichsten Pesthöhlen von Gefängnissen ihren Höhepunkt erreichten. Wer davon Beispiele haben will, der lese die haarsträubenden Beschreibungen in dem Briefe des Franziskaner-Paters Diego an den Pater Provinzial in Payès Histoire de l'Eglise chrétienne au Japon.

Fassen wir die Ergebnisse der Geschichte dieser interessanten Epoche zusammen, so ergibt sich dreierlei. Einmal sehen wir, daß das japanische Volk nach Charakteranlage und Entwickelung trotz angeblich großer religiöser Gleichgültigkeit nichts weniger als unempfänglich gegen das Christentum gewesen ist; sodann, daß fast ausschließlich nationalpolitische Gründe die Verfolgung und Ausrottung des Christentums als einer staatsfeindlichen Einrichtung veranlaßten; endlich, daß diese Vernichtung nur darum der japanischen Staatsgewalt gelang, weil sie im Gegensatz zu dem zersplitterten Zäsarentum des sich zersetzenden römischen Weltreiches auf der Höhe ihrer Zentralisation stand und stark genug war, von vornherein jede Einmischung christlicher Mächte abzuschneiden und das einheimische Christentum isoliert in der Abgeschlossenheit des eigenen Landes mittels der sicher arbeitenden Staatsmaschine zu zermalmen.

Wenn wir damit die gegenwärtige Stellung des japanischen Reiches und Volkes vergleichen, so sehen wir, daß diese beiden Erscheinungen in Wegfall gekommen sind. Kein Mensch wird heute noch mit Grund behaupten können, daß das Christentum als solches eine der gegenwärtigen japanischen Staatsgewalt feindliche oder gefährliche Macht sei. Indirekt hat das die Verfassung Japans auch selbst anerkannt, indem sie im 28. Artikel den Japanern Glaubensfreiheit in den durch die Bedürfnisse der öffentlichen Ordnung und die Untertanenpflicht gezogenen Grenzen gewährleistet. Wie das zu verstehen, hat Marquis Ito in seiner Erklärung zu diesem Artikel deutlich genug auseinandergesetzt, indem er sagt, Glaube und Überzeugung lägen auf geistigem Gebiete. Aber die Form der Anbetung, das Predigen, die Art der Propaganda und die Bildung religiöser Vereine und Versammlungen seien im Interesse des öffentlichen Friedens und der öffentlichen Ordnung allgemeinen gesetzlichen oder polizeilichen Vorschriften zu unterwerfen; diese müßten befolgt werden, da kein Anhänger eines Glaubens das Recht habe, sich außerhalb der Staatsordnung zu stellen. Hiernach hat die evangelische Mission offenbar keinerlei Besorgnisse zu hegen, da sie, wie auch unser früherer Gesandter in Japan und in China, Exzellenz von Brandt bestätigt, durchaus keine politischen Zwecke verfolgt. Dagegen scheint mir allerdings für die römisch-katholische Mission nach wie vor

Digitized by Google

die Gefahr eines Zusammenstoßes mit der Staatsgewalt gegeben, so lange als einerseits die hierarchische Gliederung der römischen Kirche die Notwendigkeit des päpstlichen Oberhauptes in Rom voraussetzt und andererseits der japanische Nationalstolz nie und nimmer es zugeben kann und wird, daß dieses fremde Oberhaupt in Japan über Japaner maßgebenden Einfluß gewinnt.

Rudorff.

Der Vogelsang nach seiner Tendenz und Entwicklung.

Wem, und wäre sein Ohr musikalisch noch so ungeschult, drängte sich auf seinen Wanderungen durch die grünen Fluren nicht die Wahrnehmung auf, wie vielfach verschieden in Tonstärke, Takt, Tempo, Singweise der Vogelsang ist. Anders klingt das jubilierende Trillieren, mit dem die Lerche am frühen Morgen zur Höhe steigt, anders der schmetternde Finkenschlag, der uns aus allen Ecken des Waldes entgegenschallt, anders das liebe Liedchen, das der Rotschwanz vom Dachfirst herab uns zujubelt, und wieder ganz anders der seelenvolle, strophenreiche Sang der Drossel, der Nachtigall. Und selbst ein und derselbe Vogel singt und ruft in verschiedener Lebenslage ganz verschieden, anders, wenn er vollster, ungetrübter Lebenslust Ausdruck gibt, anders, wenn ihn Not und Sorge drücken.

Warum singt der Vogel nicht das ganze Jahr, warum gerade im Frühjahr am öftesten, am besten? Warum singt in der Regel nur das Männchen? Warum singt der eine Vogel besser als ein anderer gleicher Art? Wozu singt überhaupt der Vogel? Über die Fragen haben viele gegrübelt und gerätselt, und am schlechtesten haben jene Antwort zu geben verstanden, welche durchaus nur einen Grund für die Tendenz des Vogelsanges suchten.

Vor allem hat man zwischen dem eigentlichen Vogelsange und den gewöhnlichen Vogellauten zu unterscheiden, mit Hilfe deren Vögel sich gegenseitig verständigen, einander warnen, Ärger, Angst, Neid, Eifersucht ausdrücken, schrecken oder Hilfe anrufen. Der eigentliche Gesang dient edleren Zwecken, kündet vornehmere Regungen, bringt die Freude am Dasein, die Liebe zum Weibchen, die Hingebung zu den Jungen, den Wetteifer mit andern zum Ausdrucke.

Hören wir, was der fleißige Beobachter des Vogellebens, Alfred Brehm, über den Vogelsang zu sagen weiß. Ihr Gesang, sagt er, ist nichts anderes als ein Flehen oder ein Jauchzen der Liebe. Singend zieht der Vogel auf die Brautfahrt; durch Gesang kündet er dem Weibchen sein Erscheinen, seine Nähe; durch Gesang ladet er es ein, ihm sich zu gesellen; im feurigsten Gesang drückt er sein Entzücken aus, wenn er ein Weibchen gefunden; in Gesang kleidet er sein Begehren, Verlangen, Sehnen und Hoffen; durch Gesang gibt er seine

Digitized by Google

Stärke zu erkennen; im Gesange jauchzt er sein Glück, seine Seligkeit zum Himmel; mit Gesang fordert er jedes andere Männchen seiner Art, welches sich erdreisten sollte, dieses Glück zu stören. Der Vogel, sagt Brehm weiter, singt mit vollstem Bewußtsein, offenbart in seinem Gesang seine Seele; auch er ist ein Dichter, welcher innerhalb der ihm möglichen Grenzen erfindet, gestaltet und nach Ausdruck ringt; gewiß singt der Vogel nur zu einer ganz bestimmten Zeit, aber nicht deshalb, weil er zu einer anderen Zeit nicht singen kann, sondern weil er zu einer anderen Zeit keine Veranlassung zum Gesange mehr hat, weil er nicht singen will.

Eingehend hat der bekannte Ornithologe Dr. B. Placzek in einer jüngst publizierten Arbeit über den Vogelsang (Verhandlungen des naturforschenden Vereines in Brünn, XXII. Band), die Frage von der Tendenz und Entwicklung des Vogelsanges geprüft, eine Studie, die weitester Bekanntmachung würdig ist.

Auch er stimmt mit den meisten Vogelkundigen darin überein, daß dem Vogelsang ein erotischer Charakter innewohnt, und bringt hierfür zahlreiche Belege. Über die kosmische Bedeutung der Liebe finden wir ja in Mantegazzas „Physiologie der Liebe", Brehms „Leben der Vögel", Burdachs „Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft", Fischers „Aus dem Leben der Vögel", Goulds „Handbook to the Birds of Australia", Büchners „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt" und anderen Werken markante Aussprüche. „Die ganze Natur ist nur ein einziger Liebeshymnus." „Die Liebe ist das allgemeine, erhaltende Prinzip, welches das Weltall zusammenhält und welches auf der Erde nicht erlischt, sondern so lange auf ihr wirkt und schafft, als diese selbst besteht." „Die Nachtigall ist Dichterin in der vollsten, schönsten Bedeutung des Wortes; sie bringt die Gedanken und Gefühle, die Lust und den Schmerz, die Sehnsucht und die Klage der Liebe, welche ihr Inneres erfüllt, in Form und Einhall und findet für das Wort auch zugleich den Klang und die Weise. Ihr Gesang flutet dahin wie ein klarer, milder Strom; er steht einzig da in seiner Art und ist unerreichbar, unnachahmlich; er wetteifert an Innigkeit und Verständnis mit dem des Menschen und übertrifft ihn vielfach an Fülle und Schönheit des Tones." In „Tristan und Isolde" besingt Gottfried von Straßburg die Nachtigall als Botin der Liebes- und Lebenslust:

„Das holde Vogelgetöne
Das selige, das schöne,
Dem Herzen und dem Sinne
Zu seligem Gewinne,
Erfüllt mit Freuden Berg und Tal.
Die wonnevolle Nachtigall,
Das liebe, süße Vögelein,
Das immer soll gesegnet sein,
Das sang aus blühenden Zweigen
Mit solchem Lusterzeugen,
Daß manches Herz, manch edles Blut
Freude gewann und hohen Mut."

„Die Welt der Vögel", sagt Toussenel, „ist nicht bloß diejenige, in der am meisten geliebt wird: es ist auch die erste, in der man liebt; durch sie verkörpert sich das Prinzip der Liebe in der Tierwelt." „Der Vogel ist in der Wonnezeit der Liebe ein ganz anderes Tier als sonst. Sein ganzes Wesen ist wie ausgewandelt, er tritt sozusagen höher aus sich heraus."

Aber trotz dieser Allgewalt der Liebe hat dieser mächtige Lebensfaktor, sagt Dr. Placzek, den genuinen Sangestrieb nicht erzeugt, vielmehr die aus andern Quellen stammende Tendenz erhöht. Die Lust am Leben ist es, die sich unbezwinglich in den Tonweisen des Vogelsanges kündet. Wo solche Lebenslust ihren Höhepunkt erreicht, gelangt auch der Gesang zur höchsten Stufe. Ich

Digitized by Google

möchte da auf Äußerungen über den Vogelsang verweisen, welche die Brüder Müller, fleißige Beobachter deutschen Tierlebens, schon viel früher getan haben: Auffallend wirkt die Zaubergewalt des Minnetriebes auf die Kehle des Vogels, auf seine Stimme, seinen Gesang. Sie wird geschmeidig, beredt, zu wirkungsvollem Vortrag bei den Sängern befähigt, selbst bei gesangloſen Vögeln einzelnen melodischen Tönen dienstbar; sie stimmt ein in die allgemeine Gehobenheit und Neubelebung des ganzen Organismus. Welches Wunder entfaltet sich da unserem lauschenden Ohr! Wir nehmen sogar im Gesange der hervorragendsten Meister eine gewisse Produktivität wahr, eine, wenn wir so sagen dürfen, dichterische Emphase, wo die zur Höhe der Begeisterung gestiegene Empfindung nach neuen Formen ringt und sonst nie Gehörtes leistet. Die eigentliche Blüte des Gesanges wird durch die Minne sicherlich hervorgetrieben, aber er ist nicht einzig und allein von ihr abhängig, am allerwenigsten bar des seelischen Antriebes, der bewußten Empfindung. Es singen Vögel auch noch, wenn die geschlechtlichen Regungen längst zurückgetreten sind. Bewirken doch Witterungs-, auch Nahrungseinflüsse, daß unsere Sänger in dem einen Jahre schöner und länger singen, als in ungünstigen Zeiten. *Das Gefühl des Behagens und Wohlbefindens und der erheiternden Anregung ist neben dem Minnetriebe Beweggrund des Singens.*

Wie aber erklärt sich die Tatsache, daß die Vogelweibchen in der Regel nicht singen? Sie besitzen doch, von einer etwas schwächeren Muskulatur abgesehen, einen genau so wie bei den Männchen konstruierten Singapparat. Der Grund ist ein tiefer liegender, im Gemütsleben des weiblichen Vogels ruhender. Auch dem Weibchen fehlt nicht die Tendenz, seinem Lustgefühle tönenden rhythmischen Ausdruck zu geben. „Aber das Ewig-weibliche", sagt Placzek, „legt auch dem Vogel eine gewisse Beherrschung und Reserve auf, sei es nur die Selbstbeherrschung, den Anschein bescheidener Zurückhaltung durch ein gewisses Sprödetun zu bewahren, bald unbewußt und bald mit berechneter Absicht. Die Erfahrung, daß die Liebeslust der Männchen durch Gleichgültigkeit und Widerstand gereizt und bis zur Raserei gesteigert werden kann, läßt das Vogelweibchen alle Künste abgefeimter Koketterie entfalten, von der Mantegazza sagt: „Kein Weib der Welt kann die abscheuliche Raffiniertheit eines Kanarienvogelweibchens übertreffen, welches dem Ungestüm des Männchens anscheinend Widerstand leistet. Alle die unzähligen Arten, womit die Frauenwelt ein Ja unter einem Nein verbirgt, sind nichts gegen die abgefeimte Koketterie, die verstellten Fluchtversuche, die Bisse und die tausend Kniffe der weiblichen Tierwelt." Übrigens ist der Gesang auch dem Weibchen gegeben. Wie ihre Brüder machen auch die Weibchen in der Jugend einen Kursus der Musik durch, zwitschern in der Jugend wie diese und bedürfen ja, wie die Männchen, des Stimmapparates und der Stimmgebung, um piepend oder wispernd den Lockruf des Männchens zu erwidern oder plaudernd mit der jungen Brut sich zu unterhalten. Von weiblichen, besonders von verwitweten Gimpeln, Kanarienvögeln, Rotkehlchen, Lerchen hat man sogar sehr melodischen Gesang gehört.

Singt nach dem bisher Gesagten der Vogel zunächst zu seinem eigenen Vergnügen, oft gerade dann recht lustig, wenn er sich allein weiß, und erreicht dieser Vogelsang im Liebesfrühling, da alle Lebenslust sich steigert und zum mächtigen Liebestriebe auch noch der Drang, den Nebenbuhler zu übertrumpfen, sich gesellt, seine höchste Vollendung, so veranlassen den Vogel auch noch andere Gründe zum Singen.

Digitized by Google

Wenn das Weibchen, das sich dem Männchen zugesellte, ans beschwerliche Nisten geht und dem Bebrüten der Eier obliegt, dann läßt das Männchen zur Erheiterung des geplagten Weibchens seinen fröhlichen Sang hören, den es erst einstellt, wenn die junge Brut ausgeschlüpft ist, die Mühen der Futterbeschaffung beginnen, das Singen in der Nähe des Nestes auch die Brut verraten würde.

Der Vogel singt aber auch zur Erheiterung seiner Brut, wo er diese geborgen weiß. Eine hübsche Beobachtung solcher Art hat Dr. Placzek in den Parkanlagen des Brünner Spielbergs berüchtigten Angedenkens gemacht. Dort hatte ein Weißkehlchenpaar sein Nest errichtet. Das Männchen hatte während der ganzen Nistzeit das brütende Weibchen durch seinen Sang erheitert und diesen eingestellt, als es galt, mit dem Weibchen für die ausgeschlüpften Jungen Futter herbeizuschaffen. Dann waren die Jungen halbflügge geworden und schlüpften schon durch das Gebüsche, ohne aber noch fliegen zu können. Da wurden die drei Jungen eines Tages von einem täppischen Gärtnergehilfen aus dem Neste gescheucht. Zwei der Jungen entkamen mit der Mutter, das dritte, vom Männchen ängstlich umflattert, fing Dr. Placzek ein und brachte es in einem dichten, nur nach vorne freien Käfig unter, der auf dem Pfosten einer Verandatüre aufgehängt wurde. Trotzdem die Türe häufig benutzt wurde und knarrte, blieb das Männchen immer in nächster Nähe, brachte dem Jungen fleißig Nahrung, rief dem eingesperrten Jungen sein knarrendes Zapp, Zapp zu und fing dann sein altes, schon eingestelltes Lied, eine Strophe von sieben bis neun, dem hellen Bimmeln eines Glöckchens ähnlichen Tönen, wieder zu singen an. Erst nach acht Tagen, als der junge Vogel nach Fliegen und Mücken, die in seinen Käfig kamen, zu schnappen und selbständig das Futter aus seinem Napf aufzupicken begann, stellte das Männchen seinen Sang ein und blieb aus. Sein Gesang galt also dem unmündigen, jungen Vogel, der Erheiterung des der Freiheit beraubten, noch pflegebedürftigen Vogels.

Andererseits wieder singt der gefangene Vogel seinem Pfleger zum Vergnügen, aus einer Art von Dankbarkeit. Es liegt ihm an dem Gefallen seines Pflegers; er wiederholt fleißig das Lied, das Gefallen findet, und findet selbst umsomehr Freude an seinem Sang. Daher singen gefangene Singvögel, sofern sie sich wohl befinden, viel öfter als im freien Zustande und zu verschiedenen Jahreszeiten. Ein lebhaftes Beispiel dafür, daß dem gefangenen Vogel an der Meinung seines Pflegers gelegen ist, erwähnt Dr. Placzek aus eigener Beobachtung. Er hielt eine Steindrossel (Turdus saxatilis), auch einsamer Spatz genannt, gefangen. Dieser Singvogel ist wegen seiner hübschen Färbung — Kopf, Hals und Brust stahlblau, Rücken und Flügel rötlichbraun, Innenseite der Flügel, Bauch und Schweif lebhaft orangerot — ebenso beliebt, wie wegen seines sanften Flötengesanges und seines intelligenten, gelehrigen Wesens. Dr. Placzeks Steindrossel, die aus dem Neste erhalten worden war, war bald zahm und zutraulich geworden. Eines Tages hörte Dr. Placzek am frühen Morgen ein auffallend melodisch reines, abgetöntes, wie aus einem fernen Hofe herüberkommendes Krähen eines Hahnes. An seine Steindrossel, die hinter dem Fenstervorhange der Studierstube neben dem Schlafzimmer hing, dachte er nicht im geringsten, überraschte den Vogel aber eines frühen Morgens, von diesem nicht bemerkt, wie er die Flügel und den einen Fuß reckt und streckt, sich die Federn sträblt und putzt, dann mit der Stimme einsetzt und — kräht. Sowie der Beobachter aber hinter dem Vorhange hervortrat, verstummte

Digitized by Google

der Vogel und flatterte hin und her, als hätte er Schlimmes angestellt. Erst zwei Tage später ließ er wieder in der Frühe sein Krähen hören, um aber beim Öffnen der Türe sofort in der Mitte abzubrechen. Der Vogel mußte, meint Dr. Placzek, das spottende Imitieren des Hahnes als eine für einen solchen edlen Sänger ungeziemende Handlung ansehen, für etwas Unanständiges, für einen losen Streich, dessen sich sein ästhetisches Vogelgewissen, besonders vor seinem Herrn, zu schämen hatte, an dessen Achtung und Beifall dem Vogel gelegen war.

Das Singen *aus bloßer Rivalität*, aus Eifersucht, ohne Liebesobjekt erklärt Dr. Placzek aus der mit einem Lustgefühle wirkenden Tendenz, sich geltend zu machen, sich hervorzutun. Verdrängt ein trauriger Affekt das Lustgefühl, so hört auch das Wettsingen auf. Frisch eingefangene Vögel singen nicht. Das Unbehagen ob der verlorenen Freiheit läßt Sangeslust nicht aufkommen und alle Rivalität mit anderen Sängern vergessen.

Wie hat sich nun der Singapparat und der Sangtrieb der Vögel allmählich entwickelt? „Die Fähigkeit zu singen, d. h. in bestimmten Intervallen, in gewisser Wahl und Aufeinanderfolge Töne durch die Kehle hervorzubringen, sowie die Tendenz dazu hat gradweise sich und ihr Organ ausgebildet, in der Entfaltung sich gegenseitig steigernd." Ehe sie sich noch der Tongebung bei den Vögeln anpaßte, war ja die Luftröhre als Atmungsorgan schon vorhanden. Sie vermittelte den steten Austausch der Außenluft und der durch den Stoffwechsel und die Oxydation im Körper erzeugten Gase und besaß schon im Anfange zur Regulierung des Ein- und Ausatmens einen primitiven Verschluß, der ja auch das Eindringen von Nahrungspartikelchen in die Luftröhre verhindern soll. Bedenkt man nun, wie ausgiebig die Brustmuskeltätigkeit des fliegenden Vogels, wie energisch seine Atmungstätigkeit sein muß, um die Lunge, die Hohlräume der Knochen zu füllen, damit sein Volumen sich vergrößere, sein spezifisches Gewicht sich verringere und so der Widerstand und die Tragkraft der äußeren Luft sich erhöhe, so folgt daraus, daß der Verschluß der Luftröhre immer kräftiger und komplizierter sich gestalten mußte. Es bildete sich mit der Zeit ein doppelter Verschluß der Luftröhe, der obere Kehlkopf und der untere vor dem Einmünden der Luftröhre in die Lungen und der Abzweigung in die Bronchien. Schon in der Folge der kräftigen Atmung müssen aus akustischen Gründen beim stoßweisen Ein- und Ausatmen der Luft Töne entstehen. Gerät nun gar ein Schleimklümpchen in die Spalte oder bildet sich bei energischer Luftausstoßung eine Faltung oder Wulstung der Schleimhaut derart, daß eine dünne, schwingende Membran zwischen die Spaltöffnung gerät und sich in ihr verfängt, oder gar nach Art einer Zungenpfeife anlötet, so entstehen zufällig und unabsichtlich mannigfaltige Geräusche. Solche des öfteren zufällig ausgestoßene Töne wiederholte dann der Vogel absichtlich, anfangs ohne damit einen bestimmten Zweck zu verbinden, dann aber, als diese Töne auf sein eigenes Gehör oder auf andere Wesen bestimmte Wirkungen ausübten, mit beabsichtigter Wirkung. Damit war die absichtliche, zielbewußte, artikulierende Stimmgebung erreicht. Ihr paßte sich allmählich ein passender Stimmapparat mit Knorpelgehäuse, Stimmritzen, Stimmbändern und den nötigen Muskeln an. Bedenkt man weiter, welch reiches Repertoire akustischer Eindrücke dem vokalen Nachahmungstrieb des Vogels im Brausen, Rauschen und Pfeifen des Windes, der sich an den Felsen bricht, durch die Wipfel und Klüfte fährt, im Prasseln des Regens, Plätschern der Bäche sich bietet und

Digitized by Google

wie angewiesen andererseits Vögel auf weiter Wanderung über die Lande hin, in Sturm und Nacht sind, sich durch allerlei Tonsignale, Warnungs- und Lockrufe zu verständigen, beim Holen von Nistmaterial oder Futter mit der zurückgebliebenen Genossin, der futtergewärtigen Brut in Fühlung zu bleiben, dann begreift man, wie sich von primitiven Anfängen die Stimmgebung des Vogels immer vollkommener ausgestaltete. Dr. Placzek führt eingehende Nachweise an, wie sich der Vogelsang anatomisch und morphologisch entwickelt, wie die Gestalt und Beschaffenheit der Luftröhre und beider Kehlköpfe der Tendenz des Gesanges sich angepaßt hat und sich diese Organe im Vergleiche zu den gleichnamigen bei den Kriechtieren und Lurchen entwickelt haben, besonders auch, wie sich der Vogelsang psychophysisch entwickelte, welche geistigen Kräfte und Eigenschaften, welche Gemütsaffekte den Vogelsang anregten und erzeugten.

Unter allen Tieren stehen die Vögel, was Tonkunstsinn und Klangempfindung anbelangt, obenan. Wer einmal in stiller Frühlingsnacht die Nachtigall gehört hat, wie sie zart beginnend die sehnend gezogenen Flötentöne einsetzt und dann zu immer lauterem, vollerem, dringlicherem Liede ausholt, wie sie in schmelzendem, seelenvollem Sange unerreichbar und unnachahmlich das Himmelaufjauchzen und Zutodebetrübtsein künstlerisch vollendet, wer dem Lied des Blaukehlchens gelauscht hat, das seinen Sang mit zarten, gezogenen Zirptönen beginnt, dann eine Reihe kurzer Töne mit Vorschlag in rascher Folge anreiht, dann lange und kurze Töne kombiniert folgen läßt, um dann wieder eine Reihe gezogener Töne anderer Lage hören zu lassen, denen, wie aus zwei Kehlen kommend, ein merkwürdiges Gemische zischender und pfeifender Töne folgt, — der glaubt wohl an den ausgebildeten Tonkunstsinn des singenden Vogels. Solchem Tonempfinden entspricht es, wenn die Weibchen in der Regel den besten Sänger erwählen, wenn, wie Finkenliebhaber beobachtet haben, Finken, die in einem Tale miteinander wetteifernd ihr schmetterndes Lied hören lassen, beim Auftauchen eines fremden, runder, voller singenden Finken eine Zeitlang schweigen, dann aber, wenn sie die neue Sangweise im stillen erlernt haben, in schmetterndem Chorus nach der Sangart des Fremdlings singen.

Dazu kommt die ganz besondere Fähigkeit vieler Vögel, die mit seinem scharfen Gehör wahrgenommenen Eindrücke nachzuahmen. Man kennt ja die Nachahmungskunst der Würger. Der kleine Neuntöter (Lanius collurio) wiederholt die Sangweise fast aller Singvögel und imitiert in der Gefangenschaft das Knarren der Türen, Klirren der Fenster, Klingen des Metallgeldes auf das Täuschendste. Die Bastardnachtigall (Hippolais hippolais) singt ein Lied, zu dem sie die Töne von verschiedenen Vögeln entlehnt hat. Die Singdrossel wiederholt ganze Strophen der Nachtigall. Der Star setzt sich aus Dutzenden menschlicher und tierischer Laute ein Potpourri zusammen, krächzt wie ein Rabe, schlägt wie eine Nachtigall. Die amerikanische Spottdrossel (Turdus polyglottus), die herrliche Sängerin, äfft die Stimmen großer und kleiner Vögel, das Geschrei der Affen, das Miauen der Katzen so vollendet nach, daß man immer wieder diese Tiere zu hören vermeint. Was leisten Stare, Amseln, Gimpel, Kanarienvögel, ja selbst der Sperling in Tonnachahmung, vom Melodienpfeifen bis zum menschlichen Sprechen!

Temperament, Nachahmung und Belehrung entwickeln den Gesang. Aber all das bezieht sich im Naturzustande zumeist auf die Übung und Veredlung des Gesanges, auf die Hervorbringung eines reineren, stärkeren und

Digitized by Google

metallischeren Tones, auf die Erweiterung der ursprünglichen Singweise und die Regelung von Takt und Tempo.

Geht man den Vogelnamen und Vogelstimmen, wie sie zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern sprachlich zum Ausdruck gekommen, nach und untersucht man, welchen Widerhall Vogelstimmen und Vogelweisen in der Mythenbildung und Völkerdichtung, in der Sage und im Liede gefunden, welche Tendenz dem Vogelsang von einzelnen Völkern unterlegt worden ist — Dr. Placzek bringt in seiner Studie über den Vogelsang mehr als zweihundert Zitate aus den Dichtungen aller Völker —, so fällt uns zunächst auf, daß selbst die an onomatopoetischen, tonmalenden Ausdrücken so reiche griechische und deutsche Sprache die Vogelnamen nicht der Gehörwahrnehmung entlehnten, bei der Vogelbenennung auf die Flugfähigkeit und andere Eigenschaften des Vogels und nicht auf dessen Sangeskunst anspielten. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht frühe schon dem Vogelsang bei allen Völkern vieles Interesse entgegengebracht worden wäre. Schon Theokrit singt:

„Sommerlustig auf schattigem Baumlaub saß der Zikaden
Völkchen, plaudernd mit rastloser Emsigkeit; fern aus des Dornstrauchs
Dichtem Gezweige tönte des Sprossers Schlag uns herüber,
Durchhin sangen die Lerchen, die Stieglitze, stöhnte die Turtel."

Im Lettischen „Frühlingslied" heißt es:

„Komm, o komme, Nachtigallchen!
Komm mit deinem warmen Sommer;
Meine lieben jungen Brüder
Wüßten sonst die Saatzeit nicht."

Und Gottfried von Straßburg:

„Ihr Dienst das war der Vogelschall:
Die kleine reine Nachtigall,
Drossel und Amsel obendrein
Und andere Waldvögelein,
Der Zeisig und Galander,
Die sangen widereinander
In die Wette und in Widerstreit.
Dies Gesinde diente zu alle Zeit
Ihren Ohren, ihrem Sinne. . ."

Und Walter von der Vogelweide singt in „Die verschwiegene Nachtigall":

„Unter der Linden
An der Heide,
Wo ich mit meiner Trauten saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Tal die Nachtigall."

Im allgemeinen ist, wenn man die Vogelstimmen vergleicht, wie sie uns aus den Dichtungen verschiedener Zeiten entgegenklingen, meint Dr. Placzek, eine Zunahme in der Aufmerksamkeit erregenden Kraft und melodiösen Schönheit der Vogelstimmen, sowie in der menschlichen Empfindlichkeit für sie, sowohl was die einfache Wahrnehmung derselben betrifft, als in bezug auf deren Auffassung und Deutung erkennbar. Aber wenn auch die Stimmqualität des Pfaues, des Singschwanes einst eine schönere gewesen sein dürfte, wenn die

Digitized by Google

verschiedenen Völker mancher Vogelweise zu verschiedener Zeit andere Deutung gaben, wir dem lustigen Gezwitscher der Schwalbe nicht die traurige Deutung der griechisch-römischen Sage zu geben vermögen, Sage und Lied in älterer Zeit den Nachtigallensang melancholischer auffaßten als heute, so läßt sich doch in historischer Zeit kein auffälliger Unterschied in dem Vogelsange wahrnehmen, denn es lag für den singenden Vogel keine Notwendigkeit vor, seine Singfähigkeit zu ändern, zu steigern. Wenn auch unsere Vorfahren verstanden haben müßten, die Vogelmelodien von damals in Noten zu setzen, und wir ihre Partituren hätten erhalten müssen, um die Frage: „Singen die Vögel heute wie ehemals?“ zweifellos zu beantworten, so spricht doch alles dafür, daß sich der Vogelsang in geschichtlicher Zeit wenig geändert hat. Hört man den und jenen klagen: „In meiner Jugend sangen die Nachtigallen doch schöner,“ so ist's das leidige Alter, „dem die Pulse nicht mehr mitsingen und das Herz nicht mehr liebeglühend schlägt zu den Liedern der Nachtigall“, das daran schuld hat, und nicht die Nachtigall.

Wir hören in naturgetreuer Tonmalerei, freilich ohne das herrliche Anschwellen des Tones in sicherem Takt, das Schmettern und Schluchzen unserer heutigen Nachtigall, wenn Aristophanes in seiner Komödie „Die Vögel“ den Nachtigallenschlag schildert:

„Muse der Haine Tio, tio, tio, tio, tio, tio, tiotiux,
Schmucke Freundin, mit der ich oft
In Talesschlucht und im Kranz der Gebirgshöhn
Tio, tio, tio, tiotiux,
Wiegend mich sanft in der Esche belaubtem Gezweig,
Tio, tio, tio, tiotiux,
Blondwölbiger Brust, festheiliges Lied
Jauchze dem Pan und melodischen, hehren
Reigengesang der gebirgigen Mutter (Kybele),
Totototototototototiux,
Reich an süßem Wohlklang tio, tio, tio, tio, tiux.“

Und Goethe singt:

„Die Nachtigall, sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder. . .“

Und Schiller:

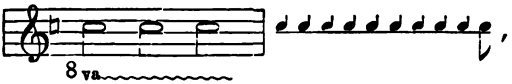
„Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur solang sie liebten, waren sie.“

Seit vordenklicher Zeit findet der Singvogel vermöge seiner Organisation, Natur und Lebensweise in seinen bisherigen Stimmitteln zu seiner Erhaltung und Fortpflanzung das hinreichende Auslangen. „Sollte sich einmal“, schließt Dr. Placzek seine Studie, „auch für die Singvögel der Kampf um das Dasein durch unberechenbare Umstände härter gestalten, sollten dann die Lebensbedingungen komplizierter und mühsamer zu erreichen sein, oder sollten Bedürfnisse und Ansprüche, die gegenseitigen sowohl wie die aus dem äußeren Leben, eine Steigerung erfahren, so würden sich für sie mit der Notwendigkeit auch die Tendenz und die Fähigkeit einstellen, ihre Tonalität weiter zu entwickeln.“

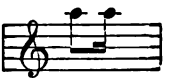
Wir möchten diese unsere Ergehungen über den Vogelsang nicht schließen, ohne mit einigen Worten unserer zwei besten Sängerinnen zu gedenken, der

Digitized by Google

Nachtigall (Erithacus luscinia) und des Sprossers (Erithacus philomela), letztere nur einzelne Gebiete unserer deutschen Heimat im Norden und Osten bewohnend, sonst dem östlichen Europa angehörig. Beide Sänger, wir folgen den Ausführungen Dr. A. Voigts, dem wir bezüglich des Vogelsanges ein treffliches Exkursionsbuch danken, sind nach Gefieder, Größe und selbst hinsichtlich des Gesanges sehr übereinstimmend. Die Kraft des Stimmorganes, die Art des Anschlagens kurzer, schmetternder Töne und die Bauart ihrer Lieder ist bei beiden Sängern so ähnlich, daß sie der oberflächliche Kenner nicht zu unterscheiden vermag. Der aufmerksame Zuhörer aber findet bald heraus, daß bei unserer deutschen Nachtigall, von einigen Einleitungs- und Schlußnoten abgesehen, die Strophen nur aus ein oder zwei Tonreihen bestehen:

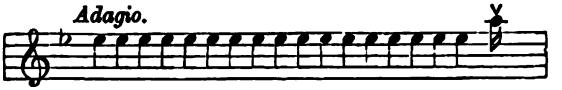


während beim Sprosser meist fünf bis zehn Touren aufeinander folgen, ehe eine Pause eintritt. Was den Freund des Vogelsanges am Sprosserliede so gefangen nimmt, das ist die reiche Abwechslung von Schlägen verschiedenster Höhe, Fülle und Klangfarbe mit längeren, schmetternden Touren. Unter einigen auffallenden Tongebilden des Sprossersanges steht obenan ein sehr lautes, klang-schönes



Dudit

mit dem Munde unschwer, freilich nicht mit gleicher Kraft und gleichem Wohllaut, nachpfeifbar. Manche Sprosser beginnen die meisten oder doch die Hälfte aller Strophen mit diesem charakteristischen Rufe, andere lassen ihn seltener hören oder ganz aus. Die beständigsten Charakterzüge des Sprossersangs sind der wechselvollere Aufbau und das Fehlen der gezogenen crescendo-Strophen, während der Sang unserer deutschen Nachtigall eben durch das Flöten langer Reihen gezogener Töne glänzt, deren Wirkung um so nachhaltiger ist, wenn die Nachtigall in zartestem Pianissimo einsetzt und die Töne bis zum kräftigsten Forte mehr und mehr anschwellen läßt:



(alles gut gebunden)

„Man könnte", sagt Voigt, „im Gesange unserer Nachtigall ein Symbol echt deutscher Gemütsart erblicken, die bis auf den heutigen Tag noch hin und wieder zur Gefühlsseligkeit und Sentimentalität neigt, während der Sprosser alle seine Lieder mit der fortreißenden, fesselnden Leidenschaftlichkeit und dem Feuer ungarischer Volksweisen vorträgt."

Dr. Friedrich Knauer.

Digitized by Google

Zu Petrarcas 600jährigem Geburtstag.

Am 18. Juli 1904 wird in ganz Italien mit der bei Italienern üblichen Begeisterung, ja Überschwänglichkeit für ihre großen Männer der 600. Geburtstag Petrarcas gefeiert werden. Bei der Gemeinsamkeit der Bildung unter allen Kulturvölkern kann es nicht ausbleiben, daß man sich auch anderwärts, nicht zum wenigsten in Deutschland, bei solcher Gelegenheit mit einem der großen Namen der Geschichte des menschlichen Geistes, mit einem der gefeiertsten Dichter der Weltliteratur beschäftigt. Über Petrarca gibt es eine reiche Literatur auch in deutscher Sprache; seine Dichtungen sind nach deutscher Art alle, und mehr als einmal, übersetzt worden, einiges davon meisterhaft. Und wer aus Anlaß eines solchen Gedenktages, oder auch ohne einen äußeren Anlaß, sich über Francesco Petrarca, sein Leben und seine Werke, unterrichten will, der findet in zahllosen leicht zugänglichen, gelehrten und ungelehrten Nachschlagebüchern, ja schon in unsern beiden großen Schatzkammern alles menschlichen Wissens: im Meyer und im Brockhaus, genug und fast übergenug, um seinen Wissensdurst über Petrarca zu stillen. Wichtiger aber als das schnelle Auffammeln einiger sachlicher Angaben und Jahreszahlen ist an einem solchen Gedenktage die Untersuchung der Frage: Was ist von dem vor 600 Jahren geborenen, einst weltberühmten Manne und jetzt auf alle Fälle noch weltberühmten Namen wirklich lebendig geblieben? Bildet Francesco Petrarca, seine persönliche Erscheinung und sein literarisches Werk einen unentbehrlichen Bestandteil unserer geistigen Habe? Oder steht es mit Petrarca ähnlich wie mit so manchem andern weltberühmten Manne, der in Wahrheit eben auch nur zu einem weltberühmten Namen geworden ist?

Die Frage muß natürlich für Italien anders beantwortet werden als für Deutschland und das übrige Ausland. Die Italiener erblicken in Petrarca mit vollem Recht nicht nur einen ihrer dichterischen wie sprachlichen Klassiker und werden ihn für unabsehbare Zeit als solchen preisen und, was besser ist, lesen; sie ehren aber sein Andenken nicht zum wenigsten auch, weil sie in Petrarca den zweiten ihrer größten Vaterlandssänger verehren, einen der Helden italienischer Größe und Freiheit, den zweiten nach ihrem Dante, der mit Recht als der erste Märtyrer des neuen Italiens gilt. Petrarca hat um seiner Vaterlandsliebe willen nicht die harten Treppen der Verbannung steigen, noch das bittere Brot des Heimatfremden essen müssen. Seine Verse aber „An Italien“ stehen an der Schwelle italienischer Vaterlandsdichtung großen Stils und sind in Italien heute noch so lebendig wie vor 550 Jahren, als sie niedergeschrieben wurden.

Und in Deutschland? Was ist Petrarca heute für einen wahrhaft gebildeten Deutschen? Ist er wirklich mehr als ein Name? Der Leser prüfe sich einmal selbst durch die ehrliche Beantwortung dieser Frage! Ich glaube, es wird sich dann etwa folgendes als das lebendige Wissen eines gebildeten Deutschen, der kein Fachmann ist, von Petrarca herausstellen: Petrarca hat etwa im 14. Jahrhundert gelebt, bald nach Dante, ein Zeitgenosse Boccaccios, dem er ja wohl auch nahegestanden hat. — Auf Petrarca wird das erste Erwachen der gründlicheren Kenntnis des klassischen Altertums zurückgeführt, und die ganz Gebildeten werden vielleicht noch wissen, daß man Petrarca als den

Digitized by Google

ersten „Humanisten" bezeichnet. — Endlich weiß jeder Gebildete bei uns wie in der ganzen Welt, daß Petrarca eine Menge sehr schöner und sehr berühmter Sonette auf seine angebetete Laura gedichtet hat, von denen man vielleicht auch einmal in fernen Jugendtagen eines oder das andere in einer deutschen Übersetzung gelesen zu haben sich dunkel erinnert. Einen tiefen Eindruck haben die Sonette nicht hinterlassen, nur den ganz allgemeinen, daß sie Muster platonischer Liebesschwärmerei sind, in guter Übersetzung gut klingen, eine deutsche Seele aber nicht in ihren Tiefen erschüttern. Das unehrliche Urteil lautet freilich ganz anders: es wird meist mit „bekanntlich" eingeleitet, es wird zum 18. Juli überall in der Presse der Kulturvölker in zahllosen Aufsätzen ausgesprochen werden, — ein Urteil, dessen Kern darin besteht, daß es für den Schreiber wie für den Leser kaum einen wichtigeren Mann gibt, als eben Francesco Petrarca.

Nicht nur das ehrliche, sondern auch das gerechte Urteil, und nicht erst aus Anlaß einer vielhundertjährigen Feier, über Petrarca wird in der Mitte liegen und etwa so auszudrücken sein. Petrarca gehört zu den nicht wenigen, zweifellos großen Männern der Weltgeschichte, deren Wirken und Nachwirken von den folgenden Geschlechtern restlos verarbeitet worden, so daß die Menschheit im ganzen nichts mehr Wesentliches, jedenfalls nichts mehr Neues aus ihnen schöpfen kann. Den Italienern wird allerdings der Dichter ihrer schönsten, oder sagen wir süßest klingenden Sonette, und wird insonderheit der Sänger der schwungvollen, mit den Worten „Italia mia', beginnenden Ode an das Vaterland eine immer fließende Quelle des Genusses und der Erhebung sein. Wir Nichtitaliener aber können Petrarcas Bedeutung für die Entwicklung des europäischen Geisteslebens überwiegend nur geschichtlich würdigen, können uns daran erfreuen, aber nur wenig unmittelbare Frucht davon ernten.

Das zur Not auch für uns Unvergängliche an Petrarca ist sein Liederbuch: das berühmte Canzoniere. Petrarca freilich selber hat mit der merkwürdigen Täuschung, an der zu jener Zeit noch viele andere bedeutende Männer gelitten, die Unsterblichkeit seines Namens nicht von seinen Liedern, sondern von seinen lateinischen Schriften, namentlich von seinem lateinischen großen Gedicht „Africa" gehofft, ja bestimmt erwartet. Ähnliches wissen wir von Boccaccio, der gleich Petrarca seine Dichtungen für wertloses Nebenwerk hielt, und nur Dante macht eine Ausnahme von der Überschätzung lateinischer Schriften zur italienischen Zeit. Es wird doch wohl bei Voltaires Worten bleiben: Ohne Petrarcas Liebe würde man nicht viel von ihm wissen.

Petrarca als Dichter platonisch-schwärmerischer Liebesgedichte hat nicht nur durch die allzu große Zahl dieser im Ton doch etwas gleichförmigen Lieder gelitten, sondern mehr noch durch die ungeheure Zahl seiner Nachahmer in ganz Europa. Er ist der Begründer der ungeheuren, unübersehbaren Sonettendichtung, die in Italien, Spanien, Frankreich und England — man denke z. B. an Shakespeare — drei Jahrhunderte gewütet hat. Von den großen Literaturländern war es einzig Deutschland, in das die Sonettenkrankheit nicht Eingang fand, wenigstens damals nicht. Wie immer man von dem dichterischen Werte der Sonette Petrarcas denken mag, — das muß auch ein des Italienischen kundiger deutscher Leser sagen, ja wohl gar ein nichtkundiger: süßere Rede als in Petrarcas Sonetten an Laura ist kaum je zuvor oder nachher von menschlichen Lippen erklungen. Vom Inhalt ganz abgesehen sind mehr als die Hälfte jener Sonette ein Triumph sprachlichen Wohllauts, das

Digitized by Google

Höchste, was an holdem Klange die holde italienische Sprache je hervorgebracht hat. Petrarca war nicht der Erfinder des Sonetts, wohl aber dessen größter Meister. Er hat zuerst die klassische Form, auch die innere Form dafür geschaffen. Selbst noch in einer deutschen Umdichtung, wenn sie von einem Übersetzungskünstler wie z. B. Julius Hübner herrührt, dessen Sammlung „Hundert ausgewählte Sonette Francesco Petrarcas“ aufs beste zu empfehlen ist, klingen manche der Sonette wie reinste Musik:

O schöne Hand, die mir das Herz umschlossen,
Im kleinen Raum mein ganzes Leben faßt,
Wie alle Reize du vereinigt hast,
Die Himmel und Natur auf dich ergossen!

Fünf Perlen in des Orients Farbenspielen,
Ihr Finger schlank, so sanft jetzt, ungefaßt
Vom Handschuh, den ich glücklich mir erpaßt,
Wollt ihr in meinen Wunden grausam wühlen?

Nun ist er mein! so fein und blendend rein,
Der Elfenbein und Rosen mir verhüllt,
Wer sah auf Erden jemals süßern Raub!

Laß mir den einen doch nur von den Zwein!
Ach! daß im Leben nichts sich doch erfüllt!
Fort ist mein Raub! Sie bleibt dem Wunsche taub.

Oder jenes andere Sonett, das erste nach ihrem Tode gedichtete:

Ach holdes Antlitz, ach ihr Augen schön,
Und ach du leichtbeschwingter Engelsgang,
Ach holdes Reden, dem es stets gelang
Den Stolz zu brechen, Demut zu erhöhn!

Solch Lächeln ach, wer konnt' ihm widerstehn,
Das wie ein Dolch zum Tod ins Herz mir sank!
Ein Herrschergeist, dem höchsten Thron zu Dank,
Wenn nicht zu spät die Erde dich gesehn!

Für dich nur atmen, nur für dich zu glühen,
Das war mein Los, auf ewig, ewig dein,
Und daß ich dich verlor, mein tiefstes Leid.

Voll Hoffnung war ich, Wünsche durften blühen,
Als ich dich ließ im vollen Lebensschein —
Doch meine Worte trug ein Sturmwind weit!

Für die des Italienischen bis zum Genießen seiner Schönheit Kundigen stehe es hier auch in der Ursprache:

Oimè il bel viso; oimè il soave sguardo;
Oimè il leggiadro portamento altero;
Oimè 'l parlar, ch'ogni aspro ingegno e fero
Faceva umile, ed ogni uom vil, gagliardo;

Ed oimè il dolce riso, ond' uscío 'l dardo,
Diche, Morte, altro bene omai non spero:
Alma real, dignissima d'impero,
Se non fossi fra noi scesa sì tardo.

Per voi convench'io arda, e'n voi respire:
Ch'i' pur ful vestro; e se di voi son privo,
Via men d'ognisventura altra mi dole.

Disperanza m'empieste, e di desire,
Quand' io parti' dal sommo piacer vivo;
Ma 'l vento ne portava le parole.

Digitized by Google

Über Petrarcas schwärmerische Liebe für Laura lächeln heute viele ungeheuer aufgeklärte und „fortgeschrittene" Menschen, aber schwerlich unter ihnen irgendein wahrer Dichter. Der Philister, wohl gar auch mancher, der sich für einen Übermenschen, mindestens aber für einen sogenannten Lebenskünstler hält, findet es unbegreiflich und belächelbar, wie ein Mann gesunden Leibes und gesunder Seele, als den wir doch Petrarca nach dem eigenen wie nach reichlichem fremden Zeugnis halten müssen, einundzwanzig Jahre lang so durchaus unerhört und liebesunglücklich für seine Laura hat schmachten können. Liest nun gar der Philister, und dergleichen liest er immer, daß bemeldete Laura nicht nur verheiratet, sondern sogar Mutter von neun Kindern gewesen, so erscheint ihm Petrarca mit seiner ganzen Liebeslyrik höchst abgeschmackt. Nun, gerade wir Deutsche haben am wenigsten Ursache, uns über eine langdauernde platonische Schwärmerei ungläubig zu verwundern: was Petrarca einundzwanzig Jahre erduldet hat, das ist wenigstens zehn Jahre hindurch dem Dichter von Werthers Leiden ähnlich widerfahren. Auch von Petrarca gilt das Wort:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen was ich leide.

Man hat sich in neuerer Zeit oft mit der Frage beschäftigt: war Petrarcas Liebe für Laura echt, ja war sie überhaupt? Man ist so weit gegangen, die ganze Liebesschwärmerei des größten Sonettendichters aller Zeiten für unwirklich zu erklären, für nur erfunden, um sie zum Stützpunkt des großen Rankendickichts der Sonettendichtung zu machen. Seit der Entdeckung der zahlreichen vertrauten Briefe Petrarcas an seine Freunde, die man in der dreibändigen Sammlung von Fraccassetti (1859) nachlesen mag, wenn man Latein versteht, kann an der Wirklichkeit, also doch auch an der Echtheit von Petrarcas Liebe zu Laura de Sade, einer geborenen de Noves, kein Zweifel mehr bestehen. Wer kein Latein versteht, der mag sich folgende kurze Briefstelle übersetzen lassen. — Doch nein, ich will die geringe Mühe selbst auf mich nehmen und die Stelle gleich deutsch hersetzen: „Du meinst, ich hätte den Namen und die Person Lauras nur erfunden, alles sei ersonnen, meine Gedichte nur erdacht, meine Seufzer nur vorgespiegelt? Ach, wäre dies doch wirklich ein Scherz! Wäre es nur geheuchelt, und keine Leidenschaft! Du magst mir aber glauben, niemand heuchelt lange ohne große Mühe; sich aber abzuquälen, um für verrückt gehalten zu werden, das wäre doch wirklich der Gipfel der Verrücktheit." Und dann eine andere, wahrhaft rührende Stelle in einem Briefe Petrarcas von einer Reise am Rhein. Er schildert, wie er in Köln eine Schar junger liebreizender Frauen mit Blumen im Haar gesehen, die am Abend vor dem Johannistag mit aufgeschlagenen Ärmeln am Rhein gestanden und zu irgend einer Heiligenfeier Hände und Arme nackt in den fließenden Strom getaucht hätten. Seufzend fügt er hinzu: »Amare potuisset quisquis eo non præoccupatum animum attulisset: man hätte sie lieben können, wenn man nicht ein schon volles Herz mit sich gebracht hätte."

Liest man heute mit unserm durch so viele große Lyrik nach Petrarca geläuterten Verständnis für den dichterischen Ausdruck echter Herzensempfindung das Canzoniere und stellt man sich dann die Frage: War's echt? — so schwankt man mit dem Urteil lange, und vollends wer sich erinnert an die Dichtung der provenzalischen Troubadours und der deutschen Minnesänger, bei denen sich so unendlich viel mehr Unechtes, nur Nachgesungenes, als wirklich Empfundenes

Digitized by Google

zeigt. Bedenkt man dann aber, wie einheitlich im Ton doch alle Liebeslieder Petrarcas sind, wie er immer wieder neue Klänge der einen Saite seines wohllautenden Instrumentes: dem entsagenden Schmerze entlockt, so werden wir uns trotz aller Erinnerungen an die zeitgenössische unechte Lyrik doch für die Echtheit der Empfindungswelt in Petrarcas Sonetten entscheiden müssen. Viel mag auf Rechnung nicht der unwiderstehlichen Liebesleidenschaft zu setzen sein, sondern auf eine Art von Selbstanstachelung, auf ein gewaltsames Liebenwollen; indessen, gerade wer die Sonettenliteratur von Petrarca bis auf Shakespeare und nach ihm kennt, wird den tiefen Unterschied zwischen den Laura-Sonetten und den meist einer spielenden Mode entstammten Dichtungen dieser Gattung aus dem 15. und 16. Jahrhundert wohl empfinden. Alle Stimmungen der Liebe finden sich in Petrarcas Sonetten, nur nicht die eine: der großen überwältigenden Leidenschaft, der auch Sinnlichkeit, wenngleich die edelste, beigemischt ist. Hören wir, was Petrarca selbst in einem bewundernswert offenherzigen Bekenntnis über sein Liebesleben niedergeschrieben hat, und enthalten wir uns jedes unziemlichen Lächelns über diese aus heißen Kämpfen gewonnene Abklärung:

„Nur einmal im Leben hat mich eine reine heiße Liebe ergriffen, die mich länger gefesselt hätte, wenn sie nicht, schon im Erkalten, durch den herben, aber zur rechten Zeit eintreffenden Tod der Geliebten erstickt worden wäre. Dagegen darf ich, wie gern ich auch möchte, nicht sagen, ohne zu lügen, daß ich mich von Ausschweifungen fern gehalten habe; aber das darf ich frei bekennen, daß ich jenes Vergehen, so oft ich ihm aus Jugendglut oder Fleischesschwäche nachgegeben hatte, tief im Innern verabscheute. Bald entsprach auch das Leben der Gesinnung; denn da ich noch kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte, enthielt ich mich, trotzdem ich noch Leidenschaft und Kraft genug besaß, so durchaus jeder unsittlichen Handlung und entfernte auch die Erinnerung daran so sehr, als wenn ich nie eine Frau angeschaut hätte — und halte mit Dank gegen Gott diesen Zustand fast für das höchste Glück, daß ich noch gesund und stark von jener niedrigen und mir stets hassenswerten Sklaverei befreit bin."

Petrarcas Liebe für Laura war ereignislos: ein seltenes, zufälliges Zusammentreffen mit ihr in einem befreundeten Hause, das Aufheben eines verlorenen Handschuhs, von dem uns eines der oben abgedruckten Sonette meldet, sonst nicht viel, — und den Handschuh durfte er nicht einmal behalten! Den größten Aufschwung aber nahm jene wundersame Liebe erst nach dem Tode der Geliebten; da ergriff den Dichter die süße Wollust des Schmerzes und entriß ihm Töne, die uns auch heute noch, die jedenfalls alle italienischen Leser aufs tiefste rühren.

Die Geschichte des Geisteslebens aber weiß von Petrarca noch anderes zu berichten, als daß er zwischen Dante und Boccaccio, die er beide gekannt, an der Schwelle italienischer Literatur steht. Petrarca war in der Tat der „Reigenführer der Humanisten". Fast ein volles Jahrhundert vor dem mächtigen Aufblühen der Freude am klassischen Altertum in ganz Europa hat Petrarca, und durch ihn Boccaccio, mit einer auch später nicht mehr erreichten oder gar überbotenen Begeisterung die römischen Klassiker gelesen, — nein, wahrhaft verschlungen. Rührend sind die zwischen den beiden Italienern des 14. Jahrhunderts gewechselten Briefe über ihre gemeinsame Freude an lateinischer Literatur. Zur Würdigung ihrer Begeisterung muß man bedenken, mit wie ganz anderem Auge ein Italiener jener Zeit das römische Altertum an-

Digitized by Google

sah, als ein Gelehrter des 15. und 16. Jahrhunderts im nebligen Deutschland. Für den Italiener gab es eine lückenlose Bildungskette zwischen dem römischen Altertum und der italienischen Gegenwart. Petrarcas Beschäftigung mit den römischen Klassikern führte ihn übrigens, was auch Erwähnung verdient, keineswegs von der christlichen Religion, von echter Gläubigkeit ab, sondern vertiefte diese nur noch bis zu der schwärmerischen Überzeugung, daß Cicero sicherlich ein Christ geworden wäre, hätte er die Erscheinung Jesu auf Erden erlebt.

Brauche ich zu sagen, daß der ganze Briefwechsel zwischen Petrarca und Boccaccio in lateinischer Sprache geführt wurde? Beiläufig in einem prächtigen Latein voll Schwung und Leben, wie es nachmals von keinem der Humanisten wieder geschrieben wurde. Aus Freundschaft für Boccaccio übersetzte Petrarca dessen Dichtung von Griseldis ins Lateinische, wie auch der letzte Brief von seiner Hand an diesen seinen liebsten Freund gerichtet war. Durch Petrarca angeregt, gründete Boccaccio den ersten Lehrstuhl des Griechischen in Europa: in Florenz; unter Boccaccios Aufsicht und auf Kosten Petrarcas wurde die erste lateinische Übersetzung Homers veranstaltet, für die Petrarca das erste Exemplar der Ilias und der Odyssee aus Konstantinopel erworben hatte, das je aus dem Orient nach dem Westen Europas gekommen war.

Alle diese Dinge sind heute der Welt sehr gleichgültig, die anfängt, das Lateinische wie das Griechische nicht mehr für die Grundlagen aller Bildung zu halten. Für Petrarcas Zeit und für mindestens zwei Jahrhunderte nach seinem Tode waren die durch ihn geschaffenen Grundlagen europäischer Bildung der wertvollste Besitz der ganzen damaligen Kulturwelt.

In Italien wird man am 18. Juli mehr noch des großen Vaterlandsfreundes als des Dichters Petrarca gedenken, oder des Dichters der Ode auf Italien mehr noch als der Sonette auf Laura. In dieser Bewunderung für so flammende Vaterlandsliebe in den frühesten Tagen italienischer Geschichte können auch wir Deutsche uns mit den Italienern verbinden. Nicht ohne Neid lesen wir von Petrarcas Begeisterung für den ersten Italiener, der mit vollem Bewußtsein die machtvolle Einheit des Vaterlandes sich zum Ziele gesetzt hatte: Cola Rienzi. Wohl haben wir in Walters von der Vogelweide allbekannten Gedicht auf Deutschlands Männer und Frauen ein schönes Seitenstück zu Petrarcas Ode auf Italien aus noch früherer Zeit. Walter von der Vogelweide aber bewundert nur die teure Heimat und liebt ihre Fluren, die Menschen und ihre edle Zucht. Petrarca aber schreibt mit flammender, auch zu Taten bereiter Begeisterung seine Ode, aus der am 18. Juli jede italienische Zeitung die Verse abdrucken wird, worin der Dichter unter Anrufung römischer Tapferkeit die italischen Herzen zur Befreiung vom fremden Joche aufruft:

— — Con pietà guardate
Le lagrime del popol doloroso,
Che sol da voi riposo
Dopo Dio spera: e pur che voi mostriate
Segno alcun di pietate,
Vertù contra furore
Prenderà l'arme; e fia'l combatter corto;
Chè l'antiquo valore
Ne l'italici cor non è ancor morto.

— — Schaut voll Mitleid
Die Tränen dieses schmerzenreichen Volkes,
Das nur von euch Erlösung,
Außer von Gott, erhofft: und so ihr nur ihm zeiget
Ein Zeichen eures Mitleids,
So wird die Tapferkeit gegen die Wut der Fremden
Die Waffen ergreifen. Sei dann das Kämpfen kurz.
Denn noch ist unsrer Ahnen Tugend
Nicht tot im Herzen des italischen Volkes.

Eduard Engel.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Der Sonnenschein in Deutschland.

Daß die Sonne der physische Urquell alles Lebens auf Erden ist, haben schon vor fünf Jahrtausenden die alten ägyptischen Priester gewußt: ihr geheimnisvoller Osirisdienst mündete in diese Lehre aus, die heute unbestrittenes Dogma aller Naturwissenschaft ist. Am auffälligsten zeigt sich die lebenspendende Kraft des Sonnenlichts in der Pflanzenwelt. Allbekannt sind die bleichen Keime, die Kartoffeln und andere Knollen im dunkeln Keller treiben: es sind kranke Triebe, die an Bleichsucht sterben, an Lichthunger. Erst unter dem Zutritte des Sonnenlichts entwickeln sich in Blättern und Stengeln die Körnchen grünen Farbstoffs, die die Wissenschaft Chlorophyll oder Blattgrün nennt, und in den Blüten, aber auch in den jungen und wiederum den herbstlich alten Blättern ein blauer Farbstoff, das Blumenblau oder Anthocyan, das auch in Rot umschlagen kann. Diese beiden Stoffe sind es wesentlich, die die ganze reiche Farbenskala der Pflanzenwelt unter der Einwirkung des Sonnenlichtes hervorrufen. Durch die verschiedenartige Belichtung werden diese Farbstoffträger in verschiedenen Mengen und verschiedenen Tiefen unter der Blattoberfläche angesammelt; und da sie bei ihrer mikroskopischen Kleinheit zu vielen Tausenden in einer einzigen Pflanzenzelle enthalten sind, so kann man sich vorstellen, wie viele Tausende von Farbennuancen möglich sind. Bei einer kleinen Wasserpflanze, Nitella, zählte der bekannte Botaniker Nägeli in vier verschiedenen Altersstufen einer einzigen Zelle 3200, 12 000, 40 000 und schließlich 160 000 Chlorophyllkörner. Die Zelle war 12 Millimeter lang und kaum ein Fünftel Millimeter dick. Danach läßt sich ermessen, wieviel solcher Farbkörnchen erst ein ganzes Blatt enthält. An ein in weiteren Kreisen vielleicht weniger bekanntes Beispiel künstlicher Lichtentziehung, zum Zwecke, die Entwicklung und Wanderung der Chlorophyllkörnchen zu verhindern und so statt grüner weiße Blätter zu erzielen, erinnert Prof. Dr. Pfuhl in einem Aufsatze der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift". Beim Städtchen Elche in Spanien existiert ein Wald von Dattelpalmen, der fast 100 000 Bäume zählt. Moawiah, ein arabischer Feldherr, der sich manchen Lorbeer errungen, pflanzte vor 1200 Jahren die erste Dattel dort in Spanien zur Erinnerung an seine palmenumkränzte Heimatstadt Damaskus. Dort nun wird zu einer gewissen Zeit des Jahres etwa der zehnte Teil sämtlicher Baumkronen mit dichten Matten umhüllt. Auf diese Weise erzielt man elfenbeinweiße Palmenwedel, die zu Ostern zu Tausenden nach Frankreich und besonders nach Italien ausgeführt werden, damit man am Palmsonntage im Vatikan echte Palmen habe.

Die Blätter haben aber nicht nur um die Sonnenstrahlen zu kämpfen, sondern auch gegen sie. Während das gewöhnliche Tageslicht für den Organismus der Pflanze vorteilhaft wirkt, ist das grelle, ungeschwächte Sonnenlicht schädlich. Daher sind die dagegen besonders empfindlichen jungen Blätter meist eingerollt. Oder sie sind mit einer starken schützenden Haar- oder Wollschicht bedeckt. Oder aber das Blattgrün wird von dem weniger empfindlichen Blattrot umhüllt, wie beim jungen Laub des Ahorns und der Pappeln. Oder die jungen Blätter stehen, wie beim Krokus, der Tulpe usw., steil aufrecht,

Digitized by Google

so daß das grelle Licht nur die Spitzen trifft. Das tun auch die ausgewachsenen Blätter mancher anderen Pflanzen: sie stellen sich senkrecht, so daß nur die Kanten vom ungeschwächten Lichte getroffen werden, die nach rechts und links gerichteten Flächen nicht. Und da die Richtung des stärksten Lichtstroms gemeiniglich von Süden nach Norden zieht, so stehen diese Blätter dann in nordöstlicher Richtung. In den Prärien Nordamerikas gibt es eine unserer Sonnenblume ähnliche Pflanze, Silphium, die deshalb Jägern und Nomaden die Himmelsrichtung weist. Auch wir haben in einer Verwandten unseres Salats, der Lactuca scariola, eine solche „Kompaßpflanze", die ihre Blätter von Norden nach Süden orientiert, exakt natürlich nur an vollkommen freien Standorten.

Bei solcher Bedeutung des Lichts für das Pflanzen- und auch Tierleben sind die Aufzeichnungen wertvoll, die unsere Meteorologen über die Dauer des Sonnenscheins an bestimmten Beobachtungsstationen machen. Diese Aufzeichnungen hat kürzlich August Eichhorn auf einer Karte graphisch dargestellt, indem er die Orte, die gleiche Sonnenscheindauer im Jahre aufwiesen, durch Linien, sogenannte Isohelien, miteinander verband. Es ergab sich, daß in Deutschland das sonnenscheinreichste Gebiet eine breite Zone im Osten ist, von Kolbergermünde über Samter nach Leobschütz hin: ferner bei Jena, trotzdem in unmittelbarer Nähe das sonnenscheinärmste Gebiet, der Thüringer Wald mit dem Inselsberge, liegt; endlich der Oberrhein. Hellstes und finsterstes Gebiet wie in Thüringen liegen auch in den Sudeten, dem Teutoburger Walde, dem Weserberglande und dem Harz dicht beieinander. Sehr sonnenscheinarm sind noch die Gegend von Chemnitz und die von Aachen. Sodann die Großstädte, sofern die Dünste dort die Sonnenstrahlen in bedeutendem Maße abfangen; namentlich ist dies mit Hamburg, Magdeburg und Chemnitz der Fall. Bei Berlin tritt es weniger hervor, aber nur, weil die Beobachtungsstation sich bereits außerhalb des Dunstkreises der Fabriken befindet. Eine besondere Sonnenscheinkarte hat Eichhorn für den Winter angefertigt. Hier sind auch wieder das Rheinland, Jena und das Gebiet südlich der Sudeten die bevorzugtesten. Am sonnenscheinärmsten ist im Winter durch die häufigen Nebel die westliche Ostseeküste. Es folgt die Gegend am Inselsberg und bei Marburg. In Ostpreußen, das ziemlich lange Sonnenscheindauer im Sommer hat, wird das klimatische Bild durch die Sonnenscheinarmut im Winter wesentlich beeinträchtigt, die zum Teil auch wohl auf häufige Nebelbildung über der masurischen Seenplatte zurückzuführen ist. Alles in allem ist Deutschland auch in bezug auf den Sonnenschein das Reich der Mitte, zwischen den Extremen England und Spanien.

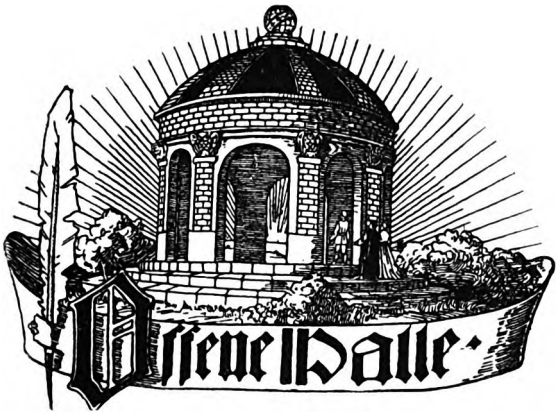
Die Russen im Felde.

Ein englisches Blatt, der „Douglas Story", bringt einen anschaulichen Bericht aus Liau-yang, dem derzeitigen Hauptquartier der russisch-mandschurischen Armee. Liau-yang war bis dahin höchstens als ein Ort bekannt, an dem im Mittelalter die eingedrungenen Koreaner von den Chinesen siegreich zurückgeschlagen worden. Noch heute sieht man aus dem gelben Mauerquadrat — echte chinesische Schlammauern — die Pagode emporragen, die im dreizehnten Jahrhundert das Hauptquartier des chinesischen Befehlshabers war.

Digitized by Google

Heute ist das russische Hauptquartier dort ein — Eisenbahnwaggon, allerdings mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit für den besonderen Zweck hergerichtet. Auch die Offiziere und Beamten, unter denen der Eisenbahningenieur die wichtigste Rolle spielt, wohnen und haben ihre Bureau zum Teil in Waggons, zwischen denen zahlreiche Telephondrähte hin und her spielen. Über den russischen Oberbefehlshaber und sein Verhältnis zu den Truppen weiß das englische Blatt folgendes zu erzählen: Kuropatkin ist ein Mann von eisernem Willen. Soldat durch und durch, wird er sich von seiner Pflicht, wie er sie auffaßt, durch keine Schmeichelei abbringen lassen. Er verliert niemals das Endziel aus dem Auge; dieses zu erreichen, opfert er alles. Er will den Sieg erzwingen, nicht darum spielen. Der Krieg ist noch zu kurz, als daß er viel von den soldatischen Fähigkeiten des Generals hätte zeigen können. Kuropatkins Operationen sind zurückhaltend und weitsichtig. In seinem Heere dringt seine persönliche Oberaufsicht durch bis auf die geringsten Einzelheiten, auf Kohlen und Pferde, Ausbesserung der Wege und Verteilung der Korrespondenten, Schulung der chinesischen Beamten und Leitung der Kriegsgerichte. Er ist ein Soldat, der den Dienst von Grund aus kennt, vom Pfiff für den gemeinen Soldaten bis zum Marschallstabe. Er ist derb und dabei doch ein Stratege von unendlicher Geduld und Sorgfalt. Wie Napoleon, Moltke, Grant und Kitchener glaubt er an die Macht der Zahlen. In der Summe seiner Batterien und Bataillone sieht er das Geheimnis seiner Kraft. Vorpostengefechte können seine genau ausgearbeiteten Pläne nicht erschüttern, wie dramatisch sie sich auch gestalten mögen. Persönlich mustert er die Truppen, bewillkommnet die ankommenden Regimenter und beschleunigt den Aufbruch der Bataillone. Von Port Arthur bis Mukden, von Ying-kou bis Föngwangtschöng hat er selbst die Bezirkskommandos besichtigt, die Stellungen untersucht und sich mit allem vertraut gemacht. Im russischen Heere herrscht, wie im russischen Haushalt, eine Vertraulichkeit im Verkehr und eine Offenheit, die anderswo unbekannt ist. Jede Kompanie, jedes Regiment ist eine Familie, das Heer eine gleichgesinnte Gesellschaft. Der Hauptmann einer Kompagnie, der Oberst eines Bataillons, der Befehlshaber eines Heeres: jeder ist nur der Vater der unter ihm Stehenden, wird wie ein solcher geliebt und bei seinem Vornamen genannt. Für den Oberbefehlshaber sind Unteroffiziere und Gemeine seine Kinder, und sie werden wie diese geleitet. Die Folge davon ist ein merkwürdig homogenes Heer. Iwan Iwanowitsch weiß vielleicht nicht, daß er die Japaner bekämpft; vielleicht versteht er nichts von Politik, und die Lage im fernen Osten ist ihm gleichgültig; aber er kennt seinen Kompaniechef und liebt ihn, er achtet seinen Regimentsoberst und hat Ehrfurcht vor dem Oberbefehlshaber. General Kuropatkin sieht auf jeden Ausdruck dieser persönlichen Verehrung, er ist unermüdlich darin, seine Streitkräfte einander näher zu bringen und brüderliche Liebe zwischen seinen Leuten zu pflegen. Wenn die volle rote Sonne tief in der dunklen mandschurischen Ebene versinkt, hört man die Soldaten, ohne daß man sie sieht, ihre Volkslieder singen. Hier bewachen die Truppen zu Tausenden ihren General und die Stellung in Liau-yang. Die latente Stärke Rußlands ist es, die in der Mandschurei den größten Eindruck auf den Fremden macht. Sieht man auch keinen Funken einer leidenschaftlichen Begeisterung, so merkt man doch die Sicherheit eines feststehenden Zieles. So tief verschanzt die Granitfundamente der Verwaltungsgebäude sind, so tief ist der Glaube der Russen an das gute Endergebnis des Krieges.

Digitized by Google



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Die Offenbarung des Christentums.

Die Antwort, die Professor Soltau auf die Frage: „Gibt es eine Offenbarung?“ in der Märznummer des Türmers gegeben hat, hat in der Aprilnummer Widerspruch gefunden, und zwar nicht belanglosen, durch die von Walter Berghaus unterzeichnete Einsendung. Wenn Berghaus auch nicht beweisen kann, daß es eine „natürliche Offenbarung“ nicht gibt, so ist es ihm doch gelungen zu zeigen, daß diese etwas Ungewisses und nicht sicher Feststellbares ist. Es kann darum auf Allgemeingültigkeit keinen Anspruch machen, was aus ihr sich herleitet. Das menschliche Geistesleben hat seine geheimnisvolle Tiefe, und aus dieser Tiefe steigen wie Blasen aus dem Meeresgrund Gedanken von segensreichster Größe, aber ebenso auch Gedanken von bestialischer Genialität auf. In ihrem Ursprung ist kein Unterschied. Er ist in beiden Fällen ein verborgener und unergründlicher. Nur der Schluß ist in jedem Fall berechtigt, daß unser Geist darum von einem höheren Geist erschaffen sein muß. Zu einem weiteren Schluß aber zwingt uns auch das, was Paul Buhrow in der Mainummer des Türmers sagt, nicht. Gewiß ist das Leben des Geistes nicht abgesondert von den Kausalitäten, die auf ihn einwirken, zu begreifen. Alle Kausalitäten, aber auch die schlechten, leiten sich letztlich aus der einen Kausalität Gott her. Und wer will nun sagen, welche Gedanken im menschlichen Geiste nicht aus der eigenen Tiefe stammen und nicht durch die vermittelnden Kausalitäten bewirkt sind, nicht in beiden zusammen ihren Ursprung haben, sondern unmittelbar auf die letzte und höchste Kausalität zurückzuführen sind, — also göttliche Offenbarung sind? Zu leugnen braucht man diese Offenbarung ja nicht. Aber man muß doch bezweifeln, daß sie zur allgemeinen Begründung des Glaubens, die unsern Zweifel zur Ruhe bringen kann, dienen könnte. Wir würden da über ein Vielleicht nicht hinauskommen, das doch für den Glauben unzureichend ist. Ja auch dieses Vielleicht wäre anfechtbar, wie wir unten sehen werden. Es seien hier, um zu zeigen, wie dunkles Gebiet wir betreten, wenn es sich um außergewöhnliche Vorgänge im menschlichen

Digitized by Google

Geistesleben handelt, den Zitaten Soltaus die tiefsinnigen Verse von Friedrich Hebbel zur Seite gestellt, die zwar auf etwas anderes hinauswollen, aber doch auch hierher gehören:

„Das Leben hat geheimnisvolle Stunden,
Da tut selbstherrschend die Natur sich kund,
Da bluten wir und fühlen keine Wunden,
Da freun wir uns und freun uns ohne Grund,
Vielleicht wird dann zu flüchtigstem Vereine
Verwandtes dem Verwandten nah gerückt,
Vielleicht ich schaudre, jauchze oder weine,
Ist's dein Empfinden, welches mich durchzückt."

Berghaus nun verwirft mit der „natürlichen" überhaupt jede Offenbarung; wir dagegen behaupten: es gibt wirklich eine übernatürliche Offenbarung, deren man sich gewiß werden kann, die Offenbarung des Christentums. Unsere Ansicht über diese möchten wir im folgenden kurz darzulegen und zu begründen suchen, nachdem schon der Türmer selbst in seinem Nachwort zum Artikel Soltaus verwandte Gedanken geäußert hat.

Der Haupteinwand Soltaus gegen den Offenbarungscharakter des Christentums ist der, daß er sagt, das Christentum enthalte nichts materiell Neues. Seine Lehren fänden sich alle, wenn auch meist vereinzelt und nicht in derselben Reinheit, schon vorher, auch im Heidentum und namentlich im Judentum. Dem gegenüber behaupten wir: Das Christentum bietet tatsächlich doch etwas materiell Neues. Es ist mehr als eine Darbietung alter Wahrheit in neuer, größerer Kraft und Fülle. Es ist in seinem Kern, in seinem Wesen etwas Neues, ob auch jede einzelne seiner Lehren sich schon vorher nachweisen ließe.

Im Heidentum knüpft die Religiosität an die Empfindungen des Gewissens an. Im Gewissen aber spürt der Mensch, daß es einen fordernden, richtenden, zu fürchtenden Gott gibt. Darum schlägt ihm ja sein Gewissen. So trifft der Satz Soltaus zu (S. 646): „Daß eine Vergebung der Sünden, eine Erlösung von allem Leid und Bösen zu erstreben, zu erhoffen sei, war auch den Heiden ohne besondere Offenbarung in die Seele geschrieben." Nur ist es unverständlich, warum Soltau überhaupt hervorhebt, daß hier keine Offenbarung anzunehmen sei. Denn das ist ja gar keine Frage, daß diese Seite der Religiosität nicht auf ihr beruht, da sie sich aus dem Gewissen herleitet. Nur das kann in Frage kommen, daß sie durch etwaige Offenbarung vertieft und verstärkt wird.

Im Heidentum findet sich weiter auch Glaube an die Güte höherer Mächte oder der höheren Macht. Wenn dieser Glaube auch bei den meisten heidnischen Religionen sehr zurücktritt, was bemerkenswert genug ist, vorhanden ist er auch außerhalb des Christentums, z. B. im Parsismus. Dort aber ist er als unbegründeter Glaube anzusehen, als ein schöner Traum, durch Sehnsucht nach Frieden mit der Gottheit entstanden. Es ist dort der Fall eingetreten, daß der Mensch glaubt, was er wünscht. Tatsächlich steht dort dieser Glaube in unversöhntem Widerspruch mit der im Gewissen begründeten Furcht vor Gott. Die, welche ihn haben, schlagen sich das leicht aus dem Sinn, daß sie Gott wegen ihres Unrechts, wegen ihrer Schuld vor ihm, zu fürchten haben, so wahr es auch ist, wie die Stimme in der Brust bezeugt, und nehmen ebenso leicht an, daß sie Gutes von der Gottheit zu erwarten haben, so wenig sie auch Recht und Grund zu dieser Meinung haben.

Digitized by Google

Im Judentum liegt die Sache anders. Da war tiefe, ernste Empfindung von der Größe und Heiligkeit Gottes, Empfindung darum auch von dem Unwert des Menschen, Gutes von Gott zu erfahren, und da war doch zugleich Glaube an seine Liebe. Darin steht das Judentum einzig da. Denn das muß außer Betracht bleiben, daß z. B. wieder im Parsismus sich neben dem Glauben an den guten Gott unvermittelt und getrennt der Glaube an böse Mächte findet, worin die Empfindungen des Gewissens, man möchte sagen, hinterher oder nebenbei zum Ausdruck kommen. Es ist also zu erklären, daß man im Alten Testament eine Offenbarung zu erkennen glaubt. An diesem Punkt wird vielleicht vielen Soltaus Auffassung genügen, die sonst seine Meinung nicht teilen können. Welche Ansicht man hier aber auch hat, in jedem Fall hat man zu bedenken, daß *das Judentum seinen Glauben an Gottes Liebe* bei starker Empfindung von Gottes heiliger Größe *nur festhalten konnte, indem es in die Zukunft blickte*. Man mag über die im Alten Testament vorhandenen oder nicht vorhandenen Weissagungen denken, wie man will, das kann man nicht verkennen: Israel war ein Volk der Hoffnung, seine Religion eine Religion der Hoffnung in merkwürdigem Maße. Gerade auch die von Soltau angeführten Stellen aus dem Alten Testament zeigen, daß die Religion Israels Zukunftsreligion war. Erst dadurch erscheint sie uns als wahre Religion; wir würdigen sie als Vorstufe des Christentums. Wäre Christus nicht gekommen, und hätte er nicht durch sein Reden und Tun unter das, was man in diesem Volk glaubte, den Siegel gedrückt, dann müßten wir auch den Glauben des alten Judentums an die Liebe Gottes für Irrtum erklären.

Die große Frage, um die es sich hier handelt, ist nun eben die: Können wir an Gottes Liebe glauben trotz unseres bösen Gewissens? Denn dies sagt uns, wenn es nicht abgestumpft ist, daß Gottes Wille unbedingt gilt, daß Gott nichts Schlechtes sehen will. Wenn es wirklich einen allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden Gott gibt, woran wir nicht zweifeln können, so ist es unendliche Schuld und unendliche Torheit zugleich, sich an ihn nicht zu kehren, ihn, sozusagen, als Luft zu behandeln, wie wir es doch so oft tun. Woher sollen wir den Mut nehmen, trotzdem von Gott für uns Gutes zu erhoffen? *Wie vereinigen sich Gottes Liebe und Gottes heiliger Ernst*, den wir im Gewissen spüren, der also das erste und Unleugbarste in der Religion ist? Dies ist die Kernfrage aller Religion. Hier stehen wir vor dem eigentlichen Welträtsel. Und es sind gerade die edelsten Naturen, die dies Welt- und Lebensrätsel voll empfunden haben, die es mit seiner ganzen Schwere niedergedrückt hat, ein Paulus, der ausrief: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ ein Hieronymus, der sich nackt im Dorngesträuch wälzte, ein Luther, der im Kloster zu Erfurt äußerlich und innerlich um Tod und Leben kämpfte.

Es gibt aber nur eine Lösung dieses Rätsels, nur eine Beantwortung dieser Frage: *die Offenbarung durch Christus*. Seine ganze Person, sein Leben und am meisten sein Sterben ist göttliche Offenbarung. Das erste bei ihm ist auch wieder die Wirkung auf unser Gewissen. Wir fühlen uns durch ihn von Gottes Ernst berührt; sehen wir doch an ihm eine ganz unvergleichliche, eine unbedingte Ablehnung alles Bösen. Und zugleich ergreift uns an ihm eine wunderbare, nie dagewesene Liebe, die nimmermehr rein menschlich sein kann, sondern höheren Ursprungs sein muß. Das war schon der Doppeleindruck, den man damals von ihm hatte, als er vor den Menschen

Digitized by Google

stand. „Es kam sie eine Furcht an, und priesen Gott.“ Und auch wir können nicht anders, als daß wir, wenn wir an ihn denken, zugleich an den Gott der heiligen Liebe denken. Besonders erhalten wir, wenn wir die Stunden, die mit dem Hinscheiden Jesu am Kreuz endeten, innerlich nacherleben, in ganz einzigartiger Weise einen Eindruck vom ewigen Ernst des Gottes, der sich seine Ehre nicht nehmen läßt, aber doch zugleich auch von der in die Welt herniederleuchtenden unendlichen Liebe des Gottes, der trotz allem Gnade und Erbarmung für uns hat. Durch Christus ist also die Vereinigung von Gottes heiliger Größe und von seiner Liebe zur Wirklichkeit geworden, nun der Geschichte angehörend, deren Gedächtnis unauslöschlich, und auch für uns noch in voller Lebendigkeit da ist.

Dies ist die Offenbarung des Christentums; dies ist das materiell Neue in ihm. Es handelt sich also nicht sowohl um Offenbarung neuer Lehren, — daran scheint Soltau irrtümlich allein zu denken, — sondern die Offenbarung des Christentums ist Tatoffenbarung.

Viele nehmen ja den Glauben an die Liebe Gottes wie etwas Selbstverständliches hin, ob sie auch noch so oft Gott vergessen und verachten. Ich bekenne, daß ich ohne Christus, ohne sein Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen nicht an die Liebe Gottes glauben könnte, und es wäre im höchsten Grade niederschmetternd, wenn es nur eine natürliche Offenbarung gäbe. Das Gewissen in mir redet doch eine zu deutliche Sprache, als daß ich mich ihm entgegen auf in meinem oder irgendeinem andern Kopf auftauchende Gedanken, die Offenbarung sein sollen, verlassen könnte. Ich kann nicht einfach glauben, was ich wünsche, sondern muß auch die Stimme in mir, die meinen Wünschen oft sehr entgegen ist, hören. „Das Organ für die Unterscheidung von sittlich Gutem und sittlich Bösem“, dem auch Paul Buhrow die Entscheidung überläßt, freilich unter irrtümlichen Voraussetzungen, spricht gegen die natürliche Offenbarung. Nur aber, wo die Botschaft von der Liebe Gottes so an mich herantritt, daß zugleich bestätigt wird, was mir mein Gewissen sagt, kann ich an sie glauben. Das geschieht allein im Evangelium von Christus. Dieses halte ich gerade darum für wahr, weil es sich vor meinem Gewissen legitimiert. Es ist auch hier keine mathematische Sicherheit, aber doch eben die Sicherheit, die in der Religion allein als die rechte anzusehen ist. Der Glaube an die Liebe Gottes wäre auch nicht so verbreitet, wie er es heute bei uns ist, wenn Christus nicht gewesen wäre. Auch Soltau und die, die denken wie er, sind darum mit ein Beweis dafür, wie gewaltig und vernehmlich die Sprache der Offenbarung durch ihn gewesen ist. So gewiß der Glaube an die Liebe Gottes all unser Halt, all unser Trost und all unsere Hoffnung ist, so gewiß gilt noch heute das Wort Hamanns: „Es ist eher möglich, ohne Herz und Kopf zu leben, als ohne Jesum den Gekreuzigten.“

Joh. Blankenberg.

Digitized by Google

Die Dichter und Denker und ihr Volk.

„Für Liliencron ist anläßlich seines Geburtstages wieder einmal der Klingelbeutel herumgegangen; das Ergebnis waren ganze 7199 Mk."

Welcher Hohn in dieser kurzen Notiz! Allerdings steht sie in der Unterhaltungsbeilage des bösen „Vorwärts". Das genügt für manche honetten Leute, den Hohn und die ganze Sache nicht weiter zu beachten.

Was ist schlimmer: höhnische Kritik oder ihre Ursachen?

Die Deutschen nennt man Träumer oder das Volk der Dichter und Denker. Sie sind, Gott sei Dank! beides. Daß sie außerdem und wohl gerade deswegen über viel Kraft und Mut verfügen, beweist ihre Kultur- und Kriegsgeschichte. Wie ist es nur möglich, daß das Volk der Dichter und Denker in der Regel seine großen Dichter und Denker hungern läßt? Nun, das Volk ist nicht schuld daran.

Ich schlenderte einstmals um die Weihnachtszeit mit einem berühmten Schriftsteller (der den „Faust" kaum kennt, aber der Meinung ist, man müßte doch endlich über ihn hinauskommen) in den Straßen umher. Er meinte, das Volk sei noch zu roh, für höhere Poesie nicht aufnahmefähig. Ich behauptete das Gegenteil und erbot mich, dies sofort praktisch zu beweisen. Wir gingen in einen Bierausschank, wo viele einfache Männer verkehrten. Rohe Reden und Lieder, wüstes Getöse. „Sehen und hören Sie", sagte mein berühmter Schriftsteller. „Abwarten", erwiderte ich. Als die scheinbare Roheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, legte ich eine Scheibe in den Musikautomaten und steckte fünf Pfennig in ihn. „Stille Nacht, heilige Nacht", tönte es. Wie von Zaubermacht gepackt, wurde einer nach dem andern ruhig und bald aus der tosenden Masse eine weihevolle Gemeinde. Manches gefurchte Gesicht ruhte in den „rohen" Händen und manche Augen wurden feucht unter dem Banne von Erinnerungen und Empfindungen. — Mein berühmter Schriftsteller mußte zugeben, daß in der rauhen Schale des Volkes ein unsagbar zarter Kern steckt. Wüßte man das doch mehr zu würdigen, verstände man es nur, das Gold von den Schlacken zu reinigen, in das herrliche deutsche Gemüt die zündenden Funken zu senken!

Kein Volk der Erde ist für poetische Worte so aufnahmefähig und dankbar wie das deutsche. Wenn seine Dichter und Denker trotzdem vielfach hungerten und hungern, das Volk ist daran unschuldig. Es liegt an der Führung!

Viele ehemaligen Unteroffiziere, die mit der deutschen Sprache auf dem Kriegsfuße stehen und von der Literatur nichts als die Schauerromane kennen, haben Pensionen von 3000 und mehr Mark. Das ist ihnen von Herzen zu gönnen. Aber ist es nicht beschämend für die Führer des deutschen Volkes, daß der größte lebende deutsche Lyriker, der Liliencron doch zweifellos ist, im Alter von 60 Jahren noch um das tägliche Brot in Sorge sein muß? In keiner andren großen Nation wäre das möglich. Hätte England oder Frankreich einen Liliencron, man würde es dort schon als eine Schmach empfinden, wenn für ihn der Klingelbeutel umherginge, ganz zu schweigen davon, daß er Not leiden mußte.

Große Dichter und andere Künstler entstehen nur in der Freiheit. Es mag notwendig sein, daß sie eine Periode des Druckes kennen lernen. Aber

Digitized by Google

wenn sie dann bewiesen haben, daß sie von höherer Art sind und berufen, ihr Volk aufwärts, in die Welt des Schönen und Reinen zu führen, hat das Volk dann nicht die heilige Pflicht, sie auf Erfordern materiell zu sichern? Pflicht, keine Gnade!

Ein altes Couplet schließt mit dem Refrain: „Da schämt man sich, ein Mensch zu sein". Wenn in dem herrlichen deutschen Volke für seinen größten lebenden Lyriker der Klingelbeutel umhergehen und er doch mit Sorgen kämpfen muß, — wahrlich: da schämt man sich, ein Mensch zu sein.

Aug. Flemming.

Militärische Reformgedanken.

Es war eine Zeit und diese Zeit liegt nicht so weit zurück, wo militärischer Glanz und „gloire" unzertrennlich mit dem Ansehen der Völker verbunden zu sein schienen, das Kriegshandwerk eine einträgliche Sache war, und Friedenszeiten als unwillkommene Unterbrechung betrachtet wurden. Das wird, Gott sei Dank, wohl für immer vorbei sein. Jetzt wissen wir, d. h. die Besseren unter uns, daß ein Krieg etwas unsagbar Gräßliches und Trauriges ist, und daß der Militarismus der Gegenwart dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker sich unterzuordnen hat.

Dem aufmerksamen Beobachter der verschiedenen sehr krassen Vorkommnisse in unserem militärischen Leben kann es nicht entgehen, daß eben doch so manches darin dem modernen Sinn und unseren verfeinerten Ansprüchen an das Leben, nicht zuletzt auch unseren Anschauungen und Begriffen zuwiderläuft — hier ein Verharren in starren äußeren Formen, dort ein Festwurzeln in Ehr- und Rechtsbegriffen, die dem gesunden Bewußtsein des Volkes alle Augenblicke einen Schlag ins Gesicht versetzen. Es sei mir gestattet, Einzelheiten zu beleuchten. Ich will nichts davon erwähnen, daß mit dem Fortfall des äußeren Glanzes ungezählte Millionen gespart werden könnten, das ist zum Überdruß oft wiederholt worden.

Vor allem — das Militär außer Dienst und auf Urlaub. Man gebe dem Soldaten, speziell dem ohne Charge, bzw. auch den unteren Chargen eine Art Interimsuniform und lasse die Waffe hübsch zu Hause. Der Zivilist hat ja auch keine auf Urlaub —, dieselben kommen fast nur gelegentlich in Wirtshauskampagnen in Tätigkeit und sind wirklich überflüssig.

Wer weiß, ob es nicht überhaupt klüger wäre, die militärischen Verbindlichkeiten nur Portepeeunteroffizieren und Offizieren gegenüber zu belassen — ich meine im Urlaubsverhältnis, — die einzelnen Kontigente kennen ihre Abzeichen gegenseitig keineswegs, ich weiß das aus Erfahrung; der gemeine Mann schwebt in steter Angst und hat jederzeit Gelegenheit, wegen nichts hereinzufallen. Das Recht des unbedingten Vorgesetzten, das so oft Unheil angerichtet hat, räume man den untergeordneten Chargen — dazu gehört auch ein junger Fähnrich — nicht weiter ein.

Digitized by Google

Die Wachen und Posten könnten recht gut auf ein Minimum reduziert werden, die Ehrenbezeugungen derselben ebenso; ich will gerade nicht den Vorschlag unterstützen, den der „Kladderadatsch“ vor einiger Zeit machte, nämlich „Soldatenautomaten“, welche den Griff gegen Nickeleinwurf machen, aber Spaß beiseite, ein Unding ist es, wenn ein Soldat an belebter Promenade etwa vielleicht eine Stunde lang einen Präsentiergriff um den andern machen muß, dafür steht er nicht da.

Die Kasernwachen würde ich z. B. unbedingt durch Portiers aus zuverlässigen Unteroffizieren ersetzen, die Aus- und Eingangskontrolle durch Markenabgabe wie in den Fabriken. Zahllose Wachen sind nur ein hängengebliebener Zopf von anno dazumal und entbehren der Existenzberechtigung — siehe „Ehrenposten“.

Ein Grundübel ist es, daß der Soldat keine Heimat in der Kaserne hat, auch keinen Aufenthalt, der in der freien Zeit seinen geistigen Bedürfnissen Rechnung tragen würde — Lesezimmer, Versammlungslokale, wo durch Offiziere 2c. Vorträge zu halten wären, die den Mann fesseln und sein patriotisches Gefühl entwickeln. So wie es jetzt ist, flieht er die Kaserne jeden freien Augenblick als den Ort, wo ihn jederzeit höchstens Unangenehmes treffen kann. Man wundere sich nicht, daß der Gediente bereitwilligst der Sozialdemokratie in die Arme fliegt, welche ihn während des Kneipendaseins außerhalb des Dienstes schon recht gut bearbeitet hat.

Die Strafen, welche den gemeinen Mann treffen, sind sehr oft in gar keinem Verhältnis zur Übeltat und machen ihn nicht selten sozial unmöglich; ich möchte alle militärischen Justizirrtümer nicht auf dem Gewissen haben. Man lasse nicht das schreiende Mißverhältnis bestehen zwischen militärischem und zivilem Recht in Beurteilung der Trunkenheit; man schaffe das Offiziersduell ab und ordne, kurz gesagt, alles Militärische unter einen Begriff — nämlich dem Heile des großen Vaterlandes zu dienen und dem einzelnen in seiner sozialen Stellung möglichst wenig zu schaden.

Ich weiß recht wohl, daß das Gesagte nach den bestehenden Verhältnissen einer Utopie gleicht, welche es bei ehrlichem Wollen nicht zu sein brauchte.

Julius Müller.

Digitized by Google

Der Umsturz von oben.

Daß der Kampf gegen jegliche Art von gewaltsamem Umsturz mit allen rechtlichen Mitteln geführt werden muß, darüber sind sich die Gelehrten aller politischen Parteien, auch der sozialdemokratischen, wohl einig. Was ein Volk in seiner Gesamtheit an Institutionen geschaffen hat, was in Jahrhunderten und Jahrtausenden geschichtlich geworden, aus tiefstem Bedürfnis heraus aus dem Wettbewerb widerstreitender Kräfte gewachsen ist, darf mindestens beanspruchen, daß es nicht von irgendwelchen einzelnen Klassen oder Gruppen zum Gegenstande leichtfertiger oder selbstsüchtiger Umsturzversuche gemacht wird.

Wenn also darüber kein Zweifel bestehen kann, so läßt sich je länger, desto weniger die Frage abweisen, von welcher Seite heutzutage die nächste Gefahr eines Umsturzes droht. Liegt der Zukunftsstaat der Sozialdemokratie in der Tat der Erfüllung näher, als die Verwirklichung gewisser auf den Umsturz der Reichsverfassung gerichteten Bestrebungen in sehr einflußreichen Kreisen? Die Frage, ob die Revolution von oben oder die von unten als die nähere Gefahr gelten darf, hat sich leider das Recht der Erörterung erworben, ja wird von Tag zu Tag aktueller.

Wenn selbst ein Mann, wie der Professor der Nationalökonomie Schmoller, ein Mann von so gemäßigten politischen Ansichten, daß er ob seiner Herrenhausrede vom „Vorwärts" gröblich abgekanzelt wurde, als das Ziel der in der ersten preußischen Kammer und weit darüber hinaus maßgebenden Herren den Umsturz des geltenden Reichswahlrechts, den Staatsstreich und gar noch ein „feudal-aristokratisches Klassenregiment" ins Auge faßte, so läßt sich wohl kaum ein noch unparteiischerer und glaubwürdigerer Zeuge für das Bestehen und die Aktualität einer von oben drohenden Umsturzgefahr aufstellen. Herr Professor Schmoller sagte nun in jener Rede u. a.:

Digitized by Google

„Herr von Manteuffel und Graf Mirbach haben vorgestern ein allgemeines Regierungsprogramm entwickelt.... Der allgemeine Eindruck, den die Reden machen mußten auf jemand, der etwa aus einem parlamentarisch regierten Lande kam, war der, daß es sich um einen Angriff gegen die Regierung unter Entwicklung eines neuen Programms handelte.... Die Herren haben an den Herrn Ministerpräsidenten energisch und dringend Forderungen gestellt, auf die sie schon des öfteren eine ablehnende Antwort bekommen haben. Der Herr Ministerpräsident spricht mit den Agrariern immer wie der Vater mit seinem verzogenen Kinde. Die Herren haben gewollt eine ganz andere Handelspolitik und eine ganz andere Sozialpolitik. Was haben sie als Mittel in Aussicht gestellt, um zu ihrem Ziele zu kommen? Herr v. Manteuffel hat sich in den Mantel des Geheimnisses gehüllt, Graf v. Mirbach ist offener gewesen, er sprach allerdings nur im eigenen Namen und verlangte eine Änderung des Wahlrechts und Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie. Ist denn hierfür eine Majorität zu finden? Hier im Herrenhause haben die Herren sicher die Mehrheit für sich. Wir müssen uns aber klipp und klar sagen: es ist in absehbarer Zeit ganz undenkbar, daß Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus, vielleicht noch undenkbarer, daß der Bundesrat den Wünschen zustimmt, die hier von den Herren geäußert wurden (Sehr richtig! links) und das ist der entscheidende Punkt. Warum spricht man nicht offen aus, was man will? Jedermann vermutet doch das Geheimnis, es kann ja kein anderes Mittel sein, als einfach der Staatsstreich.

„Ich wäre Herrn Manteuffel sehr dankbar, wenn er klipp und klar aussprechen wollte, daß er nicht auf diesem Boden steht; ich hoffe, er hat ein anderes Arkanum. Gegenüber allen Gedanken an Staatsstreich und Gewalt müssen wir sagen: principiis obsta! Das wäre das größte Unglück für Deutschland. Wir wünschen eine monarchische Regierung über den Klassen und Parteien, was aber Herr v. Manteuffel wünscht, ist mehr oder weniger Partei- und Klassenregierung, dem stehen wir auf das schroffste entgegen.

„Die Sozialdemokratie ist nur eine Teilerscheinung der notwendigen und heilsamen Hebung der unteren Volksklassen. Das Beklagenswerte bei uns in Deutschland ist, daß der größere Teil unserer gewerblichen Arbeiter unter die Leitung und Herrschaft einer Organisation gekommen ist, die ganz revolutionär unsere Staats- und Gesellschaftsordnung bekämpft. Das Gefährliche sind nicht die wirtschaftlichen Pläne der Sozialdemokratie, sondern die politischen Theorien, die Gedanken an Volkssouveränität, der Wahn, daß die unteren Klassen viel weiser und gerechter seien als die oberen, die Erwartung, daß man mit politischen Rezepten plötzlich das ganze Volk ausbilden könnte. Die größte Gefahr ist, daß die Führer der Sozialdemokratie unter die geistige Herrschaft eines Mannes gekommen sind, der als Privatmann rein dasteht, der ein großer

Digitized by Google

Gelehrter war, der aber von einer Leidenschaft des blinden Hasses beseelt war, Karl Marx, und daß der Gedanke Platz greifen konnte, alle sozialen Beziehungen sind immer nur Kampf! Die Gefahr liegt in diesen Gefühlsimponderabilien, aber derartige Gefühlsimponderabilien heilt man am allerwenigsten durch gewaltsame Unterdrückungspolitik. Dieser Schaden ist nur zu heilen durch eine absolut gerechte Regierung, die über den Kassen steht, am allerwenigsten durch ein feudal-aristokratisches Klassenregiment (Unruhe rechts), durch Ausnahmegesetze, durch Staatsstreich, durch eine Änderung des Wahlrechts; alle derartigen Versuche würden nur Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie sein. Das Sozialistengesetz hat mehr geschadet als genützt (oho! rechts), vor allem wegen des Ausweisungsparagraphen, der die sozialistischen Führer durch ganz Deutschland verbreitet hat. Eine gerechte Regierung über den Klassen ist das Heilsame. Wenn die Regierung mit der Politik der Mäßigung und Gerechtigkeit an das Problem der Bekämpfung der Sozialdemokratie herantritt, so gebe ich Ihnen offen zu: eine absolute Sicherheit, daß dies zum Ziele führt, kann kein Mensch übernehmen. Noch weniger aber bei der Gewaltpolitik. Alle historische Erfahrung lehrt, daß alle Regierungen eine Doppelpolitik verfolgt haben. Auf der einen Seite haben sie mit äußerster Energie gesucht, den besitzenden Klassen die absolute Sicherheit beizubringen, daß ihr Eigentum geschützt sei. Daneben muß jede Regierung mit gerechter Hand den Arbeitern, seien sie Sozialdemokraten oder nicht, zeigen, daß sie ihr Wohl im Auge hat, sie fördern und heben will....

„In einer Zeit, wo alle sozialen Klassen sich organisieren, wie ist es da möglich, die Organisation der Arbeiter zu verhindern? Die ganze heutige Arbeiterwelt in Deutschland und anderen Ländern ist nur durch ihre Führer zu gewinnen. Ich möchte für diese Anschauung einen Zeugen für mich anführen: den Finanzminister Miquel. Zur Zeit, als er noch Oberbürgermeister in Frankfurt war, hat er mir immer und immer wieder gesagt: Ich komme sehr gut mit der Sozialdemokratie aus! Er hat immer betont: Die Sozialdemokraten sind mir vielfach lieber als viele Philister. (Sehr richtig! bei den Bürgermeistern.) Das ist die Weise, die unteren Klassen zu versöhnen, sie zu lehren, mit zu verwalten und mit zu beraten. Dadurch werden sie von ihren Utopien geheilt....."

Was hatten nun die Vertreter der im Hause herrschenden Anschauungen auf diese wissenschaftlich vertieften und logisch begründeten Darlegungen zu erwidern? Es ist mindestens von — charakteristischem Interesse:

Der Minister des königlichen Hauses von Wedel-Piesdorf: „Daß die Herren von Manteuffel und Graf Mirbach auf den Staatsstreich hinauswollten, das glaube ich nicht, sie wollten nur energische

Digitized by Google

Maßnahmen gegenüber der furchtbaren Gefahr, die dem Staatsleben von der Sozialdemokratie droht. Die Sozialdemokratie ist groß geworden durch das Reichstagswahlrecht, das so radikal ist, wie es kein anderes Volk hat. Nur durch Überwindung dieses Wahlgesetzes haben wir die Hoffnung, die Sozialdemokratie zu überwinden. (Sehr richtig! rechts.) Der nationalliberale Herr Menck, der den Mut gehabt hat, das auszusprechen, hat damit nur gesagt, was die große Mehrzahl der Nationalliberalen denkt, was sie aber nicht zu sagen wagen, weil sie für ihre Mandate fürchten. Die Überwindung der Sozialdemokratie auf dem Wege, den der Kanzler zu gehen gezwungen ist, wird er so wenig erreichen wie seine Vorgänger. Auch unter ihm ist die Sozialdemokratie ständig gewachsen, und der Zeitpunkt ist abzusehen, wo sie die Mehrheit im Reichstage haben wird. Das liegt an dem Optimismus, sie mit geistigen Waffen bekämpfen zu wollen. Die Liberalen, auch die Liberalen im Zentrum, werden sich überzeugen, daß andere Wege eingeschlagen werden müssen, daß das Wahlrecht reformiert werden muß. Ich verlange nicht das Dreiklassenwahlrecht, dasselbe ist mir viel zu plutokratisch geworden. Aber notwendig ist die offene statt der geheimen Wahl (Aha!) und die Heraufsetzung des Wahlalters auf mindestens 30 Jahre. (Sehr richtig!) Mögen sich die Liberalen von dieser Notwendigkeit überzeugen, ehe der Staatskarren zu tief im D.... steckt, ehe es zu spät ist." (Lebhafter Beifall.)

Frhr. Lucius von Ballhausen: „Bei der Einführung des Reichstagswahlrechts waren auch die Freisinnigen nicht ohne weiteres dafür.... Jetzt dagegen hat man die Wirkung der geheimen Wahl noch verschärfen wollen durch Sicherung des Wahlgeheimnisses. Das war ganz falsch. (Sehr richtig!) In bezug auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie kann ich nur sagen, daß ich das 1878er Gesetz für gut und nützlich gehalten habe (Sehr richtig!) und ich bedaure sein Scheitern im Januar 1890. (Sehr richtig!) Was erreicht denn die Bekämpfung mit geistigen Waffen? Die sozialpolitische Gesetzgebung, die nirgends so ausgebaut ist, wie in Deutschland, hat nirgends Dank geerntet, sondern die Sozialdemokraten nur immer weiter zu ganz unerfüllbaren Wünschen angereizt. Mögen unsere Verhandlungen dazu beitragen, die Regierung zu energischem Vorgehen zu veranlassen." (Lebhafter Beifall.)

Anders, als in anderen Menschenköpfen, malt sich in diesen Köpfen die Welt! Und seltsam berühren ihre Vorstellungen von geschichtlichem Werden, Wachsen und Vergehen. Von den ersten Trieben einer kaum entsprossenen Sozialreform erwarten und verlangen sie bereits die goldenen Früchte der Dankbarkeit, als ob es sich überhaupt darum handelte, Dank zu ernten, und nicht einfach seine Pflicht und Schuldigkeit zu tun. Den Kanzler machen sie dafür verantwortlich, daß es ihm nicht gelungen sei, in den paar Jahren seiner Amtstätigkeit „die Sozialdemokratie zu überwinden". Die „Sicherung" des verfassungsmäßigen Wahlgeheimnisses, also

Digitized by Google

die Ausführung eines zu Recht bestehenden Gesetzes, war „ganz falsch“. Die Gesetze sollen also bloß auf dem Papier stehen, sie werden gegeben, um nicht befolgt zu werden. In der Tat: sehr staatserhaltende Anschauungen. „Optimismus“ ist es, „die Sozialdemokratie mit geistigen Waffen bekämpfen zu wollen“. Kann man noch — bescheidener sein? Harmlos erscheint solch staatsmännischer Weisheit gegenüber die Fata Morgana vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat.

Das „stärkste Geschütz“ gegen das so innig gehaßte allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht, diese festeste und sicherste Grundlage der deutschen Reichseinheit und -verfassung, glaubt die „Kreuzzeitung“ aufzuführen, indem sie den Schatten des Fürsten Bismarck, des „Schöpfers“ dieses Rechtes, heraufbeschwört. In einer Zuschrift an das Blatt erzählt ein Herrenhausmitglied, Herr G. von Dieſt in Merseburg:

„Bismarck weilte im Sommer 1867 längere Zeit in Ems, wo unser hochseliger König Wilhelm I. zum Gebrauch der Kur sich aufhielt. Auch ich, als damaliger Regierungspräsident in Wiesbaden, kam oft nach Ems hinüber, nachdem ich in dem nassauischen Wahlkreise, zu welchem Ems gehört, zum Abgeordneten des Norddeutschen Reichstags gewählt worden war, und zwar auf Grund des einige Monate vorher publizierten Systems der geheimen und direkten Wahlen. Als ich bei einem längeren Spaziergange mit Bismarck in den Bergen hoch über Ems auf dieses Wahlsystem zu sprechen kam, konnte ich nicht anders, als es für das Verderblichste zu erklären, was unserm Volk geboten werden konnte. Bismarck sagte darauf, daß dieses Wahlsystem lediglich ein Schachzug gegen Österreich gewesen sei; etwas Liberaleres könne Österreich als Paroli demgegenüber nicht bieten. Er, Bismarck, müsse alle Parteien Deutschlands auf seine Seite bringen. Als ich ihm erklärte, daß kein Volk, selbst das kleine Athen nicht, ein solches Wahlsystem habe ertragen können, und daß er darum mit einem Perikles große Ähnlichkeit habe, nach dessen Tode Athen seinem Verfall entgegen ging, da blieb Bismarck stehen und rief mir erregt zu: ‚Was wollen Sie von mir? Wollen Sie mich denn überhaupt noch der konservativen Partei erhalten? Bin aber nicht ich und die Konservativen völlig verloren, wenn ein Wechsel auf dem Throne stattfindet? Sobald unser alter herrlicher König die Augen schließt, wenn ich dann überhaupt in meinem Amte bleiben will, muß ich der Majorität in den Volksvertretungen sicher sein; diese Majorität aber erlange ich jetzt nur durch solches Wahlsystem! In der Theorie stimme ich Ihren Gegengründen vollständig bei, und wenn das Wahlsystem in einigen Jahren nicht mehr nötig sein wird, und wenn es mir nicht mehr gefällt, so nehme ich es wieder zurück!‘

„Ich konnte nicht anders, als darauf ihm die Worte entgegenwerfen: ‚Die ich rief, die Geister, werd’ ich nun nicht los! Später werden Sie sich gerade so vorkommen, wie jener Zauberlehrling.‘ (Und so ist es denn tatsächlich auch nachher gekommen!)

Digitized by Google

„Bei dem damaligen langen Gespräch mit Bismarck vertrat ich die Meinung, welcher Schiller in seinem ‚Demetrius' einen dichterischen, dabei aber tief praktischen Ausdruck gibt. Ja, ich zitierte Bismarck gegenüber die Worte Schillers: ‚Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn! Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen. Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat? Hat der Bettler eine Freiheit, eine Wahl? Er muß dem Mächtigen, der ihn bezahlt, um Brot und Stiefel seine Stimm' verkaufen. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen; der Staat muß untergehn, früh oder spät, wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.' Den Untergang des Staates wollen ja auch im letzten Ziele die Führer der Sozialdemokratie.

„Die beste Volksvertretung, so führte ich Bismarck gegenüber aus, würde es gewesen sein, wenn man statt der ganz willkürlichen indirekten Wahl nach drei Klassen für das preußische Abgeordnetenhaus ein organisch aufgebautes Parlament bewilligt hätte, d. h. so, daß aus den Kreistagen die Mitglieder des Provinziallandtages, aus den letzteren die Mitglieder des allgemeinen Landtages gewählt worden wären. Damit wären 1848 alle patriotischen Parteien zufrieden gewesen, die damals geradezu bestürzt waren als plötzlich die königliche Verordnung erschien, daß die Abgeordneten zum Landtag durch Urwahlen und zunächst durch Wahlmänner gewählt werden sollten. Der Reichstag hätte dann aus den Mitgliedern zusammengesetzt werden können, welche in den einzelnen Ländern Deutschlands von den betreffenden Landtagen gewählt wurden.

„Bismarck reichte mir am Schlusse unseres Spazierganges mit warmem Dank die Hand unter Wiederholung der Worte, daß er das System der direkten geheimen Urwahl wieder ändern werde, falls der richtige Zeitpunkt gekommen sein würde.

„Nach dem siegreichen Kriege 1870—71 hatte ich noch einmal über diese, für unsere ganze vaterländische Zukunft wichtige Frage ein Gespräch mit Bismarck. Ich war Mitglied des neuen Deutschen Reichstages und konnte Bismarck die Mitteilung bringen, daß die Konservativen und auch andere Mitglieder des Reichstages für eine Änderung des verderblichen Wahlsystems gestimmt seien, und daß wohl eine Aussicht vorhanden sei, die erforderliche Majorität zu erlangen; denn Bismarcks Macht sei so groß, und des Kaisers Macht stehe hinter ihm, eine Zurücknahme des Wahlgesetzes unter Übereinstimmung aller verbündeten Regierungen Deutschlands erscheine möglich. Ich erinnerte Bismarck an unser Gespräch zu Ems im Jahre 1867 und an die mir damals von ihm eröffnete Hoffnung, wonach jetzt oder nie der richtige Moment gekommen sei, um Deutschlands Zukunft zu sichern. — Bismarck wollte aber nicht, vielleicht aus denselben Gründen wie 1867!"

Nun also — „Bismarck wollte nicht"! Das scheint mir in der Tat der springende Punkt der ganzen Beweisführung. Denn nicht das entscheidet, daß Bismarck vor Jahren die Aufhebung des Wahlrechts unter

Digitized by Google

gewissen Umständen für möglich und erwünscht hielt, sondern daß er sich in der Tat nicht dazu entschloß, daß er also auf Grund seiner Erfahrung und staatsmännischen Einsicht die einmal geschaffene Institution bestehen ließ. Die Frage, ob er als leitender Staatsmann heute die Verantwortung auf sich nehmen würde für die Folgen, die eine Verkürzung des seit bald vier Jahrzehnten bestehenden und geübten Rechts notwendig nach sich ziehen müßte, wird, wie die „Tägl. Rundschau" richtig bemerkt, durch die Erzählung Diests nicht einmal gestreift.

Nun ist es aber überhaupt ein Irrtum, daß Bismarck der Schöpfer des Reichswahlrechts in seiner jetzigen Gestalt sei. „In Wirklichkeit", so stellt die „Berliner Volkszeitung" fest, „hat es dem ersten Reichskanzler fern gelegen, jemals die Ersetzung indirekter Klassenwahlen durch das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht von vornherein zu befürworten. Weder in seinen zahlreichen Äußerungen im Parlamente, noch in der berühmten Zirkulardepesche, die er am 24. März 1866 an den bayerischen Gesandten, Prinzen Reuß und andere Diplomaten versandte, noch in dem vielbesprochenen, unter dem 19. April 1866 an den Grafen Bernsdorff in London gerichteten Schreiben ist auch nur mit einem Worte davon die Rede, daß Bismarck jemals die Einführung der geheimen Abstimmung, deren Gegner er stets gewesen ist, empfohlen habe. Die Regierungsvorlage, die im Norddeutschen Reichstag von ihm eingebracht wurde, sah die geheime Wahl überhaupt nicht vor; diese wurde erst beschlossen, als ein aus dem Hause gestellter Antrag der Abgg. Fries und Genossen auf Abänderung des Entwurfes mit großer Mehrheit zur Annahme gelangte. Dieser Antrag, der die Absichten Bismarcks durchkreuzte, lautete:

‚Der Reichstag wolle beschließen, in Artikel 21 hinter die Worte „direkten Wahlen" einzuschalten: mit geheimer Abstimmung.'

„Unterzeichnet war der Antrag von 45 Mitgliedern der verschiedensten Parteien, u. a. von Baumbach, v. Bennigsen, Graf zu Dohna, Lasker, v. Leipziger, v. Puttkamer-Fraustadt, v. Puttkamer-Sorau, v. Sponkeren, v. Thünen, v. Unruh, Baron v. Vaerst und Wiggers-Rostock. Aus denselben junkerlichen Kreisen, die vor kurzer Zeit im Herrenhause mit ihrem Vorstoße gegen den Grafen Bülow für eine Beseitigung des Reichswahlrechts Stimmung machen wollten, ist also vor nahezu vier Jahrzehnten der Antrag auf Schaffung geheimer Wahlen hervorgegangen. Der schon erwähnte Artikel 21 lautete, nachdem der Antrag Fries und Genossen genehmigt worden war, wie folgt:

‚Der Reichstag geht aus allgemeinen und direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche bis zum Erlaß eines Reichswahlgesetzes nach Maßgabe des Gesetzes zu erfolgen haben, auf Grund dessen der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt worden ist.'

„Die Regierung sah sich damals im Hinblick auf die Volksstimmung gezwungen, sich — allerdings sehr widerwillig — mit der Einführung des

Digitized by Google

geheimen Wahlrechts einverstanden zu erklären und zwar mit dem Hintergedanken, den auch Bismarck zu verschiedenen Malen geäußert hat, daß man bei gegebener Gelegenheit das Reichswahlrecht wieder ‚modifizieren', d. h. in diesem Falle verschlechtern wolle.

„Was Herr v. Diest verkündet hat, brachte Bismarck u. a. in einem Artikel der ‚Hamb. Nachr.', seines Leiborganes, im September des Jahres 1894 zum Ausdruck. Er schilderte in diesem Artikel die Entstehung des Reichswahlrechts und sagte:

‚Es bestand die Überzeugung, daß ein Volk wie das deutsche, wenn es zu der Erkenntnis gelangt, daß bei der ersten Gründung des Deutschen Reiches ihm nicht passende Einrichtungen mit übernommen seien, klug und besonnen genug sein werde, sie nach eigenem Ermessen zu verbessern.'

„Noch deutlicher drückt sich Bismarck in seinem Memoirenwerk ‚Gedanken und Erinnerungen' aus:

‚Ich habe nie gezweifelt, daß das deutsche Volk, sobald es einsieht, daß das bestehende Wahlrecht eine schädliche Institution sei, stark und klug genug sein werde, sich davon frei zu machen. Kann es das nicht, so ist meine Redensart, daß es reiten könne, wenn es erst im Sattel säße, ein Irrtum gewesen.'

„An dieser Stelle spricht sich Bismarck übrigens nochmals gegen die geheime Wahl aus:

‚Ich halte noch heute das allgemeine Wahlrecht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch für ein berechtigtes Prinzip, sobald nur die Heimlichkeit beseitigt wird, die außerdem einen Charakter hat, der mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes in Widerspruch steht. . . . Das Gegengewicht dagegen (gegen die ‚stumpfe und unentwickelte Einsicht großer Massen') liegt in dem Einflusse der Gebildeten, der sich stärker geltend machen würde, wenn die Wahl öffentlich wäre, wie für den preußischen Landtag. Die größere Besonnenheit der intelligenteren Klassen mag immerhin den materiellen Untergrund der Erhaltung des Besitzes haben; der andere des Strebens nach Erwerb, ist nicht weniger berechtigt; aber für die Sicherheit und Fortbildung des Staates ist das Übergewicht derer, die den Besitz vertreten, das Nützlichere. . . . Jedes große staatliche Gemeinwesen, in welchem der vorsichtige und hemmende Einfluß der Besitzenden, materiellen oder intelligenten Ursprungs, verloren geht, wird immer in eine der Entwickelung der ersten französischen Revolution ähnliche, den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit geraten.'

„So hat Bismack über das Reichswahlrecht geurteilt, also noch viel schlimmer, als es nach der ‚Enthüllung' des Herrn von Diest den Anschein hat. Bismarcks Prophezeiungen haben sich freilich nicht erfüllt: das Reichswahlrecht ist noch unangetastet. Es unangetastet zu erhalten, ist Sache des deutschen Volkes, das sich vor Jahrzehnten die geheime Wahl in ehrlichem parlamentarischem Kampfe erstritten hat."

Trotz alledem wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt,

Digitized by Google

daß Bismarck heute, nach vier Jahrzehnte langem Bestehen des Wahlrechts, noch viel weniger geneigt wäre, es anzutasten, als zu der Zeit, da er Herrn von Diest gegenüber eine solche Zumutung rundweg abwies. Seine realpolitische Einsicht würde sich gewiß nicht gegen die Tatsache verschließen, daß das Wahlrecht in den bald vierzig Jahren seiner Ausübung viel zu tief im Volksboden Wurzel geschlagen hat, als daß es ihm ohne die schwersten inneren Erschütterungen und dauernde Schädigung des gesamten Volkskörpers entrissen werden könnte.

* * *

Für manche Deutsche scheint es nur Fürstenrechte zu geben, das Volk mit seinen natürlichen und geschichtlichen Rechten völlig „Luft" zu sein. Nach ihrer Anschauung sind die Völker um der Fürsten willen da, nicht etwa die Fürsten um der Völker willen. Diese sind im Gegenteil Privateigentum ihrer Herren, die nach ihrem Gutdünken damit schalten und walten können. Nun sollte man meinen, daß derartige Anschauungen eine ernsthafte Erörterung überhaupt nicht vertrügen und füglich ihren glücklichen Besitzern als ulkiger Zeitvertreib überlassen blieben. Aber das Bezeichnende für unsere Zustände, insbesondere die politische Unmündigkeit weiter Kreise unseres Volkes ist ja eben, daß auch ein solcher Ulk mit größtem Ernst und erschöpfender Gründlichkeit behandelt werden kann. Wird dem Ulk noch ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehangen, dann taucht im Busen manches deutschen Biedermannes der bange Zweifel auf, ob er denn auch wirklich so was wie Rechte habe, so was wie eine Persönlichkeit sei, und nicht am Ende doch ein — durch Erbteilung von seinem vorigen Besitzer an den gegenwärtigen übergegangenes, freihändig verfügbares Objekt.

Wer da meinen sollte, diese Schilderung sei doch wohl etwas übertrieben, hätte ja vielleicht insofern recht, als ich bei dem Gegenstande nicht so ernst bleiben kann, wie viele andere, die ihn behandelt haben. Ich meine nämlich die über alle Gebühr wichtig genommenen Umsturz-Theorien des ehemaligen Bundesrats-Bevollmächtigten, badischen Gesandten a. D. und jetzigen ordentlichen Honorarprofessors bei der Heidelberger juristischen Fakultät, Exzellenz Eugen von Jagemann. Zöge der Verfasser aus den in seiner Schrift („Die deutsche Reichsverfassung". Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhdlg.) geoffenbarten Weistümern die einzig möglichen Folgerungen, so müßte er sich notwendig zu den staats- oder richtiger privatrechtlichen Anschauungen bekennen, die ich oben nachzuempfinden mich vergeblich bemühte. Nur wer das deutsche Volk als eine quantité négligeable, eben als „Luft", betrachtet, den Fürsten das Recht einräumt, einseitig über das Wohl und Wehe des Volkes zu verfügen, in der deutschen Reichsverfassung einen ausschließlichen Vertrag der Fürsten untereinander erblickt, nur der kann sich zu dem Gedanken emporschwingen, daß der deutsche Bundesstaat und damit das Deutsche auch ebenso einseitig von den Fürsten aufgelöst werden könne.

Nichts Geringeres als das verkündet aber Exzellenz von Jagemann. Es gehört nach ihm für die Fürsten nur eine Kleinigkeit dazu, den Reichs-

Digitized by Google

kontrakt, den sie allein abgeschlossen haben, auch allein aufzuheben und damit spielend alle die schwierigen Probleme des Wahlrechts, der Sozialdemokratie und was sonst den Herren noch Kopfschmerzen macht, zu lösen. Das Deutsche Reich wird einfach durch gegenseitige einmütige Kündigung des Kontraktes von den Fürsten annulliert, und das deutsche Volk und seine Verfassung, der Reichstag, haben dabei nix to seggen, nur ruhig abzuwarten, was jene in ihrer unergründlichen Weisheit und Allmacht zum Wohle ihrer unmündigen Herde, ihres agrarischen Privateigentums, beschließen werden.

„Der Bund", so schreibt der ehemalige Bundesbevollmächtigte, „ist die Voraussetzung der Verfassung; sie ist für ihn geschaffen und nicht etwa der Bund eine Folge der Verfassung. Hält man sich dies Verhältnis klar vor Augen, so knüpft sich eben daran von selbst eine Reihe von Rechtsfolgen, nämlich die Auflösbarkeit und Veränderbarkeit des Bundes. Jeder Vertrag kann durch den übereinstimmenden Willen aller derer, die ihn geschlossen haben, wieder aufgehoben werden (mutuus dissensus), ausgenommen die Eheschließung und unter gewissen Voraussetzungen Verträge zugunsten dritter."

Mit der Bundesverfassung ist dann auch natürlich die Reichsverfassung beseitigt. Die Fürsten können dann einen neuen Bund auf der Grundlage einer neuen Verfassung schließen. Wenn Verfassungseinrichtungen nicht mehr fungieren, so erscheine es nicht als nationale Schädigung, durch einstimmige Aufhebung des einen Bundes und Schließung eines neuen auch neue Lebensfähigkeit zu gewinnen.

So wenig derartige juristische Sophistereien, die sich über alle Forderungen des gesunden Menschenverstandes und Rechtsgefühls vornehm hinwegsetzen, eine ernsthafte Widerlegung verdienen, so sehr muß man doch, wie die Dinge bei uns nun einmal leider liegen, den Männern der Wissenschaft danken, die solche wissenschaftlichen Wahngebilde auch mit wissenschaftlichen Waffen bekämpfen. Es waren Professoren derselben Universität und Fakultät, Hofrat Jellinek und Professor Anschütz, die zuerst auf dem Kampfplatz erschienen und in der „Frankfurter Zeitung" diese Erklärung abgaben:

„Herr v. Jagemann behauptet, die juristische Logik auf seiner Seite zu haben. Man mache sich mit dieser Logik die Konsequenzen seiner Lehre klar. Wenn das Reich aufgelöst ist, so fällt nicht nur mit der Verfassung der Reichstag, sondern alle Reichsinstitutionen. Der Kaiser hört auf Kaiser zu sein, der Reichskanzler verschwindet, ebenso die Reichsbehörden, die Reichsarmee, die Marine hören auf Reichsinstitute zu sein. Und wenn eine der Bundesregierungen sich später besinnt und den neuen Vertrag nicht abschließen will, wenn sie Sezession treibt, so macht sie nur von ihrem neugewonnenen Recht als nunmehr schlechthin souveräner Staat Gebrauch. Was kann der ärgste Feind Deutschlands dem Reich Schlimmeres wünschen, als in der juristischen Konsequenz dieser neuen Lehre liegt? Auch

Digitized by Google

eine andere neue Theorie, die Herr v. Jagemann vertritt, die dem Kaiser und Bundesrat ein Notverordnungsrecht zuschreibt, steht mit der Verfassung in Widerspruch. Es gäbe wohl im Deutschen Reiche keinen Richter, der derartigen verfassungswidrigen Verordnungen willfahren würde. Wir geben der Überzeugung Ausdruck, daß alle deutschen Staatsrechtslehrer sich einmütig in der Ablehnung der genannten Lehrsätze zusammenfinden werden. In Wahrheit sind es auch nicht juristische, sondern politische Lehren, die wir hier bekämpfen. Zu politischer Beunruhigung geben sie aber unseres Erachtens keinen Anlaß. Sie ruhen auf den individuellen Überzeugungen des Herrn v. Jagemann, gewiß aber nicht auf denen des Bundesrats und am allerwenigsten der badischen Regierung, die er so lange im Bundesrat vertreten hat."

„Wäre Herr v. Jagemann nicht badischer Junker," bemerkt die „Berliner Zeitung", „so säße er wohl schon längst im preußischen Herrenhause. Dahin paßt er. Wenn der verstorbene Professor Eck die juristische Erstlingsschrift des Herrn v. Jagemann erwähnte, so unterließ er nie zu erwähnen, daß sich der Professor auf dem Titelblatt bezeichnet habe als „großherzoglich badischer Kammerjunker und auch Gerichtsreferendar". Was jedesmal stürmische Heiterkeit im Auditorum erregte. Die Anschauungen, aus denen heraus Herr v. Jagemann damals seine Titulatur wählte, erfüllen ihn auch heute noch. Trotzdem er doch inzwischen wohl um mehr als ein Vierteljahrhundert älter geworden ist."

Die Kehrseite des Jagemannschen Ideals beleuchtet so recht ein Aufsatz des Professors Max Weber, Ordinarius der Heidelberger Ruperto-Karolina:

„Im engeren Kreis sagte Fürst Bismarck manches, was für seine Staatspraxis nicht maßgebend war; so, zum Beispiel, daß die Monarchie eigentlich eine recht ‚lästige' Staatsform sei; denn ‚dieser Mann' (der alte Kaiser) ‚koste' ihn ‚täglich zwei Stunden'. (Deshalb sei auch gleichgültig, ob Bismarck in irgendeiner Stimmung einmal von der Möglichkeit gesprochen habe, ‚auf die Einzelstaaten zurückzugreifen und den Bund wieder aufzulösen'.) Um einen Verfassungskonflikt herbeizuführen und dann, auf die Bajonette des stehenden Heeres gestützt, eine Weile ‚fortzuwursteln': dazu bedarf es wahrlich keines großen Staatsmannes, nicht einmal eines (im heutigen Sinn) ‚starken Mannes'. Dazu genügt ein gewissenloser Dummkopf oder ein politischer Abenteurer an der Spitze der Reichsverwaltung. Aber aus diesem Konflikt wieder herauszuhelfen, ohne daß nicht nur unsere Weltstellung, unsere Einheit und Unabhängigkeit vom Ausland, sondern auch die Rechtssicherheit all unsrer Institutionen in die Brüche gingen: dazu bedürfte es nach der Eigenart unsres Staatswesens und unsrer Lage eines Staatsmannes, der eine ganz andere Taille hätte als alles, was heute in Deutschland irgendwo an ‚kommenden Männern' herumläuft. Selbst die Verminderung unseres Heeres wäre eine geringere Ge-

Digitized by Google

fahr als ein solches Experiment, unternommen von dem Epigonengeschlechte, das uns regiert ... Der Spieß könnte auch einmal umgedreht werden. Seit bald fünfzehn Jahren leben wir unter einem Regime, das einen so stark persönlich-monarchischen Charakter trägt, wie es selten irgendwo der Fall war. Würden wir nun fragen, was denn eigentlich dieses Regime geleistet hat, selbst auf dem Gebiet, wo angeblich das monarchische Regiment seine spezifische Leistungsfähigkeit zeigen soll, dem der äußeren Politik: so würde der Vergleich mit den demokratisch verwalteten Großstaaten ein für uns sicher nicht schmeichelhafter sein. Der beispiellose Rückgang des deutschen Prestige ist kein unverschuldeter; und es sind ganz andere Instanzen als etwa die deutschen Parlamente, die ihn verschuldet haben. Genug davon. Die breiten Schichten des deutschen Bürgertumes sind, aus guten Gründen, Anhänger der Monarchie als Institution; und soviel an uns liegt, werden wir es bleiben, auch wenn ... die Monarchie in ihrem konkreten Träger einmal den Erwartungen nicht entspricht, die wir auf sie zu setzen berechtigt waren. Aber wir müssen uns entschieden ausbitten, daß man für die parlamentarischen Institutionen gefälligst dasselbe gelten läßt. Denn bei der Fortsetzung solcher Debatten würde die Monarchie nicht besser fahren als der Parlamentarismus."

* * *

Jeder ehrliche Deutsche wird es Bismarck nachempfinden, wenn ihm die Heimlichkeit der Wahl „mit den besten Eigenschaften des germanischen Blutes im Widerspruch" zu stehen schien. Wäre es nun aber möglich, ohne diese Heimlichkeit Wahlen zu erzielen, die ein auch nur annähernd treues Bild der Volksstimmung darstellten, und nicht vielmehr eine große Wahllüge und Fälschung der Volksstimme? Wir haben eben leider zwischen zwei Übeln zu wählen, und da erscheint die Heimlichkeit der Wahl doch als das weitaus geringere. Es ist besser, Rücksicht zu nehmen auf die nur zu sehr begründete Furcht einer großen Mehrheit von Wählern vor Maßregelungen, als sie zur Lüge und zur Heuchelei zu zwingen, sofern sie nicht etwa ihre und ihrer Familien Existenz aufs Spiel setzen wollen. Denn die große Mehrheit unseres Volkes befindet sich in abhängiger Stellung und muß gewärtig sein, auch diese zu verlieren, wenn sie gegen den Wunsch und Willen ihres Brotherrn wählt. Seien wir doch ehrlich und rechnen wir mit den gegebenen Tatsachen: wo sind denn die vielen starken Helden und Märtyrer, die lieber ihre Existenz preisgeben, mit Frau und Kind hungern würden, als einen Wahlzettel gegen ihre Überzeugung abgeben? Würden wohl viele von denen, die jetzt aus ihrer gesicherten Existenz heraus über die „Feigheit" der armen Leute schimpfen, wenn sie selbst in deren Lage gerieten, zu solchen Opfern bereit sein? Mit Verlaub, ich bezweifle es ganz entschieden. Ich kenne Fälle, wo Leute, die es „nicht nötig" hatten, gegen

Digitized by Google

ihre innere Überzeugung wählten, nur um einen vielleicht möglichen kleinen Verlust zu vermeiden, nur um sich einen schäbigen Profit nicht entgehen zu lassen.

* * *

Und sind denn die Reichstagswahlen, auch mit dem „Klosettgesetz", wirklich und wahrhaftig überall heimliche? Lassen wir auch hier die Tatsachen reden. Da hat sich vor der Strafkammer in Saarbrücken soeben erst ein Prozeß abgespielt, der in das „Wahlgeheimnis" — „tief blicken ließ". Angeklagt war der frühere Bergmann Krämer wegen Beleidigung des Königlichen Bergwerkdirektors Geheimrats Hilger. Er war mit dem „System" der Saarer Bergverwaltung in zwei Flugschriften scharf ins Gericht gegangen und hatte der Bergwerksleitung Unterdrückung und Vergewaltigung ihrer Arbeiter vorgeworfen. Der Angeklagte wurde zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Das auch juristisch keineswegs einwandsfreie Urteil ist aber nicht das Wesentliche an der Sache. Das sind vielmehr die politischen Enthüllungen, die von der Verhandlung zutage gefördert wurden und in ihrem Laufe die Öffentlichkeit, soweit sie davon erfuhr, aus einem Staunen in das andere versetzten.

Bei Eintritt in die Verhandlung des Prozesses formte der Verteidiger des Angeklagten, der Rechtsanwalt und Reichstagsabgeordnete Wolfgang Heine das Beweisthema dergestalt:

„Wir wollen den Nachweis führen, daß die Leiter der Königlichen Bergwerksdirektion den Arbeitern jedes Vereins- und Koalitionsrecht unmöglich gemacht, daß die Arbeiter keine Zeitung lesen durften, die von der Direktion nicht genehmigt war, daß sie in keiner Gastwirtschaft verkehren durften, wo Zeitungen oppositioneller Richtung auslagen. Endlich wollen wir beweisen, daß die Arbeiter gezwungen waren, bei den Wahlen für den Regierungskandidaten zu stimmen, und daß die Arbeiter gemaßregelt wurden, wenn sie nur im Verdacht standen, sie hätten nicht für den Regierungskandidaten gestimmt."

„Dieser Beweis", so faßt die Berliner „Volkszeitung" das Ergebnis der Verhandlungen zusammen, „ist für jeden, der die Verhandlungen des Saarbrücker Prozesses aufmerksam verfolgt hat, auf das zwingendste erbracht worden. Dank der Ruhe und der Sachlichkeit, die der Verteidiger in jeder Phase der langwierigen Beweisaufnahme in wohltuendem Gegensatz zu dem Vertreter der Anklage und dem Nebenkläger, dem Geh. Bergrat Hilger, an den Tag gelegt hat, ist erwiesen worden, daß das Koalitionsrecht, das Vereins- und Versammlungsrecht, das jedem Staatsbürger durch die Verfassung gewährleistet wird, von Organen der Staatsverwaltung viele Jahre hindurch den Grubenarbeitern des Saarreviers systematisch vorenthalten worden ist, daß diese bei den Wahlen einem streng durchgeführten Überwachungssystem durch Beamte der königlichen

Digitized by Google

Bergverwaltung unterworfen worden sind und daß sie so gezwungen wurden, gegen ihre Überzeugung demjenigen Kandidaten ihre Stimme zu geben, der der Verwaltung genehm war.

„Daß im Saarrevier bei den Reichstagswahlen manches vorgekommen ist, was an ostelbische Gutsverhältnisse erinnert, ist durch wiederholte Verhandlungen des Reichstages über Wahlbeeinflussungen und vor allem durch den Beleidigungsprozeß, der vor einigen Jahren gegen einen Zentrumsredakteur in Saarbrücken verhandelt worden war, bekannt geworden. Niemand aber hätte gedacht, daß diese Wahlbeeinflussungen in einem so ungeheuren Umfange, in einer so systematischen Weise und in einer so sehr das Recht des Menschen und des Staatsbürgers verletzenden Art geübt worden seien, wie es durch die Gerichtsverhandlung in Saarbrücken enthüllt worden ist. Zitternd, wie Rekruten vor dem Unteroffizier zittern, trat eine große Zahl der Wähler an den Wahltisch; das Überwachungssystem war so streng durchgeführt, daß es selbst der Isoliervorrichtung spottete; es fehlte nur noch, daß man die Bergleute nackt antreten ließ, damit ihnen so die Möglichkeit benommen worden wäre, den gegnerischen Stimmzettel vor den Blicken der Aufpasser zu verbergen. Man hat noch nie davon gehört, daß katholische Geistliche einen besonderen Hang zur Amateurphotographie haben; wie muß es aber um diesen Bezirk bestellt sein und wie lange schon müssen dort die Wahlbeeinflussungen systematisch betrieben worden sein, wenn katholische Pfarrer und Kapläne auf den Gedanken verfallen, die Aufpasserszenen durch die photographische Platte zu fixieren. Wie eingeschüchtert müssen die armen Bergleute sein, wenn einer von ihnen vor seiner Vereidigung den Vorsitzenden der Strafkammer erst fragt, ob er, falls er die Wahrheit sage, auch abgelegt werden könne!

„Das Bild, das die bisherigen Prozeßverhandlungen in Saarbrücken von den Zuständen im Saarrevier entworfen haben, entbehrt noch insofern der Vollständigkeit, als die vernommenen Beamten in den meisten Fällen, in denen sie eine Bloßstellung zu befürchten hatten, unter Hinweis auf das Dienstgeheimnis ihre Aussage verweigerten ..."

Ich kann diese Feststellungen — denn das sind sie in der Tat — aus meiner genauen Kenntnis der Verhandlungen nur bestätigen. Sie sind aber so ungeheuerlich, für einen Kultur- und Rechtsstaat so unglaubhaft, daß ich meinen Lesern nicht ersparen darf, dem Verfahren sozusagen mit eigenen Augen und Ohren beizuwohnen, umsoweniger, als ja ein wesentlicher Teil der „staatserhaltenden" Presse sich über den Fall gründlich und dauerhaft ausgeschwiegen hat. So sind weite Kreise von ihren „nationalen" und „patriotischen" Leiborganen wieder einmal in völliger Ahnungslosigkeit belassen worden. Ich bekenne, daß ich mir ein Vergnügen daraus mache, für die verehrten und lieben Kollegen, denen ja die Schilderung von Paraden,

Digitized by Google

Hoffestlichkeiten und Balltoiletten durchaus keinen Raum für solche Bagatellen, wie der Saarprozeß, übrig läßt, in die Bresche zu springen und so an meinem bescheidenen Teile an der Orientierung auch ihrer Leser mitzuwirken. Wenn sie's mir auch nicht gerade mit Tränen der Rührung danken. Ist doch Undank der Welt Lohn!

Im folgenden greife ich eine Reihe von Szenen und Augenblicksbildern aus der häufig dramatisch bewegten Verhandlung heraus. Ist auch dieses Material schon ein überwältigendes, so stellt es doch nur einen kleinen Bruchteil dessen dar, was sich an Gleichem oder Ähnlichem im Laufe des vieltägigen Verfahrens abspielte.

Der frühere Steiger Pauli bekundet: Bei der Wahl 1898 erteilte mir Obersteiger Jakob im Namen der Berginspektion den Auftrag, aufzupassen, ob die Bergleute wählen und wen sie wählen. (Große Bewegung im Zuhörerraum.) Vors.: Konnten Sie denn feststellen, wen die Leute wählten? Zeuge: Jawohl. Staatsanwalt Dr. Freytag: Ich glaube, daß es sich hier um ein Amtsgeheimnis handelt, so daß der Zeuge die Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde bedarf. Vert.: Der Zeuge ist einmal nicht mehr Beamter, andererseits hat der Zeuge wohl das Recht, aber nicht die Pflicht, seine Aussage zu verweigern. Staatsanwalt: Wenn der Zeuge sich auch für berechtigt hält, auszusagen, so ist es doch Sache des Gerichtshofes, eine Entscheidung zu treffen, ob der Zeuge die zulässige Grenze überschreitet. Der Gerichtshof beschließt, die Vernehmung des Zeugen nicht fortzusetzen, da dieser nach Ansicht des Gerichtshofes dazu die Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde bedarf. Da der Gerichtshof die Aussage des Zeugen nicht für erheblich hält, so hat er keine Veranlassung, die Genehmigung der vorgesetzten Behörde einzuholen ...

Grubenwächter Alles (Sulzbach) wird vom Verteidiger gefragt, ob es wahr sei, daß im Jahre 1898 Bergrat Krümmer ihn nach seinem Arbeitszimmer gerufen und ihn unter Hinweis auf den Diensteid aufgefordert habe, bei der Stichwahl für den nationalliberalen Kandidaten zu stimmen. Der Zeuge erklärt, daß er ohne Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde nicht aussagen dürfe. Nach kurzer Beratung des Gerichtshofes verkündet der Vorsitzende: Der Gerichtshof hält die Zeugnisverweigerung des Zeugen für begründet, zumal der Zeuge selbst der Meinung ist, daß er zur Zeugnisabgabe der Genehmigung seiner vorgesetzten Behörde bedarf.

Heine konstatiert darauf: Die Bergverwaltung betrachte die Wahlgeschäfte und Wahlgespräche der Beamten als „amtliche Handlung“....

Pfarrer Royer hat bei der Hauptwahl und bei der Stichwahl 1898 die Lokale besichtigt. Die Arbeiter hätten nach seiner Ansicht nicht unbeobachtet den einmal erhaltenen nationalliberalen Zettel umtauschen können. Das Zentrum hatte in Sulzbach eine Wahlversammlung einbe-

Digitized by Google

rufen, zu der die Bergleute in Scharen kamen, als sie aber Zechenbeamte vor der Saaltür stehen sahen, kehrten viele Arbeiter wieder um, jedenfalls doch nur aus Furcht vor Maßregelung. Von einem Bergmann wurde dem Zeugen gesagt, der jetzige Bergrat Schäfer habe Bergleute gefragt, wohin sie gehen, und als er zur Antwort erhielt: „In die Zentrumsversammlung", da habe Schäfer gerufen: „Schämt ihr euch nicht, in solche Gesellschaft zu gehen?" ...

Weiter bekundet Pfarrer Royer auf Vorhalt des Nebenklägers und des Staatsanwalts, der Kontrollapparat habe zweifellos die Wirkung der Einschüchterung auf die Arbeiter gehabt, wie ihm viele erzählten. Namen zu nennen weigert sich der Pfarrer mit Rücksicht auf sein Amt als Seelsorger.

Pfarrer Diedier aus Altenkessel: In seinem Ort hätten die nationalliberalen Vertrauensleute, darunter viele Zechenbeamte, die Überwachung so systematisch organisiert gehabt, daß der Reichstag 1898 den ganzen Wahlakt für ungültig erklärte. Mehrmals während des Wahltages seien die Stimmzettel der Nationalliberalen in Form und Faltung geändert worden, so daß stets die Wahlkontrolleure wußten, wie der Wähler stimmte.

Auf Verlangen Rechtsanwalt Heines zeigt der Pfarrer eine Anzahl der damals gebrauchten nationalliberalen Stimmzettel. Eine Sorte ist wie ein „Fidibus" gefaltet, die andre hat eine breitere Querfaltung. So gefaltet haben die Leute die Zettel in die Hand erhalten, und nur die weniger Ängstlichen haben sie trotz der Überwachung vertauscht.

Pfarrer Royer sagt weiter aus: Am Wahltisch hätten nationalliberale Beamte ꝛc. gesessen, einer hätte eine Liste geführt, sobald ein Wähler gewählt, hätte der Listenführer hinter dem Namen entweder einen Strich oder ein Kreuz gemacht.

Lehrer König aus Altenkessel: Auch er hat die eigentümliche Zettelfaltung beobachtet, aber sah auch, daß jedesmal, wenn die Zettelverteiler die Zettel anders falteten, dem Beamten, der die Liste führte, ein Muster dieser Faltung überreicht wurde, so daß derselbe stets genau von jeder Veränderung der Faltung unterrichtet war. (Allgemeine Bewegung.) Ein Obersteiger gab dem Listenführer stets Zeichen durch Winke, deren Bedeutung der Zeuge aber nicht verstand. Alle diese Manipulationen wirkten einschüchternd auf die Wähler ...

Pastor Schütz: Bei der Ersatzwahl im Jahre 1901 saß der Steiger Becker im Wahllokal 1, und zwar derartig, daß er genau sehen konnte, wie der nationalliberale Stimmzettel-Verteiler den Wählern Stimmzettel in die Hand gab und ob die Wähler den nationalliberalen Stimmzettel dem Wahlvorsteher übergaben. Die bloße Anwesenheit des Steigers genügte, um die Wähler einzuschüchtern und sie zu veranlassen, die nationalliberalen Stimmzettel dem Wahlvorsteher zu

Digitized by Google

überreichen. Am schlimmsten sei es im Wahllokal 2 gewesen, woselbst der Steiger Paul die Aufsicht übernommen hatte.

Küster Kürten bekundet, daß dasselbe Aufpasserſystem bei der Wahl im Jahre 1903 geübt wurde. Trotzdem die Wähler in einen Isolierraum treten mußten, konnten die Aufpasser genau beobachten, ob die Wähler den ihnen zugesteckten nationalliberalen Stimmzettel oder einen anderen ins Kuvert steckten. Die Wähler wurden von den Aufpassern bis zum Isolierraume begleitet, so daß die Aufpasser genau sehen konnten, was die Wähler im Isolierraum machten.

Auf Befragen des Verteidigers bemerkt noch Pastor Schütz: Der Tisch des Wahlvorstandes stand im Wahllokal derartig nahe an der geöffneten Türe, daß man genau auf den Tisch des Stimmzettelverteilers sehen konnte. Es war jedenfalls ausgeschlossen, daß ein Wähler, der vom nationalliberalen Stimmzettelverteiler einen Stimmzettel erhielt, denselben auf dem Wege von dort bis zum Tisch des Wahlvorstandes umtauschen konnte. Steiger Paul konnte beide Teile genau übersehen ...

Die Zeugen Pfarrer Albertz und Kaplan Teusch berichten über gröbliche Wahlbeeinflussungen. Die Wähler seien scharf kontrolliert worden. Die Zeugen haben die Wahllokale und die Aufpasser zu photographieren gesucht. Da seien die Aufpasser davongestoben ...

Kaplan Thomä-Friedrichsthal bestätigt, daß bei der Wahl in Friedrichsthal zahlreiche Aufpasser in und außerhalb des Wahllokals postiert waren. Auf Befragen des Verteidigers bemerkt der Zeuge: Einige Bergbeamte haben am Wahltisch Listen geführt; er habe den Eindruck gehabt, die Beamten hätten nicht bloß Kontrolle geübt, wer gewählt habe, sondern auch, wen die Bergleute gewählt hätten.

R.-A. Lauser (der Rechtsbeistand des Geh. Rats Hilger): Wodurch konnten die Beamten erkennen, wie die Leute gewählt haben?

Zeuge: Die Leute wurden genau beobachtet, ob sie den ihnen gegebenen nationalliberalen Stimmzettel etwa vertauschten.

R.-A. Lauser: Es gibt aber auch nationalliberale Bergleute.

Zeuge: Die Zentrums-Bergleute sind sofort an ihrer großen Ängstlichkeit zu erkennen.

Verteidiger: Es kommt noch hinzu, daß nationalliberale Wähler nicht nötig hatten, ängstlich zu sein, und sofort mit dem Stimmzettel, den sie schon in der Hand hatten, an die Urne treten konnten?

Zeuge: Allerdings.

Vert.: Sind die Leute in der hiesigen Gegend nicht schon ängstlich, wenn sie einen Vorgesetzten am Tische schreiben sehen?

Zeuge: Allerdings. Die Leute zittern, wenn sie bloß einen Vorgesetzten sehen; sie getrauen sich alsdann kaum aufzuschauen ...

Digitized by Google

Kassenbeamter Klos (Trier): Im Jahre 1898 sei er bei dem Bürgermeister Offermann tätig gewesen. Der Bürgermeister habe ihn beauftragt, eine Liste anzufertigen, aus der zu ersehen sei, wer von den Bergleuten liberal und wer für den Zentrumskandidaten gestimmt habe. Sein Schwager habe ihm geklagt, daß er in die Rotte verlegt worden sei, obwohl er dem nationalliberalen Kandidaten seine Stimme gegeben habe, man sei aber offenbar der Ansicht gewesen, er habe für den Zentrumskandidaten gestimmt. Er habe deshalb mit dem Knappschaftsarzt Dr. Schneider und dem Steuereinnehmer Lichtenberger gesprochen. Dr. Schneider habe gesagt: Er werde es bewirken, daß dies geändert werde. Lichtenberger habe gesagt: Es geschieht den Hangarder Bergleuten ganz recht, weshalb haben diese Lumpen fürs Zentrum gestimmt. Die Kerls hätten doch bei ihrer Stimmabgabe die Konsequenzen ziehen und sich sagen müssen: „Wes Brot ich eß, des Lied ich sing'."

Verteidiger Rechtsanwalt Heine: In welcher Weise haben Sie die Listen angefertigt? Zeuge: Ich habe bei den Bergleuten, von denen ich annahm, daß sie für den Zentrumskandidaten gestimmt haben, einen roten Strich gemacht. Verteidiger: War Ihnen bekannt, daß diese Listen an die Bergwerks-Inspektion geschickt wurden und daß die Leute, bei deren Namen Sie einen roten Strich gemacht hatten, aus Lohn und Brot kommen könnten, auf jeden Fall aber einen schweren wirtschaftlichen Nachteil haben würden? Zeuge: Das war mir bekannt. Verteidiger: Wie alt waren Sie damals? Zeuge: 21 Jahre. Verteidiger: Und was für einen Posten bekleideten Sie? Zeuge: Ich war Kassengehilfe. Verteidiger: Besonders schön war es nicht von Ihnen, die Leute wegen Ausübung ihres Wahlrechts der Berginspektion auszuliefern. Wie denken Sie heute darüber? Zeuge Klos: Ich würde mich heute zu einer solchen Handlung nicht mehr hergeben...

Zeuge Bergmann Koster wird vom Vorsitzenden aufgefordert, die rechte Hand zu erheben und die Worte des Eides nachzusagen.

Zeuge: Ehe ich das tue, muß ich den Herrn Vorsitzenden fragen: Wenn ich hier die Wahrheit sage, kann ich dann abgelegt werden?

Vors.: Diese Frage kann ich nicht beantworten. Sind Sie denn nüchtern? (!)

Zeuge: Gewiß, ich bin vollständig nüchtern. Vors.: Haben Sie mittags viel Bier getrunken? (!) Zeuge: Ein einziges Glas.

Der Zeuge leistet danach den Eid und bekundet: Im vorigen Jahre habe er mit mehreren Kameraden eine Bergarbeiter-Vertrauensmännerversammlung für das ganze Saarrevier abhalten wollen. Bergrat Kaltheimer erteilte den Rat, die Versammlung nicht abzuhalten. Geheimrat Hilger berief uns zusammen und sagte: „Bergrat Kaltheimer hat euch (!) bereits verwarnt; wenn ihr (!) die Versammlung dennoch abhaltet, dann werde ich mich zu meinem Bedauern genötigt sehen, zur Ablegung zu schreiten." Wir haben deshalb die Versammlung rückgängig gemacht...

Digitized by Google

Zeuge Bergmann Huwig hat vom 25. Juni bis 1. Juli einen Krankenschein gehabt. Als er wieder angefahren sei, habe Steiger Schneider III gesagt, er habe während seiner Krankheit Privatarbeiten gemacht. Als er dies bestritt, habe der Steiger gesagt: Das kommt von der Fuchs-Wählerei. Prietze ist der Mann, der euch das Brot gibt, den hättet ihr wählen sollen. Der Herr Pastor und Fuchs können euch kein Brot geben. Zehn Tage nach der Wahl von 1903 sei er verlegt worden. Er habe dadurch längere Arbeitszeit gehabt. Am 8. August 1903 sei er ohne Angabe von Gründen entlassen worden.

Vert.: Hatten Sie sich etwas zuschulden kommen lassen? Zeuge: Meines Wissens nicht. Vert.: Sind Sie schon bestraft? Zeuge: Nein. Vert.: Wie lange waren Sie auf der Grube beschäftigt? Zeuge: 22 Jahre.

Assessor Römer verweigert auf Befragen des Verteidigers die Antwort, weshalb Huwig verlegt worden sei. (!)

Steiger Schneider III bemerkt auf Befragen des Vorsitzenden: Huwig sei entlassen worden, weil er während seiner Krankheit Privatarbeiten gemacht hatte. Daß er gesagt habe: Das kommt von der Fuchs-Wählerei usw., sei ihm nicht erinnerlich.

Huwig, nochmals hervorgerufen, hält seine Aussage mit voller Entschiedenheit aufrecht...

Zeuge Bergarbeiter Geib sagt sehr ängstlich aus: 1893 sei er genötigt worden, seine Unterschrift unter dem Zentrums-Wahlaufruf zurückzuziehen, da er seine Maßregelung fürchtete.

Auf die Frage des Staatsanwalts, ob er etwa von der Zentrumspartei terrorisiert sei, gibt Geib eine verneinende Antwort...

Frau Eisel bekundet, der verstorbene Bergarbeiter Schuhmacher sei weinend zu dem Redakteur Lehnen in die Druckerei gekommen und habe gebeten: „Sie müssen mich aus dem Zentrumsaufruf streichen, sonst verliere ich mein Brot. Ich bin ja Zentrumsmann, muß aber doch meinen Namen zurückziehen." Zeugin bleibt im scharfen Kreuzverhör bestimmt bei ihrer Aussage; sie macht überhaupt einen sehr glaubwürdigen Eindruck...

Lehrer Quint hat den bestimmten Eindruck gehabt, daß die Bergleute sich vor den im Wahllokal aufgestellten Beamten fürchteten...

Bergmann David II, zu dessen Vernehmung der Berghauptmann die Genehmigung erteilt hat, wird vernommen: Bergwerksinspektor Höh habe einmal, als sie sich über die Wahlen unterhielten, zu ihm gesagt: Herr David, Sie können nächstens zeigen, daß Sie waschecht sind. Sie wissen ja, bei den eigenartigen Verhältnissen im Saar-Revier hat nur derjenige auf Beförderung zu rechnen, der waschecht ist. Er habe erwidert: Ich habe zu meiner Behörde ein anderes Vertrauen. Bergwerksinspektor Höh habe darauf lächelnd bemerkt: „Es ist

Digitized by Google

aber so". Bei einer geselligen Abendunterhaltung habe Bergwerksdirektor Liesenhoff ihn gefragt: weshalb er versetzt worden sei. Als er antwortete: Ich vermute wegen meiner politischen Gesinnung, sagte Bergwerksdirektor Liesenhoff: Wissen Sie, daß man Sie auch wegen Ihrer politischen Parteizugehörigkeit knuten kann? Er habe erwidert: Das kann man nicht, ich tue als Beamter meine Schuldigkeit, da kann man mir nichts machen. Vert.: Empfanden Sie, daß Sie Ihrer politischen Parteistellung wegen benachteiligt waren? Zeuge: Jawohl. Vert.: Ist es richtig, daß Sie an Herrn Geh. Rat Hilger schrieben, Sie wollen der nationalliberalen Partei beitreten? Zeuge: Jawohl. Geh. Rat Hilger bestätigt das und verliest diesen Brief. Vert.: Was veranlaßte Sie, diesen Brief an Herrn Geh. Rat Hilger zu schreiben? Zeuge: Ich hielt es für besser, der nationalliberalen als der Zentrumspartei anzugehören; ich habe auch von dieser Zeit ab nationalliberal gewählt. Vert.: Haben Sie dabei Ihrer inneren Überzeugung Ausdruck gegeben? Zeuge schweigt. Vors.: Das ist doch eine Gewissensfrage. Vert.: Sie gehört aber zum Beweisthema. Ich frage Sie also, haben Sie aus innerer Überzeugung oder aus äußeren Gründen nationalliberal gewählt? Zeuge (zögernd): Aus innerer Überzeugung tat ich es nicht, aber infolge der Bemerkungen des Bergwerksdirektors Liesenhoff und des Bergwerksinspektors Höh hielt ich es für besser. (Bewegung im Zuhörerraum.) Der Zeuge will noch eine Unterredung erwähnen, die er mit einem höheren Bergbeamten einmal bei einem Glase Bier hatte. Geh. Rat Hilger bemerkt jedoch, daß der Zeuge nicht die Genehmigung habe (!)...

Der pensionierte Bergmann Peter Schneider IV, Püttlingen: Obersteiger Schmidt I vom Viktoriaschacht habe ihm nach der Reichstagswahl 1898 gesagt: „Ihr Püttlinger Lumpenzeug, die Pfaffen, die Schwarzkittel, die Gelderpresser, haben euch an der Schnur und beschwindeln euch, ihr dummen Püttlinger. Sie haben Euler gewählt, den nächsten Monat können Sie zu Euler gehen, dann kann dieser Ihnen etwas geben. Wenn wir Ihnen auch nichts mehr machen können Ihres Alters wegen, Sie haben aber einen Nachkömmling, diesen werden wir dafür bekommen." Im Juni 1898 seien ihm alle Vertrauensposten abgenommen worden. Er sei schließlich in die Rotte verlegt worden und mußte Menschenkot aus der Grube herausschaffen. Abgesehen davon, daß diese Arbeit für ihn erniedrigend war, so habe er trotz längerer Arbeitszeit schlechteren Lohn gehabt. Geheimrat Hilger: Wann wurden Sie in die Rotte verlegt? Zeuge: Am 15. Oktober. Geh. Rat Hilger: Das war also mehrere Monate nach der Wahl, die Verlegung war also wohl nicht eine Folge der Wahl? Zeuge: Ich bin doch der Meinung. Vert. R.-A. Heine: Jedenfalls erblickten Sie in der Verlegung eine Folge der

Digitized by Google

Wahl. Zeuge: Jawohl. Vert.: Sie fühlten sich dadurch verletzt und wirtschaftlich geschädigt? Zeuge: Jawohl. Der Zeuge bekundet noch auf Befragen: Ein Mann habe ihn aufgefordert, in der Wirtschaft von Speicher-Weißgerber zu Püttlingen auszukundschaften, wer von den Bergarbeitern dort verkehre. Er habe dies aber mit dem Bemerken abgelehnt, ich gebe mich zum Spitzel nicht her. Er habe später gehört, daß der Bergmann Müller-Veron sich schließlich zum Aufpasser hergegeben und dafür 20 Mark erhalten habe....

Gastwirt Sprengard-Elversberg sagt aus: er habe wahrgenommen, daß bei der Reichstagswahl in Elversberg die Bergleute von Aufpassern derart beobachtet wurden, daß sie nicht anders konnten, als die nationalliberalen Stimmzettel abzugeben.

Pastor Alberts-Elversberg schließt sich der Bekundung dieses Zeugen vollständig an. Im Wahllokale zu Elversberg seien im Jahre 1901 unter Leitung eines Steigers eine ganze Schar von Aufpassern gewesen, so daß die Bergleute genötigt waren, den nationalliberalen Stimmzettel abzugeben. Die Aufpasser waren nicht bloß im, sondern auch außerhalb des Lokales postiert, um genau zu beobachten, ob die Bergleute auch die ihnen angebotenen Stimmzettel nahmen. Nach der Wahl haben ihm viele Bergleute geklagt, daß sie genötigt waren, wider ihre politische Überzeugung für den nationalliberalen Kandidaten zu stimmen...

Bergmann Blum-Michaeli: Er habe einmal mit dem Bergmann Weber, einem Vertrauensmann der nationalliberalen Partei, eine Schlägerei gehabt. Weber habe ganz besonders seine (des Zeugen) Frau geschlagen und sei wegen Körperverletzung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Er sei in diesem Prozeß Zeuge gewesen. Bald darauf sei er abgelegt worden. Bergmann Philipp Becker: Er sei ebenfalls in dem Prozeß wider Weber als Zeuge vernommen worden. Nach der Verurteilung Webers habe Geheimrat Hilger gesagt: Nun werden Sie so lange abgelegt, wie Weber verurteilt ist; dies sei auch geschehen. Geh. Rat Hilger: Die beiden Zeugen sind lediglich abgelegt worden, weil sie mit Weber in fortwährender offener Feindschaft lebten...

Berginvalide Drechsler-Malstatt: Er habe einen Bierhandel und sei von dem Schlafhausmeister Bremer auf Veranlassung des Bergrats Wiggert boykottiert worden, d. h. die Grubenarbeiter durften bei ihm kein Bier kaufen. Er habe deshalb eine Entschädigungsklage angestrengt, dieselbe aber wieder zurückgezogen, da ihm die Mittel zur Durchführung der Klage fehlten. Verteidiger: Was mag denn den Herrn Bergrat Wiggert veranlaßt haben, Sie zu boykottieren? Zeuge: Ich kann es mir nur dahin erklären, weil der Schwiegervater des Bergrates Wiggert, Herr Schmidt, Brauereibesitzer in Neunkirchen ist. (Heiterkeit im Zuhörerraum.)

Digitized by Google

Bergmann Karl Müller 12: Er sei einmal bestraft worden, weil er von Drechsler Bier gekauft hatte. (!) Er sei außerdem ins „Naßmachen" verlegt worden, wie er vermute wegen seines Verhaltens bei der Wahl. Er habe zwei Jahre vorher einen Stimmzettel des nationalliberalen Kandidaten zurückgewiesen. . . .

Gendarm Wallizk: Schlafhausmeister Bremer habe ihn aufgefordert, den Berginvaliden Drechsler aufzuschreiben, weil er widerrechtlich auf dem Bergwerke Bier verkauft hatte. Als er zu Bremer sagte: das ist aber nicht strafbar, habe Bremer versetzt: Herr Bergrat Wiggert will es aber nicht haben. Wenn Drechsler Schmidtsches Bier, d. h. das Bier seines Schwiegervaters (!!) verkaufen würde, dann hätte ja der Bergrat nichts dagegen. (Große Bewegung im Zuhörerraum.)

Im weiteren erzählt der Zeuge auf Befragen des Verteidigers: Einer seiner Kameraden habe einmal Einrichtungen der katholischen Kirche, wie die Beichte usw., lächerlich zu machen gesucht. Er habe als überzeugungstreuer Katholik seine Religion verteidigt. Sehr bald darauf sei er von seinem Berittführer wegen dieses Streites zu Protokoll vernommen worden. Es war dem Berittführer vollständig falsch über den Vorgang berichtet worden. Einige Zeit darauf sei er infolge einer Denunziation des Bergrats Wiggert versetzt worden. Bergrat Wiggert habe seiner vorgesetzten Behörde angezeigt, daß er seiner Parteizugehörigkeit zum Zentrum in öffentlicher Versammlung in lauter Weise Ausdruck gegeben habe. Dies sei aber unwahr. Er leugne nicht, daß er überzeugungstreuer Katholik und Zentrumsmann sei, es sei auch möglich, daß er bei der Verkündigung des Wahlergebnisses gelacht habe, er habe sich aber niemals in lauter Weise als Zentrumsmann betätigt. Er habe den Bergrat Wiggert wegen verleumderischer Beleidigung angezeigt, sei aber von der hiesigen Staatsanwaltschaft auf den Weg der Privatklage verwiesen worden, da kein öffentliches Interesse vorliege. . .

Der Staatsanwalt Dr. Freytag beantragt Ablehnung der vom Verteidiger gewünschten Zeugen und bemerkt u. a., daß die Haltung des Geheimrats Hilger bei Gelegenheit der erwähnten Bewegung unter den königlichen Beamten korrekt gewesen sei, da es ein „staatlich anerkanntes Koalitionsrecht" nicht gebe.

Rechtsanwalt Heine: Die Ansicht des Herrn Staatsanwalts, daß es ein staatlich anerkanntes Koalitionsrecht nicht gebe, ist für mich sehr überraschend. Der preußische Staatsbürger hat das Koalitionsrecht; es beruht auf der Verfassung. In dem vorliegenden Falle handelt es sich um das Petitions- und Versammlungsrecht, das den preußischen Staatsbürgern ebenfalls gewährleistet ist. . . .

In seinem Plaidoyer erklärte derselbe Staatsanwalt Dr. Freytag: als etwas Unwürdiges sei das Kontrollverfahren bei den Wahlen nicht zu bezeichnen.

Digitized by Google

Schwer ist es für den juristisch „ungeschulten" Kopf, sich in solche Gedankengänge hineinzudrehen. Es ergibt sich da etwa folgendes sinnige Frage- und Antwortspiel. Frage: Sollen die Staatsgesetze befolgt werden? Antwort: Ja. Frage: Schreibt das Gesetz die Sicherung des Wahlgeheimnisses vor? Antwort: Ja. Frage: Soll es also durchgeführt werden? Antwort: — Nein! Wenn der Anwalt des Staates ein staatlich anerkanntes Koalitionsrecht nicht kennt, wenn er in der Mißachtung des durch ein besonderes Reglement noch verschärften Wahlgesetzes, das also keine Zweifel an seiner Auslegung gestattet, „nichts Unwürdiges" sieht, weil doch „eine königliche Behörde ein Interesse habe, zu wissen, zu welcher politischen Partei sich ihre Arbeiter bekennen," — so bleibt nur der einzig mögliche Schluß, daß wer „ein Interesse" an der Nichtbefolgung des Gesetzes hat, auch nicht verpflichtet ist, es zu befolgen. Der Herr Staatsanwalt könnte ja nichts dagegen haben, denn was dem einen recht, ist dem andern billig.

In dreiundeinhalbstündiger glänzender Rede schilderte der Verteidiger u. a. auch die Früchte des im Saarrevier herrschenden „Systems", des sogenannten „patriarchalischen Verhältnisses":

„Wer die Sozialdemokraten (und darunter versteht man hier jeden, der irgendwie opponiert!) unter Androhung des Brotverlustes zwingt, auf ihre Überzeugung zu verzichten, der schafft sich selbst ein Recht der Unterdrückung, das mit unseren Reichs- und Landesgesetzen in Widerspruch steht. Wenn solche Unterdrückung von Privatunternehmern geübt wird, ist sie zu bedauern, tritt sie aber auf in Staatsbetrieben, wird sie mit allen Machtmitteln des Staates von Staatsbeamten ausgeübt, so ist das ein Mißbrauch der amtlichen Gewalt, der sich richtet gegen die gesetzliche Gleichberechtigung der Arbeiter, und das ist der schlimmste Vorwurf, der gemacht werden kann. Eines folgt hier aus dem andern, die politische Entrechtung aus der Überwachung; das Erziehen zur Lüge, zur Heuchelei, zum Denunziantentum ist die notwendige Folge dieses Systems. Dieses System mit seiner väterlichen Fürsorge erzeugt nicht kindliche Liebe, sondern Mißtrauen, Angst, Verräterei. Es kommt soweit, daß die Arbeiter alles, selbst das Unglaublichste, für möglich halten. Da gibt es nur ein Mittel, zu bessern: strengste Abweisung jedes Denunzianten, Achtung jeder individuellen Überzeugung, Vermeiden auch nur des Scheins von Bedrückung. Dann wird man auch hier mehr Wahrheit, mehr Offenheit und Würde, mehr Mannesmut finden und nicht so viele Beispiele von Charakterlosigkeit und Gesinnungslumperei, wie sie dieser Prozeß uns gezeigt hat...."

Wenn das die Früchte des „Systems" sind — und sie können gar nicht andere sein — dann sollte man das System auch an seinen Früchten erkennen und gebührend einschätzen. Was haben wir denn noch Größeres zu verlieren, als die sittliche Tüchtigkeit, Mannesmut, Ehrlichkeit

Digitized by Google

und Wahrhaftigkeit unseres Volkes? *Diesen Werten* gegenüber kommt die *politische* Gesinnung erst an zweiter Stelle in Frage. Und wird denn die politische Gesinnung durch das System überhaupt *gewandelt* und nicht nur *unterdrückt*? Bleiben die Sozialdemokraten unter dem Druck nicht erst recht Sozialdemokraten, die Zentrumsleute nicht erst recht Zentrumsleute? Welchen politischen Gewinn hat der Staat davon, daß ein paar Tausend Arbeiter zähneknirschend gegen ihre Überzeugung die Stimme für den Auserkorenen ihres Brotherrn abgeben? Was kann denn dadurch gezüchtet werden, wenn nicht eben „Charakterlosigkeit und Gesinnungslumperei"? Was fängt der Staat mit Heuchlern, Verrätern und Denunzianten an, die doch nur Gefühle des Hasses und der Rache hegen können? Wäre in der Stunde der Gefahr auf sie zu rechnen? Würden sie in solcher Stunde nicht viel eher geneigt sein, ihren lange verbissenen Haß aus Ingrimm an denen zu kühlen, von denen sie sich niedergedrückt fühlen, ja die sie für das eigene Gefühl der Selbstverachtung verantwortlich machen?

„Arbeiterfürsorge" und „Wohlfahrtseinrichtungen" sind gewiß sehr schöne Dinge. Aber damit allein ist es noch nicht getan. Auch nicht einmal mit der Aufbesserung der Löhne. Sondern der Arbeiter von heute will in allererster Linie seine persönliche Freiheit und Menschenwürde anerkannt wissen. Daß er sich in dieser entrechtet, ja entehrt fühlt, das läßt alle noch so gut gemeinten Wohlfahrtseinrichtungen politisch zuschanden werden. Der Arbeiter lebt doch unter dem Drucke des Bewußtseins, daß man ihm das Höchste, das Recht seiner Persönlichkeit, die staatsbürgerliche Gleichberechtigung vorenthält. „Es ist wahrlich kein Zeichen der vielberufenen angeblichen Zügellosigkeit der Ansprüche der Arbeiter," meint die „Berl. Ztg.", „wenn sie verlangen, daß man sie nicht zu Heloten der Arbeitgeber erniedrige, daß man ihnen nicht zumute, *als Zugabe zu der Ware, die sie liefern, nämlich der durch den Arbeitslohn bezahlten Arbeit, die Preisgebung ihrer politischen Grundsätze, ihrer staatsbürgerlichen Freiheit zu gewähren.* Dann erst, wenn man sich peinlich vor Eingriffen in die Überzeugung, in die Gewissensfreiheit der Arbeiter hütet, unbeschadet aller Wohlfahrtseinrichtungen und Lohnbesserungen, dann erst werden die staatlichen Bergbaubetriebe beifallswürdig, vielleicht sogar mustergültig sein."

Auch das ist ein unbegreiflich kurzsichtiges System, daß fast immer der, welcher durch Wort oder Schrift Übelstände in der Staatsmaschine aufdeckt, aus dem Kläger zum Angeklagten wird, vor Staatsanwalt und Richter ein hochnotpeinliches Verfahren bestehen muß, das in den meisten Fällen, d. h. wenn er seine Behauptungen nicht bis aufs I-Tüpfelchen beweisen kann und sich in einer vielleicht für die Sache ganz belanglosen Bagatelle geirrt hat, mit harten Strafen, meist mit Gefängnis, endet. Ein ebenso törichtes wie aufreizendes Verfahren! Was hat denn der Staat davon, daß ein armer Teufel, der in bester Absicht und jedenfalls in gutem Glauben gehandelt hat, ein paar Monate absitzt? Soll das etwa ein Triumph der

Digitized by Google

Staatsgewalt sein und deren Autorität stützen? Nur böses Blut wird dadurch ausgelöst, jeder derartige Fall bestärkt die Massen in der Überzeugung, daß nur von der Sozialdemokratie allein das Heil zu erwarten sei, und gewinnt ihr aus bürgerlichen Kreisen mehr Mitläufer, als die guten Seelen ahnen, die in einer möglichst umfangreichen und schneidigen Tätigkeit von Polizei, Staatsanwalt und Gericht ihr sozialreformatorisches Ideal erblicken. Muß denn für jedes unbedachte Wort, für jede Lappalie, die im privaten Kreise allenfalls zu einer derben Zurechtweisung führen würde, gestraft werden? Es wandern in Deutschland so viele anständige Menschen ins Gefängnis, so viele, denen die Bewunderung, die Sympathien, ja die Dankbarkeit von Hunderttausenden bis hinter die Kerkertüre folgen, daß diese Strafe für gewisse Vergehen in weiten Kreisen bereits als Gesinnungsprobe, als Beweis ehrlichen Mannesmutes empfunden wird und die moralische Wirkung der Strafe völlig verblaßt. Heißt das nicht auch „Umsturz", Untergrabung der Staatsautorität?

Besser wär's, die aufgedeckten Übelstände gewissenhaft und ohne Scheu vor der Wahrheit zu untersuchen, offen einzugestehen und nach Möglichkeit abzustellen. An die Vollkommenheit und Unübertrefflichkeit unserer Zustände glaubt ja doch kein Mensch, und im Zeitalter einer noch nie dagewesenen Publizität ist alles Bemühen, zu vertuschen und zu verschleiern, verlorene Liebesmüh. Dagegen würde durch offenes Eingeständnis der vorhandenen Schäden der Glaube an die Ehrlichkeit der regierenden Kreise gestärkt und deren guter Wille anerkannt werden. Und mehr verlangt ja der Deutsche in seiner unendlichen Bescheidenheit auch nicht. Ja, er ist als unverbesserlicher Theoretiker schon mit dem bloßen Eingeständnis zufrieden.

Die Staatsgewalt und Herr Bergwerksdirektor Hilger haben ja nun die Genugtuung, daß der Bergmann Krämer auf drei Monate ins Gefängnis kommt. Ob der Staat davon Gewinn hat? Wenn man die Urteilsbegründung liest, worin die Tatsachen, insbesondere die statistischen Angaben, als richtig anerkannt werden, der Angeklagte aber dennoch wegen Behauptung unwahrer Tatsachen wider besseres Wissen verurteilt wird, weil er aus richtigen Tatsachen falsche Schlüsse gezogen habe, so kann man sich des Zweifels nicht erwehren, ob dieses Urteil auch nur im strengen juristischen Sinne aufrecht zu erhalten ist. Die Beweisführung des „Vorwärts" scheint mir da auch das juristische Recht auf ihrer Seite zu haben. Sie ist mindestens klarer, einheitlicher und logisch geschlossener als die des Gerichts:

„Sozialdemokraten haben sich längst daran gewöhnt, daß sie verurteilt werden, wenn ihre Anklagen gegen herrschende Zustände zur gerichtlichen Aburteilung gelangen ... Entweder, wenn alle behaupteten Tatsachen bis auf den letzten Haarstrich stimmen, wandern sie wegen formaler Beleidigung (§ 185) ins Gefängnis, oder wenn irgendeine Nebensache nicht ganz bewiesen ist, sammeln sie Erfahrungen im Strafvollzug auf Grund des § 186, weil sie unrichtige Tatsachen behauptet hatten. Fast

Digitized by Google

niemals aber kommt der Verleumdungsparagraph 187 zur Anwendung, der voraussetzt, daß jemand ‚wider besseres Wissen in Beziehung auf einen anderen eine unwahre Tatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben verächtlich machen oder in der öffentlichen Meinung herabwürdigen oder dessen Kredit zu gefährden geeignet ist'. Die die Ehre des Staatsfiskus kränkende Behauptung wider besseres Wissen wird in der Meinung des Angeklagten gefunden, daß die sozialen Verhältnisse im Saarrevier ungünstig seien. Er hat nicht etwa falsche Zahlen angegeben — die Urteilsbegründung hebt ausdrücklich hervor, daß sie richtig sind —, aber er hat nach der Meinung des Gerichts falsche Schlußfolgerungen, irrige Verallgemeinerungen gezogen. Schlußfolgerungen sind nun nach bisheriger Logik Urteile, und Urteile über Tatsachen können niemals Behauptungen von falschen Tatsachen wider besseres Wissen sein. Für Urteile ist nicht einmal ein Wahrheitsbeweis möglich, geschweige der Nachweis, daß wider besseres Wissen eine lügenhafte Tatsache behauptet worden ist. Urteile über Tatsachen sind rein subjektiv, sie sind demnach jeder objektiven Feststellung entzogen und können höchstens eine formale Beleidigung einschließen. Wenn jemand auf Grund einer richtigen Statistik die Arbeitsverhältnisse für ungünstig hält, so hängt das Zutreffende seiner Kritik lediglich von dem Maße seines sozialen Feingefühls und seiner sozialen Weltanschauung ab. Zwischen einem Richter im Saarrevier und einem Bergarbeiter mag ja ein unüberbrückbarer Gegensatz in der Bewertung sozialer Zustände bestehen, aber — sofern nur die statistischen Angaben richtig sind — ist kein . . . Mensch fähig, in solcher Würdigung eine wider besseres Wissen verbreitete Tatsache festzustellen. Der Bergarbeiter, der die Zustände für schlechte hält, ist subjektiv ebenso wahrhaftig, wie man dem Richter den guten Glauben nicht absprechen darf, wenn er aus seiner sozialen Auffassung heraus die Verhältnisse im allgemeinen für günstig erachtet." . . .

* * *

Wenn die Sozialdemokratie nicht dem Größenwahn anheimfällt, so hat sie eine starke Widerstandskraft. Verdenken könnte man's ihr nicht. Dreht sich doch heutzutage alles um sie. Wie hypnotisiert starrt die ganze bürgerliche Gesellschaft auf den roten Lappen, fast jede Gesetzesvorlage schielt nach ihm. Der ganze Staatskörper richtet sich in Kampfstellung auf, sie anzunehmen. Ein mehr groteskes als erhebendes Schauspiel. Als ob sich das „rote Borstentier" im nächsten Augenblicke mit erschröcklichem Gegrunze auf die bürgerliche Gesellschaft stürzen und sie mit seinen Hauern aufspießen wollte. Und doch kann Harden in der „Zukunft" ganz naiv fragen, welche Fürchterlichkeiten denn diese Partei heute noch begehe? „Sie gibt dem Leben der Ärmsten, von der Wiege bis zur Bahre in farbloses Einerlei Gebannten einen Inhalt, Glauben und Hoffnung; sie verhindert, in einer Epoche nie vorher gesehener Klassengegensätze und Besitzesverschiedenheit, Straßen-

Digitized by Google

putsche und ernstere Aufstandsversuche, die sonst unvermeidlich gewesen wären; denn sie lehrt, daß nur die der kapitalistischen Entwickelung immanente Logik das Heil herbeiführen kann, nicht der noch so sorgsam vorbereitete Versuch einer Massenerhebung; und sie schärft den im Besitzrecht Wohnenden den Sinn für soziale Verpflichtung. Das ist nicht wenig. Und sie könnte, mit ihren schlecht überklebten Rissen, in dem Krisenzustand ihres von allen Fiebern demokratischen und demagogischen Wehs geschüttelten Leibes, im Staatsleben überhaupt kaum Unheil stiften, wenn sie eine im Vertrauen des Volkes fest verankerte Regierung vor sich hätte. Würde sie heute aus dem Reichstag gejagt — daß ihr in Fährnis und Dürftigkeit ein höheres Glück nicht beschieden sein könnte, braucht nicht zum hundertstenmal bewiesen zu werden —, dann müßte morgen eine bürgerliche Fraktion, gern oder ungern, die Pflicht auf sich nehmen, dem Minimum an Wahrheit und Kritik, das jetzt in den Parlamenten geleistet wird, ans Licht zu helfen ..."

Und darum Räuber und Mörder! Darum Ausnahmegesetze, Umsturz des Wahlrechts, Staatsstreich! Möchte doch den Herren, die solches befürworten, die himmlische Erleuchtung kommen, daß sie mit der Revolution von oben auch die Revolution von unten sanktionieren und daß sie ein gar zweischneidiges Schwert schwingen.

Gott sei Dank haben wir noch besonnene Männer genug, die den Gelüsten, Staat und Gesellschaft zum Versuchskaninchen ihrer unreifen Theorien oder eigennützigen Klasseninteressen zu machen, einen eisernen Riegel vorschieben können, mögen jene Gelüste von oben oder von unten her kommen. Unter der Lupe des reifen und klaren Denkers, dem strenge Logik und reiches Wissen die Leuchten halten, zerfließen alle jene politischen Phantome in ihren Urstoff: in Nebel. Und so geschieht es auch mit den staatsrechtlichen Sophistereien des Herrn v. Jagemann, nachdem sie die wohl größte Autorität auf diesem Gebiete, der berühmte Lehrer des Staatsrechts, Prof. Laband zu Straßburg, in der „Deutschen Juristenzeitung" näher besehen hat. Prof. Laband führt u. a. aus:

„Die deutschen Fürsten haben das Verfassungsbündnis nicht für ihre Person, sondern als Oberhäupter, Vertreter oder Organe ihrer Staaten geschlossen und hierzu einer verfassungsmäßigen, gesetzlichen Ermächtigung bedurft und sie überall erhalten. Sie können daher ohne eine neue gesetzliche Ermächtigung das Verfassungsbündnis nicht auflösen. Die Reichsverfassung ist allerdings kein übereinstimmendes Landesgesetz der deutschen Staaten; aber daß jeder dieser Staaten dem bundesstaatlichen Gemeinwesen, welches durch die Reichsverfassung definiert und organisiert ist, beigetreten ist und ihm angehört, diese Tatsache, dieser rechtliche Zustand beruht in jedem Staate auf einem Akt der Gesetzgebung, ist ein Teil, ja der wichtigste Teil, seiner verfassungsmäßigen Existenzbedingungen. Der zur Auflösung des Reichs erforderliche contrarius consensus könnte also, selbst wenn die v. Jagemannsche Kon-

Digitized by Google

struktion haltbar wäre, von den Fürsten nicht ohne gesetzliche Ermächtigung nach Maßgabe des Verfassungsrechts der Einzelstaaten hergestellt werden. Damit verliert aber die ganze Idee vollständig ihre praktische Bedeutung und schrumpft zu einer wertlosen Gedankenspielerei zusammen. Denn die Annahme, daß sämtliche deutschen Landesherren und sämtliche deutschen Landtage zu einem gegebenen Zeitpunkt den übereinstimmenden Willen erklären sollten, daß das Deutsche Reich aufgelöst sein solle, gehört in das Reich kühnster Phantasie.

„Übrigens erkennt v. Jagemann an, daß der ‚dem Reich zugrunde liegende Bund' ein ewiger ist, und kein Staat das Recht der Sezession hat; die Auflösbarkeit durch contrarius consensus wäre aber die Negation der Ewigkeit. Durch diese Bestimmung ist den Regierungen der Einzelstaaten nicht nur das Recht der Kündigung, sondern auch das der Auflösung des ‚Vertrages' entzogen ...

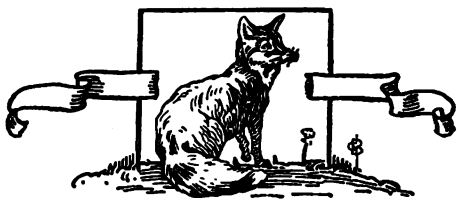
„Genau besehen denkt aber v. Jagemann gar nicht an eine wirkliche Auflösung des Reiches, sondern an eine nur scheinbare; denn er setzt voraus, daß mit der Auflösung des Bundes die Schließung eines neuen verbunden ist. Da dieser neue Bund dieselben Mitglieder wie der bisherige haben soll, so kann er sich von dem letzteren nur durch eine andere Verfassung unterscheiden. In Wahrheit also meint v. Jagemann eine Fortdauer des Reiches mit veränderter Verfassung. Der Weg der Änderung der Reichsverfassung ist aber in der letzteren vorgezeichnet; er erfordert die Zustimmung des Reichstages. Die Auflösung und Wiedererrichtung des Bundes soll die Abänderung der Reichsverfassung ohne Zustimmung des Reichstages, also auf einem verfassungswidrigen Wege ermöglichen; sie soll ein Scheinvorgang sein, um den Reichstag beiseite zu schieben; eine scholastische Verhüllung eines Staatsstreiches.

„Über die Folgen einer von den Bundesfürsten beschlossenen Auflösung des Reiches — falls sie rechtlich zulässig wäre — geht v. Jagemann mit einer Leichtigkeit fort, welche man bei einem Juristen für unmöglich halten sollte. Durch welchen Rechtsgrund sind die deutschen Fürsten verpflichtet, einen neuen Bundesvertrag zu schließen? Jeder von ihnen könnte seinen Beitritt von beliebigen Bedingungen und jeder von anderen abhängig machen. Wie soll die Verfassung des neuen, durch den Vertrag begründeten Reiches festgestellt werden und Rechtskraft erlangen? Mit der Auflösung des jetzigen Reiches würden alle Einrichtungen desselben, nicht nur der Reichstag, sondern auch alle Reichsbehörden in Wegfall kommen, alle Staatsverträge, alle Anstellungen ipso jure ihre Kraft einbüßen, alle Reichsschulden ihr Subjekt, den Schuldner, verlieren. Das neugegründete Reich braucht sich ja um die Rechtsakte des untergegangenen nicht zu bekümmern und namentlich seine recht unbequeme Schuldenlast nicht zu übernehmen. Die Selbstauflösung eines überschuldeten Staates wäre ein Finanzkunststück ersten Ranges. Natürlich

Digitized by Google

hat v. Jagemann an dies alles nicht gedacht; aber gerade deshalb kann sein Gedanke überhaupt nicht ernst genommen werden, denn er überschießt bei weitem das eigentliche, in das Auge gefaßte Ziel: eine Veränderung des Reichstagswahlrechts ohne Zustimmung des Reichstags, also durch einen Staatsstreich anstatt durch ein Reichsgesetz. Es sind Zustände denkbar, in denen die Rücksicht auf die Erhaltung eines Staates und auf die Wohlfahrt eines Volkes eine gewaltsame Veränderung des bestehenden Rechts, sei es durch eine Revolution, sei es durch einen Staatsstreich, politisch oder ‚vor dem Richterstuhl der Geschichte', wie die übliche Phrase lautet, rechtfertigt, und es ist auch nicht zu bestreiten, daß solche Zustände ebensowohl durch einen Mißbrauch der Rechte des Parlaments herbeigeführt werden können. Aber die Rechtsordnung gibt kein Mittel an, wie sie umgestoßen werden kann, und die Rechtswissenschaft kann keine Rezepte für Staatsstreiche liefern. Die schon oft widerlegte Theorie, daß das Reich ein Bundesverhältnis sei und die Rechtskraft der Reichsverfassung auf einem völkerrechtlichen Vertrage beruhe, bedarf keiner erneuten Erörterung; die Schlußfolgerungen von Jagemanns sind selbst vom Standpunkt dieser Theorie aus unhaltbar."

Solche Professorenweisheit lassen wir uns gefallen. Sie enthält unendlich viel mehr realpolitische Einsicht als das Gepolter und Gerassel unserer „Staatsretter". So muß man die Begriffe trennen, wie es hier geschieht bei der reinlichen, unparteiischen Scheidung zwischen politischen Notwendigkeiten, die sich für den einen Teil mit demselben Rechte einstellen können wie für den andern, und der gegebenen Rechtsordnung. Fast dünken einem die blanken Schwerthiebe zu schade, um so loses Hirngespinst zu zerteilen. Aber vielleicht geht gewissen Herren ein Schimmer von Verständnis auf, was es eigentlich mit dem Kampf mit geistigen Waffen auf sich hat und wie er geführt werden muß. Und vielleicht gewinnen sie selbst Geschmack daran? — So ist es recht: wenn der grüblerische Deutsche allzu schwere Gedanken in seinem Hirne wälzt, dann muß ihm die deutsche Wissenschaft den Kopf klar machen. Auch der Göttervater der Griechen hatte böse Kopfschmerzen, bis ihn Vulkan mit wuchtigem Axthieb davon befreite und Pallas Athene leuchtend im Panzer seinem Haupte entstieg.



Digitized by Google

Richard Wagner und Mathilde Wesendonk.

Von

Dr. Karl Storck.

Im Tiefsten ergriffen, voll stiller Wehmut, aber doch auch mit freudigem Stolz und dem Gefühl der Befreiung lege ich ein in diesen Wochen erscheinendes Buch aus der Hand, das den schlichten Titel führt: „Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tageblätter und Briefe 1853 bis 1871". (Berlin, Alexander Duncker. Brosch. 5, geb. 6 Mk.). Das Buch wird mir in Zukunft nahe bei der Hand liegen. Wie wenige schildert es ein Hinanreifen durch schwere Kämpfe und bitteres Leid zu jener still verzichtenden Heiterkeit, aus der fürs eigene Herz der Humor und für die Welt hilfbereites Mitleid erblühen. Aus der dunklen Todessehnsucht von „Tristan und Isolde" gelangen wir durch das himmelblaue Land des Überwinders Hans Sachs in die feierlich erhabene Lichtwelt Parsifals, der durch Mitleid wissend geworden, dessen Wissen gerade die hilfreiche Liebe ist. So bietet das Werk in seiner rückhaltlosen Offenheit für die innerste Erkenntnis des menschlichen Wesens Richard Wagners wertvollste Kunde. Ebenso bedeutsam belehrt es über den Künstler und seine oben genannten Schöpfungen. Doch greift es in dieser Hinsicht noch weiter. Der unausgeführte Plan einer buddhistischen Oper „Die Sieger" gewinnt in diesen Briefen viel greifbarere Gestalt, als wir sie aus den in den „Gesammelten Schriften" mitgeteilten Entwürfen uns denken konnten. Überdies erhalten wir ungemein lehrreiche Einblicke in Wagners Weltanschauung, sein Verhältnis zu Schopenhauer, wobei die Erkenntnis, daß hier das Denken aufs innigste mit dem Erleben verwachsen ist, ja als reife Frucht aus schweren Kämpfen erwächst, besonders ergreifend wirkt.

Endlich hat die Veröffentlichung hohen biographischen Wert. Das verleiht jenes Gefühl der Befreiung, daß nun endlich alle bösen Mäuler gestopft sind, und auch die verständnisinnig zwinkernden Blicke aufhören müssen, die ein Verhältnis befleckten, das in Zukunft in lauterer Klarheit als eines der edelsten Seelenbündnisse dastehen wird, von denen die Ge-

Digitized by Google

schichte der Künste zu erzählen hat. Um so edler wird dieser Bund, als er nur durch die schwersten Seelenkämpfe der dabei Beteiligten in solcher Reinheit erhalten wurde: „Die ungeheuren Kämpfe, die wir bestanden," schreibt Richard Wagner am Tage seines Abschieds von der geliebten Frau, „wie konnten sie enden, als mit dem Siege über jedes Wünschen und Begehren? Wußten wir nicht in den wärmsten Augenblicken der Annäherung, daß dieses unser Ziel sei? — Gewiß! Nur weil es so unerhört und schwierig, war es eben nur nach den härtesten Kämpfen zu erreichen." (S. 26.)

Nur auf diese biographische Darstellung des Verhältnisses sei hier näher eingegangen, da sie als Ergänzung zu jeder Wagner-Biographie nötig ist. Übrigens ist gerade dieser Zeitraum von der höchsten Wichtigkeit. Er umfaßt das böseste, aber auch das fruchtbarste Jahrzehnt aus Wagners Leben. Nur die ungeheure Energie des Künstlers vermochte in ihm den Menschen gegenüber dem Meer von Widerwärtigkeiten und Mühsalen am Leben zu erhalten. „Ich will nichts von der Welt," heißt es in einem Briefe an seine Schwester Kläre, „als daß sie mir Ruhe zu den Arbeiten läßt, die einst ihr gehören sollen." Welch unvergleichliche Schaffenskraft aber andererseits dieses Leben durch die hehre Erscheinung der edlen Frau dem Künstler gab, bezeugt er selbst mit den Worten: „Mir ist recht deutlich, daß ich nie etwas Neues mehr erfinden werde: jene eine höchste Blütenzeit hat in mir eine solche Fülle von Keimen getrieben, daß ich jetzt nur in meinen Vorrat zurückzugreifen brauche, um mit leichter Pflege mir die Blume zu erziehen." (S. 122.)

Mathilde Wesendonk, die so bedeutsam in des aus der Heimat verbannten Künstlers Leben eingriff, war am 23. Dezember 1828 als Tochter des Kommerzienrats Karl Luckemeyer in Elberfeld geboren und seit 1848 mit Otto Wesendonk (1815—1896), dem Teilhaber eines New-Yorker Seidenhauses, verheiratet. Seit 1851 lebte das junge Paar in Zürich. Im nächsten Jahr machten sie die persönliche Bekanntschaft Richard Wagners. „Erst 1853 — schreibt Mathilde Wesendonk selbst — wurde der Verkehr freundschaftlicher und vertrauter. Alsdann begann der Meister mich in seine Intentionen näher einzuweihen. Zunächst las er die ‚drei Opern-Dichtungen', die mich entzückten, hierauf die Einleitung dazu und allmählich eine seiner Prosaschriften nach der andern. Da ich Beethoven liebte, spielte er mir die Sonaten; war ein Konzert in Sicht, wo er eine Beethovensche Sinfonie zu leiten hatte, so war er unermüdlich und spielte vor und nach der Probe die betreffenden Sätze so lange, bis ich mich ganz heimisch darin fühlte. Es freute ihn, wenn ich ihm zu folgen vermochte und an seiner Begeisterung die meinige entzündete. 1854 (vom Juni bis Dezember) schrieb und vollendete er die Skizzen zur ‚Walküre'. Das kurze Vorspiel trägt die Buchstaben: G(esegnet) S(ei) M(athilde)! ... Im Jahre 1854 führte er mich in die Philosophie Arthur Schopenhauers ein, war überhaupt darauf bedacht, mich auf jede bedeutende Erscheinung in Literatur und Wissenschaft aufmerksam zu machen. Entweder las er selbst oder er besprach den Inhalt

Digitized by Google

mit mir. Was er am Vormittage komponierte, das pflegte er am Nachmittage auf meinem Flügel vorzutragen und zu prüfen. Es war die Stunde zwischen 5 und 6 Uhr; er selbst nannte sich: ‚den Dämmermann'. . . . Die in Zürich verlebten Jahre waren für Wagner eine Zeit der Sammlung, der Arbeit und der inneren Abklärung, die nicht weggedacht werden kann, ohne den Faden seiner Entwicklung gewaltsam zu zerreißen. Er war ein anderer, als er kam, und da er ging. ‚Öde' hat er nie gekannt. Anregung brachte er dahin, wo er sie nicht fand. Trat er je einmal ins Zimmer, sichtlich ermüdet und abgespannt, so war es schön, zu sehen, wie nach kurzer Rast und Erquickung sein Antlitz sich entwölkte und ein Leuchten über seine Züge glitt, wenn er sich an den Flügel setzte. . . ." (Nach Aufzeichnungen M. Ws.; mitgeteilt von A. Heintz in der „Allgem. Musikzeitung" 1896.)

Im August 1857 bezogen Wesendonks ihre prächtige auf dem „grünen Hügel" in der Enge erbaute Villa. Schon im vorangehenden April hatten Wagner und seine Frau das kleine von Wesendonk angekaufte, daneben liegende Häuschen bezogen, das ihm ein geliebtes „Asyl" wurde, wie er es erst nach langer Leidenszeit wieder finden sollte. Nicht viel mehr als ein Jahr — und er hat die geliebte Stätte wieder verlassen, — freiwillig verlassen. Freiwillig und doch aus innerstem Zwang. „Daß ich den Tristan geschrieben, danke ich Ihnen aus tiefster Seele in alle Ewigkeit", schrieb Wagner ein Jahr später an Mathilde. Zuvor erlebten und erlitten sie beide, was dem Meister die Macht lieh, das traurige Stück von Tristan und Isolde zu singen.

Wie es zum Abschied vom Asyl kam, erfahren wir aus einem Brief, den Richard Wagner am 20. Juni 1858 an seine Schwester Kläre schrieb, „um Aufklärungen zu geben, wo sie nötig sein sollten". Ich lasse diesen Brief hier im Auszug folgen.

„Was mich seit sechs Jahren erhalten, getröstet und namentlich auch gestärkt hat, an Minnas [seiner Frau. D. V.] Seite, trotz der enormen Differenzen unseres Charakters und Wesens, auszuhalten, ist die Liebe jener jungen Frau, die mir anfangs und lange zagend, zweifelnd, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich näherte. Da zwischen uns nie von einer Vereinigung die Rede sein konnte, gewann unsere tiefe Neigung den traurig wehmütigen Charakter, der alles Gemeine und Niedere fernhält und nur in dem Wohlergehen des andren den Quell der Freude erkennt. Sie hat seit der Zeit unserer ersten Bekanntschaft die unermüdlichste und feinfühlendste Sorge für mich getragen und alles, was mein Leben erleichtern konnte, auf die mutigste Weise ihrem Manne abgewonnen . . . Und diese Liebe, die stets unausgesprochen zwischen uns blieb, mußte sich endlich auch offen enthüllen, als ich vorm Jahre den Tristan dichtete und ihr gab. Da zum erstenmale wurde sie machtlos und erklärte mir, nun sterben zu müssen!

„Bedenke, liebe Schwester, was mir diese Liebe sein mußte nach einem Leben von Mühen und Leiden, von Aufregungen und Opfern, wie dem

Digitized by Google

meinigen! — Doch wir erkannten sogleich, daß an eine Vereinigung zwischen uns nie gedacht werden dürfe: somit resignierten wir, jedem selbstsüchtigen Wunsche entsagend, litten, duldeten, aber — liebten uns! —

„Meine Frau schien mit klugem weiblichen Instinkt zu verstehen, was hier vorging: sie benahm sich zwar oft eifersüchtig, verhöhnend und herabziehend, doch duldete sie unseren Umgang, der ja andererseits nicht die Sitte verletzte, sondern nur auf die Möglichkeit, uns einander gegenwärtig zu wissen, abgesehen war. Somit nahm ich an, Minna sei verständig und begriffe, daß hier für sie eigentlich nichts zu fürchten sei, da ja eben an eine Vereinigung bei uns nicht gedacht werden konnte, und daß daher Nachsicht ihrerseits das Geratenste und Beste sei. Nun mußte ich erfahren, daß ich mich hierüber wohl getäuscht hatte; Geschwätze kamen mir zu Ohren, und sie verlor endlich so weit die Besinnung, daß sie einen Brief von mir auffing und — erbrach. Dieser Brief, wenn sie ihn eben zu verstehen imstande gewesen wäre, hätte ihr gerade eigentlich die gewünschteste Beruhigung geben können; denn unsere Resignation spielte auch hierin das Thema. Sie hielt sich aber nur an die vertrauten Ausdrücke und verlor den Verstand. Wütend trat sie vor mich und nötigte mich dadurch, ihr mit Ruhe und Bestimmtheit zu erklären, wie es stünde, daß sie Unglück über sich gebracht hätte, als sie einen solchen Brief erbrochen, und daß, wenn sie sich nicht zu fassen wisse, wir voneinander gehen müßten. Hierin wurden wir, ich ruhig, sie leidenschaftlich, einig. Doch anderen Tages dauerte sie mich. Ich trat zu ihr und sagte: ‚Minna, du bist sehr krank! Werde gesund, und laß uns dann wieder über die Sache sprechen.‘ Wir faßten den Plan einer Kur für sie auf; sie schien sich zu beruhigen, der Tag der Abreise an den Kurort nahte. Sie wollte durchaus die Wesendonk vorher noch sprechen. Ich verbot ihr das entschieden. Alles lag mir daran, Minna allmählich mit dem Charakter meiner Beziehungen zu jener bekannt zu machen, um sie so zu überzeugen, daß für das Fortbestehen unserer Ehe eben nichts zu fürchten sei, weshalb sie sich gerade nur klug, besonnen und edel benehmen, jeder törichten Rache entsagen und jede Art von Aufsehen vermeiden sollte. Endlich gelobte sie mir dies. Doch ließ es ihr nicht Ruhe. Hinter meinem Rücken ging sie doch hinüber und — ohne es wohl selbst zu begreifen — verletzte sie die zarte Frau auf das Gröblichste. Da sie ihr gesagt: ‚Wäre ich eine gewöhnliche Frau, so ginge ich mit diesem Briefe zu Ihrem Mann!‘ so hatte die Wesendonk, die sich bewußt war, nie vor ihrem Manne ein Geheimnis gehabt zu haben (was natürlich eine Frau, wie Minna, nicht begreifen kann!), nichts zu tun, als sofort ihrem Manne diesen Auftritt und den Grund davon zu berichten. — Hiermit war denn auf eine rohe und gemeine Weise in die Zartheit und Reinheit unserer Beziehungen hineingegriffen worden, und manches mußte sich ändern. Mir gelang es sehr spät erst, meine Freundin darüber aufzuklären, daß einer Natur, wie der meiner Frau, eben Beziehungen von dieser Hoheit und Uneigennützigkeit, wie sie zwischen uns bestanden, nie begreiflich zu machen wären; denn

Digitized by Google

mich traf ihr ernster, tiefer Vorwurf, dies unterlassen zu haben, während sie ihren Mann stets zum Vertrauten gehabt hatte. — Wer nun begreifen kann, was ich seither (es war damals Mitte April) gelitten habe, der muß auch begreifen, wie mir endlich zumute ist, da ich erkennen muß, daß die unausgesetzten Bemühungen, die gestörten Verhältnisse fortzuerhalten, durchaus nicht fruchteten. Ich habe Minna drei Monate mit der höchsten Sorgfalt in der Kur gepflegt; um sie ruhig zu machen, brach ich endlich während dieser Zeit allen Umgang mit unseren Nachbarn ab; nur für ihre Gesundheit besorgt, versuchte ich alles mögliche, sie zur Vernunft und Einsicht in das ihr und ihrem Alter Geziemende zu bringen: alles umsonst! sie beharrt in den trivialsten Vorstellungen, erklärt sich beleidigt, und kaum etwas beruhigt, bricht bald die alte Wut aufs neue hervor. Seit einem Monat, wo Minna — während wir Besuch hatten — wieder zurückgekehrt ist, mußte es endlich zur Entscheidung kommen. Die beiden Frauen so dicht beieinander, war fernerhin unmöglich; denn auch die Wesendonk konnte es nicht vergessen, daß ihr, zum Lohn ihrer höchsten Aufopferung und zartesten Rücksichten von meiner Seite her, durch meine Frau so roh und verletzend begegnet worden war. Auch war nun unter den Leuten davon gesprochen worden. Genug, die unerhörtesten Auftritte und Peinigungen für mich ließen nicht nach, und aus Rücksicht auf jene wie auf diese mußte ich mich endlich entscheiden, das schöne Asyl, das mir mit solcher zarter Liebe bereitet worden war, aufzugeben.

„Jetzt bedarf ich aber der Ruhe und vollkommensten Abgeschlossenheit: denn was ich zu verschmerzen habe, ist viel. — Minna ist unfähig, zu begreifen, welche unglückliche Ehe wir von jeher geführt haben; sie bildet sich das Vergangene alles anders ein, als es war, und wenn ich Trotz, Zerstreuung und Vergessen in meiner Kunst fand, glaubte sie am Ende gar, ich hätte deren niemals bedurft. Genug, hierüber bin ich mit mir zum Abschluß gekommen; ich kann diese ewige Zänkerei und mißtrauische Laune nicht mehr um mich dulden, wenn ich noch meine Lebensaufgabe mutig erfüllen soll. Wer mir genau zugesehen hat, der mußte sich von jeher über meine Geduld, Güte, ja Schwäche wundern, und wenn ich jetzt von oberflächlichen Beurteilern verdammt werde, so bin ich dagegen unempfindlich geworden; nie aber hatte Minna eine solche Veranlassung, sich der Würde, meine Frau zu sein, werter zu zeigen, als jetzt, wo es galt, mir das Höchste und Liebste zu erhalten: es lag in ihrer Hand, zu zeigen, ob sie mich wahrhaft liebe. Aber was solche wahrhafte Liebe ist, begreift sie nicht einmal, und ihre Wut reißt sie über alles hinweg! —“

Im August 1858 reiste Wagner über Genf nach Venedig, wo er im Palazzo Giustiniani Wohnung nahm. Gerade dieser Abschnitt des Buches, die Briefe und noch mehr das „Tagebuch“ sind voll eines wunderbaren Reichtums an Gefühlen und Gedanken. Fast wirken sie wie Selbstgespräche, in denen der Künstler und Mensch die geheimsten Falten seines Wesens aufdeckt. Und so wild und heiß immer wieder die niedergezwungene Leiden-

Digitized by Google

schaft sich aufbäumt, die ferne Isolde wird dem Meister zur Brünnhilde. „Hören Sie mir so zu," schreibt er ihr einmal im August 1860, „wie Brünnhilde dem Wotan zuhörte," und weist damit auf jene wunderbare Stelle der „Walküre", wo das liebe Wotanskind die Vertraute des in seinem Tiefsten erschütterten Gottes wird.

Wotan: Laff' ich's verlauten,
lös' ich dann nicht
meines Willens haltenden Haft?

Brünnhilde: Zu Wotans Willen sprichst du,
sagst du mir was du willst;
wer bin ich, wär' ich dein Wille nicht?

Wotan: Was keinem in Worten ich künde,
unausgesprochen bleib' es denn ewig:
mit mir nur rat' ich,
red' ich zu dir.

In der Tat, selbst in den Briefen an Franz Liszt hat Wagner sich nicht so ganz gegeben wie hier. Gerade darum wäre auch alles Abschwächung, was wir in kleinen Auszügen vermitteln könnten. Und auch ein Rubrizieren des gewonnenen Materials würde mir wie Entweihung vorkommen. Man muß diese Briefe als Ganzes genießen. Gerade das Ineinandergehen des rein persönlichen Erlebens mit dem eigenen künstlerischen Schaffen, dem Verarbeiten der empfangenen literarischen Eindrücke, der philosophischen Denkarbeit und der für Wagners Gesamterscheinung so ungemein wichtigen Propaganda nach außen machen das Buch in so ungewöhnlichem Maße fesselnd und bedeutsam. Nur eine Stelle aus dem „Tagebuch" sei hier angeführt, weil aus ihr am besten der Seelenzustand des Künstlers nach den entscheidenden Züricher Tagen sich offenbart. Sie wird hoffentlich nur dazu beitragen, daß recht viele zum Buche greifen.

„Mein Lebensgang bis dahin, wo ich Dich fand, und Du endlich mein wardst, liegt deutlich vor Dir. Aus meinen Beziehungen zur Welt, deren Wesen sich meinem Wesen gegenüber mir immer schmerzlicher und trostloser fühlbar machte, trat ich immer bewußter und bestimmter zurück, ohne, als Künstler und hilfsbedürftiger Mensch, doch je ganz alle Bande zerreißen zu können, die mich an sie fesselten. Vor den Menschen wich ich, weil ihre Berührungen mich schmerzten: ich suchte mit strebsamer Absicht Vereinsamung und Zurückgezogenheit, und nährte dagegen immer brünstiger die Sehnsucht, in einem Herzen, in einer bestimmten Individualität, den bergenden, erlösenden Hafen zu finden, in welchem ich ganz und voll aufgenommen würde. Dies konnte der Natur der Welt nach nur ein liebendes Weib sein: auch ohne es zu finden, mußte dies meinem dichterisch-hellsehenden Geist klar sein; und die deutlich erkannte Unmöglichkeit, in der Freundschaft eines Mannes das Ersehnte zu finden, mußten mir die edelsten Versuche dazu zeigen. Doch nie hatte ich eine Ahnung davon, daß ich, was ich suchte, so bestimmt, so

Digitized by Google

alles Sehnen erfüllend, alles Verlangen befriedigend finden sollte, wie ich es in Dir fand. Noch einmal: — daß Du es vermochtest, in alles erdenkliche Leid der Welt Dich zu stürzen, um mir sagen zu können: ‚Ich liebe Dich!' — das hat mich erlöst, und mir jenen heiligen Stillestand gewonnen, von dem aus nun mein Leben eine andre Bedeutung erhalten hat. — Aber dies Göttliche war eben nur mit allen Leiden und Schmerzen der Liebe zu gewinnen: wir haben sie bis auf die Hefe genossen! — Und jetzt, nachdem wir alle Leiden gelitten, kein Schmerz uns gespart blieb, jetzt muß sich klar der Kern des höheren Lebens zeigen, den wir durch die Leiden dieser schmerzlichen Geburtswehen gewonnen. In Dir lebt er schon so rein und sicher, daß ich Dir jetzt zu Deiner Freude, zu Deiner Mitfreude, nur zeigen darf, wie auch in mir er sich gestaltet.

„Die Welt ist überwunden: in unsrer Liebe, in unsren Leiden hat sie sich selbst überwunden. Sie ist mir nun keine Feindin mehr, vor der ich fliehe, sondern ein meinem Willen gleichgültiges, wesenloses Objekt, zu dem ich mich jetzt ohne Scheu, ohne Schmerz, daher ohne wirklichen Widerwillen verhalte. Ich fühle dies immer deutlicher daran, daß ich den Drang zur absoluten Zurückgezogenheit theoretisch nicht mehr stark in mir wahrnehme. Dieser Drang hatte bisher eben die Bedeutung des Sehnens, Suchens und Verlangens: dieses aber ist — das fühle ich gerade! — vollkommen gestillt. Die letzten Entscheidungen zwischen uns haben mich zu dem klaren Bewußtsein gebracht, daß ich eben nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu ersehnen habe. Nach der Fülle, in der Du Dich mir gegeben hast, kann ich das nun nicht Resignation nennen, am allerwenigsten Verzweiflung. Diese verwegene Stimmung stand mir früher als Ausgang meines Suchens und Sehnens gegenüber: von ihrer Notwendigkeit bin ich aber, durch Dich tief beglückt, erlöst. Mir ist das Gefühl einer heiligen Sättigung zu eigen. Der Drang ist ertötet, weil er vollkommen befriedigt ist. — Von diesem Bewußtsein beseelt blicke ich nun von neuem in die Welt, die mir somit in einem ganz neuen Lichte aufgeht. Denn ich habe in ihr nichts mehr zu suchen, nicht mehr die Stelle aufzufinden, worin ich vor ihr geborgen sein sollte. Sie ist mir ein ganz objektives Schauspiel geworden, wie die Natur, in der ich den Tag kommen und gehen, Keime des Lebens treiben und ersterben sehe, ohne mein Inneres selbst von diesem Kommen und Gehen, Treiben und Ersterben abhängig zu fühlen. Ich verhalte mich zu ihr ganz fast nur als auffassender und darstellender Künstler, als fühlender und mitempfindender Mensch, ohne jedoch selbst zu wollen, zu suchen, zu streben. Ganz äußerlich erkenne ich dieses neue Verhältnis namentlich auch darin, daß die Dir so bekannt gewordene Sucht nach abgelegenem, einsamem Wohnort mich eigentlich verlassen hat; und ich gebe zu, daß hierbei die schmerzlich gewonnene Erfahrung mitwirkt. Denn das Liebste und Erwünschteste, was ich in diesem Sinne gewinnen konnte, ließ mich doch eigentlich unbefriedigt, weil ich gerade da an unsrer Trennung, und an der Notwendigkeit dieser Trennung, erfahren mußte, daß das erstrebte Asyl mir nicht bereitet sein kann und soll.

Digitized by Google

„Wo in der Welt sollte ich mir nun aber jetzt ein neues Asyl bereiten wollen? Ich bin, als ich das unheilvolle letzte verließ, gänzlich unempfindlich für solchen Wunsch geworden. — Dagegen fühle ich mich nun im tiefsten Innern so gestärkt und beruhigt; durch das ewige, unentweihbare und unzerstörbare Asyl, das ich in Deinem Herzen gewonnen, mich so gegen alle Welt geborgen und behütet, daß ich von ihm aus, das mich ja in alle Welt begleitet, mit ruhig freundlichem, mitleidvollem Lächeln in diese Welt blicken kann, der ich nun ohne Grauen angehören darf, weil ich ihr eben nicht mehr angehöre, nicht mehr als leidendes, sondern nur noch als mitleidendes Subjekt angehöre." —

„Ich kehre nun zum Tristan zurück, um an ihm die tiefe Kunst des tönenden Schweigens für mich zu Dir sprechen zu lassen." Bis März 1859 war der 2. Akt „Tristan" in Venedig vollendet; der 3. wurde von 1. Mai bis 19. Juli 1859 in Luzern vollendet, von wo aus Wagner wieder in näheren persönlichen Verkehr mit den Züricher Freunden tritt. Mit den Briefen erleben wir dann, fast in der Lebhaftigkeit der persönlichen Anteilnahme, die Pariser Leidensjahre mit dem von Wagner nur widerwillig geführten Kampf für „Tannhäuser". Schmerzhafter ist der Leidensweg, den der Komponist mit seinem „Tristan" durchmachen muß. Wir gehn ihn mit bis in jene Penzinger Zeit, die die trübseligste war in Wagners Leben, aus der ihn nur ein „Wunder" befreien konnte. Noch geben einige Briefe von dem Eintreffen dieses „Wunders" Kunde. Dann verstummen die schriftlichen Zeugen dieser herrlichen Frerndschaft. Damit hörte diese selber aber glücklicherweise nicht auf. Das Ehepaar Wesendonk hielt sie treu über des Meisters Tod hinaus, und die am 31. August 1902 entschlafene edle Frau hat mit dem Vermächtnis, daß ihre als kostbarster Schatz gehüteten Briefe veröffentlicht werden sollten, nicht nur sich selbst das schönste Denkmal gesetzt, sondern allen denen, die für ein ideales Zusammenleben herrlicher Menschen ein Herz haben, eine unvergängliche Freude bereitet.

Das Janko-Klavier.

Die Ortsgruppe Berlin der „Internationalen Musik-Gesellschaft" veranstaltete unlängst eine Sitzung, in der Professor Richard Hansmann einen Vortrag über das Janko-Klavier hielt und seine theoretischen Ausführungen durch praktische Beispiele erläuterte, wobei er von Viktor Hansmann und Paul Schneckenburg gediegene Unterstützung erfuhr. Die „Internationale Musik-Gesellschaft" beziehungsweise der Vorsitzende der Berliner Ortsgruppe, Herr Major a. D. Dr. Körte hatte in der richtigen Erkenntnis der Bedeutung dieses Werbevortrages für eine neue Erfindung einen größeren Konzertsaal zum Ort

Digitized by Google

der Sitzung erkoren. Man hat dabei leider wieder einmal eine zu gute Meinung von unserem Musikpublikum gehabt. Ich erwartete einen überfüllten Saal; er war noch nicht zur Hälfte besetzt. Die sonst so eifrige Berliner Musikkritik glänzte durch Abwesenheit oder floh nach kurzer Anwesenheit; das Berufsvirtuosentum fehlte gänzlich und selbst Pädagogenkreise waren nur spärlich vertreten. Das alte Spiel, die alte Not. Lesen wir von Mühe und Verkanntsein früherer Erfinder, so dünken wir uns erhaben: So etwas kann heute nicht mehr vorkommen. Und es geschieht doch allemal wieder das gleiche. —

Die Geschichte des Klaviers bestätigt die allgemeine Kulturerscheinung, daß die Entwicklung vom Geiste diktiert wird und nicht vom technischen Können. Der Mensch hat noch immer jene Erfindungen gemacht, die er zur Verwirklichung seiner geistigen Absichten brauchte. Das kann Generationen lang dauern, aber erreicht wird es, sobald jener geistige Gedanke wirklich logisch und richtig ist. — Als im 16. Jahrhundert sich die aus ihrer geistigen Ruhe aufgerüttelte Menschheit die Musik ins Haus holte, vervollkommnete sie sich schnell das nur für theoretische Zwecke ausreichende Monochord zum Spinett, Virginal und Klavichord. An Johann Sebastian Bachs Lebensende steht die Erfindung der Hammermechanik, durch die die von ihm erweiterte Klaviermusik erst recht ausführbar wurde. Nun kommen die denkbar verschiedensten Erfindungen, die aber alle mehr Spielerei sind und deshalb auch immer wieder verschwinden. Die Möglichkeiten, die das Hammerklavier bietet, hat erst Franz Liszt ausgenutzt. Er hat sie aber auch erschöpft. Was die zehn Finger aus der Tastatur herausholen können, hat Liszt herausgeholt. Seither steht die Komposition in der Hinsicht auf einem toten Punkt. Einige Kleinigkeiten sind in technischer Hinsicht hinzugekommen, Dinge, die sich bei Liszt auch finden, die nun einseitiger betont werden. So hat Tausig das Passagenwerk noch glänzender gestaltet, indem er es noch mehr zwischen den beiden Händen verteilte; Rubinstein hat das Oktavenspiel reicher ausgebildet; Busſoni, d'Albert, Reger haben die Vollgriffigkeit noch gesteigert. Aber das alles ist kein eigentlicher Fortschritt. Was der Geschichtschreiber der Klavierliteratur, Weitzmann, 1863 schrieb, daß Liszt die Ausdrucksmittel des Klaviers so gesteigert habe, daß sie erschöpft schienen, ist durch die Entwicklung bis heute bestätigt worden. Hier liegt auch die psychologische Erklärung für den Umschwung in der Einschätzung des Klaviers durch die Künstler. Man vergleiche mit Liszts begeistertem Hymnus auf sein Instrument d'Alberts fast verächtliche Worte. Ihm ist das Klavier als Instrument an sich sehr geringwertig, wertvoll nur als bestes Vermittelungswerkzeug für die Meisterwerke der Musik.

Es wäre nun einfach geistige Trägheit, wollte man an der Möglichkeit einer Vervollkommnung des Klaviers zweifeln, bloß weil es seit anderthalb Jahrhunderten im wesentlichen die heutige Gestalt hat. Die Verbesserungsmöglichkeit erstreckt sich nach zwei Seiten. Man kann den ungenügenden Ton des Instrumentes, also dessen Ausdrucksfähigkeit, steigern. Dr. Mosers Resonanzboden ist hier der zweifellos bedeutendste Fortschritt. So wertvoll und willkommen nun auch derartige Verbesserungen des Instrumentes sind, für die eigentliche musikalische Entwickelung haben sie nur wenig zu bedeuten. Der unvergleichliche Wert des Klaviers gegenüber allen anderen Instrumenten beruht darin, daß es die ganze Tonwelt in sich schließt, daß es, nicht in seinem Klang, wohl aber in seinem Tonvermögen dem Orchester ebenbürtig ist. Das Klavier verhält sich zum Orchester, wie die Zeichnung zum Ölgemälde. Es kann in-

Digitized by Google

haltlich und stofflich das Gleiche wiedergeben, nur ohne Farbe. Das heißt: es könnte. Es könnte es, wenn man so darauf spielen könnte, wenn nicht der Bau des Instrumentes den Spieler so einschränkte, daß er nicht alles das herausholen kann, was im Instrument steckt. In der Theorie stimmt das Exempel von Zeichnung und Farbe, in der Praxis trifft es nicht ganz zu. Das Problem gestaltet sich demnach so, daß durch irgend eine Vorrichtung dem Klavierspieler die Möglichkeit gewährt werde, mehr zu spielen, als heute durch die zehn Finger erreicht wird. Man denke daran, wie dem Orgelspieler durch die Pedale zwei Oktaven Töne zur Verfügung stehen, die er oben nicht hat, wie er, abgesehen davon, auf eben diesen Pedalen zur vollen Ausnutzung der Spielfähigkeit der Hände noch mit den Füßen eine, ja sogar zwei Stimmen (etwa einer Fuge) hinzufügen kann. Man hat diese Orgelpedaleinrichtung auch aufs Klavier übertragen. Doch entspricht sie nicht dem Wesen dieses Instrumentes, zumal sie hier auch ihres schönsten Wertes, der Tonfärbung, verloren geht.

Vergrößerung des Instrumentes, Verstärkung des Saitenbezuges, das alles dient nur zur Erhöhung der Klangkraft der den Händen erreichbaren Töne. Aber das Problem liegt ja eben in der Vermehrung des den Händen Erreichbaren. Daraus ergibt sich, daß die Verbesserung bei den Angriffsflächen der Hände einzusetzen hat, also bei der Klaviatur. Unsere Klaviatur sind wir so gewohnt, daß man in ihr zumeist ein vollkommenes Werkzeug sah. Dagegen sei nur kurz darauf hingewiesen, daß zu allen Zeiten die geistige Unzulänglichkeit desselben betont wurde. Ihre Anordnung entspricht in keiner Weise dem musikalischen Inhalt, den sie darstellt. Außerdem beansprucht sie soviel Raum, daß die Normalhand wenig mehr als die Oktave spannen kann. Außerdem aber sind die Notenwerte ganz unlogisch angeordnet. Bei den weißen Tasten c d e f g a h c folgen auf zwei Ganztonschritte ein halber, dann auf drei Ganztonschritte wieder ein halber. Die in der oberen Griffhöhe liegenden Töne sind durch zwei weiße Tasten voneinander geschieden. Hier setzte Janko zunächst ein, indem er zwei ebenmäßige Griffbretter übereinander legte. Beide sind gleich groß, haben für die Oktave je 6 Töne, statt 7 und 5. Und zwar liegen die Töne jedes Griffbretts in Ganztonweite von einander. Unten sind demnach die Töne c, d, e, fis, gis, ais; oben cis, dis, f, g, a, h. — Ebenso bedeutsam ist der weitere Schritt, daß dieses Doppelbrett dreimal übereinander gelegt ist. Jeder Tonhebel, jede Taste erhält dadurch drei verschiedene, staffelförmig übereinander liegende Angriffsflächen. Dadurch wird erreicht, daß die Hand immer in ihrer naturgemäßen Lage verbleiben kann. Gerade dieser Hebel machte für die Praxis die größten Schwierigkeiten. In den 18 Jahren, die seit der Erfindung Jankos verflossen sind, hat man alle nur denkbaren Versuche gemacht. Jetzt endlich scheint der Berliner Klavierfabrikant Wilhelm Menzel die endgültige Form gefunden zu haben. Man glaubt gar nicht, welche Fülle von Vorteilen das in sich schließt. Ich zähle nur wenige derjenigen auf, die der Vortrag erwähnte und der Vortragende durch das Beispiel bewies.

Die Vermehrung der Spannfähigkeit leuchtet ohne weiteres ein; dadurch wird die Spielbarkeit bisher unerreichbarer Akkorde ermöglicht. Der Fingersatz ist völlig frei; der Daumen verliert seine bisherige leitende Stellung, der Fingersatz kann nach den jeweiligen rhythmischen und technischen Bedürfnissen gewählt werden. Eine Fülle neuer Effekte werden erschlossen. Doch das brauche ich nicht näher zu erörtern. Viel wichtiger ist die unendliche Erleichterung des Spiels für jeden wirklich musikalisch veranlagten Menschen.

Digitized by Google

Alle Tonarten haben denselben Fingersatz, alle gleichdeutigen Akkorde haben immer das gleiche Griffbild. Der „gleichgestimmten Temperatur", der Johann Sebastian Bach musikalisch durch sein wohltemperiertes Klavier in der musikalischen Welt praktische Geltung verschafft, entspricht dieses Instrument, das zeigt, daß es nur eine Tonart gibt, der Unterschied besteht nur in der Verschiedenartigkeit der Höhe, in der sie angesetzt ist.

Alle Erlösung von technischer Mühsal bedeutet eine Befreiung des Geistes. Hier ist eine, wie sie die Musik seit einem Jahrhundert nicht erfahren hat. —

Wir werden nicht alle mehr umlernen, trotzdem es nicht schwer ist. Aber unsere Kinder sollten, wenn sie Klavier spielen lernen, es nur auf der Janko-Klaviatur tun. Das ist die feste Überzeugung, die ich aus diesem Vortrag und sonstiger Beschäftigung mit dieser neuen Erfindung mitgenommen habe, die ich weitergeben möchte, um an einer gesunden Steigerung unseres musikalischen Lebens mitzuhelfen.

Karl Storck.

Zu den Kunstbeilagen.

Zur Photogravüre vergleiche man den Artikel „Lenbach" in diesem Hefte.

Mit den Autotypien setzen wir die im Juniheft begonnene Veröffentlichung künstlerischer Photographien fort. Nach einer nochmaligen Gabe werden wir im Zusammenhang auf diese für das künstlerische Emfinden weiter Kreise bedeutsamen Bestrebungen näher eingehen. Heute ist nur auf die Quelle hinzuweisen, der wir unsere Bilder entnehmen, und zwar um so nachdrücklicher, als für die im Juniheft enthaltenen Bilder im Begleittext auf die falsche Stelle verwiesen wurde. Die beiden Landschaften von Th. und R. Scholz und Hans Watzek im Juniheft waren, wie die in vorliegender Nummer enthaltene von Henneberg, den trefflichen, von F. Mathies-Masuren herausgegebenen Sammelbüchern: „Die photographische Kunst im Jahre 1902 bzw. 1903" (Verlag von Wilhelm Knapp, Halle. Je 8 Mk.) entnommen. In beiden Werken liegt der Schwerpunkt in der ganz vorzüglichen Wiedergabe der besten Kunstphotographien, die die jeweiligen Jahresausstellungen vorführten. Auch hier ist ja „Anschauung" das wichtigste. Da in jedem der Bände über 100 Bilder geboten werden, ist dafür reichlich gesorgt. Hinzu kommen als Text außer den Jahresberichten eine große Zahl trefflicher Aufsätze, die zum Teil für Liebhaberphotographen, zumeist aber für jeden Kunstfreund Interesse haben. Das Unternehmen verdient die beste Unterstützung.

Digitized by Google

Briefe.

K. W., W. — R. E., B. — B. G., L. (E.) — C., D. R. — W. E. H., M.-S. — F. S., S. — P. W., B. (H. v. M.) — F. Z., P. — H. B., J. i. Sib. — S. W. (A.), N. (N.-B.) — P. D., F. a. M. — J. E. G., E. — J. F., B. — W. M., B. — E. D. — H. L. D., G. a. d. E. — G. L., S. a. M. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

F. B., H. a. H. — J. G., E. Leider doch nicht recht geeignet. Für freundliche Wünsche aufrichtigen Dank!

E. S., H. (O.-L.) Die Meinungsäußerung gelangt in der Off. Halle zum Abdruck. Besten Dank und Gruß!

C. L., H. — H., H. Besten Dank für die Zeitungsblätter, auf die der Tagebuchschreiber bei gegebener Gelegenheit zurückgreifen wird.

E. F., O. s. L. Sie nennen die eingesandten Verse selber Versuche. Das sind sie, und zwar noch recht unzulängliche, denen sich schwer ansehen läßt, ob Ihre poetische Begabung entwicklungsfähig ist. Es braucht aber doch auch nicht jeder noch so getreue Türmerleser gleich Dichter werden zu wollen! Freundl. Gruß!

W. R., M. — G. R. in Fr. Von den gesandten möchten wir uns für keines voll entscheiden, doch hoffen wir bei nächster Gelegenheit Einwandfreies zu erhalten.

R. B., G. b. Z., B. Es steckt echtes Pathos in Ihren Gedichten, namentlich auch in „Mahnung". Zum Abdruck können wir uns aber noch für keines entscheiden. Lassen Sie Ihr Talent nur ruhig reifen ohne vorzeitiges Schielen auf frühes Gedrucktsein wollen. Gerade Ihre dörfliche Einsamkeit wird Ihre Anlagen vertiefen. Freundlichen Gruß!

J. F. Vorläufig noch mehr Temperaments- als Talentproben. Sind die fragl. Erstlingswerke druckreif, so kommen alle Blätter dafür in Betracht, sofern sie überhaupt das betr. Genre pflegen; natürlich werden kleinere Tageszeitungen geringere Anforderungen an Druckreife stellen als große oder gar nach rein literarischen Gesichtspunkten redigierte Zeitschriften. Sind aber die Arbeiten überhaupt noch nicht druckreif, so sollen sie auch ungedruckt bleiben.

G. M. R. Proben wie „Das weiße Schweigen" scheinen etwas für die Zukunft zu versprechen. Mehr läßt sich einstweilen beim besten Willen nicht sagen. Freundlichen Gruß!

H. A. L., O. (T.) Die Proben sind nicht stark genug, um Ihnen zu weiteren Versuchen sonderlich Mut zu machen; Ihnen jede Hoffnung zu benehmen, dazu berechtigen sie ebensowenig. Spüren Sie den Beruf in sich, weiter zu dichten, so werden Sie sich auch durch unser Urteil, das naturgemäß sich einzig und allein auf die vorliegenden Proben beziehen und bei den unendlichen Entwicklungsmöglichkeiten eines Menschen kein Wahrspruch für alle Zukunft sein kann, nicht veranlaßt sehen, von dem „zu Unrecht bestiegenen Pegasus abzusteigen". Freundl. Gruß!

Türmerfreund. Besten Dank für die Zeitungen. Auf die Artikel näher einzugehen, ist leider jetzt nicht die Gelegenheit. Aufrichtigen Dank auch für die frdl. Wünsche! Übrigens warum denn anonym?

P. H., P.-G., Br. Ein beachtenswerter Vorschlag, der sich wohl einmal zur Diskussion stellen ließe. Freundl. Gruß!

F. Z., E. i. W. Von den genannten Geschichtswerken würde das von Schiller am meisten Ihren Wünschen entsprechen.

S. R. Herzlichen Dank für die treuen Wünsche! Antwort auf Ihren letzten Brief im nächsten Heft.

B. G. H. — W. L., L. a. W. Auch Ihnen vielen Dank für die guten Wünsche und den so warmen Ausdruck treuer Anhänglichkeit. Herzl. Gruß!

J. H. W. D. Es hilft nun mal nichts, wir halten es für völlig aussichtslos.

J. H. E. i. N. Unter den Darstellungen des „Lebens Jesu" machen wir Sie aufmerksam auf O. Holtzmann (kritisch), F. Beyschlag (sehr interessant geschrieben); P. W. Schmidt, „Die Geschichte Jesu". Schmidt bringt viel zeitgeschichtliches Material. Dafür ist sehr unterrichtend: Bousset, „Jesu Predigt in ihrem Gegensatz zum Judentum". — Ihre letzte Frage nach einem „Werk, das mir Klarheit verschafft über Gott" ist schwer zu beantworten. Geschichte und Lebenserfahrung reden hier deutlicher als Bücher. Aber versuchen Sie es einmal mit: Karl König, „Gott; warum wir bei ihm bleiben müssen" (Freiburg und Leipzig, P. Waetzel). Auch machen wir Sie auf das Türmer-Jahrbuch für 1903 aufmerksam, wo in dem Aufsatz von Rogge: „Was wissen wir von Jesus?" die Hauptprobleme knapp und kurz behandelt sind unter Hinweis auf die betreffende Literatur.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Hausmusik: Dr. Karl Storck, Berlin-Friedenau. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

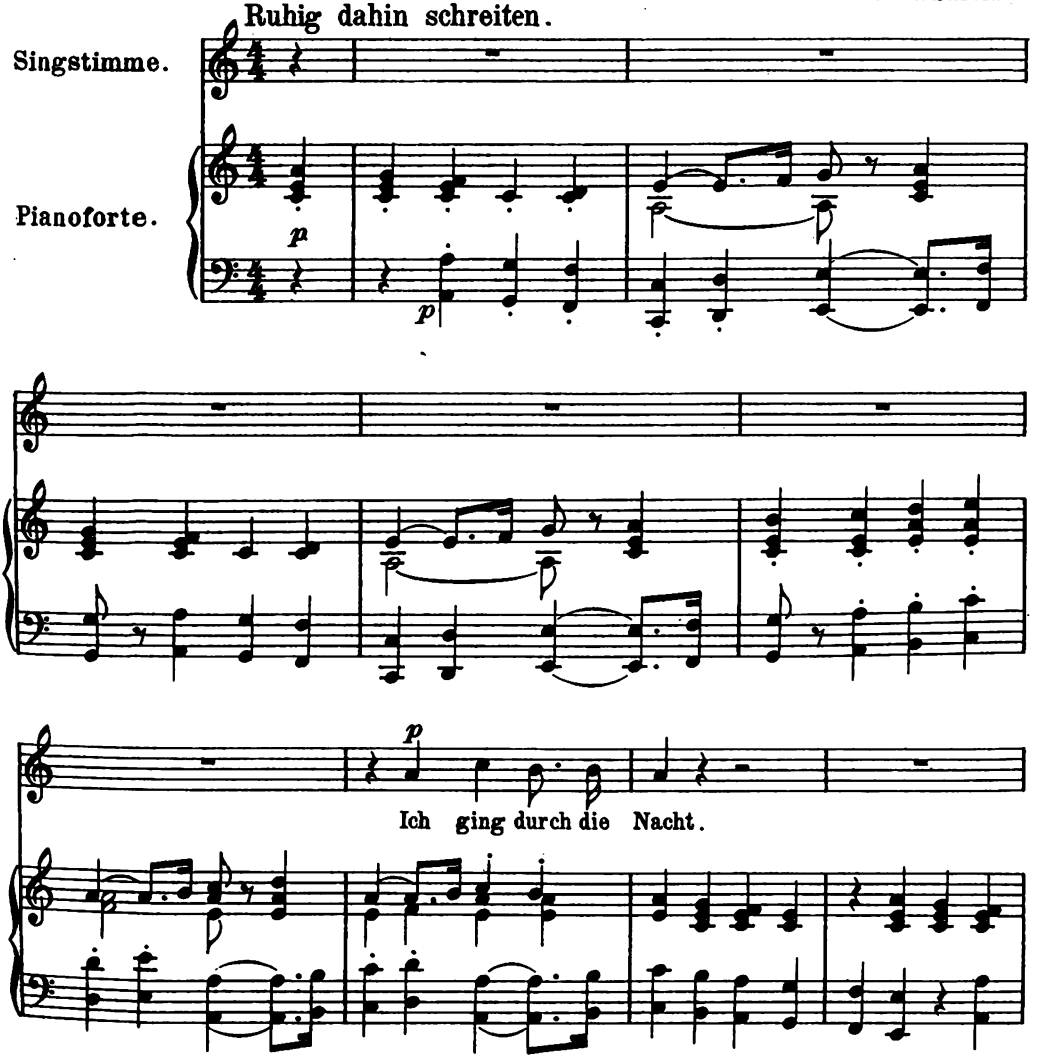
Beilage zum Türmer

VI. Jahrg. Juli 1904. Heft 10.

Ein Stern.

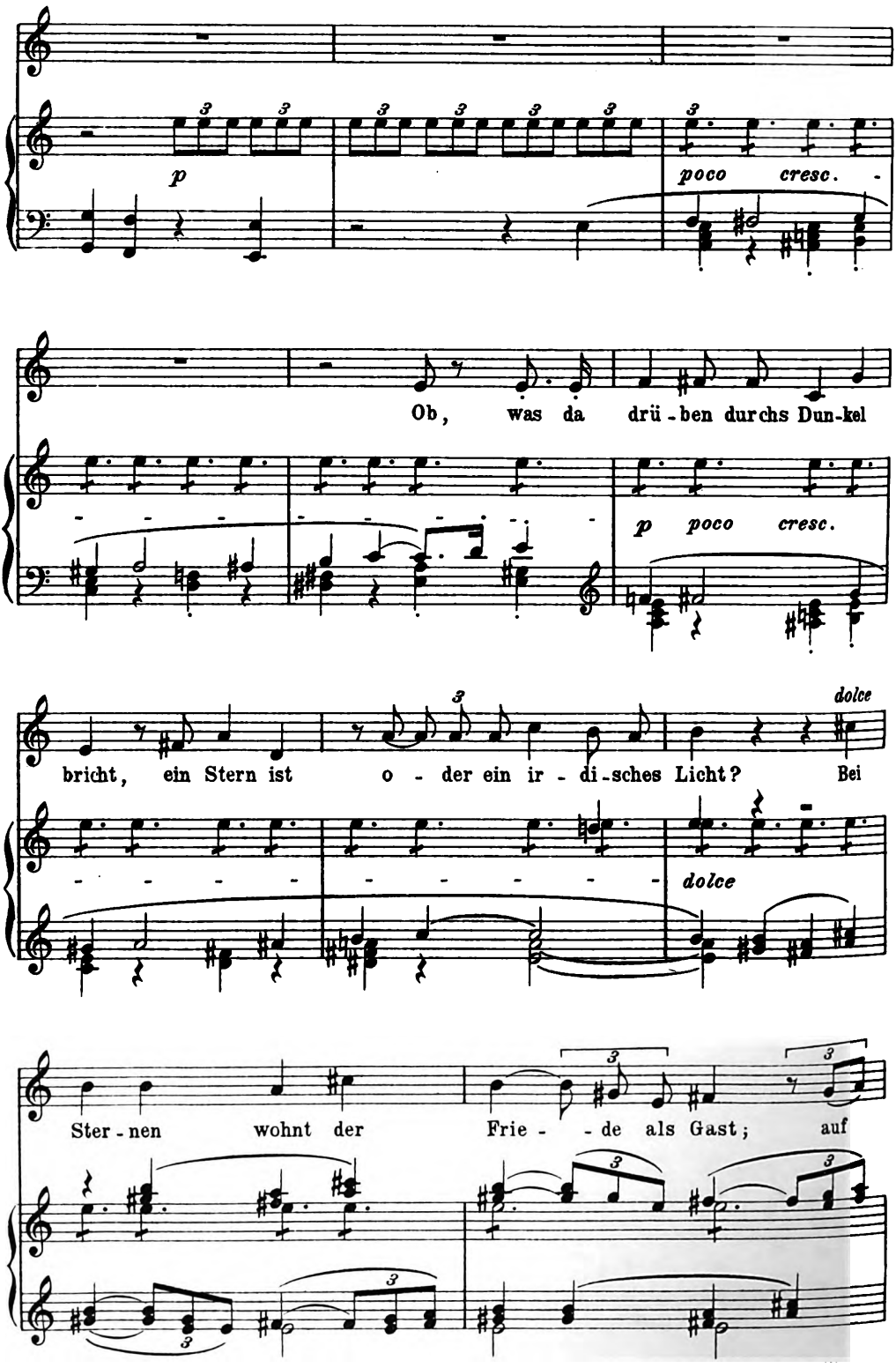
Paul Quensel.

G. Gutheil.

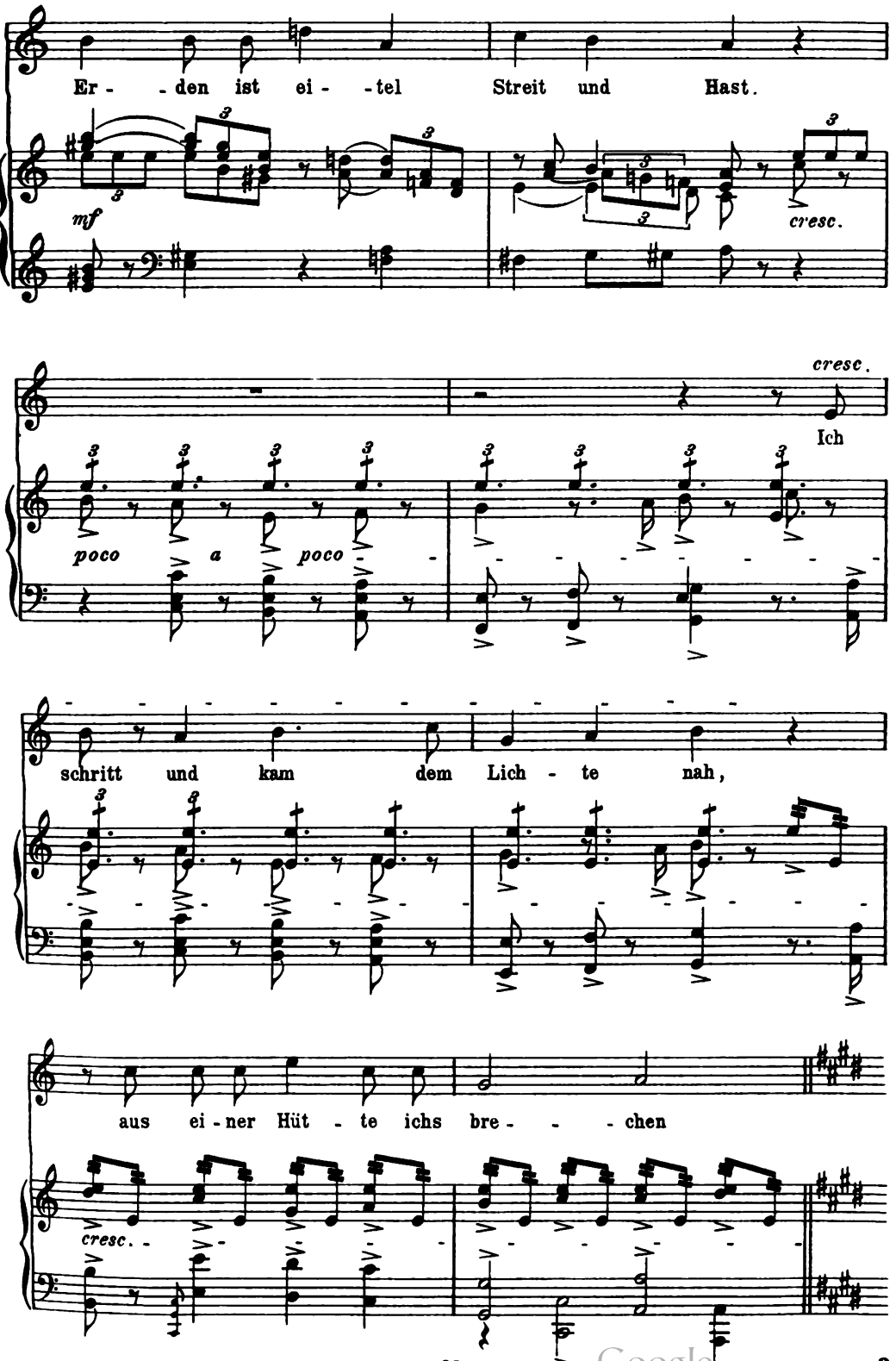


Aufführungsrecht dem Komponisten vorbehalten.

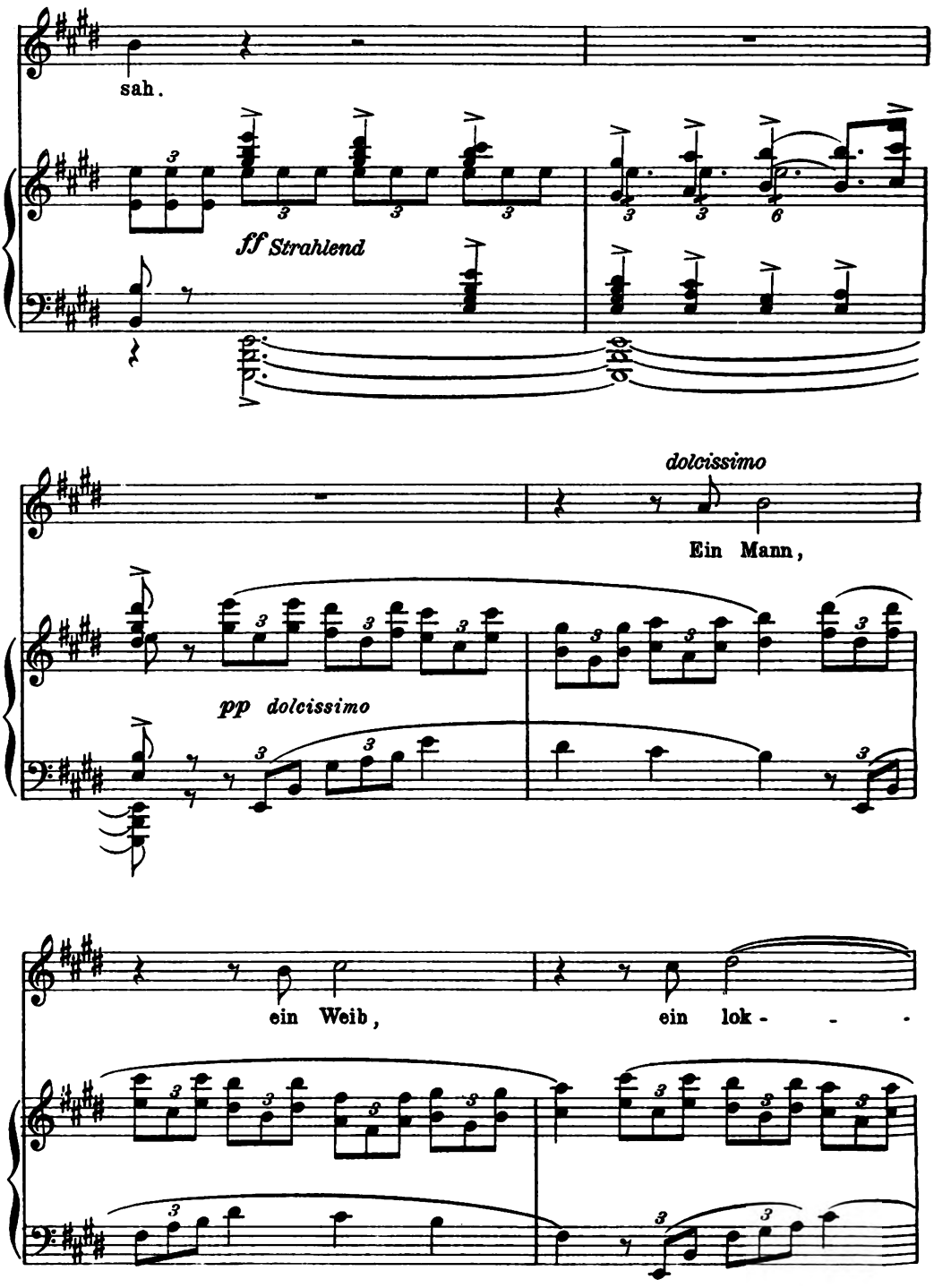
Digitized by Google



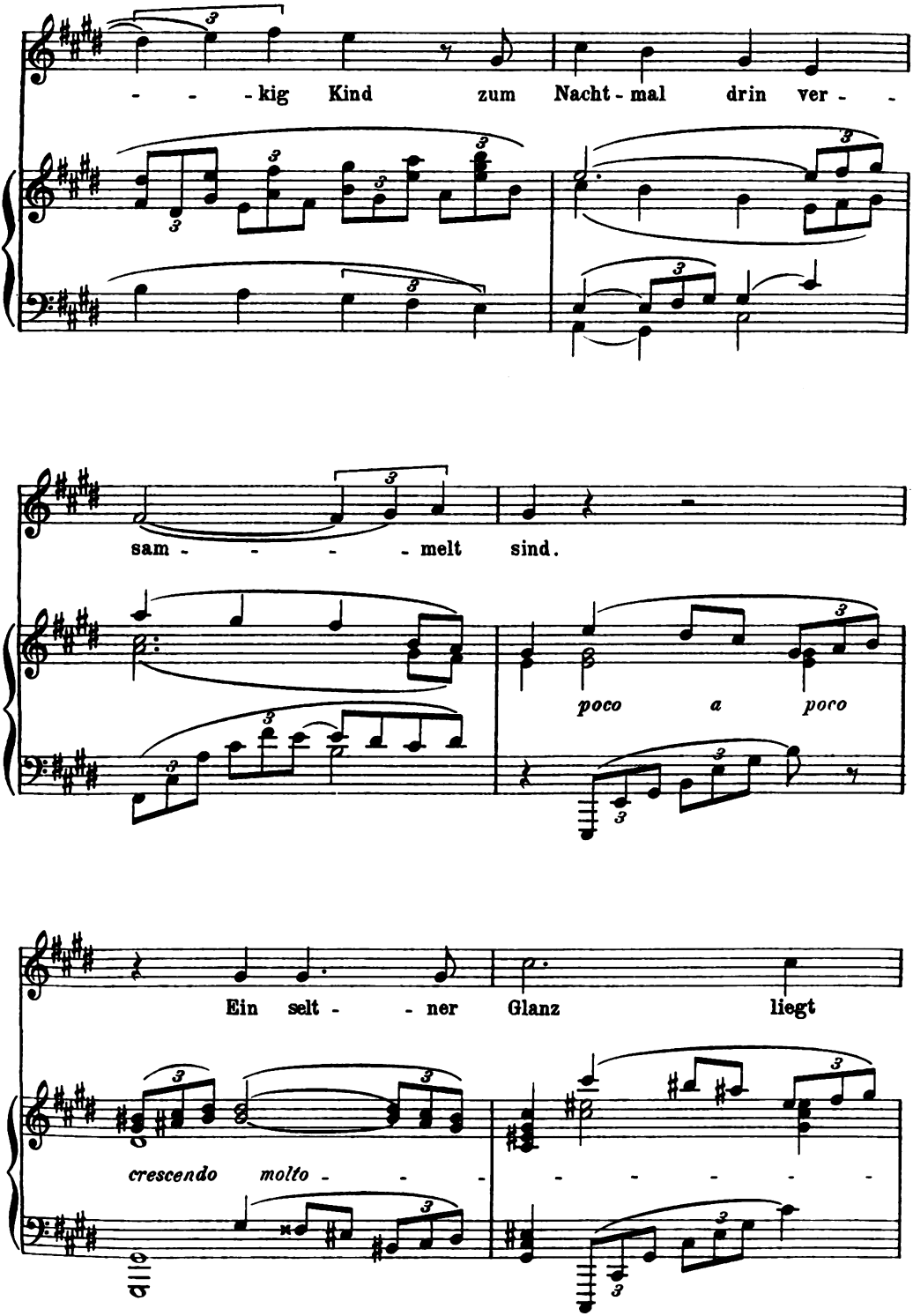
Digitized by Google



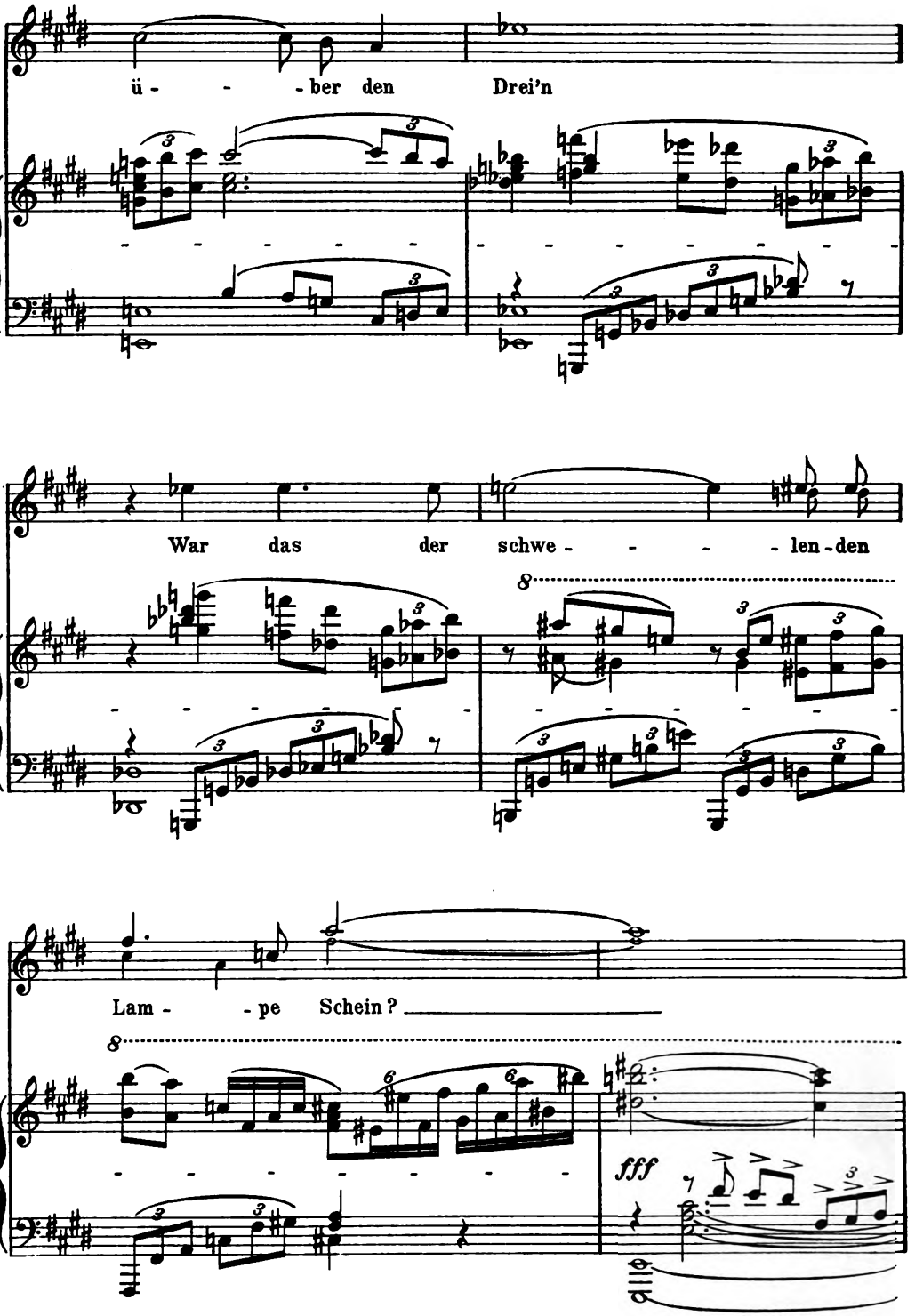
Digitized by Google



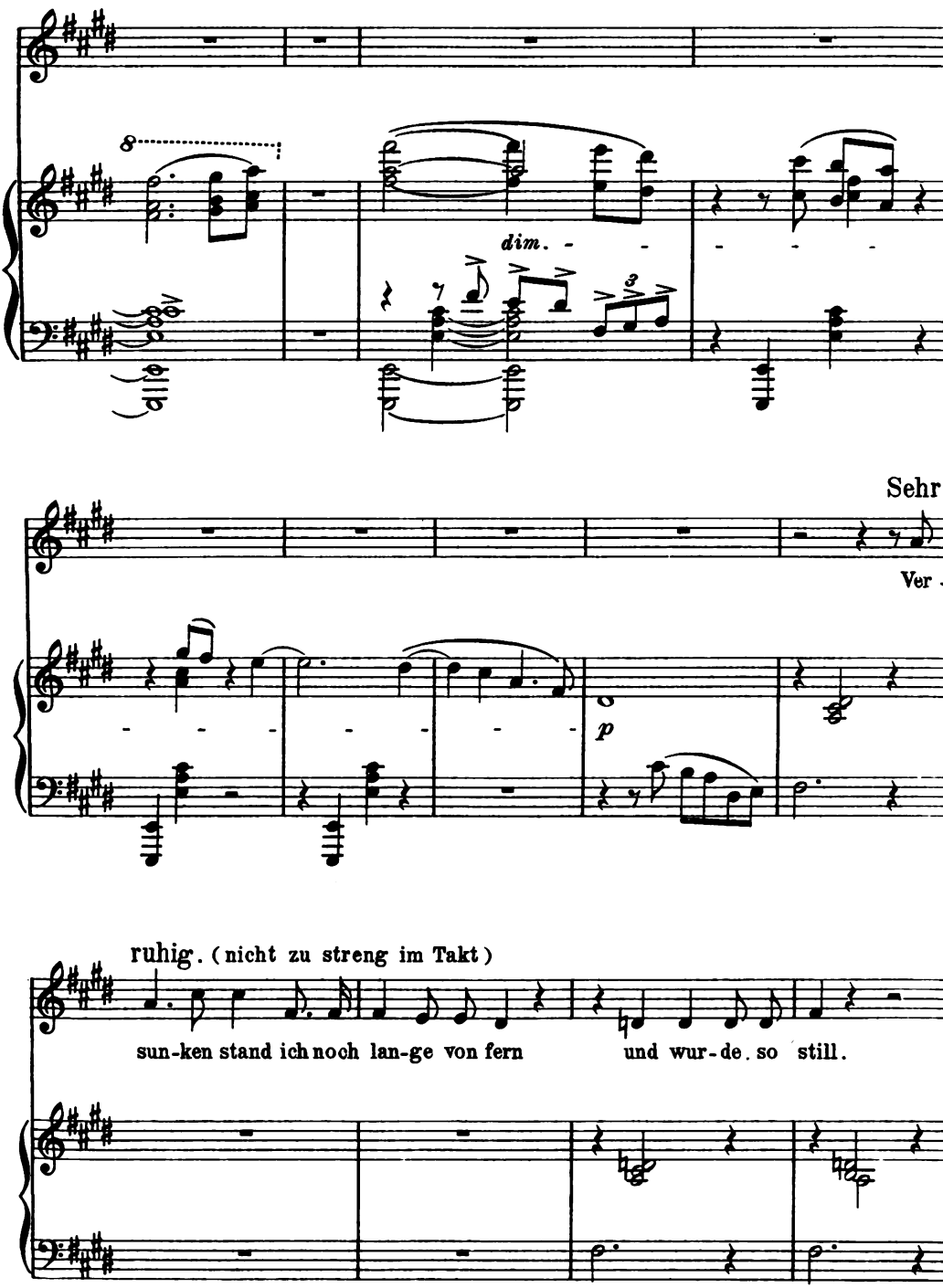
Digitized by Google



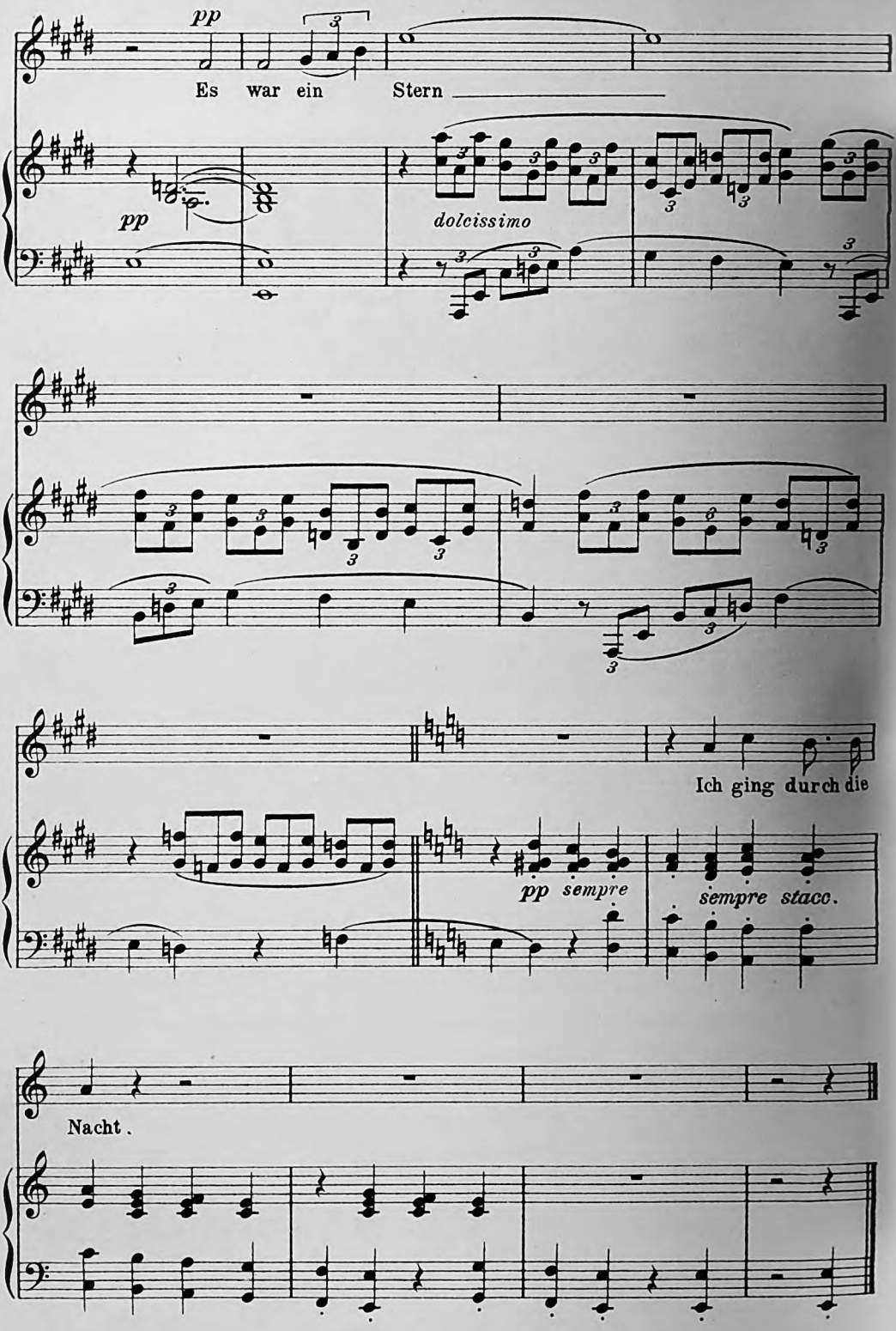
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Scharf, Krefeld.

Digitized by Google

Aus: Ernst Juhl, „Camera-Kunst“ (Berlin, Gustav Schmidt, 1903).

Digitized by Google

Digitized by Google

Thomas Gainsborough, pinx.

MISS HAVERFIELD

Digitized by Google

Heft 11.

[illegible]

[illegible] Verbindung [illegible] Kampf
[illegible] tag für einen [illegible] Führer,
[illegible] ist der Schar[illegible] Aufgaben
[illegible] Dichter und [illegible] Schaffen
[illegible] tätigt. Erschein[illegible] Wesen
[illegible] rium, eine N[illegible] Leben
[illegible] erstaunen kön[illegible] Wort
[illegible] und Schlechtes, [illegible] Ziel
[illegible] seine guten Eig[illegible] Kräfte
[illegible] schaftliche [illegible] Ziel
[illegible] leichtem [illegible] Ziel

Digitized by Google

Digitized by Google

VI. Jahrg. August 1904. Heft 11.

Der Emanzipationskampf des deutschen Schauspielers.

Von

Heinr. Lindner.

Die Verbindung der Begriffe Schauspieler und Emanzipationskampf mag für einen Teil des Publikums wie eine Ungeheuerlichkeit klingen. Für ihn ist der Schauspieler ein Kuriosum, die geheimnisvolle Mittelsperson zwischen Dichter und Publikum, die allabendlich unterhält, erhebt, begeistert und belustigt. Erscheint er in Gesellschaft, im Salon, so ist er wiederum ein Kuriosum, eine Rarität, die man endlich einmal in ersehnter menschlicher Nähe anstaunen kann. Über seinen alltäglichen Lebensgang munkelt man Gutes und Schlechtes; alles aber umgibt man mit romantischem Schleier, verklärt seine guten Eigenschaften und Taten und verzeiht willig die weniger guten. Wirtschaftliche Sorgen traut man ihm nicht zu. Die schüttelt er vermeintlich mit leichtem Künstlerblut von sich. Man wähnt ihn in guten Einkommensverhältnissen, läßt ihn sorglos in dulci jubilo leben und über seine Schulden, die er zweifellos so viel wie Heu haben muß, sich keine grauen Haare wachsen.

Digitized by Google

Das mag landläufig das allgemeine Bild sein, das man sich vom Schauspieler und seinem Leben malt. Das Motiv und die Farben dazu entlehnt man einer vergangenen Zeit der Romantik, aus der noch alte Märchen von wandernden Künstlern und Virtuosen und ihren wunderbaren Abenteuern an unser Ohr herüberklingen. Damals mochte der wandernde Schauspieler, wie meist in seinem Äußern, so auch in seiner Lebensführung eine Sonderstellung einnehmen und in Wahrheit ein gesellschaftliches und wirtschaftliches Kuriosum bilden.

Heute ist er das nicht mehr und will er das nicht mehr. Der Wanderstab des alten künstlerischen Ahasverus lehnt unbenutzt in einer vergessenen Ecke. Der Schauspieler ist seßhaft geworden und sehnt sich bald nach einer Lebensstellung. Er verachtet es, als gesellschaftliches Kuriosum zu gelten und eine soziale Sonderstellung zu behaupten. Sein Streben geht vielmehr auf Achtung und Ebenbürtigkeit in der Gesellschaft, in die er nach Beruf, Bildung und Takt Aufnahme beanspruchen darf. Ebenso auf wirtschaftlichem Gebiete. Er ist weit entfernt, sich mit dem Nimbus genialer Verschwendungssucht zu umhängen, sich als einen immer sorglosen romantischen Habenichts bestaunen und belächeln zu lassen, dem man kleine und große Extravaganzen gern nachsieht und verzeiht. Nein, er strebt auch hier nach fester, wirtschaftlicher Grundlage.

Auf gesellschaftlichem und wirtschaftlichem Boden also ringt der deutsche Schauspieler nach Hebung und Befreiung seines Standes, nach Erlangung menschenwürdiger Zustände, und wir taten recht, dieses Ringen als einen Emanzipationskampf zu bezeichnen.

Weit mehr, als man es gemeinhin ahnt und zugibt, war und ist noch der Schauspieler das Werkzeug, ja, das Ausbeutungsobjekt in den Händen seines Arbeitgebers, des Theaterunternehmers. Dürfte man sagen „Er war es", dann wäre der Kampf ausgekämpft, die ersehnte Höhe erklommen und von dieser der wohltuende Rückblick erlaubt auf das, was war und glücklich überwunden ist. Noch aber darf man das nicht sagen. Wohl ist schon vieles erreicht und vieles zur Tatsache geworden, das vor Jahrzehnten noch als fernes Ideal erschien. Vieles aber ist noch zu erreichen, der Arm zu weiteren Kämpfen zu stählen und mit heißer Stirn dem Licht entgegenzuringen, das von hohem Bergesrücken verheißend leuchtet. —

Als im April 1871 Ludwig Barnay in der „Leipziger Theater-Chronik" seinen berühmten Aufruf erließ, war es ihm zunächst darum zu tun, bei der von den Theaterleitern beabsichtigten Beratung eines Theatergesetzes die Mitarbeit von Schauspielern als Fachleuten durchzusetzen. Die reiche Frucht aber, die diesem Aufrufe und seinem besonderen Anlasse entsprang, war die Gründung der „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger". In ihr sollte der deutsche Schauspielerstand das finden, was ihm fehlte und not tat: Vertretung seiner materiellen und künstlerischen Interessen, Stützung seines Standesbewußtseins, rechtlichen Beistand und Versorgung für das Alter, Hilfe in Krankheiten und Schutz seiner Witwen und Waisen.

Digitized by Google

Ehe die Genossenschaft mit ihren Hilfsanstalten ins Leben gerufen wurde, war der deutsche Schauspieler, der nur allzuoft ein unpraktischer Ökonom und Hausvater ist, schutzlos bei Unvermögen, Krankheit, Siechtum und Alter. Mit Unterstützungs- und Pensionsanstalten waren nur Hoftheater und einzelne bevorzugte Stadttheater ausgerüstet, und so mußte es notwendig kommen, daß er, der wirtschaftlich Schwache und Aussichtslose, unbedingt in die Hand der Unternehmer gegeben war und Gefahr lief, wie äußerlich, so auch innerlich, an Charakter und Gesinnung, leicht deren Sklave zu werden. Diesen Zustand fürchtete Barnay, als er den Ruf zum Zusammenschlusse seiner Berufsgenossen erhob. Denn er kannte die Zerfahrenheit, Uneinigkeit und Selbstsüchtelei unter den deutschen Schauspielern und gibt seiner Klage darüber in seinen „Erinnerungen" berechtigten Ausdruck. Diese drei Eigenschaften sind auch heute noch ein ständiges Zubehör unserer Schauspieler. Denn ohne sie würde die Genossenschaft nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden zählen. Und nochmals wird es mindestens dreier Jahrzehnte bedürfen, bis solchen inneren Feinden der Fuß auf den trotzigen Nacken gesetzt werden kann.

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man den damaligen Schauspieler das Ausbeutungsobjekt, ja, den Sklaven seines Arbeitgebers nennt. Das kommt am deutlichsten zum Ausdruck, wenn man den Standpunkt untersucht, den der Unternehmer zu seinem Schauspieler einnimmt. Für diese Untersuchung aber haben wir drei wichtige Handhaben: den Kontrakt, das Theaterhausgesetz des Deutschen Bühnenvereins und die Praxis.

Als Gegengewicht gegen die Genossenschaft gründeten die Theaterleiter den „Deutschen Bühnenverein". In ihm konzentrierte sich und kam zu beißendem Ausdruck die Überlegenheit des Stärkeren über den Schwächeren. Und in dem genannten Kontraktsformular und dem Theaterhausgesetz fand die Macht und die Sucht, sie zu gebrauchen, erschreckenden Niederschlag. Liest man das Theaterhausgesetz mit seinem stümperhaften Deutsch durch, dann denkt man unabweislich an Drakons Gesetze, die mit Blut geschrieben waren. Der Bühnenleiter erscheint als Unteroffizier, sein Personal als eine Schar eingeschüchterter Rekruten. Ein wahrer Stachelzaun von Strafbestimmungen zieht sich durch diese 169 Paragraphen, und man atmet die boshafte Lust, die einst einer solchen gesetzgebenden Körperschaft bei der Beratung dieser humanen Bestimmungen innegewohnt haben mag. Das ist nicht die Präzisierung der Stellung eines Künstlers zu Künstlern, eines primus inter pares (Ersten unter Gleichen), wie einst Bronsart von Schellendorf seinen Intendantenposten aufgefaßt wissen wollte, sondern eines Despoten zu seinen Knechten, eines Handwerkers zu seinem Handwerkszeug.

Ähnlich die vom Bühnenverein ausgearbeiteten Kontrakte, die die Engagementsbedingungen des Schauspielers mit seinem Intendanten oder Direktor aufzählen. Nirgends ein Recht, überall nur Pflichten des Schauspielers; geringe Pflichten, aber unumschränkte Rechte des Leiters! Dem Laien mag es unbegreiflich erscheinen, wie jemand, als Arbeitnehmer, einen

Digitized by Google

solchen Kontrakt unterschreiben kann. Unterschreibt er ihn nicht, so ist es ihm schlechterdings unmöglich, ein Engagement an einer deutschen Bühne zu bekommen. Wer also in heller Kunstbegeisterung als junger Anfänger sich die Zugehörigkeit zu einem Bühnenverbande erobern will, muß wohl oder übel seinen Namen unter den Vertrag setzen. Und wer von einem minderen zu einem besseren Engagement aufsteigen will, muß das Gleiche tun. Ausnahmen gibt es nur für Koryphäen, die kraft ihres Ansehens selbst Bedingungen diktieren können. — Zum Beweise unserer Klagen heben wir aus dem Inhalte des ominösen Kontraktformulars nur zwei ungeheuerliche Bestimmungen heraus, an deren Beseitigung oder Milderung man gerade jetzt in gemeinschaftlicher Arbeit des Bühnenvereins und der Genossenschaft herangetreten ist. Es sind die Bestimmungen der Kündigung und der Konventionalstrafe.

Nach den Kontrakten des Bühnenvereins gelten die ersten drei Wochen des Engagements als Probezeit. Innerhalb dieser Zeit kann das neuengagierte Mitglied mit vierzehntägiger Kündigung nach dem Belieben der Theaterleitung entlassen werden. Diese Bestimmung wird nur gestrichen, wenn das Mitglied vorher auf Engagement gastiert oder der Direktor auf andere Weise Gelegenheit gefunden hat, seine Fertigkeiten zu beurteilen. Da sich gemeinhin kleinere und mittlere Bühnen den Luxus des Probegastspiels nicht leisten und die Direktoren die Kosten zur Reise scheuen, sich ein vom Agenten angebotenes Mitglied innerhalb seines gegenwärtigen Ensembles anzusehen, so werden die neuen Kräfte unbesehen engagiert und bei Nichtgefallen auf Grund jener Kündigungsklausel hinausgeworfen. Wie häufig und skrupellos von ihr Gebrauch gemacht wird, erweist die vom Organ der „Deutschen Bühnengenossenschaft" veröffentlichte Kündigungsstatistik, die ihrerseits in der kurzen Zeit ihrer Übung schon eine Verringerung der Zahl der Kündigungen nach sich gezogen haben soll. Ein jedenfalls unverdächtiger Zeuge, der ehemalige Direktor des Wiener Hofburgtheaters, Dr. Max Burckhard, bezeichnet die Klausel als eine Ungeheuerlichkeit, die es in keinem anderen Berufe auf der ganzen Welt, sondern nur beim Theater gebe, und knüpft daran die Befürchtung von Mißbräuchen, die in der Praxis denn auch reichlich genug getrieben worden sind. Er verweist nämlich auf die dem Unternehmer gegebene Möglichkeit, gleich von vornherein mehr Mitglieder für ein Fach zu engagieren, als er braucht, mit dem stillschweigenden Vorbehalt, die Überzähligen einfach auf die Straße zu setzen und nur die Besten zu behalten — oder auch vielleicht die Billigsten; oder aber das Kündigungsrecht als Pressionsmittel zur Herabdrückung der Gagen zu benützen.

Ferner droht der Kontrakt dem Bühnenmitgliede eine, gewöhnlich nach der Höhe der Jahresgage bemessene Konventionalstrafe für gewisse Kontraventionsfälle, insonderheit für den sogenannten Kontraktbruch an. Vergebens aber wird der aufmerksame Leser des Kontraktformulars nach Bestimmungen suchen, die dem Bühnenleiter das Verfallen in eine Kon-

Digitized by Google

ventionalstrafe in Aussicht stellen. Die Androhung der Konventionalstrafe hat nun ebenfalls zu mißbräuchlicher Anwendung geführt, so um einträgliche Geschäfte zu machen. Denn als ein solches wird man es beispielsweise ansehen, wenn ein Direktor, der von einem Mitgliede um gütliche Vertragslösung angegangen wird, weil sich diesem und seinem Talent Aussichten zu schnellerem Übergang auf eine größere Bühne eröffnen, nur gegen Zahlung der Konventionalstrafe oder doch eines erheblichen Teiles in die Entlassung willigt, obgleich ihm durch diese kein Pfennig Schaden, ja, sogar die Möglichkeit erwächst, einen billigeren Nachfolger zu engagieren.

Der Hinweis auf die Bestimmungen der Kündigung und der Konventionalstrafe illustriert zur Genüge den Geist, den der Kontrakt im allgemeinen atmet. Die Handhabung dieses Kontraktes war und ist denn auch ein schweres Joch, unter das der deutsche Schauspieler gebeugt ist, und die Direktoren sind zäh und geben von seinen Paragraphen diesen oder jenen nur notgedrungen auf. Soll doch sogar ein eifriger und verdienter Genossenschafter, der jahrelang Bühnenleiter gewesen ist, nachträglich zugestanden haben, daß ihm in jener Zeit „diese Korsarenbriefe" sehr willkommen gewesen seien. So übermannt Herrsch- und Ausbeutungssucht selbst Leute, denen man sonst gern als Menschen und Genossen freundschaftlich die Hand schüttelt.

Noch sind die „Korsarenbriefe" und die über ihre Bestimmungen hinausreichenden Übergriffe vieler Direktoren nicht aus der Welt geschafft. Den schlimmsten Härten ist jedoch die Axt an die Wurzel gelegt. Das ist allein zu verdanken dem Wirken und Ansehen der „Deutschen Bühnengenossenschaft". Ihren Einfluß und ihre Bedeutung erkennen die Mitglieder des „Deutschen Bühnenvereins", teils willig, teils unwillig, an, und so ist es gekommen, daß man seit Jahr und Tag gemischte Kommissionen eingesetzt hat, die, von beiden Körperschaften gleichmäßig beschickt, wesentliche Fragen gemeinsamer ernster Beratung unterziehen, wie da sind Konzessionserteilung, Zensur, Kündigung, Gewährung der Kostüme an die weiblichen Mitglieder, Konventionalstrafe und Agenturfrage. Daß die „Deutsche Bühnengenossenschaft" einen so erheblichen Einfluß erlangen konnte, beruht in ihrem Wachstum an Mitgliedern, in ihrer Leitung, in der Hebung des schauspielerischen Standesgefühls und in der materiellen Grundlage, auf der der ideale Bau der Genossenschaft ruht.

Die „Deutsche Bühnengenossenschaft", die im Juli 1871 in Weimar gegründet wurde, hat es in den mehr als 30 Jahren zu einer stattlichen Mitgliederzahl und einem ansehnlichen Vermögensstande gebracht. Von etwa 5700 aktiven Mitgliedern, die ihr zur Zeit angehören, sind etwa 3700 der Pensionsanstalt beigetreten, der wichtigsten und größten Unterstützungsanstalt der Genossenschaft, die der Versorgung des Alters und der Invalidität ihrer Mitglieder dient. Sie verfügt über ein Reinvermögen von mehr als 6 Millionen Mark, zu denen noch Hilfsfonds und Stiftungen in Höhe von 283000 Mark treten, und gewährt augenblicklich an 1064 Mitglieder die statutenmäßigen Pensionen. Seit dem Beginn der ersten Pensions-

Digitized by Google

zahlungen hat die Anstalt bereits rund 4 Millionen Mark an Renten und Invalidenpensionen ausgezahlt, im Geschäftsjahre 1902/03 allein gegen 300000 Mark. Von der Genossenschaft ressortieren ferner eine Sterbekasse, eine Witwen- und Waisenkasse und der Genossenschaftshilfsfonds, sämtlich kapitalkräftig fundiert. In ihrer Zeitung, „Deutsche Bühnen-Genossenschaft", endlich ist ein Organ zur öffentlichen Vertretung der schauspielerischen Interessen geschaffen worden, das im vergangenen Geschäftsjahr einen Reinertrag von 6000 Mark an die Pensionsanstalt abliefern konnte.

So besitzt die deutsche Schauspielerwelt in der Bühnengenossenschaft eine korporative Vertretung, die, unter sachkundiger, energischer und hingebender Leitung stehend, den Schauspielerstand achtunggebietend nach außen repräsentiert und seine Interessen mit Umsicht und Schneidigkeit, insbesondere dem Deutschen Bühnen-Verein gegenüber wahrnimmt. Ihre Gründung war ein Akt der Selbsthilfe, zu der der deutsche Schauspieler greifen mußte, als er die Waffe zu seiner Emanzipation in die Hand nahm. Damit folgte er nicht nur einem Zuge der Zeit, sondern tat auch den Schritt, der bei einigem Erfolg und bei mutiger Ausdauer die glücklichste Aussicht auf endlichen Sieg eröffnete. Mit ihm allein ist jedoch nicht alles getan, was den Stand des Schauspielers und damit das gesamte deutsche Theater auf die ihm gebührende Höhe führen kann. Dazu müssen andere Faktoren mitwirken, die teils ein ideales, teils aber ein hervorragend praktisches Interesse an der Erreichung dieses Zieles haben.

Mehr als je ist das deutsche Theater heute für seine Unternehmer und Leiter nichts als eine Quelle reichen Erwerbs, nichts als ein Geschäft. Hinter dieser Tendenz ist die ideale, ethische Bedeutung erheblich zurückgetreten. Mögen einzelne Hoftheater, die mit nennenswerten Zuschüssen aus der landesherrlichen Schatulle arbeiten können, rühmliche Ausnahmen bilden; auf die städtischen und Privattheater trifft die obige Behauptung durchweg zu. Dabei darf man es den Leitern solcher Bühnen, die meist von ihnen auf Zeit in Pacht genommen worden sind, nicht verargen, wenn sie alles tun, um während der Pachtzeit den größtmöglichen Gewinn für sich herauszuschlagen. Steht doch hinter ihnen niemand, der ihnen das verwehrt. Diejenigen aber, die das verwehren sollten, von denen man ein stärkeres Gefühl für ihre idealen Pflichten erwarten sollte, sind die Stadtverwaltungen, die an Privatdirektoren die den Städten gehörigen Theater verpachten. Von ihnen durfte in der letzten Delegiertenversammlung der Genossenschaft ein erfahrener Vertreter mit vollem Recht sagen: „Leider zeigen viele Kommunen bisher ganz überlebte Grundsätze den Bühnen gegenüber. Wenn jetzt ein Bühnenleiter gute Geschäfte macht, so denken sie nicht daran, ihm Vorschriften zu machen nach der Richtung, daß er das künstlerische Niveau seines Theaters erhöhen möge; sie denken auch nicht daran, ihm Vorschriften zu machen, daß er durch billigere Eintrittspreise an gewissen Tagen ein größeres Publikum zum Theaterbesuch erziehe, — nein, sie gebrauchen dann eben dasselbe Mittel, das der Besitzer einer

Digitized by Google

Mietskaserne gebraucht; das heißt: Gesteigert wird er! Das tun zahlreiche Kommunen bisher." Der Redner wies darauf hin, daß jene Kommunen über die ethische Bedeutung des Theaters aufgeklärt werden müßten.

Diese Aufklärung und ihr Erfolg ist allerdings eines der wichtigsten Momente, den Schauspielerstand und mit ihm natürlich auch das deutsche Theater überhaupt zu heben. Fiele sie auf fruchtbaren Boden, dann würden sich gewiß viele, vielleicht die meisten städtischen Verwaltungen zu dem Schritte entschließen, der ihren Bühnen und ihnen selbst, ihrem materiellen und ideellen Interesse von größtem Nutzen, von größter Ehre sein würde: ihre städtischen Theater in eigene Regie zu übernehmen, anstatt sie privater Ausbeutung zu überlassen. Zwar bestehen schon vereinzelte Fälle solcher eigenen Regie; ihre praktische Ausführung läßt aber nicht erkennen, daß sich die betreffende Stadtbehörde dabei auf der Höhe der ethischen Auffassung des Theaters befunden hat. Denn bietet auch scheinbar die Unterschrift des Bürgermeisters unter den Engagementsverträgen eine bessere Gewähr als die des Direktors, so steht die Unterschrift doch leider unter jenem ominösen Bühnenvereinskontrakt. Und wie der Bürgermeister das mit seinem amtlichen Gewissen vereinbaren konnte, bleibt schwer zu enträtseln. Denn keinem einzigen seiner städtischen Beamten, vom untersten Diätar bis zum ersten Stadtrate, würde er bei seiner Anstellung einen Vertrag zumuten, der so fragwürdige, zum Teil mit den guten Sitten nicht verträgliche Bestimmungen enthielte, wie der Bühnenvereinskontrakt.

Sind die städtischen Verwaltungen erst zur vollen Erkenntnis der ethischen Wichtigkeit des Theaters als einer der vornehmsten Volksbildungsstätten und damit auch zur Einsicht in die ihrer wartende Aufgabe als Hüter dieser Kulturtempel gelangt, dann werden sie von selbst den Weg beschreiten, auf dem die ihrer Verwaltung unterstehenden Bühnen edelster Blüte entgegengehen können. Als einen der ersten dieser Wege aber erachten wir eben die Übernahme des Theaters in eigene städtische Regie, die Anstellung gewissenhafter geschäftlicher Hilfskräfte und die Heranziehung eines künstlerischen Leiters, der neben fester Besoldung, wenn es nötig wäre, durch entsprechende Gewinnbeteiligung enger an das Institut zu fesseln und stärker dafür zu interessieren wäre. Schon heute begeben sich verschiedene Stadtverwaltungen des direkten Gewinnes aus ihrem Theatergebäude, indem sie den pachtenden Direktor nicht nur ohne Pachtzins, sondern sogar mit Zuschüssen einsetzen und in seine Taschen den reichen Gewinn fließen lassen, den die meisten städtischen Bühnen fraglos abwerfen. Dieser Direktor aber sucht doch natürlich die größtmögliche Rente aus dem ihm anvertrauten Unternehmen herauszuschlagen, setzt den Gagenetat so niedrig wie möglich an, macht allerorten große und kleine Ersparnisse und zieht nach einer Reihe von Jahren als begüterter Mann aus. Der Behörde und dem Publikum suggeriert er geschickt den Glauben, daß er mit seiner Truppe das der Stadt angepaßte Menschenmögliche an dramatischer Kunst leiste.

Digitized by Google

Daß dieser Glaube irrig ist, wird die Stadtverwaltung sofort erkennen, wenn sie, bei gleicher Uneigennützigkeit gegen ihren Säckel, das Institut selbst verwaltet, menschenwürdige Gagen zahlt, dadurch bessere Kräfte heranzieht und deren Arbeitsvermögen nicht über Gebühr anspannt. Schließlich wird sie doch, neben dem ideellen Gewinn, auch materielle Vorteile einheimsen und den Ruhm davontragen, wie zur Hebung des Schauspielerstandes, so zur Förderung des deutschen Theaters überhaupt mitgewirkt zu haben.

Wie heutzutage von den städtischen Behörden bei der Auswahl eines neuen Theaterdirektors verfahren wird, darüber muß mancher Kundige die Achsel zucken. Vermag der Bewerber die verlangte Kautionssumme zu hinterlegen und den Nachweis des erforderlichen Betriebskapitals zu führen, dann helfen ihm günstige Empfehlungen wohlmeinender angesehener Kollegen leicht durch die Wahl. Die künstlerische Qualifikation wird nur oberflächlich geprüft. Ihres Beweises bedarf es gar nicht einmal. Denn noch heute gilt jeder Deutsche, wie ein angesehener Intendant jüngst sarkastisch bemerkte, nach dem Prinzip der Gewerbefreiheit insolange für einen geborenen Schuster oder Schneider und auch befähigt zur Leitung eines Theaters, als er nicht bewiesen hat, daß er hierzu nicht taugt, d. h. solange nicht der Beweis seiner Unfähigkeit erbracht ist. In unzähligen Fällen wird man es erleben, daß Schauspieler, denen die mimische Kunst keine Lorbeeren gebracht hat, als letzten Notbehelf an die Übernahme einer Direktion denken, so und so oft mit ihren Bewerbungen Glück haben und nach Jahren mit gefüllten Taschen in den wohlverdienten Ruhestand treten. Unterscheidet doch auch ein Mann wie Ludwig Barnay in seinen „Erinnerungen" die Bühnenvorstände, die dem Bühnenverein angehören, in adelige Dilettanten, die als Intendanten die Hofbühnen leiten, und in Geschäftsleute, die den Privatbühnen vorstehen. Die eigentlichen Fachleute aber — fährt er fort —, Männer, die gleich den Prinzipalen des vorletzten Jahrhunderts beim Theater von der Pike auf gedient, praktische Erfahrungen gesammelt haben und das Theater von Grund aus kennen, sind nur zu einem verschwindenden Prozentsatze im Bühnenverein vertreten.

Die rein geschäftsmäßige Behandlung der Bühnenleitung wird den Direktoren durch einen wesentlichen Umstand leicht und bequem gemacht. Das ist die Abhängigkeit der sog. Provinz von Berlin; Provinz aber ist eben alles, was nicht Berlin ist. Berlin ist in theatralischen Dingen der tonangebende Vorort in Deutschland. Die Provinz übernimmt ohne Besinnen das, was in Berlin die Feuerprobe bestanden hat. Ob das, was in Berlin möglich ist, wo es für alles ein Publikum oder ein Clique gibt, auch für die Provinz möglich ist, spielt keine Rolle. Der Herkunftsstempel Berlin öffnet ihm die Provinzialbühnen. Die Agentur versendet das Stück, und der Provinzialdirektor setzt es seinem Publikum vor. Daß dabei, bis auf verschwindende rühmliche Ausnahmen, von einer eigenen dramaturgischen Arbeit in der Provinz keine Rede ist, bedarf keines Nachweises.

Digitized by Google

Und daß z. B. augenblicklich die fragwürdigsten dramatischen Produkte, die von einer unmaßgeblichen Clique als Blüten dramatischer Dichtung gefeiert werden, ihren Weg von Berlin in die Provinz finden, und daß dies Gebaren zum Schaden der ehrlichen Versuche, echte deutsche Kunst an die Oberfläche zu bringen, gedeiht, sind bedenkliche Folgen geschäftlicher Maximen, die sich in der Theaterpraxis breit gemacht haben. —

Wie gering einzelne Stadtverwaltungen den ethischen Charakter des Theaters noch einschätzen, bewiesen in den letzten Jahren zwei Ereignisse, die viel Kopfschütteln erregt haben. In Köln und Posen wechselten aus besonderen Anlässen die Theaterdirektorien plötzlich vor Ablauf ihrer Pachtzeit. In beiden Fällen aber haben die städtischen Ausschüsse den neuen Direktoren die Übernahme der vorhandenen Mitglieder nicht zur selbstverständlichen Pflicht gemacht, sondern es ruhig geschehen lassen, daß die neuen Leiter sich kurzerhand der ihnen nicht zusagenden Mitglieder entledigten, und diese damit erwerbslos auf dem Pflaster lagen.

Diese Fälle illustrieren aufs deutlichste die Notwendigkeit, die Öffentlichkeit im allgemeinen und die städtischen Behörden im besonderen über ihre Pflichten gegenüber dem Theater zu belehren. Sind die Stadtverwaltungen erst so weit gelangt, ihre Bühnen in eigene Regie zu nehmen, dann werden sie sich nicht mehr nachsagen zu lassen brauchen, daß an ihren Instituten und unter ihren Augen von ihren Theaterdirektoren Mißbräuche getrieben werden, wie sie oben bei der Schilderung der Kündigungsklausel und der Konventionalstrafe erwähnt worden sind, ja, daß die glaubwürdige Fama recht habe, nach deren Angaben bei dem oder jenem Direktor für junge weibliche Mitglieder der Weg zu guter Beschäftigung durch sein Schlafzimmer gehe. Dann werden die zweifelhaften Elemente, denen ein unbegreifliches Fatum das Direktionsscepter in die unwürdige Hand gedrückt hat, nach und nach von der Bildfläche verschwinden, und die vornehmen Mitglieder des Bühnenvereins werden bei ihren Generalversammlungen mehr und mehr mit gleichwertigen, gleichzuachtenden Kollegen zusammen tagen.

Wie leicht und ungefährlich für die städtischen Verwaltungen sich die Umwandlung der Theaterverpachtung in eine eigene Theaterleitung vollziehen läßt, das gegenüber den etwa bestehenden Bedenken nachzuweisen, ist hier nicht der Platz, wohl aber für Sachkundige der Gegenstand geringfügiger Arbeit und Berechnung. Übrigens ist das nur einer der Wege, aber ein sehr wesentlicher, auf denen zur weiteren Hebung des Schauspielerstandes und zur Reform des deutschen Theaters vorgegangen werden müßte. Bis er allgemein beschritten wird, muß die Genossenschaft, wie bisher, das Ihrige tun, an der Fortentwicklung der deutschen Theaterverhältnisse zu arbeiten. Schon hat sie das respektable Resultat erreicht, daß der Bühnenverein ihre zu gemeinsamer Tätigkeit hingestreckte Hand ergriffen hat und beide sich zu gemeinschaftlicher Reformarbeit vereinigt haben. Von ihrer energischen Leitung ist auch für die Zukunft das zielbewußte Fortschreiten auf dem siegreich betretenen Wege zuversichtlich zu erwarten. Schlägt dann

Digitized by Google

das ihr zur Seite stehende amtliche Organ den gleichen selbstbewußten, von aller Devotion freien Ton an, dann weichen vor solchen Streitern die Hindernisse mehr und mehr zurück, und die Bahn wird frei, auf der der deutsche Schauspieler in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Freiheit einhergehen kann.

Bevor das möglich ist, muß er selbst das Seinige dazu tun. Noch hat er in seiner Gesamtheit bei weitem nicht seine Pflicht erfüllt. Noch hängen ihm die alten Schlacken der Zerfahrenheit, Uneinigkeit und Selbstsüchtelei allenthalben an, über die sich Ludwig Barnay vor 33 Jahren beklagen mußte. Sie haben es verhindert, daß das Standesbewußtsein, das die erste Voraussetzung zur Standeshebung bilden muß, bei weitem nicht genügend entwickelt ist. Sonst müßte die Mitgliederzahl der Genossenschaft schon heute verdoppelt oder verdreifacht sein. Aus diesem Mangel an Standesbewußtsein spricht eine bedauerliche Unreife der Auffassung von der sozialen und moralischen Beurteilung seiner Stellung. Das haben zur Genüge bewiesen die kürzlichen Verhandlungen über die Beschaffung der Kostüme für die weiblichen Bühnenmitglieder durch die Theaterleiter.

Bis auf die Hofbühnen und einige bedeutende Privattheater fiel es bisher nämlich keinem Direktor ein, seinen Damen die nötigen historischen Kostüme zu liefern, während das für die Herren von jeher kontraktlich ausbedungen war. Die Damen waren vielmehr gehalten, sich mit dem erforderlichen Fundus an Kostümen selbst zu versehen. Was für ein Anlagekapital das verlangte, welche Unkosten an Zeit, Geld und Mühe die Instandhaltung und Erneuerung der Kostüme mit sich brachte, kann sich jeder Einsichtige vorstellen; desgleichen, daß in dieser Frage die erste Gefahr des Abweichens vom soliden und sittlichen Wege für die unbegüterten und überdies miserabel bezahlten jugendlichen Schauspielerinnen lag, und daß endlich infolge der privaten Beschaffung der historischen Kostüme eine bunte Stillosigkeit in den Aufführungen der Provinzialtheater eingerissen war.

Ebenso selbstverständlich nun, wie die Lieferung der historischen Kleidung durch die Leitung ist, ebenso selbstverständlich hätte es erscheinen sollen, daß die Schauspielerinnen sie nunmehr einmütig forderten, als die Agitation dafür einmal in Fluß geraten war. Statt dessen lehnte eine große Anzahl Damen die Stellung dieser Forderung aus den kleinlichsten, unbegreiflichsten Gründen ab und bewies dadurch aufs deutlichste ihre Unreife oder, wie es der Präsident der Genossenschaft treffend bezeichnete, ihre Genossenschaftsunmündigkeit. Da war es die treffliche Leitung der Genossenschaft, deren Mitglieder in den gemischten Kommissionen die Verpflichtung der Direktionen zur allgemeinen Kostümlieferung durchsetzen und vor allem den Grundsatz statuieren ließen: „Die Bühnenvorstände erkennen an, daß die Forderung, den weiblichen Mitgliedern die historischen Kostüme zu stellen, eine gerechte und logische ist, nachdem die männlichen Bühnenmitglieder seit vielen Jahrzehnten sich im Genusse der gleichen Berechtigung befinden." Der Statuierung dieses Grundsatzes dürfen sich zwei weitere an die Seite

Digitized by Google

stellen, die gleichfalls in den gemischten Kommissionen ihre Festlegung fanden. Sie lauten: „Eine Kündigung im ersten Vertragsmonat ist unzulässig", und „die Festsetzung der Konventionalstrafe muß eine gegenseitige sein". Finden diese Grundsätze, die allerdings in ihren Anschlußbestimmungen modifiziert werden, die Anerkennung im Plenum des Bühnenvereins, dann sind Schranken durchbrochen, gegen deren unbegreifliche Fortexistenz oft genug, nur vergeblich Sturm gelaufen war. —

Es ist wohl selbstverständlich, daß unter den Faktoren, auf deren Hilfe der Schauspieler beim Ringen um seine Emanzipation zählt, der Staat nicht fehlen darf. An ihm wird es liegen, in einem Theatergesetze die Grundsätze niederzulegen, nach denen die Streitfragen des Theaterverkehrs ihre rechtliche Beurteilung finden. Im Augenblick jedoch, so bald nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs, ist schwerlich auf solche gesetzgeberischen Spezialitäten zu zählen, und zwar mit Recht. Denn jetzt gilt es zunächst, die Geltung und Wirkung der Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf die Einzelverhältnisse des öffentlichen Lebens abzuwarten und darnach an die legislatorische Regelung besonderer Gebiete heranzutreten. Bis das geschehen kann, sollen die Gerichte in Ausschüssen der Genossenschaft und des Bühnenvereins Sachverständigenkommissionen finden, die über Fragen des im Theaterleben herrschenden Gewohnheitsrechts und Brauchs Auskunft erteilen.

Die Teilnahme der Regierungskreise an den Bestrebungen der Genossenschaft ist schon wiederholt zum Ausdruck gelangt. Als kürzlich beide Körperschaften sich zu gemeinsamer Beratung und Arbeit die Hand reichten, sprach auch der Kaiser über diese versöhnliche Annäherung seine Freude aus in einem Erlaß an seinen Generalintendanten, Exz. v. Hülsen, in dem die Genossenschaft einen aufrichtigen Freund gewonnen hat. —

Wenn wir aber gerügt haben, daß die deutschen Schauspieler in ihrer Gesamtheit bei weitem nicht die auf der Höhe stehende Reife der Auffassung ihres Standes dargetan haben, so mögen sie darin einen Appell an ihr Solidaritäts- und Standesgefühl erblicken und sich aufraffen zur Nacheiferung der Männer, die an der Spitze der deutschen Bühnengenossenschaft stehen und für deren Ziele, als für eine Herzenssache, in selbstloser Hingabe kämpfen. Die Öffentlichkeit aber mag aus diesen Zeilen manches erfahren, das ihr bisher unbekannt und fremd war, und sich die Augen öffnen lassen über Zustände, die ihr entweder golden zu sein schienen, oder an denen sie, trotz allseitigen Interesses für das Theater, achtlos vorübergegangen ist. Ihr mag zum Schlusse die betrübende Bemerkung eines erfahrenen Bühnenpraktikers zu Gemüte geführt werden, der, unter Hinweis auf statistische Erhebungen, die für den Laien erstaunliche, aber nur allzu wahre Tatsache konstatierte, daß der Stand des Schauspielers in seinem durchschnittlichen Einkommen tatsächlich erheblich weit hinter dem des Industriearbeiters zurücksteht. Denn ein Einkommen von 5 Mark täglich ist für den größten Teil

Digitized by Google

seines Standes etwas Unerreichbares; der größte Teil der Bühnenmitglieder hat ein geringeres Einkommen als 150 Mark monatlich.

Diese traurige Wahrheit allein würde genügen, den Kampf des deutschen Schauspielers um seine wirtschaftliche Befreiung und um seine soziale Hebung zu rechtfertigen. Wieviel mehr die Summe der Gründe, die ihn auf den Kampfplatz hinausgetrieben hat!

Das aber mag die Öffentlichkeit nicht vergessen, daß mit der Hebung des Standes der Künstler naturnotwendig eine Hebung der Kunst, die sie üben, verbunden sein muß. Mit der Verwirklichung beider Forderungen ist also beiden, dem Schauspieler wie der Öffentlichkeit, eine Wohltat und ein Segen erwiesen. Von einer Blüte des deutschen Theaters darf aber heute noch im entferntesten nicht gesprochen werden.

Reifen.

Von

Johanna M. Lankau.

Verblüht die sommerliche Linde,
Und matter klingt der Amsel Sang!
Goldgelbe Ähren im Gefilde,
Klei und Klee am Wiesenhang.

Die ersten Rosen sind zerronnen
Wie einer jungen Liebe Traum,
Der Wildwein hat den Zaun umsponnen,
Ein fahles Blatt am Birkenbaum.

Der Garten träumt in Glast und Gluten,
Die Kresse flammt auf buntem Beet,
In blauer Luft und Sonnenfluten
Der früchteschwere Pfirsich steht.

Es reift und reift in stiller Runde!
Und auch mein Herz wird segensschwer:
Bald schlägt der Saat die letzte Stunde,
Die Sense singt: „Komm her, komm her!"

Digitized by Google

Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

In diesem frohgemuten Stilleben sind der Tage zwei vergangen, da spricht Jesus zu den Jüngern: „Die Rast ist vorüber, wir gehen hinauf nach Jerusalem.“

Das Fest soll in der Königsstadt begangen werden, und Jakobus hat schon einen Saal bestellt, in dem der Meister mit seinen zwölf Getreuen feierlich Ostern halten will. So beginnen die Jünger sich wieder um ihn zu versammeln. Aber sie kommen mit besorgten Mienen. Auf ihren Gängen durch die Stadt haben sie unerfreuliche Erfahrungen gemacht. Die Volksstimmung hat völlig umgeschlagen, man redet weniger mehr vom Messias als vom Aufwiegler und Volksverführer, genau nach der Tonart wie in Galiläa. Nur daß hier die Ausdrücke leidenschaftlicher sind und begleitet von drohenden Gebärden. Thomas hat vor dem Stadttore, wo der Felshügel sich erhebt, zweien Zimmerleuten zugeschaut, die an langen Pfählen Querbalken festnageln. Er will wissen, was sie machen, und erhält zur Antwort, daß zum Feste Missetäter gepfählt würden. Auf näheres Befragen erfährt er nur, daß es Wüstenräuber wären.

„Wüstenräuber?“ redet ein Vorübergehender drein, „was ist das, Wüstenräuber? Wüstenräuber gibt's jedes Jahr. Diesmal werden ganz andere Leute in die Höhe gehoben werden!“

„Ja, wenn man sie erst haben wird“, gibt ein weiterer dazu. „Sein Gefolge, das soll sich zwar noch umherducken in der Stadt,

Digitized by Google

er selbst ist geflohen. Ein wahrer Spaß, wie die Häscher umherlaufen und wissen nicht wohin."

Thomas verlangt nicht mehr zu hören, er macht sich davon.

Auch Judas hat Ähnliches vernommen, nur noch deutlicher, sehr klar, es handelt sich um den Meister. — So weit also ist es! Und alles falscher Lärm gewesen. Noch sind auf den Straßen die Ölzweige und Palmenblätter nicht ganz zerstampft, die Zeugnis geben vom Messiasjubel vor vier Tagen. Und heute? Heute suchen ihn die Häscher! Aber — ist er nicht selber schuld? Den Feinden in den Rachen laufen und sie ärgern und lästern — sonst nichts. Hat er auch nur eine Falte seines Mantels gerührt, um zu zeigen, wer er ist? Daß er über das Meer geschritten ist, daß er Tote erweckt hat, wer glaubt es noch? Gelächter, wenn man's erzählt. Warum tut er *jetzt* nichts? Ein einziges Wunder und wir wären gerettet. Vielleicht, daß er es mit Absicht zum Äußersten kommen lassen will, damit seine Macht um so leuchtender sein wird. Sie ergreifen und fesseln ihn, führen ihn unter des Gesindels Lustgeschrei hinaus — und plötzlich vom Himmel kommt die Engelsschar mit glühenden Schwertern, die Feinde stürzen zu Boden, der Messias steigt verklärt auf den Thron. Das wird geschehen, muß geschehen. Je eher je besser für uns alle. — Wie man es nur beschleunigen könnte? — Es scheint, seine Unentschlossenheit muß zur Entscheidung gedrängt werden. Ich wollte, sie hätten ihn schon, damit wir herrliche Ostern halten könnten. — Das sind so die Gedanken des Jüngers Judas von Karioth. Durch die abendlichen Straßen schreitet er halbverloren hin. Die Zinnen und Türme stehen ins trübe Rot der untergehenden Sonne hinein. Mehrere Söldnertruppen begegnen ihm, ein Hauptmann hält ihn an und fragt, ob er nicht aus Galiläa wäre?

„Mich dünkt, Ihr fragt dem Propheten nach", antwortet Judas; „nein, ich bin es nicht."

„Aber du weißt um ihn, ich merke es."

Judas holt aus der Brust einen tiefen Atemzug, als ob er etwas sagen wollte. Sagt aber nichts und geht seines Weges dahin. So kommt er in das Haus, wo sie um den Meister bereits versammelt sind.

Der Saal ist geräumig und düster. Eine einzige Ampel hängt nieder über dem großen, weißgedeckten Tisch, der in der Mitte steht und um den sie sich schon zusammengesetzt haben. Der Meister so, daß ihn alle in der Runde gut sehen können. Vor ihm steht ein breiter Teller mit dem gebratenen, unzerteilten Osterlamm. Daneben in flachen Schalen das Osterkraut. Weiterhin auf dem Tische stehen

Digitized by Google

die Schalen und liegen die Brote, wie sie zur Erinnerung an das Manna in der Wüste ohne Sauerteig zu diesem Feste gebacken werden. Nahezu in der Tafel Mitte steht ein Becher mit rotem Wein. Sie schweigen oder sprechen gedämpft zueinander, so daß die Schritte des eintretenden Judas, wie leise er auch auftritt, einen Hall geben. Fast erschrickt er vor diesem Hall. Dann grüßt er mit stummem, tiefem Kopfneigen und setzt sich hin. Gerade dem Johannes gegenüber, der zur Rechten des Meisters ist, sowie zu dessen Linken Petrus.

Ein schweigender Ernst. Das erste Ostern in Jerusalem! — Jesus nimmt eines der Brote, bricht es und legt die Stücke hin. Jakobus zerteilt das Lamm in dreizehn Teile.

„Dreizehn sind uns bei Tische!" flüstert Thaddä zu seinem Nachbar Bartholomä. Dieser schweigt. Sie essen nicht, sitzen da und schweigen. Die Ampel flackert, so daß der rötliche Schein auf dem Tische sachte hin und her zuckt. — Nun erhebt Jesus das Wort und beginnt zu sprechen.

„Esset und trinket! Die Stunde kommt."

Johannes legt seine Hand zärtlich auf die seine und frägt: „Was meinst du, Herr, daß du sagst, die Stunde kommt?"

„Freunde," sagt Jesus, „ihr werdet nicht begreifen, wie das sein kann, was in dieser Nacht geschehen wird. Sie werden kommen und mich zum Tode richten. — Ich werde nicht fliehen, denn es muß so sein. Ich habe Zeugnis zu geben vom Vater im Himmel und seiner Botschaft, indem ich bereit bin, dafür zu sterben. Würde ich nicht sterben wollen für meine Worte, so wären sie wie Sand in der Wüste. Würde ich nicht sterben wollen, so wären meine Freunde nicht gerechtfertigt und sie müßten an mir irre werden. Ein guter Hirte gibt sein Leben für seine Herde."

„Meister," sagt nun Thomas, und seine Stimme zittert, „nicht wenn du lebst, nur wenn du stürbest, müßten wir an dir irre werden."

Da blickt Jesus betrübt im Kreise umher und spricht: „Einer unter euch wird irre, da ich noch lebe."

„Wie meinst du das, Herr?" frägt Judas.

Und Jesus: „Des Menschen Sohn geht seinen Weg, der von Ewigkeit ihm gezeichnet ist. Doch jenem wäre besser, er wäre nie geboren worden. — Einer der Meinen wird mich verraten noch in dieser Nacht."

Wie von einer Wucht schwer getroffen, so sind sie einen Augenblick stumm. Dann brechen sie aus: „Wer ist es? Wer ist es?"

„Einer von den Zwölfen, die an diesem Tische sitzen."

Digitized by Google

„Meister, was trübt dir dein Denken?“ so ruft jetzt Petrus, „untreu ist keiner!“

Und zu diesem Jesus: „Simon Petrus! Und ein anderer an diesem Tische wird mich verleugnen, noch ehe am Morgen der Hahn kräht!“

Da schweigen alle, denn es ist ihnen sehr bange geworden.

Nach einer Weile fährt er fort so zu sprechen: „Wie im Rate des Vaters beschlossen ist, so geschieht es. — Für euch aber beginnt jetzt die Zeit der Arbeit. Ihr werdet meine Apostel sein, die Sendboten, die in die weite Welt ziehen, um allen Völkern zu sagen, was ich euch gesagt habe. Ihr sollet das Salz der Menschheit sein und sie mit Weisheit durchdringen, ihr sollet der Sauerteig sein, der sie erregt. Anderen habe ich gesagt: Tuet die guten Werke heimlich, euch sage ich: Lasset euer Licht leuchten, damit sie ein Vorbild haben. Seid klug wie Schlangen und lasset euch von Heuchlern nicht betrügen; seid wie kundige Wechsler, die nur echte Münzen annehmen, falsche aber zurückweisen. Seid ohne Falsch wie Tauben und gehet hin, arglos wie Schafe, die unter Wölfe gehen. Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen. Wo ihr für andere Frieden säet, wird für euch das Schwert aufgehen. Es wird auch sein, daß euer Friedenswort Unfrieden stiftet; ein Bruder wird gegen den anderen streiten, Kinder werden sich gegen ihre Eltern erheben — weil die einen für mich und die anderen gegen mich sind. Aber es kommt die Zeit, da sie eins sein werden, eine Herde unter einem Hirten. Dann wird auf Erden ein großes Feuer sein, das des Eifers für den Geist und für die Liebe. Ich wollte, daß es schon brennte! — Verzaget nicht, daß ihr so, mit eurer Einfalt und schwerer Zunge, der Sprachen unkundig, hinausziehen sollet in die fremden Länder. Zur Stunde, da ihr reden sollet, wird mein Geist aus euch reden in allen feurigen Zungen. Schwieget ihr, so müßten die Steine reden, so wichtig ist das, was gesagt werden muß. Ihr müsset reden zu den Niedrigen von der frohen Botschaft; ihr müsset reden zu den Mächtigen, die Gewalt haben, euren Leib zu töten, doch nicht eure Seele. Es werden Tage der Versuchung und der Verfolgung kommen, ich will den Vater unablässig bitten, daß er euch bestehen lasse. — Seid nicht betrübt. Wenn ich jetzt nicht hinginge, so könnte der Geist nicht in euch kommen. Das Sichtbare ist ein Feind des Unsichtbaren. — Ich habe viel in Gleichnissen zu euch geredet, damit es besser in eurem Gedächtnisse bleibe. Ich hätte euch noch vieles zu sagen; mein Geist wird zu euch reden und in ihm werdet ihr alles leichter fassen, auch wenn ich nicht in Gleichnissen rede. Auf euch baue ich meine Gemeinde, erschließet das Reich

Digitized by Google

Gottes allen, die es suchen. Was ihr in meinem Namen tut auf Erden, das wird auch im Himmel Geltung haben beim Vater. — Und nun gebe ich euch meinen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann. Ich bleibe mit meinem Geiste und mit meiner Liebe bei euch."

— — — — — — — — — — — — — — —

Diese großen Worte sind gesprochen. Ein feierlicher Friede ruht auf den Herzen. Judas ist hinausgegangen. Die übrigen sitzen schweigend und blicken voll unbegrenzter Innigkeit auf den Meister. Sie können es nicht fassen, was er gesagt hat, aber das fühlen sie, es sind Worte, vor denen die Erde bebt und die Himmel sich neigen.

Und nun geschieht etwas Außerordentliches. Es ist kein Wunder, es ist mehr als ein Wunder. Jesus steht vom Tische auf, bindet ein Vortuch um, nimmt ein Wasserbecken, kniet hin vor einen und den andern und wäscht ihnen die Füße. Sie in ihrem Staunen lassen es geschehen. Als er zu Petrus kommt, sagt dieser: „Nein, Meister, du sollst nicht mir die Füße waschen."

Hierauf Jesus: „Wenn ich es nicht tue, so bist du nicht mein."

Und Petrus: „Wenn es so ist, dann wasche mir auch Kopf und Hände, o Herr, damit es klar wird, wie sehr ich dein bin."

Dann Jesus: „Ihr nennt mich den Herrn, und ich wasche euch die Füße. Das geschieht, damit ihr wisset, unter Menschen gibt es keinen Herrn, nur Brüder, die einander dienen sollen. Seht, ich habe euch lieb. Einen größeren Beweis seiner Liebe kann niemand geben, als wenn er stirbt, damit die Seinen leben. So hinterlasse ich euch dieses Vermächtnis: Brüder, liebet euch untereinander. Wie ich euch liebe, so liebet euch untereinander."

Überwältigt von diesen Worten sinkt Johannes ins Knie und legt schluchzend das Haupt auf seinen Schoß. Und Jesus sagt noch einmal: „Kinder, liebet euch!"

Dann setzt er sich mit ihnen wieder zu Tische. Alle sind schweigend. — Jesus nimmt ein Brot in die Hand, hebt es ein wenig himmelwärts, daß es gesegnet sei, und bricht es entzwei. Dann reicht er zur Rechten und zur Linken die Stücke hin und spricht: „Nehmet hin und esset. Es ist mein Leib, der so für euch wird hingegeben."

Sie nehmen es hin. Hierauf ergreift er den Becher mit Wein, hebt ihn gen Himmel, daß er gesegnet sei, reicht ihn zur Runde und spricht: „Nehmet hin und trinket. Es ist mein Blut, das für euch wird vergossen."

Und als alle daraus getrunken haben, sagt er noch die Worte: „Dies tuet zu meinem Andenken."

* * *

Digitized by Google

Als nach diesem Mahle die Jünger auseinandergehen, ist ihnen trotz aller Bangigkeit nicht bewußt, daß es der Abschied gewesen. Sie suchen ihre Herbergen auf. Nur Johannes, Petrus und Jakobus begleiten in dunkler Nacht den Herrn, als er hinausgeht zur Stadt, hinabsteigt in das Tal bis zum Fuße des Ölberges. Dort ist ein großer Garten. Zwischen den Sebenbäumen und hängenden Zypressen liegen weiße Steine, auf dem Rasen sprießt frisches Frühlingsgras. Jesus sagt zu den Seinen: „Ruhet hier ein wenig." Er selbst geht tiefer in den Garten hinein. Der Himmel ist von einem dünnen Wolkentuche bedeckt, so daß das Mondlicht fahl auf der Erde liegt. Die Stadt dort auf dem Berge ragt finster und starr, lautlos alles, nur den Bach Kidron hört man rieseln vom Tale her. Jesus steht und schaut zwischen den dunklen Bäumen gen Himmel. Sein Atem geht schwer, auf seiner Stirn steht Schweiß. Eine große Angst ist in ihm, eine Angst, die er bisher nicht gekannt. Hat er nicht oft des Todes gedacht und sich mit ihm vertraut gemacht in Gedanken? Weiß er nicht, daß der himmlische Vater ihn aufnimmt? — Jetzt gehört er noch diesem Leben, dem süßen Leben, und noch stehen ihm die Wege offen, dem Tode zu entrinnen. Ist seine Seele denn so krank geworden, daß sie bedrängt wird in der Vorstellung, wie der Feind schon aus ist, um ihn zu ergreifen? Kann er denn nicht noch über den Berg gehen, gegen Jericho, in die Wüste, ans Meer? — Nein, fliehen nicht. Freiwillig vor die Richter will er treten, um für das, das er gesagt hat, einzustehen. Aber — dieses Hintreten vor die Macht, die er beleidigt hat, heißt nichts anderes als sterben. In solchen Jahren sterben müssen! Wenn es auch ruft: „Du verlierst nichts an dieser Welt!" — die Natur empört sich gegen das Sterben. — Er läßt sich nieder auf die Erde, daß sein Haupt den Rasen berührt, so als ob die Erde mit heißen Armen ihn an sich zöge. — „Muß es denn sein, o Vater? — Gerne wäre ich noch bei den Menschen geblieben, um sie mir näher zu bringen. Wer soll die Meinen führen, die noch schwach sind. Behüte du sie vor allem Bösen, aber nimm sie nicht von der Welt. Sie sollen leben und deinen Namen verbreiten. Wenn es möglich ist, so lasse mich bei ihnen. Wenn es aber sein muß, so nimm mir diese Angst und steh mir bei. Aber nicht verlangen kann ich, mein Gott, nur demütig bitten. Ist es dein Ratschluß, daß ich alle menschlichen Qualen durchleide, so geschehe dein Wille. Nimm dieses Opfer für alle, die dich erzürnt haben. Verlangst du es, so nehme ich die Sünden der Welt auf mich und büße sie, daß du versöhnt seiest. Aber wenn es abzuwenden ist, Vater, mein Vater im Himmel, so hab Erbarmen

Digitized by Google

mit deinem Sohn, der dein Erbarmen verkündet hat." — So betet er, und in seinem grenzenlosen Weh verlangt ihn nach den Seinen. Er geht hin und findet sie schlafend. Arglos wie Kindlein schlafen sie und wissen nichts von dem schrecklichen Kampf. Den Petrus weckt er auf und sagt: „Mir ist traurig zum Vergehen. In dieser Stunde solltet ihr doch mit mir wachen."

Der Jünger rafft sich träge und schwer auf und rüttelt die anderen. Als Jesus diese Armen sieht, denkt er: Was sollen die mir? Er geht nochmals hin und betet: „Hilf mir, Herr Gott, verlaß mich nicht!" Aber die Himmel schweigen, die Einsamkeit ist nicht zu ertragen, und neuerdings kehrt er zu den Jüngern zurück. Sie schlafen schon wieder. So fest und so friedsam ruhen sie, sind müde von der harten Welt. — So mögen sie schlafen. — Von seiner Stirn rinnen Tropfen, wie Blut, so tropfen sie zur Erde. Ein drittes Mal wendet er sich zum Vater: „Dich allein rufe ich in meiner Verlassenheit. Niemand hört von meiner Pein. Sie schlafen, und von der Straße her klirren die Speere. Herr Gott, sende deine Engel, daß sie mich schützen!"

Kein Blatt regt sich und kein Hauch, der Himmel bleibt starr und stumm.

— Das ist die schweigende Sprache Gottes. Ich ergebe mich seinem Willen . . . .

* * *

Judas — da er noch im Saale gesessen als einer der Zwölfe — hat nicht mehr jedes seiner Worte vernommen, so wirr und wild war es in ihm schon geworden. So ist er aufgestanden, hat den Saal verlassen und taumelt durch die öden Straßen der Stadt. — Einer, der an diesem Tisch sitzt, wird mich verraten! Er kennt also des Menschen Gedanken. Damit ist ihm alle Macht gegeben. Aber er weiß es nicht, sicherlich er weiß es nicht, er muß erst gezwungen werden, seine Macht zu gebrauchen. — Anderes kann Judas nicht mehr denken. Der eine Gedanke, mit dem er sich vorher wie spielend vertraut gemacht, beherrscht Kopf und Herz mit ganzer Gewalt. Er geht durch das hallende Stadttor, das zu dieser Osterzeit nicht verschlossen ist. In einem Buschwerk will er die Nacht verbringen, siehe, da wandelt auf der Straße der Meister vorüber mit den Dreien. Judas reckt sein Haupt zwischen dem Gezweige hervor, um ihnen nachzublicken, sie wandeln zu Tale. Geht das Bethanien zu? — Jetzt fährt's in ihn. Hastig rafft er sich auf und eilt geradewegs zum römischen Hauptmann.

„Ich weiß, wo er ist."

Digitized by Google

„Du willst wohl Geld dafür haben, Jude?"

„Darum sage ich es nicht."

„Und du sagst es doch?"

„Weil ich es nicht mehr erwarten kann. Ihr werdet ihn kennen lernen!"

„Also, wo weilt er?"

„Ich will mit den Söldnern gehen. Es sind um ihn mehrere, auf einen werde ich zugehen und ihm die Wange küssen. Derselbe ist es."

„Wieviel verlangst du für diesen Liebesdienst, Canaille?" frägt der Hauptmann.

„Wenn Ihr mich beschimpft, gut. Suchet ihn nur allein! Ich weiß, was ich will."

„Also, was willst du? Sind dir dreißig Silberlinge genug?"

„Der Mann ist mehr wert."

„Ich feilsche nicht."

„Gebt, was Ihr wollt. Mich dünkt, er wird Euch noch teuer zu stehen kommen."

Der Handel ist abgemacht. Judas, der Säckelwart, tut die Münzen in den gemeinsamen Beutel und denkt: Hätten wir's früher gehabt, was wir jetzt kaum mehr nötig haben! Dann nimmt ihn ein Trupp von Söldnern in seine Mitte, und mit Fackeln trabt der Zug zur Stadt hinaus und hinab in das Tal Kidron. Er überschreitet den Bach, am Eingang des Gartentores will er vorüber gegen Bethanien hin. Ein flüchtig spähender Blick des Judas bemerkt im Mondesdämmer Gestalten, die unter einem Busch auf dem Boden liegen. Er steht still, lauert und erkennt die Brüder. Alsbald winkt er den Söldnern, leise in den Garten zu treten. Leise auftreten, das ist wohl Sache der Verräter, aber nicht der Krieger. Trab und Schwertergeklirr weckt die Jünger. Das ist ein anderes Wecken, als das milde Mahnen des Herrn! — Sie springen auf und eilen hin, wo er auf den Knien liegt.

Judas tritt vor und sagt: „Hab' ich euch denn erschreckt?" Dann geht er auf Jesus zu: „Du wachest noch, Meister?" Er neigt sich grüßend hin, küßt ihn leicht auf die Wange und denkt in zitternder Erwartung: Messias-König, nun offenbare dich!

Da stürmen die Söldner heran. Es hat sich schon Pöbel dazu geschlagen mit Stangen und Knütteln, so wie man gewalttätigen Verbrechern naht. Jesus tritt ihnen einige Schritt entgegen und bietet seine Hände dar, daß sie ihn bänden. Johannes wirft sich dazwischen, er wird zur Erde geschleudert. Jakobus ringt mit Zweien,

Digitized by Google

Petrus reißt einem Krieger das Schwert aus der Scheide und haut auf einen Tempelknecht ein, daß das Ohr vom Leibe fliegt.

„Was unterfängst du dich?“ ruft Jesus dem Jünger zu. „Schlägst du drein, so töten sie dich. Nicht mit dem Schwert, mit dem Worte werdet ihr siegen. — Du aber, Volk von Jerusalem! Als wäre ich ein Mörder, so grimmig ziehst du gegen mich aus. Noch nicht fünf Tage ist es her, und mit Palmen und Psalmen hast du mich in die Stadt geleitet. Was habe ich inzwischen getan? Im Tempel bin ich gesessen, mitten unter euch, warum habt ihr mich nicht ergriffen?“

Da spotten sie: „Ist es dir heute etwa nicht früh genug? Kannst du deine Himmelsleiter nicht mehr erwarten? Geduld, sie ist schon gezimmert.“

Als die Jünger solche Andeutungen hören und der Meister sich gelassen hingibt, da weichen sie zurück. Die Stangen und Speere klingen aneinander, die Menge johlt, die Fackeln qualmen — und so wogt der Zug gegen die Stadt hinauf. Judas steht hinter einem Baumstamm, lugt zwischen dem Geäste hin auf den schauerlichen Zug, und seine Augen quellen aus dem Gesichte vor Entsetzen.

Um Mitternacht werden die Richter geweckt. Die jüdischen Oberpriester, daß sie ihn beschuldigten, die heidnischen Richter, daß sie ihn verurteilten. Der Oberpriester Kaiphas verläßt seine Kissen sehr gern; er ist vergnügt darüber, daß sie ihn endlich haben, aber die Anklage — so meint er — möge der Oberpriester Annas machen, der sei jünger, mit den römischen Gesetzen vertrauter und werde die nicht unschwierige Sache am besten vollführen. Er, Kaiphas, sei zur Zeugen- und Siegelschaft zu jeder Minute bereit. Annas freut sich unbändig, daß dieser Galiläer, der im Tempel das Pharitentum so beispiellos geschmäht hat, endlich dingfest ist. Es sei geraten, noch in dieser Nacht mit ihm fertig zu werden, ehe sich das Volk einmischen kann, auf das nie ein Verlaß ist. Was jedoch die Anklage betrifft, so müsse wohl die ganze hohe Priesterschaft von Jerusalem zusammentreten, um den heiklen Fall zu beraten. Der Mann sei gar klug und nirgends recht zu fassen. Seine Volksreden, sein Auftreten im Tempel genügten leider noch nicht ganz, man müsse ihn einer Missetat überweisen, womöglich einer staatlichen, wenn ihn dieser Heide, der römische Statthalter, verurteilen soll.

So kommen sie zusammen bei Kaiphas zur Beratung. Große Päcke von Schriften haben sie unter dem Arm, worin alles Bedenkliche, das seit dem ersten Auftreten des Nazareners bekannt geworden, verzeichnet steht. Besonders die galiläischen Rabbiten haben Bände geliefert, um ihn zu verdächtigen. Doch dem Statthalter

Digitized by Google

würde das alles nicht genügen. Man muß den Kernpunkt scharf hervorarbeiten.

So wird Jesus vorgeführt. Seine Hände sind gebunden, sein Kleid verunreinigt und zerrissen, sein Gesicht zerschlagen. Der Pöbel hat seinen Mut schon an ihm erprobt. Er steht ruhig da. Keine Angst ist mehr in ihm, nur Betrübnis liegt in seinem Auge. Sie blättern in den Schriften und sprechen leise untereinander. Es wird bekanntgemacht, wer Zeugenschaft gegen ihn vorzubringen habe, der solle sich melden. Es meldet sich niemand, so daß die Priester sich verdutzt anblicken. Wer ihn schon schlägt und anspeit, der wird doch wissen warum!

Ein schief gewachsener Mann tritt endlich vor. Er sei seines Zeichens zwar nur Kamelhändler, aber er wisse etwas. Die Geschichte vom Walfisch! Dieser Galiläer habe gesagt, so wie der verschluckte Jonas nach drei Tagen aus dem Walfisch hervorgegangen sei, so würde er drei Tage nach seinem Tod aus dem Grabe hervorgehen. Dann habe dieser Mensch auch gesagt, den Tempel Salomons, zu dessen Bau man siebenundvierzig Jahre lang gebraucht, könne er zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen. Man werde noch andere Zeugen bringen, daß er es gesagt hat.

Einige meinen jetzt, wenn sonst nichts wäre, diese Walfisch- und Tempelgeschichte sei eitel Großsprecherei und sonst nichts.

„Gotteslästerung sind sie!" ruft Kaiphas aus. „Alles was er sagt, hat einen versteckten Sinn. Er hat nichts anderes gemeint, als daß er drei Tage nach seinem Tode wieder auferstehen wird, um das Judentum zu zerstören und ein neues Reich aufzurichten." Dann wendet er sich an Jesus: „Hast du das gesagt?"

Jesus schweigt.

„Also, er leugnet es nicht, er hat es gesagt. Der Zorn Jehovas, der schwer lastet auf Israel, durch diesen Lästerer und falschen Propheten ist er herabbeschworen worden. Und der Verderber leugnet es nicht." Dann wendet Kaiphas sich gegen das Volk, das sich im Vorhof immer mehr ansammelt: „Wer noch etwas gegen ihn weiß, der kann vortreten und sprechen."

Da rufen mehrere Stimmen: „Er ist ein Gotteslästerer, er ist ein falscher Prophet, er hat den Fluch Jehovas auf uns gebracht!"

„Hört ihr's?" sagt der Oberpriester, „das ist Volkes Stimme! — Doch um der strengsten Gewissenhaftigkeit zu genügen, geben wir ihm selbst noch einmal das Wort, damit er sich rechtfertige. — Jesus von Nazareth! Viele wissen, du hättest gesagt, daß du Christus

Digitized by Google

seiest, der Gottgesandte. Antworte klar und unzweideutig. Ich frage dich: Bist du Christus, der Sohn Gottes?"

„Du sagst es", antwortet Jesus.

Nochmals und mit gehobener Stimme frägt Kaiphas: „Bei allem was dir heilig ist, schwöre jetzt auf deine Worte. Bist du der Gottessohn?"

Und darauf spricht Jesus zum Oberpriester: „Wenn du es nicht glaubst, da ich wie ein armer Sünder vor dir stehe, so wirst du es glauben, wenn ich herabkomme in den Wolken des Himmels zur Rechten des allmächtigen Gottes!"

Als Jesus diese Worte gesagt hat, wendet Kaiphas sich gegen die Versammlung: „Was wollt ihr noch mehr? Wenn das keine Gotteslästerung ist, dann lege ich mein Amt ab. Dann haben wir andere, die weniger gesagt, viel zu strenge bestraft. Was soll mit ihm geschehen?"

Mehrere Priester zerreißen zornig ihr Gewand und rufen: „Er soll sterben."

Dieser Ruf pflanzt sich fort in einem vielstimmigen Schrei weit in die Straßen hinaus. Sofort unternehmen die Priester das Nötige, damit das Urteil noch in der Nacht gefällt und womöglich vollzogen werden könne vor dem Feste, ohne viel Aufsehen.

Wenn der Judenkönig Herodes noch was mitzureden hätte, der würde sich dieses Nebenbuhlers aus Nazareth mit einem Fingerzucken entledigen; aber man muß zum römischen Statthalter. Also wird in der Nacht noch Pontius Pilatus geweckt. Dieser, ein Römer, ist vom Kaiser nach Jerusalem gesetzt, um das Judenland zu halten trotz Herodes, dessen jüdisches Königtum nichtig geworden ist. Das störrische Judenvolk dem Kaiser zu verwalten, dieses Amt, so sagt er oft, habe ihm sein Unstern zugewiesen. Er wäre lieber im feinen Rom geblieben, dessen Götter er immer viel liebenswürdiger gefunden hat als den widerhaarigen Jehova, um den sich allerlei Sekten zanken, bis nun auch dieser Nazarener dazu kommt. Als Pilatus, aus dem Schlafe gestört, den Anlaß wahrnimmt, flucht er. „Schon wieder die törichte Geschichte mit dem Nazarener, der in Begleitung einiger Bettler auf einem Esel in Jerusalem einreitet und sagt, er sei der Messias. Das Volk lacht dazu. Und das soll ein politischer Fall sein? Man soll ihn zum Tempel hinausjagen und die Leute schlafen lassen."

Vor seinen Fenstern aber lärmt die Menge: „Er ist ein Gotteslästerer! Ein Betrüger und Verführer. Ein Aufruhrstifter. Er soll gerichtet werden!" Pilatus weiß nicht, was er tun soll. Da

Digitized by Google

kommt noch seine Gemahlin herbei und beschwört ihn, diesem Jesus von Nazareth nichts anzutun. Sie habe einen schrecklichen Traum gehabt von ihm. Er sei gestanden in einem weißen Kleide, so leuchtend wie der Mond. Dann sei er hinabgestiegen tief in einen finsteren Abgrund, wo die Seelen der Hingerichteten klagen, habe sie aufgerichtet und zur Höhe geführt. Dann hätten grimmige Engel mit großen schwarzen Flügeln die Richter herbeigeschleppt und in den Abgrund gestürzt. Darunter sei auch er, Pilatus, gewesen und noch jetzt schalle ihr in den Ohren sein Wehgeschrei.

„Mach mir den Kopf nicht noch wirrer mit deinem Gerede!" herrscht er sie an. Der Lärm auf der Straße wird immer drohender.

Jesus ist erschöpft und hat sich im Hofe des Pilatus, von Bütteln umgeben, auf einen Stein gesetzt. Die Menge kommt heran und treibt mit ihm Hohn und Spott. Den roten zerschlissenen Mantel eines Beduinen haben sie ihm umgehangen als Königspurpur, aus einer Dornhecke des anstoßenden Gartens haben sie eine Krone geflochten und sie auf sein Haupt gesetzt. Ein dürres Rohr haben sie gebrochen und es ihm in die Hand gegeben zum Scepter. Mit Speichel haben sie seine Wange gesalbt. Und dann neigen sie sich vor ihm bis zur Erde und singen mit kreischenden Stimmen: „Wir grüßen dich, Gesalbter, Messias-König!" Und strecken ihm die Zunge vor.

Jesus sitzt da und läßt gelassen alles über sich ergehen. Mit betrübtem Auge blickt er die Zudringlinge an — nicht in Verachtung, nur voll Mitleid.

Seine bis zu Tode erschreckten Jünger sind nun freilich auch herbeigekommen, halten sich aber hinter den Mauern. Petrus knirscht über den ruchlosen Verrat, der begangen worden ist, und kann's nicht ausdenken, was dieser Judas getan hat. Angstvoll steht er im letzten Hofe, wo es dunkel ist. Da prallt eine Magd auf ihn, die zum Brunnen will, um Wasser zu schöpfen.

„Auch so einer!" ruft sie aus, „was stehst du nur da herum? Geh doch und huldige deinem König!"

Petrus will sich gegen den Ausgang wenden.

„Du bist", spricht sie weiter, „doch auch einer von diesen Galiläern!"

„Was geht mich Galiläa an!" sagt er.

Ruft ein Türsteher dazwischen: „Freilich ist er auch ein Galiläer, man sieht's doch an seinem Gewand. Er gehört zum Nazarener."

„Ich kenne ihn nicht!" versichert Petrus und will enteilen. Der Türsteher hält ihm den Schaft seines Speeres vor die Füße. „Ge-

Digitized by Google

mach, Jude! Dort auf dem Thron sitzt dein König. Huldige ihm, bevor er in die Wolken fliegt!"

„Laßt mich zufrieden, ich kenne diesen Menschen nicht!" ruft Petrus und will davon. Als er zum Tore hinausläuft, kräht gerade über ihm auf der Planke ein Hahn. — Petrus stutzt. Hat er beim Abendmahl nicht von einem Hahn gesprochen? „Und ein anderer wird mich verleugnen in dieser Nacht, noch ehe der Hahn kräht!" — Jetzt wird es dem alten Jünger klar, was er getan hat. Aus Angst, mit ergriffen zu werden, hat er sich von seinem Herrn losgelogen. Er, der ihnen alles gewesen, alles, alles! Nun in seiner Not lassen sie ihn allein, haben nicht einmal den Mut, sich als seine Anhänger zu bekennen. O Simon! sagt er zu sich selbst, du hättest auf deinem See bleiben sollen, anstatt einen Gotterwählten zu spielen! Er mir sein Himmelreich und ich ihm das! — So zerrissen ist sein Leben jetzt, daß er hinausschleicht in die Öde. Dort wirft er sich auf Gestein, ringt die Hände und kann nicht aufhören zu weinen.

Endlich ist Jesus hinaufgebracht worden in den Saal zum Statthalter. Als Pilatus ihn in der unerhörten Vermummung sieht, beginnt sich in ihm die Laune zu regen. Er will nicht umsonst des Schlafes verlustig geworden sein. Wohlan, die Juden haben heute ihren Messias-König gehöhnt, so will er sie mit ihm höhnen.

Die Anklagen hat er entgegengenommen, aber er findet nichts. „Wie?" sagt er zu den Oberpriestern und ihrem Anhang, „euren König soll ich verurteilen? Ja, was denkt ihr denn?!" Dann — anstatt den Angeklagten mit seiner richterlichen Würde zu zerschmettern, will er sich mit ihm in ein Gespräch einlassen. So armselig der Nazarener jetzt dasteht, etwas muß doch an ihm sein, daß er die Massen derart hat erregen können. Er will ihn ein wenig kennen lernen. Er richtet nun an ihn in freundlicher Art spöttische Fragen, ob er von Gott wirklich etwas Besonderes wisse? Ob er es ihm nicht mitteilen wolle, denn auch Heiden wären bisweilen begierig nach dem Himmelreiche. Wie man es anfangen müsse, einen Gott zu lieben, den noch niemand gesehen hat? Oder welcher unter den Göttern denn der wahre sei? Auch möchte er für sein Leben gerne wissen, was Wahrheit überhaupt sei?

Jesus antwortet ihm nicht mit einem Worte.

„Der Tugend des Stolzes scheinst du mir nicht zu entbehren," spricht Pilatus weiter, „siehe, und das gefällt mir an dir. Du weißt übrigens doch, vor wem du stehst? Vor dem, der die Macht hat, dich zu töten oder dich freizugeben."

Jesus schweigt.

Digitized by Google

Die Menge, die bereits den großen Hof erfüllt, wird immer lauter und ungebärdiger. Rabbiten huschen umher, um das Feuer zu schüren, und man verlangt das Todesurteil. Da zuckt Pilatus die Achseln. Er verstehe dieses Volk nicht. Er könne doch keinen schuldlosen Menschen zum Tode bringen lassen! Den Nazarener, mit allem, wie er angetan ist, läßt er hinaustreten auf den Söller. Er selbst nimmt einem Sklaven die Fackel aus der Hand, um das Bild des Erbarmens zu beleuchten. „Seht!“ ruft er hinab auf die Menge, „welch ein armer Mensch!“

„An den Pfahl mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!“ lärmt die Masse.

„Wenn ihr,“ sagt Pilatus immer in seinem spitzen Tone, „wenn ihr euer Osterschauspiel schon nicht entbehren wollet, so geht hinaus, es werden ohnehin Verbrecher gepfählt an diesem Tage. Was sagt ihr zu Barab, dem Wüstenkönig? Jerusalemiten! Lasset es mit einem König genug sein.“

„Diesen Jesus wollen wir am Pfahl sehen!“ tobt die Menge.

„Aber beim Jupiter, weshalb denn? Ich finde keine Schuld an ihm.“

Tritt einer der Oberpriester scharf zu ihm hin: „Wenn du diesen Gotteslästerer freigibst, diesen Aufwiegler, der — wie er sagt — das Judenvolk von der Knechtherrschaft erlösen will, der die teuflische Gewalt der Rede hat, die Massen hinzureißen — wenn du diesen Menschen wieder in das Volk mischest, dann bist du deines Kaisers ärgster Feind. Dann werden wir den erhabenen Herrn um einen Statthalter bitten, der so treu dem Kaiser ist, wie wir es sind!“

„Ihr wollet kaiserlicher sein als Pontius Pilatus?!“ Dieses Wort schleudert er ihnen zu, mit Verachtung ihre Gestalten messend. So oft Rom eines ihrer verbrieften Standesrechte streift, bäumen sie sich auf, so oft sie Macht bedürfen, um ihre volksfeindlichen Sonderzwecke durchzusetzen, kriechen sie vor Rom. Die kennen kein Volk und keinen Kaiser, ihr Tempelgesetz ist ihnen eins und alles. Und wollen dem Statthalter vorschreiben, kaiserlich zu sein! — Aber die Menge brüllt. Im Hofe wogt mit Gewalt der Sturm. Tausend Stimmen, grollende, schreiende, kreischende, verlangen den Tod des Nazareners. In demselben Augenblick schickt zu Pilatus seine Gemahlin und läßt ihn erinnern an ihren Traum. Schon gedenkt er, den Angeklagten auf der Stelle freizugeben. — Da taucht dort unten über den Köpfen im Zwielichte der Fackeln und des anbrechenden Morgens ein dunkler Körper auf. Einer jener Henkerspfähle ist's, mit Querbalken, wie sie draußen an der Schädelstätte gezimmert

Digitized by Google

werden, nur klobiger und ragender. Man hat das Kreuz herbeigeschleppt, und als seiner die Menge ansichtig wird, bricht sie in verstärkter Wut aus: „Gekreuzigt! Gekreuzigt! Jesus oder Pilatus!“

Jesus oder — Pilatus, hört er!

„Jesus oder Pilatus!“ schallt es weiter, von Hof zu Hof, von Straße zu Straße.

„Hörst du es, Statthalter?“ frägt ihn einer der Oberpriester. „Es kann für nichts mehr gebürgt werden. Du siehst, man ist wach geblieben in dieser Nacht. Das Volk ist rasend!“ Damit ergreift er den Gerichtsstab und hält ihn dem Pilatus hin. Dieser ist blaß geworden im Angesichte der offenen Empörung. Er winkt mit den Armen, er wünsche zu sprechen. So weit dämpft sich der Lärm, daß er die Worte rufen kann, heiser ruft er sie hin: „Ich kann an diesem Menschen nichts Böses finden. Aber ihr wollt ihn kreuzigen. Gut, so falle sein Tod auf euer Gewissen!“ In ein Wasserbecken taucht er absichtlich nach jüdischer Art die Hände, damit jene, die nicht hören, es sehen können, triefend hebt er sie vor dem Volke auf: „Meine Hände sind rein von seinem Blute. Ich übernehme keine Verantwortung.“ — Dann ergreift er den Stab, bricht ihn mit denselben Händen entzwei und wirft die Stücke Jesus zu Füßen.

Da erhebt sich ein Jubelsturm: „Heil dir, Pilatus! Heil dem Statthalter des großen Imperators! Heil dem großen Statthalter des Imperators!“

Die Oberpriester verneigen sich demütig vor ihm, und die Büttel ergreifen den Verurteilten.

* * *

Von verwegenen Jungen getragen schwankt das große Kreuz über den Köpfen der Menge hin und her. Alles sucht diesem unheimlichen Holze auszuweichen; stößt einer lachend den Nachbar zum Kreuze hin, so schnellt dieser kreischend wieder ins Gedränge zurück. Und dabei beständig das Gejohl: „Heil Pontius Pilatus! Ans Kreuz mit dem Nazarener!“ Jesus wird aus dem Saale in den Hof geführt, und die Büttel müssen ihn schützen vor der Volkswut. Sie führen ihn dem Kreuze zu.

Ein Hofwächter zeigt sich, gaukelt mit den Armen heftig umher und schreit: „Hier wird nicht gepfählt! Hinaus mit ihm! Hier wird nicht gepfählt!“

„Zur Schädelstätte!“

Als die Jungen merken, sie könnten den Pfahl wieder dorthin tragen müssen, wo sie ihn geholt, lassen sie ihn zur Erde fallen, daß es dröhnt, und laufen davon.

Digitized by Google

„Er soll sein Holz selber tragen!“ rufen mehrere; den Bütteln ist das recht, sie binden ihm die Hände los und legen das Kreuz auf seine Schulter. Er knickt ein unter der Last. Sie schlagen ihn mit Stricken wie ein Lasttier; er schwankt mit zitternden Schritten wegshin, das Kreuz so auf seiner rechten Schulter tragend, daß der eine Holzarm an der Brust niederliegt, mit den Händen festgehalten. Der Schaft wird auf der Erde nachgeschleift. Um seinen Leib haben sie einen Strick geschlungen, an dem sie ihn führen. Heftig reißen sie ihn voran, so daß er stolpert und mehrmals zu Boden fällt. Die Menge hintendrein sucht ihm alles anzutun, was sie glaubt, daß ihm weh tun kann. So schwankt Jesus dahin, unter diesem wuchtigen Holze gebeugt, das Gewand voller Straßenlehm, das Haupt von den Dornen versehrt, daß die Blutstropfen niederrieseln an seinem wirren Haar, über sein zerrissenes Gesicht. Noch nie war eine so armselige Gestalt hinausgeschleppt worden zur Schädelstätte, noch nie war ein armer Sünder auf seinem Todeswege so grausam verachtet worden. Und noch nie hat aus dem Antlitze eines Verurteilten so viele Hoheit und Sanftmut geleuchtet, als aus diesem Gesichte. Dort an der Ecke stehen etliche Frauen aneinandergedrängt, die aus Neugierde so früh aufgestanden sind, um den Zug zu sehen. Doch als sie ihn sehen, da wird ihnen anders zumute, in lautes Klagen brechen sie aus über die unerhörte Grausamkeit. Zu diesen erhebt Jesus seine bebende Hand, als wollte er abwinken: „Während eure Männer mich morden, zerfließt ihr in Wehmut. Klaget nicht um mich, klaget um euch und beweinet eure Kinder, die der Eltern Sünden büßen werden!“ Eine der Frauen achtet nicht des rasenden Pöbels, ihr weißes Tuch reißt sie vom Haupt und neigt sich zum Kreuztragenden, um an seinem Gesichte Schweiß und Blut zu trocknen. Als sie dann in ihr Haus zurückkehrt, um das Tuch ins Wasser zu legen, da sieht sie daran — das Antlitz des Propheten. Und aus den entstellten Zügen ist es, als blicke ihr Güte und Dank entgegen für das Liebeswerk. Alsogleich laufen die Frauen zusammen, um das Wunder zu sehen und das Tuch mit solchem Wunder an sich zu feilschen. Aber die Eigentümerin verschließt es in ihrer Kammer.

Nachdem Jesus unter dem Kreuze das drittemal zusammengestürzt ist, vermag er nicht mehr sich zu erheben. Die Büttel zerren und stoßen ihn, die begleitenden römischen Söldner sind zu stolz, um diesem elenden Juden den Richtpfahl zu tragen. So wird die Menge aufgefordert, daß jemand hervortrete, den armen Sünder aufrichte und das Holz weiter schleife. Hohngelächter ist die Antwort. Aus dem nächsten Haustor springt ein derber Schuster und verlangt

Digitized by Google

geifernd, daß man diese Kreatur hinwegschaffe vor seiner Tür. Es scheueten sich die Kunden!

„So lasset ihn doch einige Augenblicke rasten!“ mahnt einer der Soldaten, auf den Hingefallenen weisend, dessen Brust in kurzen, heftigen Atemstößen wogt.

Da schwingt der Schuster seinen Riemen und schlägt auf den Erschöpften los. Dieser rafft sich auf, um wieder einige Schritte weiter zu wanken. Steht jäh ein Greis, uralt und verwittert da. Er ist gekommen aus der Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er ist gekommen, um zu sehen, ob Jerusalem noch aufwärts steige oder niederwärts sinke. Das Sinken will er schauen, denn sein Sehnen ist Ruhe. Dieser Greis steht vor dem Schuster und sagt ihm leise: „Enkel des Uria! Diesem Ärmsten verweigerst du die kurze Rast. Du selbst wirst ewig rastlos sein. Allen Jammer der Menschheit wirst du miterleben und nimmer ruhen können. In dir wird der Fluch deines Volkes sich erfüllen, herzloser Jude!“

Zur selben Stunde ist es, daß der Bürger Simeon einsam in seinem Hause sitzt, über sein Geschick nachdenkt und betrübt ist. Seit jenem Wüstenritte, von dem er geschlagen und beraubt nach Hause gekommen ist, hat er vieles an sich geändert nach den Worten des Propheten, bei dem er Seligkeit gesucht. So unmöglich es ihm damals geschienen, es ist doch manches möglich geworden. Er hat seine Sklaven freigegeben, seine Frauenschar entlassen, das Übermaß seiner Güter an Dürftige verschenkt und auf allen Glanz verzichtet. Und doch ist er nicht glücklich, sein Herz ist kahl und leer. — Darüber sinnt er, als von der Straße herauf das Geschrei der Volksmenge dringt. Was ist das so früh am Tage? Er blickt hinab, sieht über den Häuptern die Spieße der Kriegsknechte blinken, und wie einer der armen Sünder, die an diesem Tage hingerichtet werden sollen, hinausgebracht wird. Abwenden will sich Simeon von diesem widerlichen Anblick, als er noch sieht, wie der Mensch selbst den Pfahl schleppt und von Bütteln mißhandelt immer wieder darunter zusammenbricht, daß das Kreuz klingend auf den Stein schlägt. — In diesem Augenblick erfaßt es ihn. Ohne zu denken, eilt er auf die Straße, drängt sich vor zu dem Gequälten, um ihm aufzuhelfen. Und als er dem Armen ins zerrissene Antlitz schaut, über das eine Träne niederrinnt, da packt ihn so das Mitleid, daß er sich unter das Kreuz stellt, es auf seine Schulter nimmt und weiter trägt. Neuerdings bricht das Gejohle des Pöbels los, Schimpf und Straßenkot spritzt hin über Simeon. Er achtet es nicht, er merkt es nicht. Ganz ist er versunken in das, was er tut, ganz geht er auf

Digitized by Google

im Verlangen, dem Unglücklichen, der neben ihm dahinwankt, die Last tragen zu helfen. Ein wundersames Gefühl ist in ihm, eine heiße Freude, die er bisher nicht gekannt. All seiner Tage Freuden sind nicht zu vergleichen mit dieser Seligkeit, immer und immer hätte er mögen so hingehen neben dem elenden Menschen und tragen helfen und ihn lieben . . .

Ist es das? Ist es das, was man Leben nennt? Zu sein, wo die Liebe ist? Zu tun, was die Liebe will?

(Schluß folgt.)

Mondnacht.

Von

Nikodemus.

Der Zauber einer Sommervollmondnacht
Liegt über dem Land.
Ein silberner Nebelschleier
Hängt über den Weiden am Weg.
Hinein in den mondurchglänzten Duft
Verliert sich des Schienenwegs blanke Spur.
Ein schwerer üpp'ger Geruch
Steigt von den gelben Feldern auf,
Die, mit geschnittenem Korn überdeckt,
Sich vor mir breiten.
Der Bäume durchbrochene Silhouette
Hebt dunkel vom Himmel sich ab.
In den Zweigen hängen
Neben Äpfeln und Birnen
Wie glühende Früchte
Die goldenen Sterne.

Alles scheint hell, und doch
Sieht man die Wanderer nicht,
Deren Stimmen der leise Nachtwind uns bringt.
Endlich schweigen auch sie . . . .
Nur Froschgequake und Grillengezirp
Durchzittert noch ganz von fern
Wie ein launiges Pizzikato
Auf einer Riesenguitarre die Luft . . . .
Auch diese leise Musik verklingt,
Und alles, alles ist still.

Da erhebet sich meine Seele,
Und im Zauberschein des leuchtenden Mondes
Dankt sie für diese Wunder;
Und betet zu Ihm, der im Himmel ist,
Um Glauben und Liebe,
Um Ruhe und Frieden im Herzen
Und ein lauter Gemüt.

Digitized by Google

Goethes religiöse Weltanschauung.

Von

Th. Achelis.

Für die rationalistische Aufklärungszeit war die Religion ein widerwillig geduldetes und verwahrlostes Stiefkind, das man am liebsten beseitigt hätte, wenn sich das nur irgend hätte machen lassen; selbst der gewaltige Königsberger Weise verkannte ihr Wesen, indem er sie völlig als einen fast entbehrlichen Bestandteil der Ethik bestimmte. Erst die nachhaltige Glut und Begeisterung eines Schleiermacher konnte hier Wandel schaffen und in weiten Kreisen eine wirkliche innere Wiedergeburt und damit zugleich eine tiefere Erkenntnis der religiösen Probleme hervorrufen. Daß auch ein Goethe seiner ganzen Natur nach sich nicht mit einer trostlosen, verstandesdürren Verflachung unserer heiligsten und zartesten Triebe und Gefühle befreunden konnte, liegt auf der Hand. Aber es scheint, als wenn die Einsicht noch auf verhältnismäßig sehr enge Kreise beschränkt ist, daß seine religiösen Anschauungen geradezu einen organischen, unmittelbaren Bestandteil seines gesamten Weltbildes ausmachen.

Es ist dem Menschen natürlich, sagte Goethe zu seinem Sekretär Eckermann, sich als Ziel der Schöpfung zu betrachten, und alle übrigen Dinge nur in bezug auf sich und insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und indem er andere Geschöpfe als passende Nahrung verschlingt, erkennt er seinen Gott und preist dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck gibt, glaubt er auch, daß sie dazu geschaffen worden. Ja, er kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sei, und wenn er dessen Nutzen gegenwärtig noch nicht erkannt hat, so glaubt er doch, daß solches sich künftig ihm gewiß entdecken werde. Und wie nun der Mensch im allgemeinen denkt, so denkt er auch im besonderen, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen uud auch bei den einzelnen Teilen eines organischen Wesens nach dem Zweck und Nutzen zu fragen. Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile

Digitized by Google

damit durchkommen; allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht ausreicht, und wo er ohne höhern Halt sich in lauter Widersprüche verwickelt. Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: Der Ochse hat Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: Warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, so daß sie ihm zu nichts dienen? Etwas anderes ist es aber, wenn ich sage: Der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat. Die Frage nach dem Zweck, nach dem Warum ist durchaus unwissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Ochse keine Hörner hat und haben kann.... Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollten, der den Ochsen die Hörner gab, damit er sich verteidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre, der in dem Reichtum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Tieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen. Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter gibt und dem Menschen Speise und Trank, soviel er genießen mag. Ich aber bete den an, der eine solche Produktionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionste Teil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, so daß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott. Mit diesen Worten wollte der Dichterfürst zunächst den bekannten Vertretern einer recht banalen Zweckmäßigkeit widersprechen, die alles Geschehen in der Welt nur nach dem persönlichen Vorteil abschätzen, aber dieser Protest weist uns zugleich unzweideutig die Richtung an, in welcher sich die eigentliche religiöse Stimmung des Menschen erst entwickeln kann. Es handelt sich nicht um begriffliche, ernste Erkenntnis, sondern um Verehrung und Anbetung, somit um Gefühlsregungen. Wundervoll und ergreifend bringt das für Goethes Wesen völlig unzulängliche menschliche Erkennen das Proömion zum Ausdruck:

Im Namen dessen, der sich selbst erschuf,
Von Ewigkeit in schaffendem Beruf,
In seinem Namen, der den Glauben schafft,
Vertrauen, Liebe, Tätigkeit und Kraft,
In jenes Namen, der so oft genannt,
Dem Wesen nach blieb immer unbekannt:
Soweit das Ohr, soweit das Auge reicht,
Du findest nur Bekanntes, das ihm gleicht,
Und deines Geistes höchster Feuerflug
Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug:
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort.
Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort.
Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
Und jeder Schritt ist Unermeßlichkeit.

Digitized by Google

Gott ist der geheimnisvolle Urquell alles Seins und Werdens, die schöpferische Macht, die alles ins Leben ruft, sei es in der Natur, sei es im menschlichen Dasein. Deshalb kann nur törichter Menschenverstand, der die unmittelbaren individuellen Beziehungen und Schranken auch auf das allumfassende Wesen übertragen will, einen künstlichen Gegensatz zwischen Gott und Natur oder zwischen Gott und Mensch konstruieren, wie es der kurzsichtige Deismus tut:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Und damit vergleiche man den pantheistischen Hymnus auf die Natur:

In Lebensfluten, im Tatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben.
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Im übrigen war, um das hier einzuschalten, Goethe offen genug, je nach der besonderen Lage, sich zu verschiedenen Gefühlen und Auffassungen zu bekennen; in diesem Sinne schrieb er an Jacobi: Ich kann für mich bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. In der stärksten Weise enthält aber der bekannte Dithyrambus aus dem Faust eine Ablehnung jeder begrifflichen, und sei es auch noch so metaphysischen Formel in bezug auf das höchste Wesen:

Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimnis,
Unsichtbar, sichtbar, neben dir
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Digitized by Google

Nur vermöge dieser, lediglich durch das Gefühl vermittelten, das Individuum in die kosmische Einheit des Allebens versenkenden und darin auflösenden Begeisterung kann zugleich, wie es ein anderes Lied verkündet, eine tiefere sittliche Befriedigung in des Menschen Herz einziehen:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß.
Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen,
Wird unsrer Kräfte Hochberuf.

Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.
Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden
Zu reinen Sonnen, farb'gen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es gilt, den mörderischen Egoismus zu bändigen, die selbstischen Triebe sittlich zu veredeln, um sich dadurch als wahres Glied einer höheren ethischen Gemeinschaft fühlen zu dürfen. Dahin zielen die Wendungen, die z. B. in folgenden Briefen wiederkehren: Die Existenz aufzugeben, um zu existieren, oder: Soviel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind. (Natürlich sollte damit nicht ein Verzicht auf jede sittliche Arbeit gefordert sein, sondern lediglich auf eine egoistische Abkehr von aller inneren sozialen Zusammengehörigkeit.) Ebensowenig darf diese Anschauung im Sinne eines Eingehens in das Nirwana gedeutet werden, das jede Persönlichkeit vertilgt:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen;
Am Sein erhalte dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.
Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an!

Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
Der ihr, die Sonne zu umkreisen,
Und dem Geschwister wies die Bahn.
Sofort nun wende dich nach innen!
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen:
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Wie in dem ganzen Naturempfinden Goethes sehr erklärlich eine warme pantheistische Stimmung hervortritt (eine ganz eigenartige, mit zarten erotischen Tönen durchwebte Schilderung bietet übrigens der Ganymed), so machen sich auf der anderen Seite wieder konkrete göttliche Eigenschaften geltend, die sein individuelles Bild vervollständigen. Dahin gehört Liebe, Güte, Barmherzigkeit, nie ermattende Gnade, Weisheit und Allwissenheit u. a. Wie es im Faust von der richtigen Stimmung des Menschen heißt, wenn er empfänglich sein soll für Offenbarungen, die aus den unergründlichen Tiefen seines Inneren emporsteigen:

Digitized by Google

Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit jedem ungestümen Tun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun,

so preist anderseits Iphigenie das Walten der Gottheit:

Wie man den König an dem Übermaß
Der Gaben kennt . . ., so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindlich bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte,
Und wehe dem, der, ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod
Genießt.

Und ähnlich:

Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen, über das Meer sie,
Über der Erde weiteste Strecken,
Und wohin es dir gut dünkt, zu tragen.
Weise bist du und siehest das Künftige;
Nicht vorüber ist dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen usw.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weitverbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Es ist bekannt, daß Goethe als die eigentliche Achse seiner Iphigenie die Entsühnung des Orest bezeichnet hat, zwar nicht durch den Mittler im Sinne der christlichen Lehre, aber doch durch den Glauben an die göttliche Gnade und Erlösung von aller Schuld, die auf ein reumütiges Bekenntnis folgt, besonders auch wenn es sich vereint mit einem immer strebenden „Bemühen", so daß es dann heißen kann:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen!
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

Digitized by Google

Deshalb kann sich auch der Gott des armen verlorenen Menschen erbarmen:

Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.
— — — — — — — — — — —
Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Wenden wir uns von diesen allgemeinen Umrissen des Gottesbegriffs nun zum Menschen, so würde es sich zunächst um den rechten Sinn, um die religiöse Stimmung handeln, die für alle Erweckung und Offenbarung auf diesem Gebiete erforderlich ist. In den Göttern spiegelt sich nämlich der Mensch:

Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an,

und ähnlich:

Es höret sie jeder
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt.

Nur wo ein gläubiges Vertrauen herrscht, ein frommer Sinn, nicht ungebärdiger Trotz und vermessenes Streben, kann sich echtes religiöses Leben entwickeln. Anderseits darf es nicht befremden, wenn wir kein bestimmtes Bekenntnis oder irgendeine äußere Formel finden; selbst die grundlegende Eigenschaft des Gemüts, die Frömmigkeit, wird nicht als Zweck bestimmt, sondern als Mittel, um durch die reinste Gemütsruhe zur höchsten Kultur zu gelangen. Etwas spöttisch wird in den Zahmen Xenien die bequeme Methode, sich nur äußerlich mit der Religion und dem Glauben abzufinden, beleuchtet:

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit;
Sie ist zugleich Bequemlichkeit.
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe sich ergeben:
Auf seine eigne Hand zu wandern,
Sich selbst genügen und den andern,
Und freilich auch dabei vertraun,
Gott werde wohl auf ihn niederschaun.

Ja, mit äußerster Kühnheit wird es als ein Ergebnis des reinsten Liebesglückes gepriesen:

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden,
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

Digitized by Google

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.
Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Atem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Nur diese sich selbst gewisse Innigkeit des Gefühls, wie sie in wundervollen Versen die an die kindliche Unbefangenheit und Reinheit des Gemüts sich wendende Botschaft im Faust preist:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß usw.

ist es, die uns auch hier vor frevelhaftem Skeptizismus und Anarchismus und anderseits vor lauem Indifferentismus und vor geistiger Erstarrung schützt. Denn es ist Überhebung und Torheit zugleich, meinen zu wollen, daß uns hier ein logisches, wohl gar auch beweisbares Erkennen aus aller Not und Bedrängnis hülfe. Der Glaube ist es vielmehr, der uns allein erretten kann:

Heil den unbekannten Höhern Wesen, Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch; Sein Beispiel lehr' uns Jene glauben.

Klar und deutlich sind die Grenzen zwischen wissenschaftlicher Erfahrung und dieser religiösen Welt abgesteckt: Das schönste Glück des denkenden Menschen ist es, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Mögen die Menschen Gott auch ewig suchen und zu schauen hoffen, sie können Gott nur ahnen und nicht schauen, ihn nur aus seinen Manifestationen erraten. Und ähnlich: Der Mensch ist nicht geboren, die Probleme der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem anfängt, und sich alsdann in der Grenze des Begreiflichen zu halten. Und mit einer Ausbiegung auf das ethische Gebiet, auf das Handeln, auf die rechtschaffene, reine, immerfort betätigte Gesinnung: Ich glaube an einen Gott, das ist ein schönes, biblisches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden. Diese schrankenlose Anerkennung des göttlichen Willens bei allem Streben führte Goethe zumal bei dem Studium der altorientalischen Dichtkunst zu dem Verzicht auf alles eigenwillige Wünschen und Begehren, zu einer ernsten Entsagung und Ergebung, so daß er einmal an Willemer schrieb: Früh oder später müssen wir alle uns zu einem religiös vernünftigen Islam bekennen. Oder wie es im West-östlichen Diwan lautet:

Digitized by Google

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
Im Islam leben und sterben wir alle.

Dies Gefühl war gerade damals, als die äußeren Verhältnisse höchst unerquicklich für den Dichter sich gestalteten und ihn zu stiller Einkehr aufforderten, mächtiger denn je, so daß er im Eingang des Diwans sagt:

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen usw.

— ein Zug, dem Goethe um so lieber folgte, als die patriarchalische alttestamentliche Welt ihn von jeher sehr angezogen hatte.

Ein sehr wesentliches, mit der Frömmigkeit und Ergebung unmittelbar im Zusammenhang stehendes Element der Goetheschen Religiosität ist sodann die Ehrfurcht, die in Wilhelm Meisters Wanderjahren (II. Buch, 1. Kap.) bekanntlich eine ausführliche Begründung erfahren hat. In unvergleichlicher Plastik wird diese natürliche Regung des menschlichen Gemüts göttlicher Erhabenheit gegenüber in den Grenzen der Menschheit gefeiert:

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sät,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.
Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
usw.

Im Wilhelm Meister setzt sich der Altmeister insbesondere mit dem Christentum auf Grund des oben erwähnten, nach einer dreifachen Beziehung betrachteten Begriffs auseinander. Unser Bekenntnis gründet sich nämlich auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist: Wir nennen sie die christliche Religion, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehört dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, sondern auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Förderniſse zu verehren und lieb zu gewinnen! H. Siebeck setzt in einem vortrefflichen Buch: Goethe als Denker (Stuttgart 1902), das wir hiermit nachdrücklich empfehlen, hinzu: Diese Religion kann, da sie einmal erschienen ist und sich göttlich verkörpert hat, nicht wieder verschwinden. Die wahre Religion im höchsten Sinne aber bildet auch sie nur im Verein mit den beiden andern Arten. Denn aus den drei Ehrfurchten zusammengenommen entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so daß der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, ja, daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden (S. 169). Das Christentum war für Goethe zwar die höchste, aber nicht die absolute Religion, auch sie

Digitized by Google

war für jeden noch einer Vertiefung und Verinnerlichung fähig und bedürftig, wie sie in dem Fragment gebliebenen Mysterium „Die Geheimnisse" geplant war. So sehr sich der allem äußeren Zwang abholde Denker auch gegen alles Dogma und jede Observanz ablehnend verhielt, so sehr er gelegentlich, namentlich nach der italienischen Reise, den Standpunkt des „alten Heiden" herauskehrte, so scharf er, rein ästhetisch genommen — so in der Braut von Korinth — die Rechte der freien Kunst gegen asketische Versklavung und Ertötung in Schutz nimmt, so war er doch viel zu weitsichtig und unbefangen, in dieser Hinsicht einem ungeschichtlichen Radikalismus zu verfallen. Dagegen zeugt schon ausreichend die liebenswürdige Darstellung des Pietismus, wie wir ihn in den Bekenntnissen einer schönen Seele verklärt finden. Aber er war auch von dem Voltaireschen Fanatismus, der sich in dem bekannten Ausruf bekundete: écrasez l'infâme, nicht minder weit entfernt, sondern erkannte, wie aus der folgenden Darstellung zur Genüge hervorgehen dürfte, die kulturhistorische Bedeutung der katholischen Kirche unumwunden an: Es gibt zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es gibt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbe bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohltätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit vielen wohl werde. Dadurch daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und in diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk. . . . Übrigens echt oder unecht sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwicklung dient! Und was ist unecht als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht bringt, wenigstens keine gute. . . . Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus. Denn sie ist gleichfalls eine

Digitized by Google

Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich bete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes an, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe. . . . Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unserer fortschreitenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegnadeten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinaus kommen. (Gespräche mit Eckermann 11. 3. 1832.)

Auch die Idee der Unsterblichkeit wurde für Goethe ein religiös-ethischer Glaubenssatz, aber wiederum waren es bezeichnenderweise nicht metaphysische Gründe in erster Linie, die den Ausschlag gaben, sondern praktische, sittliche Momente. So schreibt er: Mir entspringt die Überzeugung von unserer Fortdauer namentlich aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag. K. Trost, der eine hübsche Untersuchung über die religiöse Weltanschauung Goethes veröffentlicht hat (Goethe und der Protestantismus des 20. Jahrhunderts, Berlin, A. Duncker, 1902), begleitet diese Erklärung mit folgenden Worten: Der subjektiv-anthropomorphistische, ja bei starken Menschen rein persönliche Ursprung unserer Vorstellungen vom Übersinnlichen springt nirgends so deutlich in die Augen, wie bei den Ideen oder Phantasien über das Jenseits. Wenn der Jude, der Mann der Gesetzesreligion, sich zur Idee einer Fortdauer auf himmlischen Gefilden erhob, so erblickte er dort die Koryphäen seines Volks und seiner Kultur sitzend auf Stühlen und richtend die zwölf Geschlechter Israels. Ein ewiges, seliges Gottschauen war die Hoffnung der Christen aus der Apostelzeit. Unsere germanischen Vorfahren hofften im himmlischen Walhalla von Ewigkeit zu Ewigkeit den Eber zu hetzen und dann, beim Verzehren der Jagdbeute, sich ohne Ende in Met zu berauschen. Die mohammedanischen Orientalen schwelgen in der Erwartung ewiger Haremsfreuden, Goethe in Gedanken an eine durch die Äonen fortgesetzte rastlose geistige Arbeit und Produktion. Ohne Phantasiezutat hat Goethe seine Unsterblichkeitsgedanken am adäquatesten in dem Gedicht ausgedrückt:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt usw. (bei Trost S. 57).

Digitized by Google

Oder in etwas anderer Färbung: Ich zweifle nicht an unserer Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren (die Vollendung ursprünglicher Keime und Anlagen, ein wichtiger Begriff der aristotelischen Philosophie). Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestieren, muß man auch eine sein. Es ist also nicht der bloße moralische Wert, das ethische Axiom Kants, das hier entscheidet, sondern mit dem allgemeinen Prinzip auch der Gedanke von der persönlichen Entwicklung und ihrer Vollendung, der hier zum Ausdruck gelangt. Das spezifisch Menschliche, das rein rationale Prinzip erhält seine Stütze durch eine das ganze Sein umfassende naturphilosophische Perspektive. In besonderer mystisch-religiöser Weihe erscheint diese Idee der höchsten Vollkommenheit am Schlusse des Faust (II. Teil), wo es heißt:

Vom edlen Geisterchor umgeben,
Wird sich der Neue kaum gewahr;
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heil'gen Schar.

Sieh! wie er jedem Erdenbande,
Der alten Hülle sich entrafft,
Und aus ätherischem Gewande
Hervortritt erste Jugendkraft!

Es ist im letzten Sinne der für Goethes ganze Weltanschauung bedeutsame Gedanke von dem unerschöpflichen Wert der Persönlichkeit, der für die Unsterblichkeit entscheidend ist; denn die Persönlichkeit ist, wie er zu Eckermann sagte, in der Poesie und in der Kunst alles. Allbekannt sind die Worte:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Jedes Leben sei zu führen,
Wenn man sich nicht selbst vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe, was man ist.

Dann stellt sich für unsere Betrachtung einer solchen organischen Entfaltung auch die Ehrfurcht ein, wie es in den Wahlverwandtschaften heißt: Wir betrachten mit Ehrfurcht ein Gemüt, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwicklung dieser Empfängnis abwarten muß, und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann. Das ist ganz besonders bei den genialen Naturen der Fall, die, wie Goethe zu Eckermann äußerte, eine wiederholte Pubertät erleben, während andere Leute nur einmal jung sind.

Dies sind etwa, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, die wesentlichsten Elemente der Goetheschen religiösen Weltanschauung. Es wird jetzt einleuchten, wenn wir früher bemerkten, daß sie nicht rationalistisch angelegt sei, sondern gefühlsmäßig, obschon gegenüber aller mystischen Schwärmerei immer die unmittelbare Beziehung auf das sittliche Leben gewahrt bleibt. In dieser Hinsicht ist besonders die Idee der Ehrfurcht, die vor allem unser Gemüt und dann freilich auch unseren Willen anregt, nach beiden Seiten hin bedeutungsvoll. Die pantheistische Färbung des Gottesbegriffs, wie sie namentlich in der Naturanschauung und Empfindung, bisweilen mit ungehemmter Stärke, hervortritt, erhält unzweifelhaft ihr eigentliches Gepräge von der das ganze All und das menschliche Leben durch-

Digitized by Google

flutenden Liebe, die in verschiedenen Nuancierungen, wie wir sahen, im Gegensatz zu dem sonst verehrten Spinoza wiederkehrt. Und nicht minder erscheint darin ebenfalls ein starker Kontrast, daß Goethe von einem die Persönlichkeit vernichtenden Pantheismus nichts wissen wollte, sondern umgekehrt, wie für Poesie und Kunst, so vollends für Leben und Weltanschauung in der eigenartigen Individualität den Grund- und Eckstein jeder Entwicklung, auch jeder befriedigenden Erklärung sah. Das gilt auch von der göttlichen Substanz selbst, die er eben nicht nur als Allgegenwart im Kosmos feierte, sondern unmittelbar als Persönlichkeit, wenn auch im übertragenen, erweiterten Sinne, mit Demut und Ehrfurcht verehrte und anbetete. Sicherlich war der große Dichter kein orthodoxer Christ, aber es ist doch anderseits bezeichnend, wie vorurteilsfrei er die sittliche Erhabenheit des Christentums und einiger Glaubenslehren anerkannte, und wie er bemüht war, in einer etwas freieren Umbildung viele dieser Dogmen für sich fruchtbar zu machen. Das würde sicherlich nicht geschehen sein, wenn er hierin nur tote, völlig überwundene Momente gesehen hätte, vielmehr war es ihre ethische Bedeutung, die für ihn hierbei in Betracht kam. (Vgl. des Verfassers „Grundzüge der Lyrik Goethes". Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1900.) Daß er sich freilich bei aller oft betätigten zarten Rücksichtnahme auf den Glauben anderer das Recht persönlicher Stellungnahme wahrte, liegt auf der Hand — die Toleranz erhält erst Sinn und Wert, wenn sie wechselseitig geübt wird, und so möge denn das Bekenntnis des auf der Höhe des Lebens stehenden, auf den reichsten Gehalt eines vielbewegten, rastlos tätigen Daseins zurückblickenden Dichters, als er sich des freilich gut gemeinten, aber doch recht törichten Bekehrungsversuches seitens der Gräfin Stolberg erwehren mußte, den Schluß dieser Skizze machen: Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus doch dankbar, wenn auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dies Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste geblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, solange es Tag für uns ist, für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben.

Digitized by Google

Abends bei Goethe.

Von

Walter Domansky.

Die Abendsonne sank, und in dem Zimmer,
Wo Goethe seine Geisteswerke wirkte,
Da flammten nunmehr auf dem runden Tische
Zwei Kerzen auf, obwohl vom offnen Fenster
Der Rest des Tageslichtes noch hereinfiel.
Jedoch, im Dämmerlicht konnt' man nicht lesen,
Auch nicht in Mappen Bilderschätze sehen,
Und darum mußte Licht der Diener bringen.

Am Tische saß der Dichterfürst von Weimar,
Schon angetan mit weiß flanellnem Schlafrock,
Auf dem das Licht der Kerzen freundlich glänzte,
Und gegenüber Eckermann, Vertrauter
Und Werkgenosse an so mancher Arbeit.
Gar vielerlei kam auch an diesem Abend
Dort zwischen jenen beiden noch zur Sprache
Aus all den unermessenen Gebieten
Von Kunst, Natur und schönen Wissenschaften.
Freund Eckermann erzählt' dem greisen Goethe,
Man hätte ihm ein Nest mit Grasemücken
Gebracht nebst einem von den beiden Alten,
Den grausam auf der Leimrut' man gefangen.
Nun hätt' der Vogel nicht allein im Zimmer
Auch ferner seine Jungen noch gefüttert,
Nein, freigelassen aus dem offnen Fenster
Wär' zu den Jungen er zurückgekehrt.
Und solche Elternliebe, überwindend
Gefahren und Gefangenschaft, die hätte
Gar innig ihn gerührt und in Erstaunen
Gesetzt, das wollt' er Goethen doch erzählen.
Und Goethe mit bedeutungsvollem Lächeln
Versetzte drauf: „Wenn Ihr an Gott nur glaubtet,
So würdet Ihr Euch darum nicht verwundern.
Beseelte Gott nicht jenen kleinen Vogel
Mit diesem Triebe gegen seine Jungen,
Und ginge nicht das Gleiche durch das Leben
In der Natur, die Welt könnt' nicht bestehen!
So aber ist die Gotteskraft verbreitet
Allüberall, und ebenso auch wirksam,
Wohin man immer sieht, die ew'ge Liebe."

Der Dichter schwieg, und Eckermann, ergriffen
Noch von der Wahrheit dessen, was er hörte,
Erhob sein Glas, gefüllt mit edlem Rheinwein,
Und trank dem Alten zu, ganz ohne Worte,
Indessen über'n Wein hin seine Blicke
Nur in des Dichterfürsten Augen ruhten.

Digitized by Google

Der Mittag.

Idylle von Henry Greville.

Die Sonne steht hoch am Himmel, so hoch, daß die großen Hecken keinen Schatten mehr werfen. Die ermatteten Herden haben sich inmitten der Wiese ins Gras gelegt und schlafen unter der glühenden Hitze einen bleiernen Schlaf.

Die Vögel, die sich im Laubwerk versteckt haben, warten dort ruhig, bis die große Stunde, die feierliche Stunde des Mittags vorüber sei. In der Ferne ruht auch die Ernte; kaum daß eine Windwelle über die goldenen Ähren streicht und der ungeheuren Ebene eine mattere Farbengebung verleiht.

Das ist auf dem Lande die Zeit der Ruhe für alle, die seit Tagesanbruch bei zunehmender Hitze im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet haben. Sie rasten jetzt, und alles rastet mit ihnen. Nur die Heuschreckengrille und die Lerche bewegen unermüdlich ihre Flügel. Die eine verkündet in der Ackerfurche, die andere im weiten Äther, auch während dieser drückenden Stunden, ewig reges Leben.

Auf dem sanften, blauen Meer nicht eine Welle; ein rötliches Segel zeigt sich, aber so fern, daß es unbeweglich scheint. Die großen Möwen mit den weißen Flügeln schlafen in den Felsenhöhlungen; der grasige Abhang glänzt in der Sonne wie ein smaragdener Panzer; die hohen Farrenkräuterbüschel neigen sich von Zeit zu Zeit und zeigen ihre helle Rückseite den am Wege vorüberkommenden scheuen Tieren.

Überwunden von der drückenden Hitze sind die Schnitter im Schatten der hohen Kornschober eingeschlafen; ihr langsames Atmen hebt in gleichmäßiger Bewegung ihre breite Brust; etwas weiter von ihnen entfernt haben sich unter dem zarten Schirmdach einer jungen Esche die Frauen gesammelt, den Schatten zu genießen — sie schlafen einen weniger tiefen Schlaf. Eine von ihnen, etwas abseits sitzend, hat den Kopf geneigt und gegen den grünenden Abhang gelehnt; sie hat die Augen geschlossen und scheint von irgend-

Digitized by Google

einem unantastbaren Glück zu träumen, das in der goldenen Luft zwischen Himmel und Erde schwebt.

Ein Geräusch, etwas wie ein Seufzer läßt sich in der Richtung des Zaunes vernehmen.

Die Schläferin schlägt die Augen auf, ohne sich zu rühren.

Sie kennt das Gesicht wohl, das sich über den bemoosten Holzsteg ihr zuneigt; sie kennt sie wohl, die Augen, welche ihr die Seele, den Willen und zuletzt ihr ganzes Wesen geraubt haben — die blauen Augen des Verlobten. Nur durch den Raum, in welchem einer Flamme gleich die überhitzte Luft zittert und zum Himmel steigt, getrennt, sehen sie sich unverwandt an, ihr ganzes Sein ist in einen Glanz der Freude getaucht gleich dem Glanz des Lichtes, der die Erde überflutet; dann steht das Mädchen langsam auf und geht dem entgegen, der sie erwartet. Er öffnet geräuschlos das Gatter — sie schreitet hindurch — dann schließt er es wieder; nichts im friedlichen Feld war unruhig geworden, auch die Schläfer erwachten nicht.

Wie schmal und dunkel der Hohlweg erscheint, über den sich die Zweige der Hecken wie ein Gewölbe kreuzen, im Vergleich zu der leuchtenden Weite des Kornfeldes! Sie steigen in das liebliche Tal nieder, wo die Wasser rauschen, dann steigen sie die entgegengesetzte Anhöhe wieder hinauf. Hinauf oder hinab, was verschlägt das ihnen? Sind sie nicht beisammen? Werden sie nicht jetzt immer beisammen bleiben bis ans Ende des Lebens? Die Wege werden ihnen bald sanft und mit Moos begrenzt erscheinen, bald rauh und holperig wie der Abhang, den sie mühsam erklimmen; aber sie werden jetzt, so immer ihre Hände in holder Eintracht verschlungen halten, während ihre Augen sich in die Tiefen ihrer Seelen senken.

Sie haben lange gewartet; die erste Jugendblüte war ihnen vorübergegangen, sie ist abgestreift worden im Kampf und im Kummer des Harrens; was kümmert sie das heute angesichts des Glückes, das sie verstummen macht!

„Morgen!" sagt er, indem er ihre zitternde Hand fester drückt.

„Morgen!" erwidert sie.

Sie haben die Höhe des steilen Abhanges erreicht — der Hohlweg bietet ihnen keinen Schatten mehr — und sind an ihrem Feld, wo die Sichel noch nicht tätig war, angelangt; die goldene Weite breitet sich ins Unendliche aus; dahinter das Meer blau und ohne Grenzen; darüber der Himmel, in dem sich der Blick verliert . . .

Sinnend betrachten sie ihr Gut; künftig werden sie zusammen auf dem Boden ihrer Väter, der ihnen jetzt zu eigen ist, säen und ernten. Und aus dieser warmen Erde wird der gesunde Duft des reifen Kornes zur Sonne aufsteigen . . .

Das Leben gehört ihnen in seiner ganzen Vollkraft. Ohne tolle Träume, ohne leidenschaftliche Hoffnungen, in der Hochachtung vor der Pflicht und der Liebe zur Arbeit schreiten sie langsam, glücklich und feierlich in der Mittagssonne dahin.

Digitized by Google

Neue Frauen-Lyrik.

In einer Zeit, in der wir täglich mit so und so viel Büchern, Zeitschriften und Broschüren überflutet werden, kann ein Autor von großem Glück sagen, wenn ihm ein zufälliger Umstand zu Hilfe kommt, der ihm von vornherein die Beachtung eines Leserkreises sichert. In dieser glücklichen Lage ist die Verfasserin eines unlängst erschienenen Bändchens Poesien, das den Titel trägt: „Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen!“ Gedichte von Therese Köstlin. (Stuttgart, Verlag von Max Kielmann.) — Was unsere Aufmerksamkeit sofort erregt und uns zum Lesen des Büchleins ermuntert, ist der Name der Dichterin. Denn der Name Köstlin gehört zu den meist genannten der Gegenwart, und seine Träger, Mitglieder einer Familie, haben Künste und Wissenschaften gefördert. Therese ist die Tochter von Heinrich Adolf Köstlin, dem Gießener Professor der Theologie, der auch unter die hervorragenden Musikschriftsteller gehört. Ihr Großvater mütterlicherseits ist kein geringerer als Karl Gerok, der „Dichter der Palmblätter“ und anderer geistlicher und weltlicher Gesänge; ihre Großmutter väterlicherseits ist die geniale Liederkomponistin Josephine Lang. Und auch der Gatte dieser, der bedeutende Jurist Christian Reinhold Köstlin, ist ein unter dem Namen C. Reinhold bekannter Dichter und Erzähler geworden. Doch obwohl ich nach alledem an die poetischen Leistungen der Enkelin mit etwas hochgespannten Erwartungen herangetreten bin, eine Enttäuschung ist mir erspart geblieben.

Wilhelm Raabes Worte: „Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen!“ hat der jungen Dichterin zum Titel und zugleich zur Einteilung ihres Buches gedient. Was alles in der großen Welt draußen sein Wesen treibt und was ein frommes Gemüt in der Stille empfindet und erlebt, dies also, von der Poesie wiedergeboren, findet der Leser in dem Büchlein, und findet es in reicher Mannigfaltigkeit und in einer Sprache, die durch ihre edle Einfachheit wirkt und ergreift. Da ist nirgends etwas Gesuchtes oder Berechnendes im Ausdruck, auch keine verbrauchten oder an Vorbilder erinnernden Wendungen, wir haben nur den schlichten Erguß eines tiefen und zarten Gemüts, so daß man wie bei jedem wahren Dichter auch bei Therese Köstlin den Eindruck bekommt: ihre Lieder sind nicht „gemacht“, sondern gleichsam von selbst entstanden

Digitized by Google

in ihrem Geist — „schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick". Mir hat in dem ganzen Buch auch nicht ein einziger Vers, sei es durch falsche Rhetorik, sei es durch andere Geschmacklosigkeiten, Befremden erregt, dagegen ist mir die treffende Kürze des Ausdrucks und manche Neuheit desselben angenehm aufgefallen. Wie schlagend und eindringlich wirkt z. B. die Schlußzeile des kleinen Gedichts „Kontrast" (S. 24):

Außen knisternde Seide,
Sammet und Goldgeschmeid;
Drin einer hungernden Seele
Lebenverzehrendes Leid.

Außen Lächeln und Nicken,
Innen schluchzendes Weh;
Außen Scherz und Getändel,
Innen Gethsemane!

Wie alle Lyriker besingt auch Thereſe Köstlin die Natur. Frühling, Sommer, Herbst mit ihren bunten Erscheinungen entlocken auch ihrer Leier liebliche Klänge, und das so unendlich oft Besungene tritt uns bei ihr doch wieder in einer neuen Herrlichkeit entgegen. Auch ein anderer Dichter hätte das „Herbstlied" (S. 14) nicht wirkungsvoller machen können:

Leise rinnt der Regen
Aus dem Wolkengrau,
Nebelschleier sich legen
Auf die müde Au.

Aus dem dunkeln Meere
Der Vergangenheit
Steigt in düstrer Schwere
Längst vergeßnes Leid,

Geht im schwarzen Kleide
Halbverweht vom Wind;
Über die stille Heide . . .
Leis' der Regen rinnt.

Bei weitem die meisten Gedichte zeichnen sich durch Gedanken aus, die ohne aufdringliche Absicht eingestreut sind und immer die edle, religiös-sittliche Grundstimmung unserer Sängerin widerspiegeln. Wenn sie uns in der „Frühlingsmahnung" (S. 9) zuerst lustig ins Freie hinausjagt, mahnt sie uns zum Schluß:

Und gestärkt zu neuem Schaffen
Lenke heimwärts dann den Schritt,
Aber nimm in deinem Herzen
Auch ein Stückchen Himmel mit.

Aber sie liebt die Natur nur in ihrer reinen unverfälschten Schönheit, die leider nur noch selten zu finden ist. Das Gedicht „Der Waldfee Klage" (S. 38) wird allen denen aus tiefster Seele gesprochen sein, die die märchenhafte Poesie des Waldes zu ihrem Leidwesen immer mehr dahinschwinden sehen durch die Störungen unsres industriellen Lebens, durch Eisenbahnen, Zweiräder usw.

„Auf den Gassen" stoßen unserer Dichterin natürlich auch die Armen und Verlassenen auf, und sie gibt ihrem freudlosen Dasein ergreifenden Ausdruck. Ich erwähne nur das Gedicht „Schattenpflanzen" (S. 24), das auch ein Beispiel dafür ist, wie treffend sie ihre Gedanken an äußere Vorgänge anknüpft: Die im dunklen Schatten lebenden Pflanzen schauen die im hellen Sonnenlicht blühenden Schwestern mit heißer Sehnsucht an; dann heißt es weiter:

Dunkel ist das Leben derer,
Die nur Nacht und Elend sahen,
Nimmer dürfen sie den edlen
Lichtentsproßnen störend nahen.

Ach, daß aus dem Reich der Sonne
Einmal in das düstre, feuchte
Reich des Schattens nur ein Lichtstrahl
Freundlich und veredelnd leuchte!

Sonnenkinder, Sonnenkinder,
Wollt ihr kalt vorübergehen,
Wenn um einen Strahl der Liebe
Stumm die Schattenkinder flehen?

„Auf den Gassen" dieser bunten Welt entdeckt das scharfe Auge der Dichterin noch vielerlei andere Gestalten. Da ist beispielsweise das „Sonntagskind" (S. 19), eines jener einsamen Wesen, die in einer andern Welt ihre Hei-

Digitized by Google

mat haben und denen diese Erde ewig eine Fremde bleibt. Ein andere Art Träumerin wird uns dagegen in dem prächtigen „Dorfidyll“ (S. 8) vorgeführt:

Annelies, die blonde Kleine,
Schläft auf einem grauen Steine
In dem Feld bei Sonnenschein
Unter ihren Schafen ein.

Annelies, die blonde Kleine,
Ist, o Wunder, plötzlich eine
Königin im Purpurkleid;
Hei! Wie blitzt ihr Goldgeschmeid!

Annelies, die blonde Kleine,
Trägt von funkelndem Gesteine
Eine Kron' im Lockenhaar . . .
Grüßend naht des Volkes Schar.

„Kleine Dirn, wer heißt dich schlafen?
Faulpelz, flugs zu deinen Schafen!“
Von dem Throne hüpft geschwind
Annelies, das Hirtenkind.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der erste Teil auch zahlreiche erzählende Gedichte enthält, die, wie „Die Brüder“, „Wilddiebs Kind“, „Jung Irmgard“, „Der Schatzgräber“, „Grace Darling“, „Burenrache“ u. a., ein hervorragendes Talent der Dichterin zur Ballade und Romanze zeigen.

Von den Gedichten der zweiten Abteilung: „Sieh nach den Sternen!“ können wir wohl sagen, daß sie uns mit dem Glaubensbekenntnisse von Therese Köstlin, mit ihrer religiösen Weltanschauung bekannt machen. Diese mit ihrem tiefen Gehalt wird den Leser ungemein sympathisch berühren, der von engherzigem Konfessionalismus wie von seichtem Aufklärertum gleichweit entfernt ist. Neben der Gedankenfülle fällt hier am meisten der sittliche Ernst, die Frühreife des religiösen Innenlebens bei einer so jugendlichen Dichterin auf, eine bereits völlig abgeklärte, selbst errungene und auf dem Boden des reinen Evangeliums fußende Lebensauffassung. So schön diese Welt auch ist, es gibt noch eine schönere (S. 85):

Ach, ein Schatten von dem ewig Schönen
Ist die frühlingsgrüne Erde nur.

So sehr die Dichterin das Reich ihrer Träume und Märchenwunder lieben mag, sie verweilt nicht darin, sondern eilt lieber „den Höhen zu“ (S. 95):

Nicht im Zauberreich der Träume,
Wo im Schatten dunkler Bäume
Wundersame Quellen springen,
Süße Märchenweisen klingen,
Findet meine Sehnsucht Ruh'.

Durch Gestrüpp und Dorngehege
Führen viel verschlungne Wege
Dahin, wo auf stolzen Höhen
Reine Morgenlüfte wehen —
Und den Höhen eilt sie zu.

Und das höchste Gut ist ihr ein kindliches Gemüt mit reinem Herzen, das sie in innigem Gebet von Gott erfleht (S. 101):

Die zarten Seelen,
Die reinen Toren
Blicken mit großen
Kindlichen Augen
Ins unabsehbare
Meer des Lichtes.
Die reinen Herzen,
Sie schauen Gott.

Urquell des Guten,
Vater der Wesen,
Eins nur erfleh' ich
Von deiner Allmacht:
Versage mir alles
Und gib mir dies eine:
Ein Kindesauge,
Dein Licht zu sehen.

Auf die zweite Abteilung folgt noch ein Anhang, dem ich die schönen Strophen an den von Therese Köstlin hochverehrten Wilhelm Raabe entnehmen will, Strophen, die auch ihre eigene grunddeutsche Gesinnung durchschimmern lassen: „Zu Wilhelm Raabes 70. Geburtstag“ (S. 117).

Die deutsche Seele, wie sie lacht und weint,
Ihr starkes Sehnen, ihr verborgnes Träumen,
Ihr jugendfrohes, keckes Überschäumen,
Ihr schalkhaft Necken, das so treu es meint, —

In Tönen voll und rein, wie je sie klangen,
In Tönen, drin wir selber uns erlauschen,
Wie in des Walds geheimnisvollem Rauschen:
In deiner Dichtung nimmt sie uns gefangen.

Digitized by Google

„Vergeß' ich deiner, o mein deutsches Land,
So wolle Gott vergessen meiner Rechten!"
Wir rufen's laut, von deinem Wort gebannt.

Und dies Gelöbnis, drin du alle Echten
Geeinigt, wo auch ihre Wiege stand:
Es sei der Kranz, den wir dir heute flechten!

Den Schluß des Buches bilden einige Übersetzungen aus dem Englischen, oder besser gesagt freie Nachdichtungen, denn sie lesen sich nicht wie Übersetzungen. —

Schon aus den wenigen, ganz beliebig herausgegriffenen und hier mitgeteilten Proben wird der Leser bemerkt haben, daß Therese Köstlin kein einseitiges, sich in engem Kreise bewegendes Talent ist, daß sie vielmehr fast alle Natur- und Lebensvorgänge mit ihrer Poesie zu vergolden weiß.

Dr. Max Friedrichs.

* * *

Eine anscheinend junge Dichterin ist auch Marguerite Wolf, die ihren Gedichtband „Frühling" betitelt. (Straßburg i. E., Druck und Verlag der Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, 1904, 96 Seiten. Mit Buchschmuck von Marga Bretzl. Mk. 2.—.) Sie schaut mit zärtlicher Liebe und sinnigem Deuten der Natur ihrer schönen Waldheimat in das unergründliche Auge. Und in diesem Schauen und Träumen liegt der Reiz, der aus vielen ihrer Gedichte strömt. Ihr Gebiet ist groß: es ist die Natur und die Welt des Herzens — und ihr Gebiet ist klein: weil sie noch nicht darüber hinaus kann. Sie haftet noch zu sehr am Gegenständlichen; sie sieht das Symbolische in Herz und Welt, weiß es aber noch nicht zu deuten und deutend in eine höhere Perspektive zu heben. Freudevoll singt sie mit dem Duften und Raunen und Regen, wenn sie auf frühlingsnassen Pfaden schreitet, dem jungen Tage entgegen: auch ich werde meinen Frühling finden! Und am Waldesbaum steht sie und muß an seinen weißen Stamm

Die junge Stirne lehnen
Und lauschen, wie so wundersam
In braune Knospen zitternd kam
Ihr eignes dunkles Sehnen.

Aber aus ihres Lenzes Sehnen wird sich die junge, vielversprechende Dichterin zu einer klaren Anschauung hindurchringen müssen, um uns mit Früchten zu erfreuen, wie sie das annoch junge Bäumchen ihrer Kunst verheißt, an dem jetzt nur „weiße Blüten herniederregnen — zaghaft, ohne Laut — traumselig, wie vom Antlitz einer Braut die Schleier niederwallen". Aber sie hört, wie sie im Niederwehen „die reiche Frucht verheißen". Und darauf zu hoffen, berechtigt uns diese erste Talentprobe der jungen Dichterin.

Ebenfalls eine verheißende Talentprobe sind die „Stillen Lieder" von Hedwig-Julia. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Ein feines Ohr für Form und Rhythmus bekundet die Dichterin in „Venedig" — „Nachtgedanken" und „Abschiedsworte".

Ein düsterer Grundzug weht durch die Gedichte von Nathalie von Oldenburg (Großenhain und Leipzig', Baumert & Ronge, 1903). Trübe Schicksale müssen es sein, die den dunklen melancholischen Ton verschulden, der durch die meisten Verse der Dichterin klingt und bebt. „Meinen Toten" ist das Buch gewidmet.

Du, süßes Gift der Einsamkeit,
Dringst immer tiefer in mein Wesen.
Nicht leb' ich mehr in dem, was ist,
Nur noch in dem, was einst gewesen,

Digitized by Google

singt sie in resignierendem Bescheiden. Alles, was sie schaut und erlebt, färbt sich ihr in Todesstimmung um.

Ich reite durch den stillen Wald,
Wo morgen schon die Axt erschallt.

Vergänglichkeit, wohin ich schau' —
Schnee im Gewölk, der Himmel grau.

Es pfeift ein trübes Sterbelied
Der Wind, der durch die Kronen zieht.

Auch mich greift kalt des Todes Hand
Und zieht mich fort ins Schattenland.

Obwohl man der Dichterin nicht das Talent absprechen kann, ihre Gedanken und Empfindungen in wohlklingende Formen und Rhythmen zu gießen, darf doch nicht ungesagt bleiben, daß diese Leichtigkeit des Schaffens häufig genug Gebilde ans Licht fördert, die ganz ins Bereich des Dilettantismus fallen. Bevor Nathalie von Oldenburg ein zweites Werkchen auf den Markt bringt, muß sie noch strengste Selbstzucht üben lernen; vielleicht gelingen ihr sonnigere und lebensfrohere Strophen besser, als die pessimistisch-durchtränkten in vorliegendem Buche. Sie wird damit auch eher, wenn auch nicht auf Erfolg, so doch auf freundlichere Beachtung rechnen dürfen; denn es ist nicht jedermanns Sache, mehr als hundert Gedichte zu genießen, die in allen möglichen Molltonarten von Tod und Vergehen, von Sterben und Verwelken reden und ein auf die Dauer unerfreuliches Thema in ewigen Wiederholungen variieren.

Alice Berends Büchlein „Allerhand Poeterei" (Berlin, Verlag Harmonie, 72 S.) weist einzelnes auf, das Anmut und Frohlaune zeigt; dagegen verspricht Anna Behnisch-Kappstein mit ihren von Rosegger befür- oder bevorworteten „Wanderkameraden" (Eisenach, Thüring. Verlagsanstalt 100 S. Mk. 1.—) und Luise Koch mit ihren „Gedichten" (Wien, Lyrik-Verlag, 54 S.), für die Zukunft wohl mehr.

Interessant sind Miriam Ecks Gedichte „Im Herbst". (Berlin, Schuster & Löffler.) Obwohl man vielen dieser Ergüsse die Arbeit des Entstehens nachschmeckt, — etwas Schwulst und Schwere haftet den meisten daher an —, so ist der Dichterin Art und Wesen doch gesund. Ihre Bildlichkeit zeigt Kraft gepaart mit Anmut; vieles ist von leiser innerlicher Musik getragen. Alles in allem eine Probe eines starken, dabei feinen Talentes!

Über M. E. delle Grazie, von deren gesammelten Werken mehrere Bände (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1903) vorliegen, ist bei dieser Gelegenheit nichts Neues zu erwähnen: sie ist als die starke Rhetorikerin, Denkerin und Schilderin bekannt, Eigenschaften, die sie durch ihre Erzählungen „Liebe" (ebenda 1903) erst unlängst erhärtet hat.

Die neuen Gedichte der Mathilde Gräfin Stubenberg „Eisblumen" betitelt (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1903), verraten zarte Empfindung, sind aber nach Form und Inhalt zu wenig bedeutend, um auf Beachtung Anspruch machen zu können. Ich hatte nach dem Erscheinen ihrer „Gedichte" (Dresden, E. Pierson, 1900, mit einem Vorwort von Stephan Milow) größere Hoffnung auf ihre Entwicklung gesetzt; aber es enttäuschte mich sowohl das inhaltsdürftige Epos „Gabriel von Herrenburg" (Paderborn, Ferd. Schöningh), als auch die vorliegende Sammlung.

Richard Zoozmann.

Digitized by Google

Zwei Tote.

Wilhelm Jordan und Karl Weitbrecht sind in diesen Sommertagen zu Grabe gegangen, jener in der Fülle des Alters, dieser noch auf der Höhe des Lebens: denn das Werk des 56jährigen Schwaben war noch nicht abgeschlossen. Gerade jetzt vielmehr regte sich der Stuttgarter Ästhetiker, wenn ich recht empfinde, noch einmal zu rüstiger Schaffensfrische. Die literarische Zeitstimmung war ihm gemäßer, als in den bösen Tagen der naturalistischen Alleinherrschaft. Neue Seiten seines Wesens hätte er natürlich nicht mehr entfaltet; aber er hätte auf ästhetisch-kritischem Gebiete doch vielleicht noch manch gesundes und beachtenswertes Wort gesprochen.

Was ich seinerzeit bei Wilhelm Jordans 80. Geburtstag über den greisen Dichter geschrieben (Türmer 1899, S. 535), bedarf heute keiner Erweiterung mehr. Dieser denkende Dichter und willensgesunde Mensch ist eine besonders geartete Erscheinung. An Jordans geistigem Gehalt haben die modernen Naturwissenschaften mit bauen helfen, freilich in philosophischer Färbung. Und eine nationale Bewußtheit ist dem Dichter der Nibelungen-Stabreime gleichfalls eigentümlich. Seine dichterische Formungsweise war weder bahnbrechend noch von suggestiver Kraft: es ist in ihm mehr Kultur als Natur, mehr Erziehung als Drang, mehr Kopf und Wille als feinschwingende Seele. Er ist durchaus Mann. Und man kann sich wohl denken, daß seine Bearbeitung des Nibelungenliedes, ausdrucksvoll vorgetragen, wobei ihn eine stattliche körperliche Erscheinung unterstützte, zündend gewirkt hat. Eine leichte Neigung zur Pose, die aber wohl aus seinem Kraftbewußtsein hervorging, ist nicht zu übersehen. Er selbst schreibt einmal im Jahre 1887 (von Max Chop mitgeteilt in der „Tägl. Rundschau“ 1904, Nr. 149): „Zwar hat noch niemals ein deutscher Dichter schon bei Lebzeiten einen dem meinen vergleichbaren Erfolg errungen, nachdem über eine halbe Million Zuhörer in dritthalbhundert Städten von der Newa und dem Bosporus bis San Francisco am Stillen Meer mir begeistert zu Füßen gesessen und von meinem Doppel-Epos in zwölf bzw. acht Auflagen (denn „Hildebrants Heimkehr“ ist acht Jahre später erschienen) gegen 100 000 Exemplare verbreitet sind. Aber immer noch gibt es Regionen und

Digitized by Google

Städte, die sich verhältnismäßig spröde gegen meine Dichtung verhalten, wie denn insbesondere Berlin erst seit etlichen Jahren für mich aufzutauen anfängt und beispielsweise noch weit zurücksteht hinter Hamburg, dessen Buchhandlungen schon über 7000 Exemplare bezogen haben." Man muß sich klar machen, daß diese Ziffern in der Tat einen Erfolg bedeuten; und einigermaßen darf man wohl sagen, daß auch in geistiger und nationaler Hinsicht solche Vorträge sicherlich gewirkt haben, gerade in den Jahren des werdenden und gewordenen Reiches (die „Siegfriedssage" erschien 1867/68 und „Hildebrants Heimkehr" 1874). Und so haben solche ernsten Männer zwar nicht für die Formen der Literatur, in der sich das künstelnde Kleinvolk drängt, eigentliche Bedeutung, wohl aber für Kultur im weiteren Sinne: sie verbreiten in dichterischer Form Kultur-Ideale.

Richard Wagner hat nun — in denselben Jahrzehnten, denn damals war ein Drang zu jenen Stoffen insgeheim mächtig — das zum Kunstwerk erhoben und erfüllt, was Jordan nur episch skizziert hat. Der Frankfurter Poet hat durch Gestalt und Organ, durch lebendigen Vortrag, das spröde Wort sozusagen musikalisch gehoben und belebt: Wagner hat dasselbe unmittelbar getan. Sein „Musikdrama" ist, über Geibel, Jordan und auch Hebbel hinaus, die modern-lebendige Fassung jenes urweltlichen und übermenschlichen Stoffes. Belehrend ist ein Vergleich zwischen Epiker und Musikdramatiker in einzelnen Abschnitten ihres Werkes; und nicht weniger reizvoll ließe sich dann unser altes „Nibelungenlied" zum Vergleich heranholen: es wird vor Jordan siegreich bestehen, mit Wagners rauschender Musik und dekorativer Umhüllung freilich verbietet sich der Vergleich, da unser Volksgesang einer anderen Kunstsphäre angehört. Bekannt ist jedem Gebildeten der besonders schöne erste Akt der Walküre: wie Sigmund das heilige Schwert aus dem Baumstamm reißt. Jordan verlegt den Vorgang in König Wolfes Halle, die um eine uralte Eiche herumgebaut ist. Zunächst bringt der „Wandrer" das Zauberschwert:

Und es trat in den Saal, wo sie trinkend saßen,
Plötzlich ein Mann in fleckigem Mantel,
Lang von Gestalt in Leinwandhosen,
Aber barfuß, mit grauem Barte.
Ein breiter Hut verhüllte die Hälfte
Von seinem Antlitz und eins der Augen;
Doch furchtbar feurig funkelte das andre.
Allen graut, niemand begrüßt ihn.
Da tritt er schweigend, ein Schwert in der Rechten,
Zum Kinderbaume des Königs Wolfe
Und stößt es in den Stamm mit solcher Stärke,
Daß die harte Klinge, ein halbes Klafter
Mindestens messend und mehr denn handbreit,
Bis zum Heft sich begräbt und die Stange des Griffes
Eine Rinne noch rieft in die rauhe Rinde,
Als wär' der Baum so weich wie Butter.
Dann sprach er also: „Sprößlinge Wolfes,
Im Baum hier barg ich das beste der Schwerter.
Nun versucht eure Sehnen; denn hundert Siege
Verheiß' ich dem Helden, der ohne Hilfe
Mit nackter Hand dies Nägelchen auszieht."
So sprach der Schwertmann und war verschwunden . . .

Erregt versuchen die anwesenden Helden, die Waffe herauszureißen; sogar die starke Braut — Sigmunds Schwester Signi (Sieglinde) — streift vom

Digitized by Google

Finger die funkelnden Ringe, auf den kraftvollen Arm die Krause des Ärmels, stemmt den Fuß wider den Baum und zieht derart, daß ein Regen von Eicheln vom geschüttelten Baum auf das Dach abprasselt. Aber erst dem jungen Sigmund gelingt die Tat. Schweigend tritt er an den Baum und faßt den Schwertgriff:

„Da bog sich der Baum, der Saal erbebte,
Auf die Dielen des Daches stürzten donnernd
Äste der Eiche; ein Adler schwang sich
Kreischend empor aus der oberen Krone,
Als stürze den Stamm ein plötzlicher Sturmwind
Qualmender Rauch entquoll der Rinde
Mit lautem Zischen, und leuchtend zuckte,
Entrissen dem Baum, in der Rechten Sigmunds
Die gewaltige Waffe des Königs von Walhall."

Diese Stilproben geben einen Begriff von der Kraft der rhythmischen Sprache, deren Jordan mitunter fähig ist. Nur mitunter: denn eine bedenkliche Nüchternheit und erschreckend philosophisch-moderne Wendungen entstellen dann wieder andere Gesänge. Und eben dieser Umstand, dies Zuviel an Kultur und Bildung *an unrechter Stelle*, hat Jordans dichterische Gestaltung leider beeinträchtigt.

* * *

Karl Weitbrecht (geb. 8. Dezember 1847) hat uns einige sympathische, ernst zu nehmende, gesunde Schriften hinterlassen. Jedermann kann sich z. B. aus der Göschenschen Sammlung (à 80 Pfg.) seine „Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts" (2 Bändchen) und seine „Literaturgeschichte der Klassikerzeit" beschaffen und wird von den lebhaft geschriebenen Werkchen Vorteil und Genuß haben. Von seinen größeren literarhistorischen Schriften hat man sein „Diesseits von Weimar", das sich mit dem jungen Goethe und dessen Entwicklungs-Möglichkeiten usw. beschäftigt, wohl mit Recht „eins der schönsten Goethebücher" genannt. Klar, mutig, aufrecht, warmherzig — kurz: wie der etwas theatralisch hochgereckte Jordan ist auch Weitbrecht, der Ästhetiker und Dichter, ein *Mann* im schönsten Sinne des Wortes. Darin unterscheiden sich solche Erscheinungen von der modernen Zeitstimmung, in der die Mache alles, der Mann nichts gilt. Weitbrecht haßt und liebt, ist ein Temperament, hat Willen und Energie; und so begreift sich's wohl, daß er den energischen Schiller nicht nur als schwäbischen Landsmann hochhält, und daß er im Goethe „diesseits von Weimar" Andeutungen entdeckt: der deutsche Genius habe eigentlich mit unserem großen Weimarer anderes vorgehabt, als sich nachher in Weimar, Hellas, Italien erfüllt hat.

Ich bin überzeugt, es lag in diesem Schwaben, obwohl ich ihn nicht persönlich kannte — ich erinnere mich nur, einmal einen herzlichen Zustimmungsbrief von ihm erhalten zu haben, in kräftiger und klarer Schrift, die mir bezeichnend erschien — es lag in diesem Schwaben etwas *Tragisches*, was für noch manchen ähnlich gestimmten Kämpfer gelten dürfte. Ihre Ideale sehen sie mißachtet von unreifen und halbgebildeten Literaten, die den größten Teil der Presse besetzt halten; solche einsamen Idealisten finden keinen Widerhall, die Luft ist schwer, ihre Worte schwingen nicht weit; die Zeit hilft ihnen nicht durch achtungsvolles Zuhören, durch bereitwilliges inneres Mitarbeiten. Das zehrt an ihrer Lebenskraft; das nimmt ihnen die Möglichkeit, sich durch denkende Einwände oder erwärmende Zustimmungen zu bereichern, zu entwickeln, zu ver-

Digitized by Google

tiefen. Sie legen oft mutlos die Feder aus der Hand, wissen nicht mehr, für wen sie überhaupt schreiben; denn das Geschrei rund umher geht ja genau so weiter. Ich habe mir, damals im kleinen Tagewerk zu Berlin tätig, oft die vorwurfsvolle Frage vorgelegt: Warum konnten wir mannigfach zerstreuten, positiv gestimmten Naturen nicht Fühlung gewinnen und, wenn auch getrennt marschierend, gleichwohl dann und wann vereint schlagen? Die Zeit war noch nicht reif dazu; wir selber noch nicht geklärt, noch ringend, weniger mit uns als vielmehr mit unseren nächsten geistigen Nachbarn. Und der neuliche Vorstoß des „Kunstwarts" — den Prof. Gurlitt kürzlich hier erwähnt hat (Juliheft) — hat vollends alles zersplittert, was sich hier etwa in feinem Fühlunghalten hätte sammeln können.

Weitbrechts Arbeit ist dennoch nicht verloren. Manch einer hat sich von ihm in Eigenem bestärken lassen. In seiner Lyrik (die ich im vorigen Herbst in diesen Blättern und im „Türmer-Jahrbuch" besprochen habe) findet sich ein ahnungsvolles Gedicht:

„Wenn ich Abschied nehme, will ich leise gehn,
Keine Hand mehr drücken, nimmer rückwärts sehn.
In dem lauten Saale denkt mir keiner nach,
Dankt mir keine Seele, was die meine sprach.
Morgendämmrung weht mir draußen um das Haupt,
Und sie kommt, die Sonne, der ich doch geglaubt.
Lärmt bei euren Lampen, und vergeßt mich schnell!
Lösche, meine Lampe, bald ist alles hell!"

„Die Sonne, der ich doch geglaubt" . . . Mit Wehmut liest man diese Worte einer leisen, tiefen Klage und dennoch eines starken Glaubens an die Sonne, die kommen wird. Viele von uns fühlen ihm das Lied nach. Wir gedenken dankbar des toten Kämpfers.

Fritz Lienhard.

Frauenkongreß und Frauenbewegung.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Neuzeit muß man ganz besonders die Frauenbewegung rechnen. Man hört zwar die Lobredner einer vergangenen Zeit klagen über den Materialismus unsrer Tage, über den Mangel an geistigem Interesse und den Verlust an Idealen in unsrer Generation. Im allgemeinen ist nichts verkehrter als das. So viel öffentliches Leben, so viel Bewegung bei allen möglichen Volkselementen ist noch bei keinem früheren Geschlecht vorhanden gewesen. Man denke nur an die Arbeiterbewegung, die heute den größeren Teil dieser Klasse erfaßt und zur Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten gezwungen hat! An die agrarische Bewegung, die heute bis ins letzte Dorf ihre Wellen geschlagen hat und die Bauern veranlaßt, mit ihren Gedanken über ihre eignen vier Pfähle hinauszugehen. Das gleiche gilt von der Frauenbewegung. Die Frauen früherer Zeiten waren fast nur Hausfrauen, deren Gedankenkreis über die Famile, die Verwandten und Bekannten nicht viel hinausgriff. Sicher waren viele sehr geistreich und gebildet. Sie ver-

Digitized by Google

ſtanden zuweilen geſellige Zirkel um ſich zu ſcharen und als deren Mittelpunkt oder wenigſtens deren Zierde Bedeutung zu erlangen. Aber dies waren immer nur Ausnahmen. Auch Kunſt und Literatur haben ſtets Jüngerinnen unter den Frauen gehabt. Aber dies Gebiet war ſo ziemlich das einzige, was der Frau für ihre Betätigung offenſtand, und dabei war auch hier die Ausbildungsgelegenheit für die Frau viel dürftiger als für den Mann.

Heute aber iſt in dem zarten, zurückhaltenden Frauengeſchlecht ein mächtiger Drang erwacht nach größeren Leiſtungen, ein Verlangen, die eigene Individualität ſtärker auszubilden und dadurch dem Volke mehr zu nützen. Wer ſich über dieſe Bewegung ein richtiges Urteil bilden wollte, hatte dazu auf dem internationalen Frauenkongreß in Berlin eine einzig günſtige Gelegenheit. Der Kongreß hat in der Öffentlichkeit nicht ganz die Beachtung gefunden, die er verdiente, wiewohl eine Anzahl von verſtändnisvollen Beſuchern ſich redlich Mühe gegeben haben, auf ihn aufmerkſam zu machen. Aber unſre Zeitungſchreiber und in der Regel auch die Zeitungleſer beſchäftigen ſich großenteils viel lieber mit ſenſationellen Gerichtsverhandlungen, Mordgeſchichten, Gordon-Bennett-Rennen, geſchickt fabrizierten Kriegsnachrichten, als daß ſie dem Werden der Kultur, wie es in geiſtvollen Vorträgen und Debatten zum Ausdruck kommt, Gehör ſchenkten.

Der Kongreß war eine erſtklaſſige Erſcheinung, ein organiſatoriſches Meiſterwerk, rhetoriſch betrachtet mit gutem Durchſchnitt und einigen Glanzpunkten. Er bildet ſicher einen Knotenpunkt für die deutſche Frauenbewegung und verdient deshalb auch in den Spalten des Türmers eine Beachtung.

Das Naſerümpfen über die emanzipierte Frau bei den Männern und das Abrücken von ihr bei ihren Geſchlechtsgenoſſinnen iſt heute eigentlich nicht mehr ganz Mode. Sicherlich hatte dieſer Typus früher mancherlei Auffallendes, was einen guten Geſchmack verletzte. Es geht aber häufig neuen Bewegungen ſo wie den Hühnern, die über ein gelegtes Ei ſofort gackern müſſen. Ein Abſtinent renommiert anfangs auch häufig unſchön mit dem neuen Evangelium, das ihn erfüllt. Recht draſtiſch will man den Übergang zu etwas Neuem anbahnen. Und wenn man im Gedränge ſteht und ſich Platz machen will, iſt es kein Wunder, wenn das nicht ſchön ausſieht. Wie indes auch für rein äußere Dinge der Geſchmack ſich verändert, kann man daran ſehen, daß die zu unſrer Großväter Zeiten ſehr verpönte Schlittſchuhfahrerin und die gleichfalls noch in unſrer Jugend auffallende Radfahrerin vollſtändig in die Mode gekommen ſind.

Heute ſind wir ſchon ziemlich ſtark über die Vorurteile hinaus, als wollten die Frauen, die in der Frauenbewegung ſtehen, unweiblich oder männlich werden. Der Frauenkongreß wird ſicher dazu beitragen, dergleichen Gedanken endgültig zu verbannen. An den Frauen, die den Kongreß beſuchten als Zuhörerinnen oder als Rednerinnen, war nichts Unweibliches zu ſehen. Weder in Tracht und Kleidung noch im Auftreten. Die meiſten trugen ſich ſehr geſchmackvoll und waren geſünder gekleidet, als man das ſonſt findet. Man bemerkte außerordentlich viel intereſſante Geſichter, und ſelbſt in bezug auf Schönheitskonkurrenz konnte es der Kongreß mit jedem Ballſaal und jeder erlauchten Frauengeſellſchaft aufnehmen. Die Typen waren vielleicht weniger weich und zart, weniger unbeſchriebene Blätter; Charakter und Nachdenken waren ihnen aufgeprägt, und die Augen leuchteten voll edler Begeiſterung. Die Frau endlich, die auf der Bühne redet, nimmt ſich genau ſo weiblich aus, als wenn ſie darauf ſingt oder in der Schule lehrt oder am Kaffeetiſch ſich unterhält. Das

Digitized by Google

Unweibliche ist eine Eigenschaft des Charakters, die genau so gut bei der Lehrerin wie bei der Bäuerin, bei der Reiterin wie bei der Rednerin zum Ausdruck kommen kann. Und daß die Frauen das öffentliche Reden verstehen und alle Tugenden männlicher Redner vom leichten Witz bis zum tiefsten Ernst sich aneignen können, hat der Kongreß hundertfach bewiesen, wenn man es nicht sonst schon gewußt hätte. Die Frauen haben vielfach geradezu ein eigenes Talent, niedlich und geschmackvoll über die Dinge zu reden. Die ihnen angedichtete Schwatzhaftigkeit ist in keinem Falle eine notwendige weibliche Eigenschaft.

Ich will nur auf ein Gebiet hinweisen, wo die Frau als öffentliche Rednerin uns noch die allergrößten Dienste leisten kann: das ist das Gebiet der geschlechtlichen Sittlichkeit. Die Männer haben hier bisher viel zu wenig erreicht und begrüßen deshalb jeden Bundesgenossen mit größter Freude. Daß Frauen hier wirksam und nachhaltig, mit großem Geschick in der Behandlung des Stoffes und gewaltigem Ernst der Gesinnung reden können, hat der Kongreß zur Genüge dargetan.

Was wollen nun die modernen Frauen? Haben sie klare Ziele, klare Vorstellungen von dem, was sie erstreben? — Es geht ihnen wie vielen neuen Bewegungen. Manches ist klar erkannt und begründet. Manches ist nur gefühlt und empfunden, mehr geahnt als erwogen. Die einen denken nüchtern und prosaisch, sind nur für einige neue Erwerbsmöglichkeiten und einen besseren Schutz des weiblichen Vermögens in der Ehe u. dergl. Die andern denken weiter und sprechen von einer neuen Kultur und einer Veredelung der Rasse, dadurch daß das weibliche Element einen größeren Einfluß gewinnt. Sie wollen dadurch, daß das Weib die öffentlichen maßgebenden Faktoren des Volkslebens mitbestimmt und die zartere weibliche Kette im Kulturgewebe dem gröberen männlichen Einschlag gegenüber ins Gleichgewicht kommt, eine harmonischere Zivilisation herbeiführen helfen. Jedenfalls ist es ein schönes Ringen der Geister, eine Hebung vieler bisher verborgener Kräfte, was wir beobachten können.

Die Frauen erstreben zunächst die Eröffnung neuer Berufsarten. Sie haben in dieser Beziehung schon sehr viel erreicht, manches mühelos, manches erst nach harten Kämpfen. Den Frauen der besitzlosen Klassen haben sich ganz von selbst die Fabriken geöffnet und die Ladengeschäfte. Jährlich wird hier der Anteil der Frauen in den Betrieben größer. So sehr man auch darüber räsoniert hat, daß die Mütter den Familien entzogen werden, daß die Arbeit in Ziegeleien und auf Bauten sich für die Frauen nicht eignet und daß das ständige Stehen hinter den Ladentischen dem weiblichen Organismus schadet und die Arbeit in Bleiweißfabriken ihn geradezu zerrüttet: der Zwang der Verhältnisse war stärker als die Rücksicht auf Hygiene und Moral. Auch die Frauen der gebildeten Schichten haben ihre Arbeit auf den Markt geworfen. Der Lehrerin ist die Ärztin und die Apothekerin gefolgt. In staatlichen Betrieben ist die Frau bei der Post und Eisenbahn langsam untergekommen. Warum sie dauernd nur in untergeordneten Stellungen tätig sein soll, wird man allmählich als eine Absonderlichkeit empfinden, die zu beseitigen ist. In der Konfektionsbranche hat die Frau schon lange leitende Stellungen inne. Sie will auch sonst im Handel und Gewerbe etwas Tüchtiges leisten und zeigen, ob sie nicht auch hier über die weitgreifende Initiative verfügt. Wenn sie als Witwe, oft ohne genügende Ausbildung, sowohl in der Landwirtschaft wie im Handwerk und Handel selbständig schon mit Geschick mittlere und größere Betriebe geleitet hat, wenn sie

Digitized by Google

schon als Fürstin Völker glücklich regiert hat: warum soll es ihr sonst in hervorragenden Stellungen an weiterem Blick und an Energie mangeln? In Deutschland fehlt der Frau hauptsächlich noch der Zugang zur Theologie und zur Jurisprudenz, sowie zur technischen Hochschule. In andern Ländern sind den Frauen auch dazu schon die Türen geöffnet.

Da ist der weibliche Predigerberuf. Es ist zwar ein altes Bibelwort, das man gegen ihn anführen kann: Das Weib soll schweigen in der Kirche! Aber die Verhältnisse verändern sich. Das Weib ist heute nicht mehr in der gedrückten Lage, als zur Zeit des verfallenden Griechentums, das der Apostel Paulus vor Augen hatte. Kann das Weib Lehrerin sein, warum nicht auch Predigerin? Wer die Rev. Anna Howard Shaw in Berlin während des Kongresses hat predigen hören, muß gestehen, daß von ihr eine große Gewalt des Geistes und des Wortes zur Erzeugung christlicher Gesinnung ausging. Man muß geradezu sagen, daß heute, wo der Kampf ums Dasein auch das theologische Studium erfaßt hat und sehr viele bei seiner Wahl durch die Brotfrage bestimmt werden, durch die Eröffnung dieses Berufs für die Frauen das idealistische Element unter den Geistlichen eine bedeutende Verstärkung erfahren würde. Auch für den Beruf des Richters und des Rechtsanwalts könnten wir etwas mehr Idealismus, etwas mehr psychologische Vertiefung in den Einzelfall und etwas mehr Mitleid mit dem Geschick der Angeklagten zurzeit recht brauchen.

Das ist zweifellos, daß die weiblichen Bahnbrecher hervorragend tüchtige Kräfte sind, daß die Frauen eine außerordentliche Spannkraft entfalten, wenn sie für neue Berufe sich vorbereiten oder darin wirken. Das beweisen die Prüfungen und Berichte aller Länder. Sicher würde dieser Wetteifer, wenn die Verhältnisse erst geebnet sind, etwas nachlassen, aber etwas wird er, wie die Schulen mit gemeinsamer Erziehung der Geschlechter berichten, immer wirksam bleiben.

Für welche Berufsarten die Frau sich ganz besonders eignet, ist ja a priori oft gar nicht auszumachen. Bei den Frauen der unteren Schichten ist man auch gar nicht ängstlich gewesen. Im allgemeinen heißt es: Probieren geht über Studieren. Die Frau muß selbst sich zurecht zu finden suchen, und an Takt wird es ihr dabei kaum gebrechen. Der Staat soll heute die Menschen nicht mehr am Gängelband führen, sondern die Persönlichkeiten sich frei entfalten lassen. Erst wo sich große Mißstände herausbilden, hat der Staat einen Riegel vorzuschieben. So hat er besondere Arbeiterinnenschutzgesetze zu schaffen. So mußte er nötigenfalls etwa der Überanstrengung der Lehrerinnen, der Post- und andrer Beamtinnen vorbeugen. Denn darin herrscht ziemlich allgemein Übereinstimmung, daß der weibliche Organismus gegen körperliche Anstrengungen nicht so widerstandsfähig ist wie der männliche; namentlich auch deshalb, weil das Weib durch die geschlechtlichen Funktionen viel mehr in Anspruch genommen wird als der Mann. Während über die geistige Veranlagung des Weibes die Physiologen sich noch hin und her streiten in oft recht müßigen Untersuchungen.

Die Berufswahl der Frau hat indes einen Haken, das ist ihre Verheiratung. Schon die einfache Arbeiterin, sei sie nun in einer Weberei oder in einer Kartonnagefabrik beschäftigt, muß ihren Beruf aufgeben, zwar noch nicht, wenn sie sich verheiratet, aber wenn sie mehrere kleine Kinder zu versorgen hat. Noch viel mehr ist das der Fall bei der Frau der oberen Schichten.

Digitized by Google

Zwar streben die radikalen Frauen dahin, auch als Lehrerinnen, Ärztinnen, Beamtinnen nach ihrer Verheiratung ihren Beruf weiter auszuüben. Bei einer Ärztin wird jedermann auch erklärlich finden, daß sie nicht plötzlich ihre Kenntnisse nur für sich behalten und eine ihr liebgewordene Tätigkeit aufgeben soll. Es hängt auch lediglich von ihr ab, wie weit sie als Gattin und Mutter sich noch eine Praxis gestatten soll. Schwieriger liegt die Sache bei der Beamtin. Jedenfalls gestatten zahlreiche Länder den Lehrerinnen und andern Beamtinnen ihre Verheiratung im Beruf. Auch in Deutschland sind es zurzeit weniger Rücksichten auf die erziehlichen Pflichten der Lehrerin-Mutter, mit denen man die verheiratete Lehrerin ablehnt — denn Witwen läßt man zu —, als Rücksichten auf die Frau als die Erhalterin der Gattung.

Die radikale Frauengruppe strebt überhaupt danach, einen selbständigen Beruf für die Frau die ganze Lebenszeit hindurch zur Norm zu machen. Sie hält die Wohltat eines solchen für jeden Menschen für notwendig, sowohl im Interesse der Charakterbildung, wie des Dienstes an der Menschheit. Sie glaubt, daß, wie schon sehr viele Geschäfte, die früher innerhalb der Familie sich abwickelten, wie Spinnen, Weben, Bierbrauen, Seifekochen, Lichterziehen, zu selbständigen Berufsarten geworden sind, diese Entwicklung noch weiter geht. Tatsächlich sehen wir ja heute Waschen, Schneidern, Ausbessern, Fensterputzen, Strümpfestricken u. a. vor unsern Augen sich vom Haushalt abtrennen. So wollen die Frauen durch genossenschaftlichen Haushalt auch das Kochen und Zimmerreinigen, selbst die Kinderpflege und die Kinderbeaufsichtigung zu eigenen Berufstätigkeiten verselbständigen. Die Gattin soll dann ebensogut ihrem Beruf nachgehen wie der Gatte, und des Abends wie des Mittags sollen dann beide ebensogut ihre Häuslichkeit genießen, wie heute. Indes für das Volksganze ist ein solcher Zustand noch Zukunftsmusik, wenn auch tatsächlich schon heute die verheiratete Frau in sehr vielen Fällen für den Erwerb den ganzen Tag auf den Beinen sein muß. Die Verhältnisse mögen sich immer mehr dahin zuspitzen. Wir brauchen aber mit unsern Gedanken nicht so weit vorauszueilen.

Vorläufig gilt der großen Masse unsres Volkes der Beruf der Hausfrau noch für normal und schätzenswert. Vorläufig hat das Wort Schillers noch Kredit: Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau ... und wehret den Knaben und lehret die Mädchen. Auch auf dem Kongreß war wenigstens unter den Zuhörerinnen diese Meinung durchaus vorherrschend, so sehr auch von einer Anzahl Rednerinnen nach der obigen Richtung hin gesprochen wurde. Aber die Hausfrau muß mehr für ihre Stellung vorgebildet werden. Das junge Mädchen darf nicht denken, daß, wenn sie die höhere Töchterschulbildung in sich aufgenommen, etwa noch etwas musizieren, malen und tanzen gelernt und einige Gesellschaften besucht hat, sie nun fertig ist. Für den Mann geht mit dem 17. Jahre, wo viele Mädchen sich schon ziemlich genügen, erst die Ausbildungszeit recht los. Auch für die jungen Mädchen muß mit dem Austritt aus der Töchterschule der Eintritt in die eigentliche Lehrzeit beginnen. Man hat für sie ebensogut ein oder zwei öffentliche Dienstjahre vorgeschlagen, wie für die jungen Männer. Sie müssen ausgebildet werden für die Spezifika der weiblichen Tätigkeit, für Kranken-, Armen-, Waisen- und Kinderpflege. Nach ihrer Ausbildungszeit sollen sie regelrecht dienen in einer Krippe oder einer Bewahranstalt, in einem Kinderhort oder einem Krankenhaus, als Leiterinnen von Ferienkolonien oder von Kindervolksküchen. Kürzere oder längere Zeit, je nach den Verhältnissen, in denen sie leben. Auf diese Weise lernt das

Digitized by Google

Mädchen einen bestimmten Pflichtenkreis wahrnehmen wie der Mann, lernt Unannehmlichkeiten überwinden, bekommt Festigkeit und Hingabe an bestimmte Interessen, gewinnt Verständnis für das Volksleben und Liebe zum Nächsten. Manches Mädchen gewinnt seine Tätigkeit vielleicht so lieb, daß sie sie so leicht nicht aufgeben mag. Und manche Stadt zieht sich aus solchen Kräften vielleicht städtische Inspektoren heran für Armen- und Waisenpflege. Die Männer aber holen sich aus den Kreisen so tätiger Mädchen schließlich lieber ihre Gattinnen als auf den Hausbällen oder den Jours. Als Hausfrauen werden sie ganz anders in der Lage sein, ihre Kinder zu pflegen und zu erziehen, ihrem Haushalt und ihren Dienstmädchen vorzustehen als diejenigen, die auf die Suche nach dem Mann gedrillt sind. Auch als Gattinnen werden sie nach Maßgabe von Zeit und Kraft sich den öffentlichen Angelegenheiten widmen und, anstatt einem äußeren Wohltätigkeitssport zu huldigen, „weil das die Stellung erfordert", aus der Tiefe heraus und mit gründlicher Kenntnis der Dinge an der Beseitigung der Volksschäden sich beteiligen.

Sicher hat der Kongreß nach dieser Seite hin mancher Mutter und manchem jungen Mädchen brauchbare Anregungen gegeben. In reizenden Massenversammlungen, die eigens für die jüngsten der jungen Mädchen eingerichtet waren, konnte man mit Genugtuung belauschen, wie gierig und aufmerksam die jungen Geschöpfe das Evangelium von den verstärkten Pflichten und der neuen Arbeit, von dem Ernst der Zeit und dem, was dem Volke not tue, in sich aufnahmen. Wenn erst in den Vereinen und der Fachpresse das Material des Kongresses weiter verarbeitet worden ist, so wird noch manche ausgestreute Saat Frucht tragen.

Eine mächtige Stärkung wird die deutsche Frauenbewegung durch den Kongreß sicher erlangen. Jede Besucherin fühlte sich durch die Blüte der internationalen Frauenwelt etwas befruchtet. Jede Nation lernte von der andern, die langsamer marschierenden, zu denen auch wir Deutschen gehören, wurden mit fortgerissen von den Fortschritten der freieren Völker. Manche deutsche Frau, die in irgendeiner Kleinstadt im schweren Kampfe ihr Ideal verfolgt, fühlte sich durch die Solidarität der gleichstrebenden Frauen aller Länder mächtig gehoben und gestärkt. Auch die Männerwelt hat staunend gesehen, welche geistige Kraft in der Frauenbewegung verborgen ist.

Wir möchten schließen mit einer Betrachtung der Mrs. Sewall, der bisherigen Präsidentin des Frauenweltbundes, die am Schluß des Kongresses sehr gut zeigte, daß die deutschen Frauen sich vor denen anderer Länder nicht zu verstecken brauchen. Sie erzählte, daß die deutsch-amerikanischen Frauen von ihren Landsmänninnen im Deutschen Reich nicht sehr viel hielten. Sie glaubten, sie stünden noch immer am Kochtopf und säßen beim Strickstrumpf. Die Rednerin aber müsse bezeugen, daß dies heute nicht mehr zutreffe. Niemand hätte einen so heiligen Idealismus und ein so gewaltiges am Throne Gottes entzündetes Feuer für das, was die Frauen den Männern und dem Volke sein müßten, wie die deutschen Frauen. Die gründliche Gelehrsamkeit und Tiefe der deutschen Männer hätte sich im guten Sinne auch auf ihre Töchter vererbt. Darum müsse sie gestehen: sie sei sehr viel herumgekommen in der Welt und habe schon mehrere internationale Frauenkongresse mitgemacht, sie hätte aber niemals so viel erlebt und gelernt, wie in diesen Tagen in Deutschland.

Pfarrer a. D. Kötschke.

Digitized by Google

Die Weltausstellung in St. Louis.

Für den laufenden Sommer hat eine Stadt des amerikanischen Westens, St. Louis im Staate Missouri, die Welt zu sich geladen. In ihrem großen Park wird augenblicklich eine internationale Ausstellung abgehalten, größer, schöner als alle ihre Vorgängerinnen, und man weiß nicht, was mehr zu bewundern ist, diese Ausstellung, oder der Mut der genannten Industriestadt am Mississippi, ein so großes Werk zu unternehmen. Wie kommt St. Louis überhaupt zu der Ehre, in dieser Hinsicht mit London, Paris, Wien, Chicago, Philadelphia in Wettbewerb zu treten? Warum St. Louis und nicht New York?

Die Ausstellung ist eine Gedenkfeier, auf welche eben die Stadt des heiligen Ludwig mehr Anspruch hat, als irgendeine andere. Vor einem Jahrhundert war das ungeheure Gebiet, das sich vom Golf von Mexiko bis an die kanadischen Grenzen, und vom Vater der Ströme bis an die damals noch unerforschten, sagenhaften Felsengebirge ausdehnt, unter dem Namen Louisiana eine französische Kolonie. Nouvelle Orleans an der Mündung des Vaters der Ströme, war ihre Hauptstadt und St. Louis nur ein kleiner Grenz- und Handelsposten von ein paar tausend Einwohnern, zum Schutze gegen die blutdürstigen Indianerstämme in seiner nächsten Nachbarschaft durch Palisadenmauern befestigt. Damals war Frankreich im Kriege gegen England begriffen. Bonaparte, der erste Konsul, besaß nicht die Seemacht, einem möglichen Angriff der englischen Flotte auf Nouvelle Orleans und somit dem Verlust Louisianas entgegenzutreten. Der nur wenige Jahrzehnte vorher gegründeten nordamerikanischen Staaten-Union war der fremde Besitz an ihrer Westgrenze ein Dorn im Auge, und sie benützte die Verlegenheit Bonapartes, um Frankreich die Abtretung Louisianas gegen eine Kaufsumme von 16 Millionen Dollars vorzuschlagen. Bonaparte nahm den Pakt an, und das riesige Territorium, im Umfang von zwei Millionen Quadratkilometer, beinahe die vierfache Ausdehnung des Deutschen Reichs, kam für dieses Linsengericht unter das Sternenbanner!

Ein Jahrhundert ist seither verflossen, und das einstige Louisiana, dessen weite Prärien damals zum größten Teil noch das unbestrittene Gebiet der Indianer, das Weideland für Millionen wilder Büffel waren, ist heute von nahe sechzehn Millionen Weißen bevölkert, die friedlich in fünfzehn blühenden kulturreichen Staaten wohnen! Eine ähnliche Wandlung ist in der Geschichte nicht zum zweiten Male zu verzeichnen, zumal sie sich vornehmlich in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen hat. Als ich selbst vor dreißig Jahren zum ersten Male durch die Prärien reiste, gab es noch überall Indianerstämme in eigenen Reservationen, in Schach gehalten durch amerikanisches Militär. Dennoch kamen häufig genug blutige Kriegszüge der Rothäute vor, deren letzter größter mit der Vernichtung des amerikanischen Expeditionskorps unter General Custer in den achtziger Jahren endete. Auf den weiten Steppen begegnete ich noch Büffeln in großen Herden, und die einzige fertige Eisenbahn von Ost nach West war die berühmte, von den Indianern so häufig angegriffene Union-Pazifik-Bahn.

Heute sind die Prärien von zahlreichen Bahnen durchschnitten, die Büffel und mit ihnen die Indianer sind gänzlich verschwunden, mit Ausnahme einiger

Digitized by Google

Stämme in entlegenen Reservationen, und Ortschaften, die ich damals von zwanzig-, dreißigtausend Menschen bevölkert fand, zählen heute Hunderttausende!

Das beste Beispiel des ungeheuren Aufschwungs des einstigen Louisiana gibt ein kleiner Vergleich. Wären die 16 Millionen Dollars von den Vereinigten Staaten im Jahre 1803 auf Zinseszinsen angelegt worden, so betrüge die Summe heute nahe an eine Milliarde Dollars. Der wirkliche Wert des Grundeigentums in dem einstigen Louisiana beträgt heute aber die siebenfache Summe, und die 16 Millionen von damals sind auf siebentausend Millionen angewachsen! Eine bessere und größere Landspekulation ist in der Geschichte niemals unternommen worden, und die Amerikaner haben daher alle Ursache, sich ihres Gewinns zu freuen. Das Jahr 1903 brachte das hundertjährige Jubiläum des Ankaufs von Louisiana, und es entstand die Frage, wie dieses Jubiläum zu feiern. St. Louis, die größte Stadt der einstigen französischen Kolonie, heute mit seiner drei Viertel Million Einwohner das Birmingham von Nordamerika, beantragte eine Weltausstellung. Seine von diesem Gedanken begeisterten Bürger zeichneten im Handumdrehen 20 Millionen Mark, die Stadtverwaltung tat dasselbe, die Vereinigte Staatenregierung verdoppelte sogar im Laufe des letzten Jahres diese Summe, alle Staaten der Union beteiligten sich mit verschiedenen großen Beiträgen, und als endlich die Einladungen an die fremden Staaten erlassen wurden, trafen von fast allen bindende Zusagen ein, so daß das für die Weltausstellung verausgabte Kapital die gewaltige Summe von 200 Millionen Mark erreichte!

200 Millionen Mark für eine Feier, die nur sechs Monate währt! 200 Millionen für, ich möchte sagen, ein Feuerwerk, das ein halbes Jahr lang die Zuseher verblüfft und darauf verpufft, in Nichts aufgeht! Welches andere Land, als dieses große Amerika, wäre in der Lage, sich einen solchen Spaß zu erlauben? Aber es gereicht teilweise auch uns in Europa zur Befriedigung, denn die Arbeiterarmeen, welche die neu geschaffenen Städte des Westens bevölkern, die Millionen von Farmern, welche die öden Prärien in das reichste Agrikulturgebiet des Erdballs verwandelten, stammen ja zum größten Teil aus Europa, es ist unser Blut, das wir Amerika zum Geschenk gemacht haben!

Mit den 200 Millionen wurde nun im Forest Park von St. Louis diese größte aller Weltausstellungen geschaffen, welche heute, trotz aller Schattenseiten, die Besucher doch in Staunen setzt, ja durch ihren Umfang und ihre Großartigkeit geradezu erdrückt! Innerhalb der kurzen Zeitspanne von vier Jahren wurde der Urwald westlich von Forest Park in die herrlichste Palaststadt verwandelt, denn eine Stadt ist diese Ausstellung in der Tat, eine Stadt von tausend Gebäuden, Festhallen, Pavillons, Arkaden, Palästen, Moscheen, Tempeln, Spezialbauten von der denkbar größten Verschiedenheit in Größe, Architektur und Inhalt, alle für Ausstellungszwecke bestimmt! Tausend Gebäude, unter denen die zwölf offiziellen Ausstellungsbauten zu den größten gehören, welche jemals geschaffen worden sind, jedes zehn, fünfzehn Morgen umfassend, ja eines von ihnen, die Agrikulturhalle, 25 Morgen groß, mit Avenuen in ihrem Innern, die zusammen eine Länge von zwölf bis fünfzehn Kilometer besitzen!

Diese tausend Gebäude sind auf einem Raum von vier Quadratkilometern verteilt. Die größte bisherige Ausstellung, jene von Paris 1900, hatte kaum die Hälfte dieser Bauten auf dem vierten Teil des genannten Raumes. Und St. Louis, diese Stadt des Westens, die erst vor ein paar Jahrzehnten über-

Digitized by Google

haupt in die Reihe der Großstädte trat, übertrifft mit ihrer Veranstaltung alle Millionenstädte der alten Welt! Mit dieser Größe geht aber auch Schönheit Hand in Hand. Auf einem Höhenzuge, der mitten durch die Ausstellungsgründe zieht, erhebt sich das eigentliche Denkmal der Jubelfeier, eine herrliche Festhalle, in Stil und Größe an den berühmten Battisterio von Pisa erinnernd. Zu beiden Seiten dehnen sich in einem weiten Halbkreis edle Säulenarkaden aus, in ähnlichen Pavillons von köstlicher Architektur endend. Auf einer Seite erhebt sich auf dem letzten Sporn der Anhöhe ein Bau, der in seinem dunklen Anstrich und seiner vornehmen Bauart seltsam zu den meisten, blendenden Ausstellungsbauten kontrastiert; es ist das Deutsche Haus, eine sehr gelungene Nachbildung des berühmten Königsschlosses in Charlottenburg. Auf dem höchsten Punkte der Ausstellung gelegen, ist es von allen Teilen derselben sichtbar, und der Klang seiner melodischen Glocken wird überall gehört. Daß dieses vielbewunderte Deutsche Haus, das schönste und vornehmste aller fremden Staatengebäude, hier erbaut wurde, ist hauptsächlich dem machtvollen Eingreifen des deutschen Kaisers zu danken. Die Amerikaner rechnen es dem Kaiser hoch an, daß er seine Freundschaft für sie durch die Förderung der Ausstellung betätigte, ja er gab das Beispiel, dem die anderen industriellen Großmächte notgedrungen folgen mußten. Nicht nur als Vertreter des Deutschen Reiches, auch persönlich betätigte er dieses Interesse, indem er selbst zum Aussteller wurde und u. a. die ihm von den deutschen Städten dargebrachten Hochzeitsgeschenke im Deutschen Hause des Forest Park aufstellen ließ. Seinem Beispiel folgte der König von England, der die kostbaren Jubiläumsgaben seiner Mutter, und der Papst, der die seltensten Schätze des Vatikans nach St. Louis beorderte. Es wäre daher ganz angebracht, daß die Amerikaner, wenn sie von ihrer Ausstellung sprechen, die Worte beifügten: „Unter dem Protektorat des deutschen Kaisers!“

Von der mit herrlichen Statuen und überlebensgroßen Bildgruppen geschmückten Terrasse vor der Festhalle stürzen sich wasserreiche Kaskaden die Monumentaltreppen des Abhangs hinab in ein weites Bassin, das sich in einem Netz von Kanälen verliert. Rings um diese Kanäle erheben sich die kolossalen offiziellen Ausstellungspaläste, von ausnehmend imposanter Architektur, überhöht von Türmen, Domen, Kuppeln, geschmückt mit Säulenhallen und unzähligen Statuen, alles in der eigentümlichen Elfenbeinfarbe, welche der Ausstellung auch zu dem geflügelten Namen the Ivory City, die Elfenbeinstadt, verholfen hat. Von den weiten, mit großen Denkmälern gezierten Plätzen im unteren Teil der Ausstellung bietet das Ensemble dieser offiziellen Bauten ein so großartiges Bild, wie es bisher wohl kaum zu sehen gewesen ist, besonders zur Nachtzeit, wenn längs den Umrissen der Bauten, ihren Fenstern, Domen, Türmen, den Balustraden der Bassins und Kanäle entlang, Hunderttausende von elektrischen Lichtern in kilometerlangen Reihen aufflammen, hier und dort große Sterne und Sonnen bildend; wenn die schäumenden Kaskaden mit ihren ungeheuren Wassermassen von Elektrizität durchleuchtet werden und aus den Bassins ebenso durchleuchtete Fontänen in den Farben des Regenbogens abwechselnd ihre mächtigen Wassergarben emporsenden.

Aber nicht nur das Äußere der offiziellen Bauten ist blendend; das Innere ist von seltener Reichhaltigkeit und zeigt den riesenhaften Fortschritt der amerikanischen Union auf allen Gebieten menschlichen Schaffens, das selbst die industriellen Kreise der alten Welt zu beängstigen beginnt und das ge-

Digitized by Google

flügelte Wort von der amerikanischen Gefahr geschaffen hat. Selbstverständlich sind die Amerikaner in diesen den Industrien, Künsten, dem Maschinen- und Transportwesen, Minen, Elektrizität und Unterricht gewidmeten Palästen in erdrückender Überzahl; die fremden Staaten haben sich bei weitem nicht so stark beteiligt, wie bei früheren Ausstellungen, nur das Deutsche Reich bildet dank dem kraftvollen Eingreifen der Reichs- und preußischen Staatsregierung eine rühmliche Ausnahme. Dem Beispiel des Reiches folgten besonders auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zahlreiche Aussteller mit Objekten, welche die ungeteilte Bewunderung der Besucher erwecken, und es herrscht unter ihnen nur die eine Stimme: Das Deutsche Reich ist von allen fremden Staaten am besten vertreten!

In bezug auf materiellen Gewinn wird in St. Louis nicht viel zu erwarten sein, denn die Stadt liegt zu weit im Westen, die Zahl und Gattung der Besucher bleibt durchschnittlich weit hinter jener der früheren Ausstellungen zurück, und Amerika hat sich mit so hohen Zollschranken umgeben, daß auf vielen Gebieten, mit Ausnahme der Künste, des Kunstgewerbes und einiger Industriezweige, jeder erfolgreiche Wettbewerb mit amerikanischen Produkten ganz ausgeschlossen ist. Das war den industriellen Kreisen in Europa wohl bekannt, und sie enthielten sich der großen Unkosten, die mit einer Beteiligung verbunden sind. Dennoch sind die deutschen Industrien und Gewerbe vortrefflich vertreten, vor allem aber hat die Regierung die verschiedenen Abteilungen in möglichst umfassender und würdiger Weise ergänzt. Es gibt neben der Aussicht auf materiellen Gewinn doch noch etwas anderes: Das Ansehen, die Würde einer Weltmacht wie die deutsche, und diese sind in nachdrücklicher Weise zum Ausdruck gelangt. Als Kommissär bei allen drei bisherigen Weltausstellungen in Amerika beteiligt, hatte ich die beste Gelegenheit, die große Wandlung wahrzunehmen, die bei den Amerikanern in bezug auf das Deutsche Reich als Industriemacht vor sich gegangen ist. Jedermann erinnert sich gewiß an die ungenügende Beteiligung Deutschlands an der Ausstellung in Philadelphia 1876. Damals erlitt das industrielle Deutschland unter dem Schlagwort „Billig und schlecht" eine empfindliche Schlappe, welche vornehmlich England und Frankreich zugunsten kam. Siebzehn Jahre später, im Jahre 1893 in Chicago, wurde diese Schlappe durch die würdige, achtunggebietende Vertretung Deutschlands auf allen Gebieten gutgemacht, und das Deutsche Reich trat mit Frankreich und England in die gleiche Reihe. In St. Louis 1904 gestaltet sich die Ausstellung zu einem Triumph für Deutschland. Es ist Frankreich vorangeeilt, und England kommt, soweit es seine Beteiligung betrifft, gar nicht in Betracht.

Dieser Erfolg kommt nicht nur der deutschen Industrie, er kommt auch der Stellung der Deutschen selbst zu statten. Ihre Söhne in Amerika, Millionen zählend, fühlen sich wieder stolzer, selbstbewußter, und diese Rückwirkung wird gewiß andauern und sich auf die alte Welt ausdehnen.

Ein Gebiet ist auf der Weltausstellung glänzender vertreten, als je zuvor: die Elektrizität, und das war im Lande von Morse, Edison und Bell wohl zu erwarten. Unter den hervorragendsten Erfindungen befinden sich neben ganz neuen oder vereinfachten Systemen der Telegraphie auch Fernsprecher ohne Drahtleitung, automatische Zentralstationen für solche, wo das Anrufen der gewünschten Adressen vollkommen automatisch und in einfachster Weise durch den Rufer selbst geschieht, ferner elektrische Motoren und sogar elektrische

Digitized by Google

Lokomotiven in großer Zahl. Eine Reihe ausgestellter Werkzeug- und Hilfsmaschinen, von der kleinsten Bohrmaschine bis zum schwersten Kran, sind für elektrischen Betrieb eingerichtet, und wer das ausgedehnte Gebäude der Elektrizitätsausstellung durchwandert, muß zu der Überzeugung kommen, daß die nächste Zeit eine fast unbeschränkte Verwendung der Elektrizität auf allen Gebieten mechanischer Tätigkeit mit sich bringen wird. Die Ausstellung von St. Louis liefert den ersten schlagenden Beweis im neuen Jahrhundert, daß dieses den Namen des elektrischen zu führen berechtigt ist, wie das vergangene das Jahrhundert des Dampfes war.

Eine andere bemerkenswerte Charakteristik der Ausstellung betrifft die Frauenarbeit. In einem Lande, wo den Frauen eine so hohe Stellung eingeräumt wird, und wo sie sich so großer Freiheit und Selbständigkeit erfreuen, war zu erwarten, daß der Frauenarbeit ein noch bedeutenderes eigenes Gebäude gewidmet werde, als auf den bisherigen Ausstellungen in Europa. Der Besucher des Forest Parks wird indessen ein solches vergeblich suchen, aus dem einfachen Grunde, weil infolge eines Beschlusses des Vereinigten Staaten-Kongresses die Arbeit der Frauen jener der Männer vollkommen gleichberechtigt anzusehen ist. Was Frauenhände geschaffen haben, ist also auf der St. Louiser Ausstellung in die allgemeinen Abteilungen eingereiht worden, ja noch mehr. Überall dort, wo sich Ausstellungsobjekte von Frauenhand befinden, und sei es selbst in der Maschinenabteilung, haben die Frauen ein Anrecht, unter den Juroren vertreten zu sein. Um diese Frauenrechte zu wahren, ist ein eigenes, aus hervorragenden Damen Amerikas bestehendes Frauen-Direktorium eingesetzt worden, welches mit den anderen Ausstellungsbehörden in offizieller Weise verkehrt.

Die Absicht der Ausstellungsleiter, in den verschiedenen Abteilungen nicht, wie bisher, nur Objekte einfach auszustellen, sondern auch deren Anfertigung durch Hand- oder Maschinenarbeit zu zeigen, ist nur unvollständig durchgeführt worden, weil begreiflicherweise die Aussteller entweder vor den großen damit verbundenen Kosten zurückschreckten, oder die Nachahmung ihrer Arbeitsmethoden durch Konkurrenten fürchteten.

Von vielem Interesse sind die verschiedenen Ausstellungen des täglichen Lebens und Wirkens fremder Völkerstämme, die auf dem großen teilweise noch bewaldeten Ausstellungsplatz in eigenen Ansiedlungen untergebracht sind. Sie haben sich dort ihre Wohnstätten mit ihren eigenen primitiven Werkzeugen selbst gebaut und leben ganz wie zu Hause. So haben z. B. die Chinesen und Japaner ihre eigenen Dörfer. Die Indianerstämme Nordamerikas sind durch achthundert Seelen vertreten, und ihre malerischen Zeltlager, ihre eigenartigen bunten Trachten, ihr Leben und ihre Vergnügungen fesseln den Besucher in hohem Maße; die Eskimos aus Alaska, Patagonier aus den südlichsten Teilen der neuen Welt, Ainos aus dem nördlichen Japan, Sandwichinsulaner und vor allem die neuesten Untertanen Onkel Sams, die Philippiner, sind durch ungemein interessante Ansiedlungen vertreten; aus den Philippinen kommen u. a. auch die noch unbekleideten Igorrotes und das Zwergvolk der Negritos. Es ist wohl das erstemal, daß diese Wilden in größerer Zahl im Abendlande erschienen sind.

Wer die Ausstellung nur des Vergnügens wegen besucht, der findet hier gewiß seine Rechnung. Ein großer Raum des Forest Parks ist ausschließlich Separatausstellungen gewidmet, wie sie in solcher Großartigkeit und Zahl auf

Digitized by Google

keiner der bisherigen Expositionen zu sehen waren. Die bedeutendste ist eine getreue Nachbildung von Jerusalem.

In dem malerischen Straßengewirr, umgeben von der Ringmauer, von der ein Teil die bekannte Klagemauer der Juden ist, stehen die Grabeskirche und die schöne Omarmoschee, kann man die Via dolorosa finden, erhebt sich auch der Davidsturm mit dem Jaffator. Hunderte von Syriern und Vertretern anderer orientalischer Völker wohnen in dem Winkelwerk der Häuser, haben dort ihre Bazare und erhöhen durch ihr Vorhandensein den Eindruck der Wirklichkeit.

Der Mittelpunkt des Vergnügungsviertels und damit auch des ganzen internationalen Ausstellungslebens ist indessen die Pikestraße. Man stelle sich eine kilometerlange breite Avenue vor, zu beiden Seiten mit Gebäuden dicht besetzt. Aber welche Gebäude! Alte Ritterburgen mit dräuenden Türmen und festen Zinnen auf den altersgrauen Mauern, Paläste indischer Fürsten, die Bazare von Konstantinopel und Kairo, ganze Stadtviertel von Teheran, Kalkutta und Rangoon, Moscheen mit hohen Minarets, eine Nachbildung des berühmten Grabtempels von Agra, des Taj Mahal, Chinesentempel, japanische Tempelpforten, maurische und altspanische Paläste, die Alhambra und ein Tiroler Dorf mit Gebäuden aus Innsbruck, Bozen und Meran; dazwischen Gebäude von absonderlicher, grotesker, nie gesehener Architektur, überhöht von gewaltigen schneeweißen Eisbergen, kahlen Wüstenfelsen aus Arizona oder den vergletscherten Spitzen der Tiroler Alpen!

In der Straße selbst, vor den Eingängen zu diesen im wunderlichsten Gemenge nebeneinanderstehenden Bauten, herrscht das internationalste Gedränge, das man sich denken kann; die amerikanische Rothaut mit bemaltem Gesicht und tollem Federschmuck im Haar begegnet hier dem kleinen, fettglänzenden, in Pelze gehüllten Eskimo; Araber in langen faltenreichen Gewändern hausen neben Persern, Marokkanern und schwarzen Indiern mit riesigen Turbanen; hier marschiert eine Kompagnie von Philippinern durch die Straße und begegnet möglicherweise einer Abteilung südafrikanischer Buren; Abkömmlinge der mexikanischen Azteken wie der südamerikanischen Inkas vermengen sich mit Türken und Andalusiern; der kleine krummbeinige verschmitzte Japaner haust friedlich neben dem gewaltigen bärtigen Russen, und durch alles drängen sich die kaukasischen Völkerstämme, deren Vertreter die Ausstellung besuchen, aber im Grunde genommen mit als Würze in diesen Völkersalat hineingehören. Was im Innern dieser vielen Gebäude alles zu sehen ist, umfaßt eine kleine Welt, und wer gegen geringes Eintrittsgeld dieses halbe Hundert von Schaustellungen der Pikestraße besucht, unternimmt auf die leichteste Weise eine Reise um die Welt, an Kürze, und wer es will, auch an Abenteuerlichkeit jene von Philcas Fogg übertreffend! Nicht weniger als sechstausend Menschen sind aus allen Weltteilen und Ländern von den Unternehmern hierhergebracht worden, um Amerika zu amüsieren, dazu sechzehnhundert Elefanten, Kamele, Eisbären, Tiger, Löwen und anderes Getier! Das in der Pikestraße verwendete Kapital beläuft sich auf nicht weniger als 25 Millionen Mark, wohl weitaus die größte Summe, welche jemals für so kurzlebige Vergnügungszwecke angelegt worden ist. Es ist bei der verhältnismäßig geringen Besucherzahl leider kaum zu erwarten, daß die Unternehmer auch nur auf ihre Kosten kommen werden.

Im ganzen genommen, zeigt die St. Louiser Ausstellung so viel des Interessanten, daß ihr Besuch allen, die ihn ermöglichen können, jedenfalls dringend empfohlen werden kann, zumal sie damit gleichzeitig auch das große Amerika

Digitized by Google

kennen lernen. Wohl sind die Reisekosten unverhältnismäßig hoch, doch bietet sich in den Gesellschaftsreisen der Hamburg-Amerika-Linie Gelegenheit, alles unter ausgezeichneter Führung zu der Hälfte jener Kosten mitzumachen, die der einzelne Ausstellungsreisende zu zahlen hätte. Besonders der Herbst eignet sich für die Amerikafahrt vorzüglich, und die Ausstellung wird erst am letzten Novembertag geschlossen. **Ernst von Hesse-Wartegg.**

Ludwig Feuerbach.

Am 28. Juli dieses Jahres sind hundert Jahre hingegangen, seit der bekannte Philosoph Ludwig Feuerbach das Licht der Welt erblickte. Trotz seiner den Lehren Feuerbachs diametral entgegengesetzten Grundansichten glaubt auch der Türmer, an diesem Tage nicht stillschweigend vorübergehen zu dürfen, weil Feuerbachs Name in wissenschaftlichen Kreisen noch immer seine Bedeutung hat; war er doch einer der Väter der lange Zeit die Welt regierenden materialistischen Weltanschauung. Unter den großen Denkern der Neuzeit hat Feuerbach freilich lange recht wenig Beachtung gefunden; seitdem sich aber die ethischen und religiösen Probleme wieder mehr in den Vordergrund, ja Mittelpunkt der menschlichen Interessen zu schieben begonnen haben, wird auch der Name Feuerbachs wieder häufiger genannt, und Philosophen wie Friedrich Jodl und Wilhelm Bolin sind daran gegangen, seine Werke neu herauszugeben. Unsere Leser wollen nun nicht erwarten, daß wir an dieser Stelle einen Artikel nach Art der bekannten Jubiläumsschriften bringen werden; das wäre um so ungeschickter, als Feuerbach gerade das zu zerstören suchte, was nach des Türmers Ansicht uns Menschen in Not und Tod noch einen innern Halt und eine heiligende Kraft gewähren kann; wir wollen hier nur seine Hauptgedanken kurz vor Augen führen, damit die Leser wissen, was dieser Mann gewollt und auch geleistet hat.

Ludwig Feuerbach wurde am 28. Juli 1804 zu Landshut als Sohn des berühmten Kriminalisten P. J. A. von Feuerbach geboren. Er studierte in Heidelberg Theologie, wurde durch Daubs Vorlesungen für die Hegelsche Philosophie gewonnen, ging 1824 nach Berlin, um Hegel selbst kennen zu lernen, und ließ sich 1828 in Erlangen als Privatdozent der Philosophie nieder. Seine 1830 zu Nürnberg anonym erschienene Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", in der er eine das Jenseits sich zum Ziele setzende Religion für einen Rückschritt erklärte, verhinderte sowohl in Erlangen als auch an anderen Hochschulen seine Anstellung als Professor. Er zog sich deshalb seit 1836 auf das Schloß Bruckberg bei Ansbach zurück, von wo er 1860 nach dem Rechenberg bei München übersiedelte. Er starb 1872, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens in größter äußerer Not verbracht hatte.

Der Gang der inneren Entwicklung Feuerbachs wird durch den Ausspruch bezeichnet: Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke. Nicht bloß die Philosophen, sondern das allgemeine Bewußtsein über das eigentliche Wesen der Religion

Digitized by Google

aufzuklären, und der Kampf gegen das Festhalten des kirchlichen Glaubens, war das wesentliche Interesse Feuerbachs. Die Kritik des religiösen Glaubens ist es denn auch, an welcher Feuerbachs eigentümliche philosophische Ansicht sich entwickelt hat.

Die erkenntnistheoretische Grundlage, auf der sich Feuerbachs Philosophie aufbaute, war der Sensualismus: Wahrheit und Wirklichkeit sind mit der Sinnlichkeit identisch. Wenn die alte Philosophie zu ihrem Ausgangspunkt den Satz nahm: ich bin ein abstraktes, ein nur denkendes Wesen, der Leib gehört nicht zu meinem Wesen, so beginnt die neue Philosophie mit dem Satze: ich bin ein wirkliches, ein sinnliches Wesen, der Leib gehört zu meinem Wesen, ja er ist in seiner Totalität mein Wesen selbst. Unbezweifelbar, unmittelbar gewiß ist nur, was Objekt des Sinnes, der Anschauung, der Empfindung ist. Daraus folgt, daß der Inhalt der Religion nur Illusion ist. Der Inhalt der Religion ist der Begriff Gottes. Die Sinnlichkeit sagt aber über Gott nichts aus. Gott ist für die religiöse Vorstellung ein Wesen, erhaben über Raum und Zeit, unerkennbar den menschlichen Sinnen; das heißt in Wahrheit nichts anderes, als er ist nicht, denn Sein besitzt nur das, was sinnlich wahrgenommen wird. Gott wirkt ursachlos, willkürlich — also kann es einen Gott nicht geben, denn alles wirklich Existierende steht in der unauflöslichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung. Gott ist ein immaterielles, geistiges Wesen — also kann er nicht existieren, denn die Sinne zeigen uns nur körperliche Wesen, in denen Geist und Körper miteinander verbunden sind.

Und wie mit Gott, so ist es auch mit dem Jenseits, es ist nichts anderes als der verwirklichte, praktische Gott. Nirgends zeigt sich nach Feuerbach die Unvernunft des Christentums deutlicher als darin, daß es die Unsterblichkeit für etwas Gewisses ausgegeben und damit den Gedanken an ein künftiges, besseres Leben zum angelegentlichsten Gedanken der Menschheit gemacht hat. Die Unsterblichkeit ist nur ein Wunsch der menschlichen Einbildung; das Christentum hat mit ihr dem Menschen nur eine Schmeichelei gesagt, an die im Grunde seines Wesens kein Mensch recht glaubt, wie das die Tatsache beweist, daß kein einziger Mensch gern sterben will.

Was setzt nun Feuerbach an die Stelle der für Illusion erklärten Begriffe Gottes und der Unsterblichkeit? Was ist ihm die Religion, was Gott? Er sagt: „Was dem Menschen Gott ist, das ist sein Geist, seine Seele, sein Herz, und was des Menschen Geist, seine Seele, sein Herz, das ist sein Gott. Gott ist das offenbare Innere, das ausgesprochene Selbst des Menschen, die Religion die feierliche Enthüllung der verborgenen Schätze des Menschen, das Eingeständnis seiner innersten Gedanken, das öffentliche Bekenntnis seiner Liebesgeheimnisse.“ Mit andern Worten: das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, die Erkenntnis Gottes die Selbsterkenntnis des Menschen. „Aus seinem Gott erkennst du den Menschen, und wiederum aus dem Menschen seinen Gott; beides ist identisch.“ Der religiöse Mensch ist es sich freilich nicht direkt bewußt, daß sein Bewußtsein von Gott das Selbstbewußtsein seines Wesens ist, denn der Mangel dieses Bewußtseins begründet eben das eigentümliche Wesen der Religion; dennoch ist die Religion die erste und zwar indirekte Selbsterkenntnis des Menschen. Sie geht daher auch überall der Philosophie voran, sowohl in der Geschichte der Menschheit, wie in der Geschichte des einzelnen. Der Mensch verlegt sein Wesen zuerst außer sich, ehe er es in sich findet; das eigene Wesen ist ihm zuerst als ein anderes Wesen

Digitized by Google

Gegenstand. Der geschichtliche Fortgang in den Religionen besteht deswegen darin, daß das, was der früheren Religion für etwas Objektives galt, jetzt als etwas Subjektives, d. h. was früher als Gott angeschaut und angebetet wurde, jetzt als etwas Menschliches erkannt wird. Die frühere Religion ist für die spätere Religion nur Götzendienst: der Mensch hat sein eigenes Wesen angebetet. Der Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen ist darum rein illusorisch, er ist nichts weiter als der Gegensatz zwischen dem menschlichen Wesen und dem menschlichen Individuum, und der Inhalt und Gegenstand der Religion ist durchaus menschlicher Art.

Durch den Gottesglauben erhebt sich der Mensch über die ganze Natur und gibt sich damit eine Ausnahmestellung in der Welt; er unterstellt sich einer besonderen Vorsehung, die im Besonderen für ihn sorgt und im Notfall auch die Naturgesetze in seinem Interesse eliminiert. Aber auch dieser Glaube an die göttliche Vorsehung ist nur der Glaube an den eigenen Wert, der Glaube des Menschen an sich selbst. Daher stammen die wohltätigen Folgen dieses Glaubens, daher aber auch die falsche Demut, der religiöse Hochmut, der sich zwar nicht auf sich verläßt, dafür aber dem lieben Gott die Sorge für sich übergibt. „Gott bekümmert sich um mich; er beabsichtigt mein Glück, mein Heil; er will, daß ich selig werde; aber dasselbe will ich auch; mein eigenes Interesse ist also das Interesse Gottes, mein eigener Wille Gottes Wille, mein eigener Endzweck Gottes Zweck, die Liebe Gottes zu mir nichts als meine vergötterte Selbstliebe."

Durch diesen siegesgewissen Egoismus wirkt die Religion sowohl in sittlicher wie auch kultureller Beziehung höchst verderblich. Sie bringt den Menschen ebenso um die Kraft des wirklichen Lebens, wie um den Wahrheits- und Tugendsinn. Der Wahrheitssinn wird ertötet, indem hier eine Offenbarung Gottes in der Zeitlichkeit an bestimmte, zum Teil recht beschränkte Individuen behauptet wird; der Tugendsinn wird vernichtet, weil alle sittlichen Verhältnisse, die an und für sich schon heilig und wertvoll sind, zu abgeleiteten erniedrigt werden, indem sie als Gebote Gottes aufgefaßt und so erst durch die göttliche Willkür geheiligt werden. Über der Moral schwebt Gott als ein vom Menschen unterschiedenes Wesen, dem das Beste angehört, während dem Menschen nur der Abfall zukommt. Alle Gesinnungen, die dem Leben, dem Menschen zugewendet werden sollen, alle seine besten Kräfte vergeudet der Mensch an das bedürfnislose Wesen. Die wirkliche Ursache wird zum selbstlosen Mittel, eine nur vorgestellte, imaginäre Ursache zur wahren, wirklichen Ursache. Der Mensch dankt Gott für die Wohltaten, die ihm der andere selbst mit Opfern dargebracht, der Dank, den er seinem Wohltäter ausspricht, ist nur ein scheinbarer, er gilt nicht ihm, sondern Gott. Er ist dankbar gegen Gott, aber undankbar gegen den Menschen. So geht die sittliche Gesinnung in der Religion unter. „Wo die Moral auf die Theologie, das Recht auf göttliche Einsetzung gegründet wird, da kann man die unmoralischsten, unrechtlichsten, schändlichsten Dinge rechtfertigen und begründen." Ebenso hat die christliche Religion in ihrem Wesen auch kein Prinzip der Kultur, der Bildung in sich. Je beschränkter der Gesichtskreis des Menschen ist, je weniger er von Geschichte, Philosophie und Natur weiß und versteht, desto inniger hängt er an seinem Gott. Dem Religiösen muß das Bildungsbedürfnis fremd bleiben, denn er ist glücklich in seiner Phantasie, er hat in seinem Gotte den Inbegriff aller Schätze und Wissenswürdigkeiten.

Digitized by Google

Soll nun nach alledem die Religion beseitigt werden? Feuerbach will das keineswegs; er will sie bloß von dem Wahn befreien, als ob es für den Menschen etwas Besseres gebe, als wiederum das Menschliche. Mit andern Worten: die Theologie hat sich in Anthropologie zu wandeln. „Die Religion ist das Verhalten des Menschen zu seinem eigenen Wesen — darin liegt ihre Wahrheit und sittliche Heilskraft, aber zu seinem Wesen nicht als dem seinigen, sondern als einem anderen, von ihm unterschiedenen, ja entgegengesetzten Wesen — darin liegt ihre Unwahrheit, ihre Schranke, ihr Widerspruch mit Vernunft und Sittlichkeit, darin die unheilschwangere Quelle des religiösen Fanatismus, darin das oberste metaphysische Prinzip der blutigen Menschenopfer, kurz darin der Urgrund aller Greuel, aller schaudererregenden Szenen in dem Trauerspiel der Religionsgeschichte." Darum sind alle Sätze, wie „Gott ist barmherzig, er ist die Liebe, er ist allmächtig, er tut Wunder und erhört Gebete", umzukehren; es muß heißen: die Barmherzigkeit, die Liebe, die Allmacht, das Wundertun und Gebeterhören ist göttlich. Die Religion ist „der Traum des menschlichen Geistes". Aber auch im Traum befinden wir uns nicht im Nichts oder im Himmel, sondern auf der Erde, im Reiche der Wirklichkeit, nur daß wir die wirklichen Dinge nicht im Lichte der Wirklichkeit und Notwendigkeit, sondern im entzückenden Scheine der Imagination und Willkür erblicken. „Ich tue daher der Religion nichts weiter an, als daß ich ihr die Augen öffne, oder vielmehr nur ihre einwärts gekehrten Augen auswärts richte, d. h. ich verwandle nur den Gegenstand in der Vorstellung oder Einbildung in den Gegenstand in der Wirklichkeit." Der Mensch ist der Anfang, der Mittelpunkt und das Ende der Religion: homo homini deus! (der Mensch dem Menschen Gott).

Schon Feuerbachs erkenntnistheoretische Fundierung ist alles andere eher als eine wissenschaftliche. Feuerbach braucht den Begriff der Sinnlichkeit in einer so weiten und verschwommenen Bedeutung, daß er, unterstützt oder getäuscht durch die Mehrdeutigkeit des Wortes Empfindung, auch die erhabensten und heiligsten Gefühle in diesem mit aufnimmt. Auch die Gegenstände der Kunst werden gesehen, gehört, gefühlt, auch die Seele anderer Menschen wird empfunden. In den Empfindungen sind ihm die tiefsten und höchsten Wahrheiten verborgen. Nicht nur Äußerliches, auch Innerliches, nicht nur Fleisch, auch Geist, nicht nur das Ding, auch das Ich, nicht nur das Endliche und Erscheinende, auch das wahre göttliche Wesen ist Gegenstand der Sinne. Das aber ist in Wahrheit kein Sensualismus mehr, sondern eine beständige Vermischung von Sinnlichkeit und Denken, eine schließliche Verlegung des Erkenntnisprozesses aus dem Äußeren ins Innere hinein. — Feuerbach stellt nicht mit Unrecht dem Phantastischen und Abstrakten die Forderung eines ernstlichen Eingehens auf die konkrete Wirklichkeit des menschlichen und natürlichen Seins entgegen. Leider unterließ er es nur, das wahre Wesen des Menschen und der Natur einer gründlichen Analyse zu unterwerfen, so daß er schließlich in den absurdesten Illusionismus hineingeriet. Der Mensch soll ihm die Einheit aller Gegensätze sein, aber in Wahrheit ist seine Einheit nur eine eingebildete. Er löst die Gegensätze dadurch, daß er sie verflacht. So setzt er z. B. die Empfindung zuerst prinzipiell dem Denken entgegen; dann aber faßt er sie als gebildete, d. h. als denkende Empfindung, ohne jedoch an der Empfindung selbst die notwendige innere Beziehung zum Denken nachzuweisen. Ebenso fordert er, daß das Denken rektifiziert werden soll durch die Anschauung und zwar so, daß es damit unmittelbar seine

Digitized by Google

spezifische Bestimmtheit aufgibt, der Beweis des Gesetzes, der wesentlichen objektiven Notwendigkeit zu sein. In allen diesen Wendungen wird als die wesentliche Tendenz festgehalten, dem bisherigen Idealismus einen Realismus entgegenzustellen. Je mehr sich diese Tendenz vordrängt, desto mehr erscheint das Sinnliche, Einzelne, Individuelle nicht als die eine Seite des Gegensatzes, sondern als Totalität, als der ganze Mensch; das Denken ist dann nur eine besondere sinnliche Funktion.

Aus dieser prinziplosen Verbindung der verschiedenen Tätigkeiten des Menschen kann nun unmöglich eine freie sittliche Praxis hervorgehen. Feuerbach dringt besonders dem religiösen Glauben gegenüber, der den Wahrheits- und Tugendsinn vernichte (!), auf die unbedingte Anerkennung der sittlichen Verhältnisse; sie sollen heilig sein an und für sich. Wie aber diese sittlichen Verhältnisse dem Inhalte nach beschaffen sind, bleibt völlig unbestimmt. Ist nicht die ideelle Allgemeinheit das Wesen, das Prinzip des Menschen, so stellt sich dem Idealismus der Sittlichkeit mit gleichem Rechte die Sinnlichkeit an die Seite. Die höchste Forderung, welche von hier aus an den Menschen gestellt werden kann, ist nur die, daß er außer den sinnlichen Interessen auch die idealistischen nicht vergesse; aber auch so bleibt dieses idealistische Interesse nur abstrakte Theorie, und zwar darum, weil es neben dem sinnlichen liegt. Wie es dem Individuum beliebt, überläßt es sich heute dem idealistischen Bedürfnis, um morgen wieder der sinnlichen Leidenschaft um so toller zu frönen; es schwelgt in der Abstraktion des reinen Gedankens ebenso sehr wie in dem Feuer der Leidenschaft. Auch eine freie sittliche Gemeinschaft ist hier undenkbar. Die Menschen können sich wohl aus Bedürfnis miteinander verbinden, aber dies Bedürfnis ist rein individueller Art. Ehe man die Hand umdreht, tritt wieder der Trieb der Sinnlichkeit hervor, der allen Idealismus mit Füßen zu treten bereit ist. Was treibt nun aber über diesen Schein der Sittlichkeit hinaus zur wirklichen, in sich notwendigen Sittlichkeit? Wirklich gelöst sind die dem Menschen immanenten Gegensätze nur durch den Begriff der konkreten Idealität, d. h. nur dadurch, daß der Geist nicht neben die Sinnlichkeit, die Empfindung und den Trieb gestellt wird, sondern als die inhaltvolle, alle diese Momente in sich umfassende und vergeistigende Energie und damit als das wahre Wesen, als das Prinzip des Menschen begriffen wird. Nur dieses Prinzip ist ein reales und wahrhaft praktisches, wogegen der Mensch im allgemeinen, als äußerer Komplex entgegengesetzter Elemente nur nichtige Illusion ist. Wohin das führt, hat Feuerbach selbst klar bewiesen durch sein bekanntes Wort: „Der Mensch ist, was er ißt," ein Wort, das er in einer Rezension von Moleschotts Lehre der Nahrungsmittel seinen Nachbetern als Schlagwort formuliert hat.

Mit dem menschlichen Geiste aber wird der Fortgang zu einem allumfassenden Geistesleben von selbst gegeben, das seinerseits wieder ohne überirdische Tatsachen nicht faßbar ist. Und damit ist auch der Wahrheitsgehalt der Religion bewiesen, da im Geistesleben das Aufsteigen zu einer selbständigen und wesenhaften Wirklichkeit erkannt wird.

Dr. Otto Siebert-Fermersleben.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Bismarck und die Bibel.

Von Professor Dr. Hans Prutz erscheint demnächst im Verlage von Georg Reimer in Berlin ein neues Werk: „Bismarcks Bildung, ihre Elemente und ihre Äußerungen". Ihm entnehmen wir das folgende Bruchstück:

Selbst auf die weithin sichtbare Höhe weltgeschichtlichen Wirkens gestellt, bleibt auch der größte Mann doch mit den Wurzeln seines geistigen und gemütlichen Daseins dem Boden unlösbar verbunden, aus dem er einst in jungen Jahren, sich selbst unbewußt, die für die Ausgestaltung seiner Persönlichkeit wichtigsten Nährstoffe gezogen hat. Wie zahlreiche Genossen, die dann weit hinter ihm zurückblieben und staunend der von ihm durchmessenen Bahn folgten, verdankt er der Schule die feste Grundlage einer Bildung, die, ursprünglich nicht auf einen bestimmten Beruf gerichtet, nachher gemäß den von diesem gestellten neuen Ansprüchen von ihm selbständig erweitert und vertieft wurde. Das Elternhaus, die Familie, die Freundschaft gaben ihm eine ihrem geistigen und sittlichen Gehalt entsprechende Art des Fühlens und Denkens, die allezeit mehr oder minder dafür bestimmend bleibt, wie er Menschen und Dinge auffaßt und behandelt.

Auch die gewaltige Persönlichkeit des Schöpfers unserer nationalen Einheit, so staunenswert sie sich über die sie anfangs scheinbar befangenden Schranken hinaus entwickelte, ist doch in diesen beiden Richtungen von dem Erwerb und den Eindrücken der Jugend ebenfalls dauernd abhängig geblieben. Es mag auffallen, daß diese Seite von Bismarcks Wesen bisher wenig Beachtung gefunden hat, obgleich doch gerade sie für ein volles Verständnis dieser unergründlich reichen Persönlichkeit am wenigsten entbehrt werden kann. Freilich erscheinen ja Männer dieses Schlages den Zeitgenossen und daher zuweilen wohl auch noch nachlebenden Generationen leicht gemütsarm und wohl gar tieferen Gefühles unfähig: dauernd vor der Öffentlichkeit lebend und genötigt, all ihr Handeln an der Wirkung auf diese zu messen, können sie den Regungen des Augenblicks viel weniger nachgeben als die Leute, die das Glück haben, eine minder verantwortliche Stellung einzunehmen. Sie kommen leicht dahin, was sie im Herzen am tiefsten bewegt, um es nicht Mißdeutungen ausgesetzt zu sehen, vor der Welt zu verbergen und so eine Art von Doppelleben zu führen, das ihnen manche schmerzliche Entbehrung auferlegt. Das ist auch Bismarck nicht erspart geblieben: er hat es oft wehmütig empfunden, und der elegische Ton, der aus manchem seiner Worte klingt, hat hier seinen Ursprung. Aus seinen Briefen wissen wir aber heute zur Genüge, wie bei ihm unbeirrbare Klarheit des Blicks und unbeugsame Kraft des Willens gepaart waren mit beweglichster Gemütstiefe und zartester Liebebedürftigkeit und Liebefähigkeit. Selbst zur Zeit erbitterten parlamentarischen Kampfes und aufreibenden Ringens um die Zukunft des Vaterlandes, wo er Freund und Feind wie die in Erz gepanzerte Verkörperung eines starren politischen Prinzips erscheinen

Digitized by Google

konnte, hat er in einem kleinen, gleichsam geweihten Bezirke, der sein und der Seinen sorgsam gehütetes Heiligtum blieb, ein tiefinniges Gemütsleben geführt, dessen wohltuende Äußerungen uns ganz neue Seiten in dieser scheinbar nur auf den Kampf gerichteten Mannesnatur erschließen.

Daß er sich in einem Leben, wie es ihm beschieden war, diese köstliche Gabe unverkümmert bewahren konnte, wurde nur möglich durch die Art, wie in den entscheidendsten Jahren der Entwickelung empfangene Eindrücke seine Individualität gewissermaßen vollends auf diesen Ton stimmten. Dankbar aufgenommene Anregung von seinem Herzen nahestehender Seite und durch sie veranlaßte eigene ernste Arbeit an sich selbst sind dabei nebeneinander hergegangen, ohne daß die Grenze zwischen beiden überall scharf gezogen werden könnte. Nirgends ist das in dem Maße der Fall, wie in dem Gebiete seines religiösen Lebens, das uns vor allem aus seinem Verhältnis zur Bibel entgegentritt: wie er sie las, sie sich deutete, zu ihr flüchtete und ihre Worte in den verschiedensten Lebenslagen, nicht zuletzt auch in der parlamentarischen Debatte anführte und benutzte, gewährt uns ein fesselndes Bild von der Tiefe und Innigkeit, aber auch von der stolzen Selbständigkeit und eigenartigen Originalität seines Gemütslebens auch auf diesem Gebiete.

Aus dem Elternhause will Bismarck da freilich nichts in das Leben mitgenommen haben. In dem merkwürdigen Briefe, durch den er Ende Dezember 1846 um Johanna von Puttkamer bei ihrem Vater anhielt, bedauert er, daß seine Erziehung von Anfang an ausschließlich auf die Ausbildung des Verstandes und den frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse gerichtet gewesen sei. Mit seinem Vater will er über Glaubenssachen niemals gesprochen haben: dessen Glaube, meint er, sei wohl nicht der christliche gewesen, da er so sehr auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit vertraut habe, daß ihm alles andere als dies Vertrauen überflüssig erschienen sei. In betreff der religiösen Stellung seiner Mutter erinnert er sich später nur, sie habe viel in den „Stunden der Andacht“ gelesen und sei über seine pantheistische Richtung und seinen gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum oft erschrocken und zornig gewesen; zur Kirche aber sei auch sie nicht gegangen, und da sie in seltsamem Widerspruch zu der ihr sonst eigenen kalten Verstandesklarheit viel von Swedenborg, der Seherin von Prevorst und Mesmerschen Theorien, Schubert und Justinus Kerner gehalten habe, kommt er zu dem Schluß, christlich in dem Sinne, „wie wir es verstehen“, sei auch ihr Glaube nicht gewesen. Er selbst aber dachte schließlich doch nicht mehr wie jener friesische Häuptling, der, wie er der Braut schreibt, bei der Taufe den Geistlichen gefragt haben soll, ob seine Vorfahren wegen ihres Unglaubens in der Verdammnis seien, und auf die bejahende Antwort den Empfang der Taufe ablehnte, weil er bleiben wolle, wo sein Vater sei.

Während seiner Universitätszeit und der nachfolgenden Jahre sind Bismarck dann nach seiner Meinung „Rat und Lehre anderer buchstäblich fern geblieben“: der Vater ließ ihn nachsichtig gewähren, die Mutter tadelte ihn brieflich, wenn er seine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, „wohl in der Meinung, daß sie das übrige höherer Führung überlassen müsse“. Andererseits berichtet sein Jugendfreund und Stubengenosse Graf Alexander Keyserling, während des gemeinsamen Berliner Lebens hätten sie beide auch über religiöse Fragen ernste Gespräche gehabt. In jener Zeit will Bismarck auch in der Beschäftigung mit den Philosophen des Altertums, mit Hegel und

Digitized by Google

Spinoza vergeblich Beruhigung gesucht haben. Aber erst nach dem Tode der Mutter, in der Einsamkeit des Kniephofer Lebens, bekennt er dem künftigen Schwiegervater, habe er angefangen tiefer über diese Dinge nachzudenken, sei jedoch durch die Schriften von David Friedrich Strauß, Feuerbach und Bruno Bauer „nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels" geführt worden. Nun gewann er sich die Lebensgefährtin aus einem Kreise pommerscher Adelsfamilien, in denen seit Generationen tiefernste Frömmigkeit gepflegt und die Bibel als letzte Quelle aller Weisheit und höchste Bürgschaft allen Friedens hochgehalten wurde. Er schloß sich dieser Richtung um so lebhafter an, als sie ihm durch die Geliebte in eindrucksvoller Unmittelbarkeit nahe gebracht wurde, und er sich überzeugte, nur durch vorbehaltlose Hingabe an sie könne er der gehofften Seelengemeinschaft mit der schwärmerisch verehrten Lebensgefährten sicher teilhaftig werden. Augenscheinlich hat ihn nun Johanna von Puttkamer alsbald zu eifrigem und systematischem Bibelstudium veranlaßt, freilich ohne es hindern zu können, daß sein übermütiger weltlicher Sinn gelegentlich auch dem Wort der Schrift gegenüber in derbem Humor witzig zum Ausbruch kam, wie wenn er z. B. in einem Brief an Wagener bekennt, zuweilen wandle ihn doch die Lust an, ähnlich wie es der Kalif Omar mit den Schätzen der griechischen Literatur in Alexandrien getan haben solle, alle Ergebnisse der Buchdruckerkunst dem Untergange zu weihen, mit Ausnahme allein des „christlichen Koran".

In dem Briefwechsel der Brautleute nehmen Erörterungen über die Deutung von Bibelstellen und die Darlegung des dadurch angeregten Gedankenganges beträchtlichen Raum ein. Unter Bezugnahme auf 1 Korinther 7, V. 13 und 14 („Und so ein Weib einen ungläubigen Mann hat, und er läßt sich gefallen, bei ihr zu wohnen, die scheide sich nicht von ihm. Denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch das Weib") hofft Bismarck, obgleich er sich noch als Ungläubigen fühlt, durch die gläubige Frau geheiligt zu werden. Dabei scheint er sogar verschiedene Erklärer zu Rate gezogen zu haben. Freimütig aber weist er dabei die Geliebte doch darauf hin, wie wenig Vertrauen in ihren Glauben sie und ihre Gesinnungsgenossen nach ihrem Verhalten gegen Andersdenkende zu haben scheinen, während der Christ in allen Lebensverhältnissen das Reich Gottes doch als das mächtigere, sieghafte, zuletzt jeden Widerstand überwältigende, das der Finsternis als das ohnmächtige, immer mehr zusammenstürzende ansehen solle: statt dessen wickelten sie, meint er, ihren Glauben sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, so daß andere sich an ihnen vielleicht ärgern und sie als Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern und dergleichen berührt zu werden. Wenn jeder so dächte, der das Wahre gefunden zu haben glaube — und viele ernste, aufrichtige, demütige Sucher glaubten es doch wo anders oder in anderer Gestalt zu finden —, so würde nach seiner Ansicht Gottes schöne Erde zu einem pennsylvanischen Zellengefängnis werden, in dem unübersteigliche Scheidewände tausend und abertausend Koterien voneinander trennten.

Wie sehr aber das einst in Zweifeln ringende Weltkind bereits in der Bibel heimisch geworden ist und wie sicher es sich auf dem Gebiete pastoraler Dialektik bewegt, beweist die Schlagfertigkeit, mit der er in demselben Briefe (7. Febr. 1847) weiterhin die Kritik, die er mit diesen Worten an der Frömmigkeit der schwiegerelterlichen Familie und ihres Kreises geübt hatte, durch treffend ausgewählte Schriftstellen als berechtigt dartut. Er beruft sich auf Römer 14, V. 22 („Hast du den Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott. Selig ist,

Digitized by Google

der sich selbst kein Gewissen macht in dem, das er annimmt) und 15, V. 2 („Es stelle sich aber ein jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle, zum Guten, zur Besserung"), besonders auch auf 1 Korinther 4, V. 5 („Darum richtet nicht vor der Zeit, bis der Herr komme, welcher auch wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rat der Herzen offenbaren"), 8, V. 2 („So aber sich jemand dünken läßt, er wisse etwas, der weiß noch nichts, wie er wissen soll"), 9, V. 20 („Den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne; denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne") und 12, V. 4 u. ff. („Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist. Und es sind mancherlei Ämter und Ein Herr"), sowie endlich auf 13, V. 2 („Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts"). Zur Begründung seiner Ansicht über die Werktätigkeit, die er der Braut in einem früheren Brief entwickelt haben muß, ist er ein anderes Mal bereit, diese mit Bibelstellen zu „überschwemmen", wie namentlich Ev. Matthäi 25, V. 34 („Da wird denn der König sagen zu denen zu seiner Rechten: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich" 2c.), Römer 2, V. 6 („Welcher geben wird einem jeglichen nach seinem Wirken"), 2 Korinther 5, V. 10 („Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse"), Römer 2, V. 13 („sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz tun, werden gerecht sein"), 1. Epistel Johannis 3, V. 7 („Wer recht tut, der ist gerecht, gleichwie Er gerecht ist") und unzählige andere, obgleich er es selbst für unfruchtbar erklärt, mit abgerissenen Sätzen der Schrift außer dem Zusammenhange zu rechten. Auch weist er darauf hin, wie verschiedenartiger Auslegung allein schon das Wort „Glaube" in sich selbst fähig sei in bezug auf das, was die Schrift zu glauben befiehlt in jedem einzelnen Falle, wo sie das Wort gebraucht: es komme eben zuletzt alles auf die Auslegung an. Doch scheint Johanna von Puttkamer ihm auf diesem Gebiet überlegen gewesen zu sein: nach einem Meinungsaustausch über Epistel Jakobi 5, V. 16 („Bekenne einer dem andern seine Sünden und betet füreinander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist") bekennt er, sie habe ganz recht, und was er davon gemeint habe, sei „nur so eine augenblickliche schiefe Idee" gewesen. Übel dürfte demnach die Braut den Versuch aufgenommen haben, seine Neigung, sich gelegentlich durch einen nicht eben böse gemeinten Fluch Luft zu machen, damit zu entschuldigen, daß er in der Bibel doch keine Stelle finden könne, wo es verboten wäre, den Namen des Teufels zu mißbrauchen. „Weißt du eine, so sage sie mir." Ähnlich schreibt er einmal an Leopold von Gerlach in bezug auf den ihm unbequemen und unfähigen preußischen Militärbevollmächtigten in Frankfurt a. M. Major von Dieft, morgens und abends bete er: „Domine, libera nos a majore" (statt malo) — Herr, befreie uns von dem Major (statt von dem Übel).

Auch in der Folgezeit hat Frau von Bismarck ihren Gatten, der nach dem Schriftwort (1 Mosis 2, V. 24: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden sein Ein Fleisch) mit ihr „Ein Fleisch" sein wollte, sehr entschieden in der gleichen Richtung beeinflußt, indem sie ihn trotz der Ansprüche, die das parlamentarische

Digitized by Google

Leben, diplomatische Beschäftigung, politisches Wirken verschiedenster Art und ein mit alledem verbundenes sehr bewegtes weltliches Treiben an ihn stellte, immer wieder zum Studium der Bibel zurückzuführen wußte. Auch von ihr getrennt, fuhr er darin fort; angeregt, wie es scheint, namentlich durch die ersten Eindrücke des leeren, nichtigen Frankfurter Treibens. Im Hinblick darauf schreibt er zur Zeit der Übersiedelung an den Sitz des Bundestags der Schwiegermutter (16. Mai 1851), er wolle mit Johanna gemeinsam an dem starken Stabe des Wortes Gottes wandeln in diesem toten und ruchlosen Treiben der Welt, dessen Nacktheit ihnen in der neuen Stellung mehr zutage treten werde als früher. Sah er doch in der Wendung, die mit der überraschenden Verpflanzung in die diplomatische Laufbahn in seinem und der Seinen Schicksal eintrat, eine unmittelbare Fügung Gottes: aus der pommerschen harmlosen Einsamkeit auf die Höhe des Lebens erhoben, wünschte er nur, „Gott möge ihre Seelen ähnlich erheben aus ihrem Dunkel auf die lichten Höhen seiner Gnade". Daher nahm er gerade in jener Zeit das Bibelstudium eifriger auf, zumal die längere Zeit von ihm getrennte Gattin, wie es scheint, in der neuen Umgebung einigermaßen um sein Seelenheil besorgt, ihn veranlaßte, es „mit System" zu treiben. Ein bisher von ihr gebrauchtes kleines Neues Testament begleitete ihn auch auf den frohen Fahrten, die er von Frankfurt aus in die Rheinlande unternahm. Seiner Gewohnheit gemäß verwandte er aber auch zu dieser Lektüre mit Vorliebe schlaflose Nachtstunden. Am 26. Juni 1851 schreibt er der Gattin: „Ich will zu Bett gehen und mir Kapitel 2 der 2. Epistel Petri lesen, ich treibe das jetzt mit System, und wenn ich Petri auf deine Empfehlung aus habe, will ich die Ebräer lesen, die ich noch gar nicht kenne." In Sorge um das Leben des in der pommerschen Heimat erkrankten Töchterchens schlägt er am 30. August 1851 zu seinem Trost einen Psalm auf und trifft auf den 112. („Wohl dem, der den Herrn fürchtet, der große Lust hat an seinen Geboten" usw.), den er „recht schön" findet. Von einer seiner Rheinfahrten berichtet er der Gattin, im Mondschein sei er den Strom ein Stück hinabgeschwommen und habe dann in Rüdesheim mit seinem Begleiter, Fürst Lynar, bei einem „sehr netten Wein" auf dem Balkon gesessen. „Mein kleines Testament", erzählt er weiter, „und der Sternhimmel brachten uns auf christliche Gespräche, und ich rüttelte lange an der Rousseauschen Tugendhaftigkeit seiner Seele, ohne etwas anderes, als daß ich ihn zum Schweigen brachte." Am 30. August 1853 meldet er der Gattin von Norderney aus, das 12. Kapitel des Römerbriefes habe er gelesen, zwar nicht auf dem Balkon im Mondschein, sondern im Seegrasbett bei Sturm und Regen, die am Fenster rüttelten. Er bekennt dabei, recht haben ermessen zu können, wie glaubensarm und bös er sei, und bemerkt zur Begründung dieser strengen Selbstkritik im Hinblick auf Römer 12, V. 14 und 20 (Segnet, die euch verfolgen ... so nun deinen Feind hungert, so speise ihn, dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln"): „Speisen wollte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungerte, aber ihn segnen — das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich's überhaupt täte! Gott besser's." Auch später noch fand sich seine kampffrohe Natur nicht leicht ab mit dem Gebote, das dem Christen auch erlittenem Unrecht gegenüber ergebenes Dulden zur Pflicht macht. Namentlich da meint er nicht darnach handeln zu können, wo erwiesene Feindschaft nicht ihm persönlich, sondern der von ihm vertretenen Staatsautorität galt. Als er sich geweigert hatte, die Kondolenzadresse, die aus Anlaß des auf einer Reise in

Digitized by Google

Nordamerika erfolgten Todes Eduard Laskers der Kongreß der Vereinigten Staaten durch den Botschafter Sargent ihm zur Übermittelung an den Reichstag hatte zugehen lassen, amtlich an diesen weiter zu befördern und deshalb heftig angegriffen wurde, erklärte er in der Debatte darüber am 13. März 1883 im Hinblick auf Ev. Matthäi 5, V. 39 („... so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar"): „Ich bin ein Christ, aber doch als Reichskanzler nicht so, daß, wenn ich eine Ohrfeige auf die eine Backe bekomme, ich die andere hinhalte und frage, ist dir nicht die andere gefällig?" (Politische Reden X, 26.) Vielmehr stimmt er von ganzem Herzen dem „alten Luther" bei, wenn er in der Predigt über Matthäus 18, V. 21 u. ff. („Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir gesündigt, vergeben?"), die er sonst „ganz voll Liebe und Vergebung" findet, am Eingang ausdrücklich bemerkt, „weltliche Obrigkeiten sollen nicht vergeben, was man unrecht tut, sondern strafen".

Allezeit hat Bismarck diesem Einfluß der Gattin vertrauensvoll nachgegeben. Denn wohltuend empfand er den Segen, den er inmitten eines von schweren Kämpfen und ernsten Sorgen erfüllten Lebens auf ihn ausübte. Aber auch hier ging er seinen eigenen Weg und lebte in unbeirrbarer Selbständigkeit sein eigenes Leben. Ein fleißiger Kirchgänger ist er nie gewesen: deshalb haben die Frommen in den höfischen Kreisen an ihm niemals Wohlgefallen gefunden. Wie überall kam es ihm hier nie auf die herkömmliche Form an, sondern auf das Wesen der Sache. Seine schlichte, sozusagen kindliche Frömmigkeit vor anderen zur Schau zu stellen, lag ihm fern. Er war sich bewußt, mit seinem Gott gut zu stehen, und hat, wie es sein soll, den Verkehr mit ihm auf seine Weise in der Stille gepflegt. Während des französischen Feldzuges fand man in seinem Quartier auf dem Nachttisch am Bett die „Täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde für 1870" und die „Tägliche Erquickung für gläubige Christen". Auch in den Briefen, die er während des Krieges an die Gattin richtete, spiegelt sich seine stete Beschäftigung mit der Bibel wieder. „Gott besser's, sein Arm ist nicht Fleisch," schreibt er ihr Weihnachten 1870 angesichts der augenblicklich schwierigen militärischen Lage, „darauf traue ich, wenn ich dieses wüste Volk gegenüber sehe, wir sind auch Sünder, aber doch nicht so babylonisch und nicht so trotzig gegen Gott." Napoleon III. gut zu behandeln, hält er für geboten, nicht bloß aus Gründen der politischen Nützlichkeit, sondern weil „die Rache Gottes ist", nach Römer 12, V. 19 („Denn es steht geschrieben: Die Rache ist mein, Ich will vergelten, spricht der Herr"). Am 9. Januar 1871 schreibt er der Gattin: „Las mir gestern abend im Bett Psalm 27 und schlief bei V. 14 (‚Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt und harre des Herrn') getrost ein."

Es kann nicht überraschen, daß Bismarck durch diese ernsten und selbständigen Bibelstudien, die ihm ein Herzensbedürfnis geworden waren, mit dem Wort der Heiligen Schrift eine Vertrautheit erlangte, die er auch bei rein weltlichen Gelegenheiten unwillkürlich betätigte. Er war in dem durch sie umschriebenen Gedankenkreise zu heimisch und wurzelte mit den empfindlichsten und empfänglichsten Fasern seines Herzens zu tief in diesem Boden, als daß ihm nicht oft biblische Ausdrücke und Bilder hätten auf die Lippen kommen sollen, und daß er gerade bei der Behandlung für ihn besonders wichtiger Dinge, wo er eine heilige Pflicht zu erfüllen glaubte, gelegentlich auch die großen leitenden Gesichtspunkte und die schlagendsten Argumente nicht hätte

Digitized by Google

gerade von dort entnehmen sollen. Daher spielen auch in seinen politischen Reden Anklänge an die Bibel und Beziehungen auf Schriftworte eine große Rolle und geben ihnen zuweilen ein höchst charakteristisches Kolorit. Im ersteren Falle handelt es sich freilich oft um solche Bibelworte, die überhaupt in unserer alltäglichen Ausdrucksweise längst Bürgerrecht erworben haben und zu geflügelten Worten geworden sind, so daß, wer sich ihrer bedient, ihres biblischen Ursprungs sich wohl nur ausnahmsweise noch bewußt sein wird und auch er seiner nicht gedacht zu haben braucht.

Spitze Bemerkungen der Gegner bezeichnet er so als „Dornen und Disteln" (1 Mosis 3, V. 18). Er spricht von einem „Methusalemsalter" (1 Mosis 5, 27) und dem „Josephinischen Traum" von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen (1 Mosis 41), von „Salomons Urteil" (1 Könige 3, 16 u. ff.) und einem „Uriasbriefe" (2 Samuelis 11, 14). Er bedient sich des Bildes von dem „Koloß mit den tönernen Füßen", den Nebukadnezar im Traum sah (Daniel 2, 31—34) und klagt anspielend auf Matthäus 7, V. 9, seit sechszehn Jahren müsse er, seines Königs erster Minister, bei dem Reichstage um Brot betteln und erhalte doch nur Steine. Ein andermal vermehrt er die Zahl der geflügelten Worte biblischen Ursprungs, indem er anspielend auf Richter 16, 4 u. ff. voll Humors von einer „konstitutionellen Delila" spricht. Ebenso verhält es sich, wenn er das Gleichnis vom verlorenen Sohne (Lukas 15, 11 u. ff.) benutzt, oder das vom getreuen Knecht (Matthäus 25, 21) — er selbst will nur ein solcher gewesen sein, nicht um Dank gehandelt, sondern nur seine Pflicht getan haben —, oder wenn er seinen Gegnern nachsagt, sie „seihen Mücken und verschlucken Kamele" (Matthäus 23, V. 24). Groß ist daher auch die Zahl biblischer Ausdrücke und Bilder in seinen Reden, wie vom Balken im eigenen Auge, den man über dem Splitter im Auge des Nächsten übersieht (Matth. 7, 5), vom alten Adam (Römer 5, 14), der in unserm Fleische steckt und aus dem wir nicht herauskönnen u. a. m. In die gleiche Gruppe unbewußter Reminiszenzen an Schriftworte gehört der Gebrauch zu Sprichwörtern gewordener biblischer Wendungen, wie z. B.: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über" (Matth. 12, 34) und: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland" (Matthäus 13, 57), sowie „auf einen grünen Zweig kommen" (Hiob 15, 32) und: „Nachdem so etwas an dem grünen Holz geschehen konnte" (Lukas 23, 31) und von der „Herzenshärtigkeit" (Mark. 10, 5), deren er sich von seinen Gegnern beschuldigt weiß.

Bezeichnend für seine Unbefangenheit auch auf diesem Gebiete ist die Art, wie Bismarck Worte der Schrift gelegentlich scherzend oder ironisch braucht. Von dem Abgeordneten Lasker sagt er einmal, anspielend auf Ev. Matth. 6, V. 26, 28, 29, er treibe die Finanzpolitik eines Besitzlosen, denn auch von ihm und seinen Parteigenossen gelte das Wort: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie weben nicht, sie spinnen nicht, und doch sind sie gekleidet." Die Sozialisten haben nach seiner Meinung für ihre Aufnahme Deutschland so disponiert gefunden, daß sie nach Matth. 17, 4 sagen könnten: „Lasset uns Hütten bauen." Wenn Windthorst ihm zumutet, trotz der wenig entgegenkommenden Haltung der Reichstagsmehrheit, ohne Aussicht auf Erfolg, Kommissionsberatungen beizuwohnen, klingt ihm das wie die Aufforderung an die Juden an den Wassern Babylons Psalm 137, 3: „Lieber, singe uns ein Lied von Zion, damit wir uns an deinem Kummer erfreuen." In ähnlicher Weise tritt er dem Brauch seiner Gegner, ihm in der parlamentarischen Debatte einst unter ganz andern Um-

Digitized by Google

ständen getane Äußerungen immer wieder vorzuhalten, entgegen mit dem Worte Psalm 24, 7: „Delicta juventutis meae ne memineris“ — Gedenke nicht der Irrtümer meiner Jugend.

Bitterer Ernst dagegen ist es ihm, wenn er das Bündnis des Zentrums mit der Fortschrittspartei einmal demjenigen vergleicht, in dem sich nach Evangelium Lukas 23, 12 Herodes und Pilatus zusammenfanden, oder wenn er die Schleswig-Holsteinsche Frage bereits in Frankfurt nach Jesaias 66, V. 24 erkannt haben will als den „Wurm, der nicht sterben wird“. Gegenüber der Schwierigkeit, in wirtschaftlichen Dingen wirklich klar zu sehen, fragt er wie Pilatus Ev. Joh. 18, 38: „Was ist Wahrheit?“ Während des ernsten Konfliktes, der im Sommer 1863 zwischen König Wilhelm und dem Kronprinzen entstand, als dieser sich auf einer Reise in Danzig öffentlich gegen die eben ergangene Preßordonnanz erklärte, und dessen weitere Verschärfung zumeist des Ministers klug begütigende Vermittelung abwandte, drang Bismarck, wie er selbst erzählt, in den aufs äußerste entrüsteten König, „jeden Entschluß ab irato zu vermeiden und nur die Staatsraison entscheidend sein zu lassen“, indem er, augenscheinlich um den Eindruck seiner wohlvorbereiteten Worte zu steigern, gehört zu haben behauptete, schon predigten Geistliche im Lande nach 2. Buch Samuelis 15, 3 u. 4 über Absaloms Wunsch, an des Vaters Stelle zu treten. In Erinnerung an diese Bibelstelle, von der man annehmen möchte, er habe sie zur Vorbereitung auf das wichtige Gespräch mit seinem königlichen Herrn zuvor nachgelesen, drang er in diesen mit der eben dorther entlehnten Mahnung: „Verfahren Sie fein säuberlich mit dem Knaben Absalom“ (2. Sam. 18, 5 u. 12). Das Wort hat offenbar auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht: noch im Sommer 1891 hielt er es den ihm huldigenden Schülern des Weimarer Lehrerseminars vor im Hinblick auf die Verantwortlichkeit ihres künftigen Berufes gegenüber der Jugend.

Wie schlagfertig der bibelfeste Reichskanzler Schriftworte auch ohne politische Nebenbedeutung als allezeit geltende sittliche Gebote zu gebrauchen wußte, zeigt die Abfertigung, die er seinem einstigen Parteigenossen Senfft von Pilsach zuteil werden ließ, als dieser im Beginn des Kulturkampfes sich herausnahm, ihm öffentlich sozusagen ins Gewissen zu reden. Er warnte ihn vor so unchristlicher Überhebung und hielt ihm Psalm 12, V. 4 u. 5 vor: „Der Herr wolle ausrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet. — Die da sagen: unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden, wer ist unser Herr?“

Sehr beachtenswert endlich für die Entwickelung von Bismarcks Stellung zur sozialen Frage, der die letzte Periode seines Wirkens geweiht war und für die er ein neues Zeitalter heraufgeführt hat, sind die Gedanken, die er schon viele Jahre früher, angeregt durch ihn ergreifende Schriftstellen, darüber entwickelt hat. Sehr zeitig hat er sich, freilich nur auf bestimmte äußere Anlässe hin und nur vorübergehend, mit einzelnen Seiten derselben beschäftigt: auch hier also hat er nachmals Ansätze früherer Zeit nur wieder aufgenommen und der gewandelten Zeit entsprechend planmäßig und in großartigem Umfange weitergeführt. In einem Schreiben an seine Braut vom 17. Februar 1847 sucht er die Gewissensbisse, die der Aufwand für einen geplanten Besuch bei der Geliebten ihm erregt, durch den Beschluß zu beschwichtigen, den Betrag der Reisekosten in gleicher Höhe den Armen zuzuwenden. Er erinnert sich nämlich des Wortes, daß Matthäus 19, 21 der Heiland zu dem reichen Jüng-

Digitized by Google

ling sagt: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast, und gib es den Armen.“ Er bezeichnet es als „ein sehr kitzliches Thema“, inwieweit er sich berechtigt halten dürfe, was Gott seiner Verwaltung anvertraut habe, zu seinem Vergnügen zu verwenden, so lange es Leute gibt, die vor Mangel und Frost krank sind, in seiner nächsten Nähe, deren Betten und Kleider in Versatz sind, so daß sie nicht ausgehen können, um zu arbeiten.

Dreißig Jahre später war die sozialpolitische Gesetzgebung im Werden: auch hier offenbart sich die festgeschlossene Einheit und die unbeirrbare logische Konsequenz, die Bismarcks innere Entwicklung beherrscht und den Schlüssel gibt zu dem Rätsel seiner Erfolge. Auch sein Verhältnis zur Bibel hat das Seinige dazu beigetragen. **Hans Prutz.**

Deutsche Literatur und Wissenschaft in Frankreich.

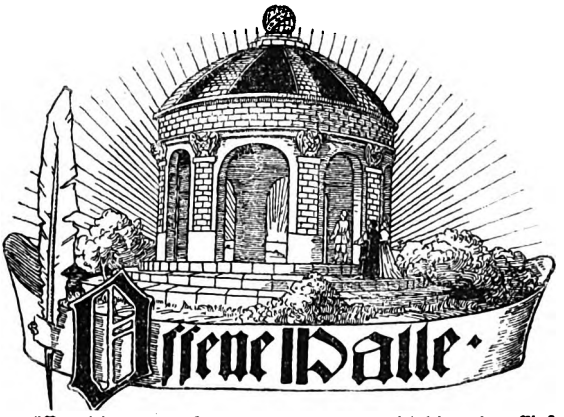
Im französischen Geistesleben beginnt sich nach allem, was von jenseits der Vogesen in letzter Zeit verlautete, ein völliger Umschwung im Verhältnis zu deutscher Literatur und Wissenschaft zu vollziehen. Wolfgang Kirchbach weiß darüber allerlei Bemerkenswertes in der „Tägl. Rundschau“ zu berichten. Eine billige französische Ausgabe von Goethes „Faust“ hat während der letzten Jahre nicht weniger als 130 000 Exemplare in Frankreich abgesetzt. „Die Lebekreise, die Sports- und Genußwelt von Paris lassen sich ihrer flacheren und rascheren Lebensanschauung gemäß auf der Bühne durch Sarah Bernhardt und andere über jüngste deutsche Dramen unterrichten, die von Berlin kommen; die eigentliche gebildete Bürgerwelt, der Lehrstand und verwandte Stände, die ähnlich wie in Berlin wegen der teuren Theaterpreise nur gelegentlich in die Theater kommen, suchen sich durch Lesen älterer deutscher Literatur, insbesondere Goethes und Heines in Übersetzungen, vielfach aber auch im Originale eine tiefere Anregung. Man ist sichtlich ermüdet durch die eigene Literatur der letzten zwanzig Jahre. Das Bild des wirklichen Lebens hat sich in eben dieser Zeit so sehr entfernt von dem, womit Zola in den siebziger und achtziger Jahren die Welt noch überraschen konnte, mit Malereien einer vollständigen moralischen, intellektuellen und nationalen ‚Débâcle‘, daß die jüngere Welt schon diese Romane gar nicht mehr recht versteht. Denn Frankreich, Paris an der Spitze, erlebt eine Renaissance von innen heraus; das Bürgertum hat durch frischere Jugenderziehung, gesunden Sport, durch Nachahmung englischer und deutscher Spiele verstanden, seine junge Männerwelt neu zu züchten. Ich freue mich, da ich am Walde von Meudon wohne, auf jeden Sonntag, wenn ich die Gymnasiasten, Studenten, die junge Welt truppweise in den Wald ziehen sehe unter Gesang, wie unsere deutschen Jungen. Da sind sie ausgelassen, sie toben sich aus, sie ziehen schwärmend durch den Wald. Und im selben Maße, als sie das tun, geben sie auch einem Maupassant weniger Stoff für frühreife und frühwelke Weibergeschichten. Seit Zolas und Maupassants Tode wird denn auch der literarisch ernsthafte Nachwuchs für diese Romangattungen vermißt.“

Digitized by Google

Kant ist anläßlich des hundertsten Todestages beinahe wie in Deutschland gefeiert worden, nicht nur in der Sorbonne, den Kreisen der Universität, der Gelehrtenschaft durch Vorträge und Festessen, sondern auch in der gesamten Presse durch zum Teil außerordentlich verständnisvolle Aufsätze über Kant und seine Bedeutung für Frankreich. Hat doch J. Bourdeau in seinem vortrefflichen Essay über Kant im „Journal des Débats" sich sogar zu dem Satze verstiegen: „In mehreren Punkten steht Kant dem französischen Geiste näher als dem deutschen Geiste, so groß war auf sein Denken der Einfluß Rousseaus und der französischen Revolution."

Die »Revue de métaphysique et de morale« hat ihr Maiheft zu einer Sondernummer »à la gloire de Kant« gestaltet, redigiert von den besten Kant-Kennern Deutschlands, Frankreichs und Italiens. Die „französische philosophische Gesellschaft" hielt eine große öffentliche Sitzung zum Ehrengedächtnisse Kants ab, in der er als der „wahre Begründer der modernen Philosophie" gefeiert wurde. Bekanntlich war zur Kantfeier nach Königsberg der Franzose Gaston Leroux hinübergereist. Er hat darüber im „Matin", einem der beliebtesten Blätter Frankreichs, berichtet. Für die Gesinnungen des heutigen patriotischen Bürgertums in Frankreich nun, schreibt Kirchbach, ist außerordentlich bezeichnend ein Satz Gaston Leroux' in seinem überaus liebenswürdigen humoristischen Artikel, als er erzählt, daß der General von der Goltz beim Festkommers in Königsberg unter großem Beifall eine glänzende Rede gehalten habe: „Übrigens erzielte der General auch einmal einen großen Lacherfolg, als er sagte, er habe am selben Morgen beim Feste eines Kürassierregiments eine Rede über den kategorischen Imperativ gehalten. Diese jungen Leute (die Studenten auf dem Kommers nämlich) hatten unrecht zu lachen. Im Namen des kategorischen Imperativs, der das unbedingte Bewußtsein der Pflicht, der Pflicht, die ein Wert in sich selbst ist außer jeder Rechnung auf Lohn, verlangt man von den Kürassieren, daß sie sterben — und sie sterben." Kirchbach bemerkt dazu: „Diese Zurechtweisung, welche ein gebildeter Franzose deutschen Studenten gibt, beleuchtet blitzartig die völlig veränderte Situation, welche französisches Geistesleben zu deutschem Geiste einnimmt. Leroux weiß, welche Sympathien er in der jungen französischen Welt findet, wenn er für den Begriff der Pflicht, auch in der Verteidigung des Vaterlandes, im Sinne Kants eintritt, wenn er für einen deutschen General Partei nimmt, der auch seinen Kürassieren von Kant und dem kategorischen Imperativ spricht, zumal unter diesen Kürassieren ja auch Studenten und sonstig ernsthaft gebildete Männer sind." — Das für Franzosen unerhörte Schauspiel eines echten Bierkommerses mit Salamandern, das Gaston Leroux bei dieser Gelegenheit in Königsberg kennen lernte, erschien ihm freilich wie ein „Traum aus der Tiefe des Mittelalters".

Digitized by Google



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Gibt es eine Offenbarung?

Eine Replik.

Mein Aufsatz im Märzheft des Türmers „Gibt es eine Offenbarung?“ hatte sogleich zwei Entgegnungen veranlaßt. Die eine, als Nachschrift des Herausgebers, fand das Maß der festgestellten Offenbarung zu gering, die andere (im Aprilheft des Türmers) fand es noch zu groß bemessen. Jetzt sind noch zwei weitere Besprechungen hinzugekommen, von denen die eine im Maiheft (Buhrow) sich gegen die Ausführungen des Aprilheftes (Berghaus) wandte, die andere im Juniheft (J. Sch.), soweit sie wirklich mir opponiert, zugleich durch die Erörterung gegen Berghaus erledigt sein wird. Für die durch diese Kritiken gegebene Anregung bin ich dankbar; vielleicht darf ich es als ein glückliches Anzeichen ansehen, dafür, daß ich das Richtige getroffen habe, wenn meine Aufstellungen sich zwischen den beiden Extremen gehalten haben.

Wollte ich die Diskussion nach beiden Seiten hin mit Erfolg aufnehmen, so müßte ich eine neue Abhandlung schreiben. Ich begnüge mich hier damit, einige Irrtümer richtig zu stellen, und hoffe, daß damit der Weg zu einem weiteren Ausgleich der Meinungen geebnet sein wird, namentlich auch im Hinblick auf die mir vielfach sympathischen Erwägungen im Juniheft S. 344.

Dem Herausgeber des Türmers gegenüber bemerke ich zur Verständigung zweierlei:

Nichts lag mir ferner, als meinen „rationalistisch gesehenen Jesus“ (6, 656) auf dieselbe Stufe mit einer Anzahl anderer bedeutender Männer zu stellen. Meine Überzeugung, daß wir die tiefsten Regungen und Gefühle nicht eigener geistiger Tätigkeit verdanken, sondern daß so manches dem Menschen gegeben ist und gegeben wird ohne sein Zutun, gerade diese Anerkennung einer höheren Beeinflussung ließ mich den tiefen und generellen Unterschied zwischen den einzelnen führenden Geistern nicht übersehen oder etwa gering schätzen. Überall bin ich daher für die einzigartige Persönlichkeit Jesu eingetreten (vgl. Soltau: Hat Jesus Wunder getan? Leipzig 1903 S. 98 f.). Nur habe ich mich stets gegen die dogmatischen Definitionen seiner Persönlichkeit gesträubt, zumal ja die echten Bestandteile der glaub-

Digitized by Google

würdigen älteren Quellen, die synoptischen Evangelien, nichts davon wissen (vgl. mein „Ursprüngliches Christentum" S. 19—38). War ich nun bei einer solchen Auffassung von Jesu Person, unter Anerkennung, wie einzigartig das religiöse Leben und die sittliche Größe Jesu gewesen sei, gezwungen, anzunehmen, daß die Art der ihm zuteil gewordenen Offenbarung „wesensverschieden" von derjenigen anderer Heroen des Geisteslebens gewesen sei? Ein Goethe, ein Beethoven, ein Raphael standen, trotz tiefen Verständnisses für religiöse Fragen, auf diesem Gebiete zwar unendlich viel tiefer als der Nazarener, besaßen aber auf anderem Gebiet doch auch Einwirkungen jenes göttlichen Lichtes, welches sie in ihrem Schaffensbereich über alle andern Sterblichen weit hinausragen ließ.

Sodann aber möchte ich den Tadel zurückweisen, als ob ich versucht hätte, einen höheren göttlichen Einfluß, ohne den derartige Phänomene des Seelenlebens und der Geistesentwicklung unerklärt erscheinen, zu begrenzen.

Nicht ich habe dieses willkürlich getan, sondern es ist das ein Ergebnis der religionsgeschichtlichen Forschung, daß alle einzelnen Elemente, über welche sich die Offenbarung erstreckt, dem Menschen auch schon ohne einen höheren Einfluß zugänglich gewesen seien. Das Wesen der Offenbarung ist also anderswo zu suchen, in einer Beeinflussung des subjektiven Gefühlslebens und in einer Erweckung jener Regungen des menschlichen Geistes, welche dem göttlichen Geiste verwandt sind.

Die Ergebnisse der Selbstbeobachtung großer genialer Männer zeigen übrigens das gleiche: sie selbst gestanden die Begrenztheit der ihrem Gesichtskreise sich erschließenden Wahrheiten zu. Man höre z. B. Goethe (in seinen Gesprächen mit Eckermann I. S. 161): „Man spricht", sagt er, „immer von Originalität, allein was will das sagen! Sowie wir geboren werden, fängt die Welt an auf uns zu wirken, und das geht so fort bis ans Ende. Und überall, was können wir denn unser Eigenes nennen als die Energie, die Kraft, das Wollen! Wenn ich sagen könnte, was ich alles großen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig!" Und später III, S, 259: „Wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigentum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. — — Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollten, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen. — — Ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen und das zu ernten, das andere für mich gesäet hatten."

So spricht einer der orginellsten Denker und Dichter, derselbe Goethe, welcher es betont: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über alle Macht erhaben . . . In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregieruug zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat!"

Ich wende mich jetzt zu meinem Herrn Opponenten von der linken Seite (vgl. Türmer Aprilheft S. 92).

Da muß ich nun zu meinem Bedauern gestehen, daß derselbe mich völlig mißverstanden hat — ob durch meine oder seine Schuld, wird die folgende Auseinandersetzung zeigen.

Digitized by Google

Herr Berghaus beginnt seine Besprechung meines Aufsatzes mit einer Übersicht über meine Resultate, die er folgendermaßen zusammenfaßt. „Es gibt", sagt er, „nach den Ausführungen von Prof. Soltau keine materiell Neues mitteilende Offenbarung, sondern nur eine subjektive Offenbarung, die sich an die Geistes- und Verstandestätigkeit des einzelnen als Erleuchtung oder Eingebung anschließt. Pythagoras hat also auch bei Lösung seines Lehrsatzes eine Art Offenbarung gehabt. Diese Art ist — auch nach Ansicht des Verfassers — von den Offenbarungen der Künstler, der Dichter, der frommen Beter, der duldenden Märtyrer, generell nicht verschieden."

Dieses Referat bietet nicht meine Meinung, wie ich sie vorgetragen habe, sondern enthält genau das Gegenteil von ihr. Man schlage meinen Aufsatz im Märzheft auf, namentlich S. 642—644 und 650—651.

S. 643—644 hatte ich von Pythagoras, von den Erfahrungen der Dichter und Künstler gesprochen, um ganz allgemein festzustellen, daß die Behauptung unrichtig sei, „es brauche uns das, was diesseits unserer Erfahrungsgrenze liegt, nicht offenbart zu werden". Ich wollte daselbst also nur nachweisen, „daß der menschliche Geist eine ganz eigenartige Erkenntnisquelle besitze, die nicht durch absichtliche Geistestätigkeit allein erzeugt werden könne, sondern aus einer dem Menschen verborgenen Herkunft entstamme", und in soweit nicht generell verschieden sei von Eingebungen höherer Art.

Absichtlich wählte ich bei einem solchen allgemeinen Nachweis Beispiele aus sehr verschiedenen Erkenntniszweigen, natürlich nicht vorzugsweise aus dem engen Gebiete der eigentlichen Offenbarung, deren Realität ja bis auf den heutigen Tag von vielen, so auch von Herrn Berghaus, bestritten wird.

Wenn Herr Berghaus mit diesen Urteilen allgemeiner Art auf S. 643 bis 644 die besonderen Ausführungen auf S. 650 f. über eine höhere Offenbarung kombiniert hat, so ist das eine Verirrung, an der wahrlich nicht ich die Schuld trage. Wie hätte ich wohl so töricht sein können, zu behaupten: „Pythagoras habe bei der Lösung seines Lehrsatzes eine Offenbarung im eigentlichen Sinne gehabt"?! Ich hatte S. 643 nur das Bild gebraucht: „Die Wahrheit sei ihm plötzlich wie eine Art Offenbarung in den Sinn gekommen." Es sind „ähnlich scheinende Vorgänge", wie das richtig Herr Sch. (Türmer S. 344) erkannt hat.

Pythagoras hat neben der konsequenten logischen Denktätigkeit auch den spontanen geistigen Funktionen, der Phantasie, der Kombinationsgabe, den Einfällen einen gewissen Spielraum eingeräumt und damit Glück gehabt. Nicht jeder hat damit das gleiche Glück; aber von einer Offenbarung kann in solchen Fällen weder bei den alten noch bei den modernen Weisen die Rede sein.

Damit habe ich die Bedenken des Herrn Berghaus hoffentlich beseitigt, welcher meinte, daß alle Lehren von plötzlicher Erleuchtung und Einfällen meinen Ausführungen zufolge auf die gleiche Stufe zu stellen seien. Daß diese Verwirrung übrigens nicht meine Schuld sei, zeigt das richtige Verständnis, welches die HH. Referenten im Maiheft (S. 212) und Juniheft (S. 345) hierüber an den Tag gelegt haben. —

Nicht umsonst hatte ich S. 654 vor einer zu grobkörnigen Auffassung der geistigen Vorgänge, welche als Offenbarungen im engeren Sinne aufzufassen seien, gewarnt.

Digitized by Google

Bedenklicher noch ist, daß die weitere Bekämpfung meiner Theorien von Offenbarung auf einem logischen Fehler meines Opponenten beruht. Dieser hätte wissen können, daß man nicht ungestraft einen richtigen Satz einfach umdrehen dürfe. Gleichwohl hat er in seiner weiteren Bestreitung meiner Behauptungen sich dieses Mittels bedient. Ich hatte behauptet, eine Offenbarung des Göttlichen äußere sich im subjektiven Gefühl, sie komme nur im Gemütsleben zum Ausdruck. War damit gesagt, daß alle instinktiven Äußerungen unseres Gefühls, alle Eingebungen, welche unser Gemüt plötzlich oder unmotiviert empfindet, denselben höheren Ursprung haben?

Gewiß nicht! Und wer mit Hilfe dieses logischen Kunstgriffs mich so etwas sagen läßt, der tut mir unrecht. Sehr richtig hat bereits Buhrow (Maiheft S. 212) diese Fehlschlüsse klargelegt. Ich brauche mich also nicht mehr gegen solche Folgerungen zu verwahren, wie die ist, daß Verbrecher, Künstler, Religionsstifter Eingebungen empfinden, die nicht generell verschieden von einander sind. Meine Ausführungen S. 648—649 überheben mich hier einer weiteren Erörterung. Es wäre eine sonderbare Sache, wenn die Tausende von Dichtern und Dichterlingen ihre plötzlichen Einfälle und vermeintlichen Eingebungen einer höheren Offenbarung zuschreiben dürften. Es gilt eben den verborgenen Ursprung alles neuen geistigen Lebens an sich selbst zu erleben! Wenn Herr Berghaus das an sich erfahren hätte, dann würde er die Wirkungen subjektiver Offenbarung nicht mit den Einfällen einer Verbrecherphantasie auf gleiche Stufe gestellt haben!

Nur eins sei noch hervorgehoben. Herr Berghaus fragt mich S. 93, ob ich die Entscheidung darüber, welche Offenbarungen göttlich seien, welche nicht, dem Urteil des einzelnen überlassen wolle, und meint, das würde viele Irrtümer mit sich im Gefolge haben.

Ich kann seine Frage selbst nur bejahen, muß aber trotzdem seiner Befürchtung entgegentreten. Unser Gefühl teilt uns zahllose Regungen mit, welche unserem Gewissen widerstreiten. Kann es trotzdem dem Einzelnen fraglich sein, was jene, was das Gewissen gebietet? In praxi verwechseln die Menschen allerdings oft genug die Regungen des Gewissens und diejenigen ihrer leidenschaftlichen Gefühle, und es ist das eine Quelle zahlreicher Irrtümer. Hat man aber daraus jemals auf die Nichtexistenz des Gewissens geschlossen?

Der Raum verbietet mir, hier endlich noch auf die Wunderfrage einzugehen. Ich verweise Herrn Berghaus und diejenigen, welche sich für diese prinzipiell wichtige Frage interessieren, auf meine Schrift „Hat Jesus Wunder getan? Eine biblische Widerlegung kirchlichen Aberglaubens" (Leipzig, Dieterichs Verlag, 1903). Man hat mich sogar einen Fanatiker des Naturgesetzes genannt: In dem (Gütersloher) Theologischen Literaturbericht (XXVII. Jahrg., S. 18) tadelt ein Kritiker, daß ich „dem Naturgesetz eine fast abergläubische Verehrung zollte"; ich stehe also wohl nicht im Verdacht, die Menge sagenhafter Wunder, welche die Tradition darbietet, verteidigen zu wollen.

Aber noch weniger gehöre ich zu denjenigen, welche sich einen göttlichen Geist ohne Selbstbewußtsein, ohne geistige Freiheit, ohne eine geistige Tätigkeit denken können, und darin fühle ich mich ganz eins mit den Ausführungen im Juniheft S. 345. Gott durchbricht aber nicht die bestehenden Ordnungen, oder, wie ich S. 652 hervorhob, „erst da, wo innerhalb der bestehenden Ordnungen geistiges Leben erblüht, vermag Gott mit seinem Wesen hervorzutreten".

Digitized by Google

Hier stehen sich zwei Weltanschauungen gegenüber, welche nicht durch weiteres Debattieren im Türmer entschieden werden können. Alle die, welche dem wirklichen oder dem verkappten Materialismus huldigen, mag er sich nun Theismus, Pantheismus oder sonstwie nennen, können weder Wunder noch Offenbarung annehmen. Wer dagegen Ernst macht mit einem Glauben an ein geistiges Wesen (vgl. Türmer 6, 648), der wird diese beiden Begriffe als Realitäten festhalten, wohl sich aber zu hüten haben, daß er sie nicht ins Kindische verzerrt, wie das in dem vulgären Wunderaberglauben und in der geistlosen Inspirationslehre mancher Theologen geschieht.

Wilhelm Soltau.

* * *

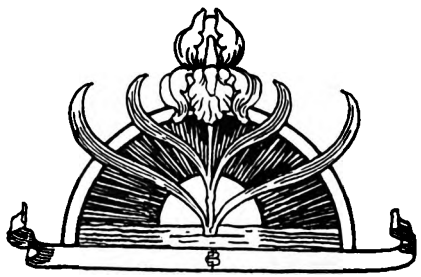
Mir scheint die Frage in der obigen Fassung nicht ganz präzisiert, denn eine Offenbarung ist ja doch wohl die Erde und alles, was auf ihr ist, lebt und webt. Wen oder welche Urkraft diese Offenbarung offenbart, können wir Menschen aus eigenem Wissen nicht deuten. Es gibt aber eine Offenbarung, welche nicht bloß die erstgenannte Offenbarung in ihrem Ursprung beleuchtet, sondern auch das erfüllt, was Prof. Soltau von einer Offenbarung fordert, nämlich uns Menschen etwas ganz Neues enthüllt zu haben, was wir ohne eine solche gar nicht wissen würden. Jesus Christus ist diese Offenbarung. Er hat nicht bloß durch sein Leben und Wort uns belehrt, sondern durch seinen Tod und seine Auferstehung, sein Auftreten nach dem Tode den einzig existierenden Beweis geliefert, daß es ein Leben nach dem Tode gibt, und dargetan, wie ein Mensch, nachdem er diese irdische Hülle abgelegt, in eine andere eingekleidet werden wird. Die Auferstehung Christi ist der eigentliche Höhepunkt seines Werkes, von wo aus die Fernsicht ins Leben jenseits uns eröffnet worden ist. Nirgend anderswo ist diese Fernsicht zu haben, nicht im Wissen, noch im Fühlen. Christi Erscheinung hier auf Erden kann und darf nicht als ein Zufall betrachtet werden, sondern geschah, „als die Zeit vollendet war", d. h. als die Menschheit so weit vorgeschritten war, daß zu einem Weitergehen ein Geist in Menschengestalt notwendig war, um die geistige Entwicklung der Menschheit, sowohl rückwärts, wie auch vorwärts, zu beleuchten. Rückwärts beleuchtet Christi Auftreten die ganze Entwicklung des religiösen Denkens und Fühlens der Vergangenheit. Es ist somit gar kein Wunder, daß die Berührungspunkte zwischen der Lehre Christi und früher auftretender geistiger Lehrer so häufig und auffallend sind, sie sind eben nichts anderes als der Sockel, auf dem Christi Erscheinung hienieden ermöglicht war. Hocherhaben steht die lichte Gestalt Jesu da und überragt alles Geistige, das bis zu seiner Ankunft dagewesen. Von dieser Höhe hat er der Menschheit nicht bloß die Lehre der göttlichen Liebe und des göttlichen Erbarmens gegeben und den Endzweck der menschlichen Entwickelung dargestellt, sondern auch den Weg beleuchtet, den die Menschheit zurückzulegen hat, bis sie das Ziel erreicht. Dieses Ziel, „Vollkommenheit, wie euer himmlischer Vater vollkommen ist," würde aber ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein, wenn nicht Christus uns dargetan hätte, daß nach dem Tode der Mensch in veränderter Gestalt fortleben wird. Dieses gezeigt zu haben, ist gerade die höchste Offenbarung, die Offenbarung des Himmels, des Wohnortes der Menschengeister. Wer den Christenglauben wegräumen will, muß diese Offenbarung als ganz nichtig dartun. Solches ist nun auch von verschiedenen hochbegabten Männern versucht worden, die teils die ganze Auf-

Digitized by Google

erstehungsoffenbarung als nicht begründet dargestellt, teils sie umgedeutet haben, im Sinne einer visionären Glaubenssache. Jeder derartige Versuch ist bisher doch nicht von Erfolg gewesen, weil das Erscheinen des Auferstandenen erstens mal von zu vielen Augenzeugen bescheinigt ist, und zweitens, weil gerade diese Tatsache der faßbar sichere Grund gewesen, worauf die Apostel sowohl wie die Verbreiter des Evangeliums ihre Predigt gegründet. Es ist ganz richtig, daß solches gar nicht möglich gewesen wäre, wenn es sich nur um einen visionären Auferstandenen gehandelt hätte, denn alle konnten doch nicht so, wie z. B. Paulus, in dieser Hinsicht veranlagt gewesen sein. Paulus aber verkündigt auch nicht das Evangelium vom Auferstandenen nur auf Grund seiner Vision, sondern auf Grund der Zeugnisse der Apostel und anderer Brüder, die den Auferstandenen leibhaft gesehen hatten. Soweit geschichtliche Daten jetzt noch als Beweise zu betrachten sind, scheint uns die Auferstehung Christi ein feststehendes Faktum zu sein. Es ist als ein Wunder bezeichnet worden. Ein solches ist es aber gar nicht, wie es ja überhaupt Wunder nur für gewisse Zeiten gibt. Die Zeit entschleiert das eine Wunder nach dem andern, und so wird es auch einmal mit dem Auferstehungswunder gehen. Wie so manches andere, ja wie die ganze Erscheinung Christi auf Erden, ist auch die Auferstehung eine Gabe, vom Vater dem Sohne gegeben. Er, Christus, war der vom Vater Auserkorene, dem es gegeben war, der Menschheit voranzugehen, und Verhältnisse darzutun, die einmal als ganz notwendige Glieder in der von Gott von Anfang an vorausbestimmten Ordnung sich erweisen werden. Durch seine Auferstehung hat Christus gezeigt, daß auch wir übrigen Menschen einst ganz so wie Christus auferstehen werden, dieselbe lichte Gestalt wie er erhalten, um dort wohnen zu können, dem Vater nahe, wie er selber.

So ist nun hier eine Offenbarung von der Höhe, die uns etwas lehrt, von dem der Mensch ohne Christi Erscheinung nichts gewußt, und diese Offenbarung ist eine verbürgte Tatsache und als solche ein sicherer Grund für unseren Glauben an Gott, der die Welt geschaffen und der Welt ein bestimmtes Endziel gesetzt.

An der Hand des Auferstandenen ist nichts leichter, als die Welträtsel zu lösen, denn alles Wunderbare wird sich einmal, heute oder morgen, oder nach unendlichen Zeiten, als etwas von Gott Angeordnetes herausstellen. Wir sollen nur nicht meinen, daß ein jeder über seine Zeit hinaus alles wissen könne, nein gerade deshalb ist uns von Gott der Glaube gegeben, der das ausfüllen soll, wo unser heutiges Wissen aufhört. L. F. v. M.



Digitized by Google

Konto Korruption. — Optimismus oder Pessimismus? — Persönliches Regiment und politische Bildung. — Leben wir in einem Rechtsstaat? — König Mammon. — Ohm Paul †.

Das waren Tage der Wonne, Tage des Wachsens und Blühens, Tage der Ernte. — Für die Sozialdemokratie, versteht sich. Für den „Umsturz", der sich an dem Götterschauspiel weiden durfte, wie „Religion, Sitte und Ordnung" im Namen der Religion, im Namen der Sitte, im Namen der monarchischen Ordnung sich selber umstürzen. Das Unbeschreibliche, daß die gesamte bürgerliche Presse von der äußersten Linken bis zur äußersten Rechten — mit einziger Ausnahme der Kreuzzeitung — einmütig und schonungslos mit dem Schwerte der Kritik um sich hieb, hier ward's getan. Das sonst ach, so Unzulängliche, hier ward's Ereignis. Und das ist noch das einzige Erfreuliche an der unsäglich traurigen Affaire.

Die Leser sind nicht im Zweifel darüber, was ich meine. Konnte man doch in den letzten Wochen und Monaten kein Blatt in die Hand nehmen, ohne mit dem ersten Blick gleich auf das fette „Konto K" zu stoßen. Der Volksmund nennt's „Konto Korruption", und Volkes Stimme soll ja wohl Gottes Stimme sein.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Religion, Sitte und Ordnung nirgends schlimmere Feinde haben als im Lager derer, die mit gewerbsmäßiger Aufdringlichkeit für diese Güter „kämpfen", so ist der Beweis durch den „Fall Mirbach" erbracht. Konnten christliche Kirche und Sitte, monarchische Staatsordnung noch häßlicher bloßgestellt werden, als durch die Enthüllungen des Pommernbankprozesses mit seinen Ausläufern, die alle in denselben großen Sumpf führten? Was immer auch sozialdemokratische Doktrin und Agitation gegen die Mächte des Beharrens zusammengescharrt haben, — es wiegt federleicht gegen diese unfreiwilligen Selbstbezichtigungen.

Digitized by Google

Nur zögernd, mit ausgesprochenem Widerstreben, unter starker Betonung des Eideszwanges, aber doch der Pflicht gehorchend, hob Geheimrat Budde den Schleier von der — Vergangenheit der „Hofbank J. M. der Kaiserin und Königin". Mit einer solchen Vergangenheit sich auseinanderzusetzen, ist gewiß keine herzerquickende noch dankbare Aufgabe, und so ist es verständlich, daß Geheimrat Budde, dem sie zugefallen war, den Schleier nur mit vorsichtigem Finger an einem Zipfelchen lüftete. Das genügte aber, um das feingesponnene Gewebe mitten durchzureißen — bis auf eine Stelle, die sich noch immer in das Dunkel des Geheimnisses hüllt, was böse Menschen darauf schließen läßt, daß ihr das Licht des Tages nicht eben bekömmlich ist.

Ein anschauliches Bild der ganzen Vorgänge entwirft der Herausgeber der „Zukunft", der sich schon vor Jahr und Tag als besonders sachverständig in dieser Frage erwiesen hat Seine Darstellung wird den inneren Zusammenhängen wohl am nächsten kommen. Lassen wir ihn daher auch hier erzählen:

„Der Freiherr von Mirbach hatte bei der Pommernbank ein persönliches Konto. Merkwürdig. Warum nicht bei einer Depositenbank, nicht bei der des Reiches? Er wollte ja nicht Hypotheken- noch Immobiliengeschäfte machen. Er hatte ein zweites Konto, das nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Buchstaben K geführt wurde. Warum? Geschäftsgeheimnis. Auf dieses Konto K sind — nicht als erster Betrag — zwischen dem elften und dem sechzehnten Oktober 1900 von der Direktion der Pommernbank 350000 Mark eingezahlt worden. Am achten November hat Mirbach 25000 Mark, am achtundzwanzigsten Dezember 327358 Mark — ‚die Restsumme mit Zinsen' sagt Budde — abgehoben und quittiert; daß er im ganzen 652000 Mark erhalten hat, ist durch den Dialog Podbielski-Budde erwiesen. Ich bitte, auf die Daten zu achten. Im Oktober 1900 wird der Hauptbetrag eingezahlt, im November und Dezember 1900 vom Oberhofmeister der Kaiserin abgehoben. Zwischen Ein- und Auszahlung liegt der Tag, der die Ernennung zur ‚Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin' brachte.... Jeder Unbefangene kann sich nach solchen Indizien den Verlauf der Sache ungefähr vorstellen.... Es wäre nicht der erste Fall gewesen. Die Herren Sanden und Schmidt, Direktoren der Spielhagenbanken, haben dem Oberhofmeister der Kaiserin beträchtliche Summen für Kirchenbauten gegeben; Herr Sanden wurde Kommerzienrat und sollte, als er verhaftet ward, just einen neuen Orden bekommen; Herr Schmidt konnte sich Hofbankier der Kaiserin nennen. Der Erwähnung wert ist noch, daß im selben Oktober 1900 das Kleine Journal vom Direktor Schultz 50000 Mark erhielt. Vorjähriges Zeugnis des Herrn Dr. Leon Leipziger: ‚Die Zusage der Leiter der Pommernbank ist zur Glanzzeit des Institutes erfolgt, wenige Tage, nachdem es zur Hofbank der Kaiserin ernannt worden war'. Schultz hatte zuerst abgelehnt; er sagte zu, als der Oberhofmeister, dem er sich gerade in diesen Tagen zu Dank verpflichtet

Digitized by Google

fühlte, ihm das subsidium charitativum aus treue Pommernherz gelegt hatte. Auch diese fünfzig Bräunlinge sind eigentlich aufs Konto K zu buchen. Macht zusammen 702000 Mark. Habe ich übertrieben, als ich im vorigen Juli sagte, der allergrößte Teil der spurlos verschwundenen Million werde gewiß im Bereich des freiherrlichen Kirchenpatrones versickert sein? Im November 1900 erschien dann ein Reklameheft der neuen Hofbank, dessen Titelblatt das Königswappen von Preußen zeigte und das flink namentlich an die Vorstände evangelischer Kirchengemeinden verschickt wurde. Diese Protzerei wurde in der Frankfurter Zeitung getadelt, der Tadel offiziös aber als unberechtigt zurückgewiesen und ‚die moralische Unantastbarkeit des Institutes' vor Alldeutschlands lauschendem Ohr festgestellt. November 1900. Fünf Monate danach gab es keine Hofbank mehr. Das Wappenheft war Makulatur geworden. Die Pfandbriefbesitzer in Preußen und Umgegend klagten über schmerzhafte Verluste. Schultz saß in Untersuchungshaft. Zwei Jahre lang. Dann wurde er plötzlich enthaftet, nach einer Weile wieder verhaftet und nur gegen hohe Kaution auf freiem Fuß gelassen. Doch per varios casus, per tot discrimina rerum ist die höchste Gunst Seiner Exzellenz ihm erhalten geblieben. Er, den die Königliche Staatsanwaltschaft, ‚die objektivste Behörde der Welt', seit drei Jahren mit schwerem Geschütz verfolgt, durfte sagen: ‚Ich genieße nach wie vor das volle Vertrauen des Freiherrn von Mirbach und glaube, Anspruch auf dieses Vertrauen zu haben.' Und der Oberhofmeister Ihrer Majestät wies diesen Rechtsanspruch mit keiner Silbe zurück.

„Was wäre an alledem nun noch zu erklären? Höchstens, daß die Aufsichtsbehörde nichts sah; trotz den Warnungen Voigts, der Frankfurter Zeitung, der Herren Gehlsen und Bernhard. Doch woher sollte Herrn von Hammerstein-Loxten, dem Minister für Landwirtschaft, ein böser Verdacht gegen Institute kommen, an deren Spitze die frommen, von der Hofgunst bestrahlten Herren Sanden und Schultz standen? Als es bei den Spielhagenleuten und den Pommern schon jämmerlich aussah, sprach er im Landtag: ‚Gegen die Sicherheit der Hypothekenpfandbriefe können begründete Bedenken nicht erhoben werden.' Königswappen, Hofbanktitel, Bürgschaft der Ministerialinstanz: das liebe Vaterland durfte ruhig sein. Und Schultz ließ sich die Propaganda was kosten. Breslauer Diskontobank für die Einführung der neuen Pfandbriefe: 500000 Mark; Mirbach + Kleines Journal: 700000 Mark; Verein Berliner Kaufleute: 10000 Mark; Berliner Presseklub: 25000 Mark. Zusammen: 1235000 Mark. Das sind aus zwei Jahrgängen ein paar Posten, die wir zufällig kennen. Inserate, Schweigegelder, Journalistenprämien sind nicht dabei. Selbst eine aus festerem Holz gezimmerte Bank könnte unter solcher Belastung brechen. . . .

„Herr von Mirbach hielt sich einst für einen von der Presse leidenschaftlich gehaßten Mann. Des Satans Tücke, schrieb er — nach Empfang des Pommerngeldes —, streite mit Macht und List wider ihn. ‚Daß ich mir in meinem Amt und in meinem Wirken Mühe gebe, unserem Herrn

Digitized by Google

und Heiland zu dienen, daran nimmt die Welt ein Ärgernis. Aber gegen alle Mächte des Hasses und der Lüge bleibt es bei dem Lutherwort: Und wenn die Welt voll Teufel wär', es soll uns doch gelingen!' Jetzt muß er den Irrtum erkannt haben.... Mirbach meint es so gut, lesen wir; er ist nur weltfremd und hält jeden für reinen Sinnes. ‚Sein frommer Eifer war größer als seine Menschenkenntnis', schluchzt Tante Voß. Er hat an die Reinheit der Pommernseele geglaubt. Der niederträchtige Schultz hat den Arglosen hinters Licht geführt.

„Herr von Mirbach ist durchaus nicht der Weltfremdling, als der er jetzt der Huld empfohlen wird; gar nicht einfältiges Kindergemüt. Sonst hätte er für sein Amt auch nicht getaugt. Die Hofleute halten ihn für einen Schlaukopf und fürchten seine Feindschaft. Und seine eigenen Angelegenheiten hat er mit ungewöhnlicher Gewandtheit verwaltet. Als er bei den Gardefüsilieren stand, ging's noch ziemlich knapp bei ihm zu. Jetzt soll er zwischen Pfingstberg und Marmorpalais so viel Grundbesitz haben, daß die Offiziere ihn scherzend den König von Potsdam nennen. Ein guter Haushalter und Praktikus. Den Status der Pommern hätte er leicht zu erforschen vermocht; ihn genau kennen zu lernen, wäre doppelt seine Pflicht gewesen, nachdem an die von ihm protegierten Herren Sanden und Schmidt manche Kirchenkasse ihr Geld verloren hatte. Er hat nichts getan oder gehofft, mit höfischer Hilfe werde die Bank allen Fährnissen trotzen. Schultz ist keine komplizierte Natur; wer dem Mann ins Auge sieht, ihn ein Weilchen nur reden hört, muß wissen, daß kein von frommer Inbrunst erfüllter Urchrist vor ihm steht. Auch war rasch zu erfahren, wie der Mann hier und, als Junggeselle, an der Riviera gelebt, wie er durch Milliardärtrinkgelder die verwöhntesten Kellnerherzen entzückt hat. Ein Herr, der die Ehre hat, die Geschäfte der Frau des Kaisers führen zu dürfen, ist verpflichtet, sich die Leute scharf anzusehen, die er der Gunst seiner Herrin und, mit dem Lockzeichen solcher Gunst, dem Vertrauen deutscher Kapitalisten und Kirchengemeinden empfiehlt. Ist's nicht grotesk zugleich und beschämend, daß Sanden, als er verhaftet wurde, gerade für einen Orden vorgeschlagen und daß der Hofbanktitel an Schultzens hehre Person geknüpft war? Doch es kommt schlimmer. Keine Bank, auch die reichste nicht, kann Summen verschenken, wie Schultz sie dem Oberhofmeister gab; selbst die Deutsche Bank könnte es nicht. Wenn sie's einmal, vielleicht im Türkenland, tut: Justus Budde hat auch hier der Katze die Schelle umgehängt. ‚Ich bin in Konstantinopel gewesen und kenne die Zustände', sprach er vor Gericht; ‚man nennt es Bakschisch und weiß, wozu man's gibt.' Herr von Mirbach mußte sich sagen, daß den Aktionären der ‚Pommerschen', die nie eine Großbank war, nicht 700000, nicht 300000, auch nicht die 50000 Mark fürs Kleine Journal so einfach entzogen werden durften: und nahm sie dennoch; wie es scheint, ohne auch nur zu fragen, ob der Aufsichtsrat davon wisse und ein regulärer Beschluß gefaßt worden sei. Er ist kein Knabe und mußte wissen, daß Schultz, wenn er das Bedürfnis und das Recht hatte,

Digitized by Google

Hunderttausende aus der Bankkasse zu nehmen, ringsum Leid genug lindern konnte, ohne erst lange auf einen zu warten, von dem ein Äquivalent zu hoffen war. Der Geruch des Geldes mußte Herrn von Mirbach, der auch preußischer Generalmajor ist, abschrecken. Ein militärisches Ehrengericht würde ihn wahrscheinlich sanft, Martinus Luther ganz sicher streng tadeln. Der ließ seine fünfundneunzig Zornthesen ins Land gehen, weil Papst Leo der Zehnte im Deutschen Reich gegen Ablaßzettel für den Neubau der Peterskirche Geld zu sammeln befahl.

„Der Freiherr meint es gut; gewiß. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Er glaubt, dem Heiland zu dienen. Ob der Herr Jesus sich solchen Mühens und Mächelns freut, mögen Theologen entscheiden; am Ende wäre er lieber hienieden obdachlos, als in einer von Sanden, Schmidt, Schultz und Konsorten erbauten Kirche angebetet. Das fürchtet der Oberhofmeister nicht; ihm heiligt die Gabe den Geber. Kleine und große Flecke bedeckt er mit dem Mantel konstantinischer Christenliebe.... Protestanten und Katholiken, Atheisten und (namentlich) Juden sind von ihm sehr oft und sehr eindringlich um milde Spenden gebeten worden Einst wähnte man, ein Kirchenbau sei nur dann ein dem Glauben nützliches, Gott wohlgefälliges Werk, wenn jeder Stein von inniger Frommheit gestiftet, jedes winzigste Zierstück von froher Inbrunst dargebracht sei, und hätte sich geschämt, einem Katholiken ein Scherflein für ein lutherisches Haus abzubetteln. Veraltete Ansicht. Schon vor vierzehn Jahren brachte mir ein israelitischer Industrieller den folgenden Brief:

Euer Hochwohlgeboren

beehre ich mich davon Mitteilung zu machen, daß ein Komitee unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin zum Bau einer Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zusammengetreten ist. Es werden daher voraussichtlich im ganzen Lande in allen Kreisen, oft wohl auch unter nicht Evangelischen, sich viele finden, welche diesen Plan gern unterstützen. Es sollen indessen dazu keine Kollekten veranstaltet werden, um nicht die bereits bestehenden zu stören. Wir erhoffen auch ohne Kollekte von allen, welche Liebe und Interesse für die Sache haben, freiwillige Spenden. Besonders bitten wir die mit irdischen Gütern reicher Gesegneten, durch eine einmalige große Gabe die Ausführung eines schönen Monumentalbaues zu ermöglichen. Euer Hochwohlgeboren erlaube ich mir nun ganz ergebenst zu ersuchen, diese Sache gütigst unterstützen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster

Freiherr von Mirbach,
Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.

„Der Mann war in heller Wut. Was soll ich nun machen? Der Brief ist an mich adressiert, mit Tinte geschrieben, vom Oberhofmeister persönlich unterzeichnet. Und — sehen Sie? — oben links in der Ecke Krone und Wappen mit der Umschrift ‚Kabinett Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin'. Der Kaiserin kann ich doch keinen Korb geben. Daß ich Jude

Digitized by Google

bin, wissen die Leute; deshalb der Apell an die ‚nicht Evangelischen'. Und unter dem beigelegten Aufruf stehen Namen! Unser Munckel, denken Sie, der Fortschrittsmunckel, den wohl noch keiner für einen Gottesmann hielt; und Hainauer, der schlecht getaufte Großspekulant, der wegen wüsten Jobberns der Dreinhauer hieß. Die sind gewiß auch so herangekriegt worden wie ich jetzt. Man will sich doch nicht mit Gewalt mißliebig machen!' So war es damals und so ist's noch heute.

„Nur ist inzwischen ein System draus geworden, das längst auch schon profanen Zwecken nutzbar gemacht wird. Mir scheint höchst unpassend, scheint fast eine Pression, daß auf Briefbogen, die den Wappenstempel der Kaiserin tragen, fremde Menschen, gar Heterodoxe, um Gaben für eine Protestantenkirche gebeten werden. Viel Unwahrscheinlicheres ward uns aber Ereignis. Kein Geld zum Ankauf eines Altmeisterbildes? Kommerzienrat Hinz oder Geheimrat Cohn wird, wenn man nur kräftig die maßgebenden Wünsche betont, das Nötige ausspucken. Der Pompkirche fehlt noch elektrisches Licht. Wenn Siemens in der letzten Zeit zuviel in Anspruch genommen ist, sollen die um Rathenau oder Loewe ihrem jüdischen Herzen einen Stoß geben. Wer hat den abscheulichen Röhrenroland im Tiergarten bezahlt? Berliner Großkaufleute. Die Puppen für den großen Stern? Die Straßenbahngesellschaft, der dafür eine lästige Vorschrift gestrichen wurde. Anderthalb Millionen fürs Friedrichsmuseum und nicht viel weniger für die Orientgesellschaft? Herr James Simon, der Titel und Orden verschmäht, in seinem Haus aber den Kaiser als Gast sah und eine Photographie mit allergnädigster Unterschrift erhielt. Tausend Beispiele wären anzuführen; doch nicht für jedes ist der Beweis so leicht zu liefern. Was den ‚mit irdischen Gütern reicher Gesegneten' heutzutage zugemutet wird, würde man ahnen, wenn etwa die Kommerzienräte Arnhold und Friedländer zu beeidetem Zeugnis gezwungen wären. Oft folgen die Auserwählten knirschend und stöhnend dem Ruf, kreischen oft wütend auf: Könnte ich nur, wie ich wollte! Den meisten freilich ist ein Kronenorden, ein Titel, ein Dankschreiben aus dem Kabinett sogar reichlicher Ersatz. Und in zehn von fünfzehn Fällen hat Mirbach sein Kammerherrnhändchen im Spiel. Er ist unermüdlich im Dienst des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin und scheut im Bewußtsein so hohen Wirkens auch die Ausnutzung menschlicher Schwächen nicht. *Man muß die Eitelkeit kanalisieren, um Zufuhrstraßen für die heiligsten Güter zu schaffen.* Wer ängstlich erst dem Ursprung des gespendeten Geldes und den Motiven des Gebers nachspüren wollte, käme nicht weit. Mirbach ist weit gekommen. Bis zu Sanden und Schmidt, Schultz und Romeick. Er blieb sich, blieb dem von ihm erdachten System getreu. Da er des guten Zweckes sich stets bewußt ist, darf er die Mittel auch aus Pfützen aufheben. Nie naht ihm der Gedanke, einem Gott und einem König dürfe nur die Gabe wohlgefällig sein, die, unerbeten, unerfleht am willigsten, vom überschwingenden Gefühl reiner Herzen dargebracht wird." . . .

Digitized by Google

Es kommt aber noch besser. Die Gelegenheit war günstig, und Herr Dr. Leon Leipziger, der frühere Herausgeber des „Kleinen Journals", nicht der Mann, sich eine gute Gelegenheit entgehen zu lassen, um für trübe Erfahrungen und Enttäuschungen in seiner Weise sich schadlos zu halten. Und je trüber die Erfahrungen und Enttäuschungen, die er an dem Freiherrn v. Mirbach, seinem einstigen Gönner, erlebt, um so wohliger der Zynismus, mit dem er sie, ohne sich selbst im geringsten zu schmeicheln, zum besten gibt.

„Das ‚Kleine Journal'", so berichtet die „Tägl. Rundschau", „stand, lange bevor es Dr. Leipziger ankaufte, im übelsten Rufe. Den Übergang von der einmaligen zur zweimaligen Erscheinungsweise kündigte sein erster Besitzer, ein berüchtigter Wiener Jude, seinen Redakteuren mit den denkwürdigen Worten an: ‚Meine Herren, wir werden nunmehr (unsern Revolver) zweimal laden'. Unter Dr. Leipziger wurden die Verhältnisse reinlicher; aber es blieb als charakteristische Marke des Blattes jene Gesinnung und Lebensauffassung, die Lebemännern, Kokotten und Börsenjobbern eigentümlich ist. Es war das Blatt der Halb- und Lebewelt, geschickt gemacht, witzig, oft geistreich — faules Holz phosphoresziert ja bekanntlich am besten —, aber sittlich minderwertig auch nach bescheidenster Schätzung und politisch gänzlich bedeutungslos. Dieses Blatt wurde nun vom Freiherrn v. Mirbach erkoren, für Kirchenbau, Frömmigkeit und unbedingteste Kaiserverherrlichung einzutreten, es wurde zum Leibblatt des Oberhofmeisters J. M. der Kaiserin und seiner Kreise ernannt und — das ist das Beschämendste und Bezeichnendste an der Sache — gutgesinnte Kreise, auf die das Volk mit Verehrung zu blicken gewohnt ist, billigten diese Wahl, hatten nichts gegen die widerwärtige, jedes natürliche Gefühl empörende Vermengung von Kokottenmoral und Kaisertreue einzuwenden und unterstützten dieses Blatt, das in ihrem Namen sprechen durfte! Graf Eulenburg, Freiherr v. Mirbach, Miquel, Graf Hülsen-Haeseler, Minister Freiherr von der Recke (der sich sonst rühmte, nur den ‚Lokal-Anzeiger' und sonst keine Zeitung zu lesen), v. Lucanus, Bosse u. a. erfreuten das Blatt mit artigen Zuschriften, die Herr Dr. Leipziger Interessenten zur gefälligen Einsicht zur Verfügung stellt. Es sind jene leider so einflußreichen Kreise bei Hofe, bei denen sich Unkenntnis der Presse mit deren Geringschätzung paart, denen jedes politische, charaktervolle Blatt ein Greuel ist, die ihrem Könige und dem Staate zu dienen glauben, wenn sie eine charakter- und gesinnungslose, allezeit gefügige Presse, die zu allem zu haben ist, stützen und fördern. Es sind dieselben Kreise, die, wie früher das ‚Kleine Journal', so heute die Scherl-Presse als die beste Stütze des Staates preisen, weil jene Presse das Volk — das nur leider in ihrem Bereiche sozialdemokratisch wählt — dem Umsturze fernhalten und zur Loyalität erziehen soll.

„Fast ergötzlich zu lesen ist es, wie Herr Dr. Leipziger Hoflieferant

Digitized by Google

für loyale Meinung, Kirchenbau- und Frömmigkeitsinteressen wurde und wie er sich dann von diesem Geschäft zurückzog, da es die Kosten nicht deckte. Freiherr v. Mirbach war durch einen Artikel im ‚Kleinen Journal' auf Dr. Leipziger aufmerksam geworden, hatte erkannt, daß in ihm ein mächtiger Ehrgeiz, die Sehnsucht des reichen talentierten Juden nach Hofluft und staatlicher Anerkennung schlummerte, und hatte ihn deshalb zu sich beschieden. Dr. Leipziger war durch diese Auszeichnung, die er übrigens mit den jüngsten Reportern größerer Blätter teilte, schon halb für des Freiherrn v. Mirbach Pläne gewonnen.

„‚Ein gewaltiger Stolz schwellte meine Brust, als ich kurz vor der festgesetzten Stunde beim Besteigen des Wagens dem Kutscher zurufen durfte: Fahren Sie mich nach dem Schloß! und kein Hagelschauer hätte mich veranlassen können, das Verdeck heraufschlagen zu lassen. Es entzieht sich leider heute meiner Erinnerung, ob mich bei jenem Triumphzug neidische Blicke verfolgt haben, und ich weiß nur noch, daß ich, mit meinem besten schwarzen Gehrock angetan, ernst und feierlich die Stufen zu dem im zweiten Stockwerk belegenen Kabinett der Kaiserin hinaufstieg.'

„Als ihm der Freiherr v. Mirbach zum Abschiede die Hand reichte, war er ‚beinahe besiegt'. Sein Ehrgeiz war geweckt und er hielt nun zur Fahne, obwohl er bald entdeckte, daß ‚mit dem Patriotismus kein Geschäft zu machen war'. Die Abonnenten, denen das Ragout von Weltlust, Kirchenfrömmigkeit und tollster Byzantinerei nicht mundete, schwanden, Dr. Leipziger opferte Hunderttausende und aber Hunderttausende — wie er betont, um seiner ‚damaligen' überzeugten Schwärmerei für den Kaiser willen; aber doch wohl in der Hauptsache, weil er auf Gegenleistung in Orden und staatlichen Ehren hoffte; denn die Kaiserüberzeugung ließ nach, als die Orden und Ehren ausblieben. Das Geschäft war schlecht, und Dr. Leipziger spottet heute selbst über seinen damaligen ‚jugendtollen Schwung', seinen Ehrgeiz, den Freiherr v. Mirbach wohl nähren, aber nicht stillen konnte oder wollte.

„‚Herr v. Mirbach konnte nicht immer das durchsetzen, was er seinen Schützlingen in Aussicht gestellt, wenn Ministerien, Behörden oder stärkere Einflüsse seine Absichten durchkreuzten'.

„Wir finden es bedauerlich, daß Freiherr v. Mirbach überhaupt etwas durchsetzen, das heißt Ehrungen bewirken konnte, die vorher aus ‚Wohltätigkeit' bar bezahlt wurden. Doch bleiben wir bei Herrn Dr. Leipziger.

„‚. . . Im Jahre 1896 hatte ich bereits — mit Erfolg — gewagt, den Allerhöchsten Herrschaften ein nicht unbeträchtliches Geschenk machen zu dürfen. Gelegentlich der Gewerbeausstellung 1896 war dem Kleinen Journal die Anfertigung der Kataloge von Alt-Berlin und Kairo übertragen worden; ich ließ zwei Prachtexemplare (der Betrag dafür erreichte eine fünfstellige Zahl) herstellen, deren Einbände Meisterwerke waren, und erstand sogar zu diesem Zweck die Original-Aquarelle von Kairo.

Digitized by Google

Ich hatte auch die Ehre, in Gemeinschaft mit Herrn Collin, dem Verfertiger der Kunsterzeugnisse, die Bände im königlichen Schloß dem Grafen Eulenburg persönlich zu überreichen. Eine Antwort ist allerdings bis zum heutigen Tage noch nicht bei mir eingegangen ... Im Herbst des Jahres 1898 hielt Freiherr v. Mirbach im Palast Barberini zu Potsdam einige Vorträge über die Palästinareise. Das Kleine Journal brachte als einziges Blatt die Reden wörtlich zum Abdruck, und im Anschluß hieran entstand der Plan, die Auslassungen Seiner Exzellenz in Broschürenform der Nachwelt zu übergeben. Der Erlös der verkauften Hefte sollte Wohltätigkeitszwecken dienen. Anders jedoch verhielt es sich mit den für Se. Exzellenz persönlich bestimmten Exemplaren. Hier spielen sehr teure und kostbare weißseidene Einbände, die in der Mitte das Jerusalemkreuz (!) in Email zeigten, eine wesentliche Rolle. Herr Collin entledigte sich auch in diesem Falle seiner Aufgabe mit Meisterschaft, und diese Prachtausgabe fand so sehr den Beifall Seiner Exzellenz, daß er mich immer wieder ersuchen ließ, mehr davon zu ‚stiften'. Herr v. Mirbach verschenkte seinerseits diese Bücher an seine Freunde, Gönner und Reisegenossen. Häufig erkundigte er sich, ob ‚der Verkauf zu Wohltätigkeitszwecken' flott vonstatten ginge, und da trotz mannigfacher Ankündigungen niemand so recht anbeißen wollte, überreichte ich Sr. Exzellenz einen Tausendmarkschein mit der frommen Lüge, daß dieser Betrag das Ergebnis sei ... Freiherr v. Mirbach dankte mir übrigens nicht einmal für die ihm persönlich geschenkten Exemplare, und selbst die mir von ihm in Aussicht gestellte hohe Ehrung: einen der von mir gestifteten Bände mit seiner eigenhändigen Widmung zurückzuerhalten ... blieb leider aus ... Immerhin erhielt ich eine Quittung für mein löbliches Tun, und zwar folgendes Schreiben:

Kabinett Ihrer Majestät
der Kaiserin und Königin.

Berlin, den 2. Febr. 1899.

An
Herrn Dr. Leipziger,
Hochwohlgeboren.

Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin haben mich beauftragt, Euer Hochwohlgeboren für die Übersendung der beiden Widmungs-Exemplare der Broschüre ‚Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina' und für das große Opfer, welches Sie für Wohltätigkeitszwecke durch die Drucklegung der Schrift gebracht haben, Allerhöchst Ihren besten Dank auszusprechen.

Freiherr v. Mirbach.'

„Nach diesem kaiserlichen Danke kam es zum Bruche; denn Freiherr v. Mirbach verlangte als neue Gegenleistung, daß Dr. Leipziger in seinem Blatte den Sanden-Schwindel nach Möglichkeit totschweigen sollte, und das tat Dr. Leipziger nicht, weil er, mit

Digitized by Google

besserer Nase ausgerüstet, merkte, daß hier nichts mehr zu verschweigen und zu beschönigen war, da die Angelegenheit zum Strafrichter führte. Freiherr v. Mirbach freilich hielt an Sanden fest, wie er noch heute an Romeick und Schultz festhält. Sein Vertrauen ist unerschütterlich, wenn es einmal eine silberne Unterlage empfangen hat. Dr. Leipziger weigerte sich also, den Bankier Sanden zu schonen, und damit hörte die Freundschaft auf.

„Zuvor aber hatte Freiherr v. Mirbach seinem Schützling noch einen großen Dienst erwiesen, den dieser undankbar verschweigt. Er hatte die Direktoren der Pommernbank bestimmt, 50000 Mk. aus den Geldern ihrer Aktionäre in den Defizit-Abgrund des Kleinen Journals zu werfen, und die Direktoren hatten dieses Opfer auch gebracht, es aber auf das Mirbachsche K-Konto, Kirchenbauten und Wohltätigkeit, verbucht.

„Kirchenbauten und Kleines Journal aus derselben unlauteren Quelle durch des Freiherrn v. Mirbach Vermittelung gespeist! Gibt das nicht zu denken? Und ist nicht etwas oder sehr viel faul im Staate Preußen, wenn sich unter dem Protektorate eines mächtigen Staatsbeamten Patriotismus und Frömmigkeit so innig, wie geschehen, mit Geschäftsmacherei und Lebemannsmoral mischen dürfen, ohne daß ein Bedürfnis nach reinlicher Scheidung sich mit elementarer Gewalt bemerkbar macht? Und ist der Schaden oder der Nutzen einer Wohltätigkeit größer, die so am Äußerlichen haftet, daß sie auf ihrer Jagd zum Ziele sich über die Begriffe der gewöhnlichen Sittlichkeit hinwegsetzt? Das sind Fragen, die unsere kirchlichen und höfischen Kreise recht unbefangen erwägen sollten."

Es ist nur anzuerkennen, daß die „Tägliche Rundschau" so klare und kräftige Worte findet. Wäre beizeiten solche Kritik von der bürgerlichen Presse geübt worden, es stünde besser um manche Zustände, und manches Übel könnte sich nicht zu der grotesken Blüte des Kirchenbauskandals auswachsen. Muß es denn überhaupt erst zum Skandal kommen? Würde nicht eine dauernd geübte, ernste und ehrliche Kritik vielen Auswüchsen vorbeugen? Eine Presse, die allezeit den Mut der Wahrheit hätte, wäre nicht nur eine Macht, sie wäre die Macht, die vor allen berufen ist, über den heiligsten Gütern der Nation zu wachen. Denn das Auge und der Arm der Presse reichen heutzutage weiter, als die irgendeiner andern Macht. Sie muß sich nur ihrer Macht bewußt werden und sie im rechten Sinne, im tiefsten und höchsten Bewußtsein ihres Amtes, das so verantwortungsvoll und heilig ist wie nur eines, auszuüben wissen. Das hat der Türmer von Anfang an gepredigt, aber meist als Prediger in der Wüste, und der Erfolg war oft, daß man ihn des „Pessimismus", der „Schwarzseherei" zieh. Als ob er je die Dinge so schwarz gesehen hätte, wie sie in der Beleuchtung des Pommernbankskandals mit allem seinem Drum und Dran erscheinen und — tatsächlich sind!

Nachdem die Schleusen einmal geöffnet sind, überschwemmt eine Flut

Digitized by Google

von allerlei „Enthüllungen" die deutschen Gaue. So erzählt die „Zeit am Montag":

„Ein spekulativ veranlagter Weingroßhändler überbrachte Herrn von Mirbach 50000 Mark, damit er sie seiner hohen Herrin zu Kirchenzwecken zu Füßen lege. Bei einer bald darauf stattgehabten ‚Audienz' sprach ihm Herr von Mirbach ‚den Dank Ihrer Majestät' aus und machte gleichzeitig eine Anspielung auf eine zu verleihende Auszeichnung. Der Weinhändler dankte für die wohlwollende Absicht, meinte aber, daß er für einen Orden oder Titel eigentlich wenig Verwendung habe und einer Kollekte der Preußischen Klassenlotterie unbedingt den Vorzug geben würde. Kurz darauf war der Mann Königl. Preußischer Lotterieeinnehmer. Er hatte also sein Geld gut verzinslich angelegt, woraus hervorgeht, daß Almosen, zu Gott wohlgefälligen Zwecken gegeben, manchmal auch hienieden schon reichen Lohn abwerfen."

Von Maupassant, meint die „Welt am Montag", könnte die Geschichte sein von der Madame Michon, „einer pikanten Französin, die, einst als arges Weltkind verschrien, im Alter den üblichen Wandel zur Betschwester durchmachte, bis sie vor Mirbachs Augen Gnaden fand und gegen bare 5000 Mark Dame des Luisenordens wurde. Im Lande der Ordnung, Sitte und Gottesfurcht, der steifleinenen Kastenehrbarkeit ein solches Vorkommnis, das nach dem schmunzelnden Vortrag durch Meister Rabelais ruft! Aber es ist kein bloßes Histörchen, ein Weltblatt, wie die ‚Frankfurter Zeitung' verbürgt die Wahrheit. Man höre: In Homburg wohnte eine Frau Michon (die vor etwa Jahresfrist gestorben ist). Sie war seinerzeit aus dem Elsaß gekommen, hatte einen französischen Koch geheiratet und mit diesem eine kleine Speisewirtschaft etabliert. Später erwarben sie ein Hotel, in welchem zu den Spielzeiten die ganze französische Spielergesellschaft abstieg. Madame Michon nahm ohne sonderliche Skrupel das Geld, woher sie es bekommen konnte, und wurde sehr vermögend. Als sie ihr Hotel verkaufte, behielt sie ein Nebenhaus, in dem sie bis zu ihrem Tode Zimmer an Fremde vermietete. Hier lebte sie in Erinnerung an ihre sehr bewegte Vergangenheit. Zuletzt wurde sie fromm und spendete als Katholikin manch Scherflein für die katholische Gemeinde. Auch Herr von Mirbach erhielt 5000 Mark für den Bau der evangelischen Kirche. Kurz darauf erschien er bei ihr und überreichte ihr — den Luisenorden am weißen Bande. Ganz Homburg war starr und sucht noch heute nach den Verdiensten, die sich Madame Michon um den preußischen Staat erworben hat. — Gewiß ist diese Geschichte ein Komödienstoff ohnegleichen, eines modernen Aristophanes würdig, wie der ganze Titel- und Ordensrummel. Aber sie hat auch eine ernste Seite. Der Name der Königin Luise ist auch denen verehrungswürdig, die sonst nicht vor Majestäten in Ehrfurchtsschauern ersterben. Das Andenken an sie in so schmählicher Weise entweiht zu sehen, muß aber bei den Anhängern des Gottesgnadentums noch weit peinlicher und schmerzlicher berühren. . ."

Digitized by Google

Wie nicht anders zu erwarten war, liefert auch der „Vorwärts“ zur Freiwilligkeit der Mirbach-Spenden sein Scherflein:

„Gelegentlich eines Kirchenbaues in Homburg wandte sich der dortige Bürgermeister an einige reiche Leute, legte ihnen nahe, das Portemonnaie möglichst weit zu öffnen — kleine Beiträge ‚allgemein unbeliebt‘! — und stellte ihnen den baldigen Besuch des Freiherrn v. Mirbach in Aussicht. Einer, übrigens ein Jude, gab 25000 Mark. Ein anderer, ein aus dem Judentum Ausgetretener, antwortete, daß er ablehne, einen Beitrag zu geben; er würde seinerseits die Diskretion über den Schritt des Bürgermeisters wahren und stellte es dessen Takte anheim, wie er Herrn v. Mirbach von der Absicht dieses Besuches abbringe. Darauf ein neues Schreiben, in dem das Interesse des Kaiserpaares für Homburg im allgemeinen und gerade für diese Kirche im speziellen betont wurde; es handle sich um die Freilegung der Kirche, denn Bau und Ausstattung seien sicher gestellt; also Herr v. Mirbach würde sich doch die Ehre geben. Neue Ablehnung des Homburger Bürgers, er lege absolut keinen Wert auf Orden und ähnliche Auszeichnungen, sähe sich nicht veranlaßt, Gelder für die Zwecke dieser Kirche beizusteuern, und bäte, daß der Besuch des Herrn von Mirbach unterbleibe.

„Der dritte Brief des Bürgermeisters teilte daraufhin in lakonischer Weise mit, wann Herr v. Mirbach sich die Ehre geben würde. Der Homburger antwortete dann, er sei an dem betreffenden Tage geschäftlich verreist und bäte, Herrn von Mirbach davon zu verständigen. . . .“

„Ein tolles Präludium für die patriotische Feier im nächsten Jahre, weiß der liebe Himmel!“ schreibt die „Berliner Zeitung“. „Und den Grundbaß in dieser teuflischen Symphonie spielt natürlich wieder die sozialdemokratische Presse. Was soll man dazu sagen, wenn der Vorwärts schreibt:

„‚Weit hinaus über die Mißgriffe und Verfehlungen einzelner gestaltete sich ein Korruptionssystem des kapitalistischen Kirchenbaues. Das Christentum, dessen Moral über die nationale Enge hinausreicht, wurde in chauvinistische Begrenztheit gebannt und byzantinischem Kult dienstbar gemacht, die Häuser Gottes wurden zum ‚Nationaldenkmal‘, und ihr Name zeugte vom irdischen Erfolg weltlicher Fürsten. Die Lehre Christi wurde nationalisiert und dynastisiert. Und in der Berührung mit dem Weltlichen ging sie bald unter im Schmutz einer ‚Ordnung‘, der jederlei geistiges Gut nichts ist als ein Gegenstand des Handels und der Geldgier.‘

„Ja, was soll man dazu sagen? . . . Man hat beschlossen, den Mannschaften beim Militär ihre Gesangbücher zum Eigentum zu überlassen. Aber so viel ist gewiß: die frommen Lieder, die sie aus den Gesangbüchern in den Mirbachkirchen singen, paralysieren nicht die Wirkung der Ent-

Digitized by Google

hüllungen, die uns über die Art geworden sind, in der die Mirbachkirchen zustande kamen."

Auch der „Reichsbote" übt bei aller Schonung, die er dabei dem Freiherrn von Mirbach angedeihen läßt, eine Kritik, wie sie schärfer in der Sache auch von der linksstehenden Presse nicht geübt wird:

„Die hervorgetretenen Übelstände bei den Sammlungen, das Ansprechen fremder Glaubensgemeinschaften, die fortschreitende Verquickung religiöser Bestrebungen mit höfischen und irdischen, manchmal allzuirdischen Zwecken sind seit Jahren eingewachsen und auch von ernsten evangelischen Kreisen als Berührungen mit einer fremden Welt, wo der Zweck die Mittel heiligen soll, empfunden und beklagt worden. Sie sind Verirrungen, vom Geist und Prunk der Zeit geschaffen. Wo waren aber in den Vereinen, in denen zahlreiche hohe Staatsbeamte, Kirchendiener, Edelleute, Finanzmänner, Bürger sitzen, und in den kirchlichen Körperschaften diejenigen, die rechtzeitig ihre Stimme gegen das Hinübergleiten auf diese schiefe Ebene erhoben hätten, die hilfreich zugleich und furchtlos die Pflicht taten, die sie im Innern vielleicht erkannten? Exzellenz v. Mirbach ist von Haus aus alles andere wie ein Höfling, er ist in der Hauptsache die interessante Mischung eines alten königstreuen Gardeoffiziers und eines rheinischen Edelmannes, der bei aufrichtiger Frömmigkeit für kirchliche und künstlerische Fragen lebhaft angeregt ist. Tatkraft und geistige Begabung, wenn auch gebannt an gewisse Grenzen des eigenen Werdeganges, zeichnen ihn in nicht gewöhnlichem Maße aus. Mehrfache Schriften bezeugen seine höhere schriftstellerische Befähigung, ebenso ist ihm die Gabe der Rede verliehen. Er ist auch weder verschlossen noch vorsichtig wie ein Hofmann, sondern zugänglich für jedermann und von ausgeprägtem Temperament, das auch zuweilen in seiner Sprache durchbricht. Mannhaft und rechtzeitig von berufener Seite gewarnt, hätte der Oberhofmeister gewiß manchen Schritt unterlassen, den er heute ebenfalls beklagen mag. Statt dessen wurde er, wenn er andere hochgestellte Ratgeber heranzog, in solchen eher bestärkt. Hier hat ein falsch angewandter Respekt vor dem Hofe geradezu verhängnisvoll gewirkt. Was taten aber die politischen Behörden, die Minister? Sie mußten von der Sache selbst längst Bescheid wissen, denn diese spielte schon um die Jahrhundertwende; Staatsrat Budde, der den ganzen Sturm angeblasen hat, hat ja auch erzählt, schon ein Jahr vorher mit den Ministern über alles und auch über die Rückzahlungspflicht gesprochen zu haben. Da fragt man doch, warum auf verfassungsmäßigem Wege beim Monarchen nicht die entsprechenden Schritte gemacht worden sind, um die Rückzahlung herbeizuführen, ehe noch der Prozeß erfolgte; das Gehenlassen hat nur dazu gedient, daß es zu einem sonst vermiedenen Gerichts- und Preßskandal kam. Wenn ferner die Anschreiben des Oberhofmeisters über

Digitized by Google

die Hochzeitsspende an die Oberpräsidenten für unberechtigt gelten, warum senden dann die Regierungsbeamten dieselben nicht auf dem einfachen Verwaltungswege als unausführbar zurück, warum muß es auch da erst zum Tamtam einer freisinnigen Interpellation kommen? Eine innere Gesundung und Reinigung, als es noch Zeit war, hat man verfehlt."

Ja, und nun noch die Hochzeitsspende. Sie kommt gerade noch zurecht, um das Maß voll zu machen. Nach der Zuschrift eines Parlamentariers an die „Rheinisch-Westfälische Zeitung" hat es damit folgende Bewandtnis.

Zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares betreibt Freiherr von Mirbach eine Sammlung zur Ausschmückung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche mit Mosaik. Dabei bedient sich dieser Hofbeamte direkt des preußischen Verwaltungsapparates und läßt durch Oberpräsidenten und Landräte seine Aufforderungen ergehen. Der Oberhofmeister schreibt an die Präsidenten, daß sämtliche Spender in ein besonderes Buch eingetragen werden sollen, und dies Buch wird beiden Majestäten persönlich vorgelegt werden. Dieser deutliche Wink hat nur dann Wert, wenn in ihm die Voraussetzung liegt, daß die Regierungsstellen, welche die längsten Listen herbeibringen, wohlwollend Anerkennung finden und wenn die Geber mit mehrstelligen Ziffern entsprechend belohnt werden. In einem seiner Erlasse, welche von oben an die Landräte gehen, bittet er ausdrücklich „kleinere Sammlungen zu verhindern", denn solche Sammlungen hätten „öfters nur Beiträge von 12—200 Mk. erbracht". „Solche Sammlungen sind aber erstlich allgemein unbeliebt und sie geben reicheren Leuten Veranlassung, nur Beträge von 10—20 Mk. zu zeichnen, dadurch wird ein gutes Resultat der Sammlung gefährdet." Dieser plutokratische Charakter der Sammlung steht, wie auch die „Welt am Montag" bemerkt, im schärfsten Widerspruch zu allen bisherigen Gepflogenheiten bei ähnlicher Gelegenheit. Bei der Kaiser-Wilhelm-Spende z. B. nach den Attentaten wurden ausdrücklich höhere Beiträge als 1 Mark abgelehnt, weil sie eine freiwillige Volksspende sein sollte. Die Fertigstellung des Mosaikschmuckes kostet über eine Million Mark. Die Herren Landräte scheinen auch dem Herrn Oberhofmeister, der doch nicht der Vorgesetzte von Staats- und Verwaltungsbeamten ist, und seinen Erlassen willig sich unterzuordnen. Wenigstens liegt ein Schreiben des Landrats des Kreises Teltow, v. Stubenrauch, an eine Aktiengesellschaft vor, in dem er sie dringend „tritt" und erhofft, „daß sich niemand von der Förderung dieses Vorhabens ausschließen wird", und daß „unser Kreis Teltow nicht zurücksteht", da in anderen Teilen der Monarchie schon größere Beiträge zusammenge—bracht worden seien. Er kann denn auch bald der Gesellschaft mit verbindlichstem Dank den Empfang von 500 Mk. bescheinigen.

Greller kann wohl die unüberbrückbare, abgrundtiefe Kluft, die zwischen dieser Art „Christentum" und der Lehre des Heilands liegt, nicht beleuchtet

Digitized by Google

werden. Das wird — zur Ehre unseres deutschen Volkes sei's gesagt — auch in den allerweitesten Kreisen auf das schärfste empfunden. So liest man z. B. im christlich-sozialen „Volk“:

„Man findet tatsächlich im Angesicht solcher Vorkommnisse keine Worte, um seiner innersten Entrüstung Luft zu machen. Bisher nahmen wir an, daß Frhr. von Mirbach nur zu schwach war, um das aufdringliche, titellüsterne Schmarotzertum energisch genug von sich abzuschütteln, jetzt ist das Bild ein anderes geworden, jetzt sieht man, daß er die kleinen Gaben aufrichtiger Liebe verschmäht und nur auf Gaben unter deutlichem Hinweis auf höfische Belohnungen spekuliert, die man mit vier- bis sechsstelligen Zahlen schreiben muß und die nur fattester Reichtum zu bieten imstande ist. Und mit diesen schnöden Spenden baut man dann demselben Heiland prunkende Kirchenpaläste, der vor 2000 Jahren das Witwenscherflein höher bewertete, als die den Menschen imponierendsten Summen üppigen Reichtums.“

Das „Volk“ verlangt kategorisch Auskunft, wer die Kreise seien, in denen die Gaben der Armut „allgemein unbeliebt“ sind. Die Beantwortung dieser Frage werde zur Pflicht, „wenn man vermeiden will, daß das christliche und monarchische Gefühl“ im Volke furchtbare Einbuße erleidet“.

Nachdem die Sache die ihr gebührende, wenn auch unerwünschte Publizität erlangt hat, verlegt man sich auf allerlei „Tricks“. So versichert z. B. eine Korrespondenz, daß es sich bei jener Sammlung nicht um eine Nationalspende zu Ehren der Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares handle. Nun hat aber auch das Schreiben des Landrats von Stubenrauch den Weg in die Öffentlichkeit gefunden, und diese bemerkenswerte zeitgeschichtliche Urkunde lautet:

„In allen Teilen der Monarchie haben sich Komitees gebildet, um unserem Kaiserpaare als Gabe zu dem Tage seiner Silbernen Hochzeit, dem 27. Februar 1906, den Ausbau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche als Zeichen des Dankes darzubieten. Die Fertigstellung des bereits begonnenen Mosaikschmuckes erfordert über eine Million Mark. Etwaige Überschüsse der Sammlung würden zum Ausbau der Gnadenkirche und zur Unterstützung von Wohltätigkeitsanstalten für Arme und Kranke verwendet werden. Ihren Majestäten soll am 27. Februar 1906 eine künstlerisch ausgestattete Huldigungsadresse aller Geber überreicht werden.“

Dieselbe Korrespondenz beteuert, die Oberpräsidenten und Landräte hätten lediglich „als Mitglieder des Kirchenbauvereins“ die Sammelbriefe verschickt. „Auch dann“, stellt die „Tägl. Rundschau“ fest, „haben die Oberpräsidenten und Landräte einen bedauerlichen Mangel an Augenmaß verraten; denn sie mußten sich sagen, daß kein Empfänger des Sammelbriefes zwischen ihrer Eigenschaft als Oberpräsident oder Landrat und zwischen der Eigenschaft als Mitglied des Kirchenbauvereins unterscheiden

Digitized by Google

konnte. Der Mangel an Augenmaß ist deswegen besonders groß und beklagenswert, weil es sich ursprünglich — wie das Schreiben des Landrats von Stubenrauch unwiderleglich beweist — nicht um eine rein kirchliche Kollekte handelt, vielmehr die Silberne Hochzeit des Kaiserpaares und die Huldigungsadresse mit den Namen der Geber den Briefempfängern ausdrücklich als Ausgangspunkt und Schlußeffekt der Sammlung vor Augen gehalten wurden. Die Angabe, daß Oberpräsidenten und Landräte lediglich als Mitglieder des Kirchenbauvereins ‚in Zusammenhang mit den Geldsammlungen genannt' wurden, charakterisiert sich mithin als eine Ausflucht, die für die Beurteilung des Verhaltens der Oberpräsidenten und Landräte gar nicht in Betracht kommt. Es bleibt eben dabei, daß Oberpräsidenten und Landräte sich dazu hergaben, den Apparat der preußischen Verwaltungsbehörden für eine Huldigungs-Geldsammlung zu Ehren des Kaiserpaares in Bewegung zu setzen ..."

Man muß die fortgesetzten und berechtigten Klagen unserer evangelischen Geistlichkeit über den kirchlichen Indifferentismus weitester Kreise mit den Summen vergleichen, die gleichwohl für kirchliche Zwecke aufgebracht werden, um das rechte Verständnis für die Mittel zu gewinnen, mit welchen solche Erfolge heutzutage nur erzielt werden können.

Die Einnahmen des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins, einer von den Gründungen des Oberhofmeisters, stiegen von 1888—1902 von 90000 Mk. auf 246000 Mk., die Ausgaben von 58000 Mk. auf über 250006 Mk. Außerdem verwendeten die Provinzen für eigene Zwecke vor zehn Jahren ungefähr 20—30000 Mk., 1902 aber etwa 101000 Mk., so daß die Gesamteinnahmen von 90000 auf 350000 Mk. gewachsen sind. Da aber daneben noch jeder Zweigverein seine zum Teil recht bedeutenden Arbeiten unterhält, so kann die Gesamtarbeit auf 7—800000 Mk. geschätzt werden. Die bei dem engeren Ausschuß zur Berechnung kommenden Summen betrugen von 1888 bis April 1903 ungefähr 5636670 Mark. Von diesen sind 3747900 Mk. in Berlin gesammelt und dort verwendet 2953000 Mk., in den Provinzen gesammelt 1888770 Mk. und verwendet 2982770 Mk. Die bei dem Ausschuß in den 15 Jahren nicht verrechneten Gelder werden auf weitere 4 Millionen geschätzt.

Für Kirchenbauten sind von 1889—1902/03 über 30 Millionen Mark aufgebracht worden. Der Kirchenbauverein hat seit 1889 für die Berliner Kirchenbauten 11583166 Mk. verwendet. An die Provinzen hat er im ganzen seit 1893 1/2 Million Mark abgegeben. Im Jahre 1902 wurden (ohne für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, für die besonders gesammelt wurde) 268900 Mk. eingenommen. Davon sind für Kirchenbauten in Berlin und Vororten 92114 Mk. verausgabt. Für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche beziffert sich das Verwaltungskapital des „Evangelischen Kirchenbauvereins" auf 331326 Mk. Dazu kommt ein Musikfonds von 22212 Mk. und ein Fonds für den weiteren Ausbau mit

Digitized by Google

69516 Mk. (dieser war Ende 1902 verbraucht). Außerdem waren 1902 noch für die innere Ausschmückung der Kirche als „Spende zur Silbernen Hochzeit für Ihre Majestäten" 188876 Mk. eingegangen. Für 1903 waren vorgesehen für die Kapernaumkirche 35000 Mk., sonst für Berlin und Vororte 50000 Mk., für die Provinzen 50000 Mk., für Smyrna und Palästina 15000 Mk., für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche 300000 Mk., zusammen 450000 Mk.

Nach einem Zeitungsbericht sind seit 1889, in und um Berlin 53 neue Kirchen entstanden, 20 andere sind noch im Entstehen, 7 davon im Bau begriffen.

Daß solche Leistungen ihren Grund in wahrer christlicher Opferfreudigkeit finden, wird wohl auch der größte Optimist — und das wäre in diesem Falle Freiherr von Mirbach — nicht behaupten wollen. Wir haben ja auch reichlich gesehen, „wie's gemacht wird". Nun haben sich ja Herr von Mirbach oder — was dasselbe ist — die unter seiner Leitung stehenden Vereine entschlossen, an die Berliner Hypothekenbank-Aktiengesellschaft, als Rechtsnachfolgerin der Pommerschen Hypothekenaktienbank, die Summe von 175000 Mark auszuzahlen. Aber, aber der „Vorwärts" hat — leider! — recht:

„Spät, sehr spät! kommt die Reuetat der Mirbach-Untertanen. Leichter ward es den Vereinen des Oberhofmeisters einzunehmen als herausgeben. Aber niemand möge behaupten, daß der allgemeine Unwille der Öffentlichkeit den Entschluß herbeigeführt hat. Die Frommen gingen in sich und gaben heraus, was sie nach schwerem Ringen der Seele als unrecht Gut erkannten.

„175000 Mk. werden zurückgegeben! Wer mag noch zweifeln, daß nun alle Akten der Hofbankaffaire geschlossen werden müssen?

„In Wahrheit aber verstärkt dieser neue Akt der Mirbachiade nur das trübe Bild der früheren. Die Vereine des Frhrn. v. Mirbach erklären, das Pommerngeld zurückerstatten zu wollen, um das die Schultz und Romeick nachweislich die Pfandbriefinhaber geprellt haben. Es muß inmitten der Finanzverwirrung der Pommernhinterlassenschaft mit unerbittlicher Genauigkeit bei Heller und Pfennig die Schädigung nachgewiesen werden; wo der Nachweis nicht durchaus zu führen ist, da fühlt sich die fromme Reue der Kirchenerbauer ledig aller Verpflichtung. Man gibt wie auf Abzahlung an den öffentlichen Unwillen dasjenige heraus, was erwiesenermaßen andern Leuten gehört. Man erstattet eine Abschlagszahlung, um das andre behalten zu dürfen in der Hoffnung, nun die Ankläger vom Halse zu bekommen.

„Herr Budde hat deutlich genug gesagt, daß auch der 60000 Mk.-Posten eine Minderung des Bankvermögens bedeutet, aber es ist nicht ‚nachweisbar', ob die Bank geschädigt wurde. Also haben die Kirchenvereine keinerlei Anlaß, diese Summe herauszugeben. Auch die weiteren 50000 Mk., die durch Frhrn. v. Mirbach an das ‚Kleine Journal' gegangen sind, scheinen der Regelung nicht zu bedürfen.

Digitized by Google

„Und Konto K bleibt ein Mysterium wie zuvor. Freiherr v. Mirbach wiederholt die Angaben, die er schon vor Gericht gemacht hat. Entweder haben die Schultz und Romeick die 325000 Mk., die Freiherr v. Mirbach quittiert hat, aber nicht wirklich empfing, in ihre Taschen gesteckt; dann ist es unverständlich, daß das Gericht sie in diesem Anklagepunkt freisprach. Oder ein andrer hat die Summe erhalten. Die Gerüchte des Geheimnisses von Konto K werden nicht verstummen, ehe hier nicht Aufklärung geschaffen.

„175000 Mark wurden hingeworfen zur Begleichung der Kirchenbau- und Hofbankschuld! Nicht einmal der materielle Schaden wird vergütigt, der durch die Verleihung der lockenden Hofbankfirma zahlreichen Vertrauensseligen zugefügt ist. Und noch weit weniger denkt die Kirchlichkeit daran, den Bund mit der Finanz zu lösen, aus dem all' diese Fäulnis quillt. Man zahlt das ‚nachweisbar' durch Betrug erworbene Gut ab, um auf wohlerworbenem Mammon desto wohlgefälligere Werke der Frömmigkeit zu bauen."

Ich brauchte nicht einmal den „Vorwärts" anzuführen. Dasselbe sagt der „Reichsbote" auch, nur mit ein bischen andern Worten. Ich kann bei dieser Gelegenheit die Genugtuung nicht unterdrücken, die ich — und mit mir wohl jeder gute Deutsche — darüber empfinde, daß es doch noch Fragen des Rechts und der Sittlichkeit gibt, in denen sich die äußersten Gegensätze in unserem Volk, wie sie durch den „Vorwärts" auf der einen und den „Reichsboten" auf der andern Seite vertreten werden, auf gemeinsamem Boden zusammenfinden. Der „Reichsbote" also schreibt:

„Wir möchten . . . betonen, daß die Rückzahlung der spezifisch vom Kirchenbauverein verbrauchten Gelder (150000 Mk. + 60000 Mk. + 25000 Mark) keineswegs genügt, daß das ganze Konto K ausgemerzt werden muß, auch die noch nicht aufgeklärte Summe von 325000 Mark. Was und wie ihr Verbleib auch sei — es laufen darüber im geheimen verschiedene Versionen, eine immer dem Ansehen des Hofes abträglicher als die andere —, die Summe ist von dem Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin mit persönlicher Unterschrift quittiert. Die Quittung liegt bei den Gerichtsakten, ihr Zustandekommen ist vielen noch immer ein Rätsel. Sie sollte das Konto K auflösen, wie vor Gericht gesagt worden ist, sie hat aber tatsächlich 325000 Mk. für eine unbekannte Hand freigemacht und gedeckt, man mag diese, wie der Staatsanwalt sagte, bei den Angeklagten suchen, oder an einen anderen eventuell hochgestellten Empfänger denken. Mit ihr bleibt aber nach allen Regeln des geltenden Geschäftsverkehrs derjenige, der die Quittung persönlich unterzeichnet hat, auch für den Verbleib der Summe haftbar; davor hatte ihn nur ein schriftlicher Vorbehalt bewahren können, daß er sie nicht empfangen habe. Sonst muß jeder für von ihm quittierte Geldsummen einstehen. Wie auch das Geheimnis, das

Digitized by Google

anscheinend noch in der Angelegenheit steckt, sich aufklärt, an der Pflicht, daß die fehlenden 325000 Mk. mitgedeckt werden, nachdem sie quittiert worden sind, würde sich nichts ändern. Auch diese Rückzahlung ist also gerade im Interesse des höfischen Ansehens unvermeidlich. Je eher man sich das klar macht, desto besser wird es sein; mit dem verlegenen Hin- und Herschwanken, mit halben Entschlüssen, mit neuen Schiebungen wird nur kostbare Zeit und weiteres Vertrauen vergeudet."

Der „Reichsbote" nimmt auch keinen Anstand, den Finger auf einen der wundesten Punkte unter den vielen wunden zu legen, die diese böse Sache zutage gefördert hat, nämlich das sonderbare Verhalten des Gerichts. Dieses sei „mit einer fast ängstlichen Scheu an das Konto K herangegangen", man wisse noch heute nicht warum. „Bei den ersten Prozeßverhandlungen im vorigen Jahre ließ man es ganz unter den Tisch fallen, und diesmal lüftete man dem Gespenst ein wenig das Laken, um es gleich wieder, wie vor einer Sphinx erschreckt, fallen zu lassen. Demgemäß war die gerichtliche Verhandlung des Kontos K auch nach verschiedenen Seiten unzureichend, sie ließ Lücken über Lücken, Rätsel über Rätsel. In diese drängte sich dann naturgemäß die Vermutung, die in einem solchen Falle stets schlimmer wie die volle Wahrheit ist, ein, es entstanden Gerüchte, Verdächtigungen, Äußerungen, eine immer ärgerlicher und verwirrender wie die andere."

Auch Prof. Dr. Hans Delbrück bedauert in den „Preußischen Jahrbüchern" mehr noch als die Blößen, die sich ein Mann in so hoher Stellung gegeben habe, das Verhalten unserer Justiz:

„Machen denn etwa die preußischen Richter vor einem Oberhofmeister Halt? Weshalb ist Herr von Mirbach nicht von Staatsanwalt und Gericht als Zeuge geladen worden? Weshalb hat man gewartet, bis er nach viel zu langem Zögern sich endlich freiwillig zur Vernehmung meldete? Weshalb sind einige Restfragen nicht bis zur völligen Aufklärung durchgeprüft worden? Und wie fallen alle diese Fragen erst ins Gewicht, wenn man damit den Eifer unserer Justiz in dem Königsberger Prozeß wegen ‚Hochverrats gegen den Zaren' oder die drei Monate Gefängnis für den Bergmann Krämer in Saarbrücken vergleicht! Klassenjustiz, Klassenjustiz! schreit die sozialdemokratische Presse alle Tage — es gibt kein Wort in unserm vielgestaltigen öffentlichen Dasein, das ich der prüfenden Aufmerksamkeit der leitenden Männer des Staates mehr empfehlen möchte als diesen Ruf! Wir haben keine Aussicht die Sozialdemokratie auszurotten, solange nicht jeder Schein von Berechtigung in dieser Anklage verschwunden ist!"

„Daß jetzt der ehemalige Prinzenerzieher und freikonservative Abgeordnete, der auch heute noch auf seine ‚konservative Gesamtauffassung' stolze Geschichtsforscher, so unumwunden sich ausspricht, das", bemerkt die „Berliner Zeitung", „ist auch ein Zeichen der Zeit."

Der einfache Bürger oder Arbeiter, der von der Berührung mit

Digitized by Google

preußischen Gerichten vielleicht — andere Eindrücke mitgenommen hat, ahnt gar nicht, wie höflich und rücksichtsvoll preußische Richter sein können. „Exzellenz" vorn und „Exzellenz" hinten hörte man bei der Vernehmung des Freiherrn v. Mirbach, der nicht etwa als Zeuge geladen worden war, sondern sich dazu aus Gründen der Opportunität nur herbeigelassen hatte. Und dazu noch der pluralis majestatis, wie er wohl im Verkehr mit Vorgesetzten üblich ist: „Exzellenz haben ..." usw. Und wie weitgehende Redefreiheit ward ihm gewährt. Angriffe, die keineswegs zur Verhandlung standen, sondern außerhalb des Gerichtssaales, in der Presse, erfolgt waren, durfte er vor den Schranken des Gerichts, so gut es eben ging, zurückweisen und dabei selbst zum persönlichen Angriff übergehen. Keine Frage, die ihn peinlich hätte berühren können, nur was er selbst für gut fand, auszusagen. Es wäre ein wahrer Genuß, als Zeuge vor Gericht zu erscheinen, wenn der Verkehr mit ihm sich immer in so urbanen Formen vollzöge. Ich habe auch gewiß nichts dagegen, nur wünschte ich, daß solche Ausnahmen, natürlich mit Berücksichtigung des juristischen Zwecks und Bedürfnisses, die Regel bildeten. —

Bei alledem wäre es unbillig und verkehrt, die ganze Schuld auf den einzelnen Mann zu wälzen, während der „Fall" doch nur ein Glied in der Kette des herrschenden Systems darstellt, ein Symptom, das zufällig in die Erscheinung getreten ist, und auf das sich infolgedessen sämtliche Augen- und Brenngläser richten. Man würde staunen und weit milder über den Mann urteilen, wenn man seine sämtlichen „Mitschuldigen" vor sich hätte. Ein Skandal, wie dieser, konnte nur aus einem Boden herauswachsen, der in erkleclichem Umfange schon versumpft war. Und darin liegt die eigentliche Bedeutung des Falles, wie auch die „Ethische Kultur" ausführt:

„Der Betrug der Bankdirektoren ist dadurch ermöglicht worden, daß der Titel ‚Hofbank' ihnen als Empfehlung diente, und sie haben kirchliche Spenden zum Zweck der Erlangung dieses Titels gemacht. Der Mißbrauch, der mit dem Schein der Kirchlichkeit getrieben wird, fängt nicht erst da an, wo dieser Schein dem Betrug als Deckmantel dient, sondern jede Ausnutzung desselben zu Geschäftszwecken oder zum Zweck der Erlangung von Ehren und Würden und äußerer Stellung widerspricht dem Wesen der Frömmigkeit. Die Beantwortung der Frage, ob Herr v. Mirbach wirklich so wenig Menschenkenntnis besitzt, daß er über die wahren Beweggründe vieler ihm zufließenden Geldspenden im unklaren bleibt, ist nur für die Beurteilung dieses einen Mannes von Bedeutung. Aber die Bedeutung der einzelnen Person verschwindet ganz vor der des Systems, und das System führt notwendig zu Mißbrauch, zu Verstellung und Heuchelei. Es handelt sich dabei nicht nur um die Kirche. Wer will entscheiden, wie viele Spenden zu patriotischen Zwecken aus ganz anderen Beweggründen, als den nach außen hin vorgegebenen, dargebracht werden? Auf die Überzeugung vieler in Deutschland wird ein Druck ausgeübt, und

Digitized by Google

dadurch entsteht die tiefe Unehrlichkeit unseres politischen Lebens, die oft in so abstoßender und erschreckender Weise hervortritt. Daß die Hauptträger des Systems das Gute zu fördern glauben, ändert nichts an diesen Wirkungen. Was die Kirche betrifft, so kann ihr natürlich kein schlechterer Dienst geleistet werden, als durch die ihr gewährte offizielle Protektion, die ihr gestellte Aufgabe, der staatlichen Gewalt als Stütze zu dienen. Das was zur Förderung ihres Ansehens dienen soll, kann nur zu noch tieferer Schädigung ihres Ansehens dienen."

* * *

All den Schönfärbern und Gesundheitsprotzen, die sich auch dem „pessimistischen" Türmer gegenüber so selbstbewußt in die „patriotisch" geschwollene Brust werfen, wird es auf die Dauer doch nicht gelingen, im Volke das Bewußtsein einer tiefgehenden Unzufriedenheit und die Sehnsucht nach reinlicheren Zuständen zu unterdrücken. Einige sehen sich bereits zum Rückzuge genötigt und strecken angesichts der Tatsachen die Waffen. So scharfe und verallgemeinernde Urteile, wie sie jetzt auch in ganz rechtsstehenden Blättern zu lesen sind, erinnert sich der Tagebuchschreiber denn doch nicht gefällt zu haben. Er weiß sehr wohl zwischen der gesunden Kraft des Volkes und seiner auf Ab- und Irrwege geratenen Führung zu unterscheiden, und so geht seine Kritik immer von dieser im wahren Sinne optimistischen Grundanschauung aus, daß unser Volk noch viel zu kräftig und gesund ist, als daß es nicht den Kampf mit den Schäden und Schädlingen, die an ihm fressen, getrost aufnehmen sollte, und daß nur seine eigene — deutsch gesprochen — Dummheit schuld ist, wenn es sich jene gefallen läßt. Nicht der ist Pessimist, der an die bessere Zukunft seines Volkes glaubt und alle Kraft daran setzt, es dieser entgegen zu führen, sondern der da skeptisch über alle Erneuerungsbestrebungen lächelt und seiner Weisheit letzten Schluß in den Gemeinplatz zusammenfaßt: „Es ist immer so gewesen, wir werden die Welt nicht ändern, im übrigen befinde ich mich ganz wohl". In diesem Sinne ist freilich alles gut und schön. Solche „Weltanschauung" beweist aber mehr für einen satten Magen, als für idealistischen Hunger.

Bis in welche Kreise die Unzufriedenheit und somit auch die böse „Kritik" reicht, das will ich durch dreier Zeugen Mund erhärten. Man wird nicht umhin können, diese Zeugen als klassisch gelten zu lassen, denn sie sind nichts weniger als rote Umstürzler. Oder sollten der Oberbürgermeister von Karlsruhe, der Großherzog von Baden und der „Reichsbote" am Ende auch „verkappte Sozialdemokraten" sein?

Der Oberbürgermeister von Karlsruhe, Schnetzler, hat bei der Enthüllungsfeier des Karlsruher Bismarckdenkmals „unter dem wiederholten lauten Beifall der Zuhörer", unter denen sich auch der Prinz Max von Baden befand, ungefähr folgendes ausgeführt:

„Nicht als schlauer Auskundschafter und gefügiger Vollstrecker jeder Wunschregung ist er dem alten Heldenkaiser zur Seite gestanden, sondern als der offene Ratgeber, der auch mit der unerwünschten, selbst mit der

Digitized by Google

bitteren Wahrheit nicht zurückhielt, wenn die Treupflicht ihm gebot, sie zu sagen. Leicht und bequem trägt sich die biegsame Gerte beim Spaziergang auf geebneten Pfaden, aber Halt und Sicherheit bei schwierigem Aufstieg bietet doch nur der feste, widerstehende Stab. Nichts besseres also können wir dem deutschen Kaisertum wünschen, als daß ihm auch in künftigen ernsten Zeiten jeweil eine so zuverlässige, wenn auch rauhe und knorrige Stütze zur Hand sein möge, als es Bismarck war. Ein Realist ist er gewesen, aber gewiß nicht im Gegensatz zum Idealen, sondern nur im Gegensatz zu allem Glanz und Schein, zum Phrasentum und zur pathetischen oder sentimentalen Komödienhaftigkeit. Das möge uns sein Bildnis vom granitenen Sockel herunter lehren, daß wir unseren Sinn dem Kern der Dinge und nicht ihrer Schale zuwenden, daß wir mehr nach dem guten Erfolg, als nach dem lauten Beifall streben, und daß eine einzige wackere Tat tausendmal wertvoller ist, als ein ganzes Meer voll schöner Worte. Nun kann ja freilich ein Staatsmann auch vermittelst glatter Geschmeidigkeit durch zahlreiche Hindernisse heil und unversehrt hindurchschlüpfen, aber große Ziele wird er damit allein niemals erreichen; denn die erschließen sich, wie die ganze Geschichte der Menschheit lehrt, doch immer nur dem kühnen Wagemut, sie wollen erkämpft und nicht erschmeichelt sein — und jedenfalls hätte unser Deutsches Reich in der milden Temperatur freundlichen Diplomatenlächelns nicht zusammengeschmiedet werden können. Ewig bleibt es wahr, daß man erst selber warm sein muß, um erwärmen, daß man erst selber brennen muß, um zünden zu können. Wir aber, die wir an Bismarcks Denkmal vorübergehen, wir sollen beachten, daß, der da oben steht, nicht nur ein Weiser, sondern auch ein Held gewesen ist, und daß er nur so dem Vaterlande wirken konnte, was er gewirkt hat . . ."

Zu dieser Rede, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, hat der Großherzog von Baden dem Oberbürgermeister Schnetzler folgenden Glückwunsch übersandt:

„Der stets sich erneuernde Blick auf den Gründer des Deutschen Reiches und auf seinen großen Kanzler kann nur dazu beitragen, in alle Zukunft dem nationalen Gedanken in den Gemütern der Bewohner unserer Vaterstadt lebhaften Eingang zu verschaffen. Das ist die verdienstvolle Tat der Stadt Karlsruhe, welcher Sie mit Ihrer Rede einen sehr schönen Ausdruck verliehen haben. Sie dafür zu beglückwünschen, sind diese Zeilen bestimmt."

Und zu derselben Rede liefert der „Reichsbote" folgenden Kommentar, der ebenfalls nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig läßt:

„Das sind zum Teil scharfe Schlaglichter, die auf das Wesen unserer jetzigen Staatsleitung fallen, die sich mit vielem berühren, was wir längst an ihr beklagt haben: den Mangel an heroischen Zügen, an großen Entschlüssen, an wirklichen Idealen, an festen

Digitized by Google

Grundsätzen und schließlich nicht zuletzt an aufrichtiger Gradheit. Namentlich die diplomatische Kleinkunst des Tages zersetzt je länger, je mehr unsere inneren Verhältnisse; wie unter ihr das gute Verhältnis zwischen Krone und Volk vielfach gelitten hat, so untergräbt sie allmählich auch das gegenseitige Vertrauen in den Kreisen des Beamtentums und der Regierung selbst.

„Eifersucht und Kampf zwischen den einzelnen Ressorts nehmen zu, niemand wagt mehr ein offenes Wort oder eine vertrauensvolle Aussprache bei dem anderen, weil er fürchten muß, daß es zu seinem Schaden gemißbraucht wird; selbständige Charaktere und aufrechte Meinungen werden gebrochen; schlägt von irgendwo ein Gewitter los, so schützt man sich nicht kollegialisch, sondern jeder flüchtet und duckt sich, daß nur auch ihn nicht ein Blitz erreiche.

„Die Geschichte unserer Ministerbureaus heute birgt manches stille Drama von seufzender Pflichterfüllung. Für diese inneren Schäden vermag der zierliche Rokokoaufputz nach außen nicht zu entschädigen.

„Es mag schwierig sein, der mannigfach verwickelten Psychologie des Kaisers und seiner mehr romantisch als politisch angelegten hochfliegenden Natur im nüchternen Amtswerk gerecht zu werden. Wir verkennen das keineswegs, aber für einen großdenkenden, aufrichtigen, wohlgemeinten Herrscher hat ihn selbst das Werk von Liman, der ihn öfters mit dem Griffel der nicht verstehenden und dann auch nicht verzeihenden Abneigung malt, gelten lassen müssen. Ein edler, evangelischer Christ mit innerer Glaubens- und Gewissenswelt ist er auch. Sollten einer solchen Persönlichkeit nicht Mut an Überzeugung, sachliche Argumente, selbst ehrlicher Widerspruch mehr zusagen, wie Leisetreten und eine Behandlung auf allerlei Umwegen? Sein Amt muß ein wirklicher Staatsmann freilich dabei auch einmal in die Wagschale zu werfen vermögen, und wie oft hat Fürst Bismarck das seinerzeit gegenüber seinem so gütigen und verständnisvollen alten Herrn getan!

„Wenn der Kaiser unterrichtet wäre, was man zuweilen in denselben Kreisen, die ihm gewiß mit devotester Zustimmung gegenübertreten, oder ihn dienstbeflissen mündlich und schriftlich ‚informieren', anderen gegenüber über ihn verbreitet, wie man tüftelt, diplomatisiert, ‚Aktionen, auch in der Volksvertretung und Presse anlegt, um ihn mit psychologischer Berechnung auf sein Temperament bald hierhin, bald dorthin zu treiben, von unbequemen Entschlüssen abzuschrecken, ihn sich gefügig zu machen und zu ‚erziehen', so würde er schmerzlich berührt sein. Man könnte das noch erträglich finden, solange das bessere sachliche Recht immer auf dieser Seite stände, weil dabei wenigstens das allgemeine Wohl auf seine Kosten käme, obwohl für den Royalisten auch der Zustand beklagenswert bliebe; aber nicht selten liegen Beweise vor, daß der Kaiser höher und weiter gesehen hatte, und daß die offiziöse Weisheit, die sich zur

Digitized by Google

Souveränin gemacht hatte, nachträglich von den Ereignissen und Tatsachen im Stiche gelassen wird und zum Schaden des Landes dient. . . . Was heute blüht, das ist keine großzügige Staatskunst, sondern nur eine unklare, vielfach schwankende und kleinliche Intrigenluft, in der die politischen Sachpunkte leiden, dagegen kurzlebige Tagespolitik und allerlei zersetzende Elemente gedeihen, in welcher die fähigen Köpfe und tieferblickenden Patrioten abseits treten und dafür die Arbeit rücksichtsloser Parteigeister und mittelmäßiger Streber emporwuchert. Darum geschieht auch so viel Unerfreuliches. . . ."

* * *

Obwohl es kaum in den Absichten des „Reichsboten" gelegen hat, so beweisen doch seine Ausführungen über den Kaiser, daß heutzutage auch das Können eines wohlwollenden und begabten Monarchen nicht ausreicht, alle Aufgaben, die ein Kulturstaat wie der deutsche an seinen Herrscher stellt, durch ein rein persönliches Regiment zu erfüllen. Was früher möglich und vielleicht auch gut war, das ist heute, unter den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen, einfach unmöglich. Es übersteigt die Kräfte jeder einzelnen Person, und sei sie das größte Genie aller Zeiten. Teils waren früher die Verhältnisse — man denke nur an das Preußen Friedrichs II. — schon infolge der viel geringeren Bevölkerung unvergleichlich einfacher als heute, teils aber übernahm — wie im alten Deutschen Reich — die ständische Gliederung mit den vielen Fürsten, Städten usw. die Arbeitsteilung, so daß das an sich viel größere Reich doch in zahlreiche kleinere Arbeitszentren eingeteilt war, die, so gut und so schlecht es eben ging, die staatlichen Funktionen verrichteten. Dabei ist der ausschlaggebende Faktor, der veränderte Zeitgeist, überhaupt noch nicht in Rechnung gestellt. Ein Monarch, der heute in einem modernen Kulturstaate ein autokratisches Regiment führen wollte, würde eben nur glauben, daß er es führt. In Wahrheit würden ganz andere Elemente den Staatskarren schieben. Man glaubt zu schieben und man wird geschoben. Der mit dem Parlament regierende Deutsche Kaiser hat in Wahrheit einen viel größeren Einfluß auf sein Volk, als der absolute Selbstherrscher aller Reussen. Die Macht und der Wert der konstitutionellen Monarchie wird wesentlich davon bedingt sein, in welchem Maße sie es versteht, die verfassungsmäßigen Einrichtungen zu ersprießlicher Mitwirkung an der Regierung heranzuziehen.

Daß wir immer noch allen Segen von oben erwarten und dann höchst enttäuscht sind, wenn er nicht in der gewünschten Fülle auf uns niederträuft, ist eine der ergiebigsten Quellen der Unzufriedenheit und keineswegs geeignet, den monarchischen Gedanken zu stärken und zu erhalten. Je mehr wir uns unserer eigenen Rechte und Pflichten bewußt werden, um so weniger werden wir von oben erwarten, was eben nicht menschenmöglich ist; um so mehr wird die Enttäuschung und damit die Unzufriedenheit schwinden, um so kräftiger werden wir selbst Hand anlegen. Und dann werden wir das Wunder erleben, daß wir auf diesem Wege am weitesten kommen, und

Digitized by Google

werden den Monarchen segnen, unter dessen weiser Regierung uns solches gewährt wird. Aber bis dahin hat es noch gute Weile, vorläufig sind wir noch so wenig politisch gebildet, daß ein großer Teil von uns nicht einmal von seinem Wahlrecht, das doch für den politisch Gebildeten eine moralische Wahlpflicht ist, Gebrauch macht. Vielleicht wäre die gesetzliche Einführung der Wahlpflicht ein gutes Mittel zur politischen Erziehung der Deutschen. Die Nachteile, die man von ihm befürchtet, würden sich nur in der ersten kurzen Zeit geltend machen, später würde die Wahlpflicht nicht mehr als Zwang, sondern als ein Recht, ein ehrenvoller Vorzug empfunden werden, den man nicht mehr missen möchte. Gründlich, wie der Deutsche ist, wird er, einmal politisch interessiert, auch das gründlich sein.

Heute aber müssen wir noch das Urteil über uns ergehen lassen, das ein sonst deutschfreundlicher Artikel eines englischen Blattes, der Contemporary Review, über unseren politischen Bildungsgrad fällt. Es ist nicht sehr schmeichelhaft, dafür aber im Kern berechtigt:

„Für die meisten Leute sind der Zar und der Sultan einzige überlebende Exemplare des orientalischen Despotismus. Der erstere ist ihnen die Verkörperung der Autokratie, der letztere das einzig überlebende Exemplar des orientalischen Despotismus. Diese Ansicht ist jedoch nur theoretisch richtig.... Aber es gibt ein Land, wo die persönliche Herrschaft keine Fiktion ist, nämlich Deutschland. In keinem andern europäischen Staate ist die Beherrschung der äußeren und inneren Angelegenheiten so vollständig in den Händen eines Mannes; in keinem andern Lande ist die Regierung so buchstäblich eine persönliche, wie in Deutschland. Aber wie ist das möglich — wird man mir entgegenhalten —, wie ist das nur möglich in einem Lande, wo die Sozialdemokratie über 3 000 000 Stimmen erhalten hat, und wo die Kultur, die Wissenschaft und das Denken so hoch entwickelt sind? Und dennoch ist dem so.... Diese persönliche Herrschaft ist die hervorstechende Charakteristik des modernen Deutschlands. Sie zeigt sich in jeder Sphäre des Lebens, sowohl in der zivilen, militärischen wie der bureaukratischen.... Die deutsche Polizei, die meistens aus ausgedienten Soldaten besteht, behält natürlicherweise den alten militärischen Kastengeist. Die ganze uniformierte Beamtenwelt wird gelehrt, sich als eine Staatsklasse zu betrachten, nicht ganz so hoch wie die Militärklasse, aber immerhin höher als die ‚Zivilisten'." Der Verfasser gibt dann ein Resumé der künstlerischen und literarischen Urteile des Kaisers, bespricht die Konflikte mit der städtischen Verwaltung Berlins und meint, daß die Deutschen sich im großen ganzen fatalistisch dem Regime fügen. „Im deutschen Geiste ist ein gewisser Fatalismus vorhanden, ein Gefühl der Ergebung: was ist, muß sein. Diese Resignation verkrüppelt die Individualität und untergräbt die Initiative der Deutschen.... Das Resultat ist, daß die Deutschen, trotz ihrer Vorliebe für Kritik und Wissenschaft, politisch ungebildet sind."

* * *

Digitized by Google

Politischer Unbildung entspringen im Grunde auch alle die verkehrten Maßnahmen zur angeblichen Bekämpfung des Umsturzes. Wir wollen einmal das sittliche Moment, die Unlauterkeit der Mittel, ganz ausschalten und uns nur die Frage vorlegen: Ist es *politisch klug*, wenn die Staatsgewalt die Gesetze, die sie selbst gegeben hat, und auf die sie gegründet ist, je nach dem Bedürfnis des Augenblicks und der Opportunität verletzt, ja gänzlich außer Kraft setzt? Wenn sie das Recht mit zweierlei Gewicht wiegt und sich dabei von Klassen- und Parteirücksichten bestimmen läßt? So gestellt, wird die Frage wohl von niemand bejaht werden, der sich von der Scharfmacherpresse seinen gesunden Menschenverstand noch nicht völlig hat umnebeln lassen. Aber *nur so allein kann* und *muß* die Frage gestellt werden. Wie kommt es also, daß man in der *Praxis* so oft das Gegenteil von dem tut, was man selbst für vernünftig, klug, also auch *praktisch* hält? Man könnte hier die allgemeine menschliche Schwäche zur Entschuldigung heranziehen, aber das wäre einmal ein Zugeständnis und dann wäre es auch nur in Rechnung zu stellen, wo persönliche Interessen beteiligt sind. Nun gibt es aber so viele, die, ohne *persönlich* irgendwie interessiert zu sein, doch nichts Schlimmes und Schädliches darin finden, ja sogar es billigen, wenn der Staat von seiner Gewalt einen Gebrauch macht, der sich weder mit dem Wortlaut noch mit dem Geiste seiner Gesetze verträgt. Und das geschieht häufig genug, wo es sich um den sogenannten „Kampf gegen den Umsturz" handelt oder sonstige „berechtigte Interessen" und Rücksichten im Spiele sind. Also: Erkläre mir, Graf Örindur ...?

Ich nenne das politische Unbildung, oder auch politische Rückständigkeit, politischen *Atavismus*. Es sind vererbte Überbleibsel aus der Zeit des Absolutismus, der politischen Unfreiheit und Entrechtung. Aus jener Zeit, da des Fürsten und seiner Beamten *Wille Gesetz* war, wo mit *Verwaltungsmaßregeln*, nicht einmal immer schlecht, regiert wurde. Dies Erbteil aus der Zeit der Fürstenallmacht liegt vielen Deutschen noch so tief in den Knochen, daß ihnen das wahre Wesen und die Bedeutung des durch Gesetze regierten *Rechtsstaates* noch gar nicht recht aufgegangen scheint. Sie sind immer noch geneigt, der Staatsgewalt und dem Verwaltungsapparat Zugeständnisse auf Kosten des Gesetzes und der gesetzlichen Ordnung zu machen. Die Erkenntnis, daß ein Gesetz jeglichen Sinn und Wert verliert, wenn es nicht unverbrüchlich und gleichmäßig in *jedem* Falle angewendet wird, daß ein absolut regierter Staat immer noch ein vernünftigeres Wesen ist, als ein Staat mit Gesetzen, die nicht befolgt werden, diese Erkenntnis dämmert ihrem von so vielen ataviſtischen Erbübeln beschwerten Gemüte nur von ferne.

Der Saarbrückener Prozeß, über den ich im vorigen Tagebuch berichtet habe, gibt mancherlei Anlaß zu solchen Betrachtungen. Er hat inzwischen in der „Ethischen Kultur" durch Professor F. Staudinger eine Beurteilung gefunden, die ich meinen Lesern um so weniger vorenthalten möchte, als diese ganz ungeheuerlichen Vorgänge von den „Gutgesinnten"

Digitized by Google

zielbewußt und unentwegt weiter totgeschwiegen werden. Nachdem der Verfasser den selbstherrlichen Standpunkt des Geh. Bergrat Hilger auf Grund eigener Bekundungen festgestellt, zieht er die daraus folgenden Schlüsse:

„Mit diesen Zugeständnissen gibt Herr Geh. Bergrat Hilger, Königlich Preußischer Oberbeamter, bestellter Verwalter von Recht und Gesetz, also zu, daß er wider Recht und Gesetz Staatsbürgern, die gleiches Recht als Staatsbürger wie er selber haben, ihre religiöse und politische Meinung zu betätigen, auf Grund seiner Arbeitgebermacht dies Recht wegnimmt, sie also tatsächlich, wie Karl Krämer ihm mit vollstem Fug vorwarf, entrechtet, vergewaltigt und — da er das ja als grundsätzlich ausspricht — noch systematisch bevormundet und unterdrückt hat. Weil er ‚persönlich' in bestimmten Zeitungen angegriffen wird, dürfen seine Untergebenen diese Zeitung nicht halten. Weil sie an einer behördlichen Stelle, im Gemeinderat, ihre Beschwerden geltend machen, werden sie entlassen ...

„In ein Haus einbrechen um Gold oder Wertsachen wegzunehmen, ist sicher ein Verbrechen; eine wehrlose Frau zu vergewaltigen ist sicher ein größeres. Aber was bedeuten sie gegenüber dem Einbruch in Gesetz und Recht, den da ein bestellter Verwalter von Gesetz und Recht vornimmt? Was bedeuten sie gegenüber der Wegnahme der elementarsten Menschen- und Bürgerrechte, zu der ein königlicher Beamter sich ganz offen bekennt? Was bedeuten sie gegenüber der Vergewaltigung von persönlicher Ehre und Menschenwürde, gegenüber der moralischen Knickung der Persönlichkeit, die der Beraubte, Unterdrückte, Vergewaltigte sich gefallen lassen muß — weil er und seine Familie Hunger haben? Objektiv genommen sind das zweifellos weit schlimmere Missetaten!

„Die Leute sollen ‚wählen zwischen Grube und Verein, sagt der Herr Geh. Bergrat schauerlich trocken und kalt. ‚Sie sollen wählen zwischen Menschendasein und sklavischem Tierleben!' So wäre richtig gesagt. Denn mit solcher Forderung drückt der Herr dem Knechte das Brandmal des Untermenschen auf, der kein Mensch sein, keine Ansicht haben, keine politischen und sozialen Ziele verfolgen darf, die das Herrentum nicht genehmigt. Da fragt man ernstlich, ob wir in Rußland leben. Haben wir dazu Gesetz und Verfassung, daß sich die Verwaltungswillkür, wenn es ihr nicht in den Kram paßt, achtlos darüber hinwegsetzen darf? Ist ein Recht, das bloß auf dem Papiere steht, nicht ein Schemen?

„Ja aber der Umsturz! Soll eine königliche Staatsregierung dulden, daß ihre Beamten und Arbeiter mit Umsturzgedanken infiziert werden? Umsturzgedanken? Hat man nicht Gesetze, die jeden Fehl gegen Gesetz und Verfassung scharf und unnachsichtig strafen? Und wird solche Strafe nicht schon bei der leisesten Überschreitung, ja oft bei Handlungen, die der Laienverstand gar nicht als verbrecherisch einsehen kann, in oft schwerster Weise verhängt gegen Arbeiter? Aber wie kommt es nur, daß dasselbe Gesetz nicht ebenso strenge ist gegen Verächter des Gesetzes da oben? Dürfen

Digitized by Google

die, aus wirklicher oder vielleicht gar nur vorgeblicher Besorgnis vor dem Umsturz, ihrerseits Recht und Gesetz selber umstürzen? Wo bleibt da der Staatsanwalt? Wo bleibt das Recht? . . ."

Den Herrn Geh. Bergrat persönlich will der Verfasser „nicht für sein dem Recht und der Gesetzlichkeit hohnsprechendes Verfahren verantwortlich" machen:

„Wer weiß, ob es nicht bei ihm ebenfalls heißt: Wähle zwischen Stelle und solcher ‚Pflichterfüllung'. Wer weiß, wie er seinerseits, ohne es zu wissen, infiziert ist von dem umstürzlerischen Rechtsbewußtsein der sogenannten ‚guten', in Wahrheit heute überaus schlechten ‚Gesellschaft'. Wer jüngst die rechtlosen Ausbrüche unserer ‚Herren' im Herrenhaus gelesen hat, der versteht wohl da einen tieferen Zusammenhang, für den einzelne Personen nicht verantwortlich gemacht werden können.

„Wäre aber das öffentliche Rechtsbewußtsein stärker, wäre es auch nur so, wie es noch in den sechziger Jahren war, so wäre das wohl anders. Müßte der Herr Geh. Bergrat für sein gesetzwidriges Tun die Nachteile befürchten, die der arme Bergmann befürchten muß, wenn er unter Eid dem Gesetz und dem Gewissen gemäß die Wahrheit sagt: würde er so kühl solche rechtsumstürzende Reden und Taten tun?

„Aber gerade weil die Dinge heute so liegen, weil unser öffentliches Rechtsbewußtsein eingeschlafen ist, darum müssen die reden, die noch etwas davon in sich spüren. Rücksichtslos und mit allem Nachdruck müssen wir solchen Vorkommnissen gegenüber die ernste Frage an aller Herzen legen: Leben wir in einem Rechtsstaat?"

Ja, wer darauf eine ganz bestimmte Antwort, ohne Wenn und Aber, geben könnte! Mit ehrlichem Gewissen ist's jedenfalls nicht zu machen.

* * *

Auch dieser Kampf ist im Grunde ein Kampf um — den Mammon. Größer denn je ist heute sein Reich, gewaltiger denn je seine grausige Herrschaft. Über allen Gebieten unseres sozialen und politischen Lebens schwingt er sein furchtbares Zepter und zwingt arm und reich, hoch und nieder zu seinen Füßen, ihm zu frönen. Aus der dunklen Hütte grinst er hervor und im prunkvollen Palast hat er sein fürstliches Zelt aufgeschlagen!

Da hat ein Schweizer Pastor, Hermann Kutter am Neumünster zu Zürich, ein Buch „Sie müssen. Ein offenes Wort an die christliche Gesellschaft" (Verlag von Hermann Walther, Berlin) herausgegeben, das schon um deswillen Aufsehen erregt, weil der Verfasser als christlicher Pfarrer in der Hauptsache für die Sozialdemokratie eintritt. In dem Buche findet sich auch ein Abschnitt über den Mammon. Für ehrliche Leute wird es immerhin des Lesens und Nachdenkens wert sein. Weiter soll der Abdruck auch nichts bezwecken:

„Der Mammon hat sich die Erde unterworfen; nicht nur die Herzen und Gedanken der Menschen, sondern auch ihre Verhältnisse. Alle Er-

Digitized by Google

findungen, alle Neuerungen auf dem Gebiete der Technik hat er, er allein sich angeeignet. Das, was die Menschen sonst von der brutalen Übermacht der Naturgesetze befreit und sie zu Herren der Natur gemacht hätte, ist unter seinen Händen zum furchtbaren Werkzeug entartet, womit sie sich peinigen, zur Sklavenpeitsche geworden, unter deren Schlägen eine wehrlose Masse sich krümmt. Je höhe immer die Kultur gestiegen, desto tiefer sank die Mehrzahl der Menschen. Je glorreicher der Fortschritt, je herrlicher die Entwicklung, desto grausiger das Geschick derer, durch deren Arbeit Fortschritt und Entwicklung möglich werden. Je mehr der Mensch dem Ziele seiner Sehnsucht entgegenzukommen vermeint, desto grausamer wird er getäuscht. Heute sind die Armen der Großstadt roher, entmenschter, unglücklicher als die wildesten der Wilden. Und das hat alles der Mammon getan! Wer stellt Mensch und Mensch als Bestie einander gegenüber? Wer haucht ihnen den Geist des Hasses ein? Wer drückt ihnen die Mordwaffen in die Hand? Wer machte Könige und Fürsten zu Genossen schmutziger Geldmenschen? Wer hält ihnen die Ohren zu, daß sie das Geschrei der Unterdrückten nicht vernehmen? Wer bringt Indien stets wieder an den Rand des Hungertodes, wer hat Transvaal zur Wüste verwandelt, wer untergräbt alle Tage Treue und Glauben im Volke, das Pflichtbewußtsein der Beamten, wer macht, daß wir die unsäglichen Gemeinheiten unseres modernen Lebens geduldig, wie bewußtlos ertragen, aufgezehrt vom eigenen Interesse? Der Mammon.

„Während wir über alle die Entsetzlichkeiten, die er geschaffen, Tränen vergießen, zu Vereinen, Sitzungen, Versammlungen uns verbinden, während wir Reden gegen den Mammon halten, in denen wir die ‚besitzenden Klassen' auffordern, ‚den berechtigten Forderungen der Besitzlosen' entgegenzukommen, während wir tiefsinnige Systeme entwerfen, gutherzige Postulate aufstellen — sitzt der Mammon an seiner blutigen Arbeit . . ."

Wenn die Herrschaft des Mammons aufhören sollte, dann müßten die heutigen Besitzverhältnisse aufhören. Das sei der göttliche Ruf an unsere Zeit, aber gerade hiervor schrecke die Kirche zurück:

„Sie will gerne alles tun, was sie ‚tun kann'. Gerne das Mögliche und Ausführbare vollbringen, gerne mit Reden und Vorschlägen die Herzen zu erweichen suchen — aber sie will nichts von einer Änderung des Besitzes, der Produktion hören. Sie hat noch nicht verstanden, was der Mammon bedeutet; sie kennt ihn noch nicht genau genug; sie ist ihm selbst noch zu nahe, um zu verstehen, daß ihm der Besitz entrissen werden muß. Sie gehört selbst noch zu den Besitzenden . . .

„Lasset den Privatbesitz *in jener schrankenlosen Ausdehnung* bestehen, *wie er heute existiert*, und dann haltet meinetwegen tausend Meisterpredigten gegen den Mammon. Ihr werdet nicht ein Stäublein anders machen. Und der Mammon wird euch eure Mühe mit Gold und guten Stellungen lohnen. Es gefällt ihm dieses vergebliche Gebaren, er ergötzt sich dran wie an den Sprüngen eines Bajazzo, er schmunzelt ver-

Digitized by Google

gnügt dazu und ist bereit, mit den höchsten Beträgen die Einfalt zu bezahlen, die durch ihre christliche Versicherung, Worte zu lieben und Taten zu verabscheuen, seine Herrschaft um so mehr befestigt, je eifriger sie dagegen spricht. Weiß er es doch: je prinzipieller die Worte, desto ferner liegen die Taten!"

Das habe die Sozialdemokratie erkannt. Sie sage: Worte und fromme Wünsche können uns nicht helfen; wir müssen handeln. Hierin liege der verborgene Grund ihres Atheismus:

„Sie sieht das Bekenntnis zu Gott zurückschrecken vor dem Mammon. Darum hält sie alle Religion für Aberglauben. (?) Und das bedeutet eine Schuld der christlichen Kirche. Die Kirche selbst ist dem Mammon verfallen.

„Deshalb ist sie so redselig. Denn wo die vielen Worte sind und keine Lust zum Handeln, da lauert der Mammon dahinter.

„Deshalb trägt sie das Bekenntnis zu Gott so eilfertig zur Schau. Sie verdeckt damit die Fesseln, die der Mammon um sie geschnürt. Deshalb hat sie der sozialen Frage gegenüber nur gute, ‚praktische' Vorschläge; deshalb spricht sie im Gegensatz zur ‚Unmöglichkeit' der Sozialdemokratie von den vielen ‚Möglichkeiten'. Die Möglichkeiten gehören in das Gebiet des Mammons. Nur das ‚Unmögliche' steht ihm entgegen. Denn er ist der Herr der Welt. Ach, die Kirche hat keine ‚Unmöglichkeiten' mehr!

„Die vielen Worte, die sie macht, sind ein Beweis dafür, daß sie nicht will, und daß sie nicht kann ...

„Es gab eine Zeit, da galt es als Narrheit, der christlichen Kirche anzugehören. Da glühte Geist und Leben von oben in ihr. Da brach sie in den Kräften des ‚unmöglichen Wahnwitzes' einer neuen Welt Bahn. Diese Zeit ist vorüber. Die Kirche ist vernünftig, kulturfriedlich, praktisch und brauchbar geworden. Aber sie wirft der Sozialdemokratie Gottlosigkeit vor — zur Beschwichtigung ihres pochenden Gewissens. Die Bereitwilligkeit, überall Gottlosigkeit zu sehen, wo das bloße Bekenntnis zu Gott verneint wird, mit ‚Gottlosigkeit' eine Bewegung zu brandmarken, deren radikale Postulate gerade göttliche Kraft verraten — ist selbst Gottlosigkeit. Kann die Sozialdemokratie den Gott anerkennen, in dessen Namen die Geschäfte des Mammons besorgt werden?

„Die Rollen haben sich vertauscht. Die Kühnen und Gewaltigen sind matt geworden, und die Matten, Geringen und Elenden kühn und gewaltig. Was die Kirche tun sollte, das tun die Sozialdemokraten. Wo Gott wohnen sollte, da bleibt er ferne, und wo man ihn nicht anerkennt, da wohnt er. Wie damals, als die ersten Heiden Einzug hielten in sein Reich, so heißt es heute:

„‚Ich bin erfunden worden von denen, die mich nicht gesucht haben; und zu den Heiden, die meinen Namen nicht anriefen, sage ich: Hier bin ich, hier bin ich.' (Jes. 65, 1).

„Zu Israel aber spricht er: ‚Ich recke meine Hände aus den ganzen

Digitized by Google

Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.' (Jes. 65, 2).

„Und Jesus sagt: ‚Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten werden die Ersten sein.'"

Man kann diese Sätze lesen, ohne gleich zur Wahlurne zu laufen und einen sozialdemokratischen Zettel abzugeben. Man braucht auch nicht zu fürchten, daß nun sofort „geteilt" werden wird. Es genügt schon, wenn man von seinem Mammon einen Teil abgibt. Oder nicht?

* * *

Der alles vor sich hinwerfende Siegeszug König Mammons hat auch den soeben verstorbenen ehemaligen Präsidenten der Südafrikanischen Republik Paul Krüger mitsamt seinem Volke zerschmettert. Auch uns war er als Ohm Paul vertraut und wert. Und doch können wir nicht ohne tiefe Beschämung an ihn zurückdenken. Wurden doch dem für sein zertretenes Volk hilfesuchenden Greise die Pforten des Deutschen Reiches zugeschlagen, die doch jedem beliebigen amerikanischen Geldprotzen so weit offen stehen. Wie ein zudringlicher Bettler wurde er von der Schwelle unseres Reichshauses gewiesen. Gott verzeih' es denen, die es verschuldet haben! Da wir aber ein so schnell vergessendes Geschlecht sind, das sein politisches Gewissen mit Festen und Feierlichkeiten zu betäuben liebt, so wird es nicht ohne Nutzen sein, sich jene trüben Tage ins Gedächtnis zurückzurufen, zumal sie in gewissem Sinne, wenn auch nach anderer Richtung hin, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den unsrigen haben. Damals brachte der Türmer unter der Überschrift „Wir dürfen nicht" einen Aufsatz, dem eine Flut von Zuschriften bezeugte, daß er aus dem Empfinden des Volkes und nicht aus dessen offiziöser Verfälschung geflossen war. Es hieß darin u. a.:

„Wir dürfen alles, nur das dürfen wir nicht: den greisen, schwergeprüften Vertreter eines schändlich niedergetretenen Heldenvolkes, einen Patriarchen von alttestamentarischer Glaubenstreue, in dem wir das Unglück, aber auch das Recht eines blutverwandten Stammes verkörpert sehen, in unserer Reichshauptstadt auch nur begrüßen, ihm die Ehren erweisen, die dem anerkannten Oberhaupte eines befreundeten Staates von Rechts wegen gebühren, ihm von Hand zu Hand und von Mund zu Mund bloß die Gefühle rein menschlicher Teilnahme und Verehrung ausdrücken, die jeder, der nicht ein ausgemachter Lump ist, angesichts solchen Unglücks, solcher Heldengröße, solchen Gottvertrauens empfinden muß. Was das zerfahrene, besiegte Frankreich, das kleine Holland mit dem jungen Mädchen an der Spitze dürfen — wir dürfen es nicht. . . .

„Wenn wir aber im eigenen Hause nicht empfangen dürfen, wen wir wollen, uns nicht aussprechen dürfen, wie wir wollen, dann muß sich uns doch die Frage aufdrängen, worin denn unsere so laut gepriesene Macht und Herrlichkeit eigentlich besteht? Hat ein Volk, das im eigenen Hause nicht Herr ist, die moralische Berechtigung, in der Welt eine gebietende Rolle zu spielen? . . . Ein Volk, das durch Rücksichten irgendwelcher Art

Digitized by Google

genötigt ist, seine edelsten und tiefsten sittlichen Empfindungen, sein Gefühl für Recht und Unrecht zu unterdrücken, ein so unfreies Volk darf sich nicht anmaßen, mit seinem Wesen die Welt durchdringen zu wollen. . . .

„Niemand hat eine Intervention Deutschlands erwartet. Ob sie — nicht nur nicht zu Deutschlands Schaden, sondern in seinem eigensten Interesse — vielleicht doch hätte erfolgen können, erfolgen müssen, das wollen wir hier nicht erörtern. Tatsache ist, daß der Besuch und Empfang Ohm Pauls mit allen Ehren, die ihm von Rechts wegen vor Gott und Menschen gebühren, dem Deutschen Reiche ebenso wenig eine Verpflichtung zu irgendwelchen gefährlichen Schritten auferlegen konnte, wie Frankreich oder einem andern Staate. Was hätte denn England tun können, wenn Kaiser Wilhelm dem alten Herrn die Hand gedrückt und etwa zu ihm gesagt hätte: ‚Ich nehme von Herzen Anteil an Ihrem und Ihres Volkes schwerem Geschick, ich ehre Ihren Schmerz und bewundere Ihre Treue und Opferfreudigkeit. Aber helfen kann ich Ihnen leider jetzt nicht. Mir steht die Wohlfahrt meines Volkes ebenso obenan, wie Ihnen, Herr Präsident, die des Ihren. Dieses Gebot aber zwingt mich, von irgendwelchen Schritten zu Ihren Gunsten abzusehen. Gott, zu dem wir beide in unerschütterlichem Vertrauen aufblicken, er tröste Sie in Ihrem Leide und gebe Ihnen Kraft und Hoffnung!‘ Daß England uns den Krieg erklärt, wenn der deutsche Kaiser so oder ähnlich gesprochen hätte, das glaubt wohl niemand. . . .

„Welche Demütigung nach den rauschenden Reden, Festen und überschwenglichen Hochgefühlen: der Gast, dem das Herz des ganzen Volkes entgegenschlägt, darf nicht einmal mit den Ehren empfangen werden, die er zu fordern ein Recht hat. Noch bevor es England gelungen ist, ihn seiner Würde als Oberhaupt eines souveränen Staates zu entkleiden, ist er in Deutschland schon zum einfachen Privatmann degradiert. Nicht einmal der Wartesaal des Bahnhofs öffnet sich dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik, geschweige denn das Fürstenzimmer. Mit Mühe und Not muß er durch die Menschenmenge hindurchgeschoben werden . . .

„Wir haben im Sternberg-Prozeß gesehen, wie der Polyp des Geldes mit seinen unzähligen Fangarmen Ehre und Gewissen nicht nur von Privatpersonen, sondern auch von staatlich bestellten Hütern der Gerechtigkeit zermalmt. Und wir bekreuzigen uns mit Schaudern vor diesem Abgrunde feiler Gesinnung und Ruchlosigkeit, dessen Tiefen schier nicht mehr auszumessen sind. Aber tun wir doch nicht so ahnungslos, als ob sich hier ganz plötzlich und völlig unvorbereitet der Höllenrachen vor uns aufgesperrt hätte. Alle diese tieftraurigen Erscheinungen sind doch nur Symptome, sichtbare Beweise für eine unsichtbare Allgewalt des Geldes, vor der wir im Prinzip schon längst den Nacken gebeugt haben, die wir im sozialen und Völkerleben nachgerade als zu Recht bestehend anerkennen. Denn vor wem beugt sich das mächtige Deutsche Reich, da es den Präsidenten der Südafrikanischen Republik nicht zu empfangen wagt, wenn nicht vor der Macht des Geldes? Wer hat denn den verruchten Mordbrand im Transvaal ent-

Digitized by Google

facht und wer ist denn der eigentliche Sieger in diesem scheußlichen ‚Kriege' gewesen, wenn nicht das gierende Geld? ... Es hat nicht nur die armen Buren, es hat das sittliche Gewissen des ganzen rechtlich fühlenden Europa, es hat den aufrechten sittlichen Stolz des deutschen Volkes gedemütigt!

„Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon. Man kann sich nicht nach rechts vor dem Geldsack und nach links vor dem Kreuze Jesu verneigen. Man kann nicht Christentum ... verbreiten und dem Antichristentum ... seine Reverenz erweisen. Dann freilich lieber alle die Phrasen von Christentum und Gerechtigkeit und ethischer Kultur aus der Politik ausschalten und sich offen auf den Standpunkt des skrupellosen politischen Geschäftsmannes stellen, wie es ja auch tatsächlich schon geschehen ist. Denn aus diesen, alles sittliche Gefühl verwirrenden und auflösenden Widersprüchen gibt es zuletzt kein Entrinnen mehr. ..."

So geschrieben im Januarheft 1901, und ist heute noch wahr.

Digitized by Google

Die 40. Tonkünstler-Versammlung.

Von

Wilhelm Klatte.

Der Allgemeine deutsche Musikverein hielt seine diesjährige Tonkünstlerversammlung, die vierzigste derartige Veranstaltung, in Frankfurt a. M. ab. Zwei Opernvorstellungen, vier große Orchesterkonzerte mit und ohne Chor und zwei Kammermusikmatineen verzeichnete das Festprogramm, das insofern streng im Sinne der zu Basel (1903) angenommenen revidierten Satzung des Vereins entworfen war, als es erstlich beinahe ausschließlich neue Werke lebender — und zwar meist jüngerer — Tonsetzer enthielt, zweitens aber neben der musikalischen auch der musikalisch-dramatischen Produktion angemessenen Raum gewährte. Die beiden Bühnenwerke, welche zur Aufführung gelangten, waren: „Der Bundschuh", ein Musikdrama aus den Bauernkriegen von O. Erler, Musik von Waldemar v. Baußnern, und „Die Rose vom Liebesgarten", Oper in 2 Akten, Vor- und Nachspiel von James Grun, Musik von Hans Pfitzner. Keines dieser beiden Werke wird, schätze ich, eine dauernde Bereicherung unseres Opernspielplanes abgeben, aber beide besitzen Eigenschaften, um derentwillen man nur mit hoher Achtung von ihnen reden kann. Der „Bundschuh" hat den Vorzug eines vernünftigen Textbuches. Otto Erler ist mit löblichem Bemühen bestrebt gewesen, die Episode aus dem Bauernkriege, die er sich zum Gegenstand genommen, in eine klare, straffe dramatische Form zu bringen. Vielfach, namentlich in den beiden ersten Akten, ist dieses Bemühen vom besten Erfolg gekrönt gewesen; der dritte Akt hingegen enthält Unwahrscheinlichkeiten, über die man nicht hinwegkommt. Eine wutentbrannte Aufrührerschar hat den verhaßten Peiniger endlich erwischt und will ihm den hundertfach verdienten Lohn zahlen. Aber nicht weniger als dreimal müssen sich die Mordwaffen senken, weil — zwei Verliebte zuvörderst allerhand Sentimentalitäten auszukramen haben. Das glaubt kein Mensch; und es interessiert schließlich auch keinen Menschen mehr, was aus den in den ersten Akten ganz anziehend gezeichneten Personen wird. So lobenswert übrigens Erlers

Digitized by Google

Bestreben war, ein abgerundetes Drama aufzubauen, so wenig vorteilhaft war es für die Arbeit des Komponisten, daß der Textdichter über seiner Wortdichtung den Tondichter gar häufig vergaß und außer acht ließ, daß ein für Musik bestimmtes Bühnenwerk wesentlich konziser zu fassen und knapper im Ausdruck zu halten ist, als ein zu rezitierendes Drama. Es geht daher, trotzdem v. Baußnern im großen und ganzen ein flottes Tempo in seiner Musik vorwalten läßt, mit der Entwicklung der Handlung doch zumeist nur recht schwerfällig und schleppend vorwärts. Indes würde man sich mit diesem Mangel vielleicht abfinden können, wenn die Musik mehr Reiz besäße. Sie trifft einzelne Stimmungen und Situationen nicht schlecht und deutet mit geschickt verwerteten archaisierenden Wendungen, wo es angebracht ist, auf die Zeit der Geschehnisse hin, so daß dem Ganzen das angemessene Kolorit gewahrt bleibt. Allein die rechte melodische Schlagkraft fehlt den Tönen, jenes Unmittelbare des Ausdrucks, ohne das auch die sorgfältigst gearbeitete Partitur nicht bestehen kann, wenigstens nicht für die Dauer. Wie gern möchte man der überaus fleißigen, reiche Kenntnisse und reiches Können verratenden Arbeit v. Baußnerns mehr als nur gediegene Tüchtigkeit nachrühmen!

In Pfitzners Werk steckt außer einem achtenswerten Könnertum noch ein übriges. Es enthält verblüffend fein ausgemalte Genrebildchen, es tauchen Gedanken von ausgesprochener Eigenart darin auf, es gibt Stellen darin von erlesenem Klangreiz. Musikalisch am anziehendsten erschien mir der zweite Akt; er wird mit einem trist-tröpfelnden Motiv (der Schauplatz ist eine Art Tropfsteinhöhle) eingeleitet, das äußerst geistvoll umgestaltet für die weitere Entwicklung verwertet wird. Auf die Ausbeutung von dergleichen tonmalerischen Elementen versteht sich Pfitzner ganz vorzüglich. Für Seelenvorgänge und Herzensangelegenheiten die überzeugenden Töne zu finden, gelingt ihm meines Dafürhaltens viel weniger gut. Freilich liegt in diesem Ausspruch, sofern nur die „Rose vom Liebesgarten" in Betracht kommt, beinahe ein Lob. Denn die Herzen und Seelen der in dieser unangenehm „romantischen" Oper umherwandelnden Gestalten soll mir erst noch einer entdecken! Menschlich interessieren uns diese konstruierten, von Kopf bis zu Fuß symbolisch-allegorisch-phantastischen Wesen nicht im mindesten, und dem billigen Tiefsinn der — dem unbewaffneten Verstande völlig schleierhaften — „Handlung" ist ebensowenig Geschmack abzugewinnen. Pfitzner wird neuerdings reichlich aufdringlich als der kommende Mann gefeiert und geradeswegs als der „heimliche Kaiser" der zeitgenössischen Komponistengeneration bezeichnet. Bedeutet die „Rose vom Liebesgarten" eine der Hauptstützen seines Thrones, dann steht dieser, dünkt mich, einigermaßen wackelig. —

Unter der bunten Fülle der Gaben, die in den sechs Konzerten geboten wurden, war wohl die absonderlichste das „Gloria", ein Sturm- und Sonnenlied, von Jean Louis Nicodé. Das Stück nahm eine Aufführungszeit von über zwei Stunden in Anspruch, füllt also für sich einen gewöhnlichen Konzertabend aus. Redensarten, wie: Nicodé habe damit einen „Rekord"

Digitized by Google

aufgestellt, untermischt mit Entrüstungsrufen über „Schändnng der deutschen Kunst“ (!), „der Mann ist verrückt“ und dergleichen Lieblichkeiten mehr tönten als Leitmotive aus dem aufgeregten Ensemble der Publikumsstimmen am Schlusse hervor. Auch gar mancher Fachmann beteiligte sich wacker an den Pereatrufen. Zwei Stunden ununterbrochen Musik zu hören, ist gewiß eine schwierige Sache. Allein, mir scheint, es handelte sich hier nur um ein Experiment, dessen Ergebnis zwar nicht zweifelhaft sein konnte, das aber — zumal im Rahmen eines Tonkünstlerfestes — gern einmal versucht werden durfte. Künftighin wird man das Werk wahrscheinlich in sechs Abschnitten aufführen, in die es seinem sehr klaren und übersichtlichen Bau nach zerfällt; die notwendigen Schlüsse sind ohne jede Mühe einzufügen. Den dichterischen Inhalt der Komposition bildet der Kampf gegen die Feinde des Idealreiches, welche der (Musik-)Seele entgegentreten, verkörpert in ordinären Tanz- und Marschrhythmen und banalen Koloraturkadenzen. Der Streit wird nie bis zum entscheidenden Siege ausgefochten, aber der kampfmüden Seele bleibt eine letzte Friedenszuflucht in der Natur. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Tondichter gelegentlich in seinem Bemühen, scharf zu charakterisieren, zu Übertreibungen gelangt ist. So z. B. wenn er die italienische Kehlakrobatenmusik persifliert und am Ende dieser Episode mit sechs Doppelpaaren Kastagnetten das frenetische Beifallsklatschen des Publikums nachmacht, oder wenn er für ein Vogelkonzert in den Wipfeln der Bäume nicht weniger als 12 Trillerpfeifen aufwendet, die einen wahrhaft ohrenzerreißenden Lärm verursachen. Allein diese und ein paar andere stilistische oder Geschmacksentgleisungen werden überreichlich aufgewogen durch viele Momente von hinreißender Schönheit und tiefem Gehalt. Nicodé weiß Melodiebögen von mächtiger Weite zu spannen, Sätze von üppiger, lebendiger Polyphonie zu schreiben, Steigerungen vorzubereiten und durchzuführen, wie es in ähnlicher Weise nur ganz wenige der komponierenden Zeitgenossen fertig bringen. Diese kompositorischen Vorzüge im Verein mit dem hohen künstlerischen Ernst, der unverkennbar aus dem Ganzen spricht, hätte die guten Leute und schlechten Musikanten schon veranlassen sollen, ihre abgeschmackten Entrüstungsäußerungen ein wenig zu dämpfen.

Das eigentliche Ereignis des Festes war die Erstaufführung der „Sinfonia Domestica“ von Richard Strauß. Vorwitzige Neuigkeitskrämer hatten, noch ehe eine Note in der Öffentlichkeit bekannt geworden war, bereits allerhand über das angeblich „interessante“ und gar „pikante“ Programm zu enthüllen gewußt und natürlich nicht gezögert, in der üblichen Zeitungsklatschmanier ihre mehr oder minder unpassenden Kommentare dazu zu geben. Das mag den Komponisten wohl veranlaßt haben, außer einem ganz knappen Hinweis auf den poetischen Grundgedanken der Tondichtung jedes weitere Programm ausdrücklich abzulehnen. Und da nun die allgemeine Disposition des Werkes: a) Einleitung und Scherzo, b) Adagio, c) Doppelfuge und Finale so ungefähr die Hauptteile einer Sinfonie alten Stils erkennen lassen, so waren damit genügend Momente gegeben, die

Digitized by Google

Kunstzeichendeuter ausrufen zu lassen: ha seht! er kehrt zurück! er lenkt ein! er schwenkt vom unheilvollen Irrwege der verruchten Programmusik ab! — Natürlich denkt Strauß gar nicht daran, „zurückzukehren" oder „einzulenken". Er befolgt in der „Sinfonia Domestica" das künstlerische Grundprinzip, das ihm bei all seinem Schaffen seither maßgebend gewesen ist, nämlich: ein Musikwerk formell so auszugestalten, wie es der poetische Gegenstand bedingt. Seine Absicht war, die bald sinnig-ernsten, bald humorvollen Beziehungen und Gegensätzlichkeiten zwischen Mann, Frau und Kind in der poetischen Sprache der Musik zum Ausdruck zu bringen. Dabei ergab sich das oben angedeutete Formenschema genau so natürlich, wie etwa der melodische Biedermeierstil in dem „Enoch-Arden"-Melodram sich von selbst verstand oder die Variationenform in der Don Quixote-Humoreske. Ich fürchte sehr, der Vers, den die Einteilungsfanatiker und Epochenkonstrukteure sich auf das neueste Werk Richard Straußens gemacht haben, wird beim Erscheinen des nächsten Kindes seiner Muse bereits ganz und gar nicht mehr stimmen! — Im übrigen dürfte die Domestica wohl allen ehrliche Freude bereitet haben; mit ihrer einfachen und doch so beredten Thematik, ihrem unschwer zu übersehenden Aufbau, ihrem leicht verständlichen Gehalt, in welchem ein frischer, liebenswürdiger Humor vorwaltet; mit ihrer gar nicht zu beschreibenden, köstlichen Filigranarbeit und ihrer blitzsauberen Orchestration im echten Richard Strauß-Stil ist die Sinfonia freilich recht ein Stück zum Freuen! Gleichgültig, welche Rang- und Wertstufe ihr später gegenüber den anderen Werken des Komponisten zuzuweisen ist: daß sie für die nächste Zeit das am meisten begehrte Stück von Strauß sein wird, steht außer Zweifel.

Der jüngste Komponistennachwuchs war ziemlich stark auf den Programmen des Tonkünstlerfestes vertreten. Neben dem als Tonsetzer von starker Begabung schon bekannten Siegmund v. Hausegger, dessen schwungvolle sinfonische Dichtung „Wieland der Schmied" sehr ansprach, hob sich ein junger Schweizer, Volkmar Andreae, mit einer sinfonischen Phantasie „Schwermut, Entrückung, Vision" bedeutsam hervor. Man merkte dem Stücke an, daß der Autor die Richard Straußische „Don Juan"- und „Zarathustra"-Weise sehr genau kennt; allein es klang doch auch so viel Individuelles durch und vor allem zeigte sich in der Arbeit eine so zielbewußte, sichere Gestaltungskraft, daß man gespannt sein darf, was Andreae uns weiterhin zu sagen haben wird. Weiter konnte man sich für eine reichlich physiognomielose sinfonische Dichtung „Johannesnacht" von Aug. Reuß wenig begeistern, und ein ohne hinreichendes Talent unternommener Komponierversuch von B. Walter („Sinfonische Phantasie") begegnete sogar bei einem Teil der Zuhörer ziemlich heftiger Opposition. Großes Interesse fand hingegen Friedrich Kloses gedankenreiche Tondichtung in drei Teilen „Das Leben ein Traum". Der Gesamteindruck dieses Werkes wird nur leider dadurch einigermaßen beeinträchtigt, daß der Autor gegen den Schluß hin (vom „Dysangelisten") einen ziemlich trockenen Monolog deklamieren läßt, der eher geeignet ist, die Stimmung zu zerstören, als sie zu vertiefen. (Kloses

Digitized by Google

Komposition wurde übrigens neben einem abstrusen Machwerk von Charpentier — „la vie du poête“ — in der Heidelberger Stadthalle unter Philipp Wolfrum dargeboten, bei welcher Gelegenheit man sich über die interessanten, wenn auch noch nicht zum befriedigenden Abschluß gelangten Versuche mit dem versenkbaren Orchesterpodium des näheren unterrichten konnte.) Hans Pfitzner kam noch ein zweites Mal zu Worte mit der Ballade „Die Heinzelmännchen“ (Text von Kopisch) für eine Baßstimme und Orchester, deren kecke, geistreiche Tonmalerei wiederum Pfitzners vorhin schon erwähnte besondere Begabung für dieses Gebiet ins hellste Licht rückte. Ein Baritongesang „An Schwager Kronos“ von Alfred Schattmann war der Nebenbuhlerschaft des Meisters Schubert nicht gewachsen, verriet indessen gutes Talent. Vier Tenorgesänge „Ruhe in Ewigkeit“ von v. Rezniceck auf fast musikfeindliche Texte von Nietzsche fesselten wegen aparter Einzelheiten in der Arbeit, ohne tiefer zu berühren. — Der Vollständigkeit halber seien dann noch an älteren, schon vordem aufgeführten Werken erwähnt: „Der Totentanz“ (Text von Goethe) von W. Berger, „Totenklage“ (Schiller) von G. Schumann, „Hymnus der Liebe“ von H. Zöllner, Konzert für zwei Violinen und Orchester von H. Zilcher.

Von den beiden Kammermusikkonzerten konnte ich das zweite leider nicht besuchen. Es soll als wertvollen Ertrag zwei Violinsonaten gebracht haben, eine von Max Reger, und zwar ganz in dessen herber, schwer zugänglicher Tonsprache gehalten, die andere im flüssigen, ansprechenden Satz des Münchener Meisters Ludwig Thuille. Das bemerkenswerteste Werk der ersten Kammermusik-Matinee war ein Zyklus von Stimmungsbildern auf Franz Diedrichs Gedichte „Worpswede“ von P. Scheinpflug. Er ist noch kein Ausgereifter, aber ein Werdender, auf den Hoffnungen zu setzen sind. Einiges aus seinen Worpsweder Stimmungsbildern (zu deren Ausmalung er neben Singstimme und Klavier eine Violine und ein Englisch-Horn verwendet) ist von nicht geringer Ausdruckskraft. Walther Lampe bestand ehrenvoll mit einer Serenade für 15 Blasinstrumente, einem zwar durchaus im alt-formalistischen Stile gehaltenen Opus, das aber seines liebenswürdigen Charakters wegen mit Behagen entgegengenommen wurde. Im allgemeinen hat sich aufs neue gezeigt, daß die Leistungen auf dem Gebiete der Kammermusik einstweilen noch weniger von einem Streben im fortschrittlichen Sinne getragen werden, als die Hervorbringungen in der Orchesterkomposition. Hier folgt man in hellen Haufen der Fahne des „Heldenleben“-Komponisten. Nur wenigen ist es freilich vergönnt, auf dem von ihm gewiesenen Wege festen Fußes als „Selbsteigene“ einherzuschreiten. Die größere Schar wird gebildet durch die mehr oder minder geschickten Nachahmer des Äußerlichen, durch die kritiklosen Mit- und Nachläufer, die Wesentliches von Unwesentlichem nicht zu scheiden wissen. Aber diese Erscheinung ist ja keineswegs neu; sie wiederholt sich überall, wo starke Persönlichkeiten begeisternde Losungsworte ausgeben, und sie wird am sichersten eingedämmt dadurch, daß den Kunstgenießenden, namentlich aber auch den

Digitized by Google

Leuten vom Fache selbst, Gelegenheit geboten wird, ihr Unterscheidungsvermögen für echtbürtige und Pseudokunst durch Gegenüberstellung zu schärfen. Die großen Veranstaltungen des Allgemeinen deutschen Musikvereins wirken vielfach gerade in diesem Sinne sozusagen „instruktiv", und vielleicht ist das nicht die unwichtigste der Aufgaben, die sie zu erfüllen haben.

Zu den Kunstbeilagen.

Die Photogravüre bringt eine erlesene Probe der hervorragenden Porträtierkunst des Engländers Thomas Gainsborough (1727—1788), der neben seinem Zeitgenossen Josua Reynolds der bedeutendste englische Bildnismaler ist. Wir versparen uns eine eingehende Charakteristik seiner Kunst, bis wir auch Werke des zweiten unsern Lesern zum Vergleich vorführen.

Heute gilt es einige Worte zum Gedächtnis Wassil Wassiljewitsch Wereschtschagins zu sagen, von dem wir zwei Werke in Autotypie wiedergeben. Ob die Kunstgeschichte ein zweites Beispiel dafür hat, daß ein großer Künstler als weißbärtiger Greis auf dem Schlachtfeld gefallen ist? Kaum; und wenn sich doch der Fall finden sollte, so wird man sicher dabei nicht behaupten können, daß dieser Künstler auf dem Felde seiner eigentlichen Tätigkeit gefallen sei. Auf Wereschtschagin aber, der am 13. April das Schicksal seiner tapfern Volksgenossen vom Petropawlowsk teilte, trifft das Bismarckwort vom edlen Roß zu, daß es in den Sielen sterbe. Dabei war er keineswegs von Beruf Offizier, und nur im Nebenberuf Maler. Vielmehr hat er schon als Jüngling den Soldatenberuf aufgegeben. Aber ein Kriegsmann ist er geblieben; nur führte er statt des Degens den Pinsel.

Wereschtschagin ist der Kriegsmaler der Welt. Es gibt ja eine Unmenge von Schlachtenmalern, und in jeder größeren Ausstellung sind einige Bilder, die mit mehr oder weniger Hurra irgendeine berühmte Episode aus einer Regimentsgeschichte früherer oder späterer Zeit erzählen. Bei Wereschtschagin ist von alledem nichts. Selbst dort, wo er Geschichte malt, ist es uns im Grunde ganz gleichgültig, wer hüben und drüben kämpft, ob das Russen, Franzosen, Araber oder Türken sind — er malt eben den Krieg. Wohlverstanden den Krieg, nicht ein Manöver mit stürzenden Soldaten als Staffage und dem Pulverdampf der Kanonen als Hintergrund. Nein den Krieg, wie er in keinem Geschichtsbuch beschrieben wird, wie wir ihn höchstens schaudernd ahnen, wenn ein alter Invalide erzählt, auf wie grausame Weise er sein Bein, seinen Arm verloren hat. Der Krieg, den Wereschtschagin schildert, ist etwas Entsetzliches; denn der Künstler schildert die Wahrheit. Er war ein unerbittlich treuer Schilderer; und doch, erzählt er selber, konnte er die unter strömenden Tränen gezeichneten Skizzen manchmal nicht zum Gemälde gestalten. Man höre seine Worte: „Man hat mich deshalb getadelt, daß ich die Schattenseiten des Krieges, nur entsetzliche Szenen, zum Vorwurf genommen habe. Ich antworte aber darauf, daß nicht wenige im höchsten Grade dramatische Sujets vorhanden waren, vor denen ich unmittelbar zurückgewichen bin, weil ich mich nicht imstande fühlte, sie auf der Leinwand wiederzugeben. Mein Bruder, der

Digitized by Google

beim General Skobeleff Ordonnanz war, wurde beim dritten Sturm auf Plewna getötet, und nachdem der Ort, wo er fiel, vom Feinde bald besetzt war, konnte ich seinen Leichnam nicht bergen. Als sich Plewna nach drei Monaten ergeben hatte, ging ich an jene Stelle und fand sie mit Leichen und Gefallenen oder, richtiger gesagt, mit deren Skeletten bedeckt. Soviel ich ihn auch suchen mochte, sah ich nur überall mir entgegengrinsende Schädel und hier und da noch mit Fetzen bedeckte Skelette, die mit den Händen irgendwo in die Ferne hinwiesen. Welcher von ihnen war mein Bruder? Ich habe die Kleiderreste genau betrachtet, die Schädelknochen, die Augenhöhlen . . . ich hielt es nicht aus: die Tränen flossen in Strömen, und lange konnte ich dem lauten Schluchzen nicht Einhalt gebieten. Trotzdem setzte ich mich nieder und entwarf eine Skizze dieser im vollen Sinne des Wortes an Dantes Hölle erinnernden Situation. Ein solches Bild mit meiner Gestalt inmitten all dieser Skelette, die ich auseinanderwarf, wollte ich wiedergeben. Aber sogar nach einem Jahre, nach zwei Jahren schnürten mir dieselben Tränen die Kehle zu, sobald ich mich vor die Leinwand setzte, und sie ließen mich nicht fortfahren, so daß ich nicht imstande war, dieses Bild zu vollenden."

Wereschtschagin gab eben nicht akademische Konstruktionen nach der Lektüre von Schlachtberichten, sondern Natur; er malte auch nicht zur Vermehrung der „gloire" einer siegreichen Armee, sondern schilderte die Wahrheit. Und wenn unser Kaiser bei der Betrachtung der Napoleonsbilder dem Künstler sagte: „Vos tableaux sont la meilleure assurance contre la guerre", so hat er damit gewiß das Richtige getroffen, wie auch die Verleihung des Nobelpreises an diesen Schlachtenmaler durchaus berechtigt war. Trotzdem wäre es verkehrt, Wereschtschagin nun als einen bewußten Bundesgenossen einer Berta von Suttner hinzustellen. Wereschtschagin verfolgte auch in dieser Hinsicht keinerlei Tendenz. Er war durch und durch Künstler. Seine künstlerische Art aber trieb ihn auf das Schlachtfeld, wo ihm schon wiederholt das Schicksal drohte, das ihn nun auf dem gepanzerten Koloß im fernen Osten so tückisch erreicht hat.

Wereschtschagin wurde am 26. Oktober 1842 in Tscherepowez im Gouvernement Nowgorod geboren. Achtjährig wurde der Knabe in das Alexanderkorps für Kadetten in Zarskoje Selo bei Petersburg aufgenommen. Trotzdem er bereits im Knabenalter unverkennbare Beweise seiner künstlerischen Begabung gegeben hatte, sollte er Offizier werden. Tüchtig, fleißig und strebsam, wie er durch sein ganzes Leben war, zählte er auch in der Kadettenanstalt bald zu den besten Schülern. So kam er auch bereits als Sechzehnjähriger zur ersten militärischen Ausfahrt ins Ausland. Doch weckte, was er hier zu sehen bekam, sein künstlerisches Verlangen nur noch mehr, und endlich vermochten auch die Eltern den Bitten des Achtzehnjährigen nicht mehr zu widerstehen. Er zog den Soldatenrock aus, um Künstler zu werden. Freilich stand er dabei ganz auf eigenen Füßen und mußte sich schwer genug durchschlagen. Trotzdem verleiteten ihn die ersten akademischen Erfolge nicht zum Begehen gewohnter Wege. Vielmehr entschloß er sich bereits im Sommer 1863, das malerisch noch nicht ausgebeutete Gebiet des Kaukasus aufzusuchen, auf das die Dichtung der Puschkin und Lermontow so nachdrücklich hingewiesen hatte. Auch ein längerer Aufenthalt in Paris änderte nichts an seiner bei den damaligen russischen Malern fast vereinzelt dastehenden Vorliebe für nationale Stoffe.

Aber erst 1867 erschloß sich ihm das Gebiet, auf dem er sein Bestes und etwas für die Kunst durchaus Neues geben sollte. Damals suchte der General

Digitized by Google

Kaufmann für seine Expedition nach Turkestan einen jungen Maler, der die dort empfangenen Eindrücke mit dem Stifte festhalten sollte. Wereschtschagin erhielt die Stelle und konnte bald danach bei der Verteidigung der Zitadelle von Samarkand beweisen, daß er auch ein trefflicher Offizier geworden wäre. Das Georgskreuz ward ihm als staatliche Anerkennung seiner heldenhaften Tapferkeit zuteil.

Seit dieser Zeit hat es den Künstler immer wieder ins asiatische Land gelockt und er hat diesem Gebiet, das für die europäische Kunst bis dahin Brachland gewesen war, die Werke abgewonnen, die ihn berühmt gemacht haben. Zahllose Studienblätter aus dem Volksleben der islamitischen Welt zeugen für die Gründlichkeit seiner Studien. Aber so peinlich und gewissenhaft er diese nachher für seine großen Gemälde verwertete, niemals verfällt er der Kleinlichkeit, nirgendwo erhalten wir eine kalte Historie, überall natürliches Leben. Doch die Schilderung des friedlichen Volkslebens allein genügte ihm nicht, allzu gewaltig hatten sich die schauerlichen Eindrücke des Schlachtfeldes in seiner Seele eingeprägt.

Seine Arbeiten führte der rastlos tätige Künstler meist in München und seit 1877 in seinem Atelier zu Maisons-Lafitte bei Paris aus. Aber immer wieder unternahm er Forschungsreisen in ferne Länder, so 1875 in das Hochland des Himalaya. Der Ausbruch des Russisch-türkischen Krieges rief ihn 1877 wieder auf einen Kriegsschauplatz. Hier wurde er schwer verwundet, öfter noch war der keine Furcht kennende Künstler in größter Lebensgefahr. Damals hat er bis ins Tiefste erfahren, was der Krieg ist; und mit sicherer Hand hat er das Gesehene in unverfälschter Wahrheit dargestellt.

1884 folgte ein neuer Zyklus von Gemälden über Palästina. Wandte er sich hier schon in biblischen Darstellungen dem historischen Bilde zu, so tat er das gleiche in großartigster Weise auf seinem ureigensten Gebiete der Kriegsmalerei in dem großen Bilderzyklus „Napoleon in Rußland". Das ist kein Beitrag zur Napoleonlegende. Der Künstler wurde zum scharfen historischen Forscher. Vor seinen Augen verblaßte das Heldentum der Menschen. Der Held in diesem furchtbaren Kriege war die Elementarmacht Winter; seine schreckliche Waffe der Schnee. So groß und gewaltig ist das Walten dieser Naturmacht noch nie geschildert worden. Noch lebt in unser aller Erinnerung der ungeheuere Eindruck, den diese Bilder bei ihrer Wanderung durch Deutschland (1897) hinterließen.

Seither ist der Künstler nicht wieder mit größeren Arbeiten vor die Öffentlichkeit getreten. Trotzdem hat er immer gearbeitet, wie er auch stets die gesamte Entwicklung seiner Kunst aufmerksam und vorurteilslos verfolgte. In diesen letzten Jahrzehnten hat sich bei dem Künstler sicher auch immer mehr das Bewußtsein herausgebildet, daß er mit seinen unverfälschten Darstellungen der Schrecken des Krieges am wirksamsten zu seiner Bekämpfung beitrage.

Wie er hier auf dem Posten stand, hat der Zweiundsechzigjährige dadurch bewiesen, daß er gleich auf den Kriegsschauplatz nach dem Osten eilte. Keiner wäre wie er imstande gewesen, das Furchtbare des modernen Seekrieges der Welt vor Augen zu führen. Er ist nicht dazu gekommen. Aber das Schicksal selbst, das ihn ereilte, ist eine beredte Anklage wider dieses entsetzliche Morden. K. St.

Digitized by Google

Briefe.

Louis M. M. — **K. J. M.** — **J. F., W. (W.)** — **Th. W. D., H.** — **E. S., St.** — **A. J., M.** — **J. Ev., S., M.** — **Kr., M.** — **P. K.** — **Eremita.** — **F. H., H. (Rh.).** — **E. D., E. S.** Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

A. N., S. (M. Sch.) Die Proben verraten wohl lyrisches Empfinden, aber noch keine eigene Note.

B. H., B. Das eine oder andere kommt wohl in Betracht. Im Falle einer definitiven Annahme erhalten sie s. Z. direkte Nachricht.

A. B., M. i. L. Es fehlt doch noch manches zur Druckreife. Am meisten nähert sich ihr, ohne daß auch er sie schon erreichte, „Der Steinschläger". Für Ihre frdl. Zustimmung Dank und Gruß!

Frau E. R. Die gewünschte Auskunft erhalten Sie im nächsten Heft.

J. H. P., E. A., Can. Unter den gesandten Gedichtchen, so ansprechend einzelnes ist, haben wir noch nicht das Rechte für uns gefunden, hoffen aber in einer nächsten Sendung etwas zu finden, das unsern Wünschen einwandfrei entspricht. Bis dahin freundl. Gruß aus der fernen deutschen Heimat!

A. S. in O. Sie sollten uns zwei oder drei besonders sorgfältig gewählte und in der Form einwandfrei durchgearbeitete Gedichte vorlegen, so würde wahrscheinlich das eine oder andere in Betracht kommen.

N. B. j., H., H. Auch wir sind der Meinung, daß die junge Dame ausgesprochene lyrische Begabung besitzt. Aber recht tut sie doch daran, noch bescheiden zurückzuhalten mit den Kindern ihrer Muse und sie lieber dem Tode in den Flammen als in den Tiefen des — Redaktionspapierkorbes preiszugeben. Denn druckreif ist noch keine der vorgelegten Proben. Übrigens würde nach unserm Geschmack nicht „Feierabend", sondern „Dämmerstunde" das relativ beste sein. — Sie fragen, warum Rosegger wohl sein „Leben" geschrieben hat, da doch alles viel schöner in den Evangelien stände. Ja, könnte man da nicht mit demselben Rechte fragen, warum überhaupt noch etwas geschrieben würde, da doch in diesem Sinne alles in der Schrift steht? Gerade der Stoff der Evangelien hat zu allen Zeiten zu Nachdichtungen begeistert, — denken Sie nur an den alten „Heliand" — warum soll das Meister Rosegger nicht dürfen? Für Ihre treue Gesinnung Dank und Gruß!

J. H. W. D. Ob „eine andere Urteilsdirigierung von den vorigen zu den jetzigen Gedichtsproben möglich ist bei strenger Durchsicht?" Nein, nein, selbst „bei mildester Durchsicht" nicht. Verstehen Sie denn, was Sie „dichten"? Wir beim besten Willen nicht.

F. W. Sch. L.-N. Verbindl. Dank für die Mitteilung der Kritik, die uns von dieser Seite nicht überrascht. Wenn der frdl. angebotene Artikel nicht zu fachtheologisch ausfiele, käme er vielleicht in Erwägung; die Entscheidung könnte natürlich erst nach Einsichtnahme erfolgen. Frdl. Gruß!

E. Frhr. v. H., P. i. B. Verbindl. Dank für Brief und Blatt, dessen Ausführungen beim T. eine verwandte Saite berührt haben.

O. G., L. O/L., Schl. Nach Möglichkeit bemühen wir uns ja schon, Ihrem Wunsche nachzukommen und wollen es in Zukunft noch mehr tun. Frdl. Gruß!

P. Pf., R. — **Dr. v. S., B.** Besten Dank für die gefl. Mitteilungen, die bei gegebener Gelegenheit zur Verwendung gelangen sollen.

J. S., R., Kr. Ü. Wir haben leider nicht feststellen können, in welcher religiösen Zeitschrift der unter „Briefe" im Januarheft erwähnte Artikel von Helmine Strosser steht. Auch den Wohnsitz der Verfasserin, bei der ja sonst leicht nachzufragen wäre, haben wir nicht ermitteln können. Vielleicht kennt ihn ein Türmerleser?

B. C. in D. Rein theoretisch scheint es auf den ersten Blick seine Berechtigung zu haben, wenn ein Arbeitgeber vornweg erklärt, er nehme keine Anhänger einer gegnerischen Partei als Arbeiter in seinem Betriebe an. Aber abgesehen davon, daß es praktisch in jedem Falle auf einen moralischen Druck hinausliefe, auf den Zwang zur Heuchelei, wäre auch die theoretische Berechtigung eine scheinbare. Aus dem Wesen des Arbeitsvertrages und Arbeitsverhältnisses ist eine solche nicht im geringsten abzuleiten. Was hat die Herstellung irgend eines Gebrauchsartikels — und nur zum Zwecke der Fabrikation dieses Artikels schließt der Arbeiter seinen Vertrag mit dem Arbeitgeber — mit der politischen Parteizugehörigkeit des einen oder andern zu tun? Weiter fragen Sie, ob man es der Geistlichkeit verdenken könnte, „*wirkliche* Feinde ihrer Religion" auch durch Wahlbeeinflussung zu bekämpfen. Eine Überschreitung des Gesetzes liegt zweifellos in *jeder* Wahlbeeinflussung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Hausmusik: Dr. Karl Storck, Berlin-Friedenau. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

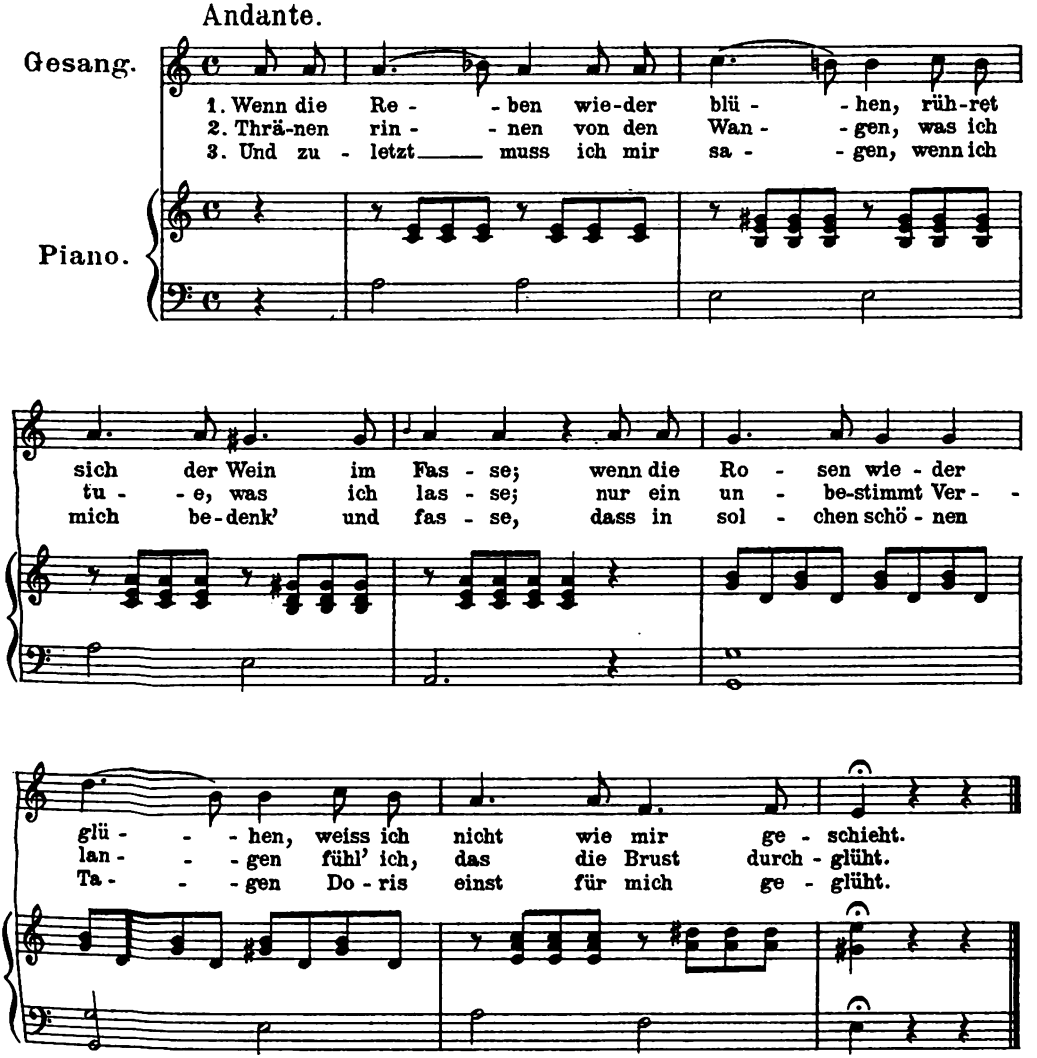
Beilage zum Türmer

VI. Jahrg. August 1904. Heft 11.

Vier Lieder von Franz Kugler.

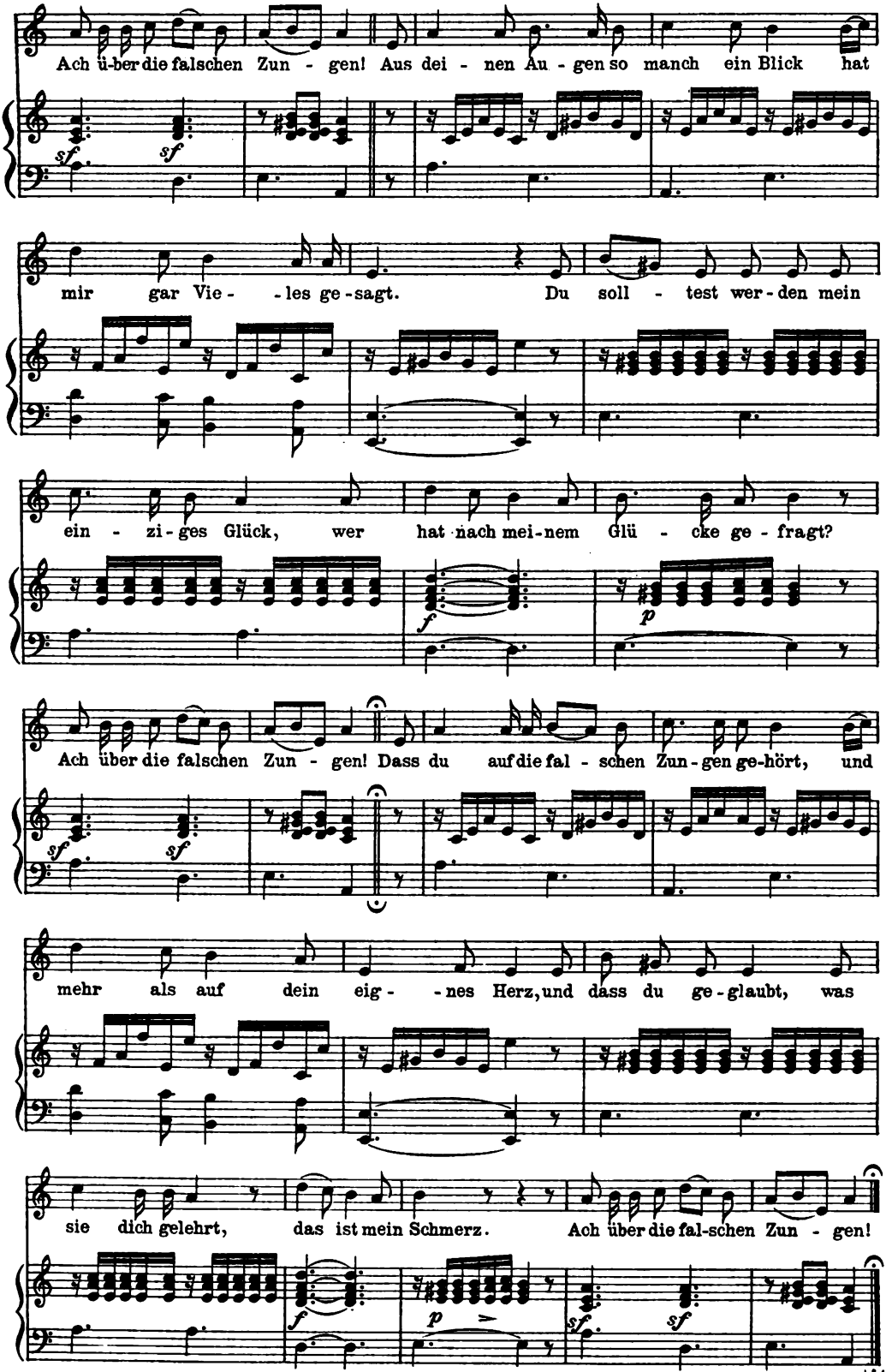
1. Nachgefühl.

(Goethe.)



Digitized by Google

Digitized by Google

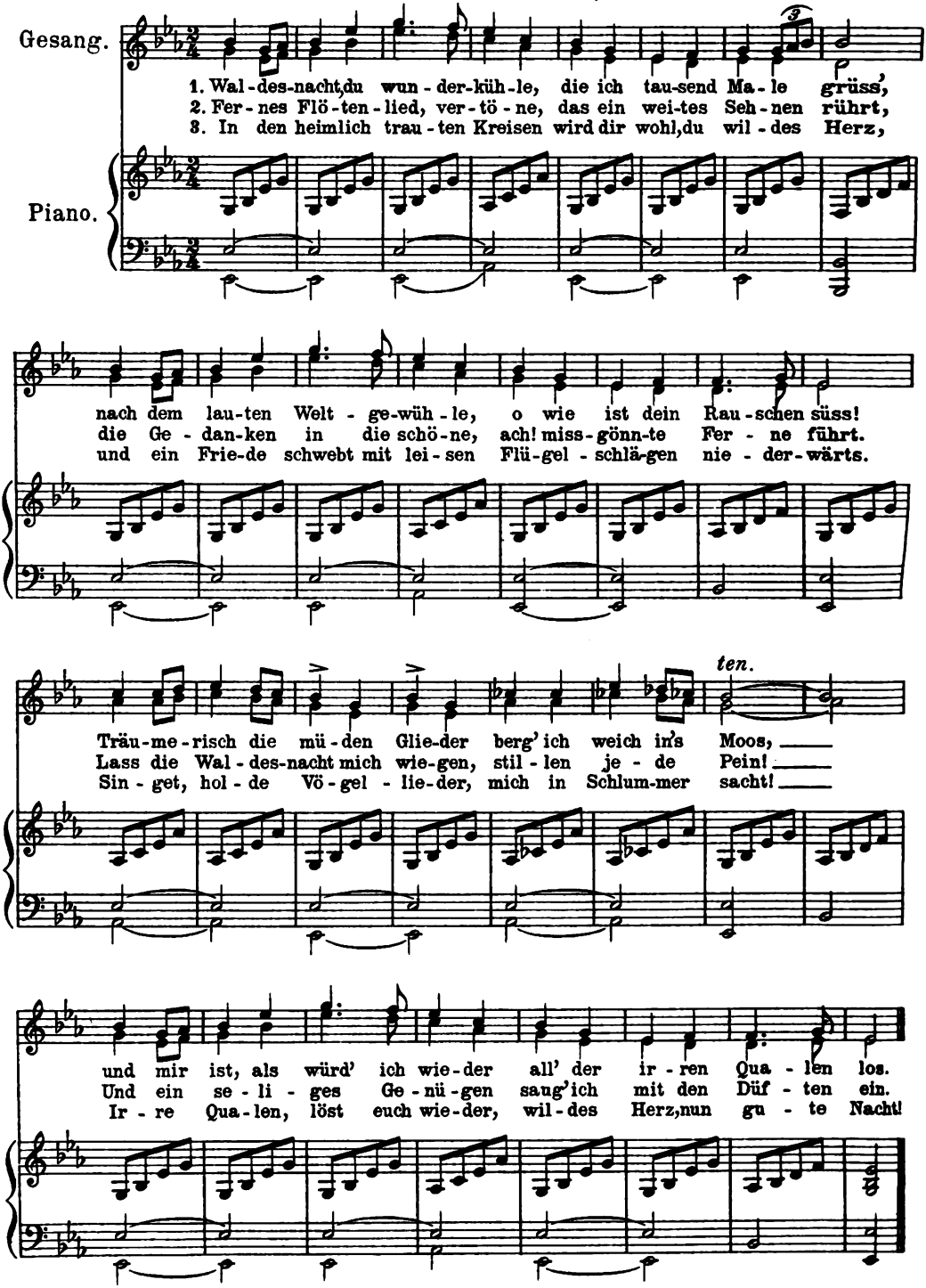


Digitized by Google

4. Waldesnacht.

(Paul Heyse.)

Ruhig. (*Ein- oder zweistimmig zu singen.*)



Digitized by Google

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, Hofkunstanstalt, München.

Wereschtschagin: Vergessen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, Hofkunstanstalt, München.

Wereschtschagin: Im Versteck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

VI. Jahrg. September 1904. Heft 12.

Das Recht auf Kritik.

Von

W. Kuhaupt.

Nicht nur im bunten Kräftespiel der unbelebten Natur, sondern auch im geistigen Entwicklungsprozeß des einzelnen, wie im verschlungenen Werdegange der gesamten Menschheit — in der Menschheitsgeschichte — spielt das Prinzip des Widerspruchs eine bedeutsame, ja die bedeutsamste Rolle. Ohne Kampf und Streit, ohne Gegensatz und Polarität, ohne Ja und Nein, keine Entwicklung, kein Leben, kein Emporgang und Aufstieg zu Vollkommenerem. Daß die Entwicklung durch Gegensätze hindurchschreitet, daß das Werden ein Produkt streitender Pole ist, hatte schon Heraklit, der dunkle Rätsler des Altertums, erkannt, indem er den Satz prägte: „Der Streit ist der Vater der Dinge." Ihm folgend zeigten die nachkantischen Denker Fichte und Hegel, besonders aber der letztere, wie auch unser Denken, unser geistiges Werden eine durch Gegensätze fortschreitende Begriffsbewegung ist. Der Kampf der Dinge, der Streit der Kräfte, den wir außer uns als Prinzip des Werdens und der Entwicklung beobachten, spiegelt sich in uns wider und bildet ebenso ein Grundgesetz unseres Geistes, wie er eine die ganze Natur durchwaltende Einrichtung ist.

Digitized by Google

ORPHEUS UND

Digitized by Google

VI. Jahrg. September 1904. Heft 12.

Das Recht auf Kritik.

Von

W. Kuhaupt.

Nicht nur im bunten Kräftespiel der unbelebten Natur, sondern auch im geistigen Entwicklungsprozeß des einzelnen, wie im verschlungenen Werdegange der gesamten Menschheit — in der Menschheitsgeschichte — spielt das Prinzip des Widerspruchs eine bedeutsame, ja die bedeutsamste Rolle. Ohne Kampf und Streit, ohne Gegensatz und Polarität, ohne Ja und Nein keine Entwicklung, kein Leben, kein Emporgang und Aufstieg zu Vollkommenerem. Daß die Entwicklung durch Gegensätze hindurchschreitet, daß das Werden ein Produkt streitender Pole ist, hatte schon Heraklit, der dunkle Rätsler des Altertums, erkannt, indem er den Satz prägte: „Der Streit ist der Vater der Dinge." Ihm folgend zeigten die nachkantschen Denker Fichte und Hegel, besonders aber der letztere, wie auch unser Denken, unser geistiges Werden eine durch Gegensätze fortschreitende Begriffsbewegung ist. Der Kampf der Dinge, der Streit der Kräfte, den wir außer uns als Prinzip des Werdens und der Entwicklung beobachten, spiegelt sich in uns wider und bildet ebenso ein Grundgesetz unseres Geistes, wie er eine die ganze Natur durchwaltende Einrichtung ist.

Digitized by Google

Der Gegensatz bringt Bewegung, Reibung, Fluß, Leben hervor. Erst wenn ein Negatives dem Positiven gegenübertritt, entzündet sich die Flamme, in deren Glut ein Neues und Vollkommeneres geformt und geprägt wird. Das bloße Ja für sich allein bedeutet Stillstand, Ruhe, Stagnation, Versteinerung, Tod; ihm muß erst das Nein als erregende, zündende Kraft gegenübertreten, damit es in den Fluß des Werdens, der Entwicklung hineingezogen werde.

Das war der Zentralgedanke des Hegelschen Systems und es ist auch der Grundgedanke Herbert Spencers, der das große Gesetz der Natur als „Entwicklung des Gleichartigen zum Ungleichartigen, das zugleich Entwicklung vom Unbestimmten zum Bestimmteren ist" aufgefaßt hat. Hegel hatte dieses Gesetz schon lange vorher in unserem Geiste entdeckt, um es dann auf die Welt außerhalb des Geistes zu übertragen. Auch Spinoza hat einen dahin gehenden Gedanken ausgesprochen, wenn er meint: „Die Reihe und der Zusammenhang der Ideen sind dieselben, wie die Reihe und der Zusammenhang der Sachen."

Als dann aber Hegel den strikten Nachweis zu führen suchte, wie im Flusse der Selbstbewegung des Gedankens das „reine Sein" zum „konkreten Sein" geworden ist, wie sich die Idee „in Raum und Zeit entlassen hat", wie durch das Umschlagen der Begriffe die Dialektik des Geistes sich in eine objektive Weltdialektik ausgemünzt hat, da riß der Faden, da fehlte die Brücke von der idealen zur realen Welt, und der kühne Sprung aus der Welt des Geistes in die Welt der sichtbaren Dinge wurde zum Todessprung des Systems.

Wenn es ihm nun aber auch nicht gelungen ist, die ganze Natur — wie man spöttisch gesagt hat — in die „spanischen Stiefeln" seines Systems, seiner dialektischen Methode hineinzuzwängen, so war es doch ein überaus großartiger und kühner Gedanke, den er seinem philosophischen Gebäude als Fundament zugrunde legte —, ein Gedanke, der außerordentlich befruchtend gewirkt hat und auch weiterhin anregend wirken wird.

Hegel hat ein Gesetz des Geistes, das auch zugleich ein Gesetz der Natur ist, wenn auch nicht entdeckt, so doch wesentlich enthüllt und mit Schärfe und Klarheit ausgesprochen. Er hat gezeigt, daß „die Denkgesetze auch zugleich die Weltgesetze" sind.

Heraklit schon hatte gesagt: „Das Eins, sich mit sich selbst entzweiend, stimmt mit sich überein, wie die Harmonie des Bogens und der Leier", und das hat Hegel als ein auch für die Welt der Gedanken gültiges Prinzip nachgewiesen.

Der menschliche Verstand übt in allen seinen Operationen des Urteilens und Erkennens eine entzweiende, zerteilende, spaltende Tätigkeit aus; wenn er ein Ding erfassen und verstehen will, erfaßt er es in seinen Gegensätzen.

Unser Geist ist zunächst ein analytisches, trennendes Prinzip, das da scheidet und Spannungsverhältnisse hervorruft; aber er beruhigt sich dabei

Digitized by Google

nicht, er sucht auszugleichen, wie konträre Pole nach Ausgleich und Versöhnung ringen. In der entzweienden Tätigkeit liegt schon wieder eine innere Nötigung, ein Zwang zum Verbinden der geschaffenen Gegensätze, der getrennten Teile.

Hierauf basiert auch das, was wir Kritik und Urteilskraft nennen.

Bildet nun die spaltende, entzweiende Tätigkeit den Grundcharakter der Erkenntnis, so kann man, ohne erst durch Erfahrung darauf hingewiesen worden zu sein, vorweg behaupten, die mehr oder weniger klare Erfassung der Gegensätze an den Dingen bilde den Maßstab für die Geistesschärfe eines Menschen, sie sei ein Kriterium seiner intellektuellen Leistungsfähigkeit. Der polemisch-kritische Charakter, das stark ausgeprägte Vermögen, die Widersprüche an den Dingen zu erkennen und sie auch zum Bewußtsein der Zeitgenossen zu bringen, bildet denn auch in der Tat einen sehr ausgeprägten Zug an allen bedeutenden Geistern, worüber uns die Geschichte der Wissenschaften in vielgestaltiger Weise belehrt.

An dem Geiste großer Männer scheiden sich die Dinge und die Geister. Aber noch ein anderes großes Merkmal ist ihnen eigen: sie bleiben nicht bei den geschaffenen Gegensätzen stehen, sondern sie besitzen neben der analytischen, scheidenden Fähigkeit auch in außerordentlichem Maße die Kraft, das Getrennte zu verbinden und die hervorgerufenen Spannungen auszugleichen.

So hat z. B. Kant mit großer Geistesklarheit die Gegensätze, die das geistige Leben seiner Zeit in sich trug, erkannt und er hat sie noch erweitert und verschärft durch den Keil seiner kritischen, umwälzenden Gedankenarbeit. Aber wenn auch dieser Kritizismus zunächst ein wesentlich negatives Resultat hatte und einen Widerspruch zu dem bisherigen Denken darstellte, so brach doch an dem Negativen auch gleichzeitig das Positive, an dem Nein das Ja hervor, worauf erst kürzlich Rudolf Eucken in seiner „Erinnerung an Kant" (s. Türmer, Heft 5) sehr treffend hingewiesen hat.

Diese Art, wie sie uns bei Kant entgegentritt, — wo das Nein zugleich das Ja gebiert —, wie sie Hegel als Methode aufstellte, muß Maßstab und Ziel aller Kritik sein.

Das Trennen und Teilen liegt im Wesen des menschlichen Geistes, es ist bedingt in der Selbstbewegung, im „dialektischen Flusse" des Gedankens, aber es soll der Geist nicht bei dem bloßen Scheiden und Trennen stehen bleiben, er soll in der Verknüpfung der Gegensätze an dem Ja das Nein und an dem Nein das Ja zur Geltung und Anerkennung bringen. Das einseitige Betonen der einen oder anderen Seite an den Dingen und Werten führt zur Stagnation, es ist steinerner, starrer Dogmatismus, der auf der Disjunktion des Entweder—oder beruht. Der echte Kritizismus muß beiden Seiten der Dinge Rechnung tragen, um sie in den Fluß des Werdens hineinzuziehen, seine Methode basiert auf dem Sowohl—als-auch.

Der Kritiker soll daher nicht nur niederreißend, sondern auch aufbauend und erhaltend wirken. Nicht bloße Lust am Zerstören soll ihm die

Digitized by Google

Feder führen, sondern der ernste Wille, durch Entzweiung eine neue Verbindung von gesunderer Art herbeizuführen, also zu bessern, zu läutern, zu veredeln. Die Kritik soll nicht, wie Schopenhauer einmal sagt, von der „Absicht", sondern von der „Einsicht" geleitet sein. Daher soll der Kritiker nicht kritisieren, um bloß zu kritisieren; er soll auch nicht tadeln, um sich selbst zu loben, also tadeln mit der Nebenabsicht, sich selbst als scharfen Beurteiler, als einsichtsvollen Kenner, als klugen Kopf oder als besseren Menschen hinzustellen.

Er soll ferner nicht niederen Instinkten der Menge Rechnung tragen, er soll nicht nur das sagen, wonach den Leuten die Ohren jucken und was ihm voraussichtlich ihren Beifall einbringt. Gerechtigkeit soll das Schwert der Kritik sein. Er soll nicht loben, was Tadel verdient, vielleicht nur deshalb, weil es alle loben.

Auch Offenheit und Ehrlichkeit ist eine Forderung, die wir an den Charakter des Kritikers zu stellen haben. Wer etwas zu monieren und zu tadeln hat, der möge auch sein Gesicht zeigen. Es ist verwerflich und abscheulich, aus gesicherten Verstecken und verborgenen Winkeln die giftigen Pfeile der Rache, der Bosheit und Tücke zu entsenden, um das Opfer desto sicherer treffen und verderben zu können. Der ehrliche Mann kennt keine Winkeltaktik und Winkeltricks, er verschmäht es, auf Schleichwegen zu gehen und das Dunkel aufzusuchen; was er vertritt, vertritt er unverkappt und ohne Maske. Er lügt nicht, er verdreht nicht, er entstellt nicht ins Gegenteil, er ist nicht ein Verächter dessen, was Lob und Anerkennung verdient, und er ist auch nicht der Claqueur des Schlechten und Gemeinen oder der Söldling einer Clique und Klasse; er kennt nur einen Imperativ, sein ehrliches Gewissen, seine heilige Überzeugung.

Der echte Kritiker ist zwar nicht prüde und zimperlich, er geißelt, was Geißelung verdient, aber er ist auch wiederum — soweit es die Sachlage gestattet — schonend und milde, wenn es sich um persönliche Dinge, um persönliche Gefühle handelt. Sein Wirken trägt nicht — wie erwähnt — die Tendenz des Zerstören- und Vernichtenwollens in sich, sondern es leitet ihn vielmehr die Absicht, zu heben, zu fördern, aufzurichten, was gesunken und gefallen ist. Er steht nicht jenseits von gut und böse und handelt nicht nach den Grundsätzen des Übermenschen: „Was fällt, das soll man auch noch stoßen!" oder: „Wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt — schneller fallen", sondern er will an jedem Ding das Faule hinwegschneiden, um ihm dadurch wieder zur Gesundung zu verhelfen.

Echte Kritik gleicht daher ihrem Charakter und ihrer Wirkung nach der Sonde des Arztes, mit der er eiternde Wunden und Beulen untersucht. Das Eintauchen dieser Sonde in die Wunde und die Beseitigung krankhafter, eiternder Sekrete mittelst derselben verursacht wohl Schmerz, aber gleichzeitig wird auch dadurch der Heilprozeß befördert und beschleunigt.

Daß man die Kritik im allgemeinen nicht liebt, ist eine menschlich-allzumenschliche Erscheinung. Das liebe Ich und alles, was dieses Ich um-

Digitized by Google

gibt, ist den meisten ein noli me tangere. Man erträgt allenfalls noch die Kritik an anderen Menschen und fremden Verhältnissen, aber selbst möchte man sich unter keinen Umständen einen Spiegel vorhalten lassen, wenn das Verhalten auch noch so sehr Kritik und Tadel herausfordert.

Ganz besondere Abneigung gegen die Kritik zeigt der Spießbürger, der jede Form derselben vom Standpunkte seiner Bierbankweisheit für hemmend und lähmend, für sehr gefährlich und umstürzlerisch hält und meint, daß die auf Autorität gegründeten und in der Tradition wurzelnden sakrosankten Institutionen der menschlichen Gesellschaft ihre Macht, ihr Ansehen und Prestige durch die Kritik einbüßen. Er hat überhaupt eine Aversion gegen Neuerungen und Umwälzungen und liebt die ebenen, müheloſen Straßen der Bequemlichkeit, die mittlere Diagonale des faulen Friedens und will sich von niemand die „Heiterkeit des Daseins" zerbrechen lassen. Es plätschert sich ja auch so wohlig in den lauwarmen, stagnierenden Gewässern der Behaglichkeit und süßen Ruhe — warum also Aufregungen und unwillkommene Erschütterungen? Es ist ja bisher gegangen und wird auch hoffentlich noch weiter gehen; — im übrigen: nach uns die Sintflut!

Wäre es immer nach dieser Weisheit gegangen, so würde die Menschheit keinen Schritt vorwärts gekommen sein. Wie die geologische Entwicklungsgeschichte unseres Erdballs untrennbar ist von den gewaltigen Umwälzungen und Revolutionen in der Natur, so ist der geschichtliche Werdegang der Menschheit undenkbar ohne Kampf und Widerspruch. Der Streit ist auch hier der Vater der Dinge gewesen. An dem Ja und Nein haben sich die Wellen des Geschehens gebrochen, um immer wieder neue Wellen hervorzubringen; die kritische Betrachtungsweise hat unabläſſig eine rückende, schiebende, drängende, verändernde, gestaltende, vervollkommnende Wirkung auf die einzelnen Dinge und auf den Gesamtcharakter der Geschichte ausgeübt. Ohne Kritik gibt es keinen Fortschritt, kein Besserwerden. Die Kritik schützt vor Stillstand, Fäulnis und Versumpfung; die Kritik an sich selbst, an andern, an menschlichen Verhältnissen und Einrichtungen hält die Dinge im Fluß.

„Alles fließt", sagt daher mit Recht der alte Philosoph. Es gibt nichts, was nicht von dem gewaltigen Strom der Veränderung mitgerissen würde; „nichts steht still, alles rückt". Was der Mensch auch immerhin im Laufe der Geschichte an Werten und Einrichtungen hervorgebracht hat, es ist dem Wandel unterworfen, es schwimmt in dem reißenden, unaufhaltsam dem Ozean der Ewigkeit zueilenden Strome, in dessen Wasser, wie Heraklit sagte, wir nur „einmal einschreiten können". Jedes Gewordene, das sich eine Weile als ein Ruhendes unserem Blicke darbietet, trägt schon wieder den nagenden Wurm des Vergehens und Zerfallens in sich; das Verderben sitzt ihm schon im Nacken, indem es wird.

„Alles, was ersteht,
Ist wert, daß es zugrunde geht."

Kann aber der Mensch keine unvergänglichen Einrichtungen schaffen, keine Ewigkeitswerte hervorbringen, sind vielmehr seine Werke sämtlich dem

Digitized by Google

Gesetze des Werdens und Vergehens unterworfen, so gibt es auch nichts, was über alle Kritik erhaben dastände, und wäre es noch so mächtig, noch so stolz und prunkvoll.

Auch Tradition und Autorität unterstehen dem Zepter der Vergänglichkeit, und so sehr wir diese Werte auch mit ehrfürchtigen Blicken betrachten, so sind sie doch in ihrer konkreten Gestalt keine ruhenden Pole in der Erscheinungen Flucht. Was irdisch ist, ist vergänglich, und was vergänglich ist, trägt den Stempel des Unvollkommenen an sich, was aber unvollkommen ist, das unterliegt dem kritischen Urteil, dem Ja und Nein der Betrachtungsweise. Autorität als Begriff wird sich als dauernder Wert im menschlichen Bewußtsein und in der Geschichte behaupten, sie wird ein bleibendes Regulativ des Staatswesens und der menschlichen Gesellschaft sein; aber überall, wo sie sich in sichtbarer Gestalt verkörpert, muß sie auf ihr Wirken und Wollen, ihr Tun und Lassen, auf ihren Wert und Unwert geprüft werden. Die auf Ansehen und Macht gegründete Autorität soll mit dem Recht auf einer Scholle wohnen, Schwert und Wage sollen rechte Geschwister sein; ist das nicht der Fall, so ist es Aufgabe der Kritik, daran zu erinnern und eine auf Vereinigung dieser beiden Größen zielende Tätigkeit zu entfalten.

Tradition stützt sich auf das Erbe der Vergangenheit; wir stellen in ihr der Vergangenheit gewissermaßen das Zeugnis aus, daß sie Wertvolles, Brauchbares geschaffen. Aber ist dies Bürgschaft dafür, daß das, was einst brauchbar und wertvoll war, auch heute noch Anspruch darauf erheben kann? Hier hat eben die Kritik wieder zu prüfen, ob das der Fall ist, ob das Einst und Jetzt sich noch in Einklang bringen lassen. Wenn alles fließt, wenn sich die Lebensverhältnisse fortwährend umgestalten und wenn demgemäß jedes mit jedem wieder in Übereinstimmung gebracht werden muß, so kann sich auch das durch Tradition Geheiligte nicht dem allgemeinen Wandel entziehen und muß dem Neugewordenen angepaßt werden. Daher müssen wir das Erbe der Väter erst erwerben, um es zu besitzen. Wir müssen das Althergebrachte uns erst assimilieren, wie der menschliche Organismus sich die Stoffelemente der Erde assimiliert und sie in den Rhythmus des Lebens hineinzieht.

Die Aufgabe der Kritik ist es eben, das Alte mit dem Neuen in Einklang zu bringen und ein brauchbares Verhältnis zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart herzustellen. Selbst da, wo die Kritik irrt, ist sie — wie schon Aristoteles sagt — nicht wertlos, denn diejenigen, die da irren, „bringen uns auf die richtige Bahn, indem wir lernen, diese Irrtümer zu vermeiden“. Wer mit gutem Willen in der Überzeugung, das Rechte zu tun, irrt, kann keinen großen Schaden anstiften. Nur das Lügen und Entstellen, das absichtliche „Lügen in reinen, puren Tatsachen“, das Erfinden und Verdrehen zu selbstsüchtigen Zwecken hat eine verderbliche Wirkung.

Die ehrliche Kritik ist ein unentbehrliches Mittel des Fortschritts, ohne das alles vereisen und versteinern würde. Ihre Aufgabe ist es, zu

Digitized by Google

wägen, zu messen, zu scheiden, das Gute vom Schlechten zu trennen, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, das Alte in das Neue aufgehen zu lassen, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verbinden nach Art des Dichterwortes:

„Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen;
Ich weiß, was Gutes in dir lebt und glimmt!"

Kritik ist ein Bedürfnis, wenn man will, ein notwendiges Übel, denn sie ist die große, regulierende Kraft in der Geschichte, ein Ventil des Lebens, ein Ferment gegen Fäulnis und Niedergang. Man kann auch sagen, sie sei ein Surrogat der Sittlichkeit, sie stelle das große Gewissen der Menschheit im Getriebe des öffentlichen Lebens dar.

Im Herbstgold.

Von

M. Feesche.

Ein leuchtender Herbstwald in rotem, glühendem Schimmer,
Der Blätterboden aus Gold, darüber das Sonnengeflimmer.
Und mitten im roten Walde ein Häuschen mit rotem Dach,
Und hinter den Wänden, den hellen, ein stilles, trautes Gemach.
Darinnen zwei, die sich lieben, die sich's im Alltag kaum sagen,
Die miteinander manch Kreuze und manches Glück schon getragen.
Jetzt machen sie Ferien die beiden. So nötig sind Ferien hienieden!
Zwei Wochen, drei Wochen im Herbstwald, und ringsum ist Feiertagsfrieden.
Sie ließen die Arbeit zu Hause, die Sorge, die Ehre, den Schein.
Nun sind sie mit ihrer Liebe mal wieder so recht allein;
Nun können sie's wieder sich sagen und sagen sich's ohne Ende
Das Schönste, das Tiefste, das Beste. Es hören's die niedrigen Wände,
Es hört's auch der rauschende Wald; da schmückt er noch schöner sein Kleid!
Die beiden sie gehn durch die Stille, durch die schimmernde Einsamkeit.
Der Herbst webt durch hangende Zweige viel wehende, bräutliche Schleier;
Die beiden reden von damals, von Frühling und Hochzeitsfeier.
Gewiß, er ist köstlich gewesen der Lenz mit dem jauchzenden Glück,
Doch wer so im Herbstgold darf wandern, der wünscht den Lenz nicht zurück!

Digitized by Google

Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders.

Von

Peter Rosegger.

(Schluß.)

Im stillen Hause zu Nazareth war die Bangnis immer größer geworden. Da denkt Maria, sie wolle zum heiligen Fest nach Jerusalem reisen, im Tempel ihr Leid Gott zum Opfer bringen und ihn anflehen, daß er ihren verirrten Sohn erleuchte und ihn wieder zu dem Glauben der Väter zurückführe. Unterwegs über Samaria und Judäa gedenkt sie vergangener Tage, da sie mit dem treuen Joseph diese Pfade gewandelt war gegen Bethlehem, und der unbegreiflichen Dinge, die dazumal geschehen sind.

Sie kommt in das Tal, wo die graue, dürre Erde ist. Der Ort, wohin Adam und Eva nach Vertreibung aus dem Paradiese versetzt worden waren. Sie denkt an der ersten Eltern ungeratene Kinder und sie sieht im Geiste einen kleinen, lieben Enkel Adams, der ganz unschuldig ist und doch das Elend der Erde mit den Schuldigen tragen muß. Der Knabe stellt sich traurig an die Hecke und guckt in das verlorene Paradies hinein. Dort am Baume der Erkenntnis steht ein weißer Engel, der sieht das Kind, und er hat Leid. Er bricht vom Baume einen Zweig, reicht ihn dem Knaben hinaus und sagt: „Siehe, hier hast du etwas vom Paradiese. Stecke den Zweig in die Erde. Er wird Wurzel schlagen und wachsen und immer neue Keime treiben, bis einst aus seinem Stamm der Thron des Messias wird gebaut werden.“ — O Gott, wo ist dieser Stamm und wo ist der Thron des Messias? seufzt Maria und zieht wegshin.

Digitized by Google

Als sie nach tagelangen Beschwerden am Morgen in der Stadt ankommt, sieht sie, wie durch Gassen und Straßen die Leute nach einer Richtung hinströmen. Sie frägt den Herbergsvater, was denn das wäre? Er entgegnet, ob sie nicht auch hinauswolle, um den Hinrichtungen beizuwohnen?

„Gott bewahre mich davor!" antwortet Maria, „glücklich jeder, der nicht hinaus muß."

„Siehe, hier kommen sie ja!" ruft der Herbergsvater froh überrascht. „Sie kommen hier vorbei. Ich glaube gar, es ist der Messias-König! Ach, wie hätte ich die Fenster mindestens um je einen Silberling vermieten können!"

Das Weib aus Galiläa will zurück ins Haus, da drängt es von diesem her und sie wird mit der Menge gegen die Gasse geschoben, wo sie plötzlich vor ihm steht. Vor Jesus, ihrem Sohn. — Als er so die Mutter sieht, will ihn der Rest seiner Kraft verlassen, doch er bleibt aufrecht. Einen Blick unsäglicher Betrübnis und Liebe wendet er ihr zu, einen kurzen Blick, in dem alles liegt, was in solcher Begegnung das Kind der Mutter zu sagen hat. Dann zerren sie ihn vorüber mit Stößen und Flüchen.

Maria steht wie versteinert. Tränenlos ist ihr Auge, betäubt ihr Haupt, erstarrt ihr Herz. — Das hat mir Gott vorbehalten! So kann sie noch denken, dann wird sie im Gedränge willenlos und taumelnd weiter geschoben. Alles ist ihr versunken in einer blauen Nacht, nur Sterne tanzen vor ihren Augen.

Endlich ist der Zug durch die Gewölbe des Doppeltores hinausgekommen in das Freie. Über der starrenden Gegend liegt ein feuchtes, blasses Licht. Ganz nahe zur Rechten ragt der Steinhügel. Dort geht es lebhaft her. Emsige Arbeiter graben auf der Höhe tiefe Löcher, andere bereiten Pfähle für zwei Wüstenräuber. Diese wilden Gesellen sind schon halb entblößt, und die Henkersknechte schlingen Stricke, um sie an die Hölzer zu binden. Es ist der hagere braune Barab und der blasse tiefäugige Dismas. Der eine starrt mit seinen Habichtsaugen grimmig drein, ballt die Fäuste und will die Fesseln zerreißen. Der andere ist gebrochen, und sein Haar hängt nach vorne wirr herab. Hinter dem Turme der Stadtmauer sind Jünger herangekommen, aber entsetzt wieder zurückgewichen, bis auf Johannes, Jakobus und Petrus. Auch Petrus ist nun entschlossen, sich als Anhänger des Jesus von Nazareth zu bekennen, und koste es das Leben. Doch niemand kümmert sich mehr um diese fremden Leute. Auch den Judas haben die Jünger hinter den Felsbüheln huschen gesehen, er ist furchtbar verstört, ein Jammerbild der Verzweiflung.

Digitized by Google

So über alle Maßen entrüstet sie gegen den Verräter gewesen, dieses Elendsgespenst bricht ihren Zorn, er ist ihnen nur noch ein Wesen des Grauens.

Simeon hat das Kreuz bis zur Höhe getragen. Und als er es dort niederlegt und dem neben ihm herangewankten armen Sünder noch einmal ins Gesicht schaut, erkennt er den Propheten. Erkennt den Mann der Wüste, den er einst angesprochen hat um das ewige Leben. Von seinen Worten damals hat er wenige befolgt, aber keines vergessen. Das ahnt er, daß die Lehre dieses Mannes, wer ihr nachleben könnte, zur inneren Glückseligkeit führen muß. Und dieser Lehre wegen soll der Mann hier hingerichtet werden?

Der Hauptmann herrscht Simeon an, sich zu entfernen. Dann legen zwei Henkersknechte Hand an Jesus, um ihn zu entkleiden. Einen einzigen raschen Blick gegen Himmel schlägt er auf, dann schließt er die Augen und läßt es ruhig geschehen. Die Büttel haschen nach dem Kleide, balgen sich darum, und weil sie sich nicht einigen können, welchem es gehören soll, so würfeln sie. Dabei beschuldigen sie einander der Fälschung und wollen sich neuerdings balgen. Da hastet der Trödler Schobal herbei und meint grinsend, es wäre nicht der Mühe wert, daß sie sich die Köpfe einschlügen des alten Rockes eines armen Sünders wegen. Das Kleid sei zerrissen und blutig, es sei keinen Groschen gut, doch um den Streit zwischen tapferen Landsknechten zu beenden, biete er der Groschen vier, die sie in Frieden unter sich teilen könnten. So ist der Rock dem Schobal zugeschlagen worden. Dieser geht sofort mit dem Kleid in der Menge herum: Es sei der Rock des Propheten, der eben gepfählt werde! Wer von diesem Tag ein Andenken haben wolle! Der Rock koste nicht einmal die Hälfte seines Wertes, um zwölf Groschen sei er zu haben!

Ein Mann trägt im Korbe lange eiserne Nägel herbei. Dieser Nazarener wird nicht angebunden, sondern angenagelt, denn er habe einmal gesagt, er steige vom Kreuz herab. Als sie merken, daß Jesus einer Ohnmacht nahe ist, bietet man ihm einen Labetrunk aus Essig und Myrrhen. Er winkt dankend ab und wie er anhebt umzusinken, fangen ihn die Henkersknechte auf und legen ihn ans Kreuz.

Die Menge drängt plötzlich nach rückwärts. Viele wollen es nicht sehen, das was jetzt geschieht. Sie verstummen. Das hat man sich anders gedacht. Seine Sanftmut, mit der er alles erträgt, die Qualen, den Hohn, den vor Augen stehenden Tod — diese heldenhafte Sanftmut fällt wie ein Berg auf ihre harten Herzen. Solche, die ihn sonst verachtet, jetzt möchten sie ihn hassen, aber sie können

Digitized by Google

nicht. Sie sind ohnmächtig vor dieser zerschmetternden Sanftmut. — — Welch ein Schall jetzt! — Das Klingen des Hammers, der auf Eisen geschlagen wird. „Wie das Blut spritzt!“ flüstert jemand. Zwei Hämmer schlagen auf Nägel, und bei jedem Schlage zucken Erde und Himmel. Aller Atem ist erstarrt in der Menge und es verstummt das Lärmen der nahen Stadt. Nichts als das Klingen der Hämmer. Da gellt im Volke plötzlich ein durchdringender Schrei. Ein fremdes Weib, das ihn ausgestoßen und zu Boden sinkt. — Immer nach rückwärts wogt die Menschenmasse, keiner will in den ersten Reihen stehen, und doch streckt sich jeder, um über die anderen hinweg zu sehen. Man sieht, wie Stangen sich heben und wieder senken. Hart und scharf erschallt der Befehl des Hauptmannes, da richtet es sich auf. Zuerst erscheint über den Häuptern der obere Balken, er trägt eine weiße Tafel. Dann sieht man die Querbalken, an denen zuckende Menschenarme hängen, dann das Haupt, sich in krampfigen Schmerzen bewegend. Und so taucht das Kreuz mit dem nackten Menschenleibe in die Lüfte empor. Langsam hebt es sich, von Stangen gestützt, und als es aufrecht steht, läßt man des Kreuzes Fuß in die Grube prallen, so heftig, daß mit dumpfem Gestöhne der Körper schüttert. Die Nägelwunden an Händen und Füßen reißen klaffend weit, das Blut rinnt in dunklen Strähnen über den blassen Leib, am Stamme herab und tropft zur Erde. Und da schallt aus dem Munde des Gekreuzigten der helle Schrei: „O Vater, verzeih ihnen, verzeih ihnen! Sie wissen nicht, was sie getan haben!“

Im Volke erhebt sich sonderbares Gemurmel, und jene, die den Ruf nicht verstanden haben, lassen ihn von Nebenstehenden wiederholen. „Für seine Feinde bittet er? Für seine Feinde? Für seine Feinde betet er?!“

„Dann — dann ist es kein Mensch gewesen!“

„Die ihn geschmäht, verleumdet, verhöhnt, geschlagen, gekreuzigt haben — denen verzeiht er? Sterbend denkt er an die Feinde und verzeiht ihnen? — So ist es doch, wie er gesagt hat. Wahrlich, dann ist es der Christus! Ich habe es gleich gedacht, es ist der Christus. Schon am letzten Sabbat habe ich es gesagt!“ Solche Stimmen werden laut. Im Gedränge schlüpft der Trödler Schobal umher und bietet den Rock des Messias aus um zwanzig Silberlinge.

„Wenn es der Messias ist,“ ruft ein heiserer Rabbite, „dann mag er sich gerade einmal selbst befreien. Einer, der anderen helfen will und sich selbst nicht helfen kann, ist ein schlechter Messias.“

„Nun, Meister!“ ruft ein Pharite, „wenn du den zerstörten Tempel wieder aufbauen willst, nun ist es Zeit. Steig vom Kreuz

Digitized by Google

herab und wir glauben dir." Ein wehmutstiefer Blick des Gekreuzigten auf die beiden Spötter, sie verstummen. Als sei plötzlich eine Stelle der Schrift in ihnen lebendig geworden: Für euere Missetaten muß er verbluten!

Als alles vom Kreuze zurückgewichen ist und die Henkersknechte sich anschicken, auch die beiden Wüstenräuber aufzurichten, schwankt das Weib hin, das vorher der Ohnmacht unterlegen, sie schwankt, vom Jünger Johannes geführt, dem hohen Kreuze zu und umarmt den Stamm, so daß das Blut auf sie niederrinnt. Als ob sieben Schwerter ihr Herz durchbohrt hätten, so über alles Ermessen groß ist ihre Pein. Jesus schaut nieder, wie dumpf ist seine Stimme, als er nun spricht: „Johannes, nimm dich der Mutter an! — Mutter, siehe, Johannes, das ist dein Sohn!"

Erhebt sich in der Menge Gemurmel: „Seine Mutter? Seine Mutter ist das? O armes Weib! Und der junge, schöne Mensch sein Bruder. Diese armen Leute! Seht, wie er sie jetzt aufrichtet, wie er sie tröstet!"

Mancher fährt sich mit der Hand über die Augen und die Weiber schluchzen. Und es hebt ein dumpfes Klagen an durch das Volk zu gehen. Durch dasselbe Volk, das vorher so wütend seinen Tod verlangt hat. Und sie sprechen untereinander.

„Lange wird er nicht mehr leiden."

„Nein, ich vertrage sonst etwas. Alle Ostern bin ich dabei, aber diesmal —"

„Wenn ich nur wüßte, was auf der Tafel geschrieben steht."

„Die über seinem Haupte ist? Ich merke, mich verlassen meine Augen."

„Inri!" ruft jemand.

„Inri? Was heißt das? Es ruft jemand Inri."

„Die Buchstaben stehen auf der Tafel!"

„Aber der Mensch heißt doch nicht Inri."

„Das heißt etwas anderes, mein Lieber. Das ist ein Spott von Pilatus. Jesus Nazarenus Rex Judæorum."

„Bleib mir mit dieser verdammten Römersprache vom Leib!"

„Auf gut hebräisch: Jesus von Nazareth, König der Juden."

„Freund, das wird wohl etwas anderes heißen."

„Jetzt haben sie ihn in der Mitte", sagt einer, denn die beiden Räuber sind zu seiner Rechten und zu seiner Linken aufgerichtet worden. Der zur Linken reckt seinen Hals und mit verzerrtem Gesicht spottet er nach Jesus hin: „Mich dünkt, Nachbar, du bist auch einer von denen, die man nur deshalb henkt, weil sie die Schwächeren

Digitized by Google

sind. Springe vom Pfahl, schlage drein, und die Kotseelen werden dich vergöttern."

Dem gibt Jesus keine Antwort. Hingegen hat er sein Haupt nach jenem gewendet, der ihm zur Rechten hängt. Dieser sieht den Augenblick nahen, wann ihm die Beine gebrochen werden. In seiner Todesangst und in seiner Reue um das verlorene Leben, wendet er sich dem zu, den sie Messias und Christus nennen. Und als er den Blick sieht, den Jesus auf ihn richtet, da geht durch das Herz des Missetäters ein wundersames Schauern. Wie der Gekreuzigte ihn anschaut, brechenden Auges — o Gott! — das ist jener unvergeßliche heilige Blick, der ihm einst in der Jugend Tagen von einem Kindlein geschenkt worden war. Dismas hebt an zu weinen und sagt: „Herr, du bist vom Himmel! Wenn du heimkommst, gedenke mein!"

Und Jesus spricht zu ihm: „Allen Büßern Gnade! Dismas, heute noch wirst du mit mir beim himmlischen Vater sein!" —

„— Er ist vom Himmel!" murmelt es im Volke. „Er ist vom Himmel!" Einer der römischen Krieger wirft seinen Speer weg und ruft in höchster Erregung: „In aller Wahrheit, das ist der Sohn Gottes!"

„Der Sohn Gottes! — Der Sohn Gottes! — Löset ihn los! Gottes Sohn ist es, der am Kreuze hängt!" Wie eine dumpfe Lawine rollt dieser Ruf durch die Menge. Wie ein Schreckruf, wie das Innewerden eines ungeheuerlichen Irrtums, des ungeheuerlichsten, der seit Bestehen der Welt begangen worden. Der dort am Kreuze hängt, es ist der Sohn Gottes! —

Weiter unten in der Steinkluft ein armer Sünder. Mit dürren Fingern wühlt er sich aus dem Boden hervor, mit aufflackernden Augen schaut er aufs Kreuz hin. Aus seiner Brust quillt wie ein blutiger Brunnen das Gebet um Gnade. Und neben ihm kniet eine Frau und faltet die Hände gegen das Kreuz hin. Und ringt die Hände dem Weibe zu, das unter dem Kreuze steht und fleht um Gnade für das Kind ....

Die Buchstaben I. N. R. I. über dem Kreuze heben an zu leuchten. Und in den Lüften eine Stimme: I. N. R. I! Jesus Nähe rettet ihn! —

„Der Sohn Gottes! Der Gottessohn!" Nimmer verstummt der Ruf. „Der Gottessohn am Kreuze!"

„Der Rock des Gottessohnes! Um hundert Goldstücke den Rock des Gottessohnes!" Der alte Schobal schreit es aus, das Kleidungsstück mit dem Stock in die Höhe haltend wie eine Fahne.

Digitized by Google

Zu dieser Fahne schwört der Trödler, denn der Wert der Fahne ist seit einer Stunde um das Tausendfache gestiegen. „Hundert Goldstücke für den Rock des Gottessohnes!“ Aber er hat höchste Zeit, sich davonzumachen, das Volk von Jerusalem ist entrüstet über den Krämer, der im Angesichte des sterbenden Heilandes Geldgeschäfte betreibt. Das gute, fromme Volk von Jerusalem!

Von den Oberpriestern ist keiner zu sehen, sie haben sich verzogen. Nur der heisere Rabbite ist da, der laut Psalmen betet, gleichsam als Zuspruch für den Sterbenden.

„Halte du deine Lästerklapper zu!“ schreit diesem jemand unters Kinn hinein. „Ihr habt ihn umgebracht.“

„Ihr? Wer ihr?“ frägt der Rabbite mit gutgespielter Harmlosigkeit.

„Ihr, die Schriftausleger und Templer, habt ihn zum Tode gebracht und niemand anderer als ihr!“

Hierauf antwortet der Rabbite ganz ernsthaft: „Besinne dich, Freund, was du sagst, ob du deine Anklage gegen den würdigen Stand auch verantworten kannst vor dem furchtbaren Jehovah. Wir Templer ihn zum Tode gebracht! Jedermann weiß, wer ihn verurteilt hat. Fremdlinge, die immer unseres Volkes Verderber gewesen sind. Jedermann weiß, wer ihn auf Verlangen des Volkes gekreuzigt hat!“

Auch dem wird es dringend, sich aus dem Staube zu machen. Immer lauter werden die Stimmen: Volk und Richter sind von den Oberpriestern gedrängt worden! Diese sind schuld!

„Schweiget, er lebt noch!“

Alle Blicke haften am Kreuze.

Jesus wendet sein Haupt der Menge zu und stöhnt verschmachtend: „Durst! Durst!“

Der Hauptmann läßt einen Schwamm in Essig tauchen und ihn durch einen Stab hinaufreichen, daß der Sterbende die Labnis sauge.

Zwischen den Steinen liegt ein junges Weib mit aufgelöstem Haar. Es kniet und stützt seine Ellbogen auf die Erde, leise wimmernd: „O Heiland, o Heiland! Die Sünden!“

Noch einen Blick hat er auf die Seinigen. Dann hebt er rasch das Haupt und stößt gen Himmel den Schrei aus: „Vater, nimm meinen Geist an! Mein Vater! Verlaß mich nicht! —“ Starr schaut er empor, mit weit geöffneten Augen starrt er in den Himmel auf — dann knickt das Haupt ein und hängt herab über die Brust.

Digitized by Google

Johannes sinkt zur Erde, verdeckt mit den Händen sein Gesicht. Es ist vollbracht!

— — — — — — — — — — — — — —

Die Menge ist fast bewegungslos geworden. Sie stehen und starren und haben bleiche Gesichter. Die Stadtmauern sind fahl, die Sträucher sind grau, die jungen Blüten sind blaß und schließen sich. Am Himmel steht die Sonne glanzlos wie ein Mond und ihre Schatten sind gespenstig. Geschreckte Dohlen und Fledermäuse schwirren umher und umflattern die Kreuze in dieser ungeheuerlichen Dämmerung. Auf dem Hügel springen Felsen auseinander und Totenschädel rollen den Hang hinab. — Und die Menschen, als ob sie die Sprache verloren hätten, so stehen sie stumm und starren einander an.

„Jetzt ist etwas geschehen!" sagt ein alter Mann für sich hin. —

Sachte fängt es an in der Menge sich zu regen, unsicher anfangs, aber bald bewegter und lauter.

„Was ist jetzt geschehen?" fragt ein Nebenstehender.

„O Freund! Was jetzt geschehen ist, das hat die Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Was es ist, das weiß ich nicht, aber es hat die ganze Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Ist es nicht das Weltende, so ist es der Weltanfang."

„Inri! Inri!" ruft die Stimme eines schaudernden Wahnsinnigen.

Dann beginnt ein Durcheinanderschreien: „Was ist das? Es wird Nacht! — All meiner Tage ist mir nicht so bang gewesen, wie jetzt!"

„Seht ihr es, das Kreuz — wie es wächst! Höher, immer höher auf! Immer höher auf! — Ich kann nicht hinschauen. Das riesengroße Kreuz!"

Nun kommen Nachrichten. „Im Tempel ist eine Säule geborsten! Der Vorhang zum Allerheiligsten — mitten entzweigerissen! Draußen an der Gräberstätte sind Grüfte aufgesprungen und die Toten — mit weißen Tüchern noch umhüllt — steigen hervor!"

„Das Weltende!"

„Der Weltanfang!"

„Jesus Christus!"

— — — — — — — — — — — — — —

Wie Frühlingsföhn über der Steppe, so braust es hin durch die Menschenmenge: Jesus Christus! — Durch ganz Jerusalem hallt das Wort, durch das weite Judenland schallt es hin, das urgewaltige Wort — ein feuriger Sturm umbrandet, umleuchtet es den Erdball bis auf den heutigen Tag. —

Digitized by Google

Am Kreuze, auf dem der tote Meister hängt, haben die Seinigen sich versammelt. Es sind ihrer jetzt mehr als gestern, auch solche darunter, die in der Nacht noch „Kreuziget ihn!“ geschrien haben. Die Jünger stehen aufrecht, schweigend, ohne Klage. Maria, die Mutter, an Johannes' Seite, daneben Magdalena. Eine wunderbare Herzensruhe ist in sie gekommen, so daß sie sich selber fragen: „Wie ist denn das möglich? Ist nicht unser Jesus gestorben?“

„O Brüder,“ sagt Petrus, „mir ist, er lebt!“

„Er ist in uns und wir in ihm“, sagt Johannes.

Unruhig ist nur Bartholomä. Mit Beklommenheit frägt er den Bruder Jakobus, ob dieser denn nicht auch verstanden hätte: Vater, verlaß mich nicht? — Jakobus gedenkt eines anderen Wortes und eines anderen Bruders. Er geht vom Kreuze weg, um den Judas zu suchen. Er will ihm sagen, daß der Meister noch im Sterben seinen Feinden verziehen hat, er will ihm mitteilen des Heilands Vermächtnis: Den Sündern Gnade!

Seit dem Frühmorgen, als der Meister im Hause des Statthalters zum Tode gesprochen worden, ist Judas planlos umhergeirrt. Er hatte zum Hauptmann wollen, um sich dem Gerichte zu stellen als einen falschen Zeugen und Spion, als einen, der Menschen um Geld verkauft. Des verlacht man ihn und läßt ihn stehen. Dann läuft er zu einem der Oberpriester, um zu schwören, daß seine Angabe so nicht gemeint gewesen, daß sein Herr kein Übeltäter ist, vielmehr der Gesandte Gottes, der seine Feinde zertreten wird. Er wolle ihn nicht angegeben haben — und den Verrätersold stelle er dem Templer zurück. Dieser zuckt die Achseln, ihn gehe das nichts an, er habe kein Geld gegeben und nehme auch keines. Da wirft Judas ihm die Silberlinge vor die Füße und rast davon. Sein langes Haar flattert im Winde. Hinter der Stadtmauer huscht er dahin, um dem Zug zuvorzukommen und sich an der Schädelstätte statt des Meisters pfählen zu lassen. Aber das ist zu spät, er hört die Hammerschläge klingen. Ins Tal Kidron geht er hinab. Da ist es ganz menschenleer, denn alles ist auf der Richtstätte. Ausgestoßen ist Judas, selbst von der schaugierigen Menge ausgestoßen, hingeworfen als Verräter. Furchtbar, unausdenkbar, was er getan! — Doch, warum hat er sich nicht geoffenbart? Sanft wie ein Lamm ist er vor den Richtern gestanden, geduldig, wie keiner noch so gesehen worden, hat er das Holz getragen. Oder ist es am Ende doch *das*? Den Feinden nicht widerstreben, sein Geschick mit Gotteswillen tragen, für des Vaters Botschaft das Leben lassen — ist am Ende doch *diese* Herrlichkeit die Sendung des Messias? — Und

Digitized by Google

ich! Ich habe ihn in einer anderen sehen wollen. Und habe den Irrtum begangen, größer als alle Irrtümer aller Toren zusammen. Und nun ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Gerechten und ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Sünder. Dem Zuchtlosen und dem Mörder Verzeihung, dem Verräter nicht. Besser, der wäre nie geboren worden, — er hat es ja selbst gesagt. Andere dürfen in den Wüstenhöhlen ihre Sünden abbüßen, dürfen ihre Missetaten mit dem Blute löschen — und ich außerhalb aller Liebe und aller Sühne für ewige Ewigkeiten verworfen! — So des Judas unendliche Klagen. Den ganzen langen Tag hat er sich hingetrieben hinter Mauern und Büschen, in Höhlen sich verborgen. Da plötzlich schießt es in ihm auf: Das ist ungerecht. Ich habe an ihn geglaubt. Daß ich so fest an ihn geglaubt habe! Der ein *solches* Vertrauen verwirft! Kann der Gottmensch ein solches Vertrauen verwerfen? Nein, er ist es nicht, er ist es nicht . . . .

Mit diesem Hinschleudern der letzten Stütze ist sein Geschick entschieden. Als es dunkel wird, huscht er an einem Meierhof vorbei. Dort an der Wand hängen Bindestränge, einen davon rafft er an sich und eilt den Berg hinan. Hinter Jerusalem über den Höherücken geht die Sonne unter wie eine große, rote, glanzlose Scheibe. Noch einmal zieht es sein Auge, das letztemal, dem Lichte zu, dem verlöschenden. Und in diesem roten Runde steht groß und dunkel ein Kreuz. Das auf der Schädelstätte hochragende Kreuz — mitten im trüben Sonnenball. Riesig und dunkel steht es in der blutigen Scheibe — — grauenhaft! Unerträglich dem verzweifelnden Judasherzen. Wie auf wilder Flucht springt er hin gegen einen dürren Feigenbaum. — Hinter ihm her ist Jakobus. Dieser hat ihn vorher den Hang hinanklettern gesehen, hat mit dem Flügel seines Mantels gewinkt: „Bruder! Ich bin es, der Jakobus! Vom Meister komme ich. Höre, Bruder! Den Sündern Gnade! Allen Büßern Gnade! Höre es!“ Fast atemlos hinauf und hin zum Feigenbaum. — Beine und Arme hängen schlaff nieder, der Mund schief gezogen, zwischen den Lippen lugt die Zunge hervor. Der Abendwind schaukelt sachte den Körper. — Der Unselige hat auf des Heilands Gnade nicht gewartet. —

Gegen Ende desselben Tages ist es auch, daß jener morgenländische Greis, der aus der Wüste ist, wo die großen Gedanken wohnen, der müde Greis, der dem Enkel des Uria zweimal den Fluch ewiger Unrast zugerufen hat, daß dieser in Jerusalem zu einem Steinmetz geht. Es dünkt ihm doch Zeit, sich einen Grabstein zu bestellen. Und auf diesen Grabstein sollen eingemeißelt werden die Buchstaben I. N. R. I.

Digitized by Google

„Hast du dich auch zum Nazarener geschlagen?“ fragt ihn der Steinmetz.

„Weshalb fragst du das?“

„Weil es die Inschrift seines Kreuzes ist.“

„Es ist die Inschrift meines Grabes,“ sagt der Greis, „denn es heißt: Im Nirwana ruh' ich.“

* * *

Als alles dieses geschehen ist, geht Joseph der Arimathäer, ein derber, freimütiger Jünger Jesu, zum Statthalter Pilatus, um ihn zu bitten, daß des Propheten Leib noch an demselben Abend begraben werden dürfe.

„Ist er denn schon gebrochen?“ fährt ihn Pilatus an.

„Herr, das braucht es nicht. Er ist tot.“

„Ich traue euch nicht.“

„Es ist richtig, Herr. Der Hauptmann hat ihm den Seitenstich gegeben. Nicht ein Tropfen Blut.“

„Ich bin vor euch gewarnt worden“, sagt Pilatus ungnädig. „Ich werde einen Aufseher hinschicken und das Grab bewachen lassen.“

„Wie es dem Herrn beliebt.“

„Der Mann soll ja gesagt haben, daß er am dritten Tage aus dem Tode auferstehen werde. Man vermutet, daß seine Freunde ihm dazu gerne helfen würden.“

Joseph stellt sich knapp vor den Statthalter hin nnd sagt: „Herr! Was berechtigt dich zu einem solchen Argwohn? Sind wir Juden denn ganz rechtlos geworden in unserem Vaterlande? Nicht genug, daß dieser beste aller Menschen, dieser Gottmensch verurteilt wird ohne auch nur den geringsten Schein von Recht, verdächtigt man auch noch die Seinigen, als wären sie Betrüger und Leichenräuber.“

„Dafür müsset ihr euch bei euren Priestern bedanken“, sagt Pilatus mit kaltem Hohn.

„Diese Kaste kennen wir,“ versetzt Joseph, „und du kennst sie auch, Statthalter. Aber du fürchtest dich vor ihr. Unser Meister wäre mit ihnen fertig geworden. Du aber bist ein schwankendes Rohr. Mancher unserer großen Männer ist zugrunde gegangen an römischem Übermut, unserem Herrn hat römische Feigheit das Leben gekostet.“

Den Statthalter durchzuckt es, aber er bleibt kalt. Mit der Hand winkt er ab: „Lasset mich endlich einmal zufrieden mit dieser Geschichte. Machet, was ihr wollt, mit ihm. An die Grube kommen Wächter und ich — habe heute der Judennasen mehr als genug gesehen.“

Digitized by Google

Damit ist der Arimathäer entlassen. Zwar ungnädig, aber mit der Gestattung, den teuren Leichnam zu bergen.

Mittlerweile ist den beiden Wüstenräubern die Qual geendet worden. Und Dismas befreit von Barab, an den ihn ein dämonisches Geschick das ganze Leben lang gefesselt hatte. Jesus ist zwischen sie getreten und hat den Unbußfertigen von dem Bußfertigen geschieden. Zwar ihre Leiber sind in die gleiche Grube geworfen worden, die Seele Dismas' wird zum geladenen Stelldichein gefunden haben.

Als nun der Arimathäer vom Statthalter zurückkehrt, wird zur späten Stunde Jesus vom Kreuze gelöst und mit Tüchern zur Erde gelassen. Nachdem der Leib mit köstlichem Öle gesalbt worden, wickeln sie ihn in weiße Linnen und tragen ihn hinab in den Garten Josephs. Dort haben sie ihn zur stillen Nacht ins Grab gelegt.

Ein heiliger Frieden atmet auf Erden, und am Himmel leuchten die Sterne wie Ampeln zur Ruhe des Herrn.

In der Nacht, die diesem schwersten aller Erdentage gefolgt ist, hat Maria, die Mutter, wohl nicht geschlafen. Und doch hat sie ein Gesicht geschaut, wie es noch keinem Wachenden vor die Seele getreten.

Als sie so hingesunken am Steine lehnt und ihr Auge am Kreuze ruht, das hoch und starr in den Himmel aufragt, da ist es ein Baum voll weißer und roter Blüten. Es ist, als sei er entsprossen jenem Zweig vom Paradiesesbaum, den der Engel einst über die Hecke hat gereicht ... Er steht mitten in einem lieblichen Rosengarten, von Düften, Wasserrieseln und Vogelgesang durchzogen und über allem ein wonniges Licht. Zu diesem Eden wandern aus einem weiten Abgrunde unübersehbare Menschenscharen. Sie steigen aus dunklen Tiefen langsam und feierlich hinan zur lichten Höhe. Ganz voran ein Paar, der Urvater Adam, Arm in Arm mit der Eva. Gleich hinter diesen Abel, Arm in Arm mit Kain. Dann schon in dichteren Reihen die Allväter, die Richter und Könige, die Propheten und Sänger, darunter Abraham und Isaak, Jakob und Joseph, Salomon und David, Ezechias und Josias, Eleazar und Joachim und ganz hinten — allein wandelnd ein Greis, der sich stützt an den Stab, aus dem Lilien sprießen — Joseph, ihr Ehemann. Ihm eilt es nicht, er bleibt stehen und sieht sich um nach Maria.

Sie ziehen ein ins Paradies.

Das hat Maria geschaut, dann bricht der Tag an.

* * *

Digitized by Google

Strenge nach den Vorschriften war das Grab des Nazareners gehalten worden. Vor die Felsnische, in welcher der Leichnam gelegen, haben sie einen schweren Stein gewälzt, den der Hauptmann auf Wunsch des Statthalters an allen Ecken und Enden versiegelt hat. Am Eingange sind zwei scharf bewaffnete Kriegsknechte aufgestellt worden mit dem Auftrage, jeden Verdächtigen vom Grabe zurückzuweisen. Und nun nach der Beisetzung am dritten Tage geht in Jerusalem eine unerhörte Neuigkeit um. — Der Nazarener ist auferstanden!

Am Morgen dieses Tages — so wird erzählt — sind zwei Frauen zum Grabe gegangen, die Mutter des Gekreuzigten und dessen Jüngerin Magdalena. Anfangs sind sie überrascht, daß die Wächter fehlen, und dann sehen sie, der Stein ist weggewälzt. Die Felsnische ist leer, nur das weiße Linnen ist noch da, in das er gewickelt gewesen. Es liegt am Rande der Gruft und seine Enden hängen hinab. Die Frauen heben an zu weinen, daß man ihnen auch den Leichnam weggenommen, da sehen sie einen weißen Knaben stehen und hören, wie er spricht: „Der, den ihr suchet, ist nicht hier. Er lebt und geht mit euch nach Galiläa."

Wie in einem wonnesamen Traum, so sind die Frauen vom Grabe hintangetaumelt. Da steht ein Mann im Garten, den sie für den Gärtner halten. Sie wollen ihn fragen, er tritt ihnen freundlich entgegen — Jesus ist's. Mit jugendlich schönem, leuchtendem Angesichte, kein Makel und keine Wunde, außer an den Händen die Nägelspuren. So steht er vor ihnen. Sie erschrecken, sie hören, wie er sagt: „Der Friede sei mit euch! Ich bin es." — Weil es so sonnenhell ist, halten die Frauen ihre Hände vor die Augen, und wie sie wieder aufblicken, haben sie ihn nicht mehr gesehen.

Das Grab des Nazareners ist leer! Alles pilgert aus der Stadt, um zu sehen. Seit der Kreuzigung hat sich im Volke die Stimmung ganz gewendet. Kein Schmähwort mehr, und viele schlagen heimlich an ihre Brust. Die Oberpriester sind versammelt und befragen die Wächter, wie das zugegangen. Diese wissen nichts vorzubringen.

„So saget doch wenigstens aus, daß ihr geschlafen habt und daß ihn seine Anhänger gestohlen haben müßten."

„Würdige Herren!" antwortet einer der Wächter. „Daß wir geschlafen hätten, können wir zweimal nicht sagen, einmal, weil es nicht wahr ist, und das anderemal, weil wir bestraft würden."

Hierauf einer der Templer: „Ihr könnt es aber trotzdem sehr gut sagen. Denn geschlafen habt ihr doch sicher in eurem Leben

Digitized by Google

einmal. Und der Strafe wegen wollen wir es beim Statthalter schon durchsetzen, daß euch nichts geschieht."

Die tapferen Römer dünkt es am klügsten, mit der Obrigkeit sich nicht zu überwerfen und das auszusagen, was sie am liebsten hört. Also die Wächter haben geschlafen und mittlerweile ist der Leichnam entwendet worden von seinen Jüngern, um sagen zu können, er ist auferstanden. Das wird bekannt gemacht, und die Nachrichten von der Auferstehung des Nazareners sind stumm geworden.

Die Jünger selbst haben es nicht glauben können. Etliche von ihnen haben sogar kurzweg gemeint, Pilatus und seine Hintermänner dürften am besten wissen, wohin der Leichnam geraten sei. Andere hingegen sind von einer Begeisterung erfüllt, wie nie zuvor, von einer schöpferischen Kraft, die ihnen Bilder der letzten Tage mit qualvoller Deutlichkeit vor Augen stellt.

Nun ist es, daß zwei der Jünger hinauswandern nach dem Orte Emaus. Sie sind betrübt und besprechen unterwegs das unfaßbare Unglück, das sie getroffen hat. Da gesellt sich ein Fremder zu ihnen und frägt sie, weshalb sie so traurig wären?

„Wir gehören zu den Seinen", antworten sie.

Weil er darauf schweigt, als ob er es nicht verstanden hätte, so fragen sie, ob er denn ganz fremd sei in Jerusalem und nicht wisse, was sich in den letzten Tagen dort begeben hat?

„Was hat sich denn also begeben?" frägt er.

Er würde doch gehört haben von Jesus, dem Propheten, der so große Taten vollführt und ein neues, wunderbares Wort Gottes verkündet hat. Vom himmlischen Vater voller Liebe, vom Himmelreich im eigenen Herzen und vom ewigen Leben. Es ist wohl nicht anders, als daß in diesem Verkünder Gott selbst Menschengestalt angenommen hat, um ihnen ein vollkommenes Leben vorzuleben. Und diesen Gottmenschen nun hat man hingerichtet in Jerusalem. Seither seien sie grenzenlos verlassen und deshalb wären sie traurig. Er habe zwar versprochen, daß er aus dem Tode auferstehen werde als Bürge für seine Botschaft von der Menschen Auferstehung und dem ewigen Leben. Nun sei aber schon der dritte Tag. Es gehe freilich wohl ein Gerede, daß heute morgens zwei Frauen ihn sollen gesehen haben mit den Nägelwunden. Aber solange sie nicht selbst ihre Hand in seine Wunden legen könnten, wäre es nicht zu glauben, und es werde wohl auch bei ihm so sein, wie bei allen Entschlafenen.

Hierauf spricht der Fremde: „Wenn der Auferstandene zu euch nicht kommt, wie er den Frauen erschienen ist, so geschieht es nur,

Digitized by Google

weil euer Glaube zu schwach ist. Wenn ihr schon ihm nicht glaubt, aus den Weissagungen sollte euch doch bekannt sein, wie Gottes Gesandter leiden und sterben muß, weil man nur durch dieses Tor zur seligen Herrlichkeit gelangen kann."

Unter solchem Gespräche sind sie nach Emmaus gekommen, wo die beiden Jünger einkehren wollen im Hause eines Freundes. Der Fremde, dünkt sie, wolle noch weiter wandern, aber er ist ihnen lieb geworden auf dem Wege, deshalb laden sie ihn, mit ihnen ins Haus zu treten: „Herr, bleib bei uns. Der Tag neigt sich, es will schon Abend werden."

Also ist er mit ihnen eingekehrt. Und was ist nun geschehen? Als sie bei Tische sitzen und der Fremde das Brot genommen hat, flüstert einer zum andern: „Siehe, wie er das Brot bricht! Ist das nicht unser Jesus?"

Und wie sie ihn namenloser Freude umarmen wollen, sehen sie, daß sie unter sich allein sind.

So haben es zwei Jünger erzählt, und niemand glaubt lieber als der Trödler Schobal; nun will er dreihundert Goldstücke für den Rock des Auferstandenen.

Am wenigsten sicher der Urständ ist Thomas. „Warum nur?" frägt der Jünger. „Ist er denn des leiblichen Lebens wegen gekommen? Hat er nicht alles auf das geistige Leben gesetzt? So wird der wahre Jesus Christus im Geiste bei uns sein."

In diesem Vertrauen sind jene Jünger, die mit dem Meister aus Galiläa gekommen, wieder heimgereist in ihr Land. Dort hat sich auch einiges geändert. Die Verurteilung des Nazareners, ohne eine Schuld an ihm zu finden, hat die Galiläer arg entrüstet. Sein großes Sterben hat sie aufgeschreckt. Nein, ein gewöhnlicher Mensch war es nicht gewesen, dieser ihr Landsmann! An seinen Anhängern wollen sie nun gut machen, was sie an ihm gesündigt. So werden die Jünger in Galiläa gut aufgenommen und man möchte ihnen die Lebensstellungen wieder einräumen, die sie zwei Jahre vorher verlassen haben. Johannes hat die Mutter heimgebracht und zieht mit ihr ins stille Haus von Nazareth. Die übrigen versuchen es ebenfalls mit der Alltagswelt, aber sie können nichts, als immer nur an den Meister denken, und wo auch nur zwei oder drei von ihnen zusammenkommen, ist er im Geiste unter ihnen. Eines Tags sind sie beisammen in einer Hütte am See. Sie sprechen von seiner Gottessohnschaft, und mehrere, die sich nun auch ein wenig in der Schrift umgesehen haben, führen Beweise an. Die Prophezeiungen, die in ihm eingetroffen sind, die Psalmen, die er erfüllt hat, die

Digitized by Google

Wunder, die er gewirkt hat. Und daß er nach seinem Tode gesehen worden ist von vielen.

Darauf sagt plötzlich Thomas: „Mit dem, Brüder, weiß ich nicht viel anzufangen. Auch andere Dinge sind geweisſagt worden, Wunder gewirkt haben auch die Propheten, und auferstanden? Was hilft es mir, wenn er doch nicht leiblich bei uns ist?“

Sie erschrecken sehr. Sie beben vor Schreck. Nicht des Meisters, sondern des Bruders wegen. Thomas aber spricht weiter: „Warum nennt ihr nicht das größte Zeichen, das wahre Zeichen seiner Gottheit? Warum sprecht ihr nicht von seinem Worte? Von der Gotteskindschaft, von der Feindesliebe, von der Erlösung? So hört mich doch, was ich sage, was wir alle erlebt haben und zu jeder Stunde erleben. Er hat uns von der Weltgier losgelöst, er hat uns die Liebe und die Freude gelehrt, er hat uns sicher gemacht des ewigen Lebens beim Vater im Himmel. Das hat er durch sein Wort getan. Für dieses Wort ist er gestorben und in diesem Worte wird er leben. Dieses göttliche Wort, ihr Brüder, ist mir der Beweis von seiner Gottessohnschaft. Ich bedarf keines anderen.“

„Kinder!“ sagt Johannes. Zwar ist er unter ihnen der jüngste, aber er sagt: „Kinder! Lasset solche Reden. Der Glaube ist das Wissen des Herzens. Sind wir nicht von Herzen selig, daß wir den Vater gefunden haben, so nahe bei uns, so treu mit uns, so ewig für uns, daß uns nichts mehr geschehen kann? Diese Leiber fallen hin, aber er ist die ewige Auferstehung, und wer an ihn glaubt, der stirbt nicht. Er hat die Menschenkinder so sehr geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn hingegeben, damit jeder, der an ihn glaubt, ewig lebe. Darum sind wir so selig, weil wir in Gott sind und Gott in uns ist.“

Also hat sein Lieblingsjünger gesprochen in wonniger Verzückung. Da leuchtet es in ihnen auf und sie sehen die unermeßliche Bedeutung dessen, der in Menschengestalt unter ihnen gelebt hat.

Überall, wo sie gehen und stehen, klingen ihnen im Ohre seine Worte. Die Verheißung, daß er ihnen nach Galiläa folgen wird, ist erfüllt, sein Geist ist mit ihnen, sie sind dessen sicher geworden. Aber dieser Geist läßt ihnen die Ruhe des Alltags nicht, er ist wie Sauerteig, der ihr Wesen erregt, er ist wie ein Funke, der sie zu hellem Brand entzündet und ihnen die feurigen Zungen gibt zur Verkündung der frohen Botschaft. Sie müssen fort. Keiner will es zuerst sagen, und auf einmal sagt es jeder: Wir müssen in die weite Welt. — Ohne viel Vorbereitung, mit Mantel und Stab, so wie sie mit ihm gewandelt, ziehen sie davon. Nach Jerusalem wollen

Digitized by Google

sie zunächst, um an seinem Grabe noch einmal zu stehen, und dann fort nach allen Richtungen hin, um Jesus, den Sohn Gottes, zu predigen. —

Also bin ich am Ende meines Gesichtes. Nur von der Begegnung muß ich noch sagen, die so merkwürdig und so folgengroß geworden ist. Eines Tages, da die Jünger auf ihrer Wanderung nach Jerusalem unter Mandelbäumen rasten, sehen sie im Tale einen Trupp von Reitern. Es sind Landsknechte mit einem Hauptmann. Dieser scheint die Jünger bemerkt zu haben, denn er sprengt auf seinem Rappen heran. Die Jünger erschrecken ein wenig, und Thaddä, der gute Augen hat, sagt: „Gnade uns Gott, das ist der grimme Weber!"

„Wir wollen ihn ruhig erwarten", sagen die Brüder und bleiben stehen. Als der Reiter ganz in ihrer Nähe ist, steigt er rasch vom Pferde und frägt: „Seid ihr des Jesus von Nazareth?"

„Wir sind seine Jünger", antworten sie freimütig.

Da fällt er vor Petrus, dem ältesten, aufs Knie, breitet die Arme aus und ruft: „Nehmt mich an! Nehmt mich an! Ich will würdig werden, sein Jünger zu sein."

„Aber, wenn ich recht erkenne, du bist doch Saul, der ihm nachgestellt hat", sagt Petrus.

„Nachgestellt, verfolgt, ihn und die Seinen!" spricht der Reiter und rasch von den Lippen stürzen seine Worte. „Vor zwei Tagen noch ausgezogen gegen solche, die gesagt haben, er sei auferstanden. Immer muß ich denken an diesen Menschen, der so unheimlich in die Seelen greift. Tag und Nacht muß ich an ihn denken und an vieles, was er gesagt hat. Und wie ich auf der Steppe dahinreite im Abenddämmern, siehe, da ist über mir ein Licht, daß das Pferd sich bäumt, eine weiße Gestalt steht vor mir und seine gegen Himmel erhobene Hand hat ein Wundmal. Wer bist du, daß du mir den Weg vertrittst? rufe ich ihn an. Und er antwortet: Ich bin der, den du verfolgst! — Euer Auferstandener ist's gewesen. — Warum verfolgst du mich, Saul, was habe ich dir getan? — Lebendig steht er vor mir, euer Jesus, der Christ! — Ja, ihr Männer aus Galiläa, nun glaube ich, er ist wahrhaft auferstanden. Und wie ich sein Wort bisher verfolgt habe, so will ich von nun an helfen, es zu verbreiten. Brüder! Nehmt mich an!"

Das ist mein Anbild von der Bekehrung des Saul zum Weltapostel. Er schickt nun den Rappen ins Tal zurück und geht in Freude und Demut mit den Galiläern gegen Jerusalem.

Als sie nach einigen Tagen auf den Ölberg kommen, wo sich dem Blick das erstemal die Königsstadt darbietet, sehen sie es: Auf

Digitized by Google

dem Felsen steht — Jesus. In der Gestalt, wie er immer gewesen, steht er da, und den Jüngern ist es zumute wie sonst, wenn sie bei ihm haben können sein. Sie umgeben ihn im Kreise und er blickt sie gütig an. Und plötzlich hören sie, wie er mit leiser Stimme fragt: „Habt ihr mich lieb?“

„Herr“, antworten sie, „wir haben dich lieb.“ — —

Er frägt noch einmal: „Habt ihr mich lieb?“

Sie sagen: „Herr, du weißt es, daß wir dich lieb haben.“ — —

Dann frägt er zum drittenmal: „Habt ihr mich lieb?“

Und sie rufen alle zugleich: „Es ist unaussprechlich, o Herr, wie sehr wir dich lieb haben!“

„So geht nun hin. Gehet zu den Armen und tröstet sie, zu den Sündern und richtet sie auf. Zu allen Völkern gehet und lehret sie alles, was ich euch gesagt habe. Wer an mich glaubt, der wird selig sein. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich gehe nun zum Vater ein. Meinen Geist und meine Gewalt hinterlasse ich euch: Den Augen das Licht, den Zungen das Wort, den Herzen die Liebe. Und den Sündern Gnade — —“

Noch haben sie ihn so sprechen gehört und — ist doch sonst niemand da als sie, die Jünger. Auf dem Steine sind zwei Fußstapfen eingeprägt. Schweigend atmen die Himmel. Sie sinken auf ihr Angesicht und schauen es, wie er aufsteigt zu den Wolken, wie er entschwebt im Lichte und wie er eingeht zum Vater, zu dem auch wir einst kommen werden durch unseren Heiland Jesus Christus.

* * *

Herrgott Vater! Ich danke dir, daß du mir gegönnt hast, das Leben, Leiden und die Urständ deines eingeborenen Sohnes zu betrachten und an seinen Worten und Verheißungen mich zu laben in dieser angstvollen Zeit. In den Qualen der Ungewißheit, die schrecklicher sind als der Tod, habe ich Mut geschöpft aus dem großen Gleichnisse des Lebens und Trost erhalten aus der Erscheinung meines Erlösers. Die heiligen Büßer haben meine Hoffnung gestärkt. Um des gekreuzigten Heilands willen, o Herr, lege Erbarmen in das Herz meines Königs. Sterben, wenn es Gott will, wie Dismas starb. Nur Verzeihung. Im Namen Jesu rufe ich zu dir, o Vater, um Gnade! Um Gnade für den Sünder! Amen.

Schluß.

Das also ist die Schrift. Ein Handwerksmann hat sie geschrieben in der Armensünderzelle. Das Schlußgebet war genau an dem Tage, als es sich nach seiner Verurteilung das sechstemal wochte.

Digitized by Google

Verurteilt? Weshalb? Wozu? Konrad schreckte ein wenig auf.

So tief hatte er sich die letzte Zeit in das Heilandsbild versenkt, daß er fast in ihm aufging. In den Tagen hatte er daran geschrieben, in den Nächten davon geträumt. Zu Bethlehem war er gewesen an der Krippe. Am See Genezareth wandelte er, in der Wüste von Judäa nächtigte er und reiste dann nach Sidon, übers Gebirge und nach Jerusalem. Auf dem Ölberg stand er, in Bethanien und beim Abendmahl saß er an Jesu Seite. — — Gefangen hier im Strafhause, verurteilt zum Tode! — Beinahe ließ ihn in diesem Augenblick dieser Gedanke gleichgültig. Hatte er nicht erst das große Sterben auf Golgatha erlebt? Dagegen versinkt alles andere. Ihm war, als habe er den Tod bereits hinter sich. Der Auferstandene füllte sein Herz aus. Er konnte sich nicht trennen von den heiligen Erinnerungen. Da plötzlich der Gedanke: Wenn's kommt, ich werde stark sein. Seine Mutter hatte ihm einst erzählt von jenem römischen Scharfrichter. Der hatte einen Christenjüngling enthaupten sollen, war aber von so heftigem Mitleid erfaßt worden, daß er in Ohnmacht fiel. Der Jüngling labte ihn und sprach ihm Mut zu; so wie er selbst die Pflicht habe, zu sterben, so habe der Scharfrichter die Pflicht, zu töten. — Aber dann sagte er sich: Du bist der Schuldige und darfst dich mit einem Heiligen nicht vergleichen. Wärest du wohl Büßer und Held genug, so zu tun? Wärest du es? — Mit Jesus süß zu sterben, aber noch süßer, mit ihm zu leben.

Vom Kerkermeister wurde er befragt, ob er denn nicht wieder einmal in das Freie gehen wolle?

In das Freie? Ei ja so, in den Hof hinaus, wo aller Kehricht zusammengeworfen wird. Auch der Menschenkehricht. Nein, er danke. Er wolle in der Zelle bleiben. Lange könne es ja nicht mehr dauern.

„Lange kann's nit mehr dauern", sagte der Alte. Aber daß der verwundete Kanzler mittlerweile gestorben war, das sagte er nicht. Konrad hätte es nach der größeren Zärtlichkeit des „alten Bären" ahnen können, daß seine Angelegenheit gerade nicht glänzend stand.

„Wenn Sie recht brav sind," sagte der Alte, „so sollen Sie das nächstemal unter grünen Bäumen spazieren gehen."

„Also doch? — Doch?!" Konrad dachte an die Begnadigung und wurde aufgeregt. Über seine Wangen zuckten rote Flecken.

„Was Sie meinen, das noch nit. Wissen's, zum König ist halt ein weiter Weg. Aber kommen kann's jede Stunde. „Ich

Digitized by Google

wart' auch schon mit Schmerzen drauf. Wissen's, Ferleitner, ich nehm' nachher meinen Abschied."

Zur selben Zeit erschien in der Zelle wieder einmal der Pater. Er pflegte allemal mit heiterer Miene und frohem Gottesgruß in diese dunkle Kammer zu treten. Trost zu bringen, das war ja sein Amt. Wenn er es nur immer richtig anzufangen wüßte! Zumeist, wenn der stattliche Mönch erschwitzt hereinkam, trocknete er sich mit dem blauen Sacktuch das Gesicht und pries mit lauter Stimme den Gefangenen glücklich in seinem kühlen Gemache. Diesmal jedoch erschrak er. Wie sah der Häftling aus? Abgemagert bis zum Gerippe, zwischen den fleischlosen Lippen quollen die Zähne hervor; die Augen waren groß aufgetan und in ihnen leuchtete ein wundersames Feuer.

„Da Sie mich schon gar nimmer rufen lassen wollen, lieber Ferleitner, so muß ich freilich wohl einmal ungerufen kommen, um zu sehen, was Sie treiben. Sie waren doch nicht krank?"

„Ist vielleicht die Entscheidung da?" fragte der Sträfling zurück.

„Daß ich nicht wüßte", antwortete der Mönch. „Wie ich sehe, stört man Sie in der Arbeit."

Denn Konrad hatte versäumt, seine Blätter wegzuräumen. So mußte er nun auch gestehen, daß er sie geschrieben habe.

„Ist es denn hier nicht zu dunkel zum Schreiben?"

„Man gewöhnt sich daran. Anfangs war's dunkel, aber es ist immer heller geworden."

„Am Ende gar — das Testament?" fragte der Pater mit gehobenen Brauen. Es hätte launig sein sollen.

„So etwas Ähnliches."

„Schau, schau! Also zu testieren haben Sie!"

„Ich nicht. Ein anderer."

Der Pater blätterte in den Schriften, las hie und da eine Zeile, schüttelte ein wenig seinen geschorenen Kopf und sagte: „Es sieht in der Tat so aus, als wäre das so etwas, wie das Neue Testament. Haben Sie aus dem Evangelium abgeschrieben?"

„Nein, ein solches hatte ich nicht, geistlicher Herr. So habe ich mir selber eines machen wollen."

„Ein Evangelium? Sich selber machen wollen? Sie? Nur gerade so aus sich heraus?"

„Das nicht. Oder vielleicht doch ein wenig. So nach alten Erinnerungen. Für die Irrtümer werde wohl freilich ich verantwortlich sein."

Digitized by Google

„Na — jetzt bin ich aber neugierig geworden", rief der Pater aus. „Dürfte man die Sachen nicht lesen?"

„Es wird nicht der Mühe wert sein. Aber ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt."

„Sie haben sich dabei wohl angestrengt, Ferleitner?"

„Nein, gar nicht. Eher erfrischt, wenn man so sagen könnte. Mir tut's leid, daß ich schon fertig bin. Habe dabei an sonst nichts gedacht — alles vergessen."

So hat ihn das Feuer verzehrt, dachte sich der Mönch.

„Wollen Sie mir erlauben, Ferleitner, daß ich die Sachen mit mir nehme für ein paar Tage?"

Er gestattete es schüchtern. Doch als der Mönch die Blätter zusammengerollt in den äußeren Kuttensack gesteckt hatte, so daß die Rolle ungefüg hervorstand, und als er damit davongegangen war, da schaute Ferleitner traurig in das Leere und hatte Heimweh nach seiner Schrift. So selig war er gewesen über ihr, wochenlang. Wie wird ein Geistlicher darüber denken? Das wird alles falsch sein. Solche Leute sehen den lieben Herrgott ganz anders als unsereiner. Und wenn er's gar verkritisiert, dann ist die Freude weg.

Er mußte seine Blätter übrigens nicht lange entbehren. Schon am nächsten Morgen brachte der Pater sie zurück. Er habe am Abend angefangen zu lesen und die ganze Nacht daran gelesen. Aber mit seiner Meinung wollte er nicht recht heraus. Und Ferleitner fragte auch nicht. Schier unbehilflich saßen sie beisammen am rauhen Brettertisch, und nicht einmal der Mönch wußte, wie das, was er vorbringen wollte, zu sagen wäre. Nach einer Weile hob er das Paket der Schrift, legte es wieder hin und meinte, daß vom kirchlichen Standpunkte aus natürlich allerlei dagegen einzuwenden sei. „Auch den Geschichtspharitern, wie der Verfasser sagen würde, dürfte manches nicht recht sein. Ich weiß, Ferleitner, Sie haben mich ja gebeten um das Evangelienbuch. Hätte ich gewußt, daß Sie so weit sind, würde ich es gerne gebracht haben. Nun, vielleicht ist es besser so. Ich muß ihnen schon sagen, Konrad Ferleitner, daß ich mich schon lange über nichts so gefreut habe, als über diese Ihre Betrachtungen und — man kann auch sagen — Dichtungen. Nach Fehlern sollen jene jagen, die sich über Fehler freuen. Das Wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Jesus. Und das ist da. — Mein Sohn!" Er legte dem Gefangenen eine Hand aufs Haupt. „So von Herzen fromm ist das empfunden, ich wollte dir das Sakrament darauf reichen. Ja, Konrad, du bist schon gerettet. Tu' nur fleißig beten."

Digitized by Google

Konrad verdeckte mit den Händen sein Gesicht. Er weinte still. Er war so glücklich darüber, was der Priester da gesprochen.

„Ich habe sogar gedacht," setzte nach einer Pause der Pater bei, „daß diese Aufschreibungen auch andere lesen könnten, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können. In Krankenhäusern und Armenherbergen und Gefangenhäusern gibt es genug solche Leute. Besonders auch, die in deinem Falle sind. Hättest du etwas dagegen einzuwenden?"

„Mein Gott, warum nicht," antwortet Konrad, „wenn diese Schriften anderen Unglücklichen so wohl tun könnten, als sie mir wohlgetan haben! Aber ich weiß nicht — 's ist auch nicht so gemeint. Ich habe nur zu mir selber sprechen wollen."

„Natürlich müßte dies und das noch geändert werden", sagte der Pater. „Wir wollen die Schrift doch zusammen einmal durchsprechen."

„Glauben Euer Hochwürden", — fast lauernd sagte es der Gefangene — „daß — dazu noch Zeit sein würde?"

„Besonders auch einen recht guten und passenden Titel müßten wir finden. Denken Sie, daß das Kind auch einen Namen haben muß."

„Mir fällt nichts ein. Ich habe gerade einmal die Buchstaben I. N. R. I. daraufgeschrieben, wie sie über dem Kreuze stehen."

„Gefällt mir nicht. Will mir nicht gefallen. Inri." Der Priester schüttelte den Kopf.

„Mir ist der Titel auch gleichgültig", sagte Konrad. „Vielleicht wüßten Sie etwas."

„Ich werde nachdenken. Darf ich vielleicht die Schrift noch einmal mitnehmen? Gut, so will ich mich nun in meinen alten Tagen erst literarisch versuchen. Wenn der Tischlergesell ein ganzes Buch schreibt, so wird der Franziskanermönch wohl wenigstens einen Titel dazu finden können. — Hast du vielleicht sonst etwas auf dem Herzen, mein Sohn? Nicht. Na — dann Gott mit dir. Ich komme recht bald wieder." An der Tür wendete er sich noch einmal um: „Sage mir, gibt dir der Profoß wohl auch genügend zu essen?"

„Mehr, als ich bedarf."

* * *

Draußen waren die heißen Sommertage. Konrad wußte nichts davon, dachte nicht daran. Da kam der Kerkermeister mit der Erlaubnis, er dürfe ausnahmsweise eine halbe Stunde im Baumgarten spazieren gehen. Konrad nahm das ziemlich gleichgültig an, dann wurde er vom Aufseher hinausgeführt. Die gewölbten Gänge ent-

Digitized by Google

lang taumelte er fast, hatte es schier verlernt, so gerade für sich hinzuschreiten. Er hielt sich am Arme des Begleiters und sagte: „Mir ist ganz ungleich."

„Halten Sie sich nur ruhig an, es geschieht Ihnen nichts."

„Kommen wir ganz hinaus, ganz ins Freie?"

„Sie werden jetzt täglich eine halbe Stunde im Baumgarten spazieren gehen."

„Ich weiß nicht," sagte Konrad mit Zagen, „ich fürchte mich vor der Sonne."

Da waren sie schon unter freiem Himmel, im weiten, hellen, grünen Lichte. Er mußte stehen bleiben. Eine Weile bedeckte er mit der Hand die Augen, dann schaute er auf und bedeckte wieder die Augen. Und hub an zu zittern. Der Aufseher schwieg und führte ihn. So wankte er hin unter den hellen Schatten der Wildkastanien. An beiden Seiten weite, goldgrün leuchtende Flächen mit Blumen und Rosen, deren lodernde Farben zitterten wie die Luft über einem Feuer. Darüber der blaue Himmel mit der furchtbar herrlich funkelnden Sonne. Und alles durchklungen von Vogelgesang. O Leben! Leben! Er hatte ja schon vergessen, was das heißt, leben! Er stöhnte auf. Es konnte ein Klageruf gewesen sein oder auch ein Jauchzen. Dann setzte er sich auf eine Bank und ruhte erschöpft und schaute hinaus. Und schaute hinaus in das unermeßliche Licht. Über seine welken Wangen rannen still die Tränen.

Nach einer Weile machte der Aufseher Miene, voranzuschreiten. Konrad erhob sich unsicher, und sie gingen langsam weiter. Zu einer weißen Marmorbüste kamen sie, die in einer Runde von leuchtenden Blumen auf dem Steinsockel stand.

Konrad blieb stehen, legte seine Hand über die Augen, blickte auf die Büste und fragte: „Wer ist denn das?"

„Das ist der König", antwortete der Aufseher.

Konrad betrachtete den Kopf lange. Und dann sagte er leise und sehr bewegt: „Wie freundlich er dreinschaut! Wie freundlich er mich anschaut!"

„Ja, es ist ein guter Herr."

Da begann es sachte im Herzen des armen Sünders zu jubeln. Die Welt schön. Die Menschen gut. Das Leben ewig. Und über allem der himmlische Vater . . .

Der Aufseher blickte auf die Uhr: „Die Zeit ist abgelaufen."

Konrad wurde zurückgeführt in seine Zelle. Er stolperte über die Stufe und stieß an den Tisch, so dunkel war es. Aber in seiner Brust zitterte und jubelte es fort. Die Welt schön. Die Menschen gut . . . .

Digitized by Google

Dann — leise, ganz sachte und leise kam wieder die Bangigkeit. Müde war er, legte sich ein wenig hin aufs Stroh. Da knarrte das Türschloß. Konrad erschrak und stand auf. — Was kommt jetzt? Was kommt? —

Der Pater trat ein, rasch und munter. Die Schriftrolle in der Hand schwingend, rief er: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!"

„Frohe Bot — ?"

„Leben!"

Konrads Hände zuckten nach der Brust. „Doch? Doch? Leben? Wieder leben?" So rief er aus, hell, klingend. Dann stand er einen Augenblick unbeweglich, dann — setzte er sich auf die Holzbank.

„Ja, mein Sohn", sagte der Mönch. „Leben. Frohe Botschaft wollen wir die Schrift nennen. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Das stimmt aufs Evangelium, das paßt köstlich, nicht wahr? Ja, nicht wahr?" Er hielt inne und stutzte. — „Ferleitner, ist Ihnen etwas?"

Konrad war an die Wand gesunken, den Kopf eingeknickt auf die Brust. Er röchelte. Der Pater langte rasch nach dem Wasserkrug, um den Ohnmächtigen zu laben. Da merkte er, wie es in der Brust stille ward, und das Auge, wie es verglaste. Er rief um Hilfe. Der Kerkermeister erschien. Er sah es, stockte einen Augenblick — — um dann leise zu sagen: „Gut ist's."

Dann war es still. Und plötzlich rief der Alte fröhlich aus: „Gut ist's! Brav bist, Herrgott!"

Als hernach der Franziskaner durch die langen Gänge schritt, in Wehmut Gott dankend für das selige Wunder dieses Mißverständnisses, begegnete ihm am Tore der Gerichtspräsident. Schwerfällig, mit jedem Schritt sich auf den Stock stützend, kam er heran. Als er den Mönch sah, ging er auf ihn zu. „Lieber Pater," sagte er heiser, „Sie werden leider eine recht schwere Nacht haben. Der Delinquent Ferleitner wird einen Priester brauchen. Morgen sechs Uhr früh muß er dran."

Ein kurzes Schweigen. Dann antwortete der Pater: „Herr Gerichtspräsident! Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Pfarrer und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

Digitized by Google

Eduard Mörike und seine Braut Luise.

(Mit ungedruckten Briefen Mörikes.)

Von

Rudolf Krauß.

Wohl noch keinem bedeutenden Dichter, vielleicht überhaupt keinem großen Künstler ist es jemals beschieden gewesen, ohne schwere äußere Kämpfe oder innere Anfechtungen sich an seinen hohen Beruf hingeben zu dürfen. Auch Eduard Mörike, dessen hundertsten Geburtstag das gebildete Deutschland am 8. September feiert, ist es nicht anders ergangen. Noch bis vor kurzem hat man gar wenig von seinem Leben gewußt, und da ist im großen Publikum die Meinung verbreitet gewesen, es habe sich ganz im Rahmen eines friedlichen Pfarrhausidylls abgespielt. Heute weiß man es besser. Die beschränkten finanziellen Verhältnisse der Familie bestimmten den des Vaters beraubten Knaben zur kostenlosen Seminarerziehung, und da ihn seine sanfte Gemütsart für den geistlichen Stand geeignet erscheinen ließ, fragte man nicht lange nach seinen eigenen Wünschen, die überdies noch, ihm selbst verborgen, in den Tiefen der Seele schlummerten. Er nahm den ihm aufgenötigten Beruf, gleich Tausenden im Lande, als etwas Selbstverständliches hin. Aber als er im Herbst 1826 seine theologische Prüfung bestanden hatte und in den praktischen Kirchendienst eintreten sollte, da entdeckte er mit einemmal zu seinem jähen Schrecken, daß er für die Sendung, der sein Dasein gewidmet war, nicht tauge. Doch aus Sohnesliebe, aus Sohnespflicht überwand er sich und wagte tapfer einen ersten Versuch. Ein Jahr, das er als Pfarrvikar an verschiedenen Orten hinbrachte, bestärkte ihn in seiner ersten Überzeugung, und der Zwiespalt in seinem Innern entlockte ihm den Ausruf: „Alles — nur kein Pfarrer!“ Sein schwankender Gesundheitszustand gab Ende 1827 den erwünschten Anlaß, einen längeren Urlaub zu nehmen, der allmählich auf das ganze Jahr 1828 ausgedehnt ward. Es kam nun darauf an, ob es ihm gelang, sich außerhalb der Theologie eine Stellung zu schaffen. Nach vielfältigen

Digitized by Google

vergeblichen Bemühungen und Unterhandlungen schloß er endlich im Herbst 1828 mit den emporstrebenden Verlagsbuchhändlern Franckh in Stuttgart einen Vertrag ab, der ihn gegen ein festes Monatsgehalt von 50 Gulden verpflichtete, seine Feder in den Dienst ihrer belletristischen Unternehmungen zu stellen. Aber schon nach wenigen Wochen erkannte er klar, daß sein zartes poetisches Talent die handwerkmäßige literarische Ausbeutung nicht vertrage, daß sich seine Muse bei solcher Beschäftigung „die Schwindsucht holen" müsse. Ohne lange zu zaudern, trat er von den übernommenen Verbindlichkeiten zurück, an denen er — nach seinem eigenen Ausspruch — vor Ekel fast krepierte. Jetzt blieb ihm nichts anderes übrig, als den Kirchenrock von neuem anzuziehen. Er tat mit raschem Entschluß den seinen Angehörigen hochwillkommenen Schritt und stellte sich dem Konsistorium wieder zur Verfügung. Im Februar 1829 wurde ihm die Pfarrverweserei Pflummern, eine evangelische Enklave mitten im katholischen Oberland, übertragen. Er befand sich in einer verzweifelten Gemütsverfassung. „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand", schrieb er damals seinem vertrauten Freunde Johannes Mährlen. „Mit Knirschen und Weinen kau' ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen, wie ich, der Kirche dient." Doch langsam kam seine gequälte Brust zur Ruhe, söhnte er sich aus mit seinem Schicksal. Das meiste trug dazu ein Mädchen bei, das, damals in sein Leben eintretend, seine weiche Hand sänftigend und lindernd auf die noch offene Wunde legte, daß sie sich schloß.

Da eine Bewerbung Mörikes um die erledigte Pfarrei Pflummern ohne Erfolg geblieben war, mußte er abermals sein Bündel schnüren. Das Dorf Plattenhardt, auf den Höhen über Stuttgart in einer ihm wohlbekannten und lieben Gegend gelegen, war sein nächstes Ziel. Der dortige Pastor Friedrich Gottlieb Rau hatte am 27. Februar 1829 das Zeitliche gesegnet. Er hinterließ eine zahlreiche Familie, der noch eine Zeitlang der Aufenthalt im geräumigen Pfarrhause vergönnt war. Die zweite Tochter, Wilhelmine, war an einen Stadtpfarrer Denk im kleinen Grötzingen bei Nürtingen am Fuße der Schwäbischen Alb verheiratet. Im Hause der Mutter lebten noch die Töchter Friederike (Rike), Luise und Henriette (Jettchen), während die Söhne Fritz und Karl dort ihre Ferien zu verbringen pflegten. Rike, das älteste Kind, war schon länger mit einem norddeutschen Theologen namens Schütte verlobt, der sich in demagogische Umtriebe verwickelt hatte und damals eine Festungshaft abbüßen mußte.

Am 19. Mai 1829 hielt der neue Vikar seinen Einzug in das Plattenhardter Pfarrhaus. Bald fühlte er sich behaglich in diesem Kreise schlichter, aber guter Menschen, die ihn aufs liebevollste aufnahmen. Vor allem zogen die sanften Reize der 22½jährigen Luise Auguste (sie war am 27. Oktober 1806 zu Urach geboren, wo ihr Vater damals Diakonus war) den jungen Dichter an, und noch ehe sich die Blätter auf den Bäumen zu verfärben begannen,

Digitized by Google

nannte er das Mädchen seine Braut. Den 14. August feierte er als den Tag seiner Verlobung.

Mörike hat sich niemals dem Strudel des Lebens so vollständig überlassen, daß er darüber vergessen konnte, Einkehr bei sich zu halten. Er liebte es, wenn er an bestimmten Zeitabschnitten angelangt war, andächtig mit sich selbst Rat zu pflegen und, wie er sich ausgedrückt hat, die Summe der Vergangenheit zu ziehen. „So ein sonderbares Bedürfnis ist's mir," schrieb er einmal an Luise, „die Epochen meines Daseins immer zu registrieren und durchs Bewußtsein abzurunden, ehe ich eine neue antrete." Mit Tagen, die in seinem Leben besondere Bedeutung hatten, trieb er einen förmlichen Kult. Auch der 19. Mai, an dem er als Ankömmling über die Schwelle des Plattenhardter Pfarrhauses geschritten war, wurde ihm zu einem Feste der Erinnerung. Als der Tag sich zum ersten Male jährte, richtete er — von Owen aus — an seine Braut einen herrlichen Brief, dem wir unsre nähere Kenntnis der Ereignisse vom ersten Erblicken der Liebenden bis zum Finden allein verdanken:

„Wenn mich auch nichts anderes bestimmte, Dir, mein Herz, heute zu schreiben, so wäre es die Bedeutung des heutigen Tages, die zu schön, zu wichtig für mich ist, als daß ich sie nur stillschweigend feiern sollte. Heute vor einem Jahr geschah mein Eintritt in das Haus, worin ich meine Liebe, das süßeste Glück meines Lebens, Dich, meine Luise, finden sollte. Wie ahnungslos war der Einzug in das Dorf, das nur einige blasse, halbverwischte Erinnerungen, nur eine Vergangenheit, nicht die geringste Weissagung einer nahen entscheidungsvollen Zukunft aufwies! Ich sah Dich, bestes Mädchen, ohne etwas mehr als Deinen Namen zu kennen, Du warst für mich bis auf diesen Augenblick so gut als nicht auf der Welt gewesen, wir beide standen uns wie völlig fremde Menschen gleichgültig gegenüber, und nun — ist's möglich? — nun kann keines mehr seine Existenz von der des andern trennen, wir sind ein Ich und eine Seele. Jenes freundliche Fraulein, das Dich damals unter der Tür nur höflich begrüßte — Du nennst sie jetzt Deine Mutter, und eine andre liebreiche Gestalt, die mir fremd gewesene Frau des Hauses, sie zählt mich jetzo ihren Kindern bei; alle die anderen lieben Angesichter, die mir nur anmutige Masken gewesen, sie bieten mir, wenn ich nun komme, die schwesterliche, die brüderliche Wange hin. Einen zweiten Vater hab' ich nicht mehr angetroffen; Gott sei's geklagt, daß ich's nicht durfte! O glaube mir, mein Kind! es wäre meine stolzeste Freude gewesen, wenn er mich Sohn geheißen hätte. Ich fühle ganz, ganz die entsetzliche Lücke; aber ein Trost ist mir's, denken zu dürfen, daß er mir seinen Segen nicht würde versagt haben. Sieh! das hoff', das glaub' ich so fest, so unerschütterlich. Ich müßte mit Angst, mit Sorge an Deinem Herzen liegen, wenn ich's weniger gewiß wäre.

Aber wie lange doch haben wir beide uns umeinander bewegt, eh' nur ein Gedanke, ein Gefühl dessen in uns aufdämmerte, was jetzt ist, eh' ein kecker Traum mir spielend einen Wunsch erklärte, den ich wachend nie in

Digitized by Google

mir gewahr geworden. Welche Tage des zufriedenen, anspruchslosen Ineinanderlebens! Du gingst neben mir hin und füllteſt die Luft mit angenehmem Weſen, ich war mir dieſes Eindrucks kaum bewußt, aber er fehlte mir, wenn Du irgend abweſend wareſt. Ich verſtand mich nach und nach beſſer, beſonders wenn am Klavier Du den Tag zur Ruhe ſangeſt. Es war, als ſchlöſſe ſich dann Dein geheimeres Leben für mich auf, wie es Pflanzen gibt, die am Abend erſt leiſe ihre ſchüchternen Kelche öffnen, doch ich dachte immer nicht über die Gegenwart hinaus. Es konnte zuweilen geſchehen, wenn Du auf dem Gang, im Zimmer oder wo ſonſt gleichgültig an mir vorüberſtreifteſt, mich mit dem Kleid berührteſt, daß mich's dann ſchaudrig überflog, daß all meine Seele ſich ſehnſüchtig Dir nachbeugte. Aber es ſetzte ſich kein beſtimmter Wunſch in mir feſt. — Eine ſeltſame Empfindung muß ich Dir doch entdecken (wenn ich's anders nicht ſchon getan habe), in der Du mich jedoch ſchwerlich ganz begreifen wirſt. Deine ganze Erſcheinung, Dein ſtilles, verſchloſſenes, häufig mißverſtandenes Weſen, Deine heimlichen Beſuche auf dem Kirchhof, jener gedankenvolle, ſtarre Blick, mit dem Du öfters, die laute Geſellſchaft überhörend, unbeweglich daſaßeſt — dies alles gab Dir in meinen Augen etwas Feierliches, Myſteriöſes, ja zuweilen etwas Geiſterhaftes, das mir heilig und unantaſtbar war. Gewiß — ſo ſonderbar es lauten mag — ich ſtand oft wie gebannt in Deiner Nähe, jenen Geſchöpfen nicht unähnlich, welche durch die natürliche Zauberkraft gewiſſer Schlangen feſtgehalten werden. Es war die ſüßeſte Beklemmung. Haſt Du mir denn niemals ſo etwas angeſpürt? Bei weitem am häufigſten aber fühlte ich mich ganz ruhig, ganz harmlos und wohl in Deiner Gegenwart. Auch bedaure ich nicht, daß jene ſeltſame Idioſynkraſie nun längſt verſchwunden iſt.

Wir ſpielten lange Zeit wie Kinder im Sonnenſchein zuſammen, ohne eben einander entſchieden zu begehren; ein Sturm mußte kommen, um den Vorhang, der noch über meiner Seele hing, zu zerreißen; ich klammerte mich mit Heftigkeit an Dich und wollte verzweifeln, da die Möglichkeit erſchien, Dich zu verlieren. Im nächtlichen Gewitterſchein dieſer Gefahr ſtund Dein Bild doppelt herrlich und wunderbar erleuchtet vor meinen Augen. Ich fühlte: ein Gott hatte die Glocke der entſcheidenden Stunde angeſchlagen, er trieb, er ſtieß mich vorwärts, das Glück zu ergreifen, das mir und keinem andern beſtimmt war. Der Morgen kam, da die liebe Rike mir jene Eröffnung machte; Du ſtandeſt am Türpfoſten der Kammer und blickteſt ernſt zu uns herüber, als die Schweſter mich zum Spaziergang aufforderte. Nun die Szene zwiſchen Dir und mir in der morgenlichen, golden-grünen Gartenlaube! ‚Mein Herz hat entſchieden', ſagteſt Du endlich. Mir ſtürzte ein Fels von der Bruſt, und doch — welche Angſt war in uns beiden! Hinweg, hinweg über dieſe ſchwindelnde Kluft! Vorwärts bis zu dem Abend, der endlich die Schweſter von T. zurückbrachte. Ich ſehe ſie noch, erſchöpft vom Wege, auf ihrem Seſſel; endlich fällt ihr Blick auf mich, ſie hatte Mitleid mit meinem Zuſtand; ich eilte ein paar Minuten aus dem Zimmer, um euch Zeit zu laſſen, ihr den günſtigen Vorgang in Bernhauſen zu

Digitized by Google

kommunizieren. Wie ich wieder eintrat, drückte sie meine Hand mit einem zusagenden Lächeln. Du standest im Hintergrund beim Sofa und ersahst Dir die Gelegenheit, mich, den übrigen im Rücken, zum ersten Kusse zu Dir herzuziehen. O wie schwankte der Boden selig unter mir! wie zitterten meine Finger in den Deinen! wie freudig staunend blickten wir uns an! Die Rike schien mir wie mein guter Engel; ich hätte vor der Mutter, ich hätte vor euch allen auf den Knien liegen mögen.

Weißt, eine Zeitlang ließen wir's des eigenen Reizes wegen noch beim ‚Sie'. In der Kirche von Bernhausen, Arm in Arm den langen Gang auf und ab gehend, machten wir das schöne ‚Du' erst aus. — Nun, Du, Du, mein Kind! was sagst Du zu dem allen? — Ich danke Gott mit brünstiger Seele und schließe nun diese Vergangenheit, die ach! vor einem Jahre erst ein Unding in dem Schoß der Zukunft lag, mit leichtem, heiterm Herzen ab. Sie deucht mir alt, älter als zehn Jahre wohl, und jung doch wie der Tag von gestern."

Das waren köstliche Wochen, die für das neu vereinte Paar auf jenen Augusttag folgten: die ersten Wochen des jungen Brautglücks, ausgefüllt von tausend süßen Nichtigkeiten, wie sie eigens für Liebende erfunden sind und von Liebenden erfunden werden. Nicht allzulange sollten freilich die Wonnen des müheloſen täglichen Besitzes dauern. Denn mit dem Beginn des November räumte die Familie Rau das Plattenhardter Pfarrhaus, während Mörike dort noch eine Zeitlang seines Amtes zu walten hatte. Frau Rau zog nun zu Tochter und Schwiegersohn Denk in das Pfarrhaus von Grötzingen.

Die räumliche Trennung der Liebenden, wie schmerzlich sie von diesen selbst empfunden wurde, ist der Nachwelt zugute gekommen. Denn sie gab den Anlaß zu einem lebhaften Briefwechsel, dessen wichtigere, aus Mörikes Feder geflossene Hälfte sich wenigstens zum großen Teil erhalten hat. Als sich Ende 1833 die Beziehungen lösten, da wurden auch die Schreiben gegenseitig zurückgegeben. Während Luise die ihrigen vernichtet zu haben scheint, konnte sich Mörike nicht überwinden, das gleiche zu tun. Im Dezember 1837 teilte der damalige Pfarrherr von Cleversulzbach einen Teil seiner Briefe an Luise seinem Busenfreunde Wilhelm Hartlaub auf dessen ausdrücklichen Wunsch mit und begleitete die Sendung mit den Worten: „Weil Du es so verlangst und ich versprochen habe, folgt hier eine Partie Briefe (etwa die Hälfte der an Luise). Zwar weiß ich nicht, was Du Sonderliches daran haben wirst. Sie sind ihrer Natur nach ziemlich einförmig. Nur wirst du daraus sehen, daß ich das Mädchen unsäglich liebte. Es ist diesfalls auch nicht *ein* falscher Hauch darin; sonst wären sie lange ins Feuer geworfen. Es schwindelt mir, wenn ich hineinblicke und denke: Wir sind auseinander!"

Mörike, der immer bescheidene, hat denn diese Ergüsse seines liebenden Herzens doch zu gering gewertet. Gewiß, schon Tausende haben in derselben Lage empfunden wie er, haben ihrer gehobenen Stimmung gehobenen

Digitized by Google

Ausdruck zu verleihen gesucht gleich ihm: aber kaum einem ist es gelungen, seine Gefühle in eine Sprache von ähnlicher stiller Pracht zu kleiden. Auch als Briefschreiber ist Mörike ganz er selbst und schlechtweg mit niemand als mit sich zu vergleichen. In seinen Freundesbriefen hat er sich allerdings eingehender über seine geistigen Bestrebungen, seine literarischen Ansichten, seine poetischen Arbeiten ausgelassen: aber nirgends hat er vor uns seinen Seelenzustand, seine Gemütsverfassung mit derselben rückhaltlosen Offenheit ausgebreitet, wie in den Briefen an Luise. Es ist wirklich „auch nicht ein falscher Hauch darin". So geht von diesen lyrischen Ausbrüchen in Prosa ein Reichtum des Stimmungsgehalts, eine Fülle natürlichen Zaubers aus, wie er sich in unsrer Briefliteratur so leicht nicht wieder findet. Im ganzen haben sich gegen 70 Stücke (Handschriften auf der K. Landesbibliothek in Stuttgart) erhalten, die sich auf einen Zeitraum von vier Jahren verteilen. Etwa die Hälfte davon habe ich in den ersten von mir herausgegebenen Band von „Eduard Mörikes Briefen" aufgenommen, der vor kurzem im Verlage von Otto Elsner in Berlin erschienen ist. Einige hier ausschließlich mitgeteilte Briefe sind mit denen der Sammlung gleichwertig und in dieser nur aus Rücksichten des Raumes weggeblieben.

Und wie haben wir uns das Mädchen zu denken, an dem Mörike vier Jahre lang aufs zärtlichste hing, der er so gern, wenn nicht die Verhältnisse dawider gewesen wären, sein ganzes Lebensglück anvertraut hätte? Hören wir zunächst, was er selbst von ihr im Juli 1830 Hartlaub berichtet hat! „Mein Kind", heißt es in dem Briefe, „mußt Du früher oder später doch sehen. Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen, das, weil andere es verkannten, lange im unklaren über seinen eigenen tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne, erhob sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenn's einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte. Ihr Äußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Anschaun nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegle. Mir ist sie so ergeben, als es nur ein Mensch dem andern sein kann, und ich denke dabei oft unwillkürlich schnell an Dich."

In solchem Lichte sah Eduard seine Luise. Es ist eine allgemein menschliche Schwäche, daß der Liebende der Auserwählten mehr andichtet, als andre an ihr zu gewahren vermögen, und diese Beobachtung trifft bei jungen Poeten wohl noch in höherem Grade zu als bei den übrigen Sterblichen. Auch Mörike mag in dem beglückenden Gefühl, ein menschliches

Digitized by Google

Wesen ganz sein eigen nennen zu dürfen, an diesem manches idealisiert haben. Aber doch — so völlig urteilslos hat ihn die Liebe nicht gemacht, daß es seiner Braut an Eigenschaften gefehlt haben kann, die sie seiner würdig erscheinen ließen. Soweit sich bis jetzt überhaupt eine bestimmte Vorstellung mit Luisens Persönlichkeit verknüpft hat, pflegt es die eines gutherzigen Gänschens zu sein. Das hat Ilse Frapan auf dem Gewissen. Friedrich Vischer, der Ästhetiker, ist als Student viel in das Plattenhardter Pfarrhaus gekommen; sein Vater und Pfarrer Rau waren Studiengenossen und nahe Freunde gewesen. Und der Jüngling schwärmte sogar eine Zeitlang für die aufblühende Luise. Als nach Jahrzehnten Fräulein Frapan, die unermüdliche Fragerin, Vischer auch über Mörikes Beziehungen zu Luise Rau ausforschte, da sprach der Greis die unvorsichtigen Worte: „Sie hieß eigentlich Luisle und war eine Pfarrerstochter aus Plattenhardt bei Hohenheim, so eine weiche Taube, im weißen Kleidchen mit den blonden Locken sehr hübsch für uns jungen Leute. Leider war sie aber gar zu einfältig, und der Vater versuchte den künftigen Schwiegersohn zu bekehren, und sie selbst wollte ihn auch fromm machen; da konnte Mörike es nicht länger aushalten und löste das Verhältnis." Wenigstens *soll* Vischer, wie Ilse Frapan in ihren Vischer-Erinnerungen versichert, dieses Urteil gefällt haben. Sie wird ihn wohl mißverstanden haben. Jedenfalls ist Wahres und Falsches darin kritiklos gemischt; kann doch der Vater Rau aus dem einfachen Grunde keine Bekehrungsversuche mit Mörike angestellt haben, weil er zur Zeit der Verlobung schon tot gewesen ist.

Gewiß, wir haben uns Luise vorzustellen als ein Mädchen einfachen Sinnes wie einfachen Geistes. Sie war, wie die meisten Töchter schwäbischer Landpastoren, ganz im Hause aufgewachsen und streng wirtschaftlich erzogen — von moderner Institutsbildung keine Spur! Die wenigen Zeilen, die sich von ihrer Hand erhalten haben, zeigen steife Züge und Unsicherheit in Orthographie und Interpunktion. Dennoch würden wir uns in der Annahme täuschen, daß es in einem solchen Pfarrhaus an geistigen Interessen und geistigen Anregungen ganz gefehlt habe. Der Familienvater pflegte über vielseitiges Wissen zu verfügen, und Besuche aus der größeren Welt waren nicht selten. Auch Luise Rau sind mancherlei Bildungselemente zugeflossen. Ihre natürliche Begabung stand jedenfalls nicht unter dem Durchschnitt. Auf ihr musikalisches Talent legte Mörike besondern Wert. „Versäume doch ja", schrieb er ihr einmal, „Dein Klavier nicht und den Gesang! Es liegt mir mehr daran, als es freilich jedesmal den Anschein hat, wenn wir beisammen sind, wo ich Dir keine Ruhe zum Spielen lasse — aber Du verstehst mich schon. Dies Dein Talent ist in meiner Vorstellung von Dir so ganz und unzertrennlich mit Deinem geistigen Wesen verwachsen, daß ich es künftig zu keiner Zeit werde entbehren können. Nie tritt auch Deine Seele so rein und anschaulich aus ihrer Tiefe hervor, als wenn Du jene unvergeßlichen Lieder singst, unter denen sich mein Herz zum erstenmal zu Dir hinbewegte. Denk' ich dieser Zeiten, jener Abende — weißt Du? — so ist

Digitized by Google

mir, ich träte in das innerste Heiligtum unserer Liebe, und ich müßte die Hände falten im glücklichsten Gefühle Deines Wertes.

‚So laßt mich scheinen —', ‚Kennst du das Land —', ‚Freudvoll und leidvoll —', ‚Bleich flimmert —', ‚Die Sonn' erwacht —', ‚Mir leuchtet die Hoffnung —'

Diese sechse — nicht wahr? — Du läßt sie nicht einschlummern? — Die Landschaft hängt ja noch immer Dir gegenüber, wenn Du Dich zum Spiel setzest, und Dir zur Seite steht mein Geist, so oft Du eins der sechse anstimmst."

Auch der Sinn für Poesie mangelte Luise durchaus nicht, wenn es ihr auch noch an feinerem Verständnis gebrach. Er las mit ihr Werke wie „Wahrheit und Dichtung" oder „Faust", er teilte ihr seine Eindrücke über die eigene Lektüre brieflich mit. Sie führte ein Tagebüchlein, an dem er lebhaften Anteil nahm. Und weiter! Hätte Mörike solche Gedichte an ein Mädchen gerichtet, das nichts anders als ein Gänschen mit einer hübschen Larve war? Jene herrlichen sieben Sonette und so viele andre duftende Blüten seines Dichterfrühlings, die in seinem Liederbuche stehen und weithin berühmt geworden sind. Auch in seinem Roman „Maler Nolten", dessen Entstehung, Vollendung und Herausgabe eben mit der Brautzeit zusammenfällt, hat er die Geliebte verewigt: der unglücklichen Försterstochter Agnes sind unverkennbare Züge von Luisens geistiger Eigenart geliehen.

Daß Mörike selbst nicht etwa seine Liebe zu Luise als bloßes Herzensbedürfnis betrachtete, das gesondert neben seinen geistigen Ansprüchen herlief, geht aus folgenden Zeilen hervor, die er im Februar 1831 an sie richtete (Ungedruckt.):

„Glaub mir, Beste, wenn mein Gemüt in diesen Augenblicken um ein Beträchtliches über den Horizont gemein irdischer Dinge hinaus und dem wahrhaft Göttlichen und Ewigen näher gerückt ist als sonst, so brauch' ich, um von dieser Stufe meines Gefühls aus nun Dir die Hand zu reichen, um nicht eine Linie herabzusteigen. Meine Liebe zu Dir geht mit allem Höchsten und Heiligsten, was ich habe, gleichen Schrittes; das weiß Gott. Darum mußt Du auch erlauben und es natürlich finden, daß ich Dir zuweilen von Dingen rede, die meine ganze Seele erfüllen, und die Dir sonst gleichgültig sein könnten."

Worauf es hauptsächlich ankam: Luise war bildsam, und wenn es Mörike beschieden gewesen wäre, sie jemals, von den Einflüssen und Vorurteilen ihrer Familie losgelöst, völlig allein zu besitzen, so wäre es ihm gewiß allmählich gelungen, sie der Höhe seiner eigenen Gemüts- und Geistesbildung sehr nahe zu bringen.

Aber schlimm, ja verhängnisvoll war es, daß es diesem gehorsamen Haustöchterlein an selbständigem Willen oder doch am Mut, ihm den Ihrigen gegenüber Geltung zu verschaffen, gebrach. Sie liebte ihren Eduard und wußte sich von ihm so innig geliebt. Und doch gewann sie es nicht über sich, entschieden zu ihm zu stehen, sich ohne jede Rücksicht zu ihm zu bekennen.

Digitized by Google

Die Familie Rau war eine Theologenfamilie von beschränktem Gesichtskreis. Die Mutter konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß ihre Söhne Pfarrer, ihre Töchter Pfarrfrauen wurden; eine andere irdische Seligkeit gab es nun einmal nicht in ihren Augen. Der Schwiegersohn Denk, seit dem Tode Raus das Oberhaupt und Gewissen der Familie, war offenbar ebenfalls streng- und rechtgläubig. Mörike war den Angehörigen seiner Braut insofern von vornherein etwas verdächtig, als er schon einmal eine Zeitlang dem geistlichen Stande untreu geworden war, und man traute ihm einen Rückfall immerhin zu. Frau Rau hätte aber unter keinen Umständen das Los ihrer Tochter in die Hand eines abtrünnigen Theologen gelegt, und Luise war nicht das Mädchen, sich ihr Glück gegen den Willen der Familie zu ertrotzen. Wer wollte es ihr also verdenken, wenn sie mit wahrer Herzensangst das Verhältnis ihres Eduard zur Kirche in allen seinen Wendungen und Wandlungen verfolgte und auch gut gemeinte Ermahnungen nicht sparte? Einen rührenden Eindruck macht es andrerseits, wie er sie immer wieder über diesen Punkt mit einer fast verdächtigen Geflissentlichkeit zu beruhigen sucht, sie versichert, daß er sich in seinem Berufe wohl fühle, mit seinem Dekan gut stehe, seine Kirchenregistratur in Ordnung halte und dergleichen mehr. Die Freunde Mörikes, die selber den Kirchenrock ausgezogen hatten und ihn mit Rücksicht auf die Entwicklung seines poetischen Talents zum gleichen bereden wollten, Johannes Mährlen und Rudolf Lohbauer, nahmen in Luisens Augen die Gestalten unheimlicher Verführer an, vor denen sie ihn nicht genug warnen zu können glaubte. Als er ihr im Juni 1830 die Absicht der zwei mitteilte, ihn in Owen zu besuchen, fügte er vorsichtig die beruhigenden Worte bei: „Indessen hab' ich mir selber zum Gesetz gemacht, mich mit beiden nur behutsam einzulassen; fürchte also nicht, liebste Seele, daß mein pastoralischer Grund und Boden ins Schwanken geraten könnte!" Auf die Dauer freilich mußte ihm eine solche geistige Bevormundung, ein solcher Gewissenszwang als lästige Fessel erscheinen.

Doch wir sind damit dem Gange der Ereignisse vorausgeeilt. Mitte Dezember 1829 verließ auch Mörike das Plattenhardter Pfarrhaus, in dem er die seligsten Stunden seines Lebens genossen hatte, um dem neu ernannten Pastor Platz zu machen. Er kam nunmehr als Vikar in das Haus des Stadtpfarrers Brotbeck in Owen, einem hübsch am Fuße der Schwäbischen Alb gelegenen Städtchen, wo er anderthalb Jahre blieb. Damit war er seiner Luise wiederum räumlich näher gerückt. Seine Wünsche strebten allerdings einem noch schöneren Ziele zu. „Hundert Meilen oder zwei," schrieb er ihr unmittelbar nach seinem Einzug in Owen, „das ist im Grund gleichviel in dem Sinn, in welchem ich Dich vermisse. Wie oft bedürfte ich Deiner beruhigenden Nähe, wenn ich mir selbst nicht genug bin, oder Deines stärkenden Anblicks, wenn irgend eine Kraft in mir erschlaffen will!" Doch wurde im Hinblick auf die Zukunft der Genuß der Gegenwart keineswegs vergessen. Das war ein wonnevolles Hin und Her zwischen Owen und Grötzingen oder Nürtingen, dem Witwensitz der Mutter Mörikes,

Digitized by Google

wo auch Luise oft genug sich treffen ließ. Von einem solchen Ausflug wieder einmal zu Hause angekommen, griff er alsbald zur Feder, um der Geliebten den Zustand seines Innern also zu enthüllen. (Ungedruckt.)

„Mittwoch Abend.

Für Dich allein.

Kaum bin ich hier angelangt, bestes Kind, so gibt es schon wieder Gelegenheit, die M. nach Grötzingen zu schicken und ihr ein Liebeswort an Dich mitzugeben. O Herz, wie seltsam hat es die kurze Zeit, als ich von Dir bin, in meinem Innern gewechselt! Solang ich unter Weges war und in der frischen, glänzenden Winterluft, wiegten sich meine Gedanken nur in einer Art von glücklicher Dumpfheit hin und her; kaum saß ich zu Haus, so fehlte mir's an allen Ecken und Enden, eine unerklärliche Unruh' kam über mich; nicht bloß das Heimweh nach Dir, nicht die Starrheit der alten Einsamkeit, nein, eine ganz neue, unbekannte Trauer zog mir die Brust zusammen: aber Deine Gegenwart, ein Wort von Dir hätte mir doch allein geholfen. Ich warf mich matt und abgespannt aufs Bette und fand, wie seit langer Zeit nicht wieder, eine Zuflucht in dem Troste unverhaltener Tränen. Es ist dies einer von den rätselhaftesten Augenblicken, von denen es heißt: Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft? — Du hast Dich deswegen auch nicht drum zu kümmern, und ich hätte füglich nichts davon gesagt, wenn mir's nicht eine Erleichterung, ein Bedürfnis wäre, Dich eben in dieser Wehmut herbei in meine Arme zu ziehen, gerade jetzt Dir zu sagen, wie ganz Du mich durchdringest.

Mir ist wohl und weh. Da brennt stille das Licht vor mir, und wie es ruhiger in meinem Innern wird, hab' ich einen von den seltenen und geweihten Momenten, wo der Mensch gleichsam mit angehaltenem Atem auf den Grund der eigenen Seele niederschaut oder den geheimsten Puls seines ahnungsvolleren geistigen Lebens fühlt.

Liebes Kind, ich schließe, denn ich wüßte Dir fürwahr nicht mehr zu sagen. Heute nehm' ich Dich so innig wie noch nie in mein Gebet. Gute Nacht!

Leb wohl! Dein E.

Grüße alles aufs liebreichste!"

Aus dieser Zeit hat sich auch ein denkwürdiges Schriftstück (Ungedruckt.) erhalten: oben auf dem Blatt eines Briefbogens, dessen vordere Hälfte abgerissen ist, stehen von Luisens Hand die Worte: „Zeit vorher noch besuchen, wenn es ja nur auf einen Tag ist. Ich glaube, die Erlaubnis sollte nicht so schwer sein. Welch eine große Freude würdest Du uns allen machen!" Mörike selbst hat die angebrochene Zeile vollendet, indem er „Da bin ich! Grüß Dich Gott!" hinzusetzte, und den Rest des Papieres zu folgenden Aufzeichnungen verwendet:

„Gedächtnisblättchen
von schönen Tagen des Zusammenseins
27. und 28. April 1830.

Überraschung Luisens im Studierstübchen, eben als sie an E. schrieb (wovon oben die letzten Zeilen). Mein Brief wird ihr als Vorläufer ge-

Digitized by Google

bracht. Sie liest, indes ich vor der Tür lausche — öffne halb — sie sitzt in einem roten Halstüchelchen, das mir ihre Gestalt anfangs fremd macht. — Ich freue mich der sichtbaren Liebe Deiner guten Mutter. — Das immer schweigsame, doppelt kranke Jettchen — allgemeine Teilnahme an ihr. Abends kommt der liebe Denk, plänеschmiedend. — Wir beide bleiben bis nachts 11 Uhr allein auf dem Studierstübchen. Gewichtiges Gespräch. Vergleichungen. Heiliges Bewußtsein der Unveränderlichkeit unserer Liebe und ihres höheren Ursprungs. Der Mond geht unter. Die liebe Mutter ruft Dich zu Bette.

Ich bewundre mit Dir die mutige, sebstbewußte Stimmung der lieben Rike ihrem eigensinnigen Schicksal gegenüber.

Morgens 6 Uhr sind wir die ersten aus den Federn. Wir machen einen Spaziergang zu dem Wasserhäuschen, dann auf die Höhe zu der Linde, sitzen auf dem steinernen Bank. Der Wegzeiger empfängt eine liebevolle Gedenkschrift. Zu Haus, während Du die Haare wickelst, les' ich die Elegie Euphrosyne und Alexis und Dora vor. Ich mit Fritz auf der alten Mauer.

Wir treffen Dich und Nanny im Garten. Im hellen Sonnenschein sitzen wir auf Schemeln und lesen in dem grünen Büchlein. Ich streife Deinen Ärmel zurück und küsse Dein lieb Armlein. Zahnoperation — er geht verloren im Gras.

Nach Tisch Kaffee, allgemeine Gesellschaft, im Garten — die liebe Mutter und die liebe Mine nehmen auch freundlich teil. Les nouveaux amants — vis-à-vis. Ich liege selig zu den Füßen meiner, ach meiner Luise! Der Frühlingsvogel Kuckuck ruft auch im Tale von Grötzingen, wie er im Tale zu Owen oft schon meine Sehnsucht weckte. Klärchen erscheint. Ihr Auftrag, Du sollst mit uns nach Nürtingen. Abends begleiten uns Fritz, Dietr. Denk — letzterer schlägt mir ganz ernstlich eine Meldung nach Grötzingen vor. Herrlicher Sonnenuntergang. Im Wäldchen, da wir nun mit Klärchen allein sind, pflückst Du mir wilde Veilchen. Gedankenvoller Gang in Deine zweite Heimat. Die fliegenden Maikäfer stoßen sich an unsern Köpfen; besonders Klärchen hat ihre Not.

Die liebe Mutter krank im Bette. Nach Tische bleiben wir noch ein Stündchen allein zusammen. Ich habe Dich fest am Herzen. Wir wechseln die Angehänge. — Ums Frührot weck' ich Dich mit einem Kuß. — Abschied. Leb wohl, mein Herz! — Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus — —."

In einem weiteren, drei Viertel Jahr später geschriebenen Brief an die Braut gibt Mörike dem Gefühle der glücklichen Gegenwart wie den gemeinsamen Zukunftshoffnungen beredten Ausdruck: (Ungedruckt.)

„Owen, Donnerstag, 13. Jan. 31.

Meine Geliebte!

Ich verstand mich fürwahr diesmal nicht recht auf mich selber, wenn ich Dir beim Abschied sagte, Du würdest erst am Montag Nachricht von mir

Digitized by Google

bekommen; ich hätte vorauswissen sollen, es werde nach meiner Ankunft keine Stunde vergehen, ohne daß ich bereits dem Himmel dafür danke, daß er Feder und Tinte hatte wachsen lassen, um im Fall der Not ein verlangendes Herz (ich meine hier zunächst mein eigenes) zu trösten. Und so kam es denn auch: ich schreibe diese Zeilen noch vor Mittag, und — wäre es ganz auf mich angekommen — ich hätte sie noch lieber unterwegs im Schneegestöber geschrieben. In vollem Ernste, bestes Kind, ich wüßte nicht, wann mir je ein Abschied von Dir empfindlicher gefallen wäre, und doch kann ich nicht sagen warum; es blieb in keiner Hinsicht ein Stachel, auch der kleinste nicht, in mir zurück, nichts, das noch einer beruhigenden Auflösung bedurft hätte. Ich war so ganz harmlos glückselig bei Dir und euch (eine einzige Stunde ausgenommen — den Mißton, der doch eigentlich unsern innersten Kreis nicht berühren konnte); alles, meiner lieben Mutter heiterere Stimmung, mein Besuch bei Deinen Lieben in Grötzingen trug dazu bei, mich den reinen Frieden ganz empfinden zu lassen, der von Dir auf mich zukommt. Aber wenn ich mir selbst recht auf den Grund der Seele schaue, so kann ich am Ende deutlich einsehn, daß mir das Glück, das die Kenner der Liebe so gern in den Reiz der Unterbrechung setzen, von Tag zu Tage feiler werden will gegen ein anderes, wovon mir eine halbe Woche des stetigen Umgangs mit der Geliebten bereits ein merkliches Vorgefühl gibt. — Doch hiemit käm' ich auf ein Thema, dessen Ausführung ich Deinen eigenen Gedanken überlassen will, wofern anders die letzteren, wie ich wohl hoffen möchte, seit heute früh, aber darum doch wohl nicht zum erstenmal, eine ähnliche Richtung wie die meinigen nahmen. — Vorderhand mach' ich den Weg von Grötzingen und Nürtingen nach Owen, und das ging heute gut, wie zu erwarten war, vonstatten. Der Empfang im Hause war ungewöhnlich freundlich (ich will nicht sagen: unverdient). Der gute Pfarrer machte mir in den ersten Minuten die Mitteilung eines Gedankens, der ihn, wie er sagte, dieser Tage beschäftigt habe. Er möchte mich gern bei der neuen Lehranstalt in Stetten untergebracht wissen — ein kurioser Einfall, der ihm — der Himmel weiß, woher! — gekommen ist. Mich rührte nur die gute Intention dabei, und ich mußte schon deshalb eine Weile ins Blaue hinein mit ihm darüber schwatzen. — Die Frau Pfarrerin war indessen reeller für meine flüchtige Person besorgt gewesen: ich traf meine vier Pfähle wohl erwärmt an und sage nur zu eurer Beruhigung, daß diese Maßregel (Dank sei's der richtigen Divination der weisen Frauen!) nicht gestern abend schon getroffen wurde. . . .

Abends 6 Uhr.

Mir wird wieder wohl in meinen verschwiegenen Wänden, und ich bin mit mir zufrieden, wenn ich doch immer wieder die Anwendung des Spruches auf mich machen kann, es sei ein gut Ding, daß der Mann fröhlich sein könne in seiner Arbeit. Wie wird es erst sein, wenn einmal alle mein Tun und Treiben Hand in Hand mit Dir geht, wenn jeder Gesichtspunkt, aus dem ich tätig bin, sich unmittelbarer unter meine Augen

Digitized by Google

drängt, wenn ich, mit einem Worte, gewissen Grund und Boden werde gefaßt haben in jeder Beziehung! — Schon oft hab' ich gedacht: Von dem Augenblicke, wo wir über die eigene Hausschwelle treten, fängt die Beschränkung meines Daseins an, die mir erst die wahre Freiheit geben soll, und indem mein Horizont sich zu verengen scheint, wird er sich vielmehr erweitern, die Spannkraft der Seele, wie sie bisher zerstreut bald da-, bald dorthin gezogen und vergeudet worden war, ist nun auf einen Punkt gewiesen, sie wirkt nur jederzeit auf das hin, was zunächst liegt, und mit der Strenge mannigfaltigerer Pflichten wächst die Aussicht ins Leben, in einem Sinne zwar, der manchen schon beängstigte, statt ihn zu freuen; mir aber soll dies weite Feld willkommen sein, so gewiß ich hoffe, mich seiner glücklich zu bemeistern, sobald nur meine Tätigkeit in ungestörtem Einklang jenes gemütlichen Bedürfnisses stehen wird, das zunächst in Dir seine reinste und höchste Befriedigung findet.

Dieses alles und noch mehr ging auch neulich wieder, mehr oder weniger bewußt, bei mir um, wenn sich mein inn- und äußerer Sinn im lieben Anschaun Deines Wesens auf und nieder wiegte, und ganz gewiß glaub' ich, Du denkst das nämliche, auch wenn Du's nicht aussprichst; ja, mir ist, als hättest Du mir erst den Schlüssel zum Verständnis meiner selbst wie zum Verständnis meiner Vergangenheit und Zukunft gereicht. O laß mir diesen Glauben, teuerstes Kind, auch wenn er Dir noch wie ein Rätsel dünkte! bei mir steht er unerschütterlich fest, und ich weiß, worauf er sich gründet.

Freitag, den 14.

Heute nur ein Schlußwort, ein Lebewohl, beste Luise! Gib mir bald Nachricht, sag mir, wie Dir's geht, was die Achsel macht usw.! Meine liebe Mutter küsse mir, als wär' ich's selber, der es täte, und wenn ich ihr neulich zuviel zu schaffen machte, soll sie's ja verzeihen! Den Lieben in Grötzingen vergiß nicht nochmals meinen innigsten Dank ans Herz zu legen! Du selber aber sei tausendmal umarmt von Deinem ewig treuen Ed.

Deine Haarschnur kommt seit gestern nicht von meiner Brust.

Herrn Pfarrers lassen euch besonders grüßen. Er sagte heut zu mir: ‚Versäumen Sie ja nicht, sich recht liebevoll nach dem Befinden Ihrer Jungfer Braut zu erkundigen. Das wird wie Balsam auf ihre Schulter sein.'" — —

Die Kirche von Owen war Mörike besonders teuer, und er bestieg hier mit größerem Vergnügen als anderswo die Kanzel. Denn in ihr befand sich ein altdeutsches Gemälde, die Kreuzabnahme darstellend. An einer Nebenfigur entdeckte er „rührende Ähnlichkeit" mit Luise „in Haltung, Ausdruck und Scheitelhaar". Auf dieses Bild fiel sein Blick von der Kanzel aus. Nachdem er zuerst die Wahrnehmung gemacht hatte, schrieb er ihr: „Meine liebste Zuhörerin in der Kirche, dachte ich, ist nun schon gefunden."

Doch auch in den Glücksbecher jener Tage mischten sich bittere Wermutstropfen. Sein älterer Bruder Karl, Amtmann in Scheer, hatte sich

Digitized by Google

in revolutionäre Umtriebe eingelassen: er wurde verhaftet, seines Amtes entsetzt und zu einer Festungsstrafe verurteilt. Auch Eduard, der einen verdächtigen Brief des Bruders befördert hatte, ohne von dessen Inhalt eine Ahnung zu haben, wurde in die Untersuchung verwickelt, und man belegte seine Papiere, darunter Luisens Briefe, mit Arrest. Obgleich sich seine vollständige Unschuld bald genug ergab, hegte er doch ernsthafte Besorgnisse, man werde auch ihn die Streiche Karls büßen lassen, und durch diese Umstände möchte sich seine feste Anstellung und somit die Möglichkeit der endgültigen Verbindung mit Luise verzögern. Ja eine Zeitlang steigerte sich seine trübselige Stimmung bis auf den Grad, daß er es für ein Gebot der Ehre ansah, Luise ihr Jawort zurückzugeben. Aber gerade in diesen traurigen Tagen durfte er sich wie von der Allmacht seiner eigenen Gefühle so auch von der zuverlässigen Treue der Verlobten überzeugen, und allmählich begann er seine Lage und Aussichten in rosigerem Lichte zu betrachten.

Im Mai 1831 schied Mörike von Owen. Er verbrachte die Sommermonate ohne Amt in Stuttgart und Hohenheim, begleitete auch seinen Onkel, den Obertribunalprokurator Mörike, auf einer Reise nach Ulm und Oberschwaben. Mit Luise traf er an verschiedenen Orten zusammen. Im August wurde er als Pfarrverweser nach Eltingen bei Leonberg berufen; er war nun weiter als bisher von seinem Mädchen entfernt. Doch schon der kommende Januar rief ihn in die Grötzinger und Nürtinger Gegend zurück: seinem Wunsche gemäß wurde er auf das sogenannte unveränderliche Vikariat in dem auf einem Albplateau hochgelegenen Dorfe Ochsenwang versetzt. Hier führte ihm die Mutter den Haushalt. Darum durfte er auch einem längeren Besuche der Braut entgegensehen. Zunächst freilich harrte eine bittere Enttäuschung seiner. Am 17. Februar 1832 sollte Luise in Ochsenwang eintreffen. Zu seinem Kummer blieb sie aus. In der Frühe des 17. erhielt er ihren Absagebrief. „Das Logis", hieß es, „sollte hier vorher in Ordnung sein, um einander dann ruhiger genießen zu können." Mörike ergriff sofort die Feder, um der Geliebten sein Herz auszuschütten. Wie reizend habe er sich alles ausgemalt, wie oft auf dem Kalender den 17., Freitag, den Tag Constantiae mit der lieblichen Anspielung auf die Dauer ihres Vereins betrachtet. Nach Grötzingen könne er hauptsächlich wegen der lästigen Korrektur der Druckbogen zum Maler Nolten nicht kommen. Und im weiteren Verlaufe seines Schreibens benutzt er die Gelegenheit, sie seiner unveränderlichen Liebe von neuem zu versichern und über sein Verhältnis zu ihr Rechenschaft abzulegen:

„Ach, teure, einzige Luise, wie soll ich Dir ausdrücken, was täglich, stündlich, wenn auch zuzeiten wortlos und verschwiegen, *für Dich* und *durch Dich* in meinem Innersten sich bewegt! wie ich mein wahres und eigentliches Dasein *nur von der Stunde* an rechne, die Dich mit mir verband! wie alles, was ich sonst noch treiben, tun und hoffen mag, doch in demselben unveränderlichen Zirkel zu *Dir*, zum Lebenspunkte meines Friedens, meiner Freuden ruhig zurückfließt und dort seine Nahrung findet!

Digitized by Google

Seit wir uns kennen, es ist wahr, ist eine Veränderung meines Wesens vorgegangen, aber sie kann, wie ich Dich gerne überreden möchte und Du künftig gewiß noch einsiehst, nicht anders als zum Vorteil unserer Liebe sein, so wie sie zuverlässig auch die Frucht derselben war. Ich bin ruhiger geworden, weil ich mich sicherer in mir selbst fühle. Ich bin vielleicht weniger beredt, und eben in dem seligsten Genusse Deiner Gegenwart bin ich es weniger als sonst. O denke hinter dieser stilleren Art, mich zu benehmen, ja niemals etwas anderes! Mein Herz fängt an zu zittern und zu bluten, wenn ich denken müßte, Du wärst durch meine Schuld zuweilen irre an mir geworden, hättest die schöne Gewißheit unseres Ineinanderlebens, die mir niemals fehlt, auch nur um die Länge eines Pulsschlags entbehrt! — Ich sage Dir, mir ist es auf einmal ganz fremd und ungewohnt, dergleichen Dinge, deren heilige Wahrheit mir so lange, lange feststeht, in die Feder zu nehmen, wie ich es früher wohl ohne besondere Veranlassung von selbst getan habe. Aber freilich sollt ich billigerweise nicht vergessen, daß ich ähnliche Versicherungen, wie Deine Briefe sie enthalten, sehr ungerne, ja schmerzlich vermissen würde, und daß der stärkste und feurigste Ausdruck Deiner Neigung immer auch mir der süßeste bleibt. Ein seltsamer Egoismus! Doch auch gewiß der unschuldigste von der Welt und der Dir für die Stetigkeit meiner Liebe mehr Bürge sein kann als jedes Wort. Denn eben das entschiedene Vertrauen, das mein Herz in sich selbst setzt, läßt mich versäumen, die äußern Zeichen immer zu beobachten.

Die Schlüsse nun und Lehren, welche aus dem Bisherigen zu nehmen wären, sag' ich mir redlich selber, und so, teures, bestes Kind, so soll denn diese Materie künftig nicht einen trüben Hauch über uns bringen. Fröhlich und aller guten Hoffnung voll, deren gewisse Erfüllung die Guten und Treuen allmächtig in sich selber tragen, laß uns in die nächste, die fernste Zukunft blicken und bald das Ziel ergreifen, das eine liebe Schwester, uns zu dem schönsten Vorgang, bereits gefunden hat!"

Mörike schließt den Brief mit der rührenden Bitte, doch ja bald zu kommen und das liebe Mütterchen nochmals um das zu bitten, was sie neulich in ihrer ersten Herzensgüte so unbedenklich zugesagt habe.

Bald darauf wurde Luisens Besuch in Ochsenwang wirklich ausgeführt und im Laufe des Sommers 1832 mehrfach wiederholt. Leider bekam das rauhe Albklima Mörikes unzuverlässiger Gesundheit schlecht, und so dachte er nach kurzer Zeit wieder auf Veränderung. Die Familie seiner Braut scheint dies als Launenhaftigkeit genommen zu haben, und Luise selbst war offenbar geneigt, Mörikes Leiden — die heutigen Ärzte hätten sie wohl als neurasthenisch bezeichnet — für eingebildet anzusehen, wie sich aus scherzhaften, aber doch etwas empfindlich klingenden Bemerkungen in seinen Briefen ergibt. Die Hoffnung auf die nahe endgültige Anstellung und Vereinigung mit Luise hielt ihn allein aufrecht. Er begann sich um die verschiedensten erledigten Pfarreien zu bewerben; aber zwei Jahre sollte es noch währen, bis er sein Ziel erreichte. Diese fortgesetzten

Digitized by Google

Mißerfolge stimmten ihn in Verbindung mit seinem unbehaglichen körperlichen Befinden und allerhand Ärgernis von seiten der Brüder aufs tiefste herab. Immer wieder dachte er daran, den Kirchendienst wenigstens zeitweise zu verlassen und sich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen, von welchen Absichten die Familie Rau natürlich wenig erbaut war. Von solcher Ungunst der äußern Verhältnisse konnten auch die inneren Beziehungen der Liebenden nicht ganz unberührt bleiben. Man kann es Luise nicht gar zu sehr verübeln, daß allmählich ihr Glaube erschüttert ward, sie werde an ihrem Eduard die feste Stütze fürs Leben finden, deren ihre zarte Natur nun einmal bedurfte. Und wie begreiflich andrerseits, daß er sich von den Zeichen ihres schwindenden Vertrauens schwer gekränkt fühlte! So antwortete er ihr am 24. Januar 1833 auf Vorwürfe, die sie ihm über sein Fernbleiben gemacht hatte, aus tief verletztem Herzen also:

„Ich bin, meine teuerste Luise, in hohem Grade überrascht und bekümmert durch Dein letztes Schreiben. Du hast mir bitteres Unrecht getan. Ich sage das mit reinem, ruhigem Herzen, im männlichsten Bewußtsein, obgleich nicht ohne tiefe Wehmut, da ich in jenem Briefe nicht etwa nur ein flüchtiges Mißverständnis erblicken, sondern beinahe die schöne und feste Wurzel unseres Verhältnisses durch das unbilligste Mißtrauen von Deiner Seite bedroht und angegriffen glauben muß, wofern mir nicht gelingen sollte, dasselbe auch bis auf die kleinste Spur aus Deiner Seele wegzuwischen. Welch ein köstliches, mit nichts abzukaufendes Zeugnis Deiner Liebe könnte Dein Brief mir sein, wenn jene dumpfe Saite nicht durch alles hindurch klänge! Soll ich denn jetzt erst einsehn lernen, daß meine Luise mich nicht kenne? Wie dürftest Du sonst an meiner Redlichkeit, an meiner Treue zweifeln? O gewiß, Du mußt alle neuern Briefe immer schon vorweg mit Argwohn in die Hand genommen haben, sonst würdest Du den Ausdruck der lautersten Zärtlichkeit nicht vermißt noch verkannt haben! Wenn Du mein immer reges Verlangen, Dich wiederzusehen, überall zu schwach ausgedrückt findest — ich bitte Dich, teures Herz! — stand es in unserem gegenwärtigen Falle dem Manne nicht besser an, den Worten weniger einzuräumen und einen linden Schleier über den Gegenstand unsrer Ungeduld, unsres Kummers zu ziehen? Soll nicht auch Klugheit und Schonung bei der Liebe wohnen? Wäre es etwa löblicher gewesen, Dich durch wiederholte leidenschaftliche Ergüsse zu erweichen und Deinen Gram zu verdoppeln? Gott ist mein Zeuge, wie mein Herz oft brach, wie es zu tausend, tausend Malen im stillen blutend überfloß, indes ich dem Papier nur so viel anvertraute, als Dein Bedürfnis fordern konnte, als ich mir selbst, Dir gegenüber, schuldig war. Wie manches Mal hab' ich ein schon für Dich bestimmtes Blatt zerrissen und völlig umgeschrieben, das Dir in seiner ersten Gestalt zugleich willkommener und schmerzlicher hätte sein mögen!

So glaubte ich an meinem Teile recht und gut und vernünftig zu handeln. Ja Du selber tatest Dir, wie ich sehr wohl bemerkte, in einem ähnlichen Sinne Gewalt beim Schreiben an, und wenn Du mir zuweilen

Digitized by Google

Geduld und Mut zuriefst, wie wohl tat mir ein solcher Ton! wie gerne griff ich jedes Wort heraus, das mich etwa einen günstigen Schluß auf Deine eigene Stimmung machen ließ! Und Deine Klagen selbst — solange sie das Schicksal, die Notwendigkeit betrafen, nicht aber meine Treue antasteten, durfte ich sie schelten? Hab' ich nicht aus ihnen, so wie sie meinem Schmerz zwar neue Nahrung gaben, so doch zugleich die ganze himmlische Süßigkeit Deiner Liebe gesogen? Mein Verbrechen war nur, daß ich, statt ebenfalls mit Klagen, weit mehr mit Trost antworten zu müssen glaubte. War aber dieser Trost etwa ein leichtsinniges und nichtiges Gerede? trug er die Farbe der Wahrheit, der zärtlichen Sorge, der innigsten Hingebung so wenig, daß er Dich beleidigen und irre machen konnte? Bei alle diesem scheint leider so viel klar, daß Du, abwechselnd, bald an der Notwendigkeit meines langen Außenbleibens zweifelst, bald im Gegenteil die Größe meines Übels übertreibst. Bei beidem kann ich mich nur auf meine Briefe berufen. Wenn ich etwa nicht ausdrücklich gesagt habe, daß ich in Ermanglung aller Hilfe die Feiertage allein funktioniert habe, so unterblieb dies nur darum, weil ich dies nicht eben mit sonderlichem Ruhm für meine Gesundheit hätte herausheben können; ich dachte, überhaupt gar nicht es nur berühren, da der Umstand, daß ich zur Not meine kirchlichen Geschäfte versehen kann, keinen Maßstab und kein Präjudiz für das Ganze und Wesentliche meines Zustands gibt. Daß ich aber, im Fall eine Dispensation vom Gottesdienst auf mehrere Wochen anginge, dadurch um vieles gebessert wäre, gesteh' ich gerne zu."

Und schließlich versicherte er sie seiner unwandelbaren Liebe mit den herrlichen Worten:

„Blick her! neig mir Dein Herz entgegen! leg in Gedanken Deine Hand hieher, wo sie so oft geruht hat! im vollesten, erschöpfenden Gefühl, daß wir uns ganz und ewig angehören, daß keines Menschen Seele auf weiter Welt sich inniger, glücklicher an Dich anschließen könne als ich, Dein Eduard!! Wär's möglich, daß ich diese Worte ins hellste Morgenrot jauchzte, damit sie, bis wir für immer nebeneinander und umeinander bleiben, mit unauslöschlichen Zügen vor Deiner Seele stünden!"

Dieser Brief Mörikes war nach Tübingen gerichtet, wohin Luise mit den Ihrigen inzwischen gezogen war. Denk hatte sich nämlich auf die einträglichere Pfarrei Deckenpfronn versetzen lassen, und das war der Anlaß, daß auch die Familie Rau Ende 1832 Grötzingen verließ.

Die folgenden Briefe Mörikes an Luise zeigen wieder alles scheinbar in schönster Ordnung. Doch drängte seine äußere Lage mehr und mehr zur Katastrophe. Vergebens bewarb er sich fast wahl- und planlos um jedes offene Pfarramt; er mußte zu seinem Schmerz erleben, daß ihm manche Jüngeren vorgezogen wurden. „Ich bin seit Wochen wie ein gehetztes Wild," ließ er sich am 8. August 1833 gegen Luise vernehmen, „unstet, fast heimatlos, uneins mit mir selbst und möchte mein Schicksal mit Füßen zertreten. Nun, in ganz kurzer Zeit zum viertenmal in Stuttgart,

Digitized by Google

hab' ich doch wenig oder nichts erreicht, was jetzt zu meinem Frieden dienen könnte."

Es ist das letzte Schreiben Mörikes an Luise, das sich erhalten hat. Die späteren, die ohne Frage peinliche Auseinandersetzungen enthalten haben, sind entweder ihm nicht zurückgegeben oder von ihm vernichtet worden. So fehlen uns auch über den Bruch selbst jegliche Aufschlüsse. Ehe das Jahr 1833 zu Ende ging, war die Verlobung, wahrscheinlich zur Erleichterung der Familie Rau, sicher aber zum aufrichtigsten Schmerz der beiden Liebenden, vollständig aufgehoben.

Im Oktober 1833 verließ Mörike Ochsenwang, um in rascher Folge drei Pfarrverwesereien (zu Weilheim, Owen und Öthlingen) zu übernehmen. Seine Gemütsverfassung muß in jenen Monaten trostlos gewesen sein. Er schwieg sich, wie es im Elend stets seine Art war, gegen alle aus, die ihm nahe standen. Am 14. Mai 1834 hielt er endlich seine Ernennung zum Pfarrer im freundlichen Dorfe Cleversulzbach in Händen, und wenige Wochen darauf zog er ein in das neue Heim. Wohl mochte es ihm zum Troste gereichen, daß er nun eine Stätte hatte, wo er sein Haupt ruhig niederlegen konnte, aber doch — mit welchen neuen Empfindungen der Wehmut mußte ihn das lang ersehnte Ereignis zugleich erfüllen! Wie oftmals hatte er sich den Einzug in das eigene Pfarrhaus im Vereine mit Luise aufs reizendste ausgemalt! Und nun ohne sie! Auch uns erfaßt noch nachträglich ein Gefühl innigen Bedauerns, wenn wir von der Lösung dieses Liebesbundes hören. Denn die beiden wären nach menschlicher Voraussicht miteinander glücklich geworden. In Mörikes Leben hätte sich wohl manches anders, besser gestaltet, wenn er zeitig eine passende Gefährtin an seiner Seite gehabt hätte.

Luise Rau heiratete später einen Pfarrer Schall und lebte, als glückliche und beglückende Frau, bis ins höchste Greisenalter.

Sternlose Nacht.

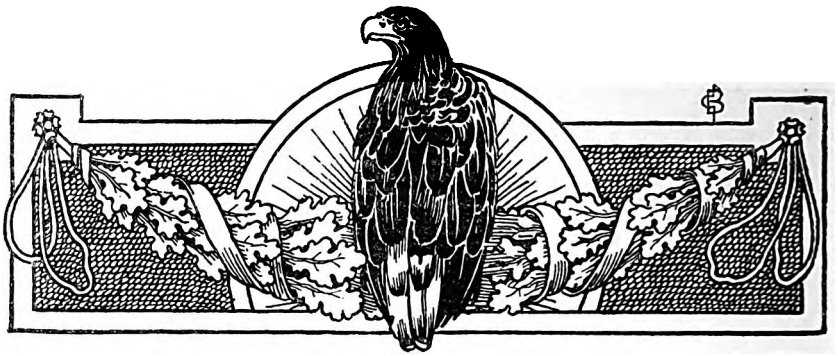
Von

Ilse Franke.

Brotduft dampft der karge Roggen,
Tannenatem schickt die Ferne.
In den Binsen klagen Poggen —
Ach, es schlafen meine Sterne!

Unruhtrübe Lichter funkeln
Nur vom nahen Heidedorfe,
Und ein Irrlicht tanzt im Dunkeln
Bei den Weiden hinterm Torfe.

Digitized by Google



Daheim.

Von

Anton Tschechow.

(Gest. 15. Juli 1904.)

1.

Eine Station der Donezbahn.

Das unfreundliche Stationsgebäude liegt einsam und still in der Steppe mit seinem weißschimmernden, von der Hitze glühenden Gemäuer, das keinen Schatten gibt und wie unbewohnt erscheint. Der Eisenbahnzug, der uns hier ausgesetzt hat, ist bereits fort; kaum vernehmlich ertönt sein Ächzen und Fauchen, um schließlich zu verstummen. Alles ist öde auf der Station — nur ein einziger Wagen wartet, er ist offenbar für uns bestimmt. Wir steigen ein, und vorwärts geht's auf der Steppenstraße; wie angenehm ist solch eine Fahrt nach dem Schütteln und Rütteln der Eisenbahn! Großartige Landschaftsbilder, wie man sie in der Moskauer Gegend nicht kennt, tauchen vor unseren Blicken auf — unbegrenzt, endlos und von seltsamem Zauber in ihrer Einförmigkeit. Steppe, Steppe — und nichts weiter; in der Ferne ein mächtiges, altes Hünengrab oder eine Windmühle; Ochsenwagen, mit Steinkohle beladen, ziehen dahin ... Vereinzelte Vögel schweben tief über die Ebene hin und wiegen uns gleichsam mit den gemessenen Bewegungen ihrer Flügel in Schlummer. Es ist heiß. Eine, zwei Stunden dauert die Fahrt bereits, und immer noch sieht man nur Steppe, nichts als Steppe, und das Hünengrab in der Ferne. Der Kutscher erzählt irgendeine lange, überflüssige Geschichte und zeigt dabei mit der Peitsche nach der Seite; Ruhe senkt sich in die Seele, sie mag ans Vergangene nicht denken ...

Man hatte Wjera Iwanowna Kardina mit einem Dreigespann abholen lassen. Der Kutscher hatte ihr Gepäck im Wagen untergebracht und schob eben das Geschirr zurecht.

„Alles ist, wie es war", sagte Wjera, während sie ihren Blick in die Runde gehen ließ. „Zum letztenmal war ich als Mädchen hier, das ist

Digitized by Google

nun zehn Jahre her. Ich erinnere mich noch — damals holte mich der alte Boris ab. Ist er noch am Leben?"

Der Kutscher antwortete nicht, sondern warf ihr nach grober Kleinrussenart einen grimmigen Blick zu und nahm seinen Platz auf dem Bock ein.

Es waren von der Station dreizehn Werst zu fahren. Wjera überließ sich ganz dem Zauber der Steppe, vergaß, was hinter ihr lag, und dachte nur daran, wieviel Raum, wieviel Freiheit hier doch wäre; sie war gesund, verständig, hübsch, jung — sie zählte erst 23 Jahre, und nur diese zwei Dinge hatten ihr bisher im Leben gefehlt: Raum und Freiheit ...

Steppe, nichts als Steppe ... Die Pferde jagen dahin, die Sonne steigt immer höher, und es scheint Wjera, daß damals, in ihrer Kindheit, die Steppe im Juni noch nicht so üppig ihre Pracht entfaltete; die blühenden Gräser und Kräuter prangen in allen Farben — grün, gelb, lila, weiß — und es steigt von ihnen und von dem durchwärmten Erdboden ein so würziger Duft empor; und diese seltsamen, dunkelblauen Vögel, die über den Weg hinschweben ... Längst hat sich Wjera das Beten abgewöhnt, nun aber flüstert sie unwillkürlich, ihre Schläfrigkeit überwindend:

„O Herr, gib doch, daß ich hier recht glücklich werde!"

So friedlich, so wohl ist ihr zumute — das ganze Leben lang könnte sie so fahren und auf die Steppe schauen. Da plötzlich, ganz unerwartet, kommt eine tiefe, mit jungen Eichen und Erlen bewachsene Schlucht; ein kühler Lufthauch weht — offenbar fließt ein Bach dort unten. Vom diesseitigen Rande der Schlucht fliegt geräuschvoll ein Volk Rebhühner auf. Wjera erinnerte sich, daß sie einstmals mit den Ihrigen nach dieser Schlucht des Abends spazieren ging — also konnte der Gutshof nicht mehr fern sein! Und siehe, da tauchen wirklich in der Ferne schon die Pappeln empor und die herrschaftliche Scheune; abseits im Felde steigt schwarzer Rauch auf: dort wird altes Stroh verbrannt. Da kommt auch schon Tante Dascha ihr entgegen und winkt mit dem Taschentuch; der Großvater sitzt auf der Terrasse. O Gott, welche Freude!

„Mein liebes, liebes Herzchen!" rief oder vielmehr schrie die Tante wie in einem hysterischen Anfall. „Da ist sie ja endlich, unsere eigentliche Herrin! Denk doch nur, mein Kindchen — du bist ja unsere Gebieterin, unsere Königin! Alles, was du hier siehst, gehört dir! Und ich, meine Liebe, meine Schöne — ich bin nicht mehr deine Tante, sondern deine gehorsame Dienerin!"

Wjera hatte keine Verwandten weiter als die Tante und den Großvater; ihre Mutter war längst tot, und ihr Vater, ein Ingenieur, war vor drei Monaten in Kasan gestorben, als er eben auf der Heimreise aus Sibirien begriffen war. Der Großvater war ein dicker Herr mit einem roten Gesichte und langem, grauem Vollbart; er litt an Asthma, ging auf einen Stock gestützt und streckte dabei den Bauch vor. Die Tante war eine Dame im Anfang der Vierziger; sie kleidete sich nach der Mode und schnürte ihre Taille sehr eng; offenbar wollte sie gefallen und jünger erscheinen, als

Digitized by Google

sie wirklich war. Sie ging mit kurzen Schritten, wobei über ihren Rücken ein eigentümliches Zucken lief.

„Wirst du uns auch lieb haben?“ fragte sie, während sie Wjera umarmte. „Wirst du nicht stolz sein?“

Auf Wunsch des Großvaters verrichteten sie ein Dankgebet, und dann gingen sie zu Tisch, wo sie lange zusammenblieben. So begann Wjeras neues Leben. Man hatte ihr das beste Zimmer angewiesen und alle Teppiche, die nur im Hause aufzutreiben waren, dahin gebracht. Auch eine Menge Blumen hatte man hineingestellt, und als Wjera am Abend sich in ihr breites, bequemes, weiches Bett gelegt und die nach alten, gelagerten Kleidern duftende Seidendecke über ihre Brust gezogen hatte, da lachte sie vor lauter Wohlbehagen.

Tante Dascha kam auf einen Augenblick zu ihr herein, um ihr eine gute Nacht zu wünschen.

„Da bist du nun, Gott sei Dank, glücklich da“, begann sie, während sie sich auf Wjeras Bett setzte. „Wie du siehst, leben wir nicht schlecht, besser wollen wir es gar nicht haben. Nur eins beunruhigt mich: mit deinem Großvater steht's nicht zum besten! Er ist schon recht, recht schwach, das Asthma quält ihn, und sein Gedächtnis läßt sehr nach. Was war das früher für ein Mann — du weißt doch noch? Er strotzte nur so von Gesundheit und Kraft. Wehe dem, der ihm nicht parierte! Wenn jemand von den Leuten ihm etwas nicht recht machte, sprang er gleich auf: ‚Sofort fünfundzwanzig! Ohne Widerrede!‘ Jetzt ist er ruhiger geworden, kaum daß man ihn mal hört. Na, die Zeiten haben sich ja auch geändert, mein Schätzchen, das Prügeln ist verboten. Es geht schließlich auch ohne Prügeln, nur muß man auf andere Weise dafür sorgen, daß das Volk nicht ganz verkommt.“

„Schlägt man sie denn jetzt, Tante?“ fragte Wjera.

„Der Verwalter tut es wohl mal gelegentlich — ich nicht. Gott mit ihnen! Auch der Großvater holt ab und zu einmal, aus alter Gewohnheit, mit dem Stocke aus, aber zum Schlagen kommt's nicht.“

Tante Dascha gähnte und bekreuzte zuerst den Mund und dann das rechte Ohr.

„Lebt es sich hier nicht langweilig?“ fragte Wjera.

„Wie soll ich dir's sagen? Die Gutsbesitzer sind allerdings jetzt aus der Gegend verschwunden; aber dafür sind ringsum allerhand Etablissements entstanden, Gruben und Hüttenwerke, und da gibt es denn eine Unmenge von Ingenieuren, Doktoren, Steigern usw. Man spielt Theater, veranstaltet Konzerte — und spielt vor allem sehr viel Karten. Auch wir haben öfters Besuch, so kommt zu uns häufig ein Doktor Neschtschapow, ein hübscher, interessanter Mensch. Er ist hier Arzt an einem Hüttenwerk. Er hat sich in deine Photographie verliebt, und ich habe schon so bei mir gedacht: ob das nicht am Ende Wjerotschkas Schicksal ist? Er ist jung und stattlich, verfügt über eigene Mittel — eine gute Partie mit einem

Digitized by Google

Wort. Na, und auch du wärst, weiß Gott, kein übles Bräutchen. Du bist von guter Familie, und wenn auch unser Gut mit Hypotheken belastet ist, so ist es doch sonst gut imstande. Mein Erbteil steckt ja auch noch darin — aber schließlich bleibt doch alles für dich, mein Schätzchen. Dann hat mein verstorbener Bruder, dein Papa, auch noch 15000 Rubel bar hinterlassen ... Na, aber ich sehe, dir fallen die Äugelchen schon zu. Schlaf wohl, mein Kindchen!"

Am nächsten Morgen machte Wjera sich zunächst mit der Umgebung des Hauses bekannt. Der Garten, der es umgab, war alt und unschön, es fehlte an Wegen, und er lag sehr unbequem an einem Abhang. Man legte ihm offenbar keinen großen Wert bei, denn er war ganz nnd gar vernachlässigt. Es wimmelte von Nattern. Wiedehopfe flatterten unter den Bäumen hin und her und riefen ihr „U-tu-tut!" in einem Tone, als wollten sie jemandem etwas ins Gedächtnis rufen. Unterhalb des Gartens floß der mit hohem Schilf bewachsene Fluß vorüber, und jenseits desselben, eine halbe Werst vom Ufer entfernt, lag das Dorf. Vom Garten aus begab sich Wjera aufs Feld; und wie sie so in die weite Ferne schaute und über ihr neues Leben in dem heimatlichen Neste nachdachte, hätte sie gar zu gern erraten, was ihr hier bevorstand. Diese Weite, diese feierlich schöne Ruhe der Steppe schien ihr zu sagen, daß das Glück ihr nahe, ja daß es schon da sei; und wirklich hätten wohl Tausende von Menschen ihr gesagt: Welch ein Glück, jung zu sein, und schön, und gebildet und obendrein auf seinem eigenen, angestammten Landgut zu leben! Zugleich aber flößte diese endlose, einförmige Ebene, in der nicht eine lebendige Seele zu wohnen schien, ihr Angst und Schrecken ein, und mehrmals trat ihr mit blitzheller Klarheit der Gedanke vor die Seele, daß dieses ruhige, grüne Ungeheuer, das sich da vor ihren Blicken dehnte, ihr Leben verschlingen und in ein Nichts verwandeln würde. Sie war jung und hübsch und liebte das Leben; sie hatte das Institut absolviert, beherrschte drei fremde Sprachen, hatte viel gelesen und war mit ihrem Vater viel gereist — sollte das alles nur den Zweck gehabt haben, daß sie sich nun zum Schluß hier in diesem verlorenen Steppenwinkel festsetzte und Tag für Tag, aus lauter Langerweile, vom Garten nach dem Felde und vom Felde nach dem Garten spazierte, und daß sie dann still zu Hause saß, um auf den Atem des Großvaters zu achten? Ja — aber was sollte sie sonst beginnen? Wohin sich wenden? Sie fand keine Antwort auf diese Fragen, und als sie heimging, dachte sie bei sich, daß das ersehnte Glück ihr hier kaum erblühen werde, und daß es weit interessanter sei, von der Eisenbahnstation hierher zu fahren, als hier für immer zu leben.

Vom Hüttenwerk kam Doktor Neschtschapow herübergefahren. Er war immer noch Arzt und praktizierte auch, aber vor drei Jahren hatte er einen Anteil an dem Etablissement erworben und war somit einer der Chefs desselben. Seinem Äußeren nach war er ein brünetter junger Mann von blasser Gesichtsfarbe und schlanker Figur und trug stets eine weiße Weste;

Digitized by Google

wie es in Kopf und Herz bei ihm aussah, war schwer zu erraten. Bei der Begrüßung küßte er Tante Dascha die Hand, und so oft jemand auf ihn zutrat, sprang er empor, um entweder seinen Platz anzubieten oder einen andern Stuhl zu holen; im übrigen war er sehr ernst und schweigsam, und wenn er zu sprechen begann, blieben jedesmal seine ersten Worte unverständlich, obschon er sonst durchaus korrekt und keineswegs leise sprach.

„Spielen Sie Klavier?" fragte er Wjera, und da sie in demselben Moment ihr Taschentuch fallen ließ, sprang er sogleich von seinem Stuhl auf.

Er blieb von Mittag bis Mitternacht da, schwieg fast die ganze Zeit und mißfiel Wjera im höchsten Maße; seine weiße Weste erschien ihr hier auf dem Dorfe, als ein Zeichen schlechter Lebensart; die ausgesuchte Höflichkeit, die Manieren und das blasse, ernste Gesicht mit den dunklen Brauen kamen ihr fad vor, und sein beständiges Schweigen schien ihr nur zu bestätigen, daß er ein beschränkter Kopf war. Die Tante aber meinte, als er fort war, ganz entzückt:

„Nun, was sagst du? Ein prächtiger Mensch, nicht wahr?"

2.

Tante Dascha führte die Wirtschaft auf dem Gute. Mit enggeschnürter Taille und klimpernden Armbändern an beiden Handgelenken trippelte sie mit kleinen Schritten und beständig zuckendem Rücken von der Küche nach dem Speicher und vom Speicher nach dem Viehhof; sprach sie mit dem Verwalter oder mit den Bauern, so setzte sie jedesmal, Gott weiß weshalb, ihr Pincenez auf. Der Großvater saß ewig auf einem Fleck und legte Patience oder schlummerte. Beim Mittagessen und Abendbrot aß er ungeheuer viel; er aß, was heut frisch gekocht, und was von gestern übrig geblieben war, aß den Rest der kalten Pastete vom Sonntag und das Pökelfleisch, das eigentlich für das Gesinde bestimmt war, und alles das aß er mit einer solchen Gier, daß Wjera jedesmal, wenn sie eine Hammelherde oder einen mit Mehl beladenen Wagen sah, unwillkürlich dachte: „Das wird der Großvater verschlingen." Ganz mit dem Essen oder den Karten beschäftigt, saß er zumeist schweigend da; bisweilen jedoch, wenn er bei Tisch saß und sein Blick auf Wjera fiel, übermannte ihn die Rührung, und er sagte zärtlich:

„Wjerotschka! Du meine einzige Enkelin!"

Und in die Augen traten ihm blinkende Tränen. Oder sein Gesicht wurde plötzlich purpurrot, die Halsadern schwollen ihm an, und mit dem Stock auf den Boden klopfend, schrie er voll Wut die Dienstboten an:

„Warum ist kein Meerrettich auf dem Tische?"

Im Winter führte er ein Leben ohne jede Bewegung, im Sommer hingegen fuhr er ab und zu aufs Feld hinaus, um zu sehen, wie der Hafer oder das Gras stand, und wenn er dann heimkehrte, schalt er, daß alles drunter und drüber gehen würde, wenn er nicht nach dem Rechten sähe, und schwang dabei drohend seinen Stock.

Digitized by Google

„Dein Großväterchen ist heut schlecht gelaunt", flüsterte Tante Dascha ihrer Nichte zu. „Na, jetzt ist's noch zu ertragen, aber früher hieß es immer gleich: ‚Sofort fünfundzwanzig! Ohne Widerrede!'"

Die Tante klagte darüber, daß alle träg geworden seien, daß niemand etwas tue, und daß das Gut gar nichts mehr abwerfe. In der Tat war auch ein geregelter Wirtschaftsbetrieb gar nicht vorhanden; es wurde zwar ein wenig gepflügt und gesät, aber nur sozusagen aus alter Gewohnheit, in Wirklichkeit ward nichts getan und nur gefaulenzt. Dabei wurde den ganzen Tag hin und her gelaufen, herumgewirtschaftet und kalkuliert. Um fünf Uhr des Morgens begann das Rumoren im Hause, in einem fort hieß es: „Bring das!" — „Hol jenes!" — „Lauf dahin!", und die Dienstboten waren, wenn der Abend kam, gänzlich erschöpft. Allwöchentlich wechselte die Tante ihre Köchinnen und Stubenmädchen, bald entließ sie sie „wegen Unsittlichkeit", bald gingen sie von selbst, weil die Arbeit über ihre Kräfte ging. Aus dem Dorfe unten ging niemand mehr nach dem Gutshofe in Dienst, es mußte Gesinde von weiter her gemietet werden. Nur ein Mädchen aus dem eigenen Dorfe, Aljona hieß sie, ging nicht fort, weil von ihrem Lohne ihre ganze Familie lebte — eine Schar von alten Weibern und Kindern. Diese Aljona, ein kleines, blasses, beschränktes Ding, räumte den ganzen Tag in den Zimmern auf, bediente bei Tisch, heizte die Öfen, besorgte die Wäsche und nähte — aber es machte immer den Eindruck, als ob sie nur immer zwecklos hin und her liefe, mit den Stiefeln polterte und überall im Wege stände; aus Furcht, daß man sie aus dem Dienst wegschicken könnte, ließ sie häufig irgendein Geschirrstück fallen, daß es in Stücke ging, und wenn ihr dafür dann Abzüge am Lohn gemacht wurden, kamen ihre Mutter und ihre Großmutter, um für sie zu bitten, und verneigten sich vor Tante Dascha bis tief zur Erde.

Einmal in der Woche, oder noch öfter, kamen Gäste ins Haus. Die Tante trat dann zu Wjera ins Zimmer und sagte:

„Komm doch zu den Gästen heraus, sonst halten sie dich für hochmütig!"

Und Wjera gesellte sich zu den Gästen, klopfte mit ihnen stundenlang „Wint" (ein russisches Kartenspiel) oder spielte ihnen auf dem Klavier zum Tanze auf. Ganz atemlos vom Tanze, aber im übrigen sehr vergnügt, kam die Tante auf sie zu und flüsterte ihr ins Ohr:

„Sei doch zu Marja Nikiforowna etwas freundlicher!"

Am St.-Nikolaustage, dem 6. Dezember, kamen mit einemmal wohl an die dreißig Gäste angefahren; bis spät in die Nacht hinein wurde „Wint" gespielt, und viele blieben über Nacht da. Frühmorgens setzten sie sich sogleich wieder an den Kartentisch, dann aßen sie zu Mittag, und als Wjera nach dem Mittagessen sich auf ihr Zimmer zurückziehen wollte, um sich von den Gesprächen und dem Zigarrenrauch zu erholen, und auch da eine Schar von Gästen antraf, wäre sie vor Verzweiflung beinahe in Tränen ausgebrochen. Als endlich am Abend sich alle auf den Heimweg machten, sagte sie aus lauter Freude darüber, daß sie endlich gingen:

Digitized by Google

„Aber so bleiben Sie doch noch, bitte!"

Sie fand diese ewigen Gastereien ermüdend und lästig. Und andererseits trieb es sie selbst fast jeden Tag, sowie es nur zu dunkeln begann, zum Hause hinaus, und sie machte drüben auf dem Hüttenwerk oder bei den benachbarten Gutsbesitzern Besuche; auch dort gab es Kartenspiel, Tanzvergnügen, Pfänderspiele, Schmausereien . . . Die jungen Leute, die auf den Kohlengruben und Hüttenwerken angestellt waren, sangen bisweilen kleinrussische Lieder, und die Seele ward von Traurigkeit erfüllt bei ihren Gesängen. Oder die Gäste versammelten sich alle in einem Zimmer und unterhielten sich im Halblicht der Dämmerung von den Kohlengruben, von den Schätzen, die irgendwo in der Steppe vergraben sein sollten, von den Geheimnissen der Hünengräber usw. Bisweilen tönte plötzlich zu später Stunde von draußen her mitten ins Gespräch der Ruf: „Zu Hilfe!" Vielleicht war es ein Betrunkener, der da rief — vielleicht auch jemand, der von Räubern ausgeplündert wurde, was dort in der Kohlengrubengegend nicht zu den Seltenheiten gehörte. Oder der Wind heulte im Kamin und rüttelte an den Fensterläden, und nach einem Weilchen erdröhnte die Sturmglocke von der Kirche: dann wußten alle, daß ein Schneesturm über die Steppe dahersagte.

Bei all diesen Abendgesellschaften, Picknicks und Diners war entschieden Tante Dascha die interessanteste Dame und Doktor Neschtschapow der interessanteste Herr. Auf dem Hüttenwerk wurde ebenso wie auf den Gutshöfen sehr wenig gelesen, man spielte nur Märsche und Polka's, und die jungen Leute disputierten stets über Dinge, von denen sie nichts verstanden, wobei natürlich viel törichtes Zeug zum Vorschein kam. Es wurde hitzig und laut disputiert — aber, so seltsam es scheinen mochte: nirgends waren Wjera so gleichgültige und oberflächliche Menschen begegnet wie hier. Es war, als ob alle diese Menschen kein Vaterland, keine Religion, keine gesellschaftlichen Interessen besäßen. Wenn sie über Literatur sprachen oder irgend eine abstrakte Frage berührten, sah man an Neschtschapows Gesichte, daß ihm das alles höchst gleichgültig war, daß er schon lange, sehr lange nichts gelesen hatte und auch nichts lesen wollte. Mit ausdrucksloser, ernster Miene, wie ein schlecht gemaltes Porträt, saß er beständig in seiner weißen Weste da, schwieg unerschütterlich und spielte den Rätselhaften; die jungen Damen aber fanden ihn interessant, waren entzückt von seinen Manieren und beneideten Wjera, die ihm offenbar sehr gefiel. Wjera aber verließ die Gesellschaft jedesmal in höchst verärgerter Stimmung und gab sich das Wort, fortan zu Hause zu bleiben; kaum war jedoch der Tag vorüber und der Abend angebrochen, so war sie auch schon nach dem Hüttenwerk unterwegs, und so ging es fast den ganzen Winter.

Sie ließ sich Bücher und Zeitschriften kommen und begann eifrig zu lesen. Bis tief in die Nacht hinein las sie, in ihrem Bette liegend; wenn die Uhr im Korridor zwei oder drei schlug und ihr vom Lesen schon die Schläfen zu schmerzen begannen, richtete sie sich in den Kissen auf und

Digitized by Google

überließ sich ihren Gedanken. Was sollte sie beginnen? Wohin sollte sie sich wenden? Eine ganz verwünschte, qualvolle Frage, auf die die Menschen in der Theorie so viele Antworten bereit haben und in der Wirklichkeit nicht eine sich finden will.

Wie edel, wie heilig, wie schön müßte es doch sein, dem Volke zu dienen, sein Elend zu mildern, es aufzuklären! O gewiß — aber sie, Wjera, kannte ja das Volk gar nicht. Und wie sollte sie zu ihm gelangen? Es war ihr fremd und uninteressant; der dumpfe Geruch der Bauernstube, der Lärm der Schenke, die ungewaschenen Kinder, das Geschwätz der Weiber waren ihr unerträglich. Durch knietiefen Schnee waten, frieren, dann in der stickigen Stube sitzen und Kinder unterrichten, die man nicht liebt — nein, lieber sterben! Sie würde die Kinder der Bauern unterrichten — und zu gleicher Zeit würde Tante Dascha den Zins von der Schenke und die Strafgelder von den Bauern eintreiben — was für eine Komödie wäre das! Wie viel wurde doch von den Schulen, der Dorfbibliothek, der allgemeinen Volksbildung gesprochen — aber wenn alle diese ihr bekannten Ingenieure, Fabrikbesitzer und Damen nicht heuchelten, sondern wirklich davon überzeugt wären, daß die Volksbildung eine Notwendigkeit sei, dann würden sie den Lehrern nicht 15 Rubel monatlich zahlen, wie es jetzt geschieht, und sie nicht hungern lassen. Alle diese Schulgründungen und Gespräche über die Unbildung des Volkes haben nur den Zweck, das Gewissen zu beschwichtigen, da es immerhin beschämend ist, fünf- oder zehntausend Deßjätinen Grund und Boden zu besitzen und dem Volkselend gegenüber gleichgültig zu bleiben. Von Doktor Neschtschapow rühmen die Damen, daß er ein gutes Herz besitze und für die Kinder der Hüttenarbeiter eine Schule errichtet habe. Nun, diese Schule hat er aus alten Mauersteinen bauen lassen, die für andere Zwecke nicht mehr verwendbar waren; sie hat ihn im ganzen achthundert Rubel gekostet, und als sie eingeweiht wurde, hat er sich gehörig verhimmeln lassen. Aber wenn man ihm zumuten würde, er solle auf seinen Anteil am Geschäftsgewinn zu gunsten seiner Arbeiter verzichten, die ja ebensolche Menschen seien wie er selbst — er würde einen solchen Gedanken voll Entrüstung von sich weisen.

Und ein heftiger Zorn über sich selbst und über alle Menschen erfüllt Wjeras Herz. Sie greift von neuem zum Buche und will weiterlesen, doch nach einer Weile richtet sie sich wieder auf und sinnt weiter. Sollte sie den ärztlichen Beruf ergreifen? Aber dann müßte sie ein Examen im Lateinischen ablegen, und überdies hatte sie eine unüberwindliche Scheu vor Leichen und Krankheiten. Ja, wenn sie so Mechaniker, oder Dampferkapitän hätte werden können, oder vielleicht Richter oder Gelehrter — kurz, wenn ihr ein Beruf offen gestanden hätte, in dem alle ihre physischen und geistigen Kräfte aufgegangen wären, in dem sie sich tags zuvor müde gearbeitet hätte, um dann nachts einen gesunden Schlaf zu finden; wenn sie ihr Leben irgendeiner lohnenden, schwierigen Aufgabe hätte weihen

Digitized by Google

können, die sie mit interessanten Leuten in Berührung gebracht hätte; wenn sie Liebe finden, eine eigene Familie, einen Gatten und Kinder haben würde ... Aber womit sollte sie anfangen? Was endlich tun?

Eines Morgens, an einem Sonntag der Großen Fastenzeit, trat die Tante in ihr Zimmer, um ihren Regenschirm zu holen. Wjera saß in ihrem Bett, den Kopf in die Hände gestützt, und war in Gedanken versunken.

„Du solltest doch mal mit in die Kirche kommen, mein Schätzchen", meinte die Tante. „Die Leute halten dich sonst für eine Ungläubige."

Wjera gab keine Antwort.

„Ich sehe, du langweilst dich, mein armes Kind", fuhr die Tante fort und kniete vor dem Bett nieder; sie vergötterte Wjera. „Gestehe es nur: du langweilst dich?"

„Ja, ich langweile mich recht sehr."

„Meine Schöne, meine Königin — ich bin doch deine gehorsame Sklavin, ich wünsche dir nur Gutes, nur alles Glück ... Sag, weshalb willst du Neschtschapow nicht heiraten? Auf wen wartest du denn noch, mein Kindchen? Nimm's mir nicht übel — aber gar zu wählerisch dürfen wir nicht sein, wir sind keine Fürsten ... Die Zeit vergeht, du bist keine Siebzehnjährige mehr ... Ich kann dich nicht begreifen! Er liebt dich ja, vergöttert dich!"

„Ach Gott", versetzte Wjera unwillig — „woher soll ich denn das wissen? Er selbst schweigt doch immer, spricht nie ein Wort!"

„Es ist nur Schüchternheit, mein Seelchen ... Er fürchtet, du könntest ihm einen Korb geben!"

Und als dann die Tante gegangen war, stand Wjera eine ganze Weile mitten in ihrem Zimmer und wußte nicht, ob sie sich ankleiden oder wieder hinlegen sollte. Hier drinnen das Bett — und draußen die kahlen Bäume, der schmutzig-graue Schnee, die krächzenden Dohlen, die Schweine, die der Großvater aufessen würde — wie widerwärtig war ihr das alles!

„Sollte mir wirklich nichts weiter übrig bleiben, als zu heiraten?" dachte sie bei sich.

3.

Seit zwei Tagen ging die Tante mit verweinten Augen und stark gepudertem Gesicht umher, seufzte bei Tisch in einem fort und warf flehende Blicke zu dem Heiligenbild in der Ecke. Niemand begriff, was sie eigentlich drückte. Endlich faßte sie sich ein Herz, trat in Wjeras Zimmer und sagte ganz ungezwungen:

„Denk dir nur, mein Kindchen, wie peinlich: wir sollen die Hypothekenzinsen in der Bank entrichten, und unser Pächter zahlt keine Pacht! Du hast doch nichts dagegen, wenn wir die Zinsen von den fünfzehntausend Rubeln bezahlen, die dir Papa hinterlassen hat?"

Dann machte die Tante sich den ganzen Tag mit dem Einmachen von Kirschen zu schaffen. Aljona, ganz rot von der Hitze, lief immerzu

Digitized by Google

vom Garten ins Haus und von da in den Keller. Wenn Tante Dascha Kirschen einmachte, mit feierlich ernstem Gesichte, als ob sie eine Opferhandlung verrichtete, und mit aufgestreiften Ärmeln, die ihre kleinen, kräftigen, despotischen Arme sehen ließen, und wenn die Dienstboten so beständig mit den Kompottöpfen hin und her liefen, von deren Inhalt sie nie etwas abbekommen sollten, dann lag es immer wie ein quälender Alp auf dem Hause.

Im Garten roch es nach gedünsteten Kirschen. Die Sonne war bereits untergegangen. Wjera saß auf einer Gartenbank und sah einem neuen Arbeiter zu, der nach ihrer Anweisung Gartenwege anlegte. Es war ein junger, kürzlich entlassener Soldat, der zufällig gestern durchs Dorf gekommen war und um Arbeit angesprochen hatte. Er stach mit seiner Schaufel den Rasen aus und warf ihn in eine Karre.

„Wo hast du gedient?" fragte ihn Wjera.

„In Berdjansk."

„Und wohin gehst du jetzt? Nach deiner Heimat?"

„Nein", versetzte der Arbeiter. „Ich habe keine Heimat."

„Aber du bist doch irgendwo geboren und aufgewachsen?"

„Ja wohl, im Gouvernement Orlow. Bevor ich Soldat wurde, lebte ich bei meiner Mutter, im Hause meines Stiefvaters. Nun hab' ich beim Militär einen Brief bekommen, meine Mutter sei gestorben, und da hab' ich keine Lust, heimzugehen — zum Stiefvater, in ein fremdes Haus . . ."

„Dein richtiger Vater ist gestorben?"

„Das weiß ich nicht. Ich bin unehelich geboren."

In diesem Augenblick erschien das Gesicht der Tante am Fenster.

„Il ne faut pas parler aux gens," rief sie. Und zu dem Soldaten gewandt, sagte sie: „Geh in die Küche, mein Lieber — dort kannst du deine Geschichten weitererzählen."

Und dann folgte, wie gestern und alle Tage, das Abendbrot, und stundenlanges Lesen, und eine schlaflose Nacht, und wiederum dieses endlose Brüten und Nachdenken über den einen und einzigen Punkt. Um drei Uhr ging die Sonne auf, Aljona wirtschaftete schon im Korridor herum, und Wjera schlief noch immer nicht und versuchte zu lesen. Man hörte das Rollen eines Karrens: der neue Arbeiter war bereits im Garten an seinem Tagewerk . . . Wjera setzte sich ans offene Fenster, mit einem Buche in der Hand; im Halbschlummer saß sie da und sah zu, wie der Soldat für sie Fußpfade durch den Garten legte; das unterhielt sie. Die Wege waren glatt und eben wie ein Riemen, und es machte ihr Vergnügen, sich auszumalen, wie hübsch sie aussehen würden, wenn sie erst mit gelbem Kies bestreut sein würden.

Es mochte in der sechsten Stunde sein, als Wjera die Tante in einem rosa Morgenrock und mit Wickeln im Haar aus dem Hause treten sah. Schweigend stand sie eine Weile, vielleicht drei Minuten lang, auf der Treppe, dann sagte sie zu dem Soldaten:

Digitized by Google

„Nimm deinen Paß und geh mit Gott! Unehelich geborene Leute kann ich im Hause nicht dulden."

Wjera empfand ein peinliches, böses Gefühl — es war ihr, als ob ein schwerer Stein sich in ihrer Brust umwälzte. Sie war empört, sie empfand einen tiefen Haß gegen die Tante, die ihr bis zum Ekel zuwider war . . . Aber was sollte sie tun? Sollte sie ihr eine Szene machen? Ihr Grobheiten sagen? Doch welchen Zweck sollte das haben? Sollte sie einen Kampf mit ihr beginnen, sie unschädlich machen, sie entfernen? Sollte sie dem Großvater verbieten, den Leuten mit dem Stocke zu drohen? Aber welchen Nutzen brachte das alles? War das nicht dasselbe, als ob sie in der Steppe, deren Ende man nicht absah, eine einzige Maus oder Natter unschädlich machte?

Aljona trat ein, verneigte sich tief vor Wjera und begann die Sessel hinauszutragen, um sie auszuklopfen.

„Jetzt ist keine Zeit zum Aufräumen", sagte Wjera ärgerlich. „Geh hinaus und laß mich in Ruhe!"

Aljona ward verwirrt, begriff vor lauter Angst nicht, was man von ihr verlangte, und begann hastig auf der Kommode aufzuräumen.

„Geh hinaus, sag' ich dir!" schrie Wjera, und es überlief sie dabei kalt; nie vorher hatte sie ein so peinliches Gefühl empfunden. „Hinaus!"

Aljona stieß einen quiekenden Ton aus, der einem Vogellaut ähnlich war, und ließ Wjeras goldene Uhr auf den Teppich fallen.

„Fort von hier!" schrie Wjera ganz außer sich und sprang, am ganzen Leibe zitternd, auf. „Werft sie hinaus, sie ärgert mich zu Tode!" fuhr sie fort und folgte, mit den Füßen stampfend, Aljona auf den Korridor. „Fort mit ihr! Schlagt sie mit Ruten! Ohne Widerrede!"

Und dann kam sie zur Besinnung und stürzte Hals über Kopf, so wie sie war, ungekämmt und ungewaschen, in Schlafrock und Morgenschuhen aus dem Hause. Sie lief bis zu der ihr bekannten Schlucht und verbarg sich dort im Dorngebüsch, um niemand zu sehen und von niemand gesehen zu werden. Und da lag sie nun unbeweglich im Grase, ohne Tränen, ohne Schrecken, und schaute, ohne mit den Augen zu blinzeln, zum Himmel empor; vor ihrem Geiste aber stand kalt und klar der Gedanke, daß etwas geschehen war, was sie nie vergessen und sich ihr Lebenlang nicht verzeihen würde.

„Nein, es ist genug, genug!" ging's ihr durch den Sinn. „Es ist Zeit, daß ich mich aufraffe, sonst komme ich nie zu Ende . . . Genug!"

4.

Gegen Mittag fuhr Dr. Neschtschapow durch die Schlucht — er wollte offenbar auf dem Gutshofe einen Besuch abstatten. Wjera sah ihn und faßte einen raschen Entschluß: ja, sie wollte ein neues Leben beginnen, wollte sich zwingen, es zu beginnen. Dieser Entschluß beruhigte sie. Und während sie mit den Augen der schlanken Gestalt des Doktors folgte, sprach sie für sich, als wollte sie die Strenge ihres Urteils mildern:

Digitized by Google

„Er ist eigentlich ein ganz guter Junge ... Wir werden wohl leidlich miteinander auskommen ..."

Sie kehrte nach Hause zurück. Als sie sich auskleidete, trat Tante Dascha zu ihr ins Zimmer und sagte:

„Alljona hat dich geärgert, mein Seelchen — ich habe sie gleich fortgeschickt. Ihre Mutter hat sie braun und blau geprügelt und kam dann weinend hierher gelaufen ..."

„Tante," fiel Wjera ihr rasch ins Wort, „ich heirate den Doktor Neschtschapow. Nur sprich du selbst mit ihm — ich vermag's nicht ..."

Und dann ging sie wieder fort, ins weite Feld hinaus. Ohne Ziel ging sie weiter und weiter und dachte darüber nach, was sie nach ihrer Verheiratung tun würde: sie wollte sich um die Wirtschaft kümmern, wollte die Bauern kurieren, die Dorfkinder unterrichten und überhaupt alles tun, was andere Frauen ihres Gesellschaftskreises auch taten; diese beständige Unzufriedenheit mit sich selbst und den Menschen aber, diese lange Reihe grober Irrtümer und Täuschungen, die wie ein Berg aus der Vergangenheit emporzuwachsen scheinen, sobald man nur seinen Blick rückwärts nach ihr hinwendet — — die wollte sie als ihr eigentliches, ihr von Anfang an bestimmtes Leben betrachten, und kein anderes, besseres wollte sie erwarten ... Es gibt ja auch gar kein besseres! Die Schönheit der Natur, die menschlichen Phantasien, die harmonischen Akkorde der Musik — sie reden wohl von einem solchen besseren Leben, das wirkliche Leben aber ist anders beschaffen. Glück und Wahrheit existieren offenbar irgendwo außerhalb des Lebens ... Man muß das wirkliche Leben aufgeben, muß in eins verschmelzen mit dieser herrlichen, ruhigen, gleich der Ewigkeit endlosen Steppe, mit ihren Blumen, ihren Hünengräbern, ihrer Weite — dann erst wird einem wohl sein ...

Vier Wochen später lebte Wjera bereits drüben auf dem Hüttenwerk.

(Deutsch von August Scholz.)

Herbst.

Von

Albert Antoni.

Nun fegen die Septemberwinde
Von Feld und Straßen Spreu und Staub.
Am Kirchplatz aus der alten Linde
Verweht das letzte welke Laub.

Und auch der letzte Erntewagen
Ist lange hochgefüllt herein.
Da hör' ich eine Stimme fragen:
„Wann fährst du deine Garben ein?"

Digitized by Google

Wenn Großeltern dichten.

Von Adolf Ey sind bei A. Hofmann & Co. in Berlin „Gedichte eines Großvaters“ erschienen (V u. 96 S., geb. Mk. 2.50). Wenn ich mir den Verfasser dieses reizenden, allerliebst mit Vignetten nach Großelternmanier — 1820 bis 1830 — ausstaffierten Büchelchens richtig vorstelle, so ist es ein alter freundlicher Herr mit schlichtem Weißhaar, aus klaren, hellen Augen durch die Brille in die Welt guckend. Dabei verliebt bis über beide Ohren, wie der vulgäre aber treffende Ausdruck lautet, in seine Enkelkinder, die er gewiß manchmal vor der Frau Grete Reinworth zu Unrecht in Schutz nimmt, wenn die Mutter den kleinen Unartskobolden eine wohlverdiente Lektion erteilen will.

Was die Lieder mir so angenehm macht, ist ihr ungesuchtes, quellenartiges Hervorsprudeln. Keine gequälten Vergleiche, nichts Modern-müdes, nichts Raffiniert-komponiertes, und was sonst die heutige Lyrik bisweilen so schwer verständlich oder geradezu ungenießbar macht. Ein fröhliches Herz schlägt warm und froh, eine frische Vogelkehle kann nicht heller jubilieren, als des Großvaters, der noch so jung fühlt und so lustig die Welt anschaut, kurzum ein Dichter ist, der da singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, der die Sprache beherrscht, aber nicht tyrannisiert, der in vielen Rhythmen zu reiten weiß, aber die Form nicht verkünstelt. Zwei Proben werden dies am besten dartun.

Bin ich noch ein Mensch?

Will der Morgen eben dämmern,
Hör' ich kleine Fäustchen hämmern,
Trommeln an die Kammertür;
Meine Enkel stehn dafür.
Und sie jubeln, schrein und lachen:
Großpapa, den Löwen machen!
Dreh' ich nur den Schlüssel sacht,
Stürmt herein die wilde Jagd.

Hinter Kissen, Decken, Pfühlen
Sie sich eine Höhle wühlen.
Aus dem kleinen Häschenhaus
Gucken nur zwei Näschen 'raus;
Halb erstickt tönt's aus den Hüllen:
Großpapa, wie'n Löwe brüllen!
Während ich mich rasch frisier',
Brüll' ich wie das Wüstentier.

Dann muß ich, sie zu ergötzen,
Gegen sie die Zähne wetzen,
Sie zerreißen mit den Klaun
Und an ihren Knöchlein kaun.
Dabei schrein sie wie besessen:
Großpapa, noch einmal fressen!
Ich verspeis' sie wie nicht klug.
Doch den Schelmen nie genug.

Digitized by Google

Mausi als Erzieherin.

Ich glaub', im Bette waren ein paar Spinnen
Frühmorgens mir gekrochen übers Linnen,
Und da das Böse niemals kommt allein,
Stand ich zuerst auf mit dem linken Bein.
Zudem träumt' ich, was, gleich als wär' es gestern,
Mich quält seit mehr denn siebenzig Semestern:
Es trieb der Unglückstraum sein altes Spiel,
Daß wieder ich durchs Abiturum fiel.
Genug, der Traum, das linke Bein, die Spinnen —
Da bleib' ein andrer bei vernünft'gen Sinnen!
Die Suppe war zu heiß, das Fleisch zu kalt.
Was er noch nie getan, Großvater schalt
Und hat ich weiß noch heut nicht was gesprochen,
Als hätt' Großmutter Schreckliches verbrochen.

Doch plötzlich, als ich weidlich noch gebrummt,
Recht wie ein alter Bär, bin ich verstummt;
Denn neben mir fühlt' ich, wie eine kleine
Rundliche Hand sich sachte schob in meine,
Ich sah, wie Mausi, fest an mich gedrückt,
Mit stillem Vorwurf zu mir aufgeblickt.
Dann zog sie mich, und ob ich auch noch grollte,
Ich mußt' zu Großmama, wie Mausi wollte;
Da reckte sie sich in den kleinen Schuhn
Und sprach: Großpapa will's nie wieder tun!

Ebenso wie aus den Gedichten eines Großvaters spricht eine liebenswürdige heitere Seele und gesunde Weltanschauung aus den Großmutterliedern, Erlebtes und Mitempfundenes von Lina Schneider (München 1903, Allg. Verlags-Ges. m. b. H., 100 S., mit Porträt). Vermag sich Eys Humor sogar mitunter zu einer scharfen, wenn auch nie verletzenden Satire zu steigern, wie z. B. in dem prächtigen Liede vom „Hauptmann in Verlegenheit" (der beim besten Willen der marschierenden Kompanie kein „sittlich-reines" Marschlied zum Singen empfehlen kann), so hält sich Lina Schneider lieber an die kleinen Haus- und Familiendinge dieser Welt, und findet in diesen engen, aber immer menschlich-interessanten Grenzen Stoffes genug, um zu belehren und zu erheitern. Ja, bei beiden kann man lernen, und nicht nur bei diesen beiden dichterisch veranlagten Großeltern, sondern auch bei den andern, prosaischen, — und daß man selbst gelernt hat, merkt man erst jetzt: denn was hier in mehr oder minder anmutender Form vorgetragen wird, ist ja im Grunde nur die einzige, große Lebenswahrheit, die alle Großeltern lehren: ihren Kindern die Kinder erziehen zu helfen auf Grund einer reichen und mannigfaltigen Lebens- und Leidenserfahrung. Sie empfangen im Alter mit süßer Wonne einen Teil der Liebe zurück, die sie ihr ganzes Leben hindurch selbstlos an ihr Fleisch und Blut verschwendet haben. Denn: Nichts kann mehr zum Wohle taugen, — Was Leides uns auch mag geschehn, — Als daß wir in die großen Augen — Der kleinen Erdenbürger sehn!

Großmutter schläft.

Sprecht leise!
Großmutter schläft im Kämmerlein;
Da müssen wir hübsch ruhig sein,
Ganz leise mit dem Kreisel spielen,
Nicht mit dem Ball aufs Fenster zielen,
Ganz leise nur rufen durchs Schlüsselloch:
Großmütterchen, sag, schläfst du noch?

Sprecht leise!
Sie ist schon lang im Kämmerlein,
Sie könnt' schon wieder bei uns sein;
Es ist ihr doch kein Leid geschehn?
Wir wollen doch lieber nach ihr sehn.
Komm, Hänschen, öffne auf mein Geheiß
Jetzt ihre Tür, vorsichtig, leis!

Digitized by Google

Sprecht leise!
Wir schleichen uns ganz still hinein;
Tritt nicht so derb auf, Peterlein!
Großmütterchen, wir möchten wissen,
Ob weich genug dir Pfühl und Kissen?
Wir sind so lange schon allein,
Kommst du nicht bald, Großmütterlein?

Sprecht leise!
Sie poltern hinein im wilden Lauf,
Großmutter sitzt auf dem Lager schon auf;
Die Enkel in ihre Arme fliegen
Und jauchzend an ihre Brust sich schmiegen:
„Hast du gut geschlafen, Großmütterlein?"
„Ja, Kinder, ich träumte von euch nur allein."

Z.

Rudolf Kögel. Sein Werden und Wirken. Von Gottfried Kögel. Dritter Band. Berlin, Mittler & Sohn, 1904. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.50.

Die beiden ersten Bände dieses Werkes sind im Türmer (März 1902, S. 659) eingehend besprochen. Jetzt ist ihnen der dritte abschließende gefolgt. Er bezeichnet zugleich ohne Frage den Höhepunkt der Darstellung. Keine Biographie seines Vaters im eigentlichen Sinne bietet hier G. Kögel, sondern nur eine Chronik, eine Materialiensammlung; aber dieses Material ist so fesselnd, so reich an Anregungen, Rückblicken und Ausblicken, daß es den Band für alle, die sich für die vaterländische Geschichte der letzten Jahrzehnte und für unsere kirchliche Entwicklung interessieren, zu einem der wertvollsten Memoiren-Werke über die neuere Zeit macht. Allein gegen sechzig bisher unveröffentlichte Handschreiben des alten Kaisers Wilhelm I., zum Teil ganz intime Briefe des Monarchen an seinen Seelsorger, zum Teil wichtige kirchenpolitische Dokumente, sind darin enthalten und eröffnen einen neuen, tiefen Einblick in die lautere und fromme Seele des greisen Helden. Und nachdem das Buch in seinem ersten Teile den Leser die großen Ereignisse am Ende der achtziger Jahre hat mitdurchleben lassen, schließt es mit der ergreifenden Krankheitsgeschichte Kögels ab und zeigt, wie dieser tatkräftige, arbeitsfrohe Mann in mehrjährigem schweren Leiden, das seinen Körper nach und nach absterben ließ, während der Geist klar blieb, seinen Glauben bewährte und nach dem Bekenntnis mit dem Worte durch das größere und heiligere Bekenntnis fröhlichen Duldens sein Leben krönte. So erschütternd ist dieses Bild, dieser Wechsel zwischen den Höhen des Lebens und dem qualvollen Krankenlager, daß es den meisten Lesern wohl gehen wird wie mir, der ich diese Zeilen unter dem frischen Eindrucke des Buches schreibe: die zahlreichen Widersprüche und Auseinandersetzungen, selbst das Gefühl, daß in vielen Partien, namentlich in dem Kapitel „Kögel als Pastor", zu einseitig nur zustimmende und bewundernde Äußerungen zum Worte gekommen sind, treten zurück hinter der Empfindung: hier in Kögel war doch unserer Kirche eine durch und durch christliche Persönlichkeit gegeben, ein Mann charaktervoll, glaubensstark, geläutert und rein im Leben und Leiden.

Chr. Rogge.

Der religiöse Wert des Alten Testaments. Von Oettli. Potsdam 1903. 60 Pfg.

Von Interesse für Leser, die im vergangenen Jahre den Kampf um das Alte Testament im „Türmer" verfolgt haben. Die Unvollkommenheiten und Schattenseiten des Alten Testamentes hätten dabei vielleicht etwas mehr betont werden können, als es auf den letzten Seiten geschieht.

Chr. Rogge.

Digitized by Google

G. Fredr. Watts.

Nach einer Photographie von Ed. Steichen, New-York
aus: F. Matthies, „Die photographische Kunst im Jahre 1903“ (Halle, Wilh. Knapp).

Digitized by Google

Digitized by Google

Russische Temperamente.

Aus einer Reihe russischer Bücher steigen charakteristische Stimmungen und erzählen von ringenden Kultur- und Gefühlswelten. Etwas Bedrängtes, Verängstigtes, Hilfeflehendes ist in dieser Literatur, ein dumpfes, gurgelndes Aufschreien aus Abgründen, der Verzweiflungsblick erstickter Geschöpfe. Das „Ächzen der Kreatur" tönt hier und einen Gorkischen Titel kann man zum Generalnenner machen: „Szenen aus den Tiefen des Lebens".

Neben Gorki, der diese Tiefe ausgeschöpft, lernen wir jetzt manche andern Autoren noch kennen, die gleiche Wege gehen und im Dunkel nach dem Licht suchen.

Als Dichter des Proletariats tritt uns W. Weressajew in seinem Novellenband „Die Kolossows" (Verlag von Dr. J. Marchlewski & Co., München) entgegen.

Scheinbar zolaistisch, etwa an l'Assomoir erinnernd, ist das Äußere seiner Bilder in der monotonen Folge von Arbeitsfron, Betrunkenheiten, Prügeleien und Liebe.

Aber das Besondere an den Gestalten dieser modernen russischen Niederungsdichter ist die Reflexion, diese eigentümliche Reflexion dumpfer, noch halb im Unbewußten steckender Menschen, eine tragische Reflexion, weil sie zu schwach ist, um geistig ein Übergewicht über die Existenz zu geben, aber vollkommen ausreicht, um die quälende erdrückende Angst endloser verzagter Schicksalsfragen zu bewirken.

Leonid Andrejew, der Psychologe, dem wir später noch begegnen werden, spricht einmal von den „kleinen angenagten Menschen" in den „mutlosen" russischen Romanen. Das ist ganz typisch, diese kleinen angenagten Menschen, die das Sinnlose ihrer Existenz fühlen und zu schwach, zu schlaff und vor allem geistig zu gehemmt sind (darin liegt das indirekt Anklägerische dieser Literatur), um ihrem Dasein irgendeinen Sinn zu geben. Gorki hat sie oft geschildert, diese schwerversonnenen Armen im Geist, die nicht die beglückende Einfalt haben, sondern die von einer unverarbeiteten halben oder nur Viertel-Erkenntnis vergiftet, angekränkelt mit einer Zentnerlast auf dem Herzen herumlaufen und

Digitized by Google

im Trunk Vergessenheit suchen. Ihre Räusche sind nicht fröhlich und stolz wie die der Fahrenden, die das Leben überwunden, sondern finster, melancholisch und zornig. Der „Gram" frißt an ihnen und sie drehen sich im Kreise, ohne einen Ausweg zu finden oder, wie ein Gleichnis des Gorkischen Romans „Drei Menschen" es beschreibt, sie sehen vor sich eine finstere hohe Mauer und stier, in ohnmächtiger Wut laufen sie so lange mit dem Schädel dagegen, bis sie zusammenbrechen. Qualmige, stickige Atmosphäre weht um sie und ihr Zusammenleben ist voll dumpfen Hasses, voll stumm erbitterten Vorwurfs, voll schlimmer Aufgereiztheit.

Weressajew stellt ihnen gegenüber eine frischere, aufstrebendere Generation; in dem Arbeiter Barzukow voll Bildungs- und Kultureifer zeichnet er einen solchen Vertreter der Zukunft. Er läßt ihn zu dem Buchbinder Iwanowitsch, der an seinem öden, von Arbeit erdrückten und in Verzweiflungstrunksucht erstickten Leben leidet, ohne sich herausreißen zu können, sagen: „Überall beginnt ein neues Leben, jeder will mit seinem Verstande leben, begreifen, besonders die Jüngeren. Den Sumpf beginnt jeder satt zu bekommen. Es ist wahr, die Alten halten es für überflüssig, aber die Jungen denken darüber ganz anders." Und der andere, der ältere, schon verbrauchte hört das wie von weitem, er ahnt das Neue, aber er kann sich nicht mehr hinüberretten: „Dort irgendwo, fern von ihm, floß ein besonderes, ihm unbekanntes Leben. Voll ernsthafter Arbeit floh es nicht vor Zweifeln und Fragen, löschte sie nicht in trunkener Qual."

Ein Gegenstück hierzu, das ländliche Proletariat, spiegelt sich in dem Novellenband Gljeb Uspenskys (ebd.).

Mit großer Kunst weiß dieser Dichter die Stimmung des Abgestorbenseins, der Stagnation zu bannen. Er malt Verfallenheit, tote, gleichsam wie alte Gräber in die Erde zurücksinkende Dorfnester, die von allen rüstigen, lebensfähigen Elementen verlassen sind, in der nur Menschenreste, Aufgegebene, Vegetierende zurückgeblieben sind, die, „die für alles nur eine verzweifelte Handbewegung übrig haben" und eine trübsinnige Wahrheit: „Leg dich hin und stirb." Gespenstische Luft weht um die verrotteten schiefen Hütten, „in denen keine Kraft mehr für ein Bauernleben" ist. „Öde und kalt ist es in dem Hause einer heruntergekommenen Adelsfamilie, aber bei einer heruntergekommenen Bauernfamilie ist es öde und kalt bis zum Entsetzen. Was für eine Sinnlosigkeit steckt in all dem Kram, der auf dem Hofe lagert. Was bedeuten diese alten Deichseln, diese zwei zerbrochenen Räder, dies vertrocknete und zerfallene Faß. Wozu dieser leere Stall, wozu dieses an einem einzigen Strick hängende Tor, diese leeren Zuber, diese Eimer mit Futter- und Krautresten. Totes Gerümpel und erdrückender Schrecken vor dem Leben, vor dem hellen Tage, vor jedem lebendigen Menschen."

Wie Weressajew in seine Welt die aufreizende Unruhe durch die Reflexion bringt, so erweckt Uspensky in den toten Seelen seiner Dörfler einen anderen Stachel: das Gewissen.

Ein Psycholog des Gewissens ist er. Er zeigt seine Minierarbeit in den primitiven Naturen, die „dunkle, nagende, tobende, schöpferische Arbeit". In anschaulicher Gestaltung, leibhaftig wird dies Motiv vom „erkrankten Gewissen" in der Geschichte des Diakons behandelt, der in schwerfälligem Stammeln, in verdicktem, unbeholfenem Grübeln aus den Nebeln seiner Existenz heraus nach einem reinlicheren Dasein schreit und „das Schwein in sich" töten will.

Digitized by Google

Uspensky zeichnet keine Heilungen und Läuterungen, so optimistisch ist er nicht, aber wie Vorbereitung ist es doch, wie ein ferner, schmaler Lichtschimmer, was er zeigt. Vorläuferliteratur und leises Zukunftshoffen steckt in diesen Erzählungen, die sich zu den Verkommenen herablassen, um in ihren Abgründen zu lauschen, ob nicht ein Neues nahe. Und die ganze Anschauungs- und Vorstellungswelt dieser Generation in ihrer seltsamen Mischung von Bitterkeit, Depression und einer gewissen verschämten Hoffnung spiegelt sich in dem Schlußworte der Erzählung des Diakons: „Ich überlasse ihre Lösung den Kennern. Als einfacher Beobachter des modernen Lebens will ich nur den Leser auf eine bis dahin ungekannte Krankheit in diesem Neste aufmerksam machen. Diese Krankheit ist das Denken. Leise, leise, unmerklich, fast auf unbegreiflichen Wegen schleicht es sich in die verlorensten Winkel der russischen Erde, nistet sich in die dazu unvorbereiteten Seelen ein. Inmitten der scheinbaren Grabesstille, in dieser scheinbaren Schweigsamkeit und stummen Schlaffheit bildet sich Zug um Zug, tropfenweis, langsam, unhörbar die verschüchterte, vergessene und sich selbst vergessende russische Seele in eine neue um."

* * *

Die russische Literatur hat, auch wenn sie sich äußerlich realistisch gibt, eine romantische Seele. Sie schwingt mit den alten Heldensagen und Volksliedern. Sehr fühlbar ist das ja auch bei Gorki. Zwischen seinen Vagabunden- und Strolchgeschichten stehen Gedichte in Prosa, wie der Falke, und Dämmerpoesien, wie die Geschichte der alten Irsegill. Und wer schärfer hört, vernimmt auch in den Novellen der zerlumpten und verlorenen Leute den romantischen Grundton. Hier ist kein nackter Naturalismus, sondern dem Leben wird dichterisch etwas hinzugefügt, etwas Sehnsuchterfüllendes, ein tieferer Lebensklang. Und ohne daß es ausgesprochen wird, merkt man, wie Gorki meint, daß jene Fahrenden der Landstraßen die letzten Verkörperungen der irrenden Ritter sind, vogelfrei, trotzig, verwegen. Einen Nimbus von Macht und Freiheit breitet er um sie, er berauscht sich an ihnen und stilisiert sie, er schmückt sie aus zu wildwüchsigen Elementargeschöpfen mit Raubtierschönheit. Der starke Artem, der Schmuggler Tschelka, die tolle Malwa, sie sind alle, wenn auch der äußere Rahmen ihrer Existenz realistisch geschildert ist, in ihrer Wesenscharakteristik zu einer gewissen epischen Steigerung erhoben. Es scheint, als ob der Anblick der „kleinen angenagten Menschen" in Überdrußreaktion das Verlangen nach etwas Vollblütigerem, Kräftigerem erweckte. Und da die Oberschicht keine Helden und Ritter mehr liefert, da das Bürgertum diesen Dichtern nur die satte Alltäglichkeit (Gorkis Kleinbürger zeigen es) darstellt, sucht man die Reste eines freieren, kühneren Lebens in den Tiefen, jenseits der festgelegten gesellschaftlichen Grenzen. Dieser Vorstellungswelt und den Gorkischen Elementarwesen verwandt ist der Gawrila Petrowitsch in des Skitalez Novelle „Spießruten" (ebd.).

Dieser Gawrila Petrowitsch, der „Adler", ist ein Allerweltsmensch, ein Nomade, ein wandernder Musikant. Entbehrung ist sein äußeres Leben, aber sein Inneres ist beglückt durch die Illusion. Jenes starke, sich mitteilende Lebensgefühl, jene Wonne am Dasein, jene genußschaffende Phantasie und Vorstellungskraft ist wach in ihm. In ihm steckt die Seele eines alten fahrenden Sängers und Kriegsrhapsoden. Dem Dichter dieser Gestalt gelingt es, sie wahrhaft zu machen, ohne der so naheliegenden Gefahr künstlicher Illuminie-

Digitized by Google

rung zu verfallen. Ähnlich wie Gorki wahrt er in der äußeren Szenerie, vor allem auch in der Charakteristik der Staffage die Maße des Alltags und der normalen Wirklichkeit. In diesem Rahmen erzeugt er aber erregende Momente, wenn Musik und Wein die Fesseln der gebundenen Seele löst und die Phantasie freimacht, daß die verborgenen Begeisterungswelten aufsteigen und die Gegenwartsöde überstrahlen.

Man denkt an die Kavaliere von Eckeby in Selma Lagerlöfs „Gösta Berling", die auch besitzlos, ohne Hab und Heim, voll innerlich starken schöpferischen Gefühls, Vollblutnaturen, sich das Elend des Lebens vergolden und sich als die Götter im Exil bekennen, als die Schatten der Artusrunde, die unter den Lumpen den Purpur tragen.

Es ist das mehr als eine vag taumelnde „Poesie der Betrunkenheit". Vielmehr handelt es sich hier darum, genialische Unterströmungen in Menschen, deren Existenz durch Schicksalsfügung in der Niederung verläuft, ans Licht zu bringen, den heimlichen König, den heimlichen Dichter aus der Verhüllung für einen Augenblick zu befreien und ihn leuchten zu lassen.

Solche Stimmungen schürt Skitalez voll Feuer und Inbrunst, und Rauschsuggestionen gehen von ihnen aus.

Von der dreieckigen Harfe „steigt ein toller Wirbel lustiger Töne empor, die feinen Saiten schrillen jäh und verwegen, ihre kecken Töne flattern in Schwärmen auf und kreisen in der Luft, dazwischen tönt die eine endlose Weise der dicksten untersten Saite, und die Bässe brummen, brummen, brummen, als wenn sie immer tiefer hinabstiegen". Eine unwiderstehliche, gewaltige Fröhlichkeit erfüllt die ganze Schenke, die breiten Schultern rucken und zucken hin und her, die ungeschlachten Beine stampfen schwer auf, und es ist wie ein Nachhall jener Zaubergeige aus dem Märchen, die alles Volk tanzen macht.

Die bunte Phantasmagorie des Jahrmarkts von Nishni Nowgorod taucht auf und durch das wüste Chaos des Völkertumults singt die Pandora ein russisches Volkslied, und die Harfentriller flattern über den Taumel wie ein Schwarm gefangener Vögelchen.

Groß und wahrhaft episch aber sind die Wolgastimmungen; von den Ufern, von den Felsen steigen die alten Sagen auf, die heldischen Lieder von Jeruslaw und Bowa; heroischen Hochflug nimmt die Seele des wandernden Musikanten, der Geist der Ruhelosigkeit, der kühnen, stolzen Einsamkeit ist auch in ihm unbändig und unstillbar, und seine Lieder zittern davon wieder. Die Kraft der Ekstase ist in ihm mächtig und eine unbesiegbare Macht des inneren Lebens, die sich nicht durch das Spießrutenlaufen der äußeren Existenz beugen läßt.

Romantisch ist auch die Seele Korolenkos, von dem eine feine Auslese unter dem Titel „Der Wald rauscht" (Leipzig, Insel-Verlag) erschien. Es ist das Charakteristische seiner Romantik, daß sie einen sozial-kulturellen Hintergrund hat, wie denn überhaupt die Kunst der Russen fast nie l'art pour l'art ist, sondern leidenschaftlichen Zusammenhang mit dem Schicksal des Volkes sucht. Balladesk, ein Gedicht in Prosa, ist die Titelnovelle. Aus Erinnerungsdämmern stammelt ein Uralter, während der Wald rauscht, eine lang vergessene blutige Geschichte aus der Leibeigenzeit. Der Wald scheint sie ihm immer wieder von neuem zuzuflüstern: vom Herrn und dem Jäger und seinem jungen Weibe, und wie der Kosak zur Pandora das Unheilslied singt und dann im Walde der Mord geschieht und der Jäger den Herrn erschießt.

Digitized by Google

Und gleich einem jener alten Volkslieder, die Herder gesammelt, mit Frag' und Antwort und verhülltem Schauer ist die Erinnerung, wie der schlaftrunkene Knabe die Frau fragt:

„Oksana, Täubchen, wer stöhnt da im Walde?
Schlaf, mein Junge, der Wald rauscht.
Oksana, mein Täubchen, wer schießt da mit dem Gewehr?
Schweig, sei still, mein Junge, Gottes Donner hallt im Walde."

„Und am Morgen, im Walde zwitscherten die Vögel und der Tau glänzte auf den Blättern und im Gebüsch lagen der Herr und der Jäger nebeneinander. Der Herr ruhig und bleich, der Jäger aber weiß wie eine Taube, und streng, ganz als ob er lebte. Und auf der Brust des Herrn und des Jägers war Blut..."

In der Geschichte des Stationsschreibers von At-Dawan (aus demselben Bande) ist jene Mischung des Kulturellen und Lyrisch-Romantischen noch stärker. Das Stoffliche dieser Novelle ist aus dem Bereich der „kleinen angenagten Menschen", die Tragik der Subalternen, Unterdrückten wird von leidenschaftlicher Empörung geschildert. Korolenko beschreibt das Unterwürfige und Klägliche in einem Blick und fügt hinzu: „so blickt man nur bei uns in Rußland". Die heimliche Leibeigenschaft ist das Thema, die in Fleisch und Blut übergegangene Knechtschaft. Kruglikow, der traurige Held dieser Geschichte, hat seinen Vorgesetzten, der ihm seine Braut genommen und ihn in übermütigem Machtbewußtsein zwang, auch noch den Freiwerber zu machen, angeschossen, hinterrücks. Hätte der andere ihn angesehen, würde er es nicht gewagt haben, hatte er doch nicht die Entschlossenheit, sich der schimpflichen Mission zu entziehen. Dieser Kruglikow ist auch eine jener gedrückten, verelendeten Kreaturen voll Trostlosigkeit und Hilflosigkeit, das peinliche Bewußtsein der Entwürdigung und Demütigung verbreitet er um sich.

Korolenko aber stellt mit künstlerischer Kraft dies Schicksal in einen großen Naturrahmen voll unheimlicher Gewalt, in eine Welt voll Eis und Schnee und unermeßlicher Öde.

Das Verbannungsgebiet von Jakutsk und Irkutsk, das der Dichter ja selbst leidvoll erprobt, wird der Boden.

„Hier ist nicht Rußland; hier sind nur Berge, Schluchten, Eislöcher und Wüste". . .

Die Lena hinab geht die Schlittenfahrt. Eisschollen ragen empor, die der reißende Strom während des Herbstes im Kampf mit dem schrecklichen sibirischen Froste aufeinandergetürmt hatte. Hier und da nie zufrierende gähnende Öffnungen, durch die der Strom brodelt. Darüber schwere kalte Dampfwolken. Über dem Eisfeld die schweigsamen großen Berge der Lena, an den Bergabhängen die vom Schnee verschütteten Leichen der Bäume, Holzkadaver mit herausgerissenen, krampfhaft verbogenen Wurzeln.

Die Luft ist unbeweglich, von einer gespannten kristallischen Reinheit. Über die Eiswüste setzen sich die Troikas der Post in Bewegung. Drei schwarze Flecken, wie phantastisch-vielgliedrige Tiere, regen sich im Schnee, flimmern zwischen den Eisschollen, immer kleiner und kleiner werdend; das Geläute ihrer Schellen aber steht glasartig klar in der frostigen Luft.

In der Stationsstube von At-Dawan gähnt ein riesiger Kamin, eine mächtige Feuerstätte, wie der offene Rachen eines märchenhaften Ungetüms.

Korolenko erweckt das phantastische Bild um diesen Kamin, die Gruppe feuriger Gestalten, die wie „aus einem noch nicht gegossenen Metall" erscheinen.

Digitized by Google

Und auch hier in der Einöde klingen die Lieder: „zum Zischen und Prasseln der Flammen sich gesellend, sonderbare, bald langsam gedehnte, bald hysterisch abgerissene Töne". Ein Jakutenlied, eine Improvisation von Frost, von der dröhnenden Lena, vom glühenden Feuer, vom glitzernden Eise. Und Korolenko erkennt die Seele dieser Liedersprache, die, in unbekannten Tiefen von Mittelasien geboren, im Norden die reichen Bilder und Farben des weichen Südens bewahrt, vom Norden aber, „von der ängstlichen, frostigen Luft, in der das Knistern des Eises zu einem Kanonenschuß auswächst und das Fallen eines Steines wie eine Lawine dröhnt, den furchtsamen Hang zu ungeheuerlichen Maßen, zu gigantischen Hyperbeln" hat.

Das sind die Lieder der Lena, die in ihrem wilden, abgerissenen Heulen bald dem Schluchzen, bald dem Rauschen des Windes in einer wilden Schlucht gleichen. Und in den bronzenen Gesichtern der Bewohner von At-Dawan spiegelt sich ihre aufregende, gemütsbewegende Gewalt.

Zu der episch-sagenhaften Romantik des Skitalez und der landschaftlichen Romantik des Korolenko kommt die Romantik des Iwan Bunin, die man die kulturelle nennen könnte. Sie flieht aus der Gegenwart und sucht die Reize vergangener Stilzeiten. Aber nicht die Balladennebel sind es, sondern der Charme, die Grazie und die freie Anmut des achtzehnten Jahrhunderts.

In diesem weichen, träumerischen Hingeben ist aber wie bei den anderen der Gegenwartszusammenhang rege. Durch endlose Waldstrecken fährt der Dichter, an kleinen Stationen vorbei, an den vereinzelten Ansiedlungen des „düsteren und trübsinnigen Waldvolkes", und er sieht auf die Menschen, die in zerissenen Bauernpelzen mit zerzaustem Haar und so demutvollen, fast hoffnungslosen Augen auf den Stationen stehen, als wollten sie sagen: „Macht Halt, wie es euch beliebt. Wir haben nichts, wohin wir unser Haupt betten. Was aber daraus wird, wissen wir nicht." Er sieht auf „dies junge, aber schon müde Volk", und ganz Rußland kommt ihm vor „wie eine endlose Einöde von Schnee und Wald, auf die jetzt langsam eine lange schweigende Nacht herabsinkt".

Und während es weiter in die Tiefe der Wälder geht, kreisen die Gedanken des Dichters: „Welchem Lande gehöre ich an, ich bin ein russischer intelligenter Proletarier, der einsam herumirrt in den heimatlichen Landen? Was ist uns Gemeinsames geblieben mit dieser Waldwüste? Sie ist unendlich groß, und ich soll ihren Schmerz fassen, ihr helfen? Und wie schrecklich einsam sind wir, wir, die wir hilflos Schönheit, Wahrheit und höhere Freuden für uns und für andere in diesem waldigen Riesenlande suchen."

Doch der, der sich selbst Proletarier nennt, ist ein heimlicher Aristokrat, und er sucht die Bilder, die seine müde Gegenwartsseele erregen, in der glänzenden Herrenzeit, als das Leben auf den Adelssitzen in brausenden Wogen ging.

Aus der mageren und nüchternen Gegenwart — „ausgestorben sind die Ritter im heiligen Rußland, keine Dreigespanne mehr, keine Kirgisen auf dem Bock, keine Spür- und Jagdhunde, kein Hofgesinde" — versetzt er sich in die lachend-verschwenderische Grand Seigneur-Periode: adeliges Leben auf den Gütern, wilde Laune, Peitschen- und Büchsenknall, Roßgewieher und Hetzhundgebell.

Die Tage in den Jagdgründen, zu Pferde, wenn die Hufe in dem weichen Teppich des schwarzen gefallenen Laubes scharren und jeder Laut dumpf in dem frischen und feuchten Walde widerhallt. „Irgendwo in der Nähe schlägt

Digitized by Google

ein Hund an, leidenschaftlich klagend antwortet ein anderer, ein dritter, plötzlich donnert der ganze Wald, als wäre er von Glas, von ungestümem Geheul und Gebell. Da tönt in den Lärm hinein ein Schuß, alles fährt auf und zerstiebt in die Ferne." Und nach der Jagd die Zecherei im alten Gutshause, in dem großen Saal, in dem in der Mitte der getötete starke Wolf liegt mit gefletschten Zähnen, gebrochenen Augen und seitwärts gedrehtem Schweif, und mit kaltem, totem Schweiß den Boden färbt.

Aber die Seele Bunins hat feinere Freude noch an der Frauenatmosphäre, an den Zierlichkeiten und den sinnvollen Bibelots der Vergangenheit. Und ganz ähnlich ist seine Stil-Feinschmeckerei einem geschmackerlesenen modernen russischen Maler. Somoff meine ich, den Künstler preziöser Rokoko- und Empirevignetten, mit seiner zärtlichen Liebe für das Lavendelparfüm und für das „Echo du temps passé", für zierliche Landhäuser im Grünen, für die mille fleurs-Gewänder, für bleu mourant-Gefühle, für schlanke Windspiele in steifgezirkelten Parks.

Seinen subtilen Filigranbildern sind nah verwandt die Stimmungen, die Bunin skizziert, und dabei erinnert die weiche, verschleierte Stimme an Turgenjew.

Verödete Gärten malt er mit Nachtigallen, Turteltauben und Äpfelbäumen, und das alte Haus, von den Zweigen der Linde umfaßt, mit dem ungeheueren, dicken Strohdach — als schaute ein altes Gesicht unter einem mächtigen Hut mit Augenhöhlen hervor, den Fenstern, mit ihren durch Regen und Sonne perlmutterfarbig gewordenen Scheiben. Und zu seiten der Augen die Treppen, zwei alte große Treppen mit Säulen. Auf dem Giebel sitzen immer satte weiße Tauben, während Tausende von Sperlingen wie ein Regenschauer von Dach zu Dach schwirren. Und im Haus der Duft der Äpfel, der alten Rotholzmöbel, der trocknen Lindenblüten, die schon seit Juni auf dem Fensterbrett liegen. Überall Stille, Kühle und Schummrigkeit, das macht wohl, daß das ganze Haus vom Garten umgeben ist und die oberen Scheiben der Fenster farbig sind, blau oder violett. Und es scheint, als ob die Sessel und die Tische mit eingelegter Malerei und die Spiegel in schmalen, gewundenen Goldrahmen nie vom Platz gerückt wären.

Und dann die Gourmandise in der Bibliothek unter den großväterlichen Büchern, in dicken Saffian-Einbänden mit goldenen Sternen darauf; den Meßbüchern sind sie ähnlich, mit ihrem vergilbten rauhen Papier und dem eigentümlichen Duft, gemischt aus irgendeinem säuerlich-süßen Schimmel und uraltem Parfüm. Beschauliches Stilvergnügen freut sich an den Glossen, die in runden, großen Zügen mit der Gänsefeder geschnörkelt sind, an dem schweifigen Titelblatt der „satirischen und philosophischen Werke des Herrn Voltaire", an der manierlichen Devotion des Übersetzers, an den zärtlichen Almanachen und den sentimental-geschwollenen Romanen mit den „geliebten Worten der alten Zeit".

Dann springt der Kuckuck aus der Uhr und ruft voll ironischer Trauer durchs leere Haus, und nach und nach schleicht sich in das Herz eine so süße, sonderbare Wehmut. . . . Die Porträts schöner Mädchen und Frauen mit aristokratisch-feinen Köpfchen unter den altmodischen Frisuren schauen von der Wand herab, und „traurig erinnerst du dich an die Großmutter mit ihren Polonäsen und Großvater am Spinett, an ihr verträumtes Lesen der Verse aus ‚Eugen Onägin' — und das alte, träumerische Leben ersteht lebendig vor dir. . ." Das ist nun ganz das Echo du temps passé, wie auf Somoffs Bil-

Digitized by Google

dern, und eine interessante Gefühlsverwandschaft zwischen Malerei und Dichtung der jungen russischen Generation nimmt man hier wahr.

Somoff aber gibt sich ganz dem Banne der Verwunschenheit hin, Bunin jedoch setzt unerbittlich die nüchterne Alltagsgegenwart an das Ende der schönen Bilder. Der Gutsherr von heute schaut ernst und sorgenvoll ins Feld hinaus, „er denkt an die Bankzahlungen, an die Jagd, an seine Jugend, an seinen Ruin..."

* * *

Neben der schwingenden Lyrik steht in der russischen Literatur noch eine herbe und scharfe psychologische Analyse. Ein Sezieren seelischer Zustände mit der Sonde und dem Skalpell herrscht. Und nicht, wie wir es bei den Weressajew und Uspensky sahen, sind die Dumpfen und Unbewußten das Objekt, sondern die Krisen der Intelligenten werden unter die Lupe genommen.

Leonid Andrejew (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), dessen Art an die Bourget-Kunst erinnert, ist mit solchen psychischen Problemstudien neuerdings hervorgetreten. Die Nachtseiten des Gehirns sucht er mit Vorliebe auf, die Erscheinungsformen des Wahnsinns, die Zwangsvorstellungen, die Phänomene des Doppelichs. Den Kampf des Individuums mit seinen Ideen stellt er dar, und mit der Gründlichkeit und Minutiosität eines medizinischen Journals schildert er in auf- und absteigenden Kurven, wie ein Mensch sich den Selbstmord abringt. Etwas Lauerndes, Spürendes ist in seinen Studien, die Neugier, sich einzubohren in die Gehirnrinde, die Vivisektionsgier. Auch die verwegenen, schmalen, schwindelerregenden Pfade Edgar Allan Poes versucht er. Aber hier fehlt ihm jene seltsame halluzinatorische Sicherheit und jene dämonische Logik, die aus haarscharf geschliffenen Begriffen eine künstliche Welt aufbaut und überlegen wieder einreißt.

Herb ist auch Anton Tschechow, der eben so jäh Gestorbene, den man in seiner Eigenart gut aus den Diederichschen Veröffentlichungen kennen lernt. Tiefer Pessimismus spiegelt sich in seinen Novellen, aber nicht leidenschaftlich, nicht lyrisch und vor allem nicht sentimental. Mephistophelisch, mit bösem, befriedigtem Lächeln zeigt er die blöde Dummheit der Zufälle und die Tragikomik der menschlichen Marionetten, die zwischen Fußangeln und Stricken gehen und nie durch Schaden klug werden. An den Dänen Bang und den Norweger Hamsun läßt er manchmal denken, wenn er seine Lebensszenen voll automatischer Monotonie aufführt.

Von diesen dreien gilt das bittere Schopenhauer-Wort, daß es dem Menschen nicht einmal gegönnt ist, im Unglück die „Würde der tragischen Person" zu wahren, sondern daß tückisch noch der Fluch der Lächerlichkeit den Unglücklichen schlage.

Solche tragikomischen Motive behandelt Tschechow sehr oft. Und seine große Kunst ist, das Rapide der Vorgänge so in die Schilderung zu bringen, daß wir die Opfer geprellt und gewirbelt, hin und her geschleudert sehen, ein Anblick, komisch und grauenvoll zugleich.

Fast schadenfroh, wie ein boshafter Troll, erscheint der Dichter da mit seinen Schicksalsfratzen und Grimassen. Aber man ahnt hinter dem Zynismus des „Hab' ich doch meine Freude dran" ein trauervolles Herz, das seinen Schmerz nicht zur Schau trägt, sondern sich zum Lachen zwingt. Bestätigt wird das durch die stille Resignationsgeschichte „Aus den Aufzeichnungen eines alten Mannes" (Leipzig, Insel-Verlag), die eindringlich, ohne Wehleidigkeit, in einfacher Aussprache schildert, wie ein großer und berühmter Gelehrter sich langsam innerlich abfterben fühlt.

* * *

Digitized by Google

Jenseits von Weinen und Lachen aber sitzt Leo Tolstoi, der große Patriarch der russischen Literatur, in Jasnaja Poljana. Die gewaltige Schöpferhand, die Anna Karenina gemeistert und die Donnerglocken der Auferstehung geläutet, schreibt voll einfältigen Sinns Legenden (Berlin 1904, Bruno Cassirer),

Und ihr A und O in diesen Zeiten der Zerrissenheit und mißtrauischer, an sich und den andern zweifelnder Zwiespältigkeit ist das alte Evangelium, das so rührend und schlicht von den zitternden Lippen eines Greises klingt: Kindlein, liebet euch untereinander!

Felix Poppenberg.

Herbstbilder und Herbstprobleme.

Der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen charakteristischen Begleiterscheinungen und seiner mehr oder weniger nachdrücklichen Rückwirkung auf das ganze Naturleben übt auch auf unser Gemütsleben unwiderstehlichen Einfluß aus. Wir jubeln dem Frühlingserwachen der Natur zu, wir können uns nicht satt sehen an den vollen Farben des Sommers, wir erfreuen uns an all den Fruchtgaben des Herbstes und sehen mit Wehmut den Herbst scheiden, den Winter kommen. Jede der Jahreszeiten hat ihre eigenartigen Freuden, kündet sich durch besondere Zeichen an und geht unter anderen Wahrzeichen zu Ende.

Zumal der Herbst ist es, der, in seinem Ersterben an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnend, unsere Gefühle tiefer, ernster packt, uns im Wandern der Vögel, der herbstlichen Blattverfärbung, dem reichlichen Laubfall, dem glitzernden Altweibersommer eine Fülle von Rätseln und Problemen vorführt.

Wir schwelgen noch im vollen Sommergenusse. Wiesen und Wälder stehen noch im vollen Blumen- und Blätterschmuck. Da sehen wir auf großen Sumpfwiesen da und dort die Störche der ganzen Gegend zusammenkommen, laut klappernd miteinander Beratung halten. Tag für Tag wird die Versammlung größer, kommen neue Gäste, wird die Versammlung lauter, unruhiger, und eines Tags, der Juli ist kaum zu Ende gegangen, erhebt sich die ganze Schar, kreist noch einige Zeit über den Fluren und zieht dann eilends von dannen. Wir blicken ihnen nach in die dämmerige Ferne, nehmen noch die langgestreckten Hälse und Beine wahr, sehen wohl auch noch, wie von Zeit zu Zeit neue Trupps hinzustoßen und von Station zu Station der Zug der Südenwanderer wächst. Bald darauf, noch in den ersten Tagen des August, tritt auch der Turmsegler, der Kuckuck, die Wachtel, die Goldamsel, die Turteltaube die Wanderung an, obwohl sie nach unserem Dafürhalten weder über ungünstige Witterung noch über Nahrungsmangel zu klagen hätten. Und nun wird es immer stiller in Wald und Au. Je kühler, länger die Nächte werden, je blumenleerer die Fluren und spärlicher die Insektennahrung, desto mehr der befiederten Bewohner der Wälder und Felder verlassen uns. In großen und kleinen Scharen oder einzeln, bei Tag oder bei Nacht, auffällig oder ganz stille verlassen uns die Raubvögel, die Sänger, die Sumpf- und Schwimmvögel.

Digitized by Google

Dieses charakteristische Herbstbild des Vogelzuges hat sich uns schon in unseren Kindertagen tief eingeprägt, und heute wie damals fragen wir: „Warum ziehen viele Vögel alljährlich von uns fort? Was treibt sie fort, was bringt sie wieder? Wie finden sie den weiten Wanderweg nach ihrem Reiseziel?“

Die Kälte an sich ist es nicht, welche die Wanderer in die Ferne treibt. Halten doch andere große und kleine Vögel im Winter bei uns aus, schützt doch das warme Federkleid reichlich gegen Kälte und haben sich sogar exotische Vögel an unser Klima gewöhnt. Wenn es aber die im Gefolge der Kälte sich einstellende Nahrungsarmut, besonders empfindlich für die Insektenfresser, ist, die die Zugvögel dem gastlicheren Süden zutreibt, warum bleiben die Ausreißer nicht ganz im warmen Süden, und wenn es die mächtige Heimatsliebe ist, die uns alle die Auswanderer wiederbringt, warum beeilen sich die Störche, Kuckucke, Segler, Pirole so sehr, noch im Sommer von uns fortzukommen, und zögern so lange, zurückzukommen? Ist denn auch wirklich für alle die Zugvögel unserer Gegenden die Heimat bei uns, der Süden die Fremde?

Das sind der Fragen viele, und nicht auf alle wissen wir sichere Antwort. Wir müssen weit ausholen, um für das periodische Vogelziehen eine Erklärung zu finden.

Tatsache, durch paläontologische Funde erhärtet, ist es, daß die Vögel viel früher als die Säugetiere in die Schöpfung eintraten, schon in der Eozän- und Miozänzeit existierten. Das waren aber Erdepochen, während welcher es in Europa, wie heute in weiten Gebieten Afrikas, Asiens, Amerikas, Australiens tropisches und subtropisches Klima gegeben hat. Es ist also nicht nötig, die Heimat der Vögel ausschließlich in den Süden zu verlegen, und gleichfalls nicht, den heutigen Vogelzug als eine Reminiszenz an Verhältnisse, wie sie die Eiszeit hervorgerufen hat, anzusehen. Ein Wandern der Vögel zwischen Norden und Süden hat schon lange vor der Eiszeit stattgefunden. Immer weiter nach Norden sich ausbreitend werden schon damals viele Vogelarten durch den kalten Polarwinter, die lange Polarnacht alljährlich südwärts getrieben worden sein, ebenso aber auch andere Vogelarten des Südens bei Eintritt der Zeit der Dürre nordwärts. Als dann während der Eiszeit ein großer Teil Europas unter der Eisdecke verschwand, war dieses Nord- und Südwärtsziehen der Wandervögel wohl einigermaßen gestört, aber im südwestlichen Europa und auch in Deutschland gab es auch während der Eiszeit noch Plätze für Wanderer aus dem Süden genug, welche zeitweisem Aufenthalte genügten. Lagen die Verhältnisse so, dann müssen wir, wie Kobelt in seiner „Verbreitung der Tierwelt“ ausführt, unsere Zugvögel unterscheiden in solche, die, im Süden zu Hause, bei uns nur Sommergäste sind, bequemerer Brutpflege halber zu uns kommen, und in solche, die bei uns zu Hause, im Süden nur winterflüchtende Gäste sind. Jene treibt die Heimatsliebe von uns fort, diese bringt die Heimatsliebe wieder.

Wie sich solch ein Wandertrieb bei gewissen Vogelarten allmählich herausbilden konnte, dafür haben wir ja noch heute lebhafte Beispiele. Wenn in den ausgedehnten Zirbelkieferwäldern Sibiriens die Nüsse mißraten, dann bricht der Tannenhäher in Millionen auf, kommt zu uns, und wir sehen dann neben unserem kurzschnäbeligen Alpennußknacker die schlankschnäbelige asiatische Form in Menge. Im Jahre 1863 brach aus der sibirischen Steppe das Steppenhuhn nach Westen auf und drang in Europa bis an die Küsten des Atlantischen

Digitized by Google

Ozeans vor, kam dann ein Vierteljahrhundert später nochmals, da und dort Nistversuche machend. Häufig kommt der Rosenstar aus Südosteuropa zu Hunderttausenden nach dem Westen. In grimmigen Wintern verläßt der Seidenschwanz die hochnordische Heimat und kommt in größeren Flügen zu uns. Und viele andere solcher Irrgäste der Vogelwelt suchen zeitweise unsere Länder auf. So konnte sich dort, wo nicht nur ab und zu, sondern in periodischer Wiederkehr die gleichen Ursachen zum Westen drängten, ein in fortgesetzter Vererbung immer mächtiger gewordener Wandertrieb herausbilden. Er ist bei jenen Zugvögeln am mächtigsten, die von ihrer Heimat im Süden oder Norden am weitesten nach Norden oder Süden vorgedrungen sind.

Daß dieser Wandertrieb nicht bei allen Zugvögeln gleich mächtig ist, kann man ja leicht beobachten. Von Jahr zu Jahr können wir sehen, wie sich die Zahl jener Zugvögel, die dem Winter zu trotzen wagen, mehrt. Seit in den großen Städten immer mehr Wert auf die Erhaltung großer Parkanlagen gelegt wird und viele Vögel auch den Winter über an den beerentragenden Gesträuchen Nahrung genug finden, bleiben Vögel, die sonst bei Herbstbeginn fortzogen, bei uns. Singdrossel, Star, Rotschwänzchen, Bachstelze, Habicht, Turmfalke, Steinkauz, Dohle, Reiher versuchen es da und dort, in milden Wintern dazubleiben, ein Unterfangen, das sie wohl, wenn dann wieder einmal ein recht harter Winter sich einstellt, hart büßen müssen.

Viele der Wanderer ziehen überhaupt nicht weit, nicht über das Meer, sondern warten schon im südlichen Europa die Wiederkehr der schönen Jahreszeit ab. Das ist auch bei den meisten Zugvögeln Nordamerikas der Fall, die schon im südlichen Nordamerika günstige Existenzverhältnisse vorfinden.

Wir wissen ja überhaupt nicht sicher, wohin sich unsere Zugvögel wenden, welche Wege sie einschlagen, wo sie überwintern. Wohl läßt sich von vornherein annehmen, daß dem wandernden Vogel dort, wo hohe Gebirge, weites Wüstengebiet im Wege stehen, gewisse Grenzen gezogen sind. Nur wenig starke Flieger werden es wagen, das Hochgebirge, die Wüste zu überfliegen. Die meisten Wandervögel werden es vorziehen, diese Hindernisse zu umgehen, sich an bestimmte Pässe, an Flußläufe, Meeresküsten, Gebirgsabhänge zu halten. Einige solche vielbeflogene „Vogelzugstraßen" kennt man ja. Viele hochnordische Vögel und Vögel, die im Nordwesten Rußlands etwa bis zum weißen Meere nisten, fliegen die Ostseeküsten entlang an der durch Gätkes vieljährige Beobachtungen vielgenannten Vogelwarte „Helgoland" vorbei nach dem Südwesten Englands. Von da an verliert sich ihre Spur und kann man nur annehmen, daß sie den Pyrenäen zufliegen, an deren Abhängen dem Mittelmeergestade sich zuwenden und von hier entweder längs der Südküste Spaniens oder direkt über die Balearen nach Afrika ziehen. Viele Zugvögel wandern stromaufwärts der Elbe und Weser zwischen dem Rheinischen Schiefergebirge und dem Vogelberge, weiter durch die Wetterau zur Rheinebene, dann den Rhein entlang gegen die Schweiz, während ein anderer Teil den unteren Rhein entlang bis zum Gebirge, dann aber die Mosel entlang zur Saône und Rhône zieht. Aus der Schweiz ziehen die heimischen und die aus West- und Mitteldeutschland gekommenen Zugvögel zwischen Jura und Alpen längs des Jura durch die enge Genferpforte in das Tal der Rhône. Direkt über die Alpen fliegen wohl höchstens die Kraniche, Gänse, Störche. Ein sehr großer Teil der deutschen Zugvögel wendet sich aber nicht südwestlich, sondern zieht östlich die Donau abwärts in die Ungarische Tiefebene, stößt hier

Digitized by Google

mit den nordischen Zugvögeln, die vom Baltischen Meere längs der Weichsel und Oder südwärts gewandert sind, zusammen und fliegt nun, wie Kobelt meint, auf drei Straßen, teils der Etsch, teils dem Quarnero nach oder über die Balkanhalbinsel, dem Archipel zu. Am Bosporus ist ein großes Stelldichein nach Süden wandernder Zugvögel. Tausende von Adlern, Falken, Bussarden, Milanen, Sperbern, Geiern, gemeinsam mit Reihern und schwarzen Störchen, zahlreiche Singvögel, Sumpf- und Wasservögel kommen hier durch. Die Hauptmasse zieht von hier wohl entweder direkt über Kreta und Rhodus oder längs der Südküste Kleinasiens nach Ägypten. Andere dürften schon in Syrien verbleiben. In Osteuropa führt eine große Vogelstraße vom Weißen Meere zum Kaspisee. Die Vögel Mittelrußlands wenden sich unbehindert dem Schwarzen Meere zu und überfliegen es oder wandern längs der Küsten. Die Zugvögel Sibiriens fliegen überwiegend längs der Quellströme des Ob zum südlichen Ural und dann die Küste des Kaspisees entlang. Die Zugvögel aus dem östlichen Sibirien weichen der hohen Gobi aus, fliegen der Meeresküste zu und dann diese entlang nach dem Süden. Nur vom chinesischen Turkestan aus wagen die Zugvögel die Paßwege über das Hochplateau Tibet. In Nordamerika wandern die Zugvögel, unbehindert durch Wüsten und Hochgebirge, entweder den Wasserläufen des Mississippigebietes folgend oder längs der Ost- und Westküste südwärts.

Ob aber wirklich solche Zugstraßen immer eingehalten werden, die Wanderwege nicht vielfach andere sind und je nach den Verhältnissen abändern, ob die Zugvögel auf dem Hin- und Rückwege dieselben Straßen ziehen, ob der ganze Weg auf einmal oder in Etappen zurückgelegt wird, wie es denn kommt, daß von den Hunderttausenden die Vogelwarte Helgoland berührender Zugvögel auf anderen deutschen Warten nichts gesehen wird und überhaupt das Kommen und Gehen vieler Zugvögel ganz verborgen bleiben kann, welchem Ziele die Wanderer zufliegen, das sicher zu entscheiden, bleibt gründlicher, zielbewußter Beobachtung planmäßig errichteter und arbeitender Beobachtungsstationen überlassen. Gätke berichtet über große Lerchenzüge, die vier Nächte hindurch am Leuchtturme von Helgoland vorüberzogen, über einen Massenzug gelbköpfiger Goldhähnchen, der 11 Stunden währte und die Insel buchstäblich bedeckte. Wie können solche Massenzüge anderwärts unbeachtet bleiben? Man weiß noch immer nicht, wie die Wachtel, welche wohl einzeln auftritt und erst nach und nach zu größeren Scharen sich ansammelt, um dann an den Gestaden des Mittelmeeres zu gewaltigen Mengen sich anzuhäufen, über die Alpen kommt. Und doch müssen unsere Zugvögel bestimmte Wege wandern, denn erfahrene Vogelsteller verschiedener Länder wissen ganz genau, wo sie ihre Fallen und Netze zu stellen haben.

Wie manche Ornithologen das Einhalten bestimmter Zugstraßen seitens der Wandervögel leugnen, verneinen andere, daß, wie z. B. Gätke behauptet, Zugvögel ihr Wanderziel in einem Fluge erreichen. Über die Ausdauer und Flugleistung mancher guter Flieger, so der Segler, Habichte, Schwalben, Brieftauben, liegen gute Beobachtungsresultate vor. Nach Gätke soll aber auch das Blaukehlchen der nordischen Tundra in einem Zuge von Helgoland nach Afrika fliegen und mit einer Schnelligkeit dahinziehen, welche die unserer schnellsten Eilzüge wohl dreimal überträfe.

Sind dem Zugvogel durch lokale Verhältnisse und Nahrungsgelegenheit wirklich ganz bestimmte Wege vorgeschrieben, dann wäre eigentlich die viel

Digitized by Google

ventilierte Frage, wie sich der Zugvogel auf der Reise orientiert, müßig. Man brauchte dann nicht an den Einfluß erdmagnetischer Kräfte, die Einwirkung von Licht- und Richtungsreizen zu denken. Da bei vielen Arten die Jungen allein und früher fortziehen als die Alten, andere einzeln wandern, kann da von einer Anleitung durch erfahrene Wegweiser nicht überall gesprochen werden. Anders ist dies bei den Zugvögeln, welche sich vorher sammeln, zur Reise aufmuntern, gemeinsam abziehen, dabei bestimmte Kolonnen formieren, sich durch Zuruf zusammenhalten, erfahrene, gute Flieger an die Spitze stellen, diese von Zeit zu Zeit ablösen, Kundschafter vorausschicken, stationsweise Zuzug und so wieder Führung erhalten, bei Tage und in bedeutender Höhe fliegen und so weiten Ausblick haben.

Die Zeit des Aufbruches wird wohl durch das Länger- und Kühlerwerden der Nächte, die Lichtabnahme, den Niedergang der Vegetation und des Insektenlebens, die Winde der Tag- und Nachtgleiche beeinflußt. Den Rückflug, der rascher, auf kürzerem Wege, oft viel zu früh erfolgt, betreibt wohl die Heimatsliebe. Mit dieser wieder und dem Wanderdrang gerät der Brutpflegetrieb zuweilen in Kollision, wenn die Brut noch nicht reisefähig und nun die Eltern zur schweren Wahl zwischen der Liebe zu den hilfsbedürftigen Jungen und der Teilnahme am Abzuge der Kameraden zwingt.

* * *

Sind die Schwalben fortgezogen, dann ist auch ein anderes Herbstbild, das der Laubverfärbung, im vollen Werden. Im Garten setzen die Rosen purpurne Blatttriebe, rote Stacheln an. Das Laub der Obstbäume, Linden, Pappeln, Weiden beginnt zuerst an den unteren Zweigen, dann immer höher hinauf zu vergilben. In umgekehrter Reihenfolge färben sich die Blätter der Eschen und Hainbuchen. Bald prunken Wälder und Auen im vollen, herrlichen Herbstkleide. Gelb, braun, grau, rot, violett in allen Nuancen, bald die eine, bald die andere Farbe überwiegend, die andere verdrängend, bald wieder alle in buntem Gemische, wirken breite Bänder, schmale Streifen, große und kleine Schnörkel, Spiralen, Flecke und Punkte in den grünen Waldteppich und zaubern dem Auge ein farbenüppiges Herbstkleid vor, um das uns die Tropen beneiden können.

Was ist da im Blattinneren vorgegangen? Welche Einflüsse haben zu solchem Farbenwechsel geführt? Es ist ein Totentanz der Farben, eine Vorbereitung zum Ersterben der Blätter. Unsere Laubbäume, deren breite Blattflächen beim ersten ergiebigen Schneefalle die Bäume unter der schweren Schneelast zu Boden pressen, zermalmen ließen, müssen sich ihres Laubes rechtzeitig entledigen, noch mehr aus dem Grunde, weil, sowie bei zunehmender Abkühlung des Bodens die Saftzufuhr von unten aus zu stocken beginnt, für die Verdunstung der transspirierenden Blätter kein Ersatz mehr geboten wäre und so die Blättertranspiration das Leben der Pflanze gefährden würde. Aus Gründen der Selbsterhaltung also müssen bei uns vor Winterbeginn, in den Tropen vor Eintritt der Dürre, die Laubpflanzen ihre Blätter abwerfen. Die Nadelhölzer, bei denen der Saftaufstieg und die Transspiration der schmalen Nadelblätter viel langsamer erfolgt, dann eine Reihe der Pflanzen mit immergrünen Dauerblättern haben solchen Blattabwurf nicht nötig.

Um nun die gerade an der Anheftungsstelle sehr zähen Blätter, denen das Schütteln durch die Herbststürme wenig anhaben könnte, zum Falle zu bringen, bildet sich, wie die Transspiration eine langsame wird, eine Trennungs-

Digitized by Google

schicht aus weichen Zellen, welche sich am Grunde des Blattstiels quer durch das zähe Gewebe schiebt. Ist sie hinreichend dicht geworden, dann lösen sich die weichen Zellen der Trennungsschicht einfach voneinander ab, das Blatt ist nun wie durchschnitten und fällt beim leisesten Windhauche zu Boden.

Würde aber solcher Laubfall schon zu einer Zeit eintreten, da noch alle die Nährstoffe, Kohlenhydrate und Eiweißstoffe in den Blättern vorhanden sind, dann verlöre die Pflanze neben manchem überflüssigen Stoffe eine Fülle von Nahrungsvorrat, ein Verlust, der die Pflanze sehr schwer träfe. Darum geht dem Laubfalle eine Reihe von Stoffwandlungen und Stoffwanderungen voraus. Die Kohlenhydrate und Eiweißstoffe werden in das Innere des Stammes, der Stengel, der Wurzelstöcke, Knollen und Zwiebel zurückgezogen und bleiben hier als Reserve für den ersten Stoffverbrauch des Frühjahrs. Im Blatte finden sich dann nur mehr kleine gelbe Körnchen als Reste der umgewandelten Chlorophyllkörper, Farbstoffe, unbrauchbare oxalsaure Kristalle.

Dieses Auswandern der Nährstoffe, diese Umwandlungen, in deren Gefolge verschiedene Hilfsstoffe auftreten, die rückbleibenden gelben Körperchen, das Erscheinen eines Farbstoffes, des Anthokyans, welcher, je nachdem er im Blatte mit viel, wenig oder gar keinen Säuren zusammentrifft, rot, violett oder blau erscheint, führen zu der vielartigen Herbstverfärbung.

Hat dann diese Verfärbung alle Phasen durchgemacht, dann sehen wir das Laub der Ahorne, Hainbuchen, Birken im hellsten Gelb, die Eschenblätter braun- bis gelbrot, das Eichenlaub bräunlichgelb, die Blätter der Erlen trübgrün, die der Silberweiden und Silberpappeln weiß, das Hartriegellaub violett, die Espenblätter orangegelb. In grellem Kontrast hebt sich dann einerseits das tiefe Tannendunkelgrün, das Blaugrün der Föhren, andererseits das Laubgrellrot der Kirschbäume, Atlasbeeren, Vogelbeerbäume ab.

So flammen die Auen noch einmal vor ihrem Winterschlafe in grellem Farbenprunke auf. Auf wenige Tage leuchtet das Scharlachrot der Alpenbärentraube, das Rot und Violett der Moosbeer- und Heidelbeerblätter, das Goldgelb der Alpenweiden zwischen dem Tiefgrün der Alpenrosen, Rauschbeeren und Legeföhren auf. Dann fegen die Herbstwinde über die Fluren und ein neues Herbstbild, der Laubfall, tritt in Szene. Erst sehr einzeln, dann immer häufiger und häufiger sinken die Blätter zu Boden, und bald ist es ein Fallen in Massen. Zu Tausenden und Tausenden wirbeln die bunten Flitter zu Boden, tanzen und drehen sich im Kreise, türmen sich zu Haufen, hasten in tollem Reigen über die Wiesen und Felder oder versinken in die nasse Flut. Entlaubt, kahl ragen die Äste in die nebelige Spätherbstluft, bis sie und die modernden Blätter des Winters weißes Bahrtuch deckt.

* * *

Noch ein Herbstbild bekommen wir alljährlich an wetterschönen Spätherbsttagen zu schauen: das Flattern und Ziehen der Herbstfäden des Altweibersommers. Immer wieder und nochmals nach den herrlichen Sommer- und Herbsttagen drängt es uns hinaus in die Wälder und Auen. Wohl haben schon die meisten Bäume und Sträucher ihre vergilbten Blätter abgeworfen und ragen schmucklos in die Herbstnebel, die nur langsam und widerwillig dem Drängen der Herbstsonne weichen. Nur an Eichen und Hainbuchen haften noch die dürren Blätter. Das abgefallene Laub ist verdorrt, vertrocknet, laut raschelt es unter unseren Tritten. Und doch blüht da und dort noch eine Waldglockenblume und ist es mit allem Farbenschmucke des Waldes noch nicht zu Ende.

Digitized by Google

Die Brombeerstauden mit ihren weithin ausgreifenden Ausläufern haben noch ihr grünes Laub. Auch der Epheu steht noch in schönem Grün. Im entlaubten Weißdorngezweige hängen die dunkelroten, mehligen Beeren, am Schlehdorn und der Hundsrose locken die tiefblauen und grellroten Früchte, reich sind der Wachholder, die Pfaffenhütchen mit Früchten behangen. In prächtigem Grün leuchten die Wiesen. Da und dort blühen Gänseblümchen, Bibernelle, Brunelle, Tausendguldenkraut, der niedliche Augentrost, die unverwüstliche Schafgarbe, ein Studentenröschen, viele Herbstzeitlosen. Stellenweise breitet sich das vertrocknete, reichblütige, stachelumgebene Blütenköpfchen der Eberwurz aus, als lebte sie noch. Dankbar für jede Blumenerscheinung, die noch nicht den rauhen Herbstnächten zum Opfer gefallen, erscheint uns dieses letzte Herbstleben um so fesselnder, wenn warmes Sonnenlicht die herbstlichen Fluren bestrahlt und wir dann zarte, schneeweiße, silberige Fäden über die Wiesen ziehen oder von den Stauden und Zweigen weghängend im Winde flattern oder in dichteren Flocken und Fahnen, von kleinen Tautropfen besät, im Sonnenlichte funkeln sehen. Das sind die Marienfäden, die fils de la vierge, die Fäden des Frauensommers, des schweizerischen Witwensömmerli, des englischen Gossamer, der Graswebe, die wir als Gewähr noch einer Reihe schöner Herbsttage begrüßen.

Heute weiß man, daß es junge Spinnen der Luchsspinnen (Lycosa), der Kreuzspinnen (Epeira), der Krabbenspinnen (Thomisus), und Weberspinnen (Theridium) sind, welche diese Herbstfäden spinnen. Es sind diese Gespinste nicht Nester, wie alle die verschiedenartigen Spinnengewebe allerorts in Winkeln, an Gräsern und Zweigen, bestimmt, Insekten einzufangen, sondern Flugfäden, welche die nicht seßhaften Spinnen weiterbringen. Nachschau haltend entdecken wir leicht, wie an Straßensteinen, Pfählen, anderen über die Erde ragenden Gegenständen, auch an Gesträuch und Bäumen zahlreiche kleine Spinnen sich herumtreiben, die auch während ihres Herumvagierens einige Fäden spinnen, mit denen sie anhaften und sich festhalten. Will aber einer dieser Herumwanderer in die Weite, dann heftet er sich mit einem Faden irgendwo fest, hebt die Hinterleibsspitze in die Höhe, geht einige Schritte der Luftströmung entgegen, hält die Beine weit ausgestreckt möglichst hoch und läßt nun den Spinnfaden ausfließen. Der Luftzug zieht den Faden in die Länge, der nun eine immer mehr sich verlängernde Schlinge bildet. Hat der Faden eine Länge von 2—3 Metern erreicht, so beißt ihn die Spinne dort, wo er festhaftet, ab, zieht die Füße ein und schwebt nun mit dem Faden in die Weite, oft schon bald wieder hängen bleibend, oft viele Meilen weit und turmhoch davongetragen. Will die Spinne landen, dann wickelt sie den Flugfaden, an ihm emporkletternd, mit den Beinen auf, der Faden wird zur Flocke, der Flugapparat zum Fallschirm, die Spinne schwebt langsam zu Boden. Wo viele solche Luftschifferinnen sich herumtreiben, verwirren, verknäueln sich die Fäden, und man sieht dann dichte Flocken an Zweigen flattern oder vom Winde davongetragen werden.

Da Spinnen ja überhaupt nur an schönen Tagen spinnen, liegt der Zusammenhang dieser Herbstfäden mit schöner Witterung nahe. Dem Landmanne freilich, dem zuweilen solch fliegender Sommer das noch nicht eingeholte letzte Heu in Menge bedeckt, gibt sich diese Poesie des Altweibersommers minder erfreulich kund.

Dr. Friedrich Knauer.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Kinderideale.

In der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie“ teilt Marx Lobsien ein Experiment mit, das er an 500 Knaben und Mädchen im Alter von 7 bis 14 Jahren, Kindern von Arbeitern, kleinen Kaufleuten und Unterbeamten, angestellt hat. Er richtete eine Reihe von Fragen an sie, die zur Ermittlung ihrer Lieblingsvorstellungen, ihrer Ideale dienen sollten. Als erste die Frage: Welche Unterrichtsstunde ist dir die liebste? Die Antworten darauf fielen fast ausschließlich zugunsten der technischen Unterrichtsfächer aus: Zeichnen, Turnen, Singen, Handarbeit. Rechnen fand unter 250 Knaben 36 Liebhaber, und unter ebensoviel Mädchen 35. Die Geschichtsstunde spielte namentlich bei den Knaben eine größere Rolle. Dem Religionsunterrichte konnten nur zwei Knaben und zehn Mädchen besonderen Geschmack abgewinnen. Lobsien ist in Anbetracht des Umstandes, daß gerade auf den Religionsunterricht in der Volksschule so viel Zeit und Mühe verwendet wird, über dieses Resultat selber befremdet und meint: „Ich denke, wir haben hier den zahlenmäßigen Beweis dafür, daß in dem Unterrichtsbetrieb etwas faul ist, wir müssen in diesen Daten eine schwere Anklage erblicken. Die Welt, die dem Kinde eine nahe und liebe sein sollte, die Welt des Wunders, des Mysteriums, für die die kindliche Phantasie so aufnahmefähig ist, die ist ihm fremd, es fühlt sich darinnen nicht heimisch.... Die kindliche Phantasie und deren Entwicklung wird vom Unterricht nicht genügend berücksichtigt. Der Unterricht geht über das Fassungsvermögen des Kindes hinaus. Die Behandlung des Religionsstoffes in Form der Katechese ist ein Erbstück aus den Tagen des Rationalismus und kann unserm ganzen Empfinden nur auf das schärfste widersprechen. Der ungeheuer große Memorierstoff muß dem Kinde den Unterricht verleiden. Der Unterricht wird in konzentrischen Kreisen erteilt, d. h. ein und derselbe Stoff, nur jeweilig entsprechend ausgebaut und erweitert, immer von neuem vorgetragen. Das Kind aber will Neues hören, es ist stoffhungerig.“

Auf die Frage nach den Lieblingsgestalten der biblischen wie der Profangeschichte zeigt sich, daß bei Knaben und Mädchen gleichmäßig der Herr Jesus die Hauptrolle spielt. Daß der liebe Gott nur je eine Stimme erhalten, beweist augenscheinlich, daß die Phantasie der Kinder noch nicht viel mit dem Gottesbegriffe anzufangen weiß und auch in ihren Idealen an konkrete Grundlagen gebunden ist. Im übrigen nennen die Knaben fast nur männliche Helden: Goliath, David, Simson, Jakob, Moses, Josua, Abraham, Samuel; den alten Blücher, Alarich, Hermann den Cherusker, Karl den Großen, den alten Fritz, den großen Kurfürsten, Kaiser Wilhelm I. und Wilhelm II. Nur einer der 250 Knaben nennt Maria, neun nennen Ruth und drei die Königin Luise. Bei den Mädchen erscheinen am häufigsten Martha und Benjamin, während sie die Antwort auf die Frage nach ihrem Liebling aus der Weltgeschichte zumeist schuldig geblieben sind; nur 65 fanden darauf eine Antwort, und darunter nannten 15 Wilhelm I. Zu dem Umstande, daß bei den Knaben sich zumeist Kriegshelden verzeichnet fanden, bemerkt Lobsien: „Man muß innerhalb gewisser Grenzen der kindlichen Natur

Digitized by Google

Rechnung tragen, sonst unterbindet man sein Interesse. Das Bestreben derjenigen Neuerer, welche die Geschichte ihrer kriegerischen Momente entkleiden und sie ganz in Kulturgeschichte aufgehen lassen wollen, ist unpsychologisch, der Kindesnatur nicht entsprechend, nimmt auch leicht einen Flug über ihr Verständnis hinaus.“

Nichts Überraschendes bieten die Antworten auf die Fragen nach der Lieblingsblume, dem Lieblingstier, dem Lieblingsgebäude; aber sie sind charakteristisch für die auseinandergehenden Neigungen der beiden Geschlechter: die Knaben bevorzugen das Große, Großartige, das Imponierende, das Laute, die Mädchen das Feine, Niedliche, Stille; die Knaben z. B. das Pferd, die Mädchen das „Hündchen“ — dieses Diminutivum ist besonders charakteristisch. Auch bei der Frage nach der Lieblingsbeschäftigung, dem Lieblingsspiel zeigt sich, daß die Knaben die Freiluftspiele bevorzugen, die Mädchen die Zimmerspiele. Die Frage nach dem Lieblingsbuche ergab, wie zu erwarten war, zunächst bei beiden Geschlechtern die Vorliebe für Märchenbücher. Dann kamen bei den Knaben Robinson und Indianergeschichten. Die Mädchen wußten im übrigen kaum noch Bücher zu nennen, während die Knaben oft Zahlen von Büchern, die sie gelesen haben wollten, in schwindelnder Höhe nannten, so daß Lobsien scherzt, ein gelehrter Professor müsse angesichts solcher Zahlen erröten, der Knabe sei der geborene Aufschneider. Nur achtmal begegnet man dem Titel eines der von den Prüfungsausschüssen empfohlenen Bücher, und fast gar nicht dem Schullesebuch. „Man bedenke“, bemerkt Lobsien dazu, „den schier unersteigbaren Berg vorhandener Lesebuchliteratur: wie viele Lesebücher, wieviel Reformvorschläge bis in die jüngste Zeit hinein! Ist immer noch nicht die Kindesnatur genügend und richtig gewürdigt worden? Oder liegt es an der Behandlung, dem ewigen öden Lesen und Erklären desselben Stoffes, desselben Buches zwei, drei Jahre, ja fast die ganze Schulzeit hindurch? Hinweg, wenigstens in den oberen Klassen, mit dem Lesebuch auch in der Volksschule und frisch hineingegriffen in unsre nationale und moderne realistische und schöngeistige Literatur. Sie ist ja zehnpfennigweise zu haben!“

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Lieblingsberufe zeigte sich, daß nur in vier Fällen sich die Wahl mit dem Beruf des Vaters deckte. Gleichwohl verrieten hier die Antworten nichts weniger als einen Flug ins Reich der Luftschlösser, vielmehr scheint es, als wären diesen Kindern armer Leute schon frühzeitig alle Illusionen in bezug auf unerreichbare Zukunftspläne benommen worden. Dem realen Sinne des Kindes entspricht es auch, daß die Antworten auf Fragen nach dem Angenehmen und Unangenehmen sich fast ausschließlich auf physische Dinge bezogen: Schuheputzen, Haarekämmen, Pferdefleisch, gekochte Eier! Wo einmal von moralischen Dingen die Rede war, da war es seitens der Knaben geschehen. Lobsien glaubt darin die Bestätigung einer auch sonst gemachten Erfahrung zu sehen, daß das straffe Rechtsbewußtsein bei den Mädchen nicht in dem Maße klar vorhanden ist, wie bei den Knaben. B.

„Gelegenheit.“

Neulich begegnete mir ein alter katholischer Geistlicher. Wir tauschten über dieses und jenes unsere Gedanken aus, und schließlich äußerte er: Nichts mache ihm in seinen alten Tagen so viel Sorge, als die Beobachtung, daß die

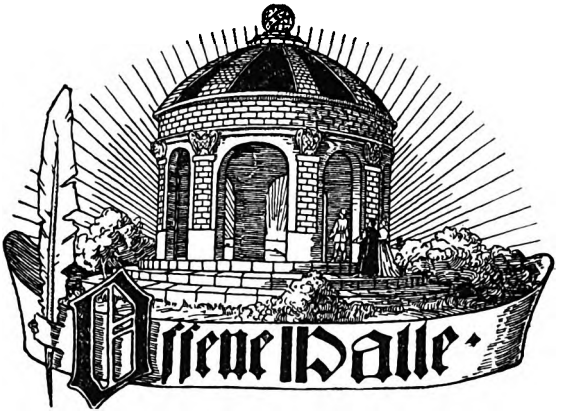
Digitized by Google

Kluft zwischen den beiden Konfessionen von Tag zu Tag größer werde; niemand könne absehen, zu welchem, für die Entwicklung Deutschlands gefahrvollen Ende diese Entwicklung hinstrebe. Die Richtigkeit dieser Bemerkung liegt auf der Hand. Unser öffentliches Leben ist überladen mit konfessionellen Spannungen, die in schärfster Weise Entladung suchen und finden. In einem eigentümlichen Gegensatze dazu steht eine andere Tatsache. Mehrfach habe ich in katholischen Kirchen Predigten gehört, auch wohl solche in Predigtsammlungen gelesen, die fast wörtlich ohne Veränderung auch auf einer evangelischen Kanzel hätten gehalten werden können. Mithin muß doch ohne Frage ein neutrales Gebiet von nicht zu geringer Ausdehnung vorhanden sein. Ähnliche Gedanken erweckt die Lektüre eines Buches von Spalding, der als katholischer Bischof in Nordamerika wirkt. („Gelegenheit." Deutsch von J. Heneka. München 1903, Schuh & Cie.) Zehn Aufsätze über Bildungsfragen sind darin zusammengestellt. Sie behandeln verschiedene Themata (Frauenfrage, Aufgabe der Universitäten, nationale Fragen ꝛc.), bilden aber doch eine Einheit, da sie alle für das aufwachsende Geschlecht eine rechte Erziehung fordern und dieses Wort im Goetheschen Sinne fassen, als charaktervolle Durchbildung des ganzen Menschen und Erziehung zur Ehrfurcht. Etwas amerikanisches Selbstbewußtsein muß der europäische Leser mit in den Kauf nehmen, und er wird es in diesem Falle gerne tun, denn es artet nicht in Selbstüberhebung aus, sondern ist nur die gesunde Lebensfreude eines seiner Eigenart frohen, aufstrebenden Stammes. Sonst spricht ein freier und frommer Geist aus dem Buche: „Alle Tatsachen sind heilig, der Wahrheit geweiht; folglich kann hierin kein Grund liegen dafür, daß eine katholische Universität der Untersuchung und Forschung Einschränkungen machen sollte. Die intellektuellen Interessen der Menschheit sind, wenn nicht die höchsten, so doch unermeßlich wichtig: ein Versuch, sie zu durchkreuzen, hieße Opposition machen der mächtigsten Kraft, die der ewige Vater seinen Kindern anvertraut hat." Auch mit geschichtlichen Entwicklungen findet sich der Verfasser tapfer ab: „Sollen wir die geschwundene Macht des Fürstbischofs und der Äbte bejammern, die feudale Gebieter waren?" Ich wünschte, er wäre hier noch eine Stufe höher gestiegen. Am sympathischsten, ein wohltuender Gegensatz zu der Mehrzahl unserer deutschen ultramontanen Zeitungen, sind die beiden großen Aufsätze über „Goethe als Erzieher", die auch äußerlich im Mittelpunkte des Buches stehen. Ohne dem christlichen Standpunkte etwas zu vergeben oder Goethe andere Anschauungen unterzulegen, als er hatte, weist Spalding auf diesen Seiten doch die Verkleinerer des Alten von Weimar gebührend in die Schranken und entrollt ein gutes Bild seiner reifen Lebensweisheit.

Leider kann der Übersetzung von Heneka nicht das gleiche Lob gespendet werden, wie dem Inhalt des Buches. Der Jünger ist ganz und gar nicht seinem Meister gewachsen. Am deutlichsten ist das in den Artikeln über Goethe zu verspüren, wo Heneka die Zitate zurückübersetzt, anstatt die Originalstellen anzuführen. Aber die hat er augenscheinlich nicht gekannt, nicht einmal den West-östlichen Diwan. So wird z. B. jene duftig-zarte Stelle aus dem Zwiegespräch des Dichters mit Hafis, in der Goethe die Stellung der Bibel in seinem Herzen mit dem Bilde des Herrn auf dem ihm dargereichten Tuche vergleicht, von Heneka in fürchterlich plumper Prosa wiedergegeben.

Christ. Rogge.

Digitized by Google



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.

Zur Offenbarungsfrage.

Der Aufsatz von Soltau im Märzheft des T. trägt das Gepräge der Theologie unserer Zeit; denn er vermeidet es, eine Glaubens-, eine Weltanschauungsfrage philosophisch zu erörtern, und hofft ihr durch rein geschichtliche Betrachtung beikommen zu können. Und wenn man sich heute in der popularisierenden theologischen Literatur umsieht — überall historische Aufsätze und nur historische Aufsätze. In einer Versammlung von Theologen wird jemand, der einer etwa vorliegenden Frage philosophisch nahezutreten sucht, wenig Anklang finden.

Dieser historische Zug ist ja gewiß etwas Schönes. Es war gut, daß man auch auf dem Gebiete der Religion begonnen hat, jeder geschichtlichen Erscheinung gerecht zu werden, sie zu verstehen so, wie sie ist, statt sie zu pressen und zu kneten, wie sie einem paßt. Denn es kann nur lehrreich für uns und unsere Frömmigkeit sein, wenn wir anders geartete Frömmigkeit ruhig anschauen und würdigen lernen. Und wieviel Neues hat uns die historische Forschung beschert!

Aber ist dies auch der unermeßliche Segen der historischen Behandlung religiöser Gegenstände, — ein Fehler wird es doch sein, wenn man glaubt, alle religiösen Anfragen der Menschen rein geschichtlich erledigen zu können.

Denn Glaube wird sich nie bei Geschichtlichem zufrieden geben. Soll mein Glaube mir Zuversicht sein in allem Schwersten, an all und jedem Ort, in all und jeder Lage, so muß er unmittelbar, unbedingt gewiß sein. Der Mann auf dem Scheiterhaufen muß all seine Gewißheit in und bei sich haben; sein Glaube darf nicht beruhen auf der Gediegenheit der Historiker, die zurzeit hie und da in Archiven und Klosterbibliotheken oder im fernen Mesopotamien arbeiten.

Obendrein gibt die gediegenste geschichtliche Arbeit nur hohe Wahrscheinlichkeit. Ihre Ergebnisse bleiben stets widerruflich. Glaubenswahrheit will unwiderruflich sein. Man bedenke doch nur: in gewissen Glaubenskreisen wird alle Zuversicht und alles Streben unmittelbar geknüpft an den historischen Jesus nebst dazu gehöriger, bestimmt gefärbter Auffassung der israelitisch-jüdischen Religionsgeschichte. Nun kommen die Assyriologen, und sofort fühlen diese Gläubigen den Boden wenigstens wanken; hat sich dieses Mal der Boden

Digitized by Google

wieder beruhigt, wird er's das nächste, die nächsten Male tun? Nun kommen ferner die Neutestamentler und zeichnen uns das Bild Jesu von Jahrzehnt zu Jahrzehnt um; da will der Streit um die Geschichtlichkeit des Johannes kein Ende nehmen, da hat sich jüngst das Markusevangelium, das bisher als Fels in der Brandung galt, als nicht so ganz zutreffend, wie es schien, erwiesen, da fragt man ferner, wie weit Jesus den apokalyptischen Anschauungen seiner Zeit gehuldigt habe; hatte man zuerst Jesus möglichst modernisiert, so kann man ihn jetzt nicht fremd-antik genug darstellen.

Und nun mag man sich in diesem Streite stellen wie man will: selbst wenn man neue Behauptungen ablehnt, man läuft mindestens Gefahr, mit geschlossenen Augen in einen Abgrund zu fallen. Jedenfalls geht das Gefühl der Felsensicherheit der Glaubenswahrheit verloren, solange diese Wahrheit geschichtlich gewonnen werden soll. Ich selbst bin ein Freund der sog. liberalen Theologie; aber ihre Schwäche ist die, daß sie den Glauben auf Geschichte basieren will. Da muß der Versuch der Konfessionellen, durch Sünden- und Erlösungsbewußtsein sich Jesus zu sichern als übergeschichtliche Gestalt, als Versuch wenigstens gebilligt werden, auch wenn man ihn nicht als gelungen bezeichnet.

Man verhehle sich doch nur nicht, daß wir nie mehr haben können als ein Jesus*bild*, von dem aber nie fraglos gewiß sein *kann*, wie weit ihm eine historische Person entsprochen habe. Mag es jetzt so heißen — jeder Papyrusfund könnte mich zittern machen; jedes neue „Leben Jesu" müßte mich mit Sorge erfüllen. Ich fürchte zwar nichts für meinen Glauben; aber ich baue ihn auch nicht auf die Geschichte!

Schließlich wird mir jede historische Gestalt als *historische* Größe fremd bleiben. Anregen kann sie mich als solche; aber Glaubensgewißheit gibt sie mir nicht als diese damalige Größe.

Jedenfalls dürfte so viel klar sein, daß eine so wichtige Frage wie die nach der Offenbarung auf rein historischem, nur historischem Wege nicht befriedigend zu lösen ist. Darum, so unmodern es auch sein mag — kann hier nur der Philosoph oder der philosophische Spezialist, d. h. der Dogmatiker genügenden Bescheid geben. Damit man mir jedoch nicht ganz so zweifelnd gegenüberstehen bleibe, schicke ich noch folgendes voraus:

Unbeliebt ist die Philosophie und mit ihr die Dogmatik geworden, weil man sagte: „Ein jeder Philosoph baut ein neues System; Philosophie ist das Wandelbarste auf der Welt!" Daneben hat es wohl auch stets an Leuten gefehlt, die die verquält ausgedrückten Gedanken der Philosophen, ohne sie zu schädigen, doch klar und verständlich ausgesprochen hätten.

Indessen erleben wir jetzt das Merkwürdige, daß sich an Kant eine Reihe namhafter Philosophen schließt, die da verzichten auf den fraglichen Ruhm, der Archon eponymos eines neuen Systems zu werden, die vielmehr das von Kant begonnene Werk nachprüfen und ganz besonnen ausbauen wollen. Da ist also eine Philosophie, die nicht wechselt mit dem Tage.

Das ist auch kein Wunder für den, der in Kants *Methode* das Wichtigste sieht und nicht so sehr in seinen Ergebnissen. Aber wer schaut denn heute bei einem Philosophen auf die Methode? Ein jeder will fertige Gedankenbauten sehen, um billig an ihnen herumzukritisieren. Diese Leute sind es, die Philosophie und Dogmatik in Verruf bringen.

Kant hat gerade durch seine Methode die Philosophie jenem Taumeln und Tanzen zu entreißen gesucht und so gesagt: Es darf nicht ein jeder mit

Digitized by Google

seinen subjektiven, mehr oder weniger kurzweiligen Einfällen kommen, um die Welt als Philosoph zu behelligen. Sondern die letzten Grundsätze der Einzelwissenschaften, von denen ausgehend die Forscher in jenen Einzelwissenschaften fortwährend fruchtbar arbeiten, die wird man als etwas Solides ansehen dürfen. Oder wem sollte es einfallen, zu bestreiten, daß Gewichtsveränderung in der Chemie von vornherein eine Änderung in den Bestandteilen des Körpers auf alle Fälle anzeigt? Wer will an den Grundsätzen der Arithmetik und Geometrie ernsthaft zweifeln oder in der Physik leugnen, daß jede Bewegung v. v. h. ihre Ursache haben muß? Diese Axiome läßt sich Kant als sichere Basis zugestehen und faßt sie dann zusammen in der Frage: Wie sind Urteile, die zu dem Begriffe etwas Neues hinzubringen, von vornherein möglich? (Wie kann ich v. v. h. behaupten, daß wegen Gewichtsveränderung nun der [augenscheinlich vielleicht unveränderte] Körper in seiner Zusammensetzung doch geändert ist?) Ich meine, eine festere, dem Schwanken der Meinung besser entnommene Basis kann man nicht finden. Und wenn nun Kant sich daran macht, kritisch behutsam zu fragen: Was muß der Fall sein, damit wir v. v. h. so auf alle Fälle urteilen dürfen? — so ist das dann eine so klare, ruhige Rechnung, daß dieser Philosophie gegenüber es lächerlich sein würde, mit einem allgemein gehaltenen: „Mir paßt das Ganze nicht!" zu kommen; nein, hier darf man nur sorgsam nachrechnen und Einzelfehler nachweisen — wenn man sie findet!

Nun hat aber Kant nach diesem Verfahren auch das Gebiet der Lebensfragen untersucht, und es ist ihm dabei nicht besser gegangen als s. Z. dem großen Origenes: alle die Dogmatiker nach ihm hatten von ihm gelernt; jeder hatte ihn verwässert; und doch wurde er nachher verketzert. Kant ist heute in theologischen Kreisen als der gefährlichste Rationalist gebrandmarkt. Vgl.: Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Wer so etwas unternimmt zu schreiben ....!

Und doch gibt es keine stichhaltigere Dogmatik als dieses dünne Buch und das andre noch dünnere, die Kritik der praktischen Vernunft. Denn durch diese Bücher wird die Theologie endlich in geruhige Bahnen geleitet!

Nur ein einziges läßt er sich zunächst zugeben: Glaube an die unbedingte Pflichtigkeit des Menschen; laß die gelten als ein Faktum, wie sie ja auch dafür gilt im Leben. Denn „in Geschäften", wie Kant schelmisch sagt, also da, wo es heikler Ernst wird im Leben, nimmt jeder den andern als unbedingt pflichtig und verantwortlich in Anspruch, oder erklärt ihn für anormal, für geistig krank. Diese Beurteilung menschlichen Handelns läßt sich nicht mehr als berechtigt beweisen. Sie ist hier Axiom, wie der Satz von der Gleichheit des Raumes in der Geometrie. Beide sind Glaube; dieses theoretischer, jenes praktischer; wer's bestreitet, gilt für verrückt bzw. verrucht — wenn er's mit gefährlichem Ernste bestreitet und etwa über Wasser gehen will oder einen Raubmord ausübt.

Jedenfalls also haben wir in dieser Pflichtigkeit des Menschen einen sichern Anfang. Diese Pflichtigkeit wird mir bewußt als kategorischer, d. h. fragloser Imperativ: „Sei so gesinnt, wie es sich gehört!" (Ich weiß nicht, wie gegenüber einer so vordergründlichen, hellen, klaren Sache Soltau schreiben kann: „Der ‚kategorische Imperativ' Kants ist nur das versteckte Eingeständnis, daß der Inhalt dieses Sittengebots jeder Definition spottet." Da ist nichts versteckt, als ob man etwa daran verzweifelte, einen vollständigen Kodex von Einzelgeboten aufstellen zu können, sondern da ist zum ersten Male klar ge-

Digitized by Google

sagt, hier liege eine bildende Kraft im Menschen, die allerdings nach ihrem Gesetze bilde, also nicht kluge Ratschläge, sondern sich gehörende Pflichten schafft.) Wir haben hier also einen sichern Anfang; denn ob ich die Pflichtigkeit als etwas Angewöhntes, also auch wieder Aufgebbares ansehen soll, oder ob ich sie beurteilen soll als wesentliche Eigenart des Menschen, dazu hab' ich stets allerorten das Material bei mir. Und ich glaube — glaube im Vollsinne Luthers, daß ein jeder seiner Ruhe verlustig gehe, der gefährlich damit Ernst macht, die Pflichtigkeit des Menschen preiszugeben.

Nun hat aber Kant von diesem Anfange der unbedingten Pflichtigkeit des Menschen aus zurückgeschlossen: Wie müssen hier die Dinge liegen, wenn der Mensch vor jeder Tat auf alle Fälle das soll tun können, was sich gehört? — Ist da nicht die verführende, zwingende Macht der Verhältnisse? — Also muß der Mensch ihnen gegenüber frei sein. — Vollzieht sich nicht jede Tat in Erwartung gewisser aus Erfahrung bereits gekannter und nun wieder zu erhoffender Lust? — Also muß der Mensch ein erfahrungsfreies Gefühl haben, das vor Eintritt der Erfahrung, also eh es zu spät ist, ihn hinzieht auf die Seite dessen, was sich gehört, nämlich Achtung — und in ähnlicher Weise schließt der Philosoph, daß es noch mehrere solche Gegenstände auf dem Gebiete der Lebensführung geben müsse; die letzten und höchsten sind Gott und Unsterblichkeit. Die Pflichtigkeit der Anker! Daran als unerläßliche Glieder Freiheit vom Zwange der Verhältnisse ... bis ... Gott und Unsterblichkeit. Wer die Pflichtigkeit aufgibt, kann auch alles übrige einschließlich Gottes nicht mehr halten. Wer Gott halten will, muß die Pflichtigkeit glauben. Also eine Kette unzertrennlicher Glaubensgegenstände. Und nie soll es Kant vergessen sein, daß er die methodische Reihenfolge derselben klargestellt hat, den Glauben an die Pflichtigkeit als das erste, Fundamentale, alles andre in sich Beschließende setzend, Gott dagegen als das letzte, Zarteste! Darin berührt er sich mit Melanchthon. Damit aber bietet er auch die Möglichkeit eines sittlichen Zusammenarbeitens mit Andersgläubigen, sogar pflichtgetreuen Atheisten.

Ist dies richtig, so ist der Mensch, wie er angelegt ist, die Verhältnisse der Winkel an Parallelen, die von einer Geraden durchschnitten werden, bis hin zu den höchsten Sätzen der Geometrie zu erfassen, so auch angelegt, diese Kette von Gedanken zu erfassen. Er ist angelegt! Denn es sterben wohl nicht nur Papuas ohne Kenntnis des pythagoreischen Satzes. Die Anlage muß geweckt werden! Wodurch geschieht es aber, daß in mir angelegte Einsichten von mir wirklich gemacht werden? Nicht von mir selbst aus, sondern durch den Lauf der Dinge (zu dem ich z. B. auch den Schulzwang, die Lehrpläne, den Mathematiklehrer und des Vaters Tat, daß er den Jungen aufs Gymnasium schickt, rechne). Der Lauf der Dinge bringt den Menschen auf allerhand Gedanken, die in ihm angelegt sind. Muß man nun auch diese Anlage als wesentlich, so doch nicht als gradweis gleich ansehen; und der Lauf der Dinge ist ja so mannigfaltig, daß er sich nirgends gleicht. So kommt es denn, daß Pythagoras durch den Lauf der Dinge, wie er an ihm vorüberzog, seinen Satz entdeckte, daß Newton die Gravitation fand, daß Goethe Wanderers Sturmlied sang, daß der Kantforscher Krause, der auf einem Papiere Kants Kategorien stehen hatte, als er seitwärts quer die Reihen liegen sah, einen merkwürdigen, noch viel zu wenig beachteten Zusammenhang entdeckte. Diese Weckung angelegter Einsichten, Gedanken heißt Offenbarung (in weiterem Sinne); sie selber ist nicht geheimnisvoll, mag sie den Überraschten auch so erschienen

Digitized by Google

sein; nein, geheimnisvoll ist der Lauf der Dinge und die Gradverhältnisse unserer Fähigkeiten Da liegt das Mysterium: im Weckenden und im Geweckten; aber die Weckung selbst ist nachher licht und klar.

Was so dem einzelnen auf jenen Gebieten offenbar wird, hängt von dem Geheimnis der Führung des Lebensstromes ab. Der eine findet's, der andere nicht. Soll das aber auf dem Gebiete des Handelns auch so gedacht werden? Soll auch da der eine es finden, daß der Mensch verantwortlich ist im Leben, und dem andern bleibt es verborgen? Wenn er dann also Lustmord verübt und wird vor Gericht gestellt und gefragt: „Wie konnten Sie so etwas tun?" und er sagt: „Weil es mir Lust bereitete!" wer will ihm dann sagen: „Aber so etwas darf doch nicht geschehen, auch wenn die Tat Lust bereitet und die Unterlassung quält!" Man sieht, es liegt in der Folge des Pflichtglaubens, anzunehmen, daß der Weckung der sittlich-religiösen Gedankenkette ein jeder teilhaftig werden muß. Diese Offenbarung muß jedem zuteil werden, so glauben wir! Denn beweisen können wir's nicht; erfahrungsmäßig läßt sich's nicht nachrechnen. Aber wir glauben's glaubensvoll und lassen keinen durchschlüpfen mit der Entschuldigung: „Ich hab's nicht besser gewußt!" — „Dies hättest du wissen können! Das mußtest du fühlen!" — oder es stellt sich eben heraus, daß der Betreffende irrsinnig ist, wobei ich von dem Prinzen Arenberg vielleicht besser absehe.

Ergebnis: Wir glauben, daß die sittliche Gedankenreihe in einem jeden geweckt werden müsse!

Das heißt, nicht die ganze! Unerläßlich ist zunächst nur der Anfang, daß es über dem Menschentum noch ein Dürfen und Sollen gibt. Aber wie schwer wird es unterbleiben, daß, wer den Anker zu fühlen bekommen hat, nicht die übrigen Glieder der Kette gewahrt!

Jetzt fragt sich nur: Worin haben wir dies Weckende, Offenbarende zu suchen? Offenbar auch nur im Laufe der Dinge, aber nicht sofern der mannigfaltig ist, sondern in ihm einfach als solchem, soll anders es eben aufrecht gehalten werden, daß jedem das Offenbarende aufstößt. Was jedem begegnet, ist nicht dies oder das im Strome der Begebenheiten, sondern der Strom, jedes Beliebige in ihm.

Es ist also insbesondere nichts historisch Bestimmtes, was jedem Menschen die unerläßliche Offenbarung, ohne die er sein Leben verlieren und verderben könnte, entgegenbringt. In welche Schwierigkeiten man kommt, wenn man das historische Christentum als allein ausreichende Offenbarungsmacht ansieht, zeigt die altprotestantische Dogmatik; da haben, festhaltend an dem: „Es ist in keinem andern Heil . . . .", die scharfsinnigen alten Herren gesagt: „Also können auch die bislang gestorbenen Australier nicht ohne Kunde, Gerücht (rumor) vom Evangelium geblieben sein; wären sie sittlich ernst beteiligt gewesen, so hätten sie sich aufgemacht wie die Magier; und so sagen wir, um ihre Verantwortlichkeit zu wahren: sind sie verdammt, so mit eigner Schuld." Andre versprachen sich die Rettung der Unwissenden von der Höllenfahrt Christi. Zu so etwas aber kommt man, wenn man als ausreichende Macht der Offenbarung ein Bestimmtes angibt. Nein, die Dinge als solche müssen die Macht der Offenbarung in sich tragen.

Und das tun sie auch. Die Dinge, die Natur, Welt im weitesten Sinne, vom Staube bis zum Menschen, kommt beim Tun für mich in Betracht als Material, auf gut Deutsch als Zeug. Ich kann keine Handlung begehen, ohne

Digitized by Google

irgendwie Natur zu gebrauchen als Material. Nun entschlage sich einmal der Mensch der Verantwortlichkeit; er zertrümmere mutwillig, zwecklos eine schöne Muschel, er raufe nach Art mancher Städterin Blumen aus auf dem Hinwege und werfe sie auf dem Heimwege als lästig weg, er übe zweckloseste und brutalste Vivisektion, um ein volles Auditor zu haben, er vernutze Menschen ohne Rücksicht auf ihren Selbstzweck für sich, wie Napoleon dann noch höhnend, als er ein Regiment ins Feuer rücken sah: „Sind die noch nicht alle? Und ich habe sie doch schon da und da den Kanonen in den Rachen gejagt!“ — so tue er, und hier fühlt ein jeder, wie dem Täter selbst so gut wie dem Zeugen leiser und lauter ertönt jenes: „Das darf nicht sein!“ Ertönt das aber, so ist da Offenbarung. Ein Glied der Ankerkette ist aus dem Meeresgrunde gehoben; nun müssen die andern folgen.

Wer aber erst das Dürfen erkannt hat, kann nicht umhin, auch Schuld zu konstatieren und so die ganze Kette mehr oder minder genau zu bilden. Und wirklich sind ja doch auch die Völker auf Gedanken der rächenden Gottheit gekommen — nicht allein hierdurch, aber hierdurch wesentlich!

So liegt in den Dingen (einschl. Menschen) als Material unserer Handlungen die Kraft, zunächst das Sittengesetz bis endlich den heiligen Gott zu offenbaren. — —

Kant läßt sich aber noch ein zweites zugeben. Er fragt: Soll der Mensch sich einfach auf der sittlichen Höhe halten, auf der er sich vorfindet? Oder muß er sich erst auf eine genügende Höhe erheben? Der sittlich ernste Mensch wird als seinen Glauben bekennen: Unser keiner ist so lauter gegenüber Gottes sittlichen Forderungen gesinnt, daß er nur so lauter zu bleiben braucht, sondern unser jeder hat in einem geheimen Winkel seines Gemüts einen Vorbehalt: „Unter Umständen versage ich den Gehorsam!“ Derartiger Vorbehalt gegenüber Gottes nur heiligen Forderungen ist aber schon Frevel, Schuld. Wir alle fangen unser Tun mit Schuld an!

Wem also die Offenbarung ward: „Du darfst nur tun, was sich gehört! Das andere ist Frevel!“ kann nicht umhin, die Frage zu stellen: „Hast du bisher es so gehalten?“ und wird also seine Schuld gewahren, zumal er sich nicht wird sagen können, daß er's damals nicht besser habe wissen können. Denn vor jeder Tat, sobald zum ersten Male Dinge für uns als Material nur in Betracht kommen, muß die Frage des Dürfens sich regen. Diese Erkenntnis der von vornherein vorhandenen Schuld muß aber notwendig zu verstohlener Verzweiflung und zur Lähmung der sittlichen Tatkraft führen (wir dürfen hier nicht mit unserer christlichen Erinnerung kommen; wir kennen von Kind an den gnädigen Gott; uns ist jene Sorge erspart), zu dem Gedanken: „Nun ist alles gleich! Also lustig gelebt und nach nichts gefragt!“

Es muß hier dem Menschen eine Einsicht kommen, die das verhütet. Sie tritt aber auch ein, bei einem jeden. Denn wer nun auch immer es versucht, darauf los zu leben, ihm steigt bei diesem Entschlusse (!!) der Gedanke auf: „Du darfst's dennoch nicht!“ Wir dürfen, ja müssen das annehmen, wollen wir anders die sittliche Verantwortlichkeit nicht preisgeben. Das ist aber eine so seltsame Offenbarung, daß sie erst dadurch verständlich wird, daß man denkt: „Also kann noch nicht alles verloren sein, es muß also Vergebung geben!“ Und so bringt der Entschluß, darauf los zu leben, die zweite und höchste Offenbarung, nämlich die, daß es Vergebung geben müsse! Der heilige Gott hat sich als den gnädigen enthüllt. Dieser Zusammenhang, der m. E. bisher noch

Digitized by Google

nirgends recht klar ausgesprochen ist, wirft also die von Soltau angeführte Behauptung von Spieß (S. 646): „Ein Rätsel konnte er (d. natürl. Mensch) nie lösen ... Wie werde ich meine Sünden los?“ noch deutlicher über den Haufen, als es Soltau durch Geschichte getan hat, weil man jetzt sieht, wie immer allerorten jeder Mensch Gottes Gnade spüren muß!

Mit dieser zweiten Offenbarung des gnädigen Gottes beim Schritt zur Verzweiflung ist aber der wesentliche Gehalt des Christentums gesichert.

Die Natur, die der Mensch nicht umhin kann zu gebrauchen, löst die erste Nadel des verhüllenden Schleiers und offenbart mit ihrem „Dürfen“ den heiligen Gott in der Welt; die dann aber vorgefundne Schuld und der Versuch, mit der Verzweiflung Ernst zu machen, lösen die letzte Nadel: wir schauen das Antlitz des Barmherzigen, des Vaters.

Beide Einsichten sind unerläßlich und müssen von jedem gefunden werden können durch jedem entgegentretende Offenbarung (nicht bloß durch örtlich-zeitlich bedingte geschichtliche), soll anders der alles tragende Anfang, die Pflichtig-, Verantwortlichkeit bestehen. Und die soll bestehen — so glauben wir!

Nun möchte ich nicht mißverstanden werden, als wollte ich sagen, an diesen zwei Steinen stoße sich *jeder* und werde ihm der heilige, gnädige Gott offenbar.

Die Wölbung der See, die Umreisbarkeit der Erde, der Erdschatten auf dem Monde bei Mondfinsternissen haben s. Z. die Anregung gegeben zu der Hypothese, daß die Erde eine Kugelgestalt haben müsse. Daran hat es sich offenbart, aber mir nicht und den meisten nicht; sondern uns hat es der Lehrer offenbart. Kurz: wir wachsen in eine Reihe Erkenntnisse hinein, die früheren Geschlechtern sich offenbart haben und die wir jetzt fertig vorfinden.

Das ist aber auch auf religiösem Gebiete so! Da sind uns der Religionsunterricht, Lehrer, Mutter, Vater, Bibel Offenbarung geworden. Das wird nicht bestritten. Nur sage ich: Sie alle sind nicht ursprüngliche Offenbarer; ursprünglich ist alle Offenbarung irgendwie auf oben erwähnte Weise zustande gekommen, muß es sein. Es wären nie religiöse Einsichten gewonnen ohne diese Uroffenbarer.

Und hier bestätigt uns die Geschichte ausdrücklich, was auch ohne sie gewiß wäre; jedoch um der Schwachen willen sei sie gehört. Das, was bei den armseligsten Völkern da ist, ist der Glaube, daß etwas getan werden *müsse*, nicht unterbleiben *dürfe*. Das erste, Wesentliche zeigen alle: Die Erkenntnis eines objektiv Notwendigen, dessen Erfüllung nicht in unserm Belieben steht. (Das Ewige ist nur, *daß* mancherlei geschehen oder unterbleiben müsse, die Modalität des Sittengesetzes. Was das Notwendige, Unerläßliche sei, ist in der Geschichte dann ausgebildet. Feinere Zeiten, feinere Maße!) Dann aber betrachte man alle ältesten Bibelsagen: Kains Mord, Isaaks Opferung und die Geschichte: Nathans Entschluß, zu David zu gehen, Elias Auftreten beim Morde Naboths, Amos' Predigt angesichts der Mißwirtschaft im Nordreiche uff. bis auf des Johannes und unseres Meisters Ermordung, so wird sehr deutlich, wie jedesmal von der Vernutzung des Materials (hier bes. an Menschen) die Offenbarung ausgeht. Für die Offenbarung des gnädigen Gottes aber durch die Schuld sei nur an die weite, große Predigt der Propheten erinnert, die gerade angesichts der Verschuldung ihres Volkes den Gedanken aussprechen: „Kehret wieder, verirrte Kinder!“

Es liegt also klar da, daß auf obige Weise der Menschheit offenbar

Digitized by Google

wird, es müsse etwas geschehen. Aber was nun der göttliche Wille sei, der Gehalt des als göttlich gewollt Erkannten unterliegt geschichtlicher Entwicklung.

Nicht jede leiseste Stimme der Offenbarung wird beachtet: nicht jeder Anregung Folge gegeben. Der Mensch nutzt auch seine Freiheit der Gehorsamsverweigerung und gegenüber jenen zarteren Mahnungen am ehesten. Hält man aber fest, daß alle Erkenntnis zustande kommt durch die Anregung seitens des Laufs der Dinge und die gradweis verschiedene Empfänglichkeit des Erlebers, so ist es nicht schwer zu erkennen, wie die Propheten, Religionsstifter und Reformatoren zu ihrer fortgeschrittenen Erkenntnis gekommen sein müssen. Sie sind bevorzugt einerseits durch die Eigenart des Laufs der Dinge, der gerade ihnen die und die Gedanken am nächsten legte, andrerseits durch besonders *starke* Regsamkeit ihres Gemütes; eine besonders *artige*, von der der übrigen Menschen verschiedene Empfänglichkeit anzunehmen, liegt kein Anlaß vor und ist methodisch falsch. Bei Luther ist's noch verhältnismäßig deutlich hinterdrein zu erkennen, wie bei ihm so alles kam: Nicht jeder brachte aus der Familie die peinliche Gewissenhaftigkeit mit sich; nicht jede Zeit war so wie seine, nicht jeder Lebenslauf so wie der seine dazu angetan, gerade des Paulus Gedanken vom Evangelium aufs neue der Welt zu offenbaren. Von Jesus weiß man viel zu wenig, um nur den Versuch einer Nachprüfung zu beginnen. Man wird aber nicht umhin können, auch bei ihm zu sagen: Die so und nicht anders abgestimmte Empfänglichkeit, die er mitbrachte, die so und nicht anders an ihm vorübergeführten (uns leider unbekannten) Ereignisse brachten es mitsammen dahin, daß gerade er deutlich und rein wie keiner diese Gedanken aussprach, die in jeder Menschenbrust angelegt schlummern. Seit Aristoteles ist die Logik nicht wesentlich weiter gekommen: man sieht, es kann auf gewissen Gebieten wesentlich alles schon in dieser Zeit gesagt worden sein. Auch in der Mathematik ist wohl alles gesagt und erkannt. Was da möglich ist — sollte es nicht auf religiösem Gebiete, auf dem Gebiete der Lebensführung, zumal dort das Bedürfnis noch mehr brennt, geschehen sein? Wir glauben, daß über unseres Meisters Glaubensgedanken hinaus wesentliches Neue nicht mehr gesagt ist. Was Gottes Wille mit uns ist, ist nach und nach offenbar geworden; in Jesus aber reif und voll und recht entfaltet: Das Gesetz ist durch Mose gegeben; die Gnade und die Wahrheit ist durch Jesus Christus geworden.

Seit ihm heißt es deshalb im Grunde nur noch: sich aneignen, aber nicht mehr finden, höchstens — wie Luther — wiederfinden. Wenigstens ist es so im Bereiche der christlichen Kirchen. Wer will aber v. v. h. für ausgeschlossen erklären, daß durch besondere Führung und besonders gestimmte Empfänglichkeit irgendwo außerhalb der christlichen Sphäre Gott einem Manne seinen Willen klar und völlig offenbare: die Möglichkeit ist in unserer geistigen Struktur noch heute gegeben wie vor 1900 Jahren. Aber das sind müßige Erörterungen, die uns Deutsche nicht betreffen — oder leben bei uns doch vielleicht Menschen, die das echte Evangelium in rechter Weise noch nicht zu spüren bekommen haben? — Immerhin, im allgemeinen heißt es: die Wahrheit sich aneignen. Beschlossen liegt sie nun doch in Jesu, also im Neuen Testamente. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß dies Buch dazu taugt, den Menschen auf die sittlich-religiösen Gedanken zu bringen. Und es führt irre, wenn man subjektive Offenbarung immer hinstellt als etwas Erschütterndes. Das Sittengesetz verlangt Achtung. Das Evangelium von der Gnade Dankbarkeit. Beides kann auch ruhig eintreten. Man vergleiche doch Mark. 12, 32—33! Wenn das

Digitized by Google

nicht Offenbarung ist, was dann? Und doch wie ruhig! Nur nicht stets das Ekstatisch-Prophetische betont! Das ist nicht das Regelmäßige, wenn auch vielleicht das Fruchtbarste!

Es ist also gar nicht zu bestreiten, daß das Neue Testament jene (oftmals ganz ruhige) Offenbarung zustande zu bringen taugt. Es ist ja auch der ursprünglichste Niederschlag der Äußerungen Jesu in Wort und Tat, die von der ihm gewordenen Erkenntnis bei seinen Lebzeiten zeugten. Hat man aber einmal die Linie begonnen: Jesu Erkenntnis, Jesu Äußerung in Wort und Tat, die Evangelien, so darf man hernach, wie man schon des Paulus Briefe und die andere christliche Literatur des Neuen Testaments für tauglich erklärt hat, die religiösen Gedanken, Glauben zu wecken, zu offenbaren, so darf man dann nicht willkürlich innehalten und wird jegliche Predigt der sittlich-religiösen Wahrheiten, ob sie sich in Wortschatz und dergl. als christlich gibt oder nicht, als tauglich bezeichnen müssen, Offenbarung zu bewirken, sei es nun die Predigt des Missionars oder Kants obige Schriften oder Predigtsammlungen oder Don Carlos, Faust und anderes, das die großen ewigen Wahrheiten birgt.

Nur ist es ein Irrtum, will man diese Tauglichkeit lehrgesetzlich festlegen. Man merkt schon, wie im Schulwesen die Halbkanonisierung der Klassiker ihrem Ansehen schadet. Wie sollte da die Vollkanonisierung der altchristlichen, jetzt neutestamentlichen Schriften nicht erst recht Verdruß erregen! Man sollte jetzt wenigstens klug schweigen von dem „Offenbarungscharakter der Hl. Schrift" und sich sagen: Sie wird schon wirken! Zu starkes Posaunen führt nur zum Ohrenzuhalten! Außerdem hatte jener alte Dogmatiker Rathman ganz recht, der eine Wirksamkeit der Bibel nur dann anerkannte, wenn ein besonderer Miteinfluß des heiligen Geistes einträte. Ich habe zu Ostern Passionstexte in Braunschweiger Mundart verlesen hören und wäre am liebsten hinausgelaufen, zumal zu der Mundart noch übler Kanzelton sich gesellte. Damals war keine offenbarende Macht zu verspüren; wohl aber, als ein Meister des Wortes sie meisterhaft vortrug oder ich sie in Schütz' Passion vernahm. Wohin geraten wir? In Lessings Dramaturgie und in Aristoteles. Der Niederschlag des Jesu offenbar Gewordnen, des an Jesu und seinem Geschick offenbar Gewordnen, wird selbst offenbarend erst dann wieder wirksam, wenn es das Herz und Gewissen ergreift und erschüttert nach Art der Tragödie; um mit Lessing zu reden, Läuterung der Leidenschaften, Berichtigung unserer Furcht und unseres Mitleids, oder wie wir sagten: Weckung der Glaubensgedanken bringt das Neue Testament *nur als Kunstwerk* fertig. Darum ist es traurig, daß nur in Oberammergau — und ich weiß nicht, *wie* daselbst — unser Meister als tragischer Held uns zu tiefster, ergreifendster Offenbarung wird, als Verkünder und Verkörperer des heiligen barmherzigen Gottes.

Offenbarung ist also: Weckung der Glaubensgedanken, die in jedem angelegt sind. Sie zu wecken tritt jedwedem ursprünglich die stumm redende, mißbrauchte Natur und die uns doch nie erlaubte Verzweiflung entgegen; aber diese ewig fortwaltende Uroffenbarung hat sich zum erstenmal voll ausgesprochen in und an unserem Meister; der Niederschlag seiner Worte und Taten, besonders im Neuen Testament, aber ebensogut auch in anderer Literatur, taugt dazu, nach Art der Tragödie wiederum auf andere offenbarend zu wirken.

M. Reinke.

Digitized by Google

Bankbau und Kirchenbruch. — Die Furcht vor der Öffentlichkeit. — Die Bestie im bunten Rock. — Enteigenartung.

Der Sommer geht zur Rüste, Busch und Baum schmücken sich mit herbstlich buntem Laube, bald öffnen auch Thaliens Tempel wieder ihre Pforten. Und noch immer kein Ende der Tragikomödie „Kirchenbau und Bankbruch". Oder wäre „Bankbau und Kirchenbruch" vielleicht richtiger? — Immer wieder hebt und senkt sich mit kurzen Pausen der verhängnisvolle Vorhang, und niemand weiß, wann er über dem letzten Akte niederrauschen wird. Sind doch unermüdliche Hände am Werke, stets neue Kulissen vor- und zurückzuschieben, Leben in die Theaterbude zu bringen, sobald der Gang der Handlung nur etwas zu erschlaffen droht.

Je länger wir aber dem Schauspiele beiwohnen, je weitere Perspektiven uns im Hintergrunde enthüllt werden, je öfter wir die Kulissen — schieben sehen, um so unheimlichere Blicke eröffnen sich uns auch hinter die Kulissen, um so mehr erkennen wir die Kulisse als Kulisse und das Theater als Theater.

Ja, was ist denn das Ganze anderes, als eine Komödie, und noch dazu eine schlecht gespielte? Naiv genug, wer da hineinging mit seinem ehrlichen, christlichen Herzen, in gläubiger Erwartung eines Schauspiels, dessen Tendenzen und Weltanschauung wenigstens christliche sein würden. Naiv, wer da gehofft hat, daß sich der dramatische „Konflikt" im christlichen Sinne befreiend lösen würde. Nein, wer diesem Schauspiel Verständnis und Geschmack abgewinnen will, der muß sein innerliches Christentum, das in reinem Glanze leuchtende der Evangelien, fein säuberlich zu Hause lassen, um es nicht zu beflecken. Dafür aber kann er so viel offizielles Staats- und Landeskirchen-Christentum in die Aufführung mitnehmen, wieviel er nur tragen kann. Er kann sich gar nicht genug damit bepacken, panzern und auspolstern, um nicht die Schläge zu empfangen, die diese Parodie

Digitized by Google

auf das Christentum allem ehrlich religiösen Empfinden zufügt und zufügen muß.

Selbstmord wäre es für das, was an innerlichem, echtem Christentum in unserem Volke noch lebt, wenn es sich mit jenem „anderen" auch nur im entferntesten solidarisch erklärte und nicht eine strenge und reinliche Grenze zwischen sich und ihm zöge. Es muß rund heraus gesagt werden: dieses ganze offizielle Hof- und Bank-Kirchentum hat mit wahrem Christentum nichts zu schaffen. Das hätte schon längst gesagt werden müssen. Traurig genug, daß es nicht geschah, daß kirchliche Kreise mindestens durch Schweigen jenes System des kapitalistischen, mit Orden und Titeln prämiierten Kirchentums geduldet, ja es „kopfnickend" gebilligt haben. Selbst die „Kreuzzeitung" konnte sich solcher Skrupel nicht ganz erwehren, freilich, um ihr kaum erwachtes Gewissen bald wieder einschläfern zu lassen. In ihrer „Kirchlichen Rundschau" schrieb sie u. a.:

„... Uns handelt es sich lediglich um das, was die Kirche dabei verloren hat, weiterhin einbüßt und zu ihrer Rechtfertigung tun muß. Denn die Kirche ist der geschädigte Teil, und zwar geschädigt auch durch die Methode, in der ihr, gewiß in bester Absicht, gedient ist. Daß dabei äußere Erfolge erzielt sind, soll nicht verschwiegen werden; daß eine Ära sie nicht nur tolerierte, sondern sich ihr Charakteristikum von ihr aufprägen ließ, darf auch nicht übersehen werden. Vor allem, daß Tatendrang und Opfertreue zur Überwindung jener schrecklichen Misere, da stupide Gleichgültigkeit und impotente Wünsche sich gegenseitig Knixe machten, ohne eine Gemeinde zu gründen, auf den Plan traten, muß immer wieder zum Dank anregen. Und endlich, wozu sind Ausschüsse und Vorstände und Konferenzen und Generalversammlungen in der Welt! Gibt es eine Schuld, so gibt es auch eine Mitschuld, und bestände sie nur im Kopfnicken. Die Kirche hat zu der Art, Geld für evangelische Zwecke zu beschaffen, die jetzt als ganz ‚unevangelisch' stigmatisiert wird, geschwiegen, hat sich die Gottes-, die Pfarr-, die Gemeindehäuser bauen lassen, sie geweiht und sich ihrer gefreut. Wohl mag es manche gegeben haben, die meistens zwar leise im vertraulichen Gespräch über diese Art klagten. Warum haben sie es nicht laut hinausgeschrien in die christliche Welt? Scheuten sie den Freiherrn von Mirbach, dem freilich ‚Kritik' nicht angenehm war? Und was muß er sich nun sagen lassen! Augenscheinlich hat sich auch ein gut Teil persönlicher Feindschaft gegen ihn aufgehäuft, und er wird einen schweren Stand haben. Wie für ihn der Ausgang sein wird, interessiert uns hier nicht, wir wünschen nur, daß unsere Kirche gerade an den Stellen, die es angeht, gelernt haben wird. Man braucht darum den Bau von Kirchen noch nicht zu unterlassen. Für ihre Notwendigkeit und ihre Schönheit hat uns Frhr. v. Mirbach den Sinn geweckt, nun mögen die Berliner zeigen, daß sie es besser verstehen und machen als er. Und wenn das Reichsgericht die aus der Konsistorial-

Digitized by Google

ordnung von 1573 hergeleiteten Ansprüche an die Stadt Berlin in zwei Fällen zurückgewiesen hat, dann ist's Zeit, die eigene Kraft zu prästieren, tut's not, die Kirchensteuern zu erhöhen und vor allem auch ohne Aussicht auf Titel und Orden in ganz anderer Höhe als bisher freiwillige Spenden als nobile officium zu betrachten. Das gäbe eine schöne neue Ära."

Nun aber treten die Beschwichtigungs-Hofräte im Parademarsch an. Voraus schreitet eine von 23 Vorstandsmitgliedern der Kirchenvereine unterschriebene „Ehrenerklärung". Nicht ohne kirchengeschichtliches Interesse ist das Namensverzeichnis. Neben der Aristokratie (Freiherr v. Manteuffel, Landrat v. Stubenrauch, Graf v. Ziethen, Frhr. v. d. Goltz) ist das Bankenelement stark vertreten, und zwar ist es, wie der boshafte „Vorwärts" bemerkt, „unter die einzelnen Vereine so verteilt, daß jedes Aquarium seinen Goldfisch hat". Im Engeren Ausschuß des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins sind vertreten die Deutsche Bank durch Direktor R. Koch als „Schatzmeister". Im Berliner Zweigverein: Die Reichsbank (Präsident Dr. Koch, Schatzmeister) und die Dresdener Bank (Müller, Schriftführer). Der Kirchenbauverein ist seiner Wichtigkeit wegen besonders reich bedacht. Den Vorsitz führt hier die Diskonto- und Schantung-Eisenbahngesellschaft (Deutsche Bank!) in der Person des Postdirektors a. D. Fischer. Die Seehandlung — Havenstein — ist erster Schatzmeister und das Bankhaus von Mendelssohn-Bartholdy ist Rechnungsrevisor. Die Auguste-Viktoria-Stiftung hat die Landbank zugeteilt bekommen. — Herr von Tiedemann präsidiert — während sich die Rummelsburger Gemeindeanstalten mit der Firma Stobwasser begnügen müssen.

Auf diese konsolidierte Grundlage stellt sich der Hofprediger D. Dryander:

„Den 23 den verschiedensten Kreisen angehörenden Unterzeichnern der Erklärung ist es eine Gewissenssache gewesen, auf Grund einer 16jährigen Gemeinschaft der Arbeit mit Herrn v. Mirbach und der aus ihr gewonnenen genauen Kenntnis ihres Betriebs und ihres Segens als ‚berufene Zeugen' für den schwer angegriffenen Mann und sein Werk öffentlich einzutreten. Gerade diese ihre Zeugenqualität, die kein anderer der bisher aufgetretenen Beurteiler, soviel ich sehe, auch nur annähernd in gleichem Maße mit ihnen teilt, hat meines Erachtens die ihr gebührende Beachtung in der Presse nicht gefunden. . . .

„Man hat zu der Erklärung bemerkt, daß auch sie gegenüber der Sammeltätigkeit des Herrn von Mirbach auf ein Nichtwissen sich zurückziehen. Freiherr v. Mirbach ist, von allen Seiten um seine Hilfe angegangen und mit der ihm eigenen Herzensgüte unermüdlich zu Rat und Tat helfend bereit, abgesehen von den durch den evangelischen Kirchenbauverein errichteten Kirchen, allein auf diesem Gebiete seiner Tätigkeit an gegen 100 Kirchenbauten im ganzen Lande beteiligt gewesen. Selbstredend konnten die Vorstände der bezeichneten Vereine nicht

Digitized by Google

für das außerhalb ihrer Vereine Veranlaßte oder Gesammelte als ‚Zeugen' auftreten (!). Sie hätten nur sagen können, daß das ihnen bekannt Gewordene (!), einen Schluß (!) auch auf jene andere Arbeit gestatte, und ich meinerseits ziehe diesen Schluß durchaus.

„Aber ich will gern noch weiter gehen. Jeder Geistliche, der in die Lage kommt, bittend für andere einzutreten, klopft an Türen an, vor denen er nicht leicht zum zweiten Male erscheint. Vielleicht ist Herr von Mirbach nicht so schüchtern gewesen, als wir Pastoren es sind, und hat dadurch Leute geärgert, wie die bittende Witwe den ungerechten Richter(!). Er hat zweifellos hie und da einzelnen, die es nicht verdienen, Vertrauen geschenkt und ist von ihnen gemißbraucht worden. Er hat eben geirrt; irren ist menschlich; auch seine Gegner sind nicht unfehlbar. Aber ich frage mich — mögen hier einige Mißgriffe vorgekommen sein, die ungeschehen zu machen niemand lebhafter wünschen kann als Herr v. Mirbach selbst — welchen Anlaß hat eigentlich die öffentliche Meinung, über diese Irrtümer sich auf das tiefste aufzuregen? Und wenn man diese Frage mit dem Hinweis auf ein sittlich verwerfliches ‚System' beantwortet, warum versagt man dreiundzwanzig unantastbaren ernsten Männern, die aus langjähriger Erfahrung bekunden, daß keine einzige der ihnen bekannt gewordenen Gaben durch Verheißung von Auszeichnungen erlangt sei, den Glauben, obwohl noch nicht ein einzelner Fall des Gegenteils nachgewiesen ist?

„Man hat ferner die Kraft der Erklärung durch den Hinweis abgeschwächt, daß ja auch sie eine Aufklärung über die verschwundenen 325000 Mk. fordern. Gewiß fordern wir sie mit der schärfsten Energie wie im Interesse der Sache so auch im Interesse unseres schwer gekränkten Freundes selbst. Aber mag man über das geschäftliche Verfahren des Herrn v. Mirbach in dieser Angelegenheit urteilen wie man will, auch hier sei eine bescheidene Frage gestattet. Wessen Sache war und ist es, über den Verbleib des verschwundenen Geldes Aufklärung zu schaffen? Die eidliche Aussage des Herrn v. Mirbach, daß er das Geld nicht empfangen und über seinen Verbleib keine Kenntnis habe, hat meines Wissens niemand in Zweifel gezogen. Sachkundige sagen mir, daß im Verlaufe des stattgehabten Verfahrens für ihn eine Möglichkeit, zur Klarstellung des Tatbestandes zu gelangen, nicht vorhanden gewesen sei (??). Was bleibt für Herrn v. Mirbach hiernach übrig, als abzuwarten (?), ob der Staatsanwalt seinerseits die nötige Aufklärung in die Hand nehmen wird, ein Verlangen, das auch in mehreren Preßäußerungen meines Erachtens mit Recht laut geworden ist?

„Wenn endlich der in der Erklärung ausgedrückte Wunsch, den verehrten Herrn v. Mirbach noch lange seiner reichgesegneten Tätigkeit und seinem in hohem Grade selbstlosen Wirken erhalten zu sehen, in einem großen Teile der Preßäußerungen mit dem Wunsche des Gegenteils beantwortet wird, so steht hier Meinung gegen Meinung. Wir erheben keinen anderen Anspruch als den, auch eine Meinung zu haben, und zwar

Digitized by Google

eine wohlbegründete. Das aber erlaube ich mir als meine Überzeugung auszusprechen, für die ich dasselbe Recht beanspruchen darf wie andere vielleicht weniger Sachkundige für ihre gegenteilige — daß, wenn der Ansturm der Öffentlichkeit, wie er gegenwärtig im Gange ist, den Rücktritt des Herrn v. Mirbach aus seiner im Interesse der kirchlichen Notstände, sowie der Armen, Kranken und Bedürftigen geübten Tätigkeit zur Folge haben sollte, damit nicht ein ‚unmoralisches System', das nie und nirgends existiert hat, beseitigt, sondern die Fürsorgearbeit für die Not der Kirche und der Armen und Elenden empfindlich und auf lange Zeit geschädigt sein wird."

Freiherr v. Mirbach als „bittende Witwe vor dem ungerechten Richter" (Schultz und Romeick) — wer lacht da? Bei solchem Mangel an Verständnis, worauf es eigentlich ankommt, und was das christliche Empfinden so vieler im tiefsten verletzt, muß füglich jede Diskussion verstummen. Die Voraussetzungen und Begriffe sind so grundverschieden, daß jeder Versuch einer Verständigung aussichtslos erscheint. Kann man sich aber angesichts eines so erstaunlichen Mangels an Verständnis für das einfache christliche Volksempfinden bei hervorragenden Vertretern der königlich preußischen Landeskirche noch wundern, wenn dieses Institut als solches nur noch ein künstliches Dasein fristet und sich, wenn auch nicht gerade kümmerlich, von den Brocken nährt, die von der Reichen Tische abfallen oder von den Beamten des Staates auf dem Wege der Steuereinziehung beigetrieben werden? Verschließen wir uns doch nicht den Tatsachen, der Erkenntnis der wahren Sachlage. Man kann der wärmste und positivste Christ sein, das Christentum über alles stellen, und doch für das gegenwärtige königl. preußische evangelische Staats- und Hofkirchentum nicht mehr übrig haben als das Maß von Achtung, das der wohlgesinnte Staatsbürger der staatlichen Institution pflichtschuldigst entgegenzubringen hat.

Auch der Vizepräsident des Oberkirchenrats, Freiherr von der Goltz, nimmt die Sammelbüchse des Freiherrn v. Mirbach unter seine schützenden Fittiche. Auch er hat keinen Schimmer von einer „Mitschuld der Kirche, und bestände sie nur im Schweigen". Mit diesen, sogar der „Kreuzzeitung" aufgestiegenen Skrupeln und Zweifeln findet er sich in einem Schreiben an dieses Blatt wörtlich so ab:

„Es sind mir keine Tatsachen bekannt geworden (!), zu denen kirchliche Empfänger und Mitarbeiter nicht hätten schweigen dürfen und das Reden etwa aus Scheu, dem Freiherrn v. Mirbach entschieden gegenüberzutreten, unterlassen hätten. Soweit meine Kenntnis reicht (!), war bei Freiherrn v. Mirbach, wie überhaupt bei evangelisch-kirchlichen Hilfsvereinen die Methode, für evangelisch-kirchliche Zwecke Gelder zu beschaffen, keine andere, als sie für kirchliche und gemeinnützige Zwecke allenthalben stattfindet, nämlich, daß hochgestellte und einflußreiche Männer und Frauen das Geben zwischen den Bedürfnissen jener Unternehmungen und den gebe-

Digitized by Google

kräftigen Kreisen durch ihr persönliches Eintreten vermitteln. Daß Freiherr v. Mirbach mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Tatkraft — wenn auch hier und da in den Persönlichkeiten sich täuschend (!) — für die großen Notstände unserer Kirche wirksame Hilfe in einem Maße, wie es kaum andern gelungen wäre, verschafft hat, dafür sind ihm die, denen es zugute gekommen ist, von Herzen dankbar, und auch für die Zukunft wird ihm der Dank der evangelischen Kirche sicherlich nicht versagt bleiben."

Ob und von wem der Herr Vizepräsident des königl. preußischen Oberkirchenrats das Mandat hat, dem Freiherrn v. Mirbach den Wechsel auf die Dankbarkeit der evangelischen Kirche in alle Ewigkeit zu prolongieren, ist mir nicht bekannt. Spräche er aber wirklich im Namen der evangelischen Landeskirche, so würden sich manche evangelische Christen, und nicht die religiös indifferentesten, vor die ernste Gewissensfrage gestellt sehen, ob sich ihr Verbleiben in einer Gemeinschaft, der das Mirbachsche System als vorbildlich für christliches Denken und Handeln gilt, mit ihrer religiösen und sittlichen Überzeugung noch fürder vereinbaren läßt.

Je weiter und höher hinauf das Mirbachsche System Preiser und Lober findet, um so mehr muß von seinem Schuldkonto abgeschrieben und das Konto „Mitschuld" belastet werden. Schon im vorigen Tagebuch habe ich auf die Ungerechtigkeit hingewiesen, alle Schuld auf den einzelnen Mann zu wälzen, der doch nur die ausführende Kraft eines unbestritten herrschenden Systems war. Wär' er's nicht gewesen, so wär's ein anderer, gemacht wäre das Geschäft doch. Und woher nehmen und — nicht stehlen? Ein anderer hätte sich vielleicht weniger vorgewagt, wäre behutsamer zu Werke gegangen als der temperamentvolle Draufgänger Mirbach, der — nichts weniger als ein lackierter Höfling — weder sich noch andern viel vorzumachen pflegte und doch immerhin in seiner Weise den geraden Weg ging, soweit da überhaupt von solchen Wegen die Rede sein kann. Ohne den obligaten Sündenbock geht's ja nicht ab, einer muß immer dran glauben, und den letzten beißen die Hunde. Mancher, dem sich jetzt die wenigen konservativen Haare vor sittlicher Entrüstung sträuben, hat vielleicht zu den Liebesgaben schmunzelnd kopfgenickt, ohne viel nach ihrem „National" zu forschen. Aber daß es an die große Glocke gehängt wurde, das war das Fatale, das Pech. Auf das Nichtwissen des „Woher?" und „Wieso?" ziehen sich ja auch jetzt die „Mitschuldigen" zurück — um mit der unter vorübergehender Gewissensstörung leidenden „Kreuzzeitung" zu reden. Und man kann ihnen aufs Wort glauben: sie haben dem Freiherrn gewiß nicht mit vorlauten Fragen in den Ohren gelegen. Dem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul. Die Kastanien hat Mirbach aus dem Feuer herausgeholt, nun mag er die Suppe alleine aufessen.

Gibt es in der Tat keine dringendere christliche Aufgabe, als ausgerechnet den Bau prunkvoller Tempel? Glaubt man denn wirklich, daß auch nur eine einzige Seele dadurch gewonnen wird? Wird denn die christ-

Digitized by Google

liche Gesinnung überhaupt von der Zahl und dem Besuch der Kirchen bedingt? Ist das der Thermometer des Christentums? Gibt es nicht viele, die vielleicht selten oder gar nicht zur Kirche gehen und doch bessere, weil ehrlichere Christen sind als mancher emsig beflissene Kirchengänger? Ich will gewiß nichts gegen den Kirchenbesuch sagen, aber ich meine, es ist nicht die Hauptsache. Und dafür wird es leider noch von vielen gehalten. In diesem Irrtum befinden sich gerade unsere maßgebenden, ja unsere höheren und höchsten Kreise. Daher das unverdrossene Kirchenbauen, und — da kirchliche Gesinnung und Opferfreudigkeit selten geworden — so bleibt eben nichts übrig, als die Flucht zum geschäftlich und gesellschaftlich interessierten oder zu interessierenden Kapital. Was hat das aber mit christlichem Glauben, christlicher Lehre, christlicher Liebe zu tun? Solche Kirchen hätten nur Wert, wenn sie von den Gemeinden gebaut würden, von der Gesamtheit oder der großen Mehrheit der überzeugten Gemeindeglieder, durch freiwillige Spenden nicht nur der Reichen, sondern auch der Armen und Ärmsten. Hier aber wird gerade das „Scherflein der Witwe" ausdrücklich und von vornherein zurückgewiesen, jener Ärmsten, von der Christus sagte, daß sie „mehr in den Gotteskasten gelegt, denn alle, die eingelegt haben". Die dem Heiland liebste Gabe wird mit verachtungsvoller Handbewegung vom Tisch gestrichen, etwa wie jener damalige Mecklenburgische Staatsanwalt, gegenwärtige Justizminister, die minderwertigen Einsätze beim Hazardspiel vom Tische strich. Von den Tischen aber, die Jesus im Tempel umstieß, von den Tischen der Wechsler und Händler, wird genommen und gern genommen! „Sollte nicht jeder, der ... wohltätige Unternehmungen befördert, sich scheuen, die Opfer derer anzunehmen, deren Reichtum auf irgendeine Weise befleckt ist? Sollten wir uns nicht in jedem solchen Falle billig scheuen, demütige und fröhliche Geber in Gemeinschaft zu bringen mit verdächtigen Namen? Laßt uns auf alle Weise streng sein gegen jede Wohltätigkeit, die nicht die reinste und vorwurfsfreiste Gewissenhaftigkeit zur Grundlage hat." In keinem geeigneteren Zeitpunkte konnte dieses Wort Schleiermachers aufgefrischt werden. Glauben unsere offiziellen Christen wirklich in ihrer Herzenseinfalt, daß Christus ein Haus, das solchen Mitteln sein Dasein verdankt, betreten würde? Man kann es verstehen, wenn ehrlichen Christen angesichts solcher von Gott Mammon gestifteten Tempel die Zornesader schwillt und die Faust sich ballt.

Die hohen Herrschaften wollen das Beste, an ihrem guten Willen zu zweifeln, wäre frivol. Sie wollen dem Volke die Religion erhalten. Aber ist das der Weg dazu? Es ist ein verhängnisvoller Irrweg. Zur Höhe des Thrones schlägt die Brandung aus den unteren Schichten selten und nur sehr gedämpft empor. Sie wollen dem Volk Brot des Lebens geben, und doch sieht das arme Volk in ihren Gaben nur — Steine. Mit den Unsummen, die für steinerne Bauten aufgewendet werden, könnte unendliches

Digitized by Google

Elend gelindert, eine wahrhaft christliche, erfolgreiche Werbetätigkeit ausgeübt werden, die der christlichen Nächstenliebe. Jene Steine lassen die Herzen des Volkes so kalt wie Stein, christliche Liebestätigkeit aber würde mit ihren warmen Strahlen auch harte Herzen erweichen. In jeder Liebestat würden sie den Heiland erkennen, in jedem Bringer solcher Tat einen Boten des Herrn. Wirkt die Liebespredigt in stolzen Tempeln mehr als in demütig schlichten Gotteshäusern, wenn der Arme draußen keine Liebe findet? Wenn Hunger und Frost, Not und Elend seine ständigen Gäste sind? An Stätten, wo die Liebe gepredigt wird, ist kein Mangel, wohl aber an solchen, wo sie geübt wird. Wer wirklich das Bedürfnis fühlt, findet schon eine Kirche und einen Platz darin. Viele Kirchen stehen leer. Wer zwanzig Jahre in Berlin gelebt hat, für den ist die Behauptung, daß dort eine „Kirchennot" bestehe, — interessant. Das sozialdemokratische Berlin und — ehrliche Kirchennot? Wenn nur erst alle vorhandenen Kirchen, außer etwa zu Weihnachten und Ostern, vielleicht noch an einigen Sonntagen, sich halbwegs füllten, es wäre schon ein großer Sieg. Vor kurzem erst wurde einem Kirchenbesucher vom Küster bedeutet, daß er getrost nach Hause gehen könne, da der Herr Pastor für ihn allein doch keine Predigt halten würde. Daß nur ein halbes Dutzend versammelt ist, kommt öfter vor.

Und wenn schon neue Kirchen gebaut werden sollen, warum dann die Millionen verschlingenden Pracht- und Prunkbauten? Zum Dienste dessen, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte? Wenn das Christentum nicht das Kreuz Christi auf sich nehmen, wenn es mit stolzen Palästen prahlen will, wenn es nicht von Herzen kommt und zu Herzen geht, dann baut nur so viele und so teure Kirchen, wie ihr wollt und könnt, — es ist euch nichts nütze. Und wenn ihr mit Menschen- und mit Engelzungen darin redetet!

Die Schädigung, die Monarchie und Kirche durch die Enthüllungen der Mirbach-Affäre an ihrem Ansehen erleiden, läßt sich noch gar nicht absehen. Und immer sind es Diener und Anhänger dieser beiden Mächte, durch welche solches geschieht. Man möchte seinen Augen nicht trauen, wenn man liest, in welcher Weise der preußische Verwaltungsapparat sich in den Dienst der Mirbach-Kollekte zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares stellt. In der Stadt Hannover werden die Sammlungen vom Oberpräsidenten direkt vorgenommen. Schon vor etwa einem halben Jahre ist er an die bekannten „reichsten Leute" mit der Sammelbüchse herangetreten. Der Frankf. Ztg. wird darüber geschrieben:

„Man hat den Angegangenen deutlich zu verstehen gegeben, daß von denen, die als Erste auf der Liste figurieren sollen — und das war keine geringe Zahl —, Summen mit weniger als drei Nullen nicht erwartet würden. Eine allgemeine Sammlung, an der sich auch ‚kleinere Leute' beteiligen konnten, wurde nicht beliebt, vielmehr sind die Zeichner direkt und mit dem Vermerk ‚vertraulich' vom Ober-

Digitized by Google

präsidenten aufgefordert worden. Bei der Auswahl hat man sich sichtlich von dem Grundsatze leiten lassen, an solche Herren heranzutreten, die demnächst oder später einmal die Hoffnung haben, den Titel eines preußischen Kommerzienrats zu erhalten, also an die führenden Angehörigen der Industrie und des Bankwesens. Daß man da nicht durchweg mit christlichen Spendern zu tun hatte, sondern zur Erlangung des Geldes für die gewünschten kirchlichen Zwecke in liberalster Weise alle Schranken der Konfession übersah, ist selbstverständlich. Wie dann auf eine solche Weise eine ertragreiche Sammelliste zustande kommt, zeigt folgende Episode. Ein Kaufmann spürte so etwas wie Männerstolz vor Oberpräsidentenwünschen und erklärte in weiteren Freundeskreisen ziemlich offen, daß er es für angemessen halte, die entsprechende Summe der zu gleicher Zeit im Gange befindlichen Sammlung für die Protestationskirche in Speyer zuzuführen, die hier auf verhältnismäßig viel Sympathien stieß. Plötzlich aber besann er sich eines anderen oder wurde eines Besseren belehrt. Es war ihm nämlich zum Bewußtsein gekommen oder gebracht, daß er zwar zur Not unabhängig sei, namentlich insofern er beim Kommerzienratstitel hors de concours sei, daß er aber einen Sohn habe, der als Offizier Karriere machen wolle. Und die Namen der Spender sollen ja bestimmungsgemäß den beiden Majestäten persönlich vorgelegt werden!"

Wenn es nun, wie auch diese Mitteilungen bezeugen, ungerecht wäre, Herrn von Mirbach allein verantwortlich zu machen, so sind andererseits auch alle Versuche, sein Verfahren zu rechtfertigen, verlorene Liebesmüh'. So ist denn auch die Verteidigungsschrift des Oberhofpredigers D. Dryander auf schärfsten Widerspruch gestoßen. Daß ein Blatt, wie die „Kölnische Zeitung" sozusagen die Führung dabei übernimmt, ist bezeichnend für die Stimmung in gewissen Kreisen. Die aus offiziösen Quellen oft gespeiste Kölnerin schreibt:

„Wenn man Mirbach wirklich wirksam verteidigen will, kann man ja eine Liste der von ihm gesammelten Beiträge mit dem Zeitpunkte der Hingabe veröffentlichen, dann wird sich jeder ein richtiges Bild davon machen können, ob es richtig ist oder unrichtig ist, mit diesen Gaben Titel- und Ordensverleihungen in Verbindung zu bringen. D. Dryander wirft in seinem Schreiben die Frage auf: ‚Welchen Anlaß hat eigentlich die öffentliche Meinung, über diese Irrtümer sich auf das tiefste aufzuregen?' Die öffentliche Meinung, wenigstens soweit sie durch den monarchisch gesinnten Teil der Bevölkerung und die monarchisch gesinnte Presse vertreten wird, hat das Recht und die Pflicht, sich eingehend mit Erscheinungen zu beschäftigen, die das monarchische Gefühl zu untergraben geeignet sind. Schädigt es etwa die Monarchie nicht, wenn durch allerhöchste Gnade Banken, die als Schwindelbanken zu bezeichnen sind, der Charakter als Hofbank beigelegt, wenn Halunken wie Romeick und Schultz

Digitized by Google

Titel und Ehren verliehen werden oder wenn — die vielen durch die Presse gegangenen Einzelheiten sind bisher durchweg unwiderlegt geblieben — es überhaupt den Anschein gewinnt, als ob allerhöchste Gnadenbezeugungen durch Mittelspersonen, die sicher an höchster Stelle Klarheit über ihr desfallsiges Eintreten nicht geben, verschafft werden als Lohn für Geldopfer? Schädigt es etwa die Monarchie nicht, wenn Mirbach als Hofbeamter Gelder der Kaiserin bei Banken anlegt, die als alles andre denn als erstklassig zu bezeichnen sind, oder wenn der Vermögensverwalter allerhöchster Personen unter seinem Eide aussagen muß, er habe die Ausstellung einer Quittung über 325000 Mk. vergessen, und er wisse nicht, was aus diesen 325000 Mk. geworden sei? Wir bewundern den Mut, mit dem D. Dryander für Mirbach eintritt, aber wir bewundern es auch, daß er bei seinem vertrauten Verkehr mit dem Hofe so wenig Verständnis dafür hat, was unsrer kaiserlichen Familie schaden kann und was man gern von ihr fernhalten muß. Bei Herrn v. Mirbach wollen wir gern anerkennen, daß er für kirchliche und mildtätige Zwecke, wenn auch nicht immer in einwandfreier Weise, viel geleistet hat, aber wir müssen ihm bestreiten, daß sein langjähriger Hofdienst ihm das monarchische Gefühl gestärkt und verfeinert hat, sonst würde er längst eingesehen haben, was er in diesem Falle zu tun hat ..."

Und wenn man nun noch die Erklärung heranzieht, mit der sich der Schwager des Kaisers, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, in die Öffentlichkeit geflüchtet hat, so wird einem die ganze Sache vollends rätselhaft. Denn es geht daraus unwiderlegbar hervor, daß es an Warnungen auch am Hofe nicht gefehlt hat, und daß der Warner kein Geringerer war als eben der Bruder der Kaiserin. Dieser erklärt öffentlich:

„Was meine Person betrifft, so habe ich sowohl bei Hofe wie in meinen Bekanntenkreisen niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ich ein Gegner der Art und Weise sei, wie Herr v. Mirbach freiwillige Spenden veranlaßt hat. Ich habe ferner die Pommersche Hypothekenbank von Anfang an als ein Bankinstitut bezeichnet, das wenig geeignet sei, in näherer Verbindung mit dem Hofe zu stehen. Selbstverständlich habe ich unter diesen Umständen niemals irgendwelche Beziehungen weder zur Pommernbank oder zu ihren Leitern, den Herren Schultz und Romeik, gehabt. Hatte doch schon der Zusammenbruch der Preußischen Hypotheken-Aktienbank gerade in Niederschlesien einen besonders ungünstigen Eindruck hinterlassen, wo eine Menge wenig vermögender Leute ihre Spargroschen einbüßten."

Wenn einzelne Blätter diese Erklärung „ungewöhnlich" finden, so ist das zwar insofern richtig, als die ganzen Umstände „ungewöhnliche" sind. Unter diesen Umständen aber ist der Schritt durchaus nicht „ungewöhnlich", da der Name des Herzogs in peinlichem Zusammenhange mit dem

Digitized by Google

Fall Mirbach genannt wurde. Solchem Klatsch ein für allemal den Odem auszublasen, gab es kein besseres Mittel, als das vom Herzoge gewählte. Die hohen Herrschaften sollten sich dieser Mittel überhaupt bei Bedarf bedienen. Sie würden sich dadurch nichts vergeben, manches kriechende Gewürm aber im Keime zertreten.

* * *

Die Furcht vor der Öffentlichkeit ist aber immer noch groß. Und, wie es scheint, in unserem tapferen Heere am größten. Sonst wäre es nicht zu verstehen, daß in der ganzen letzten Zeit, und zwar just seit dem Bilseprozeß, die Öffentlichkeit des militärgerichtlichen Verfahrens fast regelmäßig ausgeschossen wird.

Dieses bald nur noch auf dem Papier stehende „Recht" des deutschen Volkes, zu erfahren, wie es um seine Söhne und Brüder während der Ausübung ihrer Wehrpflicht steht, kann auf eine wahre Leidensgeschichte zurückblicken. „Das Sehnen und Verlangen", so erzählt sie die „Berliner Zeitung" — „nach einer Ersetzung des mittelalterlichen geheimen Inquisitionsverfahrens in der Militärstrafrechtspflege hatte sich von des neuen Deutschland Frührot bis schier ans Ende des Jahrhunderts fortgesetzt. Ja, schon 1808 war in Preußen durch die großen Staatsmänner und Staatsretter — im guten Sinne dieses Wortes — Schön und Stein die Beschränkung der Militärgerichtsbarkeit im Frieden auf die rein militärischen Straftaten empfohlen. Nun, es war freilich zu kühn, von dem Deutschland unserer Tage liberale Anschauungen in der Stärke derer um die Jenazeit herum zu erhoffen. Immerhin — der Reichskanzler, der alte Hohenlohe, versprach Anno 1897 eine Militärstrafprozeßreform, die auf den Grundsätzen der modernen Rechtsanschauungen aufgebaut sein sollte, und allenthalben war man dessen froh.

„Oder vielmehr: allenthalben doch eigentlich nicht. Denn es hatte schwere Kämpfe hinter der Szene gegeben, ehe der Reichskanzler sich bis zu seiner Verheißung hatte vorwagen dürfen; und schwerere Kämpfe entbrannten am Hoflager und in den geheimen Kreisen der Ratgeber und Scharfmacher um die Erfüllung der Zusage, die aber schließlich doch durchgeführt wurde, nachdem die Entscheidung zuungunsten des Militärkabinetts und zugunsten des Fürsten Hohenlohe ausgefallen war. So kam denn im Jahre 1898 die neue Militärstrafprozeßordnung zustande . . .

„Die Hauptsache für die moderne Gestaltung des Militärprozesses war die Öffentlichkeit des Verfahrens. Hier lagen im Gegensatze zu den geheimen Schrecken des geheimen Inquisitionsprozesses die Bürgschaften für eine Rechtsfindung wie für eine Rechtsprechung, die sich in der Richtungslinie modernen Rechtsempfindens zu bewegen hatten. Und gerade hier hat die Unzufriedenheit des Militarismus mit der neuen Rechtsordnung am ehesten und schärfsten eingesetzt. Man hat unter der Geltung des neuen Militärstrafrechts reichlich viel erfahren aus dem Innenleben der Kasernen und Exerzierplätze. Mit wachsendem Staunen, ständig steigender Empörung

Digitized by Google

erfuhren weitere Kreise von einem Zustande der Soldatenbehandlung, der dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht, vermöge deren jeglicher grundsätzlich verpflichtet ist, eine Zeitlang dem Militärstande anzugehören, nicht gerade bestens entspricht, weil solchermaßen die Armee mehr einer Strafkolonie gleicht als einer Versammlung des Volkes in Waffen.

„Der erste große Prozeß unter dem neuen Recht war derjenige zu Gumbinnen wegen der Ermordung des Rittmeisters von Krosigk; er fand in erster Instanz vor beschränkter, in zweiter in voller Öffentlichkeit statt, gewährte erschreckende Einblicke in die Geheimnisse der ‚Ferienkolonien' und war eine Stichprobe für das Gute wie für die Mängel des neuen Militärgerichtsverfahrens. Seitdem hat die Öffentlichkeit einen sehr regen Anteil an den Militärprozessen genommen. Mit gutem Grunde. Und die öffentliche Meinung ist zu allerlei Schlüssen gelangt, die dem, was man als Militarismus ansieht, nicht wohl gefallen konnten. Man mußte feststellen, daß das Mißhandlungswesen im Heere weit ärger grassiert, als zuvor angenommen worden war. Man mußte sich davon überzeugen, daß schwere Mißhandlungen oft eine überraschend milde Ahndung fanden, während anderweit die Vergehen Untergebener gegen Vorgesetzte erschreckend hart bestraft wurden. Man konnte gewahren, daß das Beschwerderecht der Soldaten in seiner gegenwärtigen Art nur sehr geringen Wert hat. Man mußte sich sagen, daß viel, sehr viel faul ist, ohne daß der Arm der strafenden Rechtspflege es zu fassen bekommt; und daß — alles in allem — Vertrauen und Freudigkeit gegenüber dem Soldatentum aus allen diesen Prozessen keine Zufuhr erhalten könnten, — ganz im Gegenteil.

„Erklärlich genug, daß alle diese Eindrücke und Feststellungen den Tempelhütern des militaristischen Systems höchst unbequem und unangenehm sind. Aber das Mittel, das mehr und mehr gegen diese Unannehmlichkeit in Übung kommt, ist nicht geeignet, gut zu wirken, nicht geeignet, das Vertrauen des Volkes zu heben. Man macht von dem Rechte des Ausschlusses der Öffentlichkeit bei Militärstrafprozessen nachgerade einen Gebrauch, der einen Hauptzweck des modernen Militärgerichtsverfahrens, die Öffentlichkeit mit ihren Bürgschaften und erziehlichen Wirkungen vereitelt und damit die bescheidene Reform, die vor vier Jahren erreicht wurde, ganz bedeutend an ihrem Werte schädigt. Der ‚Nachweis', daß eine Militärgerichtsverhandlung geeignet sein könnte, das militärische Dienstinteresse zu schädigen, ist so billig wie Brombeeren. Die wirkliche Schädigung bewirkt freilich nicht der Prozeß, sondern meist der Vorgang, der ihm zu Grunde liegt. Jedenfalls ist die anscheinend planmäßige Vereitelung der öffentlichen Verhandlung ein Verfahren, unter dem die heiß ersehnte und schwer erstrittene Mündlichkeit, die das Gesetz eingeführt hat, im wesentlichen nur auf dem Papier steht und eine der wertvollsten Eigenschaften des Militärstrafprozesses verloren geht ..."

Digitized by Google

Nach § 283 der Militär-Strafprozeßordnung kann die Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens ausgeschlossen werden, wenn sie eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung, insbesondere der Staatssicherheit, oder eine Gefährdung militärischer Interessen, oder eine Gefährdung der Sittlichkeit besorgen läßt. Ferner hat der Kaiser die Befugnis, Vorschriften darüber zu erlassen, unter welchen Voraussetzungen das Gericht die Öffentlichkeit der Verhandlung wegen Gefährdung der Disziplin auszuschließen hat. Solche Vorschrift ist unter dem 28. Dezember 1899 ergangen. In ihr heißt es: „Die Disziplin verlangt, daß auch im gerichtlichen Verfahren das Ansehen der Kommandogewalt, der militärischen Einrichtungen, Verordnungen und Gebräuche erhalten, der Sinn für die unbedingte Unterordnung des Untergebenen unter den Vorgesetzten jeden Grades gewahrt und dem berechtigten Ehrgefühl aller Beteiligten, insbesondere des Offizierstandes, Rechnung getragen wird. Sobald dieser Grundsatz gefährdet ist, sei es nach dem Gegenstand der Anklage, nach den Einzelheiten des zur Verhandlung kommenden Falles, nach der Persönlichkeit des Angeklagten oder der Zeugen, nach zeitlichen oder örtlichen besonderen Verhältnissen, ist die Öffentlichkeit auszuschließen."

Im Forbacher Bilse-Prozeß wurde vom Gericht der wiederholte Antrag des Anklagevertreters auf Ausschluß der Öffentlichkeit abgelehnt. Hierüber sprach, wie der „Vorwärts" erinnert, der Zentrumsabgeordnete Dr. Schaedler am 10. Dezember 1903 seine Freude aus. Ihm sekundierte an demselben Tage der Reichskanzler mit folgenden Worten: „Ich stimme dem Herrn Abgeordneten Schaedler darin zu, daß die rückhaltlose Aufdeckung solcher Vorgänge nützlich ist, nicht nur, weil in der Öffentlichkeit ein heilsames Korrektiv liegt, sondern auch, weil es ein gutes Zeichen für eine Institution ist, wenn nichts verkleistert und vertuscht wird; und das ist in diesem Falle nicht geschehen." Um so auffälliger war die Verabschiedung mehrerer höherer Offiziere, die im Bilseprozeß als Gerichtsherr oder Richter mitgewirkt haben. Der Abgeordnete Dr. Gradnauer brachte die Verabschiedung insbesondere des Gerichtsherrn General v. Tippelskirch, des Oberstleutnants Geisel und des Majors Hirsch in der Reichstagssitzung vom 11. Mai 1904 zur Sprache. Er warf die Frage auf, weshalb diese Offiziere verabschiedet sind, ob wegen Nichtausschlusses der Öffentlichkeit und ob etwa eine geheime Order ergangen sei, die die Öffentlichkeit noch mehr beschränke. Der Departementsdirektor von Vallet des Barres bedauerte, eine Mitteilung hierüber nicht machen zu können, „da das Recht zur Anstellung und zur Verabschiedung der Offiziere lediglich der Krone kompetiert und das Kriegsministerium bei der Verabschiedung nicht mitwirkt".

Nun ist der Reichsanzeiger des Zukunftsstaates in der Tat in der Lage, eine geheime Order vom 1. Dezember 1903 zu veröffentlichen, die aus Anlaß des Falles Bilse-Forbach durch Vermittlung des Geheimen

Digitized by Google

Militärkabinetts an den kommandierenden General des 16. Armeekorps ergangen sei:

„Ich habe mit Befremden aus den in der Presse enthaltenen Berichten über die in Metz stattgehabte kriegsgerichtliche Hauptverhandlung gegen den Leutnant Bilse im Trainbataillon 16 ersehen, daß das Kriegsgericht unter Außerachtlassung meiner Order vom 28. Dezember 1899, deren Voraussetzungen vollkommen gegeben waren, und entgegen dem wiederholten Antrage des Vertreters der Anklage von dem Ausschlusse der Öffentlichkeit in einem Umfange Abstand genommen hat, der nicht verfehlen konnte, die allgemeine Aufmerksamkeit in noch erhöhtem Maße auf die ohnehin schon so bedauerlichen Vorkommnisse in Forbach zu lenken und das Ansehen Meiner Armee und im besonderen des Offizierkorps in weiten Kreisen des In- und Auslandes zu beeinträchtigen. Ich spreche den Mitgliedern des Kriegsgerichts Mein ernstes Mißfallen aus, daß sie Meiner in der Verordnung vom 28. Dezember 1899 zum Ausdruck gebrachten Willensmeinung direkt zuwidergehandelt und es nicht verstanden haben, die Interessen ihres Standes besser zu wahren. Ich beauftrage Sie, den Mitgliedern des Spruchgerichts dies unter entsprechender Erläuterung persönlich zu eröffnen. Den übrigen Offizieren, Sanitätsoffizieren, Kriegsgerichtsräten ist diese Order in vertraulicher Weise zur Kenntnis zu bringen und für die Folge alljährlich einmal ins Gedächtnis zu rufen."

Dieser Erlaß sei allen Armeekorps bekannt gegeben. Der Schlüssel zu dem immer stärkeren Ausschluß der Öffentlichkeit in Militärgerichtsverhandlungen sei also leicht zu finden. Das Zentrum habe der Möglichkeit solchen Ausschlusses der Öffentlichkeit bei Beratung der Militär-Strafprozeß-Ordnung zugestimmt. Kannte der Kriegsminister Herr v. Einem diese Order, so sei die von ihm in der Sitzung vom 11. Dezember 1903 abgegebene Bürgschaft begreiflich:

„Es mag vermessen klingen; aber ich will an dieser Stelle mich verbürgen: ein zweites Forbach ist in der preußischen Armee nicht möglich."

„Durch Ausschluß der Öffentlichkeit", bemerkt der „Vorwärts" weiter, „wird freilich nur die Enthüllung über Vorgänge, wie sie im Bilse-Prozeß aufgedeckt wurden, erschwert, derartige Vorgänge selbst könnten durch die Gewißheit des Ausschlusses der Öffentlichkeit aus den Verhandlungen lediglich erleichtert werden. Vollste Öffentlichkeit liegt unter allen Umständen im Interesse des Wohls der Allgemeinheit, der Gerechtigkeit und des Fortschritts. Antikulturelle Zustände vertragen die Öffentlichkeit nicht — Rußland hat geheimes Verfahren.

„Der § 283 der Militär-Strafprozeßordnung läßt Kabinettsorders zur Beseitigung der Öffentlichkeit ‚wegen Gefährdung der Disziplin' zu. Die dieserhalb erlassene Order hat dazu geführt, selbst für den Prozeß Witte, dessen Einzelheiten ja bereits durch den Bilseprozeß bekannt geworden waren, die Öffentlichkeit auszuschließen. Der dehnbare Begriff der ‚Gefährdung der Disziplin' schafft die rechtliche Grundlage für den Ausschluß der Öffentlich-

Digitized by Google

keit. Wird die Öffentlichkeit auf Grund dieser Vorschrift ausgeschlossen, so läßt sich der Schluß nicht abweisen: es muß etwas faul sein im Staate der Disziplin. Die Praxis hat fast zu einer völligen Beseitigung der Öffentlichkeit militärgerichtlicher Verhandlungen geführt. Damit hat die Praxis das vernichtendste Urteil über die Disziplin im deutschen Heere und über das Militärsystem selbst unbewußt gefällt, das Schäden zeitigt, die das Licht der Öffentlichkeit nicht einmal zwecks Vorbeuge gegen Wiederholung ähnlicher Vorfälle vertragen."

Sollte diese sozialdemokratische Attacke nicht zu denken geben? Sollte sie nicht Zweifel erwecken an der Zweckmäßigkeit des Systems — das formelle Recht des Kaisers steht ja außer Zweifel und wird auch vom „Vorwärts" als „rechtliche Grundlage" anerkannt. Zu welchem Zwecke aber veröffentlicht er wohl den Erlaß? Etwa, um seiner Partei — zu schaden? Der „Vorwärts" und seine Leute wissen ganz genau, was der Partei frommt und was ihr schadet. Und so oft sie Triumphgesänge anstimmen, so oft kann die staatserhaltende Gesellschaft sich mit gutem Gewissen sagen, daß wieder etliches Wasser auf die Mühlen der Partei geleitet worden ist. Das einzig richtige Verfahren vom „staatserhaltenden" Standpunkt aus kann doch nur sein, immer das Gegenteil von dem zu tun, was den Herren Sozis ein mehr oder minder stillvergnügtes Viertelstündchen schafft. Oder will man wirklich so edel, selbstlos und großmütig sein, Fehler zu begehen, nur um ihnen Freude zu machen?

Ja, es ist traurig. So traurig, daß des „Reichsboten" arg gepreßtem Herzen schwere Seufzer sich entringen, Seufzer, die bis an die Stufen des Thrones aufsteigen:

„Es gehört mit zu den zersetzenden Erscheinungen in der Öffentlichkeit, daß solche Sekreterlasse mehr und mehr auf unrechtem Wege in die Presse lanciert werden. Soeben wird diese Tatsache auch im bayerischen Reichsrate als Zeichen der politischen Zerrüttung besprochen. Inhaltlich ist an der Order nicht das geringste auszusetzen, wir halten sie sogar für eine sehr verständige und durch militärische Rücksichten gebotene; der ‚Vorwärts', dem an dem inneren Niederbruche der monarchisch gesinnten Armee gelegen ist, weil sie eigentlich als einzige geschlossene Mauer seinen revolutionären Wünschen noch im Wege steht, hat hier nur das entgegengesetzte Interesse, wie der oberste Kriegsherr und die Nation (?), denen beiden gemeinsam an der Erhaltung des Ansehens und der Disziplin im Heere liegt. Nicht hier liegt also der Kern des Vorkommnisses, sondern darin, daß es dem ‚Vorwärts' abermals möglich ist, dieses geheime Aktenstück in seine Hände zu bekommen.

„Soeben erst hat die ultramontane Presse unerlaubt einen Sekreterlaß publiziert, der über die Marianischen Kongregationen vom Kultusministerium aus erfolgte, heute folgt wieder das Organ des Umsturzes mit einer solchen aus der Armeeverwaltung. Ja, welche Zustände herrschen denn bereits in unserer Regierung und Beamtenschaft,

Digitized by Google

daß dies alles möglich ist? Denn ohne die Beihilfe eines Beamten, dem seine Amtspflicht nichts mehr gilt, sind solche Vorgänge nicht denkbar. Wer regiert denn eigentlich noch? Ist es noch unser angestammter König oder ist es Ihre Majestät die Agitationspresse, welche mit Zuhilfenahme von Sensation, Vertrauensbruch, Aktenentwendung, Skandal das Reich und das Volk regiert? In ihre Hände, wie in die der Parlamente und Parteien gleiten die Zügel hinüber, die eine starke Regierung selbst führen sollte. . . ."

Solche Klagen, so gut sie auch gemeint sind, locken noch keinen Hund vom Ofen. Es fehlt ihnen so lange alle werbende Kraft, als man sich nicht ehrlich auf den Boden des Gesetzes und der bürgerlichen Gleichberechtigung stellt, und zwar des Gesetzes nicht nur nach dem Buchstaben, sondern nach dem Geiste. Will der Reichsbote allen Ernstes behaupten, daß der systematische und fast zur Regel gewordene Ausschluß der Öffentlichkeit dem Geiste der Militär-Strafprozeßordnung entspringt und entspricht? Wozu die ganzen Kämpfe, die unendlichen Verhandlungen; wozu überhaupt eine Reform des Gesetzes, wenn doch alles beim alten bleiben und für die Regel der frühere Zustand beibehalten werden sollte? Also wirklich: alles nur „für die Katz?"

Die noch in gewissen konservativen Kreisen herrschende Mißachtung aller neueren Errungenschaften in Verfassung und Gesetzgebung, die heimlich noch immer in ihren Herzen glühende Liebe zu autokratischen und absolutistischen Zuständen, sind die eigentlichen Schrittmacher der Sozialdemokratie. Sie verursachen es, daß viele ehrliche und tüchtige nationale und monarchische Elemente dem angeblichen „Kampfe gegen den Umsturz" nur mit größtem Mißtrauen zuschauen, weil sie sich der begründeten Befürchtung nicht verschließen, daß jenen „Kämpfern" als letztes Ziel nicht die Erhaltung, sondern gerade der Umsturz der bestehenden Rechtsordnung zugunsten mehr oder weniger autokratischer Zustände vorschwebt. Was hätten denn sonst alle die Bestrebungen, Reden und Schriften gegen die bestehenden Rechtsgüter der Verfassung und Gesetzgebung für einen Sinn? Sollten sie bloß in den Wind geschwätzt sein? Und sie schrecken auch keineswegs vor dem Staatsstreich zurück. Ein netter Kampf gegen den Umsturz, dessen Voraussetzung eben der Umsturz ist! Eine nette „Staatserhaltung", die sich aufbauen soll auf Gewalt und Rechtsbruch!

Und was hat es für einen Zweck, der sozialdemokratischen Kritik, wo sie — zugestandenermaßen — berechtigt ist, die Fehler der eigenen Partei unter die Nase zu reiben? Ist das mehr als ein kindliches Vergnügen, als törichte Schadenfreude, daß der Schwamm nicht nur im eigenen, sondern auch in des Nachbars Hause wuchert? Ist es nicht eine müßige Selbstergötzung, dem Nachbar Vorhaltungen zu machen, wie er den Schmutz vor seiner Türe auskehren soll, statt feste den Besen zu nehmen und vor der eigenen Türe zu kehren? Es ist genau dasselbe, ob der „Vorwärts"

Digitized by Google

das tut oder der „Reichsbote". Wir sollen eben ein jeder das Seine und in seinem Lager tun. Tut's der eine nicht, so ist das doch für den andern wahrlich kein Grund, den Kehricht vor der eigenen Tür turmhoch anwachsen zu lassen.

Daß die Soldatenmißhandlungen nachgerade gen Himmel — duften, spürt in seiner Art auch der jetzt sehr verschnupfte „Reichsbote". So verlangte er vor einiger Zeit „noch mehr Nachdruck und Kontrolle gegen sie". „Immer wieder treten Fälle hervor, die sich zu lange der rächenden Justiz entzogen haben, dann in ihrer Massenanhäufung erschütternd auch für das patriotische Empfinden, das in der Armee einen Stolz des Vaterlandes sieht, wirken und unmittelbar Wasser auf die Mühle der Sozialdemokratie liefern." Dann gibt er selbst einige Fälle aus dem „Vorwärts" wieder:

Mehr als fünfhundert Soldatenmißhandlungen wurden dem Unteroffizier E. von der 11. Kompanie des Infanterieregiments „v. Horn" vor dem Kriegsgericht der 16. Division zur Last gelegt. Es waren mehr als 150 Zeugen, darunter 31 Angehörige des Beurlaubtenstandes geladen. Die Mißhandlungen bestanden in Fußtritten, Schlägen mit dem Seitengewehr und anderen gefährlichen Gegenständen und all den anderen Teufeleien und Quälereien. So ließ der Unteroffizier Rekruten sich flach hinlegen, um mit seinen schweren Stiefeln über den Rücken der Leute zu gehen; mehrere erlitten dadurch erhebliche Verletzungen im Gesicht. Weil sie zum Reinigen der Exerzierhalle etwas zu spät kamen, mußten sich einige Soldaten in den bereits zusammengefegten Dreck legen und so lange darin umherwälzen, bis er auf dem Boden wieder verteilt war. Ein Rekrut mußte sich bei anderer Gelegenheit hundertmal hintereinander flach auf den Boden hinlegen, und zum Schluß erhielt er auch noch Schläge. Ein Soldat mußte auf einem Schemel Kniebeuge machen, dann in der Kniebeuge einen anderen Schemel strecken, und als er ermattete, stieß er ihn hinunter, so daß er eine schwere Kopfverletzung erlitt. Der Soldat desertierte bald nachher und ist noch im Auslande.

Unter den Zeugen befanden sich zwei andere Deserteure, die wegen der Mißhandlungen geflüchtet waren. Einem andern schlug E. wegen mangelhaften Schießens das Koppel und die Tasche mit Patronen ins Gesicht, daß Mund und Nase stark bluteten. Verschiedentlich machte er bei den Mißhandlungen auch vom Seitengewehr Gebrauch.

Der Vertreter der Anklage nannte den Unteroffizier den Typus eines Soldatenschinders, der seine Untergebenen in der unmenschlichsten Weise mißhandelte; er beantragte zwei Jahre Gefängnis und Degradation. Strafmildernd rechnete ihm das Gericht das Verhalten seines Feldwebels an, das auf den Unteroffizier von schädlichem Einfluß gewesen sei.

Digitized by Google

An einem andern Tage wurde gegen die Feldwebel St. und L., die Vorgesetzten E.s, gleichfalls wegen fortgesetzter Soldatenmißhandlungen und wegen Unterdrückung von Beschwerden sowie Fälschung der Dienstbücher verhandelt. Auch sie hatten ihre Untergebenen jahrelang in der schlimmsten Art mißhandelt. Wenn sich einer beschwerte, warf der Feldwebel St. die Anzeigen, statt sie an den Kompaniechef weiterzugeben, in den Papierkorb. Auch jetzt wäre das Treiben der drei ungesühnt und ungestört geblieben, wenn nicht der wegen Sittlichkeitsverbrechens und Verleitung zum Meineid zu Zuchthaus verurteilte Sergeant B., ein Kollege der drei, die Anzeigen aus Rache erstattet hätte.

In dem Prozeß gegen den Unteroffizier E. wurden hundertundsechzig, in dem Prozeß gegen die Feldwebel hundertundacht Zeugen vernommen. Danach kann man sich einen Begriff von dem Umfang der Soldatenschindereien machen. Und dennoch konnten sie jahrelang getrieben werden, ohne daß sie von den Vorgesetzten wahrgenommen wurden, und ohne daß die Soldaten gewagt hätten, sich dagegen ernstlich zu schützen.

Der Vertreter der Anklage beantragte gegen den Feldwebel St. ein Jahr und vier Monate Gefängnis, Degradation und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, gegen den Feldwebel L. ein Jahr und eine Woche Gefängnis und Degradation. Das Kriegsgericht verurteilte St. zu zehn Monaten, L. zu neun Monaten und einer Woche Gefängnis und beide zur Degradation.

„Nicht mit agitatorischer Schadenfreude, wie der ‚Vorwärts‘," bemerkt hiezu der „Reichsbote", „aber mit Trauer und Schmerz sieht das Auge jedes wahren Patrioten auf solche Flecken am Ehrenschilde der Armee. Sie fordern zu noch größerer Wachsamkeit und Strenge gegen solchen brutalen Mißbrauch der Dienstgewalt auf.

„Töricht ist natürlich das Gerede der Sozialisten, als sei das militärische System Träger desselben; das liegt an den Menschen und ihrer Erziehung, und die würde gerade in einem sozialistischen Milizheere noch mehr zu Willkürlichkeiten und Ungesetzlichkeiten neigen. Sehen wir doch innerhalb der Sozialdemokratie selbst eine wachsende Neigung zu Terrorismus und Gewaltsamkeit, die sogar vor den eigenen Genossen nicht Halt macht; sie behandelt sie, wie die Fälle Göhre, Heine, Bernstein usw. bezeugen, vielmehr kräftig mit der Guillotine ihrer Parteimoral und übt die Diktatur des Proletariats schon praktisch aus, indem sie, wie neulich selbst ein demokratisches Blatt zum Fall Bernstein bemerkte, Stockprügel sogar auf den Magen anwendet. Radikale Geister sind als Herren zugleich die ärgsten Despoten; die Geschichte der Wiedertäufer, der französischen Revolution, der Robespierre, Marat, der Pariser Kommune usw. bezeugt es mit Tausenden von abgeschlagenen Köpfen.

„Welche politische Parteiphantasie ist außerdem blutrünstiger, als die des Sozialismus, die mit Fürstenmord, Barrikadenkampf, Umsturz, Welten-

Digitized by Google

wende, blutiger Morgenröte, mit Klassenhaß und Klassenkampf tagtäglich spielt, die am letzten Ende darauf hinausgeht, wie einmal einer ihrer Vorläufer zynisch sagte, den letzten König am Darm des letzten Pfaffen aufzuhängen? Die Entrüstung der Sozialdemokratie über gesetzlose Gewalt sollte also im eigenen Hause beginnen."

Wie ist mir doch — prangte nicht soeben noch groß und fett als Überschrift dieses Artikels „Die Soldatenmißhandlungen"? Und nun ist im Handumdrehen — hast du nicht gesehen — eine Polemik gegen die Sozialdemokratie daraus geworden. Ein klassisches Beispiel, wie auf bürgerlicher Seite der Kampf gegen Mißstände in Staat und Gesellschaft in der Sackgasse endet. Man ringt sich ein paar wohlfeile Tränen und Seufzer ab, ohne ernstlich Hand anzulegen, um dann mit desto ungeschwächteren Kräften die altehrwürdige Pauke gegen die † † † Sozialdemokratie zu schlagen. Es ist ja manches Wahre in den Betrachtungen des „Reichsboten" über die Partei, zur Diskussion stand sie diesmal nicht. Bequemer ist es freilich, den harmlosen „Kampf" gegen den „Umsturz" zu „kämpfen", bei dem man des billigenden Kopfnickens oder der wohligen Schauer selbstgefälliger sittlicher Entrüstung stets sicher ist, als mit fester Hand ins Wespennest zu greifen und — die Konsequenzen seiner eigenen Anschauungen zu ziehen. Denn täte der „Reichsbote" das, so müßte er mit logischer Notwendigkeit zu der Forderung des öffentlichen militärischen Gerichtsverfahrens gelangen. Daß die bisherige „Kontrolle" nicht ausreicht, bestätigt er selbst, da er eine schärfere fordert. Welche aber kann schärfer sein als die der tausendäugigen Öffentlichkeit? Wer ehrlich und nicht nur mit larmoyanten Worten die Abstellung auch nur der scheußlichsten Soldatenschindereien erstrebt, kann der Dienste der Öffentlichkeit unmöglich entraten. Es ist noch das einzige, was die beteiligten Kreise fürchten, und was imstande wäre, die bestialischen Gelüste vertierter Buben einigermaßen zu zügeln. Daß alle wohlwollenden Erlasse, die von den verschiedenen Instanzen seit Jahr und Tag ausgingen, fruchtlos geblieben sind, wirft zwar ein eigentümliches Licht auf die so viel gerühmte „Disziplin" und den „unbedingten Gehorsam", ist aber durch jahrelange Erfahrung erhärtet. Es fehlt wohl auch der rücksichtslose Ernst, der entschlossene Wille, durchzugreifen. Mancherlei praktische militärische Bedenken hemmen die niedersausende Faust, die allein dieser nationalen Schande das giftgeschwollene Haupt zerschmettern könnte. Kein Bedenken aber kann so groß sein, daß ihm die Rücksichten der Moral und Menschlichkeit geopfert werden dürften. Oder ist der „Reichsbote" anderer Ansicht? — Nur wenn er sich zu dem Grundsatz der von ihm so sehr geliebten Jesuiten bekennte, daß der Zweck die Mittel heilige, nur dann dürfte er irgendeinen irdischen Zweck über die Gebote Christi stellen. Aber jener Grundsatz ist leider kein ausschließliches Privilegium des Jesuitenordens. Er hat seine Jünger allerorten und nicht zuletzt im militärisch-protestantischen Preußen. Wenn man die häufigen Klagen des „Reichsboten" über die Halbheit

Digitized by Google

und den Mangel fester sittlicher Grundsätze liest und dann doch wieder in der Praxis andere Rücksichten höher gestellt sieht, dann begreift man, warum diese Klagen so gar nichts nützen und wir — in der Halbheit stecken bleiben. Ist es christlich, aus irgendwelchen Rücksichten über schreiende Mißstände den Schleier der Heimlichkeit zu breiten und das Verbrechen durch verschlossene Türen vor der Ächtung durch die öffentliche Meinung zu schützen, dem buchstäblich — vgl. obige Fälle — mit Füßen getretenen schutzlosen Nächsten die letzte Zuflucht zu verrammeln, die Flucht in die Öffentlichkeit?

* * *

Und wie ist sie nötig, diese Flucht! Das mögen einige Fälle beleuchten, die im Gefühl ihres Wertes jeden Kommentar ruhig, aber entschieden ablehnen. Eines jedoch sei vorausgeschickt: Wer den dunkeln Drang verspürt, diese Fälle wieder mit der ebenso beliebten wie wahrheitswidrigen Floskel „Aufbauschung" abzutun, möge zuvor reiflich in seinem Gemüte erwägen, daß er sich damit einer schweren Beleidigung, ja Verleumdung deutscher Offiziere und Richter schuldig macht. Denn wenn die Fälle aufgebauscht sein sollten, dann wären einzig und allein die militärischen Richter dafür verantwortlich. Durch ihre objektive Beweiserhebung, durch ihre meist sehr milden Urteile ist der Tatbestand festgestellt. Nicht von der bösen Presse, wie denen, die „nie alle werden", immer wieder von den Auguren mit heimlichem Augenzwinkern eingeredet wird.

Über Soldatenmißhandlungen schlimmster Art wurde am 9. und 10. Juli vor dem Kriegsgericht der 33. Division in Metz unter vollstem Ausschluß der Öffentlichkeit verhandelt. Angeklagt waren der Wachtmeister T., sowie die Unteroffiziere W., B., G. und W. von der zweiten Batterie des Feldartillerieregiments Nr. 70. Schon vor Beginn der Verlesung der Anklage wurde für die Dauer der ganzen Verhandlung die Öffentlichkeit im Interesse des Dienstes ausgeschlossen, und auch die Urteilsverkündigung geschah unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Der Verhandlung liegt folgender Sachverhalt zugrunde: Der Kanonier H. von der 2. Batterie des Feldartillerieregiments Nr. 70 zeichnete sich nicht durch besondere Sauberkeit und Geschicklichkeit aus, und es entspann sich daher unter den Unteroffizieren ein reger Wetteifer, ihm Sauberkeit und Gelenkigkeit beizubringen. Der Unteroffizier W. ließ den Mann Hose und Stiefel ausziehen und befahl ihm dann, das Pferd zu putzen. Dann ließ er den Mann eine Viertelstunde in der Kniebeuge sitzen und dabei den Mistkasten strecken, der zur Aufnahme des Pferdemistes im Stalle dient. Dann wiederum veranlaßte er den Angeklagten, den Mist auseinanderzuwühlen, um eine Kiste voll Strohreste, die im Mist lagen, zusammenzusuchen. Man band den Unglücklichen an einen Flankierbaum, wie sie sich in den Pferdeställen zur Abteilung der Pferdestände befinden, und es wurde ihm der Hals mit einem Obgurt zugezogen, bis er blau im Gesicht ward,

Digitized by Google

dann ließ man nach und ließ ihm wieder die zum Atmen notwendige Luft zukommen. Ohne einen Befehl dazu zu haben, nahm ihn der Unteroffizier W. in Traktamentsverwaltung, weil er mit seinen 22 Pfennigen nicht wirtschaftlich umgehen sollte. Wenn H. täglich das Geld holte, mußte er vor den Unteroffizier hintreten und das Verslein sagen: „Kanonier H. aus Elberfeld hat weder Brot noch Geld!" Weil er ein schmutziger Mensch war, wurde ihm mittags das Essen fortgeschüttet, und er mußte an dessen Stelle sein Spind auswaschen. Bei einer anderen Gelegenheit wurde dem Bedauernswerten das Ohrläppchen eingerissen. Die Unteroffiziere B., G. und W. haben den Mann verschiedene Male gestoßen, geschlagen, an den Flankierbaum gebunden und ihn die Treppe ohne Schuhe auf und ab laufen lassen. Der Wachtmeister T. hat den Soldaten mit dem Säbel gestoßen, durch Ausdrücke beleidigt und einmal gedroht: „Ich renne dir den Säbel in den Wanst!"

Als Grund der Ausschließung der Öffentlichkeit wird angegeben, daß die Kenntnis der Mißhandlungen die öffentliche Meinung im höchsten Grade aufregen würde!

Weitere Beiträge zur Öffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens erbringen folgende Fälle:

Das Oberkriegsgericht in Pillau verhandelte am 21. Juli gegen den Leutnant M. und gegen den Vizefeldwebel Kr. von der 11. Kompanie des Feldartillerieregiments von Hindersen Nr. 2 wegen Mißhandlung, Beleidigung, Bedrohung und vorschriftswidriger Behandlung Untergebener. Besonders übel behandelt hatten die Angeklagten den jetzigen Reservisten K., der eine lange Leidensgeschichte hat durchmachen müssen. Er ist wegen fortgesetzter schwerer Mißhandlungen desertiert und kam deshalb auf die Festung Spandau, wo er 11 Monate zubrachte. Jetzt hat man ihn wegen eines Leidens aus dem Heeresdienst entlassen. Er wird wahrscheinlich Invalide bleiben. Durch die Desertion K.s sind eine ganze Reihe verübter Mißhandlungen an Untergebenen ans Tageslicht gekommen. Auch sind eine Anzahl Soldatenschinder abgeurteilt worden. Dem Leutnant M. wurde unter anderm folgendes zur Last gelegt. An einem recht strengen Wintertage hat er den Wunsch ausgesprochen, K. möge den Schraubenschlüssel eines Geschützes im Gewicht von drei Pfund in den Mund nehmen und damit zu einem Unteroffizier gehen, der 15 Meter weit entfernt war. K. tat das auch, dabei ging ihm das Fleisch von der Zunge ab. Dem Kr. wurde vorgeworfen, mit dem blanken Degen auf K. losgegangen zu sein. Das Kriegsgericht hatte Leutnant M. zu 3 Monaten Festung und Feldwebel Kr. zu 3 Wochen gelinden Arrest verurteilt. Die Angeklagten sowohl wie der Gerichtsherr hatten gegen dieses Urteil Berufung eingelegt. Vor dem Oberkriegsgericht beantragte nun der Ankläger den Ausschluß der Öffentlichkeit während der ganzen Verhandlung. Er behielt sich auch die Begründung dieses Antrages in nichtöffentlicher Sitzung

Digitized by Google

vor. Diesem Antrage wurde stattgegeben und gleich nach Aufruf der Zeugen die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Natürlich mußten die Vertreter der Presse sofort das Sitzungszimmer verlassen. Es wurde endlich bekannt gemacht, daß das Urteil des Kriegsgerichts I. Instanz aufgehoben, die Berufung des Gerichtsherrn dagegen verworfen worden ist. Leutnant M. wurde wegen Mißhandlung in sechs Fällen und wegen vorschriftswidriger Behandlung in einem Falle zu vier Wochen Stubenarrest verurteilt. Der Vizefeldwebel Kr. erhielt wegen Beleidigung, Bedrohung und vorschriftswidriger Behandlung Untergebener zwei Wochen gelinden Arrest. Nach Verkündigung des Urteils beantragte der Vertreter der Anklage, auch die Begründung des Urteils in nichtöffentlicher Sitzung bekannt zu geben. Das Gericht schloß sich diesem Antrage an und verkündete, daß es unmöglich sei, die Urteilsbegründung in öffentlicher Sitzung vorzutragen, da sie derartig mit den Verhandlungen zusammenhänge, daß eine Trennung ausgeschlossen sei. Es bestehe somit eine Gefährdung der militärischen Disziplin.

Wegen fortgesetzter Mißhandlung, Beleidigung und vorschriftswidriger Behandlung von Untergebenen hatten sich sieben aktive bzw. inaktive Unteroffiziere vom Artillerieregiment Nr. 61 in Darmstadt vor dem dortigen Kriegsgericht zu verantworten. Die einzelnen Straftaten liegen zum Teil schon mehrere Jahre zurück. Zu der Verhandlung, die „im Interesse der militärischen Disziplin" unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfand, waren etwa 70 Zeugen geladen, auf Grund deren Aussagen der Vertreter der Anklagebehörde gegen sämtliche Angeklagte Freiheitsstrafen beantragte. Das Urteil des Kriegsgerichts lautete: gegen den Unteroffizier M. sieben Monate Gefängnis und Degradation, gegen den früheren Unteroffizier Ma. fünf Monate Gefängnis und Degradation, den Unteroffizier Fr. vier Monate Gefängnis, den früheren Vizewachtmeister Sch., der jetzt eine Dienerstelle an einem hessischen Predigerseminar inne hat, sechs Wochen gelinden Arrest, den Oberfahnenschmied Kl. sechs Wochen gelinden Arrest, den früheren Sergeanten L. sechs Wochen gelinden Arrest, und den Sergeanten K. sechs Wochen Mittelarrest. Die Angeklagten M., Ma. und Fr. wurden mit Rücksicht auf die Höhe der gegen sie erkannten Strafen sofort in Haft genommen. Auch hier war bei der Urteilsbegründung die Öffentlichkeit ausgeschlossen.

Wie die Zustände im Regiment gewesen sein müssen, geht aus den Strafen hervor, die an sich zwar nicht hoch sind, aber immerhin von den milden Urteilen, die sonst gegen Soldatenschinder verhängt werden, abstechen. Das erhellt vor allem aber aus der ängstlichen Ausschließung der Öffentlichkeit.

Wegen Körperverletzung unter Mißbrauch der Waffe hatte sich unter Ausschluß der Öffentlichkeit der Zahlmeister Erich von H. vom 3. Bataillon des Infanterieregiments Nr. 61 vor dem Kriegsgericht in Thorn

Digitized by Google

zu verantworten. Der Angeklagte wurde beschuldigt, im Dezember 1902 in einem Gasthause zu Bielawy den Schlächtergesellen St. durch mehrere Degenstiche in die linke Seite und den Schenkel verwundet zu haben. Die Verhandlung endigte mit einem Freispruch (!), weil als erwiesen angesehen wurde, daß der Angeklagte die Tat in einem derartig betrunkenen (!) Zustande verübt hat, daß seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen (?!) war.

Der Ausschluß der Öffentlichkeit wird von einigen Militärgerichten jetzt sogar auch auf Soldatenmißhandlungs-Prozesse ausgedehnt, in denen gegen Unteroffiziere verhandelt wird. In Halle a. S. verhandelte das Kriegsgericht der 8. Division gegen den Unteroffizier M. von der 10. Kompanie des Infanterieregiments Nr. 72 aus Torgau. Noch vor der Bekanntgabe des Anklagebeschlusses wurde die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Der Verhandlungsleiter erklärte den anwesenden Berichterstattern, er „behalte sich vor", eventuell die Öffentlichkeit bald wieder herzustellen. Da sich das Gericht die Wiederherstellung der Öffentlichkeit aber „etwas sehr lange vorbehielt", verließen die Preßvertreter schließlich den ungastlichen Raum des Treppenflurs. Aus der öffentlich verkündeten Urteilsbegründung ging hervor, daß der Angeklagte dem Musketier W. von seiner Korporalschaft im Februar und März mehrere Ohrfeigen verabreicht, ihn im Ärger einmal geschüttelt und ihn gegen ein Spind geworfen hatte. Ferner hat er dem Musketier einen Tritt gegen den Leib und zwei Tritte gegen die Hüfte versetzt. Das Gericht nahm minder schwere Fälle als vorliegend an und verurteilte den Unteroffizier, der in der Erregung gehandelt habe, nur zu zwei Wochen mittleren Arrest.

In derselben Sitzung sprach der Ankläger gelegentlich einer öffentlich verhandelten Sache in einem Plaidoyer sein Bedauern darüber aus, daß Gerichtsverhandlungen in den Zeitungen jetzt breit getreten würden; die Zeitungslektüre übe zuweilen einen unheilvollen Einfluß aus. Ein als Verteidiger fungierender aktiver Offizier entgegnete dem Ankläger, man müsse berücksichtigen, daß die Presse durch die Veröffentlichung der Gerichtsverhandlungen belehrend und aufklärend wirke.

Und aus Magdeburg wird der Frankfurter Zeitung geschrieben:

„Immer geheimnisvoller geht es jetzt am hiesigen Oberkriegsgericht zu. Nachdem wiederholt die Presse die Furcht vor der Öffentlichkeit scharf kritisiert, sorgt jetzt die Militärbehörde dafür, daß möglichst gar nichts in die Öffentlichkeit gelangt. Die Vertreter der Presse können beim besten Willen nicht erfahren, wann Verhandlungen stattfinden. Die Termintafeln fehlen längst, den Dienern ist strengstes Schweigen zur Pflicht gemacht, und da trotz alledem bisher die Berichterstatter zu jeder Verhandlung prompt zur Stelle waren, hat man kürzlich ein Verfahren beobachten können, das zu den gewagtesten Kombinationen Veranlassung geben kann. Ganz ‚zufällig' erfuhren nämlich die Zeitungsleute, die wie immer täglich selbst nachsehen

Digitized by Google

kommen, ob Verhandlungen stattfinden oder nicht, daß urplötzlich eine bestimmte Verhandlung auf — den Spätnachmittag angesetzt worden war. Selbstverständlich waren pünktlich die Berichterstatter auch hier zur Stelle und — die Öffentlichkeit erfuhr alles. Das heißt, nur soweit nicht gegen Vorgesetzte verhandelt wird. ‚Vorgesetzte' im weitesten Sinne gedacht, vom Unteroffizier aufwärts. Bei Verhandlungen gegen Vorgesetzte wird stets die Öffentlichkeit für die ganze Dauer der Verhandlung ausgeschlossen, und stets wird sogar die Begründung des Urteils in geheimer Sitzung verkündet. Verpassen die Berichterstatter auch nur um eine Sekunde das Wiederhereinkommen des Gerichtshofes in den Saal, so erfährt kein Mensch etwas von der Verhandlung, denn die Verkündigung des Urteils geht mit echt militärischer Schnelligkeit vor sich. Das bedingt, daß selbst bei stundenlangen Beratungen die Vertreter der Presse direkt an der Türklinke des Zuhörerraumes warten und stets auf dem Sprunge stehen müssen, um ihrer schweren Pflicht genügen zu können. Die Preßleute wollen jetzt ihre sämtlichen Beobachtungen registrieren und in einer Denkschrift dem Reichstage überreichen lassen, damit einmal vor aller Welt gezeigt wird, wie das ‚öffentliche Verfahren' der Militärgerichtsbarkeit gehandhabt wird."

„Eine Interpellation", bemerkt die „Berliner Zeitung" skeptisch, „wird wenig nützen. Herr von Einem verweist einfach auf das militärische Interesse, das die Ausschließung der Öffentlichkeit gebietet, und damit ist er fein heraus. Daß die Mehrzahl des Reichstages ihm erhebliche Schwierigkeiten machen wird, darauf ist nicht zu rechnen."

Je tiefer das Dunkel, um so größer die Pflicht der unabhängigen Presse, hineinzuleuchten, um das lichtscheue Treiben aus seinen Schlupfwinkeln aufzuscheuchen. Also weiter im Text.

23 Fälle von Soldatenmißhandlung, 11 Fälle von vorschriftswidriger Behandlung und 4 Fälle von Beleidigung wurden dem auf der Unteroffizierschule ausgebildeten, kaum 20jährigen Unteroffizier R. vom 76. Infanterieregiment in Hamburg zur Last gelegt. Der Unteroffizier hatte ein sehr loses Handgelenk und war zu Ohrfeigen schnell bereit. Außerdem leistete er sich noch andere sog. „Scherze". Bei der Ausgabe des Brotes jonglierte er mit den Broten und warf sie den Leuten durch die Luft zu, wobei ein Brot einmal in den Spucknapf, ein anderes Mal in einen Eimer mit Seifenwasser fiel. Die Musketiere erhielten diese Brote trotzdem zum Essen. Dem Musketier S., dessen Schnurrbart ihm nicht gefiel, bepinselte er den Bart mit Gummiarabikum, später bearbeitete er den Schnurrbart mit Gewehröl, während der Musketier stramm stehen mußte. Anderen Musketieren versetzte er Tritte und Schläge ins Genick. Wörtliche Beleidigungen der gemeinsten Art, die nicht wiederzugeben sind, gebrauchte er häufig und zwang seine Untergebenen, diese Schimpfworte mit Bezug auf ihre eigene Person zu wiederholen. Einen Musketier ließ er zur Strafe zwanzigmal die ganze

Digitized by Google

Treppe der Kaserne hinauf- und hinablaufen, und ähnliche „Scherze", wie er dies bezeichnete, mehr. Der Unteroffizier wurde vom Kriegsgericht der 17. Division in Altona zu vier Monaten Gefängnis und Degradation verurteilt.

47 Mißhandlungen an Mannschaften, die zum größten Teil zu seiner Korporalschaft gehörten und Rekruten waren, wurden dem Unteroffizier der 12. Kompanie des 34. Füsilierregiments H. vor dem Kriegsgericht der 4. Division in Bromberg zur Last gelegt. Seine „Spezialität" bestand darin, daß er die Soldaten in die Lippen kniff oder ihre Nase erfaßte und mit voller Kraft herumdrehte, so daß in den meisten Fällen Nase und Lippen bluteten. Außerdem traktierte er die Leute mit Besenstielen. Bei einer Felddienstübung versetzte er einem Soldaten von hinten einen Fußtritt, weil er sich nach seiner Ansicht zu langsam bewegte. Als eines Tages der Angeklagte mit einem anderen Unteroffizier auf dem Korridor stand, wollte ein Soldat mit den Worten: „Ich bitte, Herr Unteroffizier," an ihm vorübergehen. Er erhielt hierfür von dem Angeklagten zwei Schläge mit einem Besenstiel über den Rücken. Als der Angeklagte Kenntnis davon erhalten hatte, daß über seine Mißhandlungen unter den Rekruten gesprochen wurde, erschien er eines Tages in der Mannschaftsstube, in welcher sich noch ein anderer Unteroffizier befand, und fragte einzelne Soldaten, ob es richtig wäre, daß er den einen oder den anderen von ihnen geschlagen hätte. Die Gefragten antworteten aus naheliegenden Gründen zum größten Teil mit „Nein, Herr Unteroffizier." Nur ein einziger beantwortete die an ihn gestellte Frage wahrheitsgemäß mit den Worten: „Jawohl, Herr Unteroffizier." Dafür erhielt er von dem Angeklagten ein oder zwei Ohrfeigen. Ein Soldat hatte sich auf dem Marsche eine Zigarette angesteckt. Der Angeklagte, der dies bemerkte, versetzte ihm einen solchen Schlag an den Kopf, daß der Soldat sich heftig an das Gewehr stieß und das Ohr verletzt wurde; es schmerzte und schwoll an. Die Zeugen, die gemißhandelten Soldaten bestätigten die Anklagepunkte, bejahten aber auch in den meisten Fällen die von dem Verhandlungsleiter an jeden einzelnen Zeugen gestellte Frage, ob er, der Zeuge, Anlaß zu der Körperverletzung gegeben habe (!), indem sie zugaben, daß ihr Anzug nicht in Ordnung oder sonst an ihnen etwas auszusetzen gewesen sei. Einige von ihnen beantworteten die an sie gestellte Frage, ob der Angeklagte eine leicht erregbare Natur sei, mit ja. Der Vertreter der Anklagebehörde beantragte eine mehrmonatige Gefängnisstrafe und Degradation, der Gerichtshof faßte die Sache milder auf und erkannte auf nur sechs Wochen Mittelarrest!

Wegen Mißhandlung und vorschriftswidriger Behandlung in 55 Fällen hatte sich vor dem Kriegsgericht der 4. sächsischen Division in Chemnitz der 21jährige Unteroffizier M. von der 3. Kompanie des 104. Infanterieregiments zu verantworten. Im Dienst und außerhalb des Dienstes wurden die Rekruten von ihm mit dem vollen Fuße und mit dem Absatze auf die Zehen getreten, daß die jungen Vaterlandsverteidiger oft bis

Digitized by Google

zu acht Tagen großen Schmerz hatten. Ein besonders beliebtes Erziehungsmittel bildeten Faustschläge vor die Brust, die so kräftig waren, daß die Geschlagenen gegen die Schränke und unter die Tische fielen. Einige Male hat der Angeklagte sogar das Seitengewehr gezogen und Untergebene mit Niederstechen bedroht; einem Rekruten hatte er das Seitengewehr nachgeworfen; glücklicherweise wurde der Rekrut nicht getroffen. Von der Stärke des Wurfes zeugte aber hinlänglich der Umstand, daß das Seitengewehr fest in der Diele stecken blieb. Weitere Wurfgeschosse, deren sich der Unteroffizier gegenüber seinen Untergebenen bediente, waren Schemel, Kistendeckel, Helme und Tornister. Er drohte ferner den Rekruten damit, daß er sie „auf Festung" bringen werde, und beschimpfte sie in der beleidigendsten Weise. Einen magenkranken Soldaten, der als dienstuntauglich Ende April entlassen wurde, chikanierte der Angeklagte in schimpflicher Weise. Dieser geriet dadurch in eine so hochgradige Erregung, daß er das Seitengewehr zog und sich entleiben wollte; er wurde von Kameraden daran gehindert. „Das ist doch eine unerhörte Behandlung!" sagte der die Verhandlung führende Kriegsgerichtsrat. Der Vertreter der Anklage erachtete 55 Fälle — darunter 38 Mißhandlungen, von denen 6 nicht als minderschwere zu erachten seien — als erwiesen; er beantragte Gefängnisstrafe und Degradation, da der Angeklagte das Zeug zum Unteroffizier nicht habe. Der Bitte des Angeklagten entsprechend, ließ das Gericht Milde walten und sah von der Degradation ab. Das Urteil lautete auf sechs Monate Gefängnis.

Auf 68 Fälle von Mißhandlung Untergebener hatte es der Musiker, Unteroffizier K. gebracht. Der Vertreter der Anklage beantragte den Ausschluß der Öffentlichkeit, doch lehnte der Gerichtshof diesen Antrag ab und behielt sich einen teilweisen Ausschluß der Öffentlichkeit vor. Der Angeklagte hatte Musikunterricht erteilt und wurde hierbei durch den Mangel an Aufmerksamkeit seitens seiner Schüler oft zu Mißhandlungen gereizt. So versetzte er einem Musiker eine Ohrfeige, weil dieser einen Vers nicht auswendig hersagen konnte, einen andern, der sich besonders ungeschickt anstellte und oft bei den Übungen die Harmonie störte, hat er in der Zeit vom Dezember 1903 bis Juni 1904 in mindestens vierzig Fällen durch Schlagen, Stoßen und Verabfolgung von Ohrfeigen mißhandelt. Einmal stieß er den falsch Blasenden derartig an den Hinterkopf, daß dieser mit seinem Instrument gegen einen Schrank fiel und seine Lippen anschwollen. Aus ähnlichen Gründen hat er einen Musiker dreimal geohrfeigt und einen andern zwölfmal geschlagen und gestoßen. Eines Mittags ließ K. seine Schüler während der Essenszeit feldmarschmäßig ausgerüstet antreten, wodurch mehreren die Gelegenheit entzogen wurde, das Mittagsbrot einzunehmen. Dies wurde gemeldet, und bei der nunmehr eingeleiteten Untersuchung gelangten auch die Mißhandlungsfälle zur Kenntnis der Militärbehörde. Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu drei Wochen gelinden Arrest.

Digitized by Google

Der Mißhandlung von Untergebenen in 87 Fällen war der Unteroffizier M. vom Fußartillerieregiment Nr. 6 von Dieskau in Neisse angeklagt. Wegen dieser Vergehen war er bereits vom Kriegsgericht der zwölften Division in Neisse am 22. März zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Es wurden damals 30 Fälle der Mißhandlung von Soldaten im Dienst und ein Fall der Beleidigung eines Untergebenen als erwiesen angenommen. Gegen das Urteil hatte er Berufung eingelegt, er wollte nur wegen vorschriftswidriger Behandlung bestraft sein. Der Verhandlungsführer der Berufungsinstanz (Oberkriegsgericht des 6. Armeekorps in Breslau) sprach dem Unteroffizier seine Verwunderung aus, daß er jetzt Berufung eingelegt, wo er doch früher ein Geständnis abgelegt habe. Jetzt müsse die Sache nochmal vor dem Publikum breitgetreten werden. Er sei sehr gering bestraft. Untergebene sagen sonst sehr ungern gegen Vorgesetzte aus; wenn es geschieht, müsse es schon sehr schlimm sein. Der Unteroffizier habe blindlings losgeschlagen. Am schlimmsten hatte es der Rekrut F. Vom November 1903 bis Januar 1904 ward er wöchentlich dreimal mit Ohrfeigen und Fauststößen gemißhandelt, zehnmal im Dienst, zwanzigmal außer Dienst. Am 30. Januar schlug der Unteroffizier dem Mann ohne Grund Ohrfeigen und stieß ihn vor die Brust, so daß er an ein Spind taumelte. Etwas später ging der Mann auf dem Korridor nach der Treppe zu bei dem Unteroffizier vorbei. Dieser rief ihm zu: „Schwarzes Aß, bist du noch nicht unten?“ und stieß den Rekruten die Treppe hinunter, der Gestoßene hielt sich aber fest, da stieß ihn der Unteroffizier noch einmal, und diesmal flog der Mann die Treppe hinunter, fiel auf den Kopf und blieb betäubt liegen. Das Kriegsgericht hatte „minderschwere Fälle“ angenommen! Vor dem Oberkriegsgericht mußten die Zeugen vom Verhandlungsführer wiederholt zur Wahrheit ermahnt werden. Der Verteidiger plaidierte für Annahme vorschriftswidriger Behandlung, mildernde Umstände und geringere Strafe, damit mit dem Unteroffizier noch kapituliert (!) werden könne. Der Anklagevertreter beantragte Verwerfung der Berufung, auf die auch erkannt ward. Die Berufung des Unteroffiziers sei frivol, der Unteroffizier habe sich und dem Heere keinen Gefallen damit getan, daß die Sache nochmals aufgerollt wurde. Das Oberkriegsgericht bedauerte, daß der Gerichtsherr nicht Berufung eingelegt, der Angeklagte habe eine höhere Strafe verdient.

Dasselbe Oberkriegsgericht erkannte in der Berufungsinstanz auf eine höhere Bestrafung von drei Musketieren vom 22. Infanterieregiment in Beuthen, sogenannten „alten Leuten“, die Rekruten mit Fäusten und Klopfpeitschen geschlagen, geohrfeigt und einen von ihnen mit dem Seitengewehr so zugerichtet hatten, daß er 16 Tage lang krank lag. Durch solche Mißhandlungen, meinte der Gerichtsherr, würden Rekruten sehr oft zur Fahnenflucht getrieben. Die drei erhielten 2, 3 und 4 Monate Gefängnis.

Einem Unteroffizier K. vom Schlesischen Trainbataillon Nr. 6 in

Digitized by Google

Breslau, der einem Soldaten einen Stoß mit der Faust in den Leib gegeben hatte, daß der Gemißhandelte zusammenknickte und Leibschmerzen bekam, ermäßigte das Breslauer Oberkriegsgericht als Berufungsinstanz die Strafe von zehn Tagen Mittelarrest auf zehn Tage gelinden Arrest. Es sah in der Tat des Angeklagten nur eine vorschriftswidrige Behandlung!

Noch milder beurteilte das Kriegsgericht der elften Division in Breslau den Vizefeldwebel K. vom 51. Infanterieregiment in Breslau. Er hatte einen Soldaten, der zu wenig Fleisch zum Mittagessen erhalten zu haben behauptete, auf sein Bureau gerufen, ihn dort gestoßen, daß der Mann mit dem Kopf an die Wand taumelte, und gerufen: „Steh still, A.., ich erstech' dich, du dreckiges Schwein, dummer Hund, elender Krüppel." Als Zeugen vernommene Kameraden hatten den Lärm gehört und sahen den Gemißhandelten mit rotem Gesicht, einer Beule am Kopf und einem aufgeplatzten Geschwür am Halse aus dem Bureau des Feldwebels in die Stube kommen. Der Vertreter der Anklage beantragte 14 Tage gelinden Arrest. Das Kriegsgericht nahm einen minderschweren Fall an und verurteilte den Angeklagten zu neun Tagen gelindem Arrest.

Wegen Mißhandlungen in 101 Fällen war der Sergeant J., 1. Kompanie Regiments 130, vom Kriegsgericht der 33. Division zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Das Kriegsgericht hatte von einer Degradation abgesehen, weil es die Mißhandlungen und unvorschriftsmäßigen Behandlungen als solche leichterer Natur (!) ansah. Daß der Angeklagte einen Musketier dicht am geheizten Ofen Griffe hatte machen lassen, war in dem Urteil überhaupt nicht als Mißhandlung angesehen worden. Der die Berufung einlegende Gerichtsherr bezeichnete aber grade dies als eine derart absichtliche Quälerei der Leute, daß sie für schlimmer zu erachten sei, als eine im Affekt ausgeübte Mißhandlung. Das Oberkriegsgericht trat dieser Auffassung bei, um so mehr, als der Sergeant den um einen Trunk Wasser bittenden Mann ruhig am heißen Ofen weiter Gewehr strecken ließ, ohne dessen Bitte zu willfahren. Auf Degradation erkannte es dagegen nicht, da die Fälle einmal leichterer Natur waren, und J. zum ersten Male bestraft wurde. Die Strafe wurde nicht erhöht.

Wegen Rekrutenmißhandlungen in etwa 170 nachgewiesenen Fällen wurde der Unteroffizier P. vom Rheinischen Fußartillerieregiment Nr. 8 seitens des Gouvernementsgerichts in Metz zu insgesamt einem Jahre Gefängnis und zur Degradation verurteilt. Der Angeklagte pflegte seine Leute fortgesetzt mit Ohrfeigen und Schlägen mit der Säbelscheide zu traktieren; seine Spezialität bestand jedoch in Entziehung der Nahrung und der Nachtruhe. Nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme hat infolgedessen ein Soldat 25mal, ein zweiter 45mal kein Mittagessen erhalten. Gegen das Urteil hatte der Angeklagte Berufung beim Oberkriegsgericht eingelegt und um Strafherab-

Digitized by Google

setzung bzw. Aufhebung der Degradation gebeten. Das Oberkriegsgericht verwarf jedoch die Berufung, insbesondere wegen der angefochtenen Degradierung mit der Begründung, daß ein Unteroffizier, der in der Mißhandlung seiner Leute so weit ginge, deren Gesundheit durch Quälereien zu schädigen, wie in vorliegendem Fall durch Entziehung der Nahrung und der notwendigen Ruhe, nicht mehr würdig sei, Unteroffizier zu bleiben.

Ein umfangreicher Rekrutenmißhandlungsprozeß kam Ende Juli vor dem Königsberger Kriegsgericht zur Verhandlung. Angeklagt waren sieben Kürassiere, darunter zwei Gefreite, vier Stammleute und zwei Rekruten, die auf Befehl des Hauptübeltäters, des Gefreiten Th., die andern Rekruten hatten schlagen müssen. Dem Gefreiten Th. wurde zur Last gelegt, vom Dezember 1903 bis März 1904 Rekruten in 61 Fällen mißhandelt zu haben. Auch sollte er sich des Mißbrauchs der Dienstgewalt, um die Mißhandlungen durchführen zu können, schuldig gemacht haben. Die Mißhandlungen bestanden in Ohrfeigen, Schlägen mit dem Deckengurt, Vorderzeug, Steigbügelriemen und ähnlichen Dingen. Wenn der Angeklagte die Rekruten nicht selbst schlagen wollte, schickte er sie nach dem ersten Beritt. Hier sollten sie sich ansehen, wie Pferde geputzt werden. Das letztere aber war nur ein Vorwand. Sobald die Rekruten den Stall betraten, wurden sie von den Stammleuten geschlagen. Der Angeklagte gab zu, daß er das gewußt habe, auch habe er die Rekruten dorthin geschickt, aber das sei so üblich; er sei selbst in diesem Beritt auf diese Weise geschlagen worden. Einem Rekruten ist auf Befehl des Angeklagten die Hose in der Weise geflickt worden, daß er auf einen Tisch hat steigen und hier „Kniebeuge" hat machen müssen. Mittelst eines Rohrstockes und einer Klopfpeitsche hat man ihn dann bearbeitet. Mehrere Rekruten haben der Mißhandlungen wegen ins Lazarett gebracht werden müssen. Einem ist das Trommelfell durchlöchert worden. Ein Rekrut ist so zugerichtet worden, daß er nach seiner Entlassung aus dem Lazarett aus dem Militärdienst als Invalide scheiden mußte. Die Zeugen waren in ihren Aussagen sehr zurückhaltend. Der Verhandlungsführer meinte, die Angst vor dem Zuchthause müsse doch größer sein, als vor den Prügeln durch die alten Mannschaften; und selbst wenn sie geschlagen würden, müßten sie doch den Mut haben, die Wahrheit zu sagen, damit der Prügelei ein Ende gemacht werden könne.

Der Verteidiger des Angeklagten Th., Leutnant Graf Kanitz, leistete sich eine bemerkenswerte Verteidigungsrede. Zuerst wandte er sich gegen die Presse, die jeden Fall von Mißhandlung „aufbausche". Dann meinte er, in diesem Falle könne von Mißhandlung keine Rede sein! Der Angeklagte habe die Leute nur aufmuntern wollen, und es läge darin keine Kränkung des Ehrgefühls. Er möchte gern den Hauptmann sehen, der behaupten könne, daß bei seinen Truppen nicht geschlagen wird. Auch seien diese Mißhandlungen nie auszurotten trotz aller Gesetze. Die Anforderungen an die Re-

Digitized by Google

kruten werden immer größer, deshalb mache sich auch der Druck nach unten bemerkbar. Die schlechtesten Elemente seien es nicht, die sich zum Schlagen hinreißen lassen. Der Angeklagte sei kein gewohnheitsmäßiger Leuteschinder, er sei nur von Ehrgeiz beseelt, und den möge man nicht unterdrücken. Man solle daher nicht durch das Verhängen einer Gefängnisstrafe sein Ehrgefühl töten, ihn vielmehr nur zu einer Arreststrafe verurteilen. — Das Gericht folgte jedoch diesen Ausführungen nicht, sondern verurteilte Th. zu insgesamt sieben Monaten Gefängnis. Drei Monate wurden auf die Untersuchungshaft angerechnet. Vier Angeklagte kamen mit einem Monat und zwei mit 14 Tagen Gefängnis weg.

Ebenfalls im Juli standen in Krefeld gar 22 Soldaten des 39. Infanterieregiments wegen Mißhandlung eines Rekruten vor dem Kriegsgericht. Ein Rekrut, der Stadturlaub hatte, kam etwas verspätet nach Hause und wurde von den älteren Mannschaften dafür in der unmenschlichsten Weise mißhandelt. Mit Schemeln und Knitteln haben sie den Ärmsten geschlagen, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab; ein zweiter Rekrut, dem auch Schläge zugedacht waren, hatte sich unter dem Bett versteckt und entging so den Brutalitäten. Der Mißhandelte wurde in derselben Nacht zum Lazarett geschafft, in welchem er sich noch befindet, und es ist keine Hoffnung vorhanden, daß der Unglückliche je wieder Dienst tun kann. Für diese gemeine Schandtat erhielten die Unmenschen nur 14 Tage bis zwei Monate Gefängnis. Das Merkwürdige war, daß kein Vorgesetzter von der Mißhandlung etwas wußte, und doch hat der Mißhandelte derart laut um Hilfe geschrien, daß Passanten auf der Straße es gehört haben!!

Genügt das, oder ist noch weiteres Material gefällig — ich stehe zu Diensten — um den Beweis der Wahrheit zu erbringen, daß die von „berufenen Stellen" getroffenen Maßnahmen gegen das schmachvolle Übel, diesen Schandfleck auf deutschem Schilde, unzureichend sind, daß die Augen des ganzen ehrliebenden Volkes darauf gerichtet werden müssen, damit die Schande mit Stumpf und Stiel endlich ausgerottet wird. Es sind wirklich gemütliche Leute, treue Seelen, mit denen sich leben läßt, diese so liebevoll behandelten „deutschen Männer". Sie lassen sich mit Füßen treten, in den Mund speien, das Ohrläppchen einreißen, das Trommelfell durchlöchern, Ohrfeigen erscheinen da noch als christliche Barmherzigkeit. Wie Mistkäfer wühlen sie im Pferdemist herum, nehmen — trotz allen Zirkus-Akrobaten — dreipfündige Gewichte ins Maul, gleichviel, ob ihnen dabei das Fleisch von der Zunge reißt, fressen Brot aus dem Spucknapf und aus Waschеimern, ja — den eigenen Unrat hat ein deutscher Soldat gefressen, dann von sich gegeben und auf Befehl — immer auf Befehl — wieder gefressen. Was tut der Mann nicht auf Befehl? Er beschimpft und entehrt sich, indem er die gemeinsten Schmähungen gegen sich

Digitized by Google

selbst ausstößt — auf Befehl, versteht sich, immer auf Befehl. Ja, was tut er eigentlich nicht auf Befehl? Er duldet auch noch — ganz anderes von seinen Vorgesetzten — auf Befehl, immer auf Befehl. Man könnte sich schämen, Deutscher zu sein!

* * *

Derweilen sitzen die Gerechten an den Wassern Babylons und stimmen ihre Harfen zu Wehklagen, daß so wenig aufrechte Männer in deutschen Landen lebten. Wo doch das Schulsystem — nicht die Lehrer — und das Militärsystem — nicht die Offiziere — miteinander wetteifern, schon im jungen und jugendlichen Deutschen alle Persönlichkeit, alle Selbständigkeit, alle markige Eigenart zu brechen. Darf man beim deutschen Volke auch nicht von Entartung sprechen, so doch von Enteigenartung, wenn diese zeitgemäße Bereicherung der deutschen Sprache erlaubt ist.

Klagelieder Jeremiä entgleiten der Harfe des „Reichsboten" und — das muß gesagt werden — nicht ohne innere Berechtigung:

„... Graf von Bülow gab vor nicht langer Zeit der Überzeugung Ausdruck, daß die heutige Zeit nicht zu vergleichen wäre mit der Zeit vor der französischen Revolution, angeblich weil der Staat seine Pflicht tue. Wir wollen nicht bestreiten, daß der Staat sein Möglichstes für die unteren Klassen tut (vor allem muß er ihnen die staatsbürgerliche und gesetzliche Gleichberechtigung nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis einräumen. D. T.), daß wir wohlmeinende Staatsmänner und wohlmeinende Leute genug in den oberen Klassen haben. Die gab es seinerzeit in Frankreich auch. Selbst ein Robespierre war anfänglich ein wohlmeinender Moralist der aufgeklärten Phrase. Was wir aber nicht mehr viel haben, das sind aufrechte Leute, welche fest in der Brandung stehen, Leute, welche laut und freudig von ihren Grundsätzen Zeugnis ablegen und nach ihnen handeln. Und gar manchmal will uns scheinen, als glaube man in der Politik des lebendigen Glaubens entraten zu können, als glaube man, mit Menschenwitz und Menschenkunst alles machen zu können. So berechnet man da und berechnet dort, legt da und dort Minen an, daß der Feind da auffahren soll: vor lauter Berechnen und menschlichen Sorgen, vor lauter Mühen, Gelegenheit zu schaffen, für Deutschlands Größe etwas zu tun, versäumt man schließlich die rechte Gelegenheit zu befreienden Taten und ist immer auf der Fahrt durch Klippen. Dies ewige Berechnen und Klügeln, dies Diplomatisieren aber teilt sich mehr und mehr der Presse mit, und deshalb, so glauben wir, verliert die öffentliche Meinung mehr und mehr den Halt. Ernstes Führen erhöht nicht nur das Leben des einzelnen, sondern auch das Leben der Staaten; wo die sittliche Grundlage fehlt, da zerflattert alles, da stellen sich Verwirrung und Verwahrlosung ein oben wie unten. Hätten wir nur einige ernste Männer, die sich kühn in den Strom stellen, nicht rechts noch links blickend, nicht sorgend um ihr Amt, noch darum, was da

Digitized by Google

und dort etwa geschehen könnte, sondern aufblickend zur Höhe; gar bald würden sich Hunderte, Tausende um sie gruppirren, die entschlossen mit ihnen stehen würden. Denn unser Volk ist im Kerne noch immer besser, als mancher befürchtet, nur seine Führung versagt. Wenn der Steuermann skeptisch mit dem Kurse hin und her schwenkt, wie soll das Schiff da seinen Weg finden oder die Mannschaften ihre Pflicht ernst tun? Und das wird kein Ende haben, wenn in der Regierung weiter die kleinen Kämpfe menschlicher Eitelkeit ausgefochten werden und wenn mit Menschenwitz allein das Reich weiter regiert werden soll.

„Bismarck hat einmal gesagt, das Höchste, was ein Staatsmann tun könne, wäre, den Spuren Gottes in der Zeitgeschichte nachzugehen, nach ihrer Erkenntnis seine Pflicht zu tun und das übrige dem Lenker der Geschicke selbst zu überlassen. Er ist gerade in dieser Demut irdischer Beschränkung der gewaltigste Arm der Vorsehung geworden; andere, welche selbst die Vorsehung zu spielen hoffen, weil sie keinen lebendigen Gottesglauben haben, werden nur zu rasch erkennen müssen, welch zerbrechliches Stückwerk ihre politische Arbeit ist, wie unter ihnen die Staaten und Völker nicht vorwärts dringen, sondern zerfallen.

„Wollte Gott, daß endlich wieder wahre, tiefere Einsicht in die wahren Grundlagen aller Völkergeschichte bei den modernen Staatsmännern, Diplomaten und Politikern durchdränge! Auf der Negation von Religion und Ethik ist kein dauerndes Völkerglück zu bauen."

Nun, man weiß ja, worauf das zielt. Uns aber interessiert hier nicht die persönliche Frage, sondern die Klage, die vom „Reichsboten" bis zum — „Kladderadatsch" ertönt. Ja, sie ist populär geworden, so populär, daß das populärste deutsche Witzblatt sie zum 30. Juli in Verse faßte und dabei auf die Zustimmung seiner Leser rechnen durfte:

„Wir denken an entschwundene Zeit,
An Deutschlands große Vergangenheit.
Wie stand da schön Germania
Nach dem blutigen Kampfe da!
Den Völkern all schritt sie voran,
Trat vor im Reigen, führt' ihn an.
Doch was für Männer auch hatte sie,
Die ihr Volk wird vergessen nie,
Ihrer gedenkend fort und fort:
Besonnen und kühn in Tat und Wort,
Einfach und schlicht, von Herzen treu
Und nach oben hin ohne Scheu,
Erzfeinde der Floskeln und der Phrasen,
Die aber liegen unter dem Rasen."

Mit zwei Worten: wir sind ein kleines Geschlecht, trotz all unserer Technik und Wissenschaft. Wir drillen zu viel und sind infolge-

Digitized by Google

dessen zu sehr gedrillt. Wir folgen eben nicht „den Spuren Gottes in der Zeitgeschichte". Wir sind ja viel klüger als Gott und seine Offenbarung, die Natur. Und deshalb glauben wir die Natur knechten und modeln zu müssen. Folgten wir den Spuren Gottes, so würden wir sie auch in der Kindesseele suchen, ihnen liebevoll nachgehen, sie mit zarter Hand weiterbilden. Wir würden sie in jedem Menschenantlitz, in jedem Tiere, in jeder Pflanze, ja selbst im „gemeinen" Soldaten erkennen!

Da schreibt z. B. eine sehr verständige Mutter — nicht jeder deutschen Mutter gebührt dieses Beiwort — an die „Welt am Montag" aus ihrem kleinen Wirkungskreise, der aber für die Frau unendlich größer und wichtiger ist als die politische Rednertribüne und der Volksversammlungssaal:

„Vor einigen Tagen kam mein großes Töchterlein nach Hause mit der Bemerkung: ‚Weißt du, Mutti, unsere Käthe' — das ist mein kleines siebenjähriges Wuschel, das ich noch selber unterrichte — ‚sieht doch gar nicht so dämlich aus, wie andere Kinder in dem Alter, wenn sie in die Schule gehen.' Und weiß Gott, mein Kind hat recht. Nach ganz kurzer Zeit schon, oft nach einem knappen halben Schuljahr, wird aus den individuellen Gesichtchen eine uniforme Larve gemacht und das köstliche zwitschernde Lachen, das aus dem tiefsten Kindesinnern entspringt, hat aufgehört. Hat so ein Kind nicht zu Hause ein Gegengewicht gegen den nivellierenden Einfluß der Schule, so bekommt man nach kurzen Jahren entweder brave Schulkinder, aber keine Individualitäten mehr, oder dann Geschöpfe, die in schrankenloser Unbändigkeit der Nivellierung getrotzt und sich und andern unendliche Mühen und Sorgen machen, weil sie die Ordnung und Zucht nicht als Segen, sondern nur als lästige Fessel zu empfinden vermögen.

„Das Leben ruft ja glücklicherweise die Eigenart meistens wieder einigermaßen hervor, aber es ist nicht zu ermessen, wie viel Kraft man unnütz vergeudet, um sich erst die Normalfassson anzueignen und sie dann wieder los zu werden. Welch eine Menge wirklicher Kulturarbeit könnte mit derselben Anstrengung geleistet werden!

„Sicherlich kann man da vor allem dem einzelnen Lehrer keinen Vorwurf machen, pädagogische Elitemenschen, die trotz all der Stakete und Gehege, die die Lehrertätigkeit von allen Seiten beschränken, als wahre Erzieher zu wirken vermögen, sind eben Ausnahmen, wie das Genie auf jedem andern Gebiet, und sicherlich ist für den vielgeplagten Schulmann, der auch unter den günstigsten Verhältnissen viel zu große Klassen unter sich hat, eine gut gedrillte Klasse angenehmer als eine solche, in der jeder einzelne Kopf sich eine Privatnuance den Dingen gegenüber wahrt. Aber sind denn nicht Väter und Mütter da, denen ein Herzeleid angetan wird, wenn man das Köstlichste, was sie besitzen, die Eigenart ihrer Kinder vernichtet, daß sie sich wehren könnten mit aller Kraft gegen die Verwaltigung? Und sind denn nicht die Lehrer meistens auch noch Väter, die einsehen können, wo es nottut, und daß sie sich zusammentun müssen, um der Jugend und

Digitized by Google

der Menschheit zu helfen? Wenn man vergleicht, was der englische Jugendunterricht für die Welt- und Lebenstüchtigkeit der Jugend zu leisten imstande ist, und wie sehr er in der Jugend die Frische und Lebensfreude zu wahren versteht, so möchte man doch manchmal ketzerisch genug denken, um die hiesigen Schulverhältnisse nicht als Ideal zu betrachten.

„Ein kleines Beispiel: Mein Töchterlein schrieb einen Aufsatz, den die Lehrerin als kindisch bezeichnete. Ich ging in die Schule, um mich zu erkundigen, und die Dame sagte mir, daß sie nur mit Bedauern die Arbeit zurückgewiesen habe, denn sie verrate unbedingt Talent, sie habe sich auch gedacht, daß mein Kind, wenn sie später einmal schriftstellerisch tätig sein würde — die Lehrerin hatte also die Begabung des Kindes wohl herausgefühlt —, sich lustig machen werde über ihre philiströsen Lehrer, die einst diese Arbeit nicht angenommen, sie aber müsse im Interesse der Schule (der Popanz Selbstzweck! D. T.) streng auf eine bestimmte, vorgeschriebene Form halten, und darum habe die Arbeit noch einmal gemacht werden müssen. Ich sah, daß es der Lehrerin selber leid tat, und dachte mir, wie sehr erst ein Kind seelisch mißhandelt werden muß, das in die Hände eines Menschen gerät, dem die Form durchweg mehr gilt als das Wesen, und der sich in guten Treuen bemüht, die Seele des Kindes auf ein Prokrustesbett zu spannen, damit sie das gesetzlich vorgeschriebene Format erhalte.

„Schlimm ist es ja, daß man nicht durch Privatunterricht seine Kinder vor einer derartigen Schädigung bewahren kann (sehr schlimm! D. T.). Die Schule ist eben immer noch eine unbedingte Notwendigkeit, die, abgesehen von der beglückenden Gemeinschaft des Kindes mit Altersgenossen, es ohne sein Wissen der menschlichen Lebensgemeinschaft harmonisch einzugliedern vermag. Sie übermittelt dem Kinde den Segen des methodischen Arbeitens und des einheitlichen Zustrebens vieler auf ein gegebenes Ziel; sie gibt ihm die Möglichkeit, in ehrlichem Ringen seine Kräfte mit dem Nebenmann zu messen, sie bedeutet für dasselbe den kategorischen Imperativ, mit vielen vereinigt ein gewisses Pensum von Pflichten zu erfüllen. Heute noch ist es sicherlich für die menschliche Gemeinschaft besser, wenn die Schule in der Art arbeitet, wie es tatsächlich der Fall ist (? D. T.), als wenn allzuviele Einzelwillen der Erziehung gar zu verschiedene Direktiven geben. Aber wenn wir für unsere Kinder sprechen, so treten wir nicht für das Heute ein, sondern für das Morgen, und daß dieses Morgen ein Fortschritt sei, sollte nicht nur eine Sehnsucht, sondern ein Ziel sein, zu dessen Erreichung wir unsere besten Kräfte einsetzen.

„Sollte denn bei uns tatsächlich nicht möglich sein, was z. B. England zu erreichen vermag, daß unsere Kinder während der Schulzeit auch wirklich jung bleiben, daß sie nicht gegen Ende des Quartals beinahe zusammenbrechen, nicht etwa vor der Last der Arbeit, die sich aufgehäuft hat, sondern vor dumpfer Qual, die ihnen ein kontinuierlicher Zwang bereitet, der auf unnatürliche Weise jede freie Lebensäußerung

Digitized by Google

hemmt? Wir vermögen es ja nicht auszudenken, wie sehr auch unsere Welt erleuchtet würde, wenn sich unsere Kinder den Sonnenschein und das zwitschernde, jauchzende Lachen bewahren könnten, bis der wirkliche Ernst des Lebens an sie herantritt, und wieviel Lebenstüchtigkeit und Glücksmöglichkeiten ein wirklich freudiges junges Geschlecht für die Menschheit zu bedeuten vermöchte."

Wer von Staat und Gesellschaft was haben will, der verlange es für heute, und er kann einen Eid darauf leisten, daß er es nach 50 Jahren — nicht bekommt. Aber so sind wir Deutschen mit unseren politischen und sozialen Forderungen: — morgen, morgen, nur nicht heute. Und so warten wir auf St. Nimmerleinstag. Was du tun willst, das tue bald! Dies Jesuswort gilt wahrlich nicht nur für die Judasse. Es könnte besonders auf das deutsche Schulmeister- und Beamtenvolk gemünzt sein, was wir ja nun einmal — Gott sei's geklagt — sind. Ist denn das ein so schöner Rausch, das ewige Drillen und Gedrilltwerden? Laßt uns doch auch ein wenig Natur kneipen!

Digitized by Google

Musikfeste.

Von

Dr. Karl Storck.

Die Musikfeste sind eine regelmäßig wiederkehrende Erscheinung des deutschen Musiklebens. Um Pfingsten setzen sie ein und dauern bis Ende Juni. Sie schließen sich also fast unmittelbar an die immer weiter ausgedehnte großstädtische Musiksaison an und hören zu Beginn der eigentlichen Reisezeit auf. Zwei bis vier Tage lang wird da täglich womöglich in zwei überlangen Konzerten in solchem Unmaße Musik gemacht, als hätte man das ganze übrige Jahr hindurch keine Gelegenheit dazu. Der Besuch dieser Musikfestkonzerte wird an den betreffenden Orten Mode. Leute, die sonst nie in ein Konzert gehen, nehmen sich ein Abonnement, hören oder besser sitzen gewissenhaft die Konzertstunden ab, dann aber „haben sie vollauf genug" und sind auf ein ganzes Jahr für weitere musikalische Veranstaltungen nicht mehr zu haben.

Ich finde, allen diesen Musikfesten fehlt die rechte Festlichkeit. Das ist ein Massenaufgebot und -angebot von Musik ohne künstlerischen Zweck. Die Musikfeste, wie sie jetzt sind, halte ich für eine durchaus veraltete und sinnlos gewordene Erscheinung, für eine höchst überflüssige Vermehrung unseres ohnehin weit überlasteten öffentlichen Konzertlebens. Man könnte sich nun bei dieser Tatsache im Gedanken an die Ohnmacht des einzelnen beruhigen, wenn nicht auch heute noch aus den Musikfesten eine sehr wertvolle Bereicherung unseres Musiklebens gewonnen werden könnte. Und zwar ohne viel Mühe, ohne große Umwälzung. Man brauchte dazu die Musikfeste nur wieder zu dem zu machen, was sie in ihren Anfängen, was sie Jahrzehnte lang gewesen sind.

Das erste Musikfest wurde am 20. und 21. Juni 1810 im kleinen Frankenhausen gefeiert. Ich sage mit Absicht „gefeiert". Denn wenn Feierlichkeit das über den Alltag Hinausreichende bedeutet, wenn es besagen will, daß wir einer besonderen Erhebung und Erhöhung teilhaftig werden, so trifft das alles auf diese Musikfeste zu. Damals waren die deutschen

Digitized by Google

Verhältnisse auch in musikalischer Hinsicht klein. Seit dem Vorgang der Berliner Singakademie (1790) schufen sich ja auch andere Städte Musikvereine, deren Mitgliederzahl zur Bewältigung der großen Oratorien eines Händel oder Haydn ausreichte. Aber das waren doch nur wenige Orte. Noch gab es in Deutschland nur wenige größere Orchester. Sah man von dem halben Dutzend größerer Städte ab, so waren für eine große Orchester- oder Choraufführung die Mittel nicht an einem Ort zu haben. Es bedurfte da der musikalischen Kräfte zahlreicher Ortschaften, die sich zum gemeinsamen Wirken an einem Musikfest vereinigten.

Heute finden die sogenannten Musikfeste in Städten statt, die ihr eigenes Orchester, ihren großen Chor haben; in denen im Lauf des Winters so wie so schon eine lange Reihe von Orchesterkonzerten und Oratorienaufführungen stattgefunden haben. Was bringt nun das „Fest" Außergewöhnliches? Noch längere Programme, als die ohnehin zu langen der gewöhnlichen Veranstaltungen. Noch mehr Bevorzugung des Virtuosentums bei Dirigenten und Solisten, die ohnehin in unserem Musikleben ein schädliches Übergewicht haben. Nein, diesen Musikfesten läßt sich Ersprießliches nicht abgewinnen. Allzuviel Musik auf einmal, allzulange Konzerte, dabei Darbietungen, die auch unter den dauernden Verhältnissen der betreffenden Städte zu erreichen sind. Wozu also der Lärm, die Aufregung und die höheren Kosten? Ließe sich das alles nicht viel schöner und segensreicher verwenden? Gibt es keine Möglichkeit, den Musikfesten, die sich nun doch einmal großer Beliebtheit erfreuen, eine neue geistige Bedeutung für unser Musikleben zu verleihen? —

Gewiß! Wir müssen die Musikfeste nur wieder in Verhältnisse hineinstellen, die jenen gleichen, aus denen sie vor einem Jahrhundert hervorgegangen sind. Das geht sehr einfach, indem man die Musikfeste aus den großen Musikzentren nach kleinen Orten verlegt, die sonst die Möglichkeit großer Konzerte nicht haben. Der schlimmste Krebsschaden unseres öffentlichen Musiklebens ist seine Häufung und Beschränkung auf die großen Städte. Schon Orte mit 20—30 000 Einwohnern haben das ganze Jahr über keine Orchesteraufführung, noch weniger eine Chorleistung großen Stils. Aber viel schlimmer noch ist es in den Städten von 10 000 und weniger Einwohnern. Dazu gehören die meisten Amts- und Kreisstädte Deutschlands. Welch herrliche Bereicherung könnte nun unser Musikleben erfahren, wenn im Sommer für jeden Landstrich in der Größe eines Regierungsbezirks ein Musikfest stattfände. Ich will mich an bestimmte Beispiele halten. Das Oberelsaß hat eine größere Zahl von ansehnlichen Städtchen und Flecken (Gebweiler, Thann, Kolmar, Kaisersberg, Türkheim, Rappoltsweiler u. a.), die alle nahe beieinander liegen. Es wäre ein leichtes, aus diesen Orten einen Chor von zweihundert Sängern zu bilden, der auch das größte Oratorium bewältigen könnte. Das Orchester fände sich im Sommer leicht aus Basel, Straßburg, Karlsruhe, Freiburg, Mülhausen zusammen. Die oben genannten Orte müßten einen Verband schließen. Die Dirigenten der ein-

Digitized by Google

zelnen Chöre hätten mit ihren Sängern die Gesangsstimmen einzuüben; der Verbandsdirigent müßte selber eine oder mehrere Proben abhalten. An einem Sonntagnachmittag fände eine erste Generalprobe mit Klavier statt. Für die eigentliche Festaufführung, zu der etwa der Pfingstmontag zu wählen wäre, fände am Vormittag die Generalprobe mit Orchester statt, der am Abend die eigentliche Aufführung zu folgen hätte. Die Schwierigkeiten wären weit geringer, wenn kürzere Chorwerke ohne Orchester aufgeführt würden, das Orchester dann mit einer Symphonie und sonstigen Werken das Programm vervollkommnete. Auch gute Solisten wären in den Sommermonaten, wo sie ja unbeschäftigt sind, billig zu haben.

Oder man denke an regelmäßige Bach-Feste in Eisenach. Die Kirchenchöre der umliegenden Orte würden sich vereinigen, alljährlich an einem bestimmten Tage mehrere der großen Kantaten Johann Sebastians aufzuführen. Man wende nicht ein, daß diese Werke zu schwierig seien. Bach hat sie für kleinere Verhältnisse komponiert, als sie eine derartige Vereinigung darstellen würde. Überhaupt unterschätzt man, wie ich aus eigener Dirigentenerfahrung weiß, die musikalische Leistungsfähigkeit dörflicher Chöre. Wenn diese nur erst richtig angestachelt werden. Freilich sind seit Jahrzehnten die musikalischen Kräfte des Landvolks aufs gröblichste vernachlässigt worden, und es läßt sich nicht von heute auf morgen gleich das Höchste erreichen.

Aber man kann auch die erzieherische Wirkung einer so herrlichen Zielen zugewendeten Kunstarbeit gar nicht hoch genug anschlagen. Man sehe doch einmal nach den Volksfestspielen der Schweiz, die meistens von einem einzigen Städtchen bewältigt werden. Im ersten Jahr geht es auch noch nicht glänzend; nach drei- bis viermaliger Wiederholung erkennt man die Leute gar nicht wieder. So wird es auch hier sein. Nur behalte man wirklich ein *festliches* Ziel im Auge und sinne nicht bloß auf praktische Arbeit. Bei den Gaufesten unserer Männerchorverbände wählt man zu gemeinsam zu singenden Chören meist leichte Werke, die jeder Chor für sich bewältigen kann. Ebenso ist es bei den Bezirksfesten des katholischen Cäcilienvereins, wo man auch von den dreihundert vereinigten Sängern eine Messe singen läßt, die nachher jeder Chor in seinem Repertoire führen soll. Was hat denn das für einen Zweck? Ein Volkslied klingt, wenn es vierstimmig gesungen werden soll, bei zwei- bis vierfacher Besetzung jeder Stimme viel besser als bei fünfzigfacher. Und eine Messe, die für kleinen Chor bestimmt ist, kann nur verlieren, wenn die Tonwucht dem Tonumfang, dem gesamten Klangwert nicht entspricht.

Nein es muß für Sänger *wie* Hörer etwas Ungewöhnliches, etwas *Festliches* erstrebt werden. Etwas, was nur durch die Vereinigung sonst getrennter Kräfte möglich wird. Wie kurzsichtig, eine solche Arbeit für verschwendet zu halten, da sie scheinbar nur für eine einzige Gelegenheit verrichtet wird und für die Darbietungen des einzelnen Verbands nicht nutzbar gemacht werden kann. Diese Arbeit trägt im Gegenteil zehnfachen Gewinn. Gerade weil die Leistung eigentlich über die Kraft ging, stärkt sie

Digitized by Google

diese Kräfte. Daß man einmal alles Können anspannte, daß man im Dienste eines hohen Kunstwerks sich ungewöhnlich anstrengte, wird auch für den einzelnen Verband besonderen Gewinn tragen. Denn mit ganz anderem Sinn, mit ganz anderem Geiste wird jeder einzelne nach solchen Leistungen an seine Aufgabe gehn. Und da glücklicherweise der künstlerische Wert einer Leistung nicht in deren Ausdehnung beruht, da auch in kleinem Rahmen Vorzügliches geboten werden kann, so ist es klar, daß auch die kleinen Chorverbände, nachdem sie an großen Aufgaben ihre Kräfte gestärkt haben, ihrer Tätigkeit künstlerisch wertvollere Ziele setzen werden, als zuvor. So scheint es mir sicher zu sein, daß eine derartige Umgestaltung unsrer Musikfeste für unser Musikleben von einem ganz unberechenbaren Gewinn werden könnte.

Daneben kann dann von den bisherigen Musikfesten bestehen bleiben, was ganz besondere Ziele verfolgt. Das trifft vor allem für die Tonkünstlerversammlungen zu, bei denen neue oder noch nicht anerkannte ältere Werke dargeboten werden. Hier handelt es sich im Grunde darum, daß die Fachleute mit dem neuen Schaffen bekannt gemacht werden, daß sie danach nun selbst auswählen können, wofür sie in ihrem eigenen Wirkungskreise tätig sein wollen. Gerade darum muß es in Zukunft noch mehr als bisher das Streben der Leiter dieser Veranstaltungen sein, vom Gesamtschaffen der Zeit ein Bild zu geben, also selber suchend auf den Plan zu treten, nicht aber die Programme von den Einsendungen abhängig zu machen.

Neue Bücher und Musikalien.

Paul Hielscher, Die Konzert-Tantieme keine Gefahr für das Musikleben. Leipzig, F. E. C. Leuckart. 0,60 Mk.

Ich habe schon im Aprilheft die Frage der „Musiksteuer" des näheren beleuchtet und wohl überzeugend nachgewiesen, daß der Musikfreund in diesem Kampfe der Komponisten um eine bessere materielle Ausnutzung ihrer Werke sich durchaus auf die Seite der Schaffenden stellen muß. Inzwischen tobt der Streit in Fachzeitschriften und Broschüren weiter, und leider verfällt man hüben wie drüben zuweilen in einen Ton, den man nur mit aufrichtigem Bedauern vernehmen kann. Wir sollten doch endlich auch in Deutschland, der klassischen Stätte der literarischen Polemik, so weit sein, daß eine Meinungsverschiedenheit mit Wahrung der gegenseitigen Achtung ausgekämpft würde. Leider ist das nicht der Fall. Wechselseitige persönliche Verdächtigungen, Unterschiebung unlauterer Absichten kehren fast in allen diesen Artikeln wieder. Der Unbeteiligte gewinnt dabei den Eindruck, als ob sehr viel persönliche Verärgerung hier mitspreche. Die aber hat zu schweigen, denn es handelt sich um

Digitized by Google

eine allgemeine Angelegenheit. Und es ist ganz sicher, daß durch diese unwürdige Kampfweise in den Augen des deutschen Volkes nicht nur das Ansehen des Musikerstandes, sondern auch unsere Musikkultur sehr leidet. Dagegen ist die Behauptung nicht haltbar, daß durch die Konzert-Tantieme unser Musikleben geschädigt werden könnte. Diese Meinung vertritt in ganz sachlicher und überzeugender Weise die in der Überschrift genannte Broschüre Paul Hielschers. Er wendet sich dabei in erster Linie gegen Dr. Göhler, der jede Konzert-Tantieme als eine Ungerechtigkeit bezeichnet hatte, weil die meisten Konzertinstitute ohnehin mit Defizit arbeiten, das durch die Tantieme noch erhöht werden würde. Diese Behauptung trifft in dieser Verallgemeinerung sicher nicht zu. Aber wichtiger für die Beurteilung der Gesamtlage ist die Antwort, die Hielscher darauf gibt.

„Die Tatsache dieses Defizits wäre meines Erachtens noch kein Beweis für die Ungerechtigkeit der Tantiemeforderung; es wären zum mindesten die anderen Konzertspesen, die zur Bildung des Defizits beitragen, ebenso ungerecht. Saalmiete, Druckkosten, Honorare für Solisten, Orchester, die Kosten für die Noten usw. belasten den Etat eines Konzertinstitutes enorm, und doch hat man noch niemals diese Forderungen für ungerecht erklärt und ein Eingehen auf dieselben ein Beugen unter ein kaudinisches Joch genannt. Gewiß werden von seiten der deutschen Konzertgeber ganz gewaltige Opfer gebracht. Aber das halte ich für unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wenn wir Pioniere der vorwärtsstrebenden Kunstentwicklung sein wollen. Und die Opfer, die wir den Komponisten bringen, halte ich nicht nur nicht für ungerecht, sondern für unser nobile officium. ‚Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!' hat einer (Rich. Wagner) gesagt, dem allerdings auch verdacht wird, daß er als wohlhabender Mann gestorben ist. Aber von einem dankbaren Anerkennen dafür, daß Leute wie R. Strauß, Mahler, Nicodé, Schillings, Gg. Schumann, Reger und wie sie alle heißen, dafür sorgen, daß unsere deutsche Musik, von den Zeiten des Thomaskantors an bis heutzutage an der Spitze aller Kulturvölker steht, habe ich aus der ganzen Bewegung, die gegenwärtig um einiger Groschen willen die Köpfe verwirrt, nichts herausgelesen. Nicht gute, sondern im Gegenteil Geister des Hasses und der Verdächtigung sind gebannt worden. Doch zur Sache. Herr Dr. Göhler meint, alle die Zuschüsse von Höfen, Städten und Privatpersonen müßten außer Rechnung gestellt werden, dann arbeiteten sicher alle Kunstinstitute mit Defizit. Das ist unbestreitbar. Daraus folgt aber nicht, daß man den Komponisten keine Tantieme geben solle, sondern doch nur, daß unsere ernste Kunstpflege in den Vereinen und Konzertinstituten wirksame Förderer hat, die selbstlos um eines idealen Zweckes willen Geld hergeben, und ohne welche, wie der Verfasser zugibt, auch ohne Tantieme drei Viertel aller Konzertinstitute ihre Tore schließen müßten. Ebensowenig aber, wie alle diese Pflegestätten reiner Kunst den Zweck haben, Geld zu verdienen, ebensowenig ist, gottlob, anzunehmen, daß die Forderung eines Entgeltes an die Komponisten — die doch nicht so ganz unwesentlich bei der Musikpflege sind — die Quellen plötzlich werde versiegen lassen, aus denen in Gestalt von Zuschüssen die Konzerte sich überhaupt ermöglichen lassen. Wie ist es denn mit der Oper? Ich weiß wohl, daß sie hierbei nicht in Frage kommen sollte, weil sie anderen gesetzlichen Bestimmungen untersteht. Man sagt zwar, daß mit einer zugkräftigen Oper viele Tausende verdient werden können, dennoch aber kenne ich keine einzige deutsche Opernbühne, die

Digitized by Google

ohne staatliche oder städtische Subvention auskommen dürfte, und niemand hat noch daran gedacht, die z. T. ganz enormen Komponistenhonorare darum für ungerechtfertigt zu halten. Ich kann Herrn Dr. Göhler versichern, daß ich seine Situation verstehe, sein Eintreten namentlich für die musikalische ‚Provinz' sehr löblich finde, denn ich stecke selbst darin. Ich leite die Brieger Singakademie und halte es nicht nur für meine Pflicht, sondern für den schönsten Lohn aller schweren Arbeit, wenn es mir gelingt, einen unserer lebenden Meister zum Worte kommen zu lassen. Defizit haben wir regelmäßig. Wir gehen dann eben betteln und haben bis jetzt stets das Nötige zusammenbekommen. Für den Meister aber, der mir und allen Beteiligten die Stunden höchster Weihe bereitet hat, zu betteln, ist mir ein ganz besonderer Hochgenuß; denn ich sage mir: Es ist besser, wenn ich bettle, als wenn der Meister bettelt. Nein und abermals nein, Herr Dr. Göhler! Wenn ein einziger Pfennig der Kosten, die ein Konzert verursacht, innere Berechtigung hat, so ist es das Honorar für den Komponisten. Aus diesem Grunde und außerdem weil ich meine Programme nach lediglich künstlerischen Rücksichten und nicht als Boykottierungswaffe zusammenstellen will, habe ich bei unserm Vorstand den Anschluß an die Anstalt' beantragt und wir zahlen jetzt die ganz erstaunliche Summe von sage und schreibe — 25 Mark jährlich."

Ich meine nun, wenn ein Konzertinstitut neben den großen Gesamtauslagen für seine Veranstaltungen diese kleine Summe im Jahre für die Komponisten nicht aufbringen kann, da ist es um unsere öffentliche Musikpflege schon so schlecht bestellt, daß man sie ruhig aufstecken mag. In meiner elsässischen Heimat spielten die Bläserchöre auf den Dörfern sehr gern Kompositionen französischer Tonsetzer. Da die Werke durchweg von der französischen „Société des auteurs, compositeurs et éditeurs de musique" vertreten waren, mußte für jedes einzelne Werk eine kleine Summe an diesen Verband bezahlt werden. Ich kann mich auch nicht eines einzigen Falles entsinnen, wo eine Stimme gegen diese Abgabe, die im Verhältnis zur obengenannten weit größer war, laut geworden wäre, trotzdem solch ein Bläserbund von dreißig Bauernburschen und Fabrikarbeitern auch keine Vereinigung von Kapitalisten ist.

Eine Gefahr für unser Musikleben läge in dieser Abgabe erst, wenn der *private* Musikbetrieb davon betroffen würde. Das ist aber unter keinen Umständen der Fall. Denn es handelt sich durchaus nicht um eine *Musiksteuer*, wie die Gegner immer sagen, sondern um Konzerttantiemen, das heißt um eine kleine Belastung der öffentlichen Aufführung musikalischer Werke. Ich würde es als ein Glück für unser Musikleben betrachten, wenn durch diese Tantiemeverpflichtung die Zahl dieser öffentlichen Konzerte eingeschränkt würde. Die bleibenden aber würden sich dann eines besseren Besuches zu erfreuen haben und um so leichter in der Lage sein, diese Abgabe an die musikalischen Schöpfer, also die Grundpfeiler unseres Musiklebens, abzuführen. **Bt.**

Digitized by Google

Zu unserer Notenbeilage.

Der Komponist, den wir in der heutigen Notenbeilage unsern Lesern vorführen, gehört dem Stande an, der seit langen Jahrzehnten der beste Pfleger einer edlen Hausmusik ist. Bruno Schmidt, am 27. Februar 1848 zu Lätnitz bei Grünberg (Schlesien) geboren, ist Lehrer an einer städtischen Schule Berlins. Er hat die reichliche Gelegenheit, die die Weltstadt zur musikalischen Ausbildung bietet, trefflich ausgenutzt und sich in gediegenen theoretischen Studien das Handwerkszeug geholt, um die Melodien, die seiner frohen Sängernatur erblühten, in eine alles Dilettantische überwindende Form bringen zu können. In glücklichster Weise vermeidet er andererseits auch alle Klügelei und ein absichtliches Arbeiten mit den überreizten Klangwirkungen, die viele Moderne nur zu gern vom Orchester auf das widerstrebende Klavier übertragen. Zwanglose Melodieführung, gute Deklamation, gediegene Arbeit und nicht zuletzt die geschickte Wahl von Texten neuerer Dichter machen Bruno Schmidts Werke zu einer wertvollen Gabe fürs musikalische Haus. Eine große Zahl seiner Lieder und Klavierstücke ist in den Verlagsanstalten von M. Bahn, N. Simrock, Paez u. Chaston und „Harmonie" in Berlin erschienen. Wir machen Sangesfreunde darauf um so lieber aufmerksam, als sie durchweg in technischer Hinsicht keine großen Anforderungen stellen.

Zu den Kunstbeilagen.

In George Frederick Watts hat die englische Malerei ihren bedeutendsten Vertreter verloren. Er war freilich, als er am letzten Juni die Augen schloß, 87 Jahre alt. Da dürfen auch die Nahestehenden nicht trauern, erst recht nicht, wenn ein Leben so reich an Arbeit und Ernte gewesen ist, wie das dieses von seinem ganzen Volke hochverehrten Meisters. Man hat ihn den englischen Tizian genannt, ihn auch wieder mit Michelangelo oder Lionardo da Vinci verglichen; andererseits stand er in engem Zusammenhang mit den englischen Präraffaeliten. Jeder der Vergleiche hat seine Berechtigung, doch ist keiner erschöpfend, denn Watts war als Künstler und Mensch eine selbständige Persönlichkeit.

Wer sich in das Antlitz des edeln Greises versenkt, dessen Bild wir nach einer meisterhaften Photographie Ed. Steichens wiedergeben, wird weniger an den Künstler denken, als an den Edelmenschen, an einen Weisen, der seinem Volke Erzieher sein will. Damit treffen wir Watts eigenes Empfinden. Er war eine Ruskin verwandte Natur. „Mit Michelangelo und Veronese darf ich mich nicht messen," lautet ein Ausspruch von ihm, „aber die Kunst als ein Besserungsmittel der Menschheit ansehen hat keiner vor mir so intensiv gewollt." Und ein anderes Mal: „Meine Kunst ist fern von Vollkommenheit, aber ich habe doch etwas Neues gewollt, und das ist das Moralische. Darin glaube ich Nachfolger zu finden, und sie werden es besser machen." Zu Jarno Jessen aber, der am meisten zum Bekanntwerden des Künstlers in Deutschland beigetragen hat, äußerte er die bezeichnenden Worte: „Wissen Sie, was ich einen Erfolg nenne? Das war, als eine unglückliche Braut zwanzig Pfund von mir borgen kam, weil sie sich unbedingt auf den Maler von ‚Leben und

Digitized by Google

Liebe' verließ." Das ist ein für den Künstler bezeichnendes Bild: das Leben ist hier ein verzagendes, schwaches Mädchen. Es würde in der rauhen felsigen Einsamkeit verschmachten, reichte ihm nicht die Liebe in Gestalt eines Jünglings die kräftige Hand, die es emporleitet in eine bessere Welt.

Ja in eine bessere Welt. Watts war wie die großen Engländer Carlyle, Macaulay und Ruskin eine in tiefster Weltanschauung optimistische Natur. Er glaubte an den Fortschritt der Menschheit und sah in diesem Fortschritt ein Besserwerden. Die stärkste Waffe dazu aber ist die Liebe. So hat Watts in zahllosen Gemälden die Apostelmahnung zur Liebe wiederholt. Überall hat er für Humanität gekämpft, er hat die verheerenden Wirkungen des Lasters in düstersten Farben erschreckend gestaltet, aber ebenso eindrucksvoll den Segen der Güte geschildert. So ist seine Kunst eine stete Predigt, mehr, eine eindringliche, hinreißende Ethik.

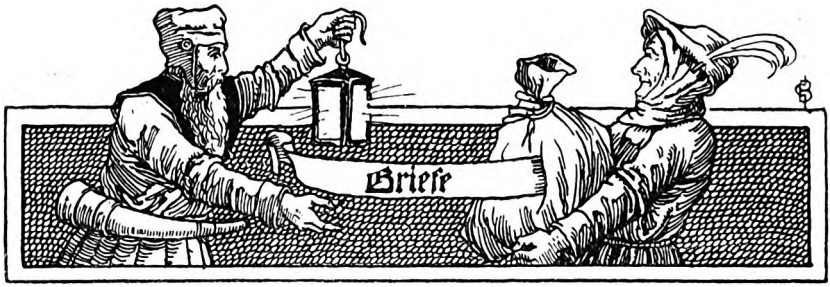
Fast alle Bilder von Watts, die meisterhaften Bildnisse nicht ausgenommen, sind gemalte Ideen, manche Tendenzbilder. Daß sie dennoch große Kunstwerke sind, ist ein Zeugnis für den heiligen Eifer, mit dem seine Seele diesen hohen Erzieherberuf erfaßt, für die gewaltige Kraft, mit der er sich seine hohen ethischen Ideale in sinnliche Lebendigkeit umgesetzt hatte. In diesem Mann lebte und wirkte ein Prophet.

Aber um so gestalten zu können, muß man über alles Technische unbedingt gebieten, muß man Meister der Sprache sein, in der man redet. Watts ist es gewesen, und er ist ein Sprachschöpfer gewesen, wie es ja kaum anders sein kann, wenn man so ganz Neues sagt. Unsere Photogravüre ist ein schönes Beispiel dafür, wie er im Gemälde etwas Statuarisches erreichte, das die unvergleichliche Gestaltungskraft der antiken Plastik für seine mit Gedankengehalt erfüllten Figuren nutzbar machte. Dazu war er Meister der Farbe, der er die zartesten wie die keckſten Töne abgewonnen, je nachdem der Geist seines Werkes ihm gebot. Einen „Enkel der Natur" hat ihn Lenbach im Hinblick auf Lionardo genannt, der im Maler den Sohn der Natur sah. Lenbach hat damit Watts treffend als Kulturmenschen bezeichnet, als Lobredner und Propheten der Kultur, von der er das Wohl der Menschheit erwartet. Goethes Forderung getreu hatte er die Natur gründlich studiert, war aber gerade so künstlerisch ihr Meister geworden. Nun bot er in ihren Abbildern Spiegelbilder seines eigenen herrlichen Seelenlebens.

* * *

Unsere Autotypien bringen zuerst das ergreifend schöne Bildnis von Watts, das wir dem bereits früher empfohlenen Jahrbuch von F. Matthies „Die photographische Kunst im Jahre 1903" (Halle, Wilh. Knapp) entnehmen durften. Nochmals empfehle ich allen Freunden künstlerischer Photographie die beiden bisher erschienenen Bände dieses Unternehmens aufs beste. Zwei weitere Blätter aus den im Maiheft besprochenen Werken von Loescher und Juhl sollen von neuem zum Nachdenken über die Aufgaben der Photographie anregen. Das Bild des Genfers Boissonas spricht für sich selbst. Es bietet ein Stück Leben, wie ein Kunstwerk, ist ein Ausschnitt Natur, der überzeugend wirkt. Dazu bedarf es aber, wie die Aufnahme von Bernh. Troch beweist, durchaus nicht einer genremäßigen Auffassung. Man muß nur das charakteristische Photographiergesicht beiseite lassen, nicht möglichst „vorteilhaft" aussehen wollen, sondern einfach und wahr. So bekommen wir echt künstlerische Bilder und wirklich treue Bildnisse. K. St.

Digitized by Google



M. H., D. — W. E. H., B. — H. E., S. — W. T., B. — J. K., H.-G., Rh. — L. H., G. — K. L. in Pl. — E. H., K. — W. K., St.-O. — O. G. — A. P., B. — C. S., G. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Ph. B., K. Ehrlich gesagt, ein sonderlich eigener Ton klingt in den vorgelegten Proben nicht. Verbindlichen Dank für Ihre freundl. Wünsche!

C. W., H. a. S. Das eine oder andere kommt vielleicht in Betracht.

U., H. Wir haben den Verlag der Eichhornschen Karten noch nicht ermitteln können. Sobald wir ihn erfahren, teilen wir ihn mit.

A. B., G. i. P. Besten Dank für die Bereicherung unserer Materialsammlung. Inzwischen werden Sie ja in bezug auf 2 und 3 das Gewünschte im letzten und im vorliegenden Hefte gefunden haben. Der Sendung Ihrer weiteren Mitteilungen sehen wir gern entgegen; Gelegenheit, sie in der einen oder andern Form zu verwerten, findet sich schon. Frdl. Gruß!

D. K., B.-P. Auf Ihre Frage kommt der T. demnächst zurück. Für Ihr freundliches Interesse Dank und Gruß!

N. in C. In die Arbeit wollen wir gern Einsicht nehmen. Entscheidung über Annahme kann natürlich erst nach der Lektüre erfolgen.

E. S., K., D. S. W. A. Sie sollten nachlesen, was im Tagebuch des Märzheftes 1903, S. 726 ff. über das Verhältnis von Presse und Publikum gesagt ist. Sollte Ihnen das Heft „drüben“ in Afrika nicht zugänglich sein, sind wir gern bereit, es Ihnen zu übersenden.

J. Schw. Aus Ihren Ausführungen geht hervor, daß Sie dem Verfasser durchaus recht geben, soweit er die sog. höheren Schulen im Auge hat. Nun, und da er in der Tat wohl nur an diese denkt, so erübrigen sich Ihre Einwendungen.

E. K. Mgd. Zu Ihrer „Doktorfrage“ schreibt uns ein Fachgelehrter: „Sie wünschen zu wissen, wie der erste Fuß des Verses Ilias XVI 106 zu lesen sei, der καπ'φάλ(αρ') überliefert ist, ob Sie lesen sollen kap phalara oder kaph phalara (= κα-falara), ob es dementsprechend Sap-pho oder Sa-pho heißen muß (= Sáffo). Ich glaube nicht, daß Ihnen irgendein Mensch diese Frage endgültig entscheiden kann. Bedenken Sie, daß die homerischen Gesänge in einer Zeit und an Orten entstanden sind, die sich genauer Kenntnis entziehen, daß sie ferner jahrhundertelang in den verschiedensten Teilen Griechenlands vorgetragen wurden, daß also bei der Aussprache dialektische und zeitliche Einflüsse mannigfacher Art geltend gewesen sein müssen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß etwa ein Sänger der Stadt Smyrna ums Jahr 1000 v. Chr. die homerischen Verse ebenso gesprochen habe, wie ein Zeitgenosse des Perikles in Athen, oder ein Alexandriner zur Zeit Christi. Die uns erhaltene schriftliche Festlegung des Textes beweist nichts für die älteste Form der Aussprache, sondern eben nur für die Art, wie sie zur Zeit der Festlegung an dem entsprechenden Orte herrschend war. Es wäre leicht möglich, daß zur gleichen Zeit der eine Grieche kap-falara sprach, während ein anderer kaf-falara sprach. Die Schrift ist ja ein ganz unzureichendes Mittel, die Laute festzulegen. Wenn man sich die Sache lautlich klarmachen will, braucht man das ursprüngliche κατὰ φάλαρα nur zwanzigmal schnell hintereinander zu sprechen, dann fällt die Silbe -ra von selbst fort und es entsteht das, was der Text der Ilias sagen will: die Grammatiker nennen es eine Assimilation. Nun müßte man wissen, wie das ph (φ) gesprochen wurde, ob das p vorweg oder der Mischlaut ph = f. Das sind alles ganz dunkle Fragen, die nur der Sprachvergleicher annähernd beantworten kann. So viel steht außer allem Zweifel: Unsere Aussprache des alten Griechischen ist derart, daß uns kein Grieche verstanden haben würde. Es hat mithin gar keinen Nutzen, sich bei der vermeintlichen Aussprache dieses oder jenes Wortes länger aufzuhalten, jedenfalls geht das den Schüler nichts an, der sich mit dem geistigen Gehalte der alten Kunstwerke vertraut machen soll, nicht aber mit sprachlichen Einzelbeobachtungen, die nur im großen Zusammenhange der Linguistik mit Hilfe des alten Inschriftenmateriales der griechischen Dialekte und chronologischer Sprachstudien annähernd zutreffend erledigt werden können. Dasselbe gilt natürlich auch für

Digitized by Google

den Namen der Sapho. Es ist am ehrlichsten, zu sagen: ‚Wir wissen nicht, wie sie selbst sich sprach.' Wie spricht man denn im Deutschen die Zahl 60 aus? Ich sage sech-zig, meine Frau, eine Österreicherin, sagt sechs-zig, Westfalen sagen, glaub' ich, sex-zig usw. Wer das und vieles Verwandte kennt, der wird nicht fragen, wie die Griechen das Wort Sapho aussprachen, und wird nicht eine Lösung für einzig richtig halten. Hier gilt es die Kunst des Nichtwissens zu üben, und der Lehrer verdient Dank, der nicht durch ein Mückenseien seinen Schülern die Freude an der altklassischen Literatur verleidet. Solche spitzfindige Doktorfragen, für die eine abschließende Lösung kein Mensch geben kann, gehören nicht in die Schule, am wenigsten in die Homerstunde." — Wenn das, was Sie für die Off. H. einsenden wollen, für einen größeren Leserkreis von Interesse ist, wird es gern gebracht, soweit irgend der Raum reicht. Für Ihr Interesse frdl. Dank und Gruß.

H. K., D.-A. Sie wollen die deutschen Apotheker zur Stiftung eines Denksteins für Adolf Duflos, den 1889 in Annaberg als Achtundachtzigjähriger gestorbenen „Adolf Menzel der Pharmazie", aufrufen und meinen, dafür wäre der T. geeigneter als die pharmazeutischen Fachblätter, weil er von den Rentnern unter den Fachgenossen mehr gelesen würde als diese. Nun, wir wünschen Ihnen und uns, daß Sie sich darin nicht täuschen und der erwartete Erfolg nicht ausbleibt. Es sei also hier zur Kenntnis gebracht, daß Beiträge an die Geschäftsstelle des deutschen Apothekervereins in Berlin (Vorsitzender Herr Dr. H. Salzmann, Berlin-Wilmersdorf), sowie an die Vorstände aller pharmazeutischen Verbindungen zu richten sind. Wie es gekommen ist, daß ein Mann wie Duflos noch keinen Grabstein auf dem Trinitatis-Friedhofe zu Annaberg erhalten hat, auf dem er unweit der berühmten, von 23 Pfeilern gestützten Auferstehungslinde ruht, — da doch die beiden andern Annaberger Berühmtheiten, die edle Patrizierin Frau Barbara Uttmann, die Begründerin der sächsischen Spitzenindustrie, und ihr Zeitgenosse, der bekannte Rechenmeister Adam Riese, ihre schönen Denkmäler haben — sei noch Ihrem Aufrufe entnommen: Traugott Friedrich Brodengeyer, in dessen Hause Duflos gestorben ist, erfreute sich sein Leben lang der allgemeinsten Hochschätzung, zumal als Inhaber der bekannten Dietrichschen Sparkasse; er starb am 28. November 1900 zu Annaberg, worauf — zur schrecklichsten Überraschung aller — am 15. Dezember 1900 sowohl über sein kaufmännisches Geschäft als auch über die von ihm geführte Sparkasse der Konkurs eröffnet werden mußte. Durch diesen plötzlichen Zusammenbruch der ältesten Spar- und Leihkasse in Sachsen verloren viele Leute ihr gesamtes Vermögen. Ein Teil der Geschädigten rottete sich zusammen, stürmte auf den Gottesacker und verwüstete das Erbbegräbnis der Familie Brodengeyer so vollständig, daß dabei auch die für Duflos angebrachte Inschrift verunglimpft wurde und verschwand. Erschütternd wirkt die Geschichte und der Anblick dieser nur mit Sand bedeckten, von kahler Mauer umgebenen öden Stätte, wo Duflos ruht. Keine Inschrift, kein Denkstein bezeichnet jetzt sein Grab, niemand beachtet es, keine Hand schmückt es mit Blumen, kein Grashalm wächst darauf. Soll diese Ruhestätte so mißachtet bleiben und der Vergessenheit anheimfallen?

M. D., M. Besten Dank für das Schlußwort, das wir gern bringen. Interessiert hat uns auch, was Sie beiläufig zu den Ausführungen im Märzheft über den Byzantinismus unserer Tage schreiben: „Die Armseligkeit unserer inneren und äußeren Politik gibt wahrhaftig keinen Anlaß zu solchen Verhimmelungen! Dahlmann schrieb einmal an seinen Kollegen Rose: ‚Während in Preußen die bedeutendsten Kräfte in allen zweiten Kreisen tätig sind, findet man immer glücklich einen heraus, der mittelmäßig genug ist, ihn obenan zu stellen.' So ist's noch heute. Und wie stehen wir vor dem Ausland da! . . . Wo sind doch die Zeiten hin, da unser großer ‚Alter' das stolze Wort sprach: ‚Wir laufen niemandem nach!' Im vorigen Sommer war ich in Baden-Baden. An der Table d'hote saß ein Herr neben mir, mit dem ich in ein Gespräch über unsere politischen und sozialen Zustände kam. Es war ein russischer Adliger, der mir im Verlaufe unserer Unterhaltung das geflügelte Wort sagte: ‚Mit dem Tode Ihres alten Kaisers und mit dem Ausscheiden Bismarcks haben Sie nicht nur zwei Männer verloren, sondern die Überlegenheit über ganz Europa; Ihr Kurs ist tief gesunken.' Und ich mußte mir das sagen lassen und — was schlimmer war — mußte ihm recht geben. . . . Wahrhaftig, wenn nicht das altbrandenburgische, altmonarchistische Blut in mir steckte — ich wäre längst ins sozialdemokratische Lager hinübergegangen. Es ist wahrhaftig keine Freude, für eine Sache zu kämpfen und sich zu ärgern, die in einer Verblendung und Selbstgefälligkeit ohnegleichen ihren Gegnern ganze Ozeane Wassers auf ihre Mühlen schüttet. Gott besser's!"

Tausch. Eine Türmerleserin fragt, wer für sechs tadellos erhaltene Türmerhefte, Januar bis Juni 1904, Bücher oder Noten austauscht. Anerbieten an E. Kniebe, Lehrerin, Bochum i. W., Kanalstr. 38.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Bad Oeynhausen i. W. Hausmusik: Dr. Karl Storck, Berlin-Friedenau. Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Beilage zum Türmer

VI. Jahrg. September 1904. Heft 12.

Im Herbst.

Ludwig Bauer.

Sehr gemässigt. Bruno Schmidt, Op. 61, 6.

Singstimme.

Pianoforte.

1. Gel - be Blät-ter, sturmge-trie - ben, flat-tern ü - ber
2. Die - se trost-los scharfe Küh - le, Ne - bel-strei-fen

mf *legato*

Wald und Trift; lass sie flat - tern zu den To - ten; denn ich halt' als
ü - berm Tal! Letz-ter Son - nen-blick ent - ei - le, hier grüsst mich aus

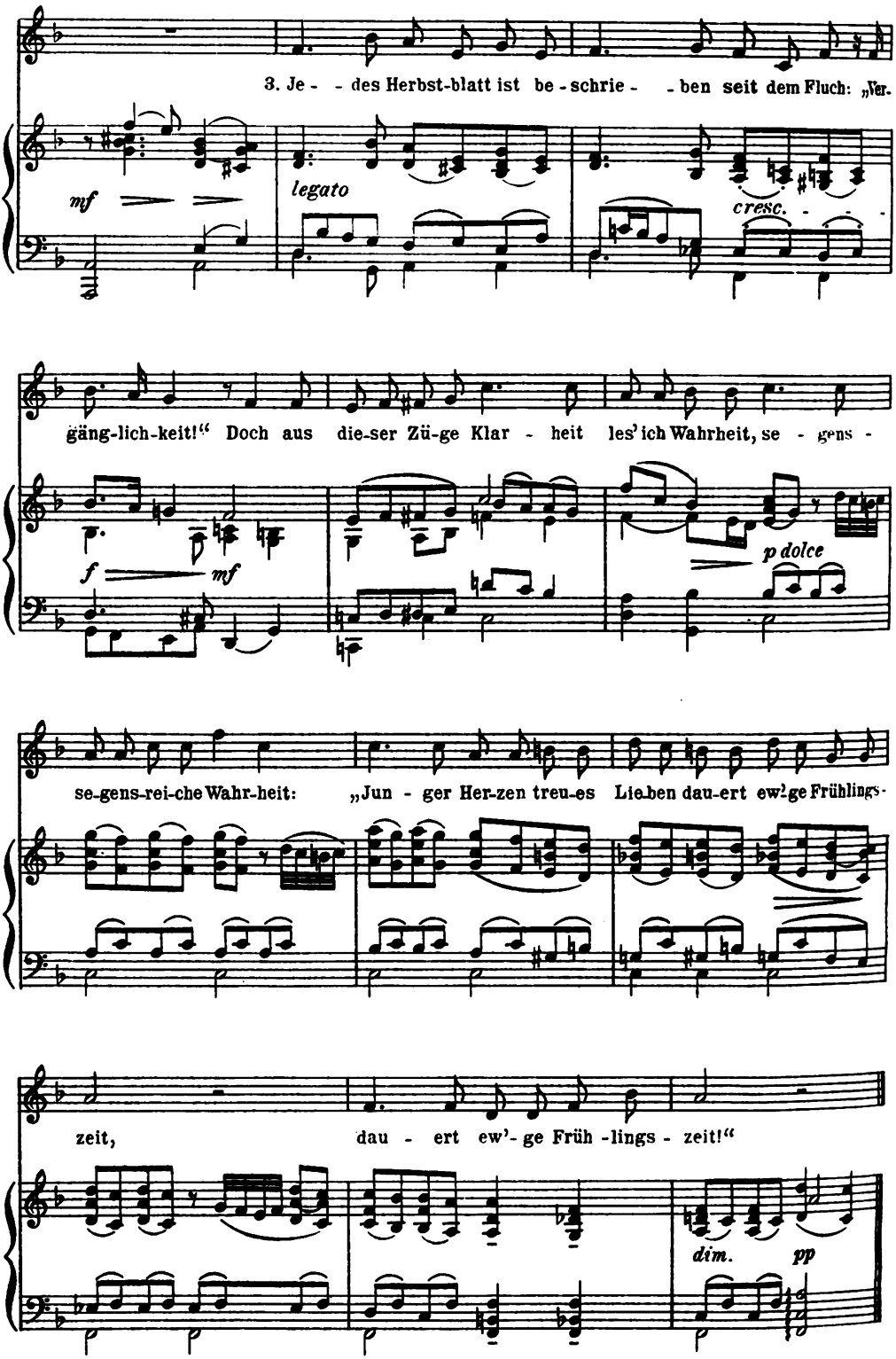
dim. *pdolce*

Früh-lings-bo - ten die - ses Blatt mit ih-ren lie-ben tau-send-mal ge-küss-ten
je - der Zei - le ih - rer in - ni-gen Ge - füh-le süss ge-wohnter Son-nen-

Schrift, tau - - send-mal ge-küss - ten Schrift!
strahl, süss ge-wohn-ter Son - nen - strahl.

dim.

Digitized by Google

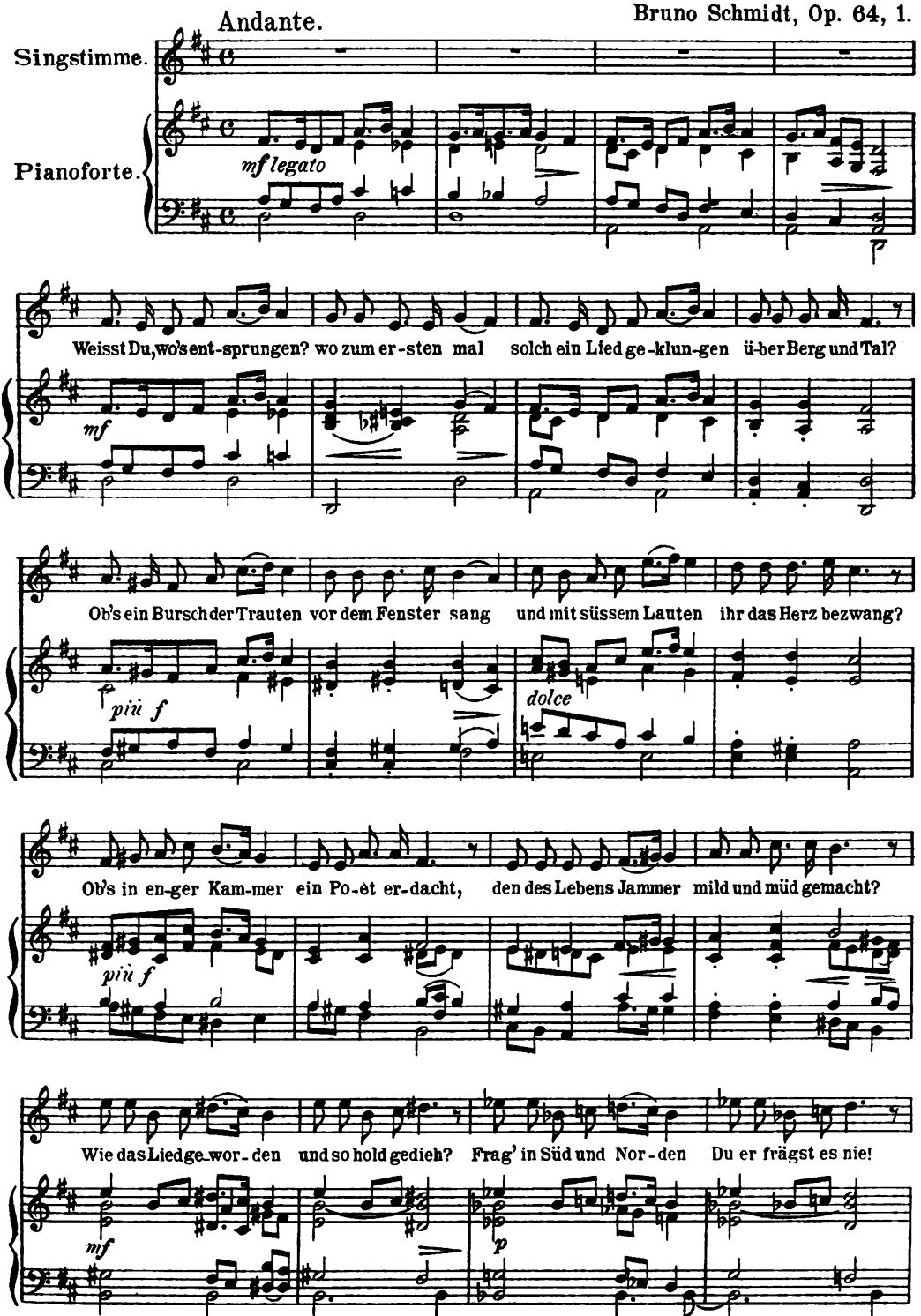


Digitized by Google

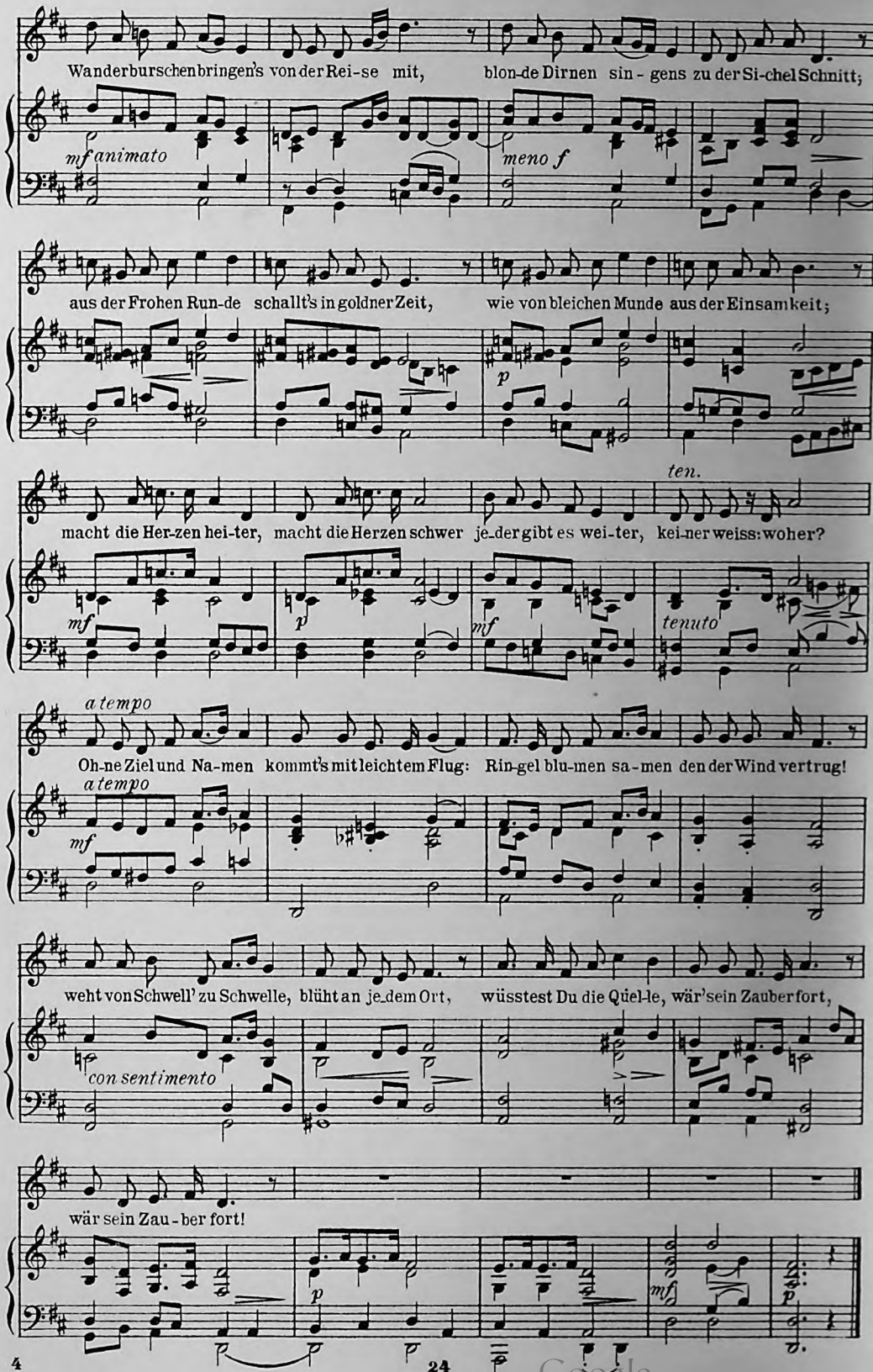
Das Volkslied.

Fritz von Ostini.

Andante. Bruno Schmidt, Op. 64, 1.



Digitized by Google



Digitized by Google

Fréd. Boissonas, Genf.

Aus: Fritz Loescher, „Die Bildnisphotographie“ (Berlin, Gustav Schmidt, 1903).

Digitized by Google

Digitized by Google

Bernh. Troch, Hamburg.

Aus: Ernst Juhl, „Camera-Kunst“ (Berlin, Gustav Schmidt, 1903).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google